Pfann Kuz.

Leben, Wirken und Leiden

Sr. Heiligkeit des

Papst-Königs Pius IX.,

von seinen frühesten Jugendjahren bis zur Gegenwart.

Im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Weltbegebenheiten

dargestellt von

Pfr. Dr. H. G. Rütjes.

Oberhausen a/d. Ruhr.
Ad. Spaarmann'sche Verlagsbuchhandlung.
1872.

Vorwort.

Das im Juli vorigen Jahres vollständig erschienene Lieferungswerk: „Leben, Wirken und Leiden Sr. Heiligkeit des Papstkönigs Pius' IX. von seinen frühesten Jugendjahren bis zur Gegenwart" präsentirt sich in der vorliegenden Ausgabe dem Publicum in bedeutend verkürzter, prunkloserer Form, kann somit erheblich billiger und eben deßhalb auch Individuen und Lesekreisen zugänglicher sein, denen der hohe Preis die Anschaffung des ersteren erschwerte oder wohl gar unmöglich machte. Die Bezeichnung „Volksausgabe" mag hierin ihre Berechtigung finden. Daß der Verfasser und die Verlagshandlung sich zu einer solchen verstanden, geschah auf vielseitigen Wunsch und in der Absicht, dem ohnehin schon in mehr als 30,000 Exemplaren durch ganz Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, ja in America verbreiteten Werke einen noch ausgedehnteren Leserkreis zu verschaffen und dadurch — wie es laut glaubwürdigen Nachrichten überall der Fall war — die Liebe und Verehrung gegen den glorreichen Dulder Pius IX. und die von ihm in so schwerer Zeit geleitete Kirche in noch weitere, ja in die weitesten und niedrigsten, d. h. wichtigsten Kreise des katholischen Lese-Publicums zu tragen.

Wie nothwendig dieß besonders jetzo sei, wo die Feinde des Papstthums und der Religion überhaupt, wie einst jene „Brüder in Belzebub", sich auf's Innigste „verbrüdert" haben, um durch Anfertigung und Verbreitung von wohlfeilen Schmäh- und Schmutzschriften gegen den Papst und die gesammte katholische Glaubens- und Sittenlehre in dem Herzen des sogenannten gemeinen Mannes auch das letzte Fünklein von Ehrfurcht gegen das Oberhaupt seiner Kirche und diese selbst zu ersticken und denselben so für ihre fluchwürdigen, höllischen Pläne brauchbar und willig zu machen — wer, der nur in etwa mit der Zeitlage bekannt ist, wüßte das nicht? Die Zahl jener „verbrüderten" Feinde unseres Glaubens ist Legion, und an ihrer Spitze stehen Männer von hohen Namen, Männer, denen, wie der Augenschein lehrt und wie sie dessen kein Hehl haben, Gewalt vor Recht geht, Männer, die, wie sie es in hoher Versammlung auszusprechen sich nicht entblödeten, in der grausenhaftesten Kloake, die je existirte, in der, Priester mordenden, Kirchen und Paläste plündernden,

denke sich ein beständiges Wogen von Menschen aller Nationen, in den verschiedensten Trachten, damit beschäftigt, sich aufzusuchen oder in aller Eile die Waaren vom Hafen in die Stadt und von der Stadt zum Hafen zu bringen; eine ganze Stadt auf den Straßen, die mit zwei Reihen zierlicher, wie Zelte geformter Buden besetzt sind und deren Boden zur Erleichterung des Transports mit Dielen belegt ist; eine zum ungeheuren Marktplatz gewordene Stadt, deren Gräben, Glacis und angränzende Flächen mit Hütten, Küchen, Pferden und Pflöcken bedeckt sind; dies ist ein Schauspiel, das kaum die morgenländischen Städte bieten, in welchen die großen Caravanen nach Mecca pilgernder Muselmänner auf ihrer Hin- und Rückreise lagern.

In dieser alten, zum größten Theile jedoch neu hergestellten, zum Kirchenstaate gehörenden, obwohl augenblicklich in fremdem Besitze befindlichen Stadt, dem Sitze eines Bischofs, erblickte am dreizehnten Tage des Wonnemonats (Mai) im Jahre des Heils 1792 ein Knäblein das Licht der Welt, das in der heiligen Taufe die Vornamen Giovanni (Johannes) Maria empfing.

Wenn je im Namen eine Vorbedeutung gelegen hat, so ist es hier der Fall gewesen; denn aus dem Kinde ist ein wahrer Apostel und Evangelist Johannes an Milde und Kraft, und ein Verehrer und Beförderer der Ehre Maria's, aber auch ein Schützling von ihr geworden, wie kaum ein Anderer vor ihm. Weder der ihn taufte, noch sonst ein Sterblicher mochte damals ahnen, daß beiläufig ein halbes Jahrhundert später diese beiden Namen einem anderen, dem der Welt- und Kirchengeschichte angehörigen, ebenfalls Charakter und Schicksal vorbedeutenden Namen Pius IX. Platz machen und daß der Träger dieses Namens eine Zierde des heiligen apostolischen Stuhles, der Hort der Gerechtigkeit, die Schutzwehr der wankenden bürgerlichen Gesellschaft werden und ein viertel Jahrhundert lang, wie die Sonne am Firmamente Licht und Wärme, so hier auf Erden Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe rings um sich her ausstrahlen würde.

Des Kindes Eltern waren der Graf Hieronymus Mastai-Ferretti und die Gräfin Katharina Solazzi.

Die Familie Mastai-Ferretti ist von altem lombardischen Adel. Sie hatte ihren Stammsitz zu Crema in dem venetianischen Gebiet Cremasco, zog aber von hier gegen das Ende des 14. Jahrhunderts fort und siedelte nach Sinigaglia in der Legation von Urbino und Pesaro über. Bis in die jüngste Zeit waren mehrere Glieder dieser Familie mit den höchsten Stellen der städtischen Verwaltung betraut, so zwar, daß es in Sinigaglia sprüchwörtlich geworden, die Ehre, Gonfaloniere (Bannerherr oder Bürgermeister) zu sein, sei in der Familie Mastai eigen und erblich.

Am Ende des 17. Jahrhunderts erhielten die Mastai's als Belohnung einer langen Reihe glänzender Dienste vom Fürsten Farnese, Herzog von Parma und Piacenza, den Grafentitel. Später, in Folge einer Verbindung mit dem letzten Sprossen der Familie Ferretti, fügten sie den Namen Ferretti zu dem ihrigen und führen seitdem beide Namen.

Johann Maria war von vier Brüdern der jüngste. Zwei Brüder, Gabriel und Gaetano, leben noch, der erstere 85, der andere 82

Jahre alt. Von seinen vier Schwestern trägt die einzige noch lebende, die Gräfin Benigni, mit Rüstigkeit die Bürde ihrer 79 Jahre. Eine andere Schwester lebte noch 1857 als Nonne in einem Kloster zu Sinigaglia. Sein Vater, der Graf Hieronymus, starb (am 1. Dec. 1833) mit 80, seine Mutter, die Gräfin Katharina, (am 12. Januar 1842) mit 82 Jahren. Sein Großvater, der Graf Hercules, erreichte ein Alter von 96 Jahren.

Man fühlt sich unwillkürlich zu fragen versucht: Wie erklären sich diese hohen Lebensjahre bei fast allen Gliedern der Familie? Die Antwort darauf ist sehr einfach: In der Familie Mastai-Ferretti war von jeher die zarte Liebe der Kinder zu ihren Eltern eine merkwürdige und bekannte Thatsache. Ist es zu verwundern, daß bei Allen bis heutezu das Wort der heiligen Schrift: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden", in Erfüllung ging?

Die Familie Mastai ist sehr zahlreich. Der älteste, der Graf Gabriel, hat von seiner Gemahlin, der Gräfin Victoria, zwei Söhne, den Grafen Ludwig, der die Fürstin del Drago, und den Grafen Hercules, der die Nichte des Cardinals Cadolini zur Frau hat.

Der Graf Gaetano ist Wittwer und kinderlos. Der vor einigen Jahren verstorbene Graf Joseph, vormaliger Gendarmerie-Hauptmann, hat ebenfalls keine Nachkommen hinterlassen; allein die verheiratheten Schwestern und Bruderssöhne haben dem jetzigen Kirchenoberhaupte eine große Anzahl Neffen und Neffensöhne gegeben; doch hat Keinem derselben die Beförderung ihres Oheims und Großoheims zu der höchsten Erdenwürde auch nur einen Bajocco auf Kosten der Kirche oder des Staates eingebracht.

Der Palast, worin Giovanni Maria Mastai geboren ward, steht noch in seiner alterthümlichen Beschaffenheit da. Er ist von kleinen, schmalen, finstern Gäßchen umgeben und liegt hinter dem Stadthause wie versteckt.

In der kleinen Schloßcapelle befindet sich noch heutzutage ein ungewöhnlich großes Kreuz mit einem riesigen Christusbild daran. Es ist ein altes Familienstück, mit den Erinnerungen und Erlebnissen der Familienglieder auf das Innigste verwachsen, daher Gegenstand ihrer zartesten Verehrung. Wie oft mag Pius IX. als Kind und Jüngling in ahnungsvoller Andacht, sein künftiges „Kreuz vom Kreuze" (crux de cruce), das ein vom Geiste Gottes erleuchteter Erzbischof Jahrhunderte vorher ihm als Papstzeichen geweissagt hat, gewissermaßen vorempfindend, davor gekniet und fromme Thränen vergossen haben! Wie hoch daher namentlich er es auch jetzt noch in Ehren hält, beweist der Umstand, daß, als bei einer nothwendig gewordenen Wiederherstellung der Capelle Rede davon war, das unverhältnißmäßig große Kreuz zu entfernen, Pius IX. dieses zu verhindern und ihm seinen alten ehrwürdigen Platz zu erhalten gewußt hat.

Wie ein patriarchalisches Alter, so ist auch ein patriarchalischer Biedersinn, eine erleuchtete Frömmigkeit, wahre christliche Menschenfreundlichkeit und eine glühende Liebe für ihr schönes Vaterland Italien, für dessen Freiheit und Unabhängigkeit in der Familie Mastai-Ferretti erblich. Zur Zeit war sie durch ihre Abneigung gegen Oestreich, als eine in ihren Augen ungebührlichen Druck auf ihr Vaterland ausübende Macht,

wie überhaupt gegen jegliche Fremdherrschaft bekannt. Personen von etwas starrer Anhänglichkeit an das Althergebrachte wollen zu gewisser Zeit ein etwaiges, ihnen bedenklich scheinendes Hinneigen zu den freisinnigen Ideen und Einrichtungen der Neuzeit an Etlichen der Mastai-Ferretti wahrgenommen haben.

Wie dem auch sein möge, Gott hatte den jüngsten männlichen Sprossen des Hauses Mastai unter seine besondere Obhut genommen und bediente sich dabei der Mithülfe einer ausgezeichneten Mutter. Die Gräfin Mastai war eine Frau von großem Charakter und hoher Frömmigkeit. Man sagt, zwei edle Frauen, Mütter von zwei großen Heiligen, Thomas von Aquino und Franz von Sales, hätten ihr im Werke der Kindererziehung als leuchtende Muster vor Augen geschwebt, und nach dem Vorgange Jener sei es auch ihr Bestreben gewesen, in dem Charakter ihrer Kinder Festigkeit und Milde, Thatkraft und Sanftmuth vermittelst der lautersten Frömmigkeit zu einer schönen Einheit zu verschmelzen. Gewiß ist, daß wenigstens an einem ihrer Kinder dieses Ideal auf kaum geahnte Weise ist erreicht worden. Was ihr dabei sehr zu Statten kam, war eine äußerst zärtliche Andacht und Liebe zu Maria, der Königin der Jungfrauen und Märtyrer, wodurch sie sich auszeichnete. Wahrscheinlich wohl auf der Mutter Wunsch, gewiß nicht, wie bereits angedeutet worden, ohne Fügung der Vorsehung, die mit dem Kinde ihre besonderen Absichten hatte, hatte dasselbe in der Taufe die Vornamen Johannes Maria erhalten: Johannes, zu welchem der sterbende Heiland vom Kreuze herab, auf die Jungfrau deutend, gesprochen: „Sieh da deine Mutter“; Maria, zu welcher derselbe, den geliebten Jünger anblickend, gesagt hat: „Sieh da deinen Sohn“. Diese beiden Namen, welche ihr zwei so heilige Personen im Zusammenhange mit jenem so schmerzensvollen Drama auf dem Calvarienberge, im Zusammenhange mit dem Kreuze, worunter sie standen, in die Erinnerung riefen; diese beiden Namen, welche als Vorboten namenlosen Herzeleids, aber auch als Herolde übernatürlicher Wonnen und Tröstungen dem Namen Mastai voranstanden, machten die gefühlvolle, tiefsinnige Frau, wenn sie in einsamen Stunden, an der Wiege sitzend, der Bedeutung derselben an und für sich und in ihrer Zusammenstellung nachsann, oft unwillkürlich erschaudern und erbeben. Hatte ihr in dem ersten Blicke des holden Knäbleins Etwas entgegenzulächeln geschienen, das nicht von dieser Welt war, so hatte sie dagegen auch in seinem ersten Wimmern einen Schmerzenston zu vernehmen geglaubt, wie er von den Lippen gewöhnlicher Kinder nur selten vernommen zu werden pflegt. So offenbart Gott, der die Vollkommenheit der mütterlichen Liebe durch sein persönliches Herniederkommen in das Herz einer Mutter hat krönen wollen, ganz ausgezeichneten Müttern bisweilen durch ein Lächeln, durch einen Ton der Stimme die ganze Zukunft ihres Kindes. Hatte er ja auch der im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Mutter Pius' VII. ihres Sohnes dereinstige Erhebung zur päpstlichen Würde und die lange Reihe von Leiden geoffenbart, welche er als Papst würde zu erdulden haben.

Der Gräfin Mastai, vielleicht auf ähnliche Weise durch geheimnißvolle, ihre tiefste Seele bewegende Vorahnungen über des Kindes Zukunft

belehrt, kam wieder und wieder der Calvarienberg in den Sinn. Da warf sie eines Tages zu den Füßen eines Bildnisses der Schmerzensmutter sich nieder, und ihr Kind in ihren Armen zu derselben emporhebend, rief sie aus: „O Maria, wie du einst den Lieblingsjünger des Herrn an Sohnes Statt angenommen hast, so nimm auch diesen hier als deinen Sohn an! Dir weihe ich ihn, dir, dir überlasse ich ihn!"

Durch diese Widmung war der kleine Giovanni Maria ein wahres Pflegekind Mariä geworden. Und so hat das verehrungswürdige Oberhaupt unserer heiligen katholischen Kirche, zu welchem die Welt staunend und ehrfurchtsvoll emporblickt, so zu sagen mit der Muttermilch auf den Knieen einer frommen Mutter jene Liebe und jene Andacht zu Maria eingesogen, die durch seine Hand eine so strahlende Perle in den Ehrenkranz der jungfräulichen Gottesmutter und ein so glorreiches Blatt in die Jahrbücher der Kirchengeschichte eingeflochten hat.

Wie innig fromm Mutter und Kind waren, wie sinnig jene von Anfang an nebst der Liebe zu Jesus und Maria auch die Liebe zu der Kirche Gottes und zu ihrem sichtbaren Oberhaupte in des Kindes Gemüth einzupflanzen verstand, und wie frühzeitig sich dieses dafür offen und empfänglich erwies, dafür liefert eine rührende Anekdote, die in die ersten Kindheitsjahre Mastai's fällt, einen sprechenden Beweis. Doch bedarf es, um sie recht verstehen zu können, zuvor eines Blickes auf die damalige Zeitlage.

Zweites Capitel.

Traurige Zustände allenthalben. — Republik in Frankreich. — Ihr Nachspiel in Italien. — Aufstand in Rom, durch Fremde angezettelt. — Pius VI. in der Verbannung. — Sein Tod. — Eines frommen Kindes Gebet für den bedrängten heiligen Vater. — Ein engelgleicher Knabe.

Es war eine für Kirche und Staat äußerst traurige Zeit, trauriger noch und weniger trostreich, als die gegenwärtige. Auch ein Pius saß damals auf dem Throne der Christenheit, Papst Pius VI.; doch nein, nicht auf dem Throne saß er: im Gefängnisse, in Kerker und Banden schmachtete er. In Frankreich und in andern Ländern ging es drunter und drüber und Menschenblut floß in Strömen. Das war nicht urplötzlich und über Nacht so gekommen: das war die Frucht einer lange vorher ausgestreuten bösen Saat, mit andern Worten: das war die Folge der gottentfremdeten, religionsfeindlichen, umwälzungssüchtigen Ideen, welche, in geheimen politischen Gesellschaften ausgebrütet, sich um so schneller verbreiteten, jemehr selbst gekrönte Häupter und deren Rathgeber ihre Beförderer gewesen waren. Kaiser Joseph II. in Deutschland, Großherzog Leopold in Toscana und die Minister du Tillot zu Parma, Tanucci in den beiden Sicilien hatten mit verwegener Hand sich Eingriffe in die ewigen und unveräußerlichen Gerechtsame der Kirche erlaubt, ihre Zucht gelockert, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Völker beschränkt und, blos um freiere Hand zur Verwirklichung ihrer sogenannten zeitgemäßen, fortschrittlichen Ideen und zur Knechtung und Blendung der Geister ihrer Unterthanen zu haben, Das aufgehoben und niedergerissen, was die Kirche, vom Geiste Gottes geleitet, seit Jahrhunderten zum Wohl der Völker aufgebaut, gepflanzt und gepflegt hatte.

Nachdem so die Könige und ihre Minister die Sturmglocke gegen die Kirche geläutet, brach der Sturm auch gegen sie los und stürzte einen Thron nach dem andern über den Haufen. Da mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen. So war es eben jetzt (1793) in Frankreich gegangen, wo der fromme, tugendreiche König Ludwig XVI. von seinem eigenen Volke ermordet und das Königreich unter Blutströmen in einen Freistaat, in eine wüste, wilde Republik umgewandelt worden.

Wie in Frankreich, so wollten die fanatischen Freiheitshelden es allenthalben haben: überall sollten die Throne der Monarchen fallen und den Republiken Platz machen. Vor Allen war es auf den ältesten, rechtmäßigsten und ehrwürdigsten Thron der Welt, auf den des Papstkönigs in der ewigen Stadt Rom abgesehen, und mit ihm glaubte man um so leichteres Spiel zu haben, als ein hochbejahrter, wehrloser Greis auf demselben saß und das Scepter über die Christenheit führte. Allein man hatte an dem Priestergreis sich versehen. Pius VI. verweigerte dem französischen Consul die beanspruchte Befugniß, auf dem Gesandtschaftsgebäude die Fahne der Republik aufzupflanzen. Der Consul bestand darauf, und zwei Agenten der Revolution (Laflotte und Basseville) durcheilten mit der den Franzosen eigenen, keine Gefahr scheuenden Hitze die lange, breite, prachtvolle, Rom seiner ganzen Länge nach durchschneidende Hauptstraße — Corso genannt — und entfalteten dort auf ihren Wagen die dreifarbigen Fahnen. Das römische Volk pfiff sie aus und warf mit Steinen; jene sollen mit einem Pistolenschuß geantwortet haben; kurz es entbrannte ein Aufruhr, die beiden Franzosen wurden von einer wüthenden Menge verfolgt und die Lüfte hallten wieder von dem Rufe: „Es lebe Sanct Peter!" Laflotte verdankte seine Rettung den auf den ersten Lärm herbeigeeilten päpstlichen Truppen, und Basseville, der sich in einen Laden geflüchtet, bekam von dem Rasirmesser eines Barbiers einen Hieb, woran er den folgenden Tag starb.

Der heilige Vater Pius VI. verbarg seinen Schmerz über diese Vorgänge nicht und zog die Schuldigen nach Gebühr zur Strafe. Allein die empfindsame Republik an der Seine hielt sich dadurch nicht für befriedigt; vielleicht war auch der höhnende Freudenruf der Römer über Basseville's Tod nach Paris zu ihr hinübergedrungen. In allen Classen der Bevölkerung Roms feierte man diese Begebenheit und Dichter besangen sie in meisterhaften Liedern. Das that die Liebe der Römer zu ihrem guten, ihnen von Gott gesetzten väterlichen Herrscher. Sofort bedrohten die französischen Heere das westliche Italien; ihr anfangs langsamer Marsch wurde rascher, als sich Bonaparte an ihre Spitze gestellt. Ob dessen raschen, siegreichen Vordringens bestürzt und kraftlos zur Gegenwehr, sah Pius VI. das einzige Rettungsmittel darin, daß er Bevollmächtigte sandte und um große Opfer zuerst den Waffenstillstand von Bologna, dann den Frieden von Tolentino erkaufte, der so schnell wieder gebrochen ward. Zur Erfüllung der Friedensbedingungen wurden damals die Heiligthümer ihrer Schätze beraubt; goldene Kelche, kostbare Gemälde und andere Meisterwerke italienischer Kunst wanderten über die Alpen, selbst das verehrte Bild von Loretto wurde als Siegestrophäe weggeschleppt.

Um die dreißig Millionen, die ihm durch den Vertrag von Tolentino auferlegt worden, zahlen zu können, sah Pius VI. sich außerdem genöthigt, die Steuer-Auflagen zu vervierfachen. Der durch diese Maßregel verursachten Unzufriedenheit bedienten sich die Unruhestifter, den Geist der Empörung im Volke wachzurufen. In der Nacht vom 27. auf den 28. December 1797 brach ein Aufstand aus, an dessen Spitze, unter dem Schutze französischer Offiziere, der Bildhauer Ceracchi stand. Alle Versuche, die päpstlichen Truppen zum Abfall zu bewegen, waren vergebens: sie blieben treu, und als die feigen Aufrührer wild aufschrieen und frech den Soldaten Trotz boten, feuerten diese auf sie und streckten unglücklicher Weise den General Duphot todt zu Boden. Das war in den Augen der Revolutionäre eine neue Verletzung des Völkerrechts. Das Pariser Directorium sandte abermals eine Armee gegen den Papst unter dem Oberbefehl des Generals Berthier, der am 11. Februar 1798 ohne Widerstand in Rom einrückte und am 15. daselbst unter dem üblichen Gaukelspiel die Republik ausrief.

Der heilige Vater Pius VI. legte gegen diese kühne Verletzung seiner Rechte, wie es seine Pflicht war, Protest ein. Dafür wurde er gefangen genommen und ihm zum Hohne beim Eingange der Engelsbrücke eine Statue der Freiheit errichtet, welche die päpstliche dreifache Krone und andere Sinnbilder der Religion zu ihren Füßen liegend zeigte.

Noch war der rechtmäßige Herrscher in seiner Residenzstadt anwesend; das war aber den Revolutionsmännern für ihre Pläne noch immer ein Hinderniß. Trotz seinen achtzig Jahren und seinem leidenden Zustande mußte Pius VI. daher in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar seine Hauptstadt verlassen und in das Elend wandern.

Man schleppte den Greis in einem engen, sorgsam verschlossenen Wagen von einem Ort zum andern. In Siena und darnach in Florenz gönnte man ihm bis zum 29. März des folgenden Jahres einige Rast. Da ließ das Directorium ihn nach Turin und von dort nach Briançon abführen. Ueber das Felsgeklippe des Berges Genevre mußte man ihn auf den Armen tragen; sein schneeweißes Haar flatterte im Winde; Husaren wollten ihm aus Mitleid ihre Pelze geben, der Greis aber lehnte sie ab, er wollte lieber selbst leiden, als Andern Leiden verursachen. Bei alledem ging keine Klage über seine Lippen, kein Schmerz trübte seine heitern Gesichtszüge. In Briançon angelangt, drängte sich die Schaar der Neugierigen, ihn zu sehen: die Einen segneten ihn, die Andern verhöhnten ihn; Pius VI. schleppte sich bis an das Fenster; „Ecce homo!“ sagte er zu ihnen, und wie die guten Leute den Stellvertreter Christi wirklich in einem Zustande sahen, der ihnen das Jammerbild seines göttlichen Vorbildes Jesus Christus in die Erinnerung rief, warf sich die Menge ehrfurchtsvoll auf die Kniee nieder. Von Briançon ging die Zwangsreise nach Grenoble und endlich nach Valence weiter, wo er am 14. Juli 1799 ankam und wo anderthalb Monate später (29. August 1799) der Todesengel ihm die Bande abnahm und ihn in die Heimath der Freiheit und des Friedens abholte — im 81. Jahre seines Alters und im 25. seines Pontificates. Die Prophezeihung des alten Erzbischofes Malachias von Armagh, desselben, der das „Kreuz vom Kreuze“

in Bezug auf Pius IX. prophezeite, war an ihm wahr geworden: vir apostolicus moriens in exilio (ein apostolischer Mann, der in der Verbannung stirbt). Kein Papst seit Petrus hatte länger regiert, als er, und schon jubelten Viele über die Abschaffung des Papstthums.

Daß bei der Kunde von den Verfolgungen und Quälereien, welche gottlose Menschen dem Oberhaupte ihrer Kirche und ihrem gemeinsamen Vater anthaten, alle katholischen Herzen bluteten, alle gutgesinnten katholischen Familien in Wehmuth und Trauer versetzt wurden, läßt sich unschwer begreifen.

So herrschte denn auch zu Sinigaglia in dem gräflichen Hause Mastai ob aller dieser Vorgänge große Niedergeschlagenheit, die um so empfindlicher sein mußte, als sie aus Furcht vor den Machthabern, in deren Dienst Graf Hieronymus Mastai als höchste Magistratsperson der Stadt stand, sich in das Innere verschließen mußte und nirgendwo nach Außen hin sich Luft machen durfte. So konnte man denn blos Gott seine Noth klagen und allein bei Ihm, dem allmächtigen und treuen Schirmherrn Seiner Kirche, Trost und Hülfe suchen. Das Mittel dazu ist das Gebet. Und je vertrauensvoller, je kindlicher und unschuldsvoller das Gebet, desto besser, desto kräftiger und erfolgreicher ist es auch. Auch im Hause Mastai betete und hoffte man.

Von ihrer frühesten Jugend an hatte die Gräfin Katharina, welche als eine christliche Mutter ihren Kindern vor Allem eine wahre und innige Gottesfurcht einzuflößen bestrebt war, sie daran gewöhnt, jeden Morgen und jeden Abend mit ihr zu beten und in ihrem Gebete auch des heiligen Vaters Pius VI. zu gedenken, welcher dazumal das mit Untergang bedrohte Schifflein Petri unter so bedauerlichen Umständen lenkte.

Als nun die Bedrängnisse des heiligen Stuhles immer größer wurden und die Kunde davon auch nach Sinigaglia gelangte, hielt es die fromme Mutter für ihre Pflicht, ihrem jungen Sohne, so viel er davon begreifen konnte, (er zählte etwa sechs oder sieben Jahre) mitzutheilen und ihn aufzufordern, von nun an seinen Morgen- und Abendgebeten ein Vaterunser und ein Ave hinzuzufügen.

„Liebes Kind", sagte sie, als sie ihn zum ersten Male zu diesem guten Werke aufforderte, „großes Unglück droht dem erhabenen Oberhaupte der Kirche, er ist sehr betrübt: bitte Gott mit mir, daß es ihm gefalle, die Leiden des heiligen Vaters zu mildern und jede Gefahr von seinem Haupte abzuwenden."

„O ja", antwortete das Kind, „ich will beten mit Dir für den heiligen Vater, und ich verspreche Dir, daß mein Gebet recht innig sein soll." — Und jeden Morgen und jeden Abend erinnerte nun der junge Mastai selbst seine Mutter an das Vaterunser, welches sie zusammen beten sollten.

Eines Abends, als sie ihr gewöhnliches Gebet verrichteten, umarmte die Gräfin unter Thränen ihr Kind und sagte:

„Lieber Kleiner, wir müssen heute Abend mit besonderer Inbrunst für den heiligen Vater beten; das Unheil, welches man befürchtete, beginnt hereinzubrechen; Bewaffnete haben sich seiner bemächtigt, er ist gefangen und man führt ihn weit weg von Rom."

Bei diesen Worten begann das Kind, welches bis dahin seiner Mutter aufmerksam zugehört hatte, mit ihr zu weinen, und die Händchen faltend, betete es mit der Andacht eines Engels.

Als es mit seinem Gebete zu Ende war, erhob es sich, und während ihm noch die Thränen in den Augen standen, sagte das Kind halb im Zweifel zu seiner Mutter:

„Aber, Mama, wie kann der liebe Gott zugeben, daß der Papst, der Stellvertreter seines Sohnes Jesu Christi, also vom Unglück heimgesucht werde? Wie kann er gestatten, daß man ihn, welcher, wie Du sagst, so gut ist, wie einen Uebelthäter in die Gefangenschaft schleppe?"

„Mein Kind", erwiderte die Gräfin, „gerade weil der Papst der Stellvertreter Christi ist, gestattet Gott, daß also an ihm gehandelt werde. Erinnerst Du Dich nicht, was ich Dir von der Geschichte des Erlösers erzählt habe: wie der göttliche Heiland, welcher die Liebe selbst war, dennoch Feinde hatte, wie diese Feinde sich seiner bemächtigten, wie sie die schrecklichsten Martern ihn dulden ließen und zuletzt ihn an's Kreuz schlugen? Und siehst Du, liebes Kind, Gott hat so gewollt, daß die Päpste die Nachbilder des leidenden Christus waren; er gibt es auch zu in Bezug auf den heiligen Vater Pius VI."

„Aber dann, Mama", entgegnete das Kind, „sind jene Menschen, welche so grausam den heiligen Vater behandeln, Bösewichter, nicht wahr? Und man muß Gott bitten, sie zu strafen?"

„Liebes Kind", erwiderte die Gräfin, „man muß Gott nie bitten, irgend wen zu strafen! Erinnere Dich, was Jesus Christus selbst noch am Kreuze that! Er betete für seine Feinde, er bat Gott, Erbarmen mit ihnen zu haben und ihr böses Herz zum Guten zu lenken. Dies thut, ich bin dessen gewiß, in diesem Augenblicke auch Pius VI.; wir müssen unser Gebet mit dem seinen vereinen und Gott bitten, alle jene Gottlosen zu erleuchten, welche Hand an den heiligen Vater legten."

Und der junge Mastai warf sich auf die Kniee und wiederholte das Vaterunser auch für die Feinde Pius VI.

So lernte Pius IX. in den ersten Tagen seiner Kindheit unter dem milden Einflusse einer christlichen Mutter, mit zu empfinden die Leiden des Oberhauptes der Kirche, zu begreifen, daß vor Gott der Stellvertreter Christi weniger als irgend ein Anderer ausgenommen sein dürfe von den Prüfungen dieser Welt, und in dem kindlichen Herzen die erhabensten Regungen zu entfalten: Verzeihung der Schmähungen und das Gebet für die Feinde.

O, wenn nach diesem Gespräche zwischen seiner Mutter und ihm ein Engel Gottes, den Schleier lüftend, der seinem Auge die Zukunft verhüllte, ihn sich selber fünfzig Jahre später gezeigt hätte auf dem erhabenen Thron der Päpste, den fünften Nachfolger Pius VI.! Und wenn derselbe, die Geschichte seines Pontificates prophetisch vor seinen Augen entrollend, ihn hätte lesen lassen die Trübsale, welche sich über ihn ausgießen, die Feinde, welche ihm in den Weg treten sollten, die Thränen aller seiner Unterthanen, ihre zum Himmel erhobenen Hände, ihre auf das Grab des heil. Petrus niedergelegten Opferspenden von den Goldkronen der Reichen bis herab zu den vom Munde ersparten Groschen

und Pfennigen der Wittwen und Waisen, wenn er ihn hätte sehen lassen die Schaaren blühender Jünglinge, die, ihre Heimath, ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Bräute verlassend, gleich jungen Machabäerhelden für ihn in den Kampf ziehen und mit todesmuthiger Begeisterung unter dem Rufe: „Hoch lebe Pius IX.! Hoch lebe Sanct Peter!“ sich dem dichtesten Kugelregen und dem sicheren Tode aussetzen würden, — wahrhaftig, der holde Knabe würde es noch besser begriffen haben, daß die Tiara, diese dreifache Krone der Päpste, ihr erhabenes Haupt vor Trübsal nicht schützt, und daß, wenn Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit ihnen allen den bittern Kelch reicht, welchen Christus trank, Er auch allen die Kraft gibt, als unschuldige Opfer zu dulden und ihren Feinden zu verzeihen.

Und wahrlich! durch die in ihrer kindlichen Unschuld so glühenden Gebete, welche er am Morgen seines Lebens für den verehrten Pius VI. zum Himmel gesandt, hat Pius IX., der nunmehrige König der Kirche, es wohl verdient, daß in den Tagen seines Unglücks die ganze Kirche im Gebete für ihn sich vereine, daß die Kinder mit ihren Müttern auch für ihn ihre Hände zum Himmel erheben und jeden Morgen und jeden Abend ein Vaterunser und ein Ave beten auch für ihn!

Drittes Capitel.

Johann Maria Mastai ein engelgleicher Knabe. — Seine Rettung von augenscheinlichem Tode. — Edle (obwohl ohne Schuld späte) Dankbarkeit dafür. — Welche Folgen jener Unglücksfall für Johann Maria Mastai's Gesundheit gehabt. — Wie derselbe als Kind und Greis das vierte Gebot erfüllt und sich stets als guter Sohn und braver Bruder bewährt hat.

Der Umstand, daß der kleine Giovanni Maria von seiner tugendhaften Mutter Maria, der Königin der Jungfrauen, gewidmet worden, konnte nicht anders als glückbringend für ihn sein, und ist es in der That, auch was seine leibliche Daseinsweise anbelangt, allzeit in hohem Grade für ihn gewesen. Denn wie der göttliche Sohn Diejenigen, die ihn lieben, wieder liebt, so thut das Gleiche auch die gebenedeite Mutter, und diese ihre Gegenliebe kann nie und nimmer unfruchtbar bleiben. Sie äußert sich zunächst und vor Allem in der Erflehung einer reinen, unschuldvollen, jungfräulichen Seele für den Geliebten, die dann nicht umhin kann, ihren inneren Lichtglanz, ihre bezaubernde Schönheit auch durch ihre fleischerne Hülle (den Körper) durchstrahlen zu lassen und diesem etwas Aetherisches, etwas Unirdisches mitzutheilen. Das war denn auch ganz und gar bei dem jungen Mastai-Ferretti der Fall. Man merkte es seinen regelmäßigen und feinen Zügen an, die mit seltsamem Liebreiz seine engelgleiche Gesichtsbildung stets deutlicher hervortreten ließen: man merkte es seinen leichten und anmuthigen Formen an, die seiner ganzen persönlichen Erscheinung, ja seinen geringsten Bewegungen mehr und mehr jene majestätische Haltung und jenen wahrhaft königlichen Glanz verliehen, den jetzt Alle mit Entzücken an ihm bewundern; man merkte es ganz vorzüglich an jenen glücklichen Naturtrieben, die wie von selbst in sein schlichtes, aufrichtiges Herz sich einsenkten, um nach Außen hin in lieblichen Früchten der Gottesfurcht und der Tugend sich zu entfalten.

Es war so schön, das adelige Kind, es spiegelte auf seiner Stirn so rein den sanften Glanz der Unschuld ab, daß man es für eine jener holdseligen Engelsgestalten hätte halten können, welche die Maler seines

Landes mit so vielem Geschick um ihre Madonnenbilder zu gruppiren verstanden. Wie oft, wenn der Kleine unter den Augen der Mutter mit andern Kindern spielte, sah man ihn plötzlich innehalten, sich ein wenig an die Seite begeben, seine Augen gen Himmel heben und leise den Kopf neigen, als ob er von Oben herab eine Engelsstimme vernähme, die ihm zuflüsterte: Mein Bruder. — Wie oft, nachdem er das Familienmahl eingenommen, schlich er, anstatt nach Kinderart sofort seinen Vergnügungen nachzurennen, sich heimlich in das mütterliche Betcapellchen, knieete da nieder und faltete vor dem Bilde des lieben Jesuskindleins, das man ihn so gut lieben und nachahmen lehrte, oder vor dem Standbilde jener erhabenen Jungfrau, die man ihm als den kostbarsten Schatz der Erde und des Himmels schilderte, die unschuldvollen Händchen! Unter den reinen Eingebungen dieser doppelten heiligen Liebe flossen Giovanni Maria Mastai's früheste Jugendjahre rasch, für ihn zu rasch, von aller Welt, zumeist aber von den Armen und Unglücklichen, gesegnet, dahin. Ward der Knabe eines Armen ansichtig, so schwoll sein zartes Herzchen vor Mitleid; er lief, so schnell er konnte, zur Mama hin, und nachdem er deren warme und reine Nächstenliebe mit Erfolg für den Flehenden in Anspruch genommen, zog er, abgewandten Blickes, diesen sanft mit sich fort, um durch das Zuschauen seiner Augen den armen Unterstützten ja nicht zu beschämen.

Bei diesen so vortrefflichen Eigenschaften des holdseligen Knaben, der wie ein Engel durch das Haus schwebte und durch sein liebreiches, gewecktes, kluges Wesen Alle entzückte, läßt sich der Schrecken ermessen, von welchem Eltern und Geschwister und sämmtliche Hausgenossen bei der Kunde ergriffen werden mußten, der kleine Giovanni Maria sei auf ein Haar nahe ein Kind des Todes gewesen.

Es war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1797) im Monat October, als sich die erlauchte Familie Mastai-Ferretti auf einen ungefähr acht Meilen von der Stadt entfernten Landsitz begab. Unter den Gliedern der Familie befand sich der lebhafte, liebenswürdige Giovanni.

Eines schönen Tages nun begibt sich der muntere Knabe hinaus auf die Landschaft, von einem schlichten Hausbedienten, Domenico Guido mit Namen, begleitet, um sich nach Kinderart im Freien mit Pflücken von Blumen oder Fangen von bunten Schmetterlingen zu erlustigen. Der Spaziergang führt sie zu einem ziemlich tiefen, mit stehendem Wasser angefüllten Graben. Das Kind steht still, erblickt kleine, im Wasser spielende Fische, ergötzt sich an ihren schnellen Wendungen, will sie mit der Hand fangen, nähert sich, ohne Gefahr zu ahnen, dem Abgrunde, schreitet auf diesem schlüpfrigen und lehmigen Erdreich etwas vorwärts — — — plötzlich wankt sein Fuß, Giovanni stürzt und versinkt unter dem Gewässer. Sein Tod scheint unvermeidlich: aber die Vorsehung, die in ihren unergründlichen Rathschlüssen den schirmenden Fittig über ein so kostbares Leben ausbreitet, entreißt ihn der Gefahr.

Der muthige Diener Domenico Guido sprang eilends herbei, erreichte ihn noch glücklich, bevor er in die Tiefe versank, zog ihn hervor und führte ihn, einen zweiten Moses, gerettet an's Ufer. Wie Vieles hing an diesem Augenblicke, an diesem Herbeieilen des Retters! Wie

Vieles, das damals selbst die hocherfreuten Eltern und Geschwister des geretteten Kindes nicht von ferne ahnen konnten!

Wahrlich, dieser gute Domenico Guido hat durch die lebensgefährliche Rettung eines so überaus kostbaren Lebens gewiß ein eben so großes Verdienst um die Menschheit sich erworben, als jener treue Stallmeister (Froben), der einst sich dem augenscheinlichen Tode aussetzte und ihn auch fand, um seinem Herrn, dem „großen Churfürsten", das Leben zu retten. Nebst einer diamantenen Rettungsmedaille hätte er wohl ein Ehrendenkmal in der Geschichte verdient. Jene ist ihm gewiß nicht zu Theil geworden und auch sein Name ist lange im Dunkeln geblieben; dennoch hat seine edle That ihm, wenngleich spät, reichen Segen schon hienieden eingetragen, wie folgende Anekdote lehrt:

Fünfzig Jahre waren seit diesem Vorfall vergangen. Da kam im October 1847 ein alter, gebrechlicher Mann von siebenzig Jahren nach Rom. Es gelang ihm, beim heiligen Vater Audienz zu erhalten. Am 28. desselben Monats früh (er mochte wohl nicht ohne Absicht gerade diesen Tag gewählt haben) wartete der arme Fremdling in den päpstlichen Vorzimmern; allein der ungewohnte Glanz oder irgend ein körperliches Leiden machte auf den ohnedies kränkelnden Mann einen so heftigen Eindruck, daß er bald den Gebrauch seiner Sinne verlor und in Ohnmacht sank. Er wurde weggetragen und der heilige Vater hiervon in Kenntniß gesetzt. Der Patient aber erholte sich schnell, und konnte schon um vier Uhr desselbigen Tages Seiner Heiligkeit vorgestellt werden. Da ging nun Alles sehr gut. Die ermuthigende Freundlichkeit des Papstes nahm dem alten Manne alle Angst und flößte ihm ein großes Vertrauen ein. Er sagte nun dem heiligen Vater, er heiße Domenico Guido, er sei es, der ihn vor fünfzig Jahren als Knäblein aus dem Wasser gerettet, und fügte bei, daß ihn sein zum Erwerbe unfähiges Greisenalter und eine unversorgte Tochter bewogen hätten, Seine Heiligkeit auf dieses sein größtes Verdienst aufmerksam zu machen. Der heilige Vater erinnerte sich an den Vorfall und bezeigte seinem Lebensretter den wärmsten Dank. Sogleich warf er dem altersschwachen Manne für die noch übrige Lebensdauer einen reichlichen Monatsgehalt, und zur Aussteuer für dessen Tochter eine beträchtliche Summe aus, ließ ihm neue Kleider anfertigen und schickte so den Ueberglücklichen in einem bequemen Wagen mit einem Empfehlungsschreiben nach Sinigaglia an die gräfliche Familie Mastai.

Die Gefahr, worin der kleine Grafensohn geschwebt, machte ihn, wie es ja gewöhnlich der Fall, den Seinigen nur um so liebwerther. War er ja im gewissen Sinne ein wiedergefundenes Söhnlein, und ließ die Thatsache seiner unverhofften, zweifelsohne dem besondern Schutze seiner himmlischen Pflegemutter zuzuschreibenden Rettung vermuthen, daß Gottes Vaterauge mit besonderer Sorgfalt über die Tage desselben wache und er dermaleinst, als ein Werkzeug in Gottes Hand, noch zu etwas Großem zu dienen bestimmt sein möge. Auf den Kleinen selber übte der Vorfall, wie sich denken läßt, einen erschütternden, nachhaltigen und nicht so gar leicht zu vergessenden Eindruck. Körper und Geist wurden dadurch in etwa angegriffen, und ein blasses Aussehen und fortwährendes Kränkeln, dessen eigentliche Natur erst später sich offenbaren sollte, war eine Folge davon.

Der Geist aber war seitdem nur desto erregbarer und schwungvoller, dem Höheren stets zugewandter geworden; denn seine fromme Mutter ermangelte, wie man denken kann, nicht, ihm diese Lebensrettung als eine besondere Wohlthat Gottes und als einen Beweis der vorzüglichen Liebe Mariä zu ihm, wofür er nie und nimmer dankbar genug sein könne, darzustellen.

So nahm denn der Knabe Mastai, wie es in den heiligen Büchern von dem Knaben Jesus berichtet wird, in Wahrheit wie an Jahren, so auch an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen sichtbarlich zu. Und wie von dem Knaben Jesus gemeldet wird, daß er seinen Eltern in allen Stücken unterthan war, so kann dasselbe von dem Knaben Mastai gerühmt werden. In der That mögen — wie es bereits oben als eine Merkwürdigkeit bei den Mitgliedern der Familie Mastai-Ferretti vermerkt worden — wohl wenige Diener Gottes ihre Eltern so geliebt und geehrt haben, wie Pius IX., der darum auch die Segensverheißung des vierten Gebotes in so reichlichem Maße an sich hat in Erfüllung gehen sehen und noch täglich in Erfüllung gehen sieht. Für die Kindesliebe, welche Einer in seinen Jugendjahren gehegt, ist es ein sprechender Beweis, wenn er auch in späteren und in spätesten Jahren noch werth und in Ehren hält, was je einmal seinen Eltern angehört oder irgendwie mit ihnen in Verbindung gestanden hat. Eine solche Thatsache nun, woraus hervorgeht, wie Pius IX. noch in späteren Jahren Gegenstände, die zu seinen verstorbenen Eltern je in Beziehung gestanden, in Ehren hält, und welche mithin einen Schluß auf die Kindesliebe gestattet, die er in jüngeren Jahren zu seinen Eltern, insbesondere zu seiner Mutter im Herzen getragen haben mag, enthält die nachfolgende Erzählung, die wir einem Franzosen verdanken, der das darin Berichtete selber erlebt und dann veröffentlicht hat.

„Eines Tages“, so lautet sein Bericht, „hatte ich das Glück gehabt, einer stillen Messe Seiner Heiligkeit im Vatican beizuwohnen. Nachdem er das heilige Opfer gefeiert, kniete der Papst an einem Betschemel, ein paar Schritte vom Altare entfernt, nieder und eine andere Messe begann, die sein Caplan las. Auf einem niedlichen, ihm nahe zur Hand angebrachten Büchergestelle lagen Gebetbücher, die einen in sehr reichem Einband, die andern von außerordentlich altem Aussehen. Nach dem Evangelium nahm Pius IX. eines von jenen alten Büchern, öffnete es und begann sehr andächtig darin zu lesen. Alle Seiten waren voller Flecken, vergilbt und ließen auf einen langjährigen Gebrauch schließen. Beim Umschlagen im Weiterlesen begegnete der Papst groben, ebenfalls fleckigen Bildern; er brachte sie an seine Lippen, küßte sie und machte einige Male das Kreuzzeichen. „Siehe da“, dachte ich, „der Stellvertreter Jesu Christi, ein Mann, der an Macht und Gewalt über alle Menschen erhaben ist. Sein Wort, vom apostolischen Lehrstuhl gesprochen, ist unfehlbar; er erklärt das Dogma; er spricht über Gottlose den Bannfluch und errichtet Altäre der Heiligkeit. Und ihn sehe ich hier demuthsvoll und in aller Stille die Andachtsübungen der Kleinen mitmachen.“ Und mir fielen dabei die Worte des Evangelisten ein: Wahrlich, ich sage euch, ein Jeglicher, der das Reich Gottes nicht aufnimmt, wie ein Kind, wird in dasselbe nicht eingehen.

Beim Herausgehen fragte ich einen der Dienstthuenden, was es mit diesen alt aussehenden Büchern für eine Bewandtniß habe, und er gab mir zur Antwort: „Man glaubt, daß sie von seiner Mutter herrühren und daß deßhalb der Papst ihnen so großen Werth beilegt." So weiß denn sogar sein Hofgesinde um des heiligen Vaters Liebe zu seiner längst entschlafenen Mutter. Ist das nicht ein edler Zug, ein Zug von Demuth und Kindesliebe zugleich?"

Wie ein gutes Kind seine eigene Mutter ehret und liebt, so wünscht und will es auch, daß Andere ihre Mutter ehren und lieben und findet es tadelnswürdig, wo dieses nicht geschieht. So gewahren wir es auch an Mastai, nachdem er ein Greis und noch dazu ein Papst geworden.

Am Tage nach der Seligsprechung des ehrwürdigen Pater Canisius (wovon später unten) begab sich der Papst nach dem amerikanischen, für die Aufnahme von Zöglingen aus Nordamerika bestimmten Collegium. Nachdem er das Allerheiligste angebetet, besuchte er die neue, auf seine Kosten errichtete Capelle und geruhte, die Zöglinge zum Fußkusse zuzulassen. Darunter befand sich ein Kind von neun Jahren, ein Peruvianer und Abkömmling von den Inkakönigen. Der Obere stellte ihn Seiner Heiligkeit vor; und wie Pius IX. ihn mit süßer Theilnahme betrachtete, sagte das Kind in spanischer Sprache, die der Papst sehr gut spricht, zu ihm: „Heiliger Vater, gib mir den Segen für mich und meinen Vater." Bevor er seine Hand auf des Kindes Haupt legte, sprach Pius zu ihm: „Und für Deine Mutter verlangst Du den Segen nicht?" Der arme kleine Peruvianer hatte seine Mutter vergessen. Wie er seinen Fehler inne ward, fing er zu weinen an. „Nun", sagte der Papst mit aufgehobenem Finger, „ein anderes Mal vergiß mir Deine Mutter nicht; setz' Dich auf die Kniee, daß ich Dich segne und mit Dir Deinen Vater und Deine gute Mutter."

Diese paar Züge, so klein sie auch sind, werfen ein helles Streiflicht auf die Liebe, welche Pius IX., da er noch ein Knabe von den Jahren dieses kleinen Peruvianers war, zu seinen Eltern, insbesondere zu seiner Mutter muß getragen haben, und lassen uns mithin den obersten Hirten der Christenheit auch von diesem Gesichtspunkte aus als ein Vorbild für Kinder und für Erwachsene erscheinen.

Daß Johannes Maria auch mit seinen Geschwistern auf dem besten Fuße lebte und sie brüderlich liebte, läßt sich schon aus seinem ganzen Charakter voraussetzen. Einen thatsächlichen Beweis dafür bietet unter Anderem der Umstand, daß seine drei Brüder die Ersten waren, die er noch am Abende seiner Erwählung zum Papste durch ein Schreiben, das ganz Liebe athmete, von diesem Ereigniß in Kenntniß setzte. Auch werden wir in den Tagen der Bedrängniß seinen ältesten Bruder als schützenden Engel an seiner Seite erblicken. Würde diese Bruderliebe in dem reiferen Lebensalter wohl so innig gewesen sein, wenn sie nicht in der frühesten Kindheit so tiefe Wurzeln geschlagen hätte? So bewährte sich denn auch an unserm Giovanni Maria, was schon in der Natur der Sache liegt: daß ein braver Sohn in der Regel auch ein braver Bruder ist.

Doch hier thut es Noth, daß wir wiederum einen Blick auf die damaligen Zeitereignisse werfen.

Viertes Capitel.

Der Cardinal Chiaramonti wird in Venedig zum Papst erwählt und nimmt den Namen Pius VII. an. — Seine Reise nach Rom gleicht einem Triumphzuge — Glückverheißender Anfang seiner Regierung. — Concordat mit dem ersten Consul der französischen Republik. — Feierliche Uebertragung des Leichnams Pius VI. aus Frankreich nach Rom und Beisetzung desselben in der St. Peterskirche unter dem vorschriftsmäßigen Ceremoniell (nach dem Bericht eines Augenzeugen und Theilnehmers).

Da Rom bei Pius' VI. Ableben noch in der Gewalt der Franzosen war, versammelten sich, gemäß einer Verfügung desselben, daß das Conclave (die in einem verschlossenen Locale vorzunehmende Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes) dort gehalten werden sollte, wo sich die meisten Cardinäle befänden, auf den Aufruf des Cardinals-Decans Albani, unter dem Schutze des deutsch-römischen Kaisers Franz II., nach Vorkehrungen, Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art, am 1. December des Jahres 1799 fünfunddreißig, von verschiedenen Seiten aus der Gefangenschaft und der Verbannung herbeigeeilte Cardinäle zu Venedig. Die Wahl schwankte lange zwischen zwei hervorragenden Kirchenfürsten (Bellisomi und Mattei); da aber keiner dieser beiden die nöthigen zwei Drittheile sämmtlicher Stimmen erhalten konnte, brachte der Prälat Hercules Consalvi, welcher Secretair des Conclave war, den Cardinal Barnabas Chiaramonti in Vorschlag, und dieser wurde nun am 16. März 1800 (nach einem Conclave von 140 Tagen) einstimmig zum Papst erwählt und nahm, zum Zeugniß dankbarer Erinnerung an seinen Wohlthäter Pius VI., den Namen Pius VII. an. Die feierliche Krönung fand in der Kirche des heiligen Georg statt. Vernichtet war so die höhnisch verkündigte Weissagung der Pariser Clubbs, daß nach Pius VI. kein Papst mehr den Stuhl Petri besteigen würde. Der neue Statthalter Jesu Christi schiffte sich am 6. Juni auf einer östreichischen Fregatte ein, zog am 21. Juni unter dem Donner der russischen Schiffe, die daselbst im Hafen stationirten, und unter dem begeisterungsvollsten Jubel der dortigen Bevölkerung, zu Ancona, und am 3. Juli, unter nicht geringerer Begeisterung der Römer, in die kurz vorher durch die verbündeten Oestreicher und Neapolitaner von den Franzosen gesäuberte Hauptstadt der Christenheit ein.

Eine der ersten Bemühungen der Regierung Pius' VII. war die Beseitigung mehrerer Mißbräuche in der Staatsverwaltung, die Außercourssetzung einer von der Republik her im Umlauf gebliebenen groben Münze von sehr geringem Gehalte, wodurch namentlich die Armen zu großem Schaden gekommen waren, die Verminderung der ungeheuren Schuldenlast, womit der öffentliche Schatz durch jene war beschwert worden und die Wiederherstellung einer wohlgeordneten, menschenfreundlichen Regierungsweise, wie sie vor der Fremdherrschaft in Uebung gewesen war. Auch die Verschönerung der Stadt und die Beförderung der schönen Künste ließ sich der väterliche Herrscher, so viel seine schwachen Geldmittel es erlaubten, bestens angelegen sein. Vor Allem aber lag ihm die Wiederherstellung der durch die französische Staatsumwälzung völlig in Zerrüttung gerathenen religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Frankreich am Herzen. Die Verhandlungen, welche dieserhalb zwischen dem Papste einerseits und der französischen Republik oder deren erstem Consul (Bonaparte) ande-

rerseits gepflogen wurden, führten zu dem Concordat vom 15. Juli 1801, das zwar keine Partei, am wenigsten den heiligen Vater selber, vollkommen befriedigte, jedoch unter den obwaltenden traurigen Umständen das einzige Mittel war, das Schisma (die Spaltung) und die Verfolgung zu heben.

Ueber allem Diesen vergaß Pius VII. der Pietät (kindlichen Liebe) und Dankbarkeit nicht, die er seinem verewigten Vorgänger und Wohlthäter Pius VI. dafür, daß er ihm den Purpur der Cardinalswürde und mit ihr das Recht der Wählbarkeit zur Würde des Papstthums verliehen hatte, schuldig war. Er wußte, daß es dieses heiligmäßigen Dulders letzter Wunsch gewesen, seine Gebeine möchten unter dem nämlichen Gewölbe mit denen der Apostelfürsten Petrus und Paulus ihre letzte Ruhestätte finden. Diesen Wunsch zu erfüllen, sah Pius als eine heilige Pflicht an. Er ließ daher durch den Cardinal Caprara den ersten Consul bitten, daß der Leichnam Pius VI. dürfe nach Rom übertragen werden. Bonaparte entsprach dem Gesuche und befahl, daß der Körper dem Cardinal Spina übergeben würde.

So erlebte denn die ewige Weltstadt ein nie gesehenes Schauspiel. Derselbe Papst, der bei lebendigem Leibe bei Nacht und Nebel zu den Thoren der Stadt als ein Missethäter gefangen hinausgeführt worden und in der Verbannung endete, hält als Leichnam einen so prunkvollen Einzug in seine Königsstadt, wie kaum je ein gekröntes Haupt ihn bei Lebzeiten gehalten. Und was in der ganzen Kirchengeschichte wohl als etwas Einziges dasteht, ein Papst hält dem andern, Pius der VII. Pius dem VI. die Leichenfeier. Eben deshalb dürfte eine etwas umständlichere Beschreibung der, rücksichtlich jenes letzteren Punktes zwar seltenen oder einzigen, im Uebrigen aber beim Ableben eines jeden Kirchenoberhauptes, mit wenigen Ausnahmen vorschriftsmäßigen Leichenceremonien hier wohl am Platze sein.

Am 15. Februar des Jahres 1802, am Jahrestage der Erhöhung Pius VI., der 27 Jahre vorher zum Papst erwählt worden war, kam der Leichenzug aus Valence nach dem nicht weit von Rom gelegenen Flecken la Storta und ward daselbst von dem Cardinal Antonelli, Groß-Pönitentiar und Bischof von Porto, empfangen. Der Cardinal, unter dessen bischöflicher Gerichtsbarkeit dieser Flecken stand, sprach selber, mit dem bischöflichen Ornate angethan, die üblichen Todtengebete (Absolutionen) und las am andern Tage in Gegenwart des Leichnams die Messe.

Abtheilungen der Infanterie und Kavallerie begannen einen Ehrendienst; und schon begaben sich die Römer in großer Menge vor die Stadt hinaus, der Leichenbegleitung entgegenzugehen.

Am 16. hielt der Leichenzug bei einem Palaste, der dem Herzoge von Bracciano unfern der Porta del Popolo angehörte.

Mittwochs, am 17. Februar, bei anbrechendem Tage, verkündigte eine Artilleriesalve den Anfang der Ceremonieen.

Der große Platz (piazza del popolo), von den Strahlen einer glänzenden Sonne beleuchtet, war mit Truppen besetzt. Die Säulengänge der Paläste, die Fenster und Dächer wimmelten von Zuschauern.

Um neun Uhr Morgens zog die aus jungen römischen Adeligen zu

Pferde bestehende Noble-Garde des Papstes und seine Schweizerwache vor die Thore der Stadt hinaus, um sich in Reih' und Glied um den Sarg aufzustellen, der auf einem etwas über zwölf Schuhe hohen und etwas mehr als acht Schuhe breiten, mit violettem Damast verzierten und mit goldenen Fransen besetzten Trauerbett stand, das eine Decke von Goldstoff hatte, die mit schwarzem Sammet verbrämt war, und in deren vier Enden man das Wappen Pius VI. (eine von einem Zephyr angehauchte Lilie) und die in Gold gestickten Worte sah: Pius P. VI. P. M. (Pius Papa VI. Pontifex Maximus (oberster Priester). In der Mitte erhob sich ein reich von Gold durchwirktes Kissen, auf welchem die dreifache Krone stand, die diesen ganzen Aufzug krönte.

Am Vormittage gingen Seine Excellenz, Don Abondio Rezzonico, Senator von Rom und assistirender Fürst bei'm Throne, dann die Conservatoren und der Fiscal des Capitoliums, welchem ein Theil des römischen Adels folgte, vor die Stadt hinaus dem Leichenzug entgegen.

Um ein Uhr Nachmittags gab die Engelsburg ein Signal und fuhr fort, von drei zu drei Minuten eine Kanone zu lösen. In diesem Augenblick fingen die Glocken aller Kirchen das Todtengeläute an.

In dem Augenblick, wo die Pforten der Stadt zum Einzug des Trauerbettes sich öffneten, sah man einen Anblick, der das Herz mit tiefer Rührung erfüllte. Vor dem Trauerbett gingen 200 Personen, die in wenig Reihen fest geschlossen, jeder eine brennende Fackel trugen; 200 Personen mit ebenso vielen Fackeln folgten. Nun setzte die Prozession sich in Bewegung.

Die Zöglinge des Hospitiums St. Michael und die Waisenkinder eröffneten den Zug. Hierauf kamen die geistlichen Orden nach dem Range, der ihnen in dem Ceremoniell angewiesen ist: Die Penitenzieria (d. h. sämmtliche mit außerordentlichen Vollmachten versehene Beichtväter der höchsten Hauptkirchen Roms), die unbeschuhten Augustiner, die Paulaner, die Capuziner, die Congregation des seligen Petrus von Pisa, die Priester aus dem dritten Orden des heiligen Franziscus, die Minoriten der Franziscaner, die Augustiner der lombardischen Congregation, die Augustiner-Einsiedler, die Karmeliter, die Serviten, die Dominicaner, die Chorherren von St. Salvator, die Cisterzienser, die Benedictiner von St. Calistus.

Dann kamen die 54 Pfarrer von Rom, die Stiftsherren der neun verschiedenen Collegial-Kirchen, die Capitel der vier niederen Hauptkirchen, der Klerus der drei Patriarchalkirchen von St. Maria der Größeren, vom Vatican (so heißt die Peterskirche und der daran stoßende päpstliche Palast von dem Hügel, worauf sie erbaut sind), und von St. Johann vom Lateran. Hiernach sah man Monsignor Fenaja, Vice-Gerenten Monsignor Attanasio, Luogotenente, (Beide Stellvertreter Seiner Eminenz des Cardinal-Vicars La Somaglia), welche vor dem Monsignor Spina, Erzbischof von Korinth, hergingen.

Hierauf schritt das römische Baronaggio (der hohe römische Adel) vor; dann der Majordomus (der oberste Haushofmeister) des Papstes und die Bischöfe. Diesen folgten die apostolischen Protonotare, die Auditoren der Rota (die Mitglieder des höchsten weltlichen und geist-

lichen Gerichtshofes) die unterzeichnenden Stimmgeber, die Abbreviatoren (die 72 Notarien und Schreiber der päpstlichen Kanzlei, welche die päpstlichen Breven u. s. w. entwerfen) und die Referendari, alle auf Maulthieren reitend, die mit Trauerstoffen bedeckt waren; endlich der übrige Hof Seiner Heiligkeit, der Fürst Don Paluzzo Altieri an der Spitze der Noble-Garde, und die damals in Rom stationirten Regimenter mit gesenktem Gewehr; vier mit schwarzem Flor bedeckte Kanonen, die Corps der Cavallerie und die Wagen der Botschafter und des ganzen römischen Adels.

Als der Leichenzug vor den Basteien der Engelsburg vorüberkam, gaben die Batterieen verdoppelte Salven, die nur in dem Augenblick aufhörten, wo die Leiche in die St. Peterskirche einzog; und alle Tempel der Stadt läuteten das Todtengeläute schneller.

Der Empfang sollte durch den Cardinal von York, den Erzpriester der Chiesa tumulante, d. h. derjenigen Kirche, wo der Leichnam sollte bewahrt werden, und die auch allein in dieser Eigenschaft ihr Kreuz hätte zur Prozession senden dürfen, geschehen. Aber der Papst selbst wollte, begleitet von dem heiligen Collegium, zugegen sein, und er selbst auch hielt die ersten, von dem heiligen Ritual vorgeschriebenen Ceremonieen ab und beschloß dieselben durch die feierliche Absolution der Todten (d. h. mit jenen Gebeten, welche nach der Darbringung des heil. Opfers für den Verstorbenen an der künstlich errichteten Todtenbahre (tumba) vom Priester zu dessen Erledigung aus dem Reinigungsorte gebetet werden, mit dem ergreifenden „Libera“ beginnen und mit dem tröstenden: „Herr! gieb ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Laß ihn ruhen in Frieden! Amen!“ schließen).

Die Noble-Garde und die Schweizerwache hielten bei der Leiche, die mitten in dem großen Schiff der Kirche niedergestellt war, die Ehrenwache. Die St. Peterskirche war mit wogenden Volksmassen angefüllt, welche vordringen und das Trauergerüst in möglichster Nähe sehen wollten. Man mußte die Reihen öffnen und Alle, die zugegen waren und deren Anzahl sich über 30,000 belief, gingen ehrfurchtsvoll vor der Leiche vorüber und zogen sich dann durch die Nebenschiffe zurück.

Am Abend ward der Sarg aus Eichenholz, der einen andern von Blei in sich faßte, in die große Chorcapelle übertragen, und von dem Capitel des Doms zu St. Peter unter Vortragung des apostolischen Kreuzes und unter Absingung des Psalms Miserere (Erbarme dich meiner, o Gott u. s. w.) begleitet. Als der Sarg in des Chores Mitte aufgestellt war, begab sich, auf ein Zeichen des päpstlichen Ceremonienmeisters, das in der nicht weit davon entfernten Sacristei harrende Cardinals-Collegium in feierlichem Zuge gleichfalls dahin, wo ein Jeder seinem hohen Range gemäß der Leiche zunächst seinen Platz einnahm. Trauergesang ertönte; Monsignor Pietro Francesco Galeffi, Oekonom und Secretär der Kirche, stimmte das „Libera“ (Errette mich, Herr, vom ewigen Tode u. s. w.) an; dann ward zum Act der Recognition (Wiedererkennung) der Leiche geschritten. Die Siegel wurden als unverletzt anerkannt. Man öffnete den hölzernen, dann den bleiernen Sarg. Der Körper ward ganz und mit Ausnahme eines Theiles des Gesichtes, der auf dem Blei

auflag, völlig unverletzt gefunden. Bei den Knieen fand sich eine Börse, die eine kleine Anzahl Münzen enthielt, welche unter der Regierung dieses Papstes waren geschlagen worden. Da der Körper mit dem weißen Talar (dem bis an die Fersen reichenden päpstlichen Hausrocke) und der rothen Stola war begraben worden, fügte man die päpstlichen Gewande und das Pallium (das Ehrenzeichen der bischöflichen Vollgewalt) bei, und überdieß eine andere Börse aus rothem Atlas, welche sämmtliche Denkmünzen seines Pontificats enthielt. Dann wurden die Särge, nachdem man zuvor an den bleiernen eine, die Thatsache der Uebertragung von Valence nach Rom am 15. Februar 1802 bekundende Inschrift, ebenfalls von Blei, angeschweißt und eine, die wichtigsten Thaten und Erlebnisse des Verstorbenen enthaltende Pergamentrolle beigefügt hatte, verschlossen und vierfach (nämlich von dem Cardinal-Erzpriester, Herzog von York, dem Vicekämmerling der heiligen Kirche, Cardinal Doria, dem Oberhaushofmeister des heiligen Palastes, Monsignor Gavotti und dem Capitel von St. Peter) versiezelt. (Gewöhnlich wird der bleierne Sarg in einen von Holz, der siebenfach versiegelt wird, eingeschlossen und dann bis zum Tode des nächstfolgenden Papstes in eine große Nische in der Seitenmauer nahe bei der Chorcapelle eingemauert). Hierauf las der Notar des heiligen Palastes auf den Knieen den Erkenntnißact, der so eben war aufgesetzt worden. Bei diesen Ceremonieen befanden sich die Erzherzogin Marianna, Schwester des deutschen Kaisers und viele Fremde von Auszeichnung, unter welchen jedoch kein Franzose sein durfte.

Die Särge wurden hernach auf das Leichengerüst gestellt, das mitten im großen Schiff der Kirche zwischen den Altären der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Gregorius errichtet war.

Weiterhin vor der confessio (der Grabstätte) des heiligen Petrus hatte man einen Altar aufgerichtet, der zur Feier des heiligen Meßopfers bestimmt war. Vor dem ehernen Standbilde des Apostelfürsten stand ein Thron bereitet für den heil. Vater. Von jeder Seite erhoben sich Bühnen, für die Erzherzogin und den Herzog von Chablais, und für das diplomatische Corps, das sammt und sonders in schwarzen Gewanden der Ceremonie beiwohnen sollte. Noch weiter waren mit Tapeten behängte Ehrenplätze, welche für den römischen Adel und die römischen und fremden Damen aufbewahrt wurden.

In dem Augenblick, wo es Tag wurde, am 18., fing man heilige Messen zu lesen an; die Anzahl derselben belief sich auf etwa tausend. Das Almosen dafür zahlte aus seinen eigenen Mitteln der heilige Vater, der, bei diesem Anlaß und für diesen Tag allein, alle Altäre der St. Peterskirche für privilegirt erklärte.

Eine noch bedeutendere Volksmenge als am Tage zuvor bestürmte die Pforten des Tempels, der so unermeßlich ist, daß die ganze Menge gehörige Plätze finden konnte. Die große Ceremonie begann; das Amt ward in Gegenwart des Papstes von dem Cardinal Antonelli gesungen, der unter den, vom verstorbenen Papste ernannten Cardinälen der erste gewesen war. Nicht beschreiben läßt sich der Feuerstrom von Tausenden auf das Geschmackvollste angebrachter Kerzen und Lichter, der das Todtengerüste umwogte, die Höhe, die Verzierungen des Katafalks mit allerlei

auf das Leben und die Tugenden des Verewigten Bezug habenden sinnbildlichen Darstellungen; beinahe alle Einwohner der Stadt auf den Knieen, Landleute, besonders Frauen aus allen benachbarten Flecken mit jenen so buntfarbigen und malerischen Gewanden, die selbst mitten unter dieser allgemeinen Trauer befremdend abstachen; die zahlreiche, alle Rangstufen und Orden vertretende Geistlichkeit; dann das heilige Collegium der Cardinäle, dessen Besorgnisse nun für immer beschwichtiget schienen und das in ernster und gemessener Haltung da stand; und endlich das Oberhaupt der Kirche, der Papst, der in diesen Augenblicken, unter diesen Umständen, mehr dem Himmel, als der Erde anzugehören schien.

Die Musik der Sänger der Capelle unterbrach von Zeit zu Zeit die Stimme des celebrirenden Priesters.

Eine große Stille entstand, als Monsignor Joachim Tosi, der die Trauerrede in lateinischer Sprache halten sollte, die Rednerbühne bestieg, die eigens für ihn bereitet war. Er hielt seine meisterhaft ausgearbeitete, gut einstudirte Rede mit wohl gehaltener und eindringlicher Stimme. Gleich Anfangs bemerkte er, es seien erst zwei Jahre weniger zwei Tage, seit Pius VI. von Rom entführt worden; er wolle die Dienste nicht aufzählen, die derselbe während eines langen Pontificats (außer den Arbeiten bei den Pontinischen Sümpfen, den errichteten Obelisken und dem bereicherten Museum) dem heiligen Stuhle geleistet; die heiligen Lehren, die durch diesen Nachfolger des heil. Petrus wären erklärt worden, der sich als Lehrer, als Hirt, als Oberhaupt und als die Wurzel der Kirche gezeigt und beständig als ein zärtlicher Vater gearbeitet habe, da die Liebe geduldig ist. (1 Kor. 13, 2.)

Darnach erwähnte er, — zu nicht geringer Besorgniß des mit großem Gepränge anwesenden, übrigens edelgesinnten französischen Gesandten Cacault — die Verfolgungen und Mißhandlungen, die ihm „durch jene schändliche Leidenschaft und Schamlosigkeit angethan worden, die es sich angelegen sein ließen, die christliche Religion beinahe in allen Welttheilen zu verfolgen, die Diener derselben, zumal den erhabensten, zu beschimpfen und Gehässigkeiten zu erwecken, was Alles jedoch die wundersame, väterliche Geduld Pius VI. mit der größten Sanftmuth gelitten habe: er fluchte nicht, als ihm geflucht ward. (1Petr. 2, 23.)"

Der Redner zeigte Pius VI., wie er durch seine Schreiben, Antworten und Decrete, welche er feierlich kund machte, die Irrthümer seiner Feinde zurückdrängte, sich als eine sprechende Säule des Glaubens erwiesen und männiglich kund gethan, daß Petrus noch lebte und daß er sein heiliges Amt in der Person Pius VI. ausübte!

Sodann erwähnte er lobend des Papstes Reise nach Wien, um einen von der falschen Aufklärung seiner Zeit geblendeten Fürsten, wo möglich, seinen Vorurtheilen und dem Verderben, in das sie ihn und sein Reich stürzen würden, zu entreißen: kam darnach auf die Missionäre zu sprechen, die nach Constantinopel gesandt wurden; auf die Bischöfe, die zu Baltimore, zu Pondichery, im Königreiche Siam, in Tunkin ernannt wurden, von einem Gesandten des heiligen Stuhles, der zu Petersburg aufgenommen ward.

Am Schlusse seiner begeisterten Rede wandte Monsignor Tosi sich

an den heiligen Vater selbst, der das Haupt und die Augen gesenkt hielt, betrachtete ihn mit ehrerbietiger Freiheit, rief ihm, bewog ihn, das Haupt zu erheben und nöthigte ihn durch eine befehlende Miene, es anzuhören, was er nun aussprechen wolle, was alle Menschen empfänden und einsähen, daß nämlich Pius VI. es sei, dem sie es verdanken, ihn (Pius VII.) zum Oberhaupt der Kirche zu haben, ihn, auf dessen Wissenschaft, Urtheil, Weisheit, Glauben und Tugend Alle sich stützen, ihn, der, durch seines Vorgängers und Gönners Gebet unterstützt, den Frieden und die Ruhe der Kirche befestigen und dieselbe hohen Ehren und Triumphen entgegenführen werde.

Nach beendigter Rede stieg der Papst von seinem Throne herab, um die Ceremonie der Absolutionen zu beginnen, die er unter dem Beistande der Cardinäle Herzog von York, Matai, Archotti und Doria vornahm.[1])

Hiermit war eine Feier beendigt, die, wie bereits bemerkt, in ihrer Veranlassung und ihrer Ausführung einzig dasteht, die dem, der sie veranstaltete, zur Ehre gereichte und eine glorreiche Genugthuung für den armen, verfolgten und zertretenen Stellvertreter Desjenigen war, der einst auch schmachvoll endete, aber nach seinem Tode Alles an sich zog und seine Gruft weit über alle Fürstengrüfte verherrlicht sah; eine Feier, wovon die Kunde wie ein Blitzstrahl durch die Welt flog, den Feinden der Religion zur Beschämung und Entmuthigung, den Gläubigen und Frommen zum Trost und zur freudigen Ermunterung.

Wie wird der fromme, kleine Knabe des Bannerherrn zu Sinigaglia, der so innig und so oft mit seiner Mutter für den bedrängten heiligen Vater Pius VI. betete, der so bitterlich weinte, als er dessen jammervolles und dunkles Ableben und Verschwinden im fernen, fremden Lande vernahm, wie wird er sich gefreut und dem lieben Gott gedankt haben, als seine Mutter ihm erzählte, wie die Dinge sich nun zum Besseren gewendet, wie wieder ein neuer heiliger Vater unter dem Namen Pius VII. auf St. Peters Stuhl sitze, glücklich regiere und die Leiche seines im Elend und in der Verbannung verblichenen Vorgängers wie im Triumphe aus Frankreich nach Rom, der ewigen Stadt, zurückgeführt habe! . . .

Fünftes Capitel.

Johann Maria Mastai bezieht das Piaristen-Colleg zu Volterra. — Ein Blick auf diese Stadt und die besagte Lehranstalt. — Der heilige Joseph Calasanza, Gründer des Piaristen-Ordens. — Wie der junge Mastai zu Volterra durch seine Führung und durch seine Fortschritte sich auszeichnet, und welche Anerkennung ihm dafür zu Theil wird.

Giovanni Maria hatte inzwischen sein zehntes Lebensjahr zurückgelegt. Die Gräfin Mastai, so lieb sie auch ihren letztgeborenen Sohn hatte, theilte doch keineswegs die thörichte Weichherzigkeit und Eigenliebe so vieler vornehmen Mütter, welche, um ihren hochgeborenen Kindern die kleinen Unannehmlichkeiten, die das Leben in der Fremde, zumal im Umgange mit Niedrigergestellten mit sich führt, zu ersparen, sie, auf Unkosten ihrer standesmäßigen Ausbildung, möglichst lange um sich halten, sie verzärteln und verweichlichen. Nicht so wollte sie es mit ihrem Knaben

[1]) Vergl. Geschichte des Papstes Pius VII., verfaßt von Ritter Artaud. Wien, 1837.

gehalten wissen. „Fremde Augen machen Leute" mochte sie denken. Ihr Sohn sollte — das war beider Eltern Wille — sobald die Zeit gekommen, und sie schien ihnen jetzt da zu sein, fremden aber guten Händen behufs seiner weiteren Auferziehung und Ausbildung übergeben werden. Wo und in welcher Weise der junge Mastai die ersten Anfangsgründe sich angeeignet, ob im elterlichen Schlosse unter Anleitung eines Hausgeistlichen oder in einer öffentlichen Elementarschule, wird zwar nicht ausdrücklich gemeldet; eben so wenig wissen wir genau das Jahr und die einzelnen Umstände der ersten heiligen Communion und Firmung des gräflichen Knaben. Zu vermuthen ist jedoch sowohl wegen der in Italien herrschenden Sitte, die Kinder früh zum Tische des Herrn zuzulassen, als auch wegen der außerordentlichen Frömmigkeit und der seinem Alter weit vorgeeilten Verstandesreife des Knaben, daß er noch in Sinigaglia, etwa im elften Altersjahre, diesen glücklichsten Tag seines Lebens gefeiert und fast gleichzeitig oder kurz vorher auch das h. Sacrament der Firmung empfangen habe. Daß er, unterstützt von den Gebeten und den guten Beispielen seiner gottseligen Mutter, sich mit allem Fleiße und der innigsten Herzensandacht darauf werde vorbereitet haben, davon zeugen die überaus gesegneten Früchte dieser Erstlings-Communion und des Sacramentes der Stärkung: die aus seinen Augen strahlende seraphische Andacht, mit der jetzt noch Pius IX. alltäglich die heilige Messe feiert und ihr beiwohnt und vor dem hochwürdigsten Gute seine Betrachtung hält, sowie die unerschütterliche Festigkeit, mit der er den Feinden seines Heiles nicht minder, wie den Feinden des Reiches Gottes, dessen Hort er ist, beharrlich den heldenmüthigsten Widerstand entgegensetzt.

Nach gemeinsamer Berathung und Erflehung des Lichtes von Oben waren die Gatten über die Wahl der Erziehungsanstalt, der sie ihren Liebling anvertrauen wollten, einig geworden.

Es sollte das Collegium der Piaristen zu Volterra sein, dem damals der sowohl durch seine Gelehrsamkeit (auch in der Sternkunde) als durch sein Erziehungstalent gleich ausgezeichnete Pater Inghirani als Director vorstand. Dahin also wurde der Knabe, vermuthlich im Geleite beider Eltern, gebracht. Der Abschied von den Lieben daheim mag für den Scheidenden wie für die Zurückbleibenden rührend genug gewesen sein.

Sowohl die Stadt als die Lehranstalt, in die wir den künftigen Papst-König als elfjährigen Knaben einziehen sehen, verdienen wohl, daß wir sie einige Augenblicke näher ansehen. Lehret doch die Erfahrung in Verbindung mit der Seelenkunde, daß, wie die Eindrücke des Vaterhauses und der Vaterstadt, so auch die des ersten Aufenthaltsortes in der Fremde auf des Kindes Gemüth von bestimmendem Einflusse für das ganze Leben sind, und die Erinnerung daran für alle Folgezeit entweder wie Honig und Balsam, oder wie Essig und Galle auf die betreffende Seele wirkt.

Volterra nun, wohin der junge Edelknabe geschickt wurde, war nicht minder wie Sinigaglia ganz geeignet, seine Wißbegierde und seine Einbildungskraft wohlthuend anzuregen. Unweit Pisa in Toscana auf eines Berges Gipfel hoch und einsam gelegen und Sitz eines Bischofes, ist es nunmehr nur noch von etwa 4000 Menschen bewohnt.

Wer sieht es diesem Städtchen an, daß es in der Vorzeit eine der zwölf mächtigsten etrurischen Städte war, sechs Meilen im Umfange, starke, sogenannte cyklopische Mauern und feste Thore und innerhalb derselben nicht weniger als 100,000 Einwohner hatte? Alle diese Herrlichkeiten der Heidenwelt sind verschwunden und nur noch einige wohlerhaltene Trümmer erinnern an sie. Dagegen lebt und blüht das Christenthum in herrlichen Bauten und Anstalten. Da erhebt sich majestätisch der Dom, vor mehr denn sechs Jahrhunderten erbaut, und in dessen Nähe, der Sage nach auf den Grund eines Hercules-Tempels in Form eines Achtecks errichtet, das prachtvolle, als Taufcapelle dienende Baptisterium; da laden die Gotteshäuser San Francesco und Antonio, das Frauenkloster und das eine Meile entfernte Camaldulenser-Kloster, la Badia, mit ihren Kirchen zur Andacht ein; da ragt das palastartige Rathhaus, dem zu Florenz ähnlich, mit hohen Thürmen über den Zinnen; da zieht eine werthvolle Bibliothek mit schätzbaren alten Drucken und Handschriften, das Vermächtniß eines braven Priesters, den Gelehrten, ein Museum der etruscischen Alterthümer, außerordentlich reich an Todtensärgen und Denkmalen der Kunst und der Lebensweise der alten Etruscer, den Kunstfreund an; da ruft die Citadelle, von den Medicäern erbaut, mit ihrem berüchtigten, als Staatsgefängniß dienenden Thurm, dessen Mauern elf Fuß dick sind, Erinnerungen an schauderhafte Verbrechen und unmenschliche Rache, da rufen römische Alterthümer (wie der Fischteich und das Bad des Kaisers Otho) Erinnerungen an die Ueppigkeit und an das Schlaraffenleben der alten Römer wach.

Daß diese Wissens- und Sehenswürdigkeiten seiner nunmehrigen Heimath dem talentvollen, kunstsinnigen Grafensohne nicht vorenthalten blieben, sondern seiner Fassungskraft entsprechend ihm zum Verständnisse gebracht wurden, dafür sorgten pflichtgemäß die wackern Lehrer, deren Händen er nunmehr vertrauensvoll von den Seinigen übergeben worden.

Diese Lehrer gehörten, wie bereits erwähnt, dem Orden der Piaristen an, dessen Gründer der heilige Joseph Calasanza ist.

Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Calasanza. Im Königreiche Arragonien aus alt-adeligem Geschlechte geboren, verband er mit der umfassendsten und tiefsten Wissenschaft die Demuth der Heiligen und die edle Begeisterung für das Gute, wovon sein Landsmann, Ignaz Loyola, so glückliche Beispiele gab.

Seiner tiefen Wissenschaft wegen nannte ihn der Cardinal Marcus Antonius Colonna den Göttlichen: aber gerade der Glanz seiner Gelehrsamkeit war für ihn ein Beweggrund, um so eifriger die Verborgenheit zu suchen. Er verließ, nachdem er theils zu Lerida, theils zu Urgel als Beichtvater des Bischofs, als Professor und Generalvicar mit Eifer und Segen gewirkt, sein Vaterland und kam im Jahre 1592 nach Rom. Als hier die Pest ausbrach, gesellte er sich zu dem großen Krankenfreunde, dem heiligen Camillus von Lellis, und pflegte mit ihm unermüdet Tag und Nacht die Kranken, stand den Sterbenden bei und trug die Todten auf eigenen Schultern zu Grabe. Während dieser wohlthätigen Uebungen ward er inne, daß die Unwissenheit die fruchtbare Mutter des Lasters und des Elendes sei. Sein Herz brach,

als er eine Menge kleiner Knaben, denen die Pest ihre Eltern geraubt, ganze Tage auf den Straßen herumschweifen und betteln sah. Der nur alle Sonntage in den Pfarreien ertheilte Religionsunterricht konnte nicht während der ganzen Woche fruchten; zudem hatte Rom um diese Zeit nur die vom Staate spärlich besoldeten Religionslehrer. Joseph Calasanza bat sie, diese armen Kleinen in ihre Schulen aufzunehmen; allein sie weigerten sich, sofern man sie nicht besser besoldete. Dieser zärtliche Freund der Kinder klopfte allmälig an alle Thüren: überall wurde er unter diesen oder jenen Vorwänden abgewiesen.

Als er seine Bemühungen erfolglos sah, beschloß er, selbst die Verwirklichung seiner Wünsche zu unternehmen. Im Monat September 1597 gründete er die erste öffentliche Armenschule zu Santa Dorothea in dem jenseits der Tiber gelegenen Stadttheil, Trastevere genannt; er wählte gerade dieses Quartier Roms, weil sich hier das Bedürfniß des Unterrichts am Fühlbarsten machte. Der würdige Pfarrer Antonio Brendoni überließ ihm zwei Säle und nahm selbst an seinem edeln Unternehmen Theil. Bald traten zwei andere Welt-Priester zu den Stiftern, und die Schule zählte binnen Kurzem mehrere Hunderte von Zöglingen, unter denen auch der nachmalige Erzbischof von Benevent und Cardinal der römischen Kirche, Augustin Oregio, sich befand. Weil der Unterricht der Armen vorzugsweise ein frommes Werk ist, so nannte der heilige Joseph seine Anstalt fromme Schulen (scuole pie). Er unterrichtete die Kinder im Katechismus, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache u. s. w., und schaffte den armen Knaben alles Nöthige, oft sogar Kleidungsstücke.

Der Ruf der frommen Schulen verbreitete sich indessen bis nach Spanien; der König Philipp III. wünschte den Heiligen wieder in seine Staaten zurück, und trug ihm durch seine Gesandtschaft in Rom ein Canonicat zu Sevilla und späterhin ein Bisthum an. Beides verbat sich der demüthige Diener Gottes, indem er sein so segensreich begonnenes Werk vollenden wollte. Um indeß demselben einen dauernden Bestand zu geben, ging er mit dem Gedanken um, aus seiner Anstalt einen eigenen Orden zu bilden. Ghellius Ghellini, der seine Dompfründe zu Vicenza niedergelegt hatte, um desto ungestörter Gott und dem Nächsten zu dienen, hatte sich bereits zu diesem Werke ihm angeschlossen, wie auch Caspar Dragonetti aus Lentini in Sicilien, ein Priestergreis von 93 Jahren, der schon längere Zeit in Rom die Grammatik gelehrt hatte und dann in den frommen Schulen noch die Redekunst vortrug bis in sein 102. Lebensjahr, in welchem er den ewigen Lohn seiner zeitlichen Mühen empfing. Der Eigenthümer des Hauses, in welchem der Unterricht gegeben wurde, Monsignor Vestri, Secretär der päpstlichen Breven, der Augenzeuge der Fortschritte der Jünglinge war, die sich schon bis auf 700 vermehrt hatten, setzte den heiligen Vater von dem freudigen Beginnen der Anstalt in Kenntniß. Die Cardinäle Antonioni und Baronio erhielten den Auftrag, die Schulen und die Lehrmethode in Augenschein zu nehmen, und da Alles die Erwartung sogar übertroffen hatte, verlieh der Papst diesen Schulen seine Gunst und Unterstützung, und wünschte sie zu einer Genossenschaft zu erheben.

Bisher war es eine Gesellschaft von Priester-Lehrern, und Calasanza nahm den Titel Präfect der frommen Schulen (Scholarum Piarum) an. Aus Verehrung gegen die Mutter unseres Heiles nahm er den Namen von der Mutter Gottes an und gab auch seiner Congregation den rührenden Namen: Arme der Mutter Gottes von den frommen Schulen. Die Armuth, Maria, die Kindheit, diese drei Worte gingen geradezu an's Herz und verschafften den sich aufopfernden Männern, welche sie zum Wahlspruch nahmen, Segnungen und reiche Unterstützungen. Calasanza nahm sogar Judenkinder auf und oft hörte man ihn in seinen Predigten gegen das gemeine Volk donnern, welches diese armen Unglücklichen wegen ihrer Religion verfolgte. Papst Clemens VIII. approbirte diese neue Congregation, welche nun ein regelmäßiger Orden mit den drei gewöhnlichen Gelübden (Armuth, ehelose Keuschheit, freiwilliger Gehorsam) und dem des Unterrichtes wurde.

Der Heilige bemühete sich besonders, die Kinder durch eine weise Zucht zu bilden: die Mönche (Scolopii oder Piaristen) haben noch immer dieselbe Methode. Sie nehmen die Kinder jedes Standes mit dem siebenten Jahre auf und ertheilten ihnen Vor- und Nachmittags dreistündigen Unterricht. Die Zöglinge gehen täglich zur Messe, sprechen am Anfang und Ende der Classen ihre Gebete; sie versammeln sich auch am Sonntag in ihren Sälen zu frommen Uebungen und halten jährlich um Ostern die Uebungen der Geistessammlung (die sogenannten geistlichen Exercitien). An die Volksschulen schließt sich die höhere Schule an, worin Unterricht in den gelehrten Sprachen, in der Philosophie und Theologie ertheilt, und die nach der gleichen Methode, im gleichen Geiste und in der gleichen Absicht, die da keine andere ist, als Erziehung zur Frömmigkeit und Wissenschaft, geleitet wird. Sowohl hinsichtlich der Ordensverfassung als der Kleidung hat der Piaristen-Orden viele Aehnlichkeit mit dem der Jesuiten, ohne jedoch den Haß und die Verfolgung auf sich zu laden, welche gemeiniglich der Antheil Jener sind.

Der treue Diener Gottes, dessen Grundtugend Demuth war, die er in heroischem Grade selbst übte und Allen empfahl, verschied endlich, 92 Jahre alt, am 25. August 1648. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, die große Verbreitung seiner Schulen in Italien, Deutschland, Polen und Ungarn zu erleben und aus ihnen herrliche Früchte der Frömmigkeit und Wissenschaft hervorwachsen zu sehen. Wie mag der Heilige im Himmel sich gefreut haben, als er beinahe 150 Jahre nach seinem Ableben unter der Pflege seiner Söhne zu Volterra in dem jugendlichen Grafensohne von Sinigaglia eine Blume erblühen sah, an deren lieblichem Duft einst die ganze Welt sich erlaben sollte, ein Bäumchen heranwachsen sah, das dereinst, zum Baume erstarkt, mit seiner majestätischen Krone den christlichen Erdkreis mild überschatten, mit einem Worte einen Diener Gottes und Maria's sich heranbilden sah, der treu und glänzend, wie kein Anderer, seinen Geist, den Geist der Demuth und Stärke, der Wissenschaft und Gottseligkeit abspiegeln und dadurch für Millionen und Millionen Menschen ein Segensspender im vollsten Sinne des Wortes werden sollte.

Nahezu sechs Jahre weilte Mastai in dem Colleg zu Volterra

als Pensionär, um sich den sogenannten classischen Studien, das heißt dem Studium gelehrter Sprachen, der Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde und Philosophie zu widmen. Sein edles Aussehen, die Sanftheit seines Gemüthes, gepaart mit großer Charakterfestigkeit, ein heller Verstand bei wahrer, erleuchteter Frömmigkeit, bescheidene Zurückhaltung bei großer Redegewandtheit, reicher Gedankenfülle und umfangreichem Wissen gewannen ihm bald die Liebe und Achtung nicht nur seiner Mitschüler, die seiner stets mit Freude sich erinnerten, sondern auch seiner Vorgesetzten. Wie sehr er auch durch den Erfolg sich auszeichnete, womit er seine Studien betrieb, davon zeugen unter andern folgende zwei Vorfälle. Als die fromme, geistreiche Tante des damaligen französischen Kaisers, Heloisa Bacciochi, damals Königin von Etrurien, Volterra besuchte, und die Studirenden ihr einen feierlichen Empfang bereiten wollten, wurde der junge Mastai unter allen ausgewählt, bei einer sogenannten poetischen Akademie, welche ihr zu Ehren gegeben wurde, und wo wissenschaftliche Vorträge mit dem Vortrage von Gedichten und Gesangstücken abwechselten, den Vorsitz zu führen.

Noch bezeichnender für Mastai's wissenschaftliche Tüchtigkeit als Student ist folgender Umstand. Wenige Monate, ehe er die Anstalt zu Volterra verließ, kam ein Inspector der Universität von Frankreich, um das Colleg zu visitiren. Es waren nämlich damals gerade die päpstlichen Staaten zur französischen Provinz erklärt, und Napoleon I. hatte, um die Erziehung der Jugend des ganzen Kaiserreiches im Geiste der neueren Ideen und zu Gunsten seiner Herrschergewalt zu bewerkstelligen, die Gründung eines Lehrkörpers für das ganze Kaiserreich unter dem Namen „kaiserliche Universität" decretirt, an deren Spitze ein Großmeister stand. Dem Großmeister, heutzutage Minister des öffentlichen Unterrichts genannt, stand das oberste Rathscollegium des öffentlichen Unterrichts zur Seite. General-Inspectoren waren beauftragt, die öffentlichen und privaten Lehranstalten (welche letztere man hatte bestehen lassen) zu besichtigen und der gesammten Unterrichtsmethode, so viel wie thunlich, einen einheitlichen, nahezu militärischen Charakter aufzuprägen. Ein solches Mitglied der Universität von Frankreich war nun auch zur Visitation der Unterrichtsanstalt nach Volterra gesandt worden, die meisten Zöglinge erschienen vor dem Inspector und bestanden in seiner Gegenwart ein Examen. Der junge Mastai wurde gefragt wie die Andern; die Sicherheit seiner Antworten, seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse, wovon er Proben gab, nicht minder als sein ansprechendes Aeußere und seine bescheidene Haltung fielen dem französischen Commissär auf. Nachdem er ihn beglückwünscht hatte, sprach er zum Vorsteher der Anstalt: „Dieser junge Mann wird es weit bringen, wenn die Umstände ihm nur einigermaßen günstig sind."

Ohne es zu ahnen, sagte dieß der Inspector prophetisch, und es wurde ihm vergönnt, einen Theil seiner Weissagung verwirklicht zu sehen; denn im Jahre 1830, als der Tod seiner Laufbahn ein Ende machte, hatten bereits die öffentlichen Blätter verkündigt, daß der Abbate Mastai den erzbischöflichen Stuhl von Spoleto einnahm. Was würde er erst gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß der junge Zögling von Vol-

terra, welcher Erzbischof geworden, eines Tages mit der Tiara gekrönt und einer der größten Päpste der katholischen Kirche sein würde?

Sprechen die angeführten Zeugnisse vorzugsweise für die wissenschaftliche Tüchtigkeit des jungen Sinigaglianers zu Volterra, so heben andere in die Oeffentlichkeit gelangte Aeußerungen früherer Lehrer ganz ausdrücklich seine musterhafte, über alles Lob erhabene Sittenreinheit hervor. So sagt einer der ersten Lehrer des nunmehrigen Papstes: „daß sein Schüler stets begabt gewesen mit großem und glänzendem Talent, besonders mit einer engelreinen Seele, und daß er in keiner Wissenschaft der Zeit fremd, in Allem sich auszeichne.“ Und der Ausspruch eines andern Lehrers lautet: Mastai sei engelrein in Sitten, unermüdlich in der Arbeit gewesen.

Sechstes Capitel.

Mastai wird von der fallenden Sucht ergriffen. — Aerzte erklären sein Uebel für unheilbar. — Einfluß dieses Uebels auf Mastai's Stimmung rücksichtlich der Standeswahl. — Wie seine ursprüngliche innerste Neigung zum geistlichen Stande dadurch eine Zeitlang zum Schwanken gebracht wird. — Wie sich dieses Schwanken erklärt. — Warum die Fallsucht ein Hinderniß für den geistlichen Stand ist. — Mastai empfängt dessen ungeachtet die erste Tonsur. — Worin diese besteht und mit welchem Recht sie ihm ertheilt werden konnte. — Mastai kommt zum ersten Male nach Rom. — Wie er Rom findet und wie ihm darin zu Muthe sein mußte. —

Im letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Volterra (1808), im sechszehnten seines Alters wurde Mastai von heftigen Anfällen der Fallsucht ergriffen. Dazu nämlich hatte jenes Uebel, wovon er seit seinem Sturze in's Wasser den Keim in sich trug, und welches ihm, der früher so kräftig war, von da an ein blasses, leidendes Aussehen gegeben, im Verlaufe der Zeit sich entwickelt. In dem genannten Jahre trat es mit so außerordentlicher Heftigkeit auf, daß die zu Rathe gezogenen Aerzte jede Rettung für unmöglich, alle Heilungsversuche deshalb für vergeblich erklärten. Welch ein Schmerz für den strebsamen, mit so schönen Hoffnungen in das Leben hinausblickenden Giovanni! Welch ein Kummer für die Eltern, die Hoffnungen, welche sie auf ihren talentvollen, liebenswürdigen Sohn gebaut hatten, so arg durchkreuzt zu sehen! Der arme Jüngling! Was sollte er bei so geschwächter Körperkraft, bei einer so krankhaften, gleich einem Wegelagerer ihn tückisch erfassenden Anlage nun beginnen? Wozu sich entschließen? Es kam eine herbe Zeit für den jungen Grafensohn, eine Zeit harter Prüfung und jeweiliger martervoller Unschlüssigkeit, an der übrigens auch die traurigen politischen Umstände, die manchen Jüngling wider seine ursprüngliche, innerliche Neigung in die militärische Laufbahn drängten, einen Theil der Schuld trugen.

Diese ursprüngliche, innerliche Neigung Mastai's sprach sich unter Anderem auch darin aus, daß er ungeachtet der Wiederkehr der Erscheinungen der Fallsucht im Jahre 1809 „zur Freude seiner frommen Mutter“[1]) von Monsignor Incontri, dem Bischofe von Volterra, sich die erste Tonsur ertheilen ließ, eine Ceremonie, die darin besteht, daß dem Betreffenden an vier Seiten und in der Mitte des Kopfes in Form einer Krone die Haare beschnitten werden, und ihm unter den Worten: „Der Herr ziehe dir an einen neuen Menschen, welcher nach

---

[1]) Rom und sein Beherrscher von Maguire.

Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit", ein weißes Chorgewand angelegt wird.

Daß der Oberhirt von Volterra diesen Act, der zwar noch zu Nichts verpflichtet, aber doch als eine Einweihungs-Ceremonie zu dem künftigen geistlichen Stande gilt, an einem mit der fallenden Sucht Behafteten vornahm, konnte nur auf dessen dringenden Wunsch und in der beiderseitigen Zuversicht auf baldige Heilung von diesem sonst äußerst schwer und selten heilbaren Uebel statt haben. Gehört ja doch die fallende Sucht ihrer Natur nach zu jenen Fehlern, welche gesetzlich zum Kirchendienste, namentlich zum höheren, untauglich machen. Wie könnte auch die Kirche Personen in ihr innerstes Heiligthum zulassen, von denen ihrer krankhaften Anlage wegen zu befürchten ist, daß sie mitten unter den ehrwürdigsten Amtsverrichtungen, am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette, am Taufbrunnen u. s. w. urplötzlich mit lautem Schrei zusammen sinken und dadurch Entweihung des Heiligsten, Schrecken, Verwirrung und Aergerniß hervorrufen können?

Als dessen unerachtet, sicherlich nicht ohne höhere Fügung, Mastai den niedrigsten Weihegrad zu seiner künftigen erhabensten Bestimmung erhalten hatte, eilte er im October des nämlichen Jahres nach Rom, um daselbst den höheren Studien sich zu widmen. Zu dem Ende lag er am Collegium Romanum unter Anleitung des Abbate Conti den philosophischen und mathematischen Studien ob und hörte nebenbei, so viel seine Gesundheit es erlaubte, Vorlesungen über Theologie und Kirchenrecht im Seminar bei St. Apollinare, so wie solche über Staatswissenschaft und kirchliche Diplomatie an der accademia ecclesiastica. Die nächste Veranlassung, die ihn nach Rom führte, mochte vielleicht nebst der Berühmtheit dieser Stadt und ihrer vorzüglichen Lehranstalten der Umstand sein, daß Mastai dort einen Oheim hatte, welcher Domherr an der Peterskirche und Untersecretär der Memorialen war und sich ein Vergnügen daraus machte, den liebenswürdigen jungen Neffen bei sich in Kost und Wohnung zu nehmen, welch' letztere in einem Quartier des Quirinals sich befand. Doch sicher war hier wieder die Vorsehung im Spiele, die den künftigen Beherrscher dieser Weltstadt schon frühe das Feld seiner dereinstigen weltgeschichtlichen Wirksamkeit, den Schauplatz seiner Ehren, aber auch seiner Leiden mit eigenen Augen schauen lassen und an den Schicksalswechseln Pius' VII. ihm in lebendigen Bildern die Geschickeswechsel vorbedeuten wollte, welche er dereinst als Papst Pius IX. erleben werde.

Der Aufenthalt in der ewigen Stadt, so viel Nahrung sie auch in ihren Heiligthümern und Gnadenorten seinem frommen Gemüthe, so viel Anregung sie auch durch ihre Geschichte und ihre Denkmäler seinem lebhaften Geiste, so viel Reiz sie auch durch ihre Kunstschöpfungen seiner schwungvollen Einbildungskraft bieten mochte, konnte gleichwohl den treuen, biederen Sohn der Kirche, der bereits als ein Kind so warm für ihr geheiligtes Oberhaupt gefühlt, so innig für dasselbe gebetet hatte, nur wehmüthig stimmen. Denn, ach! gerade während er in Rom sich aufhielt, sollte sich hier an Pius VII. dasselbe vollziehen, was beiläufig zehn Jahre vorher mit Pius VI. sich zugetragen hatte. Er sah es oder vernahm es von seinem mit den Tagesereignissen und dem Intriguenspiel

der französischen Politik auf das Genaueste bekannten Oheim, was zum Verderben des heiligen Stuhles, der Kirche und des Kirchenstaates sich im Stillen wie im Offenen vorbereitete. Er sah mit thränenden Augen die feindlichen Horden in die friedliche Stadt, — das Erbe des Apostelfürsten, einrücken; er las an den Straßenecken und öffentlichen Gebäuden das Decret Napoleon's, welches Rom zu einer Freistadt erklärte; er sah mit blutendem Herzen das päpstliche Wappen, wo es sich fand, herunterreißen und das französische aufpflanzen. Er vernahm eines Morgens mit Entsetzen, wie in der Nacht zuvor der heilige Vater in seinem Palast auf dem Quirinalischen Hügel überfallen und gefangen davon geführt worden, und sah nun die heilige Stadt, diese Königin der Völker, als Wittwe im Trauergewande, sah das Volk ohne ihr sichtbares Oberhaupt, sah die Welt ohne ihre Sonne. Denn was für die Welt die Sonne, das ist für Rom der Papst. Und Mastai sah Rom ohne seinen Papst: der heilige Vater war fern, ferne im Exil, im Elend.

Wie das Alles nach und nach gekommen, soll uns das nächstfolgende Capitel lehren.

Siebentes Capitel.

Napoleon, der Weltfriedensstörer. — Pius VII. reis't auf seinen Wunsch nach Paris und salbt ihn dort zum Kaiser. — Napoleon setzt sich und Josephinen die Krone auf. — Sein unwürdiges Benehmen während und nach der feierlichen Handlung. — Seine ungerechten Zumuthungen an den Papst. Dessen standhafte Weigerung, auf dieselben einzugehen. — Die Franzosen rücken in Rom ein und erklären es als kaiserliche Freistadt, den Kirchenstaat als einverleibt mit Frankreich. — Bannfluch über den Kaiser. — Der Papst wird gefangen genommen und erst nach Savona, dann nach Fontainebleau entführt. — Rom seufzet unter dem Druck der Fremdherrschaft. — Was Rom ohne den Papst ist. — Wie dem jungen Mastai in Rom zu Muthe.

Während der junge Mastai noch zu Volterra ruhig seinen Studien oblag, hatte bisweilen die Kunde von hochwichtigen Ereignissen, die in seinem Vaterlande, in der Hauptstadt der Christenheit, in der Welt vor sich gingen, sein Ohr erreicht und mehr oder minder sein gefühlvolles Herz aufgeregt. Am Meisten berührte ihn, was in Rom, was mit dem geliebten heiligen Vater, der zu seiner Familie noch in einem entfernten Verwandtschaftsverhältniß gestanden haben soll, namentlich in den letzten Jahren sich zutrug.

Der flüchtige Schein von Frieden und Glück, der zu Anfang der Regierungszeit Pius VII. seine Unterthanen und am meisten das liebreiche Herz des heiligen Vaters selber erfreute, war leider nicht von langer Dauer. Napoleon (Bonaparte), derselbe, der durch Bewältigung des Ungethüms der französischen Revolution und durch Wiederherstellung der katholischen Religion in Frankreich vermittelst des Concordats von 1801 unbestreitbare Verdienste um seine Nation sich erworben hatte, war nunmehr, vom Geiste des Hochmuths aufgeblasen, der allgemeine Friedensstörer, ja, man darf wohl sagen, der Würgengel der Menschheit geworden. Nicht zufrieden damit, zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt worden zu sein, ließ er sich auch zum Kaiser erklären, und lud in einem fromm und ergeben klingenden Schreiben Seine Heiligkeit den Papst ein, ihn zu krönen, denn er wollte doch gerne als rechtmäßiger Herrscher in Europa angesehen sein. Pius VII. zögerte lange und willigte erst auf den Rath des heiligen Collegiums und unter der aus-

drücklichen Bedingung, daß nicht die Krönung allein Zweck der Reise sei, sondern die großen Interessen der Religion einen Haupttheil desselben bilden und in Conferenzen verhandelt werden sollten, in Napoleon's Begehren ein. So reiste der Vater der Christenheit denn unter Thränen (am 2. November) in Begleitung von vier Cardinälen, vier Bischöfen und zwei Prälaten von Rom ab, kam am 25. desselben Monats zu Fontainebleau mit Napoleon zusammen, gelangte am 28. nach Paris und nahm am 2. December unter Assistenz mehrerer Cardinäle und hoher Prälaten die feierliche Salbung des Kaisers in der großen, ehrwürdigen Liebfrauenkirche (Notre dame) zu Paris vor. Ehe die Ceremonie der Salbung begann, fragte der Papst Napoleon, ob er verspreche, den Frieden in der Kirche Gottes aufrecht zu erhalten. Napoleon antwortete mit fester Stimme: Ich verspreche es (Profiteor). Im Augenblicke der Salbung knieten Napoleon und seine (ihm bloß bürgerlich angetraute) Gemahlin Josephine sich zu den Füßen des Altars auf die Steine nieder. Nach der Salbung betete der Papst das Gebet, in welchem verlangt wird, daß der Kaiser der Beschützer der Wittwen und Waisen sei und sowohl den verborgenen, als den sich offenbar zeigenden Unglauben zerstöre. Nach dem Gebete, in welchem steht: „der Scepter deines Reiches ist ein Scepter der Geradheit und Billigkeit", stieg Napoleon zum Altar, nahm die Krone und setzte solche sich selber auf das Haupt. Hernach nahm er auch die der Kaiserin, kehrte zu ihr zurück und krönte sie. Die Kaiserin empfing die Krone auf den Knieen. Die kaiserliche Musik führte das Te Deum aus, so wie die Messe, die eigens dazu componirt war. Das Orchester bestand aus 500 Tonkünstlern. Als die übrigen Ceremonieen zu Ende waren, kehrte zuerst das kaiserliche, dann das Gefolge Seiner Heiligkeit in die Tuilerieen (die kaiserliche Hofburg) zurück.

Der gute heilige Vater Pius VII. erntete von seiner beschwerdevollen, übrigens aber wegen der zahlreichen Beweise aufrichtiger Verehrung von Seiten des Volkes auch mit vielen Tröstungen für ihn verbundenen Reise wenig Dank. Schon während der feierlichen Handlung hatte Napoleon nicht die beste Stimmung, wohl aber mehrere Zeichen der Ungeduld verrathen und Nichts gethan als gähnen.[1]) Ja, mit welchen Gedanken der schlimme Mann schon damals umging, zeigte sich bald nachher, als er dem Papst unter Androhung der Gefangenschaft zumuthete, statt in Rom in Avignon zu residiren, wo er ihn dann unter dem Schein der Freiheit völlig in seiner Gewalt gehabt haben und so zu sagen selbst Papst gewesen sein würde. Pius VII. bemerkte ihm aber, ehe dieses geschehe, lege er seine Papstwürde nieder, und sei bereits dafür gesorgt, daß für diesen Fall sofort in Rom ein neuer Papst gewählt würde; es bleibe dann nicht der Papst Pius VII., sondern blos der Benedictinermönch Barnabas Chiaramonti als Gefangener in französischen Händen. Dies wirkte und noch am selben Abend erhielt der Papst die Erlaubniß zur Rückreise, die er aber gleichsam im Gefolge des Kaisers und über Mailand machen mußte, wo Napoleon sich als

---

[1]) S. Geschichte Pius VII. von Ritter Artaud.

König von Italien die lombardische Krone auf das Haupt setzte. Am 5. Mai 1805 kam Pius zur großen Freude seiner Unterthanen, die ihn dringend zurückgefordert hatten, wieder in Rom an, und bald schickte ihm Napoleon, — fast scheint es, in der schnöden Absicht, um ihn für Unerlaubtes geneigt zu machen, — eine prachtvolle päpstliche Tiara, (eine hohe, mit drei übereinander stehenden goldenen Kronen umgebene Mütze) zum Geschenk. Denn fast gleichzeitig mit diesem Danaergeschenke häufte er durch ungerechte Zumuthungen Kummer auf Kummer auf des heiligen Vaters Herz. Zuerst verlangte er, daß sein Bruder Hieronymus, der eine protestantische Kaufmannstochter aus Nordamerika geheirathet hatte, von ihr geschieden werde. Allein der Papst überzeugte sich, daß die Ehe vollkommen gültig geschlossen sei, und konnte und durfte darum in die Scheidung nicht einwilligen; denn wo es um Antastung der ewigen Gesetze Gottes und der Natur sich handelt, da sind, trotz aller ihrer Machtvollkommenheit im Uebrigen, den Päpsten so gut die Hände gebunden, wie dem gemeinsten Priester. Dieses pflichtgemäße, hochherzige „non possumus" (ich kann, ich darf nicht) des wehrlosen Priestergreises brachte den Gewaltherrscher, der an blinde, feige, charakterlose Unterwürfigkeit selbst von Seiten der Gekrönten gewohnt war, vor Wuth außer sich. Er nahm nun selber die Scheidung vor und verehelichte, dem Papst und allen Kirchensatzungen zum Trotz, seinen Bruder zum zweiten Male und zwar mit der Prinzessin Katharina von Württemberg. Noch mehr gerieth er in Wuth, als (1806) der Papst sich weigerte, ihm, dem Franzosenkaiser, zu Liebe, durch Ausschließung aller englischen Schiffe von den Häfen der Kirchenstaaten, sich mit England, womit er auf Freundesfuß lebte, zu überwerfen. So wurde der Hader nachgerade immer bitterer. Zu Ende des Jahres 1807 besetzte der General Lemarrois, während die Unterhandlungen noch schwebten, im Namen Napoleon's die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino. Am 3. Februar 1808 zog der General Miollis in Rom ein; noch ließ man dem Papstkönige einen Schatten von Herrschaft. Ein aus Wien datirtes Decret vom 17. Mai 1809 vollendete jedoch das Werk der Beraubung. Die päpstlichen Staaten wurden als „mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt" und Rom als „kaiserliche Freistadt" erklärt. Am 10. Juni wurde unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg das päpstliche Wappen heruntergerissen und an dessen Stelle das französische aufgepflanzt. Gleichzeitig wurde unter Trompetenschall in allen Stadtvierteln ein kaiserliches Decret verkündigt, welches die völlige Einverleibung aller römischen Staaten in das französische Kaiserreich verordnete. Der Papst dagegen ließ an demselben Tage die für diesen Fall bereit gehaltene Bannbulle an den drei Hauptkirchen der Stadt anschlagen. Er erklärte darin die Urheber, Rathgeber und Vollstrecker der gegen die Gerechtsame des heiligen Stuhles verübten Frevelthaten als dem großen Kirchenbann verfallen, gebot jedoch zugleich allen christlichen Völkern, daß Niemand aus dem gegenwärtigen Erlasse Gelegenheit oder einen Vorwand nehmen solle, irgend Einem von denen, welche er betrifft, Schaden, Unbilde oder Nachtheil zuzufügen, oder ihre Rechte und Vorrechte zu beeinträchtigen.

Ungeachtet dieser Bulle fuhr Napoleon fort, seine Beute zu verfolgen. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli drang, vom General Radet angeführt, ein Haufen Gendarmen auf Leitern in den Quirinal-Palast. Radet verlangte im Namen des Kaisers vom Papste Verzichtleistung auf die zeitliche Souveränetät. Der Papst behielt die gewohnte Ruhe und sprach mit gehobener Stimme: „Ich habe Alles, was bisher geschehen ist, nur gethan, nachdem ich zuvor die Erleuchtung des heiligen Geistes angerufen hatte, und lasse mich eher in Stücke hauen, als zu verzichten." Auf diese des Statthalters Jesu Christi würdige Erklärung wurde Pius sammt dem Cardinal Pacca verhaftet, mit diesem aus dem Hause geschleppt und in den Chorkleidern in eine sorgfältig verschlossene und verhüllte Chaise gebracht. In diesen Wagen wurden Pius und sein Cardinal ohne Diener, ohne Kleider, ohne Wäsche, ohne seine Brille, ohne Geld, (die ganze Baarschaft des Papstes und des Cardinals zusammen betrug 14 Silbergroschen) eingeschlossen. Je größer die Mühen der forcirten Reise und je tiefer die Erniedrigung, desto höher war die Seelenstärke des sonst so sanften, fast schwachen Papstes. Erst nach zwei Tagen kamen die Diener des Letzteren mit dem Reisegeräthe nach. Aber der ehrwürdige apostolische Greis hatte auch das Unglück, umgeworfen zu werden, wobei sein Kerkermeister, General Radet, der auf dem Platze des Kammerdieners saß, in eine Kothpfütze fiel. Die Reise ging zunächst nach Florenz, und hier wurde dem Statthalter Christi dasselbe Zimmer angewiesen, in welchem zehn Jahre vorher auch sein Vorgänger als Gefangener saß. Nach drei Stunden Ruhe wurde er wieder weiter fortgeschleppt. Aber je näher Pius Frankreich kam, desto mehr nahm die Begeisterung des Volkes für ihn zu, so daß seine Reise einem Triumphzuge glich. Besonders zu Nizza, wo in der Nacht unversehens die ganze Stadt beleuchtet wurde und die Ufer mit 16,000 Zuschauern besetzt waren, während 72 herrlich erleuchtete Barken auf der ruhigen See dahin glitten und sich vor dem Balcone aufstellten, von dem der Papst allen Anwesenden den Segen gab, der mit ehrfurchtsvollem Schweigen aufgenommen, darauf aber die Gegenwart Seiner Heiligkeit durch feierliche Hochrufe und Absingen von Huldigungsliedern gefeiert wurde. In Savona blieb der Papst drei Jahre, von 1809 bis 1812, von allen seinen Rathgebern, selbst seinem treuen Pacca, der nach der Festung Fenestrelle auf den Alpen abgeführt wurde, getrennt. Im letzteren Jahre, im Augenblick, wo er für den Feldzug nach Rußland rüstete, ließ der eben jetzt auf dem Gipfelpunkt seiner Macht stehende Gewaltherrscher den apostolischen Greis trotz seiner Leiden und seiner auf den Tod schweren Erkrankung in forcirten Märschen nach Fontainebleau deportiren, wo er dem von allen seinen Rathgebern verlassenen, gleich einem müden Reh gehetzten Vater der Christenheit Zugeständnisse (nämlich elf unglückliche Artikel zu einem neuen abzuschließenden Concordate) abpreßte, die dieser, sobald er zum vollen Bewußtsein dessen, was er gethan hatte, gelangt war, alsogleich in tiefer Reue und edler Selbstverdemüthigung wieder zurücknahm (24. März 1813).

Während dessen hauseten die Franzosen in Rom und suchten

durch Hervorgrabung alter Kunst- und Prachtwerke, durch Anlegung von Spazierplätzen und andere Verschönerungen, durch Anködерung des Ehrgeizes der Großen, durch Veranstaltungen von Festlichkeiten, Schmausereien und durch noch niedrigere Lockmittel die Bevölkerung Roms zu gewinnen und den heiligen Vater vergessen zu machen. Allein bei dem Kern der Bevölkerung gelang ihnen das — trotz der Freimaurerlogen, welche (1809) so zu sagen unter den Augen des Papstes in Rom und im ganzen Lande errichtet wurden, um die Ehrfurcht gegen die Religion und ihre Diener vom Höchsten bis zum Niedrigsten zu unterwühlen und die Sitten zu verderben — einmal ganz und gar nicht. Das Volk in seiner Mehrzahl schwieg und trauerte; sah es doch, wie während der Fremdherrschaft die Bevölkerung von 153,000 Seelen auf 117,000, die einstige Weltgebieterin auf den Rang einer Provinzialstadt herabsank, wie die Kirchen, die Klöster und sämmtliche geistliche Bildungsanstalten, die Paläste der Cardinäle und fremden Gesandten verödeten, wie kein Segen mehr über Stadt und Land gegeben wurde, keine Feierlichkeit mehr an festlichen Tagen die Einheimischen wie die Fremden in die geweihten Tempelhallen einlud und wie als Folge von allem Diesem wilde Ausgelassenheit einerseits, dumpfe Niedergeschlagenheit andererseits, allwärts aber Verarmung und Entsittlichung mit Riesenschritten in der Siebenhügelstadt zunahmen.

So sah es in der Hauptstadt der Christenheit aus. Solches ging in ihr vor, als der junge Graf aus den Marken zum ersten Male in ihr weilte. O, wer ihm hier gesagt hätte, daß nach nahezu vierzig Jahren er aus eben diesem Quirinal als Papstkönig die Flucht ergreifen und daß es darnach in der ewigen Stadt noch weit greuelvoller zugehen werde, als zur Franzosenzeit! Aber wie Denen, welche Gott lieben, Alles zum Guten gereicht, wie die Biene selbst aus Giftblumen sich Honig saugt und Anderen bereitet, so war es auch bei Johann Maria Mastai der Fall. Ruhig unter seines braven Oheims Obhut den Studien lebend, unberührt von den mancherlei Aergernissen, die er da und dort zu gewahren nicht umhin konnte, schätzte er sich trotz alledem glücklich, in der Stadt der Apostelfürsten, der Martyrer und Heiligen, in der Stadt sich zu wissen, wo vor kaum 150 Jahren sein hochverehrtes Vorbild, der heilige Calasanza, gelebt, nicht allein gelebt, sondern wo er den Grund zu jener Genossenschaft gelegt, in deren Lehranstalt zu Volterra er (Mastai) die sechs glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte und vermittelst jener braven Ordenssöhne den Geist und das Herz ihres menschenfreundlichen Stifters so treu, so warm und so innig in sich aufnahm. O, wie gerne wäre er auch hier, in Rom, in seine Fußstapfen getreten und hätte er sein Wirken, soweit es sein Studium und die Umstände ihm gestatteten, nachgeahmt: Wissenschaft mit Gottseligkeit, das Lernen mit dem Lehren im Geiste der Demuth und Nächstenliebe, im Geiste Calasanza's, verbunden! Und siehe! eher als er es erwarten konnte, wurde ihm dazu die erwünschteste Gelegenheit geboten.

Achtes Capitel.

Wie Mastai mit Tata Giovanni bekannt ward. — Kurze Geschichte dieses menschenfreundlichen Maurers und des von ihm gegründeten (gleichnamigen) Waisenhauses. — Einrichtung desselben. — Wie Mastai für den edeln Mann und sein Institut eingenommen ward und letzterem fast ausschließlich seine Theilnahme und seine Besuche widmete. — Mastai verläßt Rom und begiebt sich nach seiner Vaterstadt. — Wird aufgefordert, zu Mailand für den Militärdienst sich zu melden, wegen andauernder Kränklichkeit jedoch zurückgestellt. — Irrige Angaben, die aus einer Verwechselung des Papstes mit einem seiner Brüder entstanden. —

Mastai weilte noch nicht gar lange in Rom, als er eines Tags von einem edelgesinnten Handwerksmann und der von ihm unlängst in's Leben gerufenen Erziehungs-Anstalt für verwahrlosete und verwaisete Kinder erzählen hörte. Das Bild, das man ihm von diesem Manne und seinem Wirken entrollte, erinnerte ihn auf das Lebhafteste an Calasanza. Fortan ließ es ihn nicht ruhen, bis er dessen Bekanntschaft gemacht.

Dieser interessante Mann hieß Giovanni Borgi und das von ihm gegründete Institut hieß und heißt annoch das Hospiz Tata Giovanni.

Borgi, zu Rom im Jahre 1732 geboren, war seines Gewerbes ein Maurer und arbeitete in der Sacristei der Sanct Peterskirche. Nach Beendigung seines Tagwerkes besuchte er regelmäßig das in jener Gegend gelegene, fast wie eine Stadt große und alles mögliche menschliche Elend in sich schließende Hospital zum heil. Geiste, und da er, selbst arm, den armen Kranken sonst Nichts zu geben vermochte, so barbierte er sie und leistete ihnen alle Dienste, die man von einem eifrigen Diener erwarten kann, so zwar, daß er oft ganze Nächte neben dem Krankenbette saß, und nicht selten über seiner Arbeit, die Kelle in der Hand, einschlummerte. Als er eines Abends der Procession einer religiösen Bruderschaft beiwohnte, bemerkte er mehrere arme Knaben, welche, nachdem sie den ganzen Tag baarfuß und in Lumpen umhergewandelt waren, theils auf der Treppe des Pantheon (eines ehemals heidnischen, jetzt christlichen, als Kunstdenkmal berühmten Tempels) lagen, theils sich auf die Bänke des Geflügelmarktes neben jenem Gebäude niedergekauert hatten. Es waren dieß zum Theil jugendliche Vagabunden, welche ihren Eltern entlaufen, theils auch Kinder, welche von ihren Eltern im Stiche gelassen waren, oder arme, ganz verwahrlos'te Waisen. Borgi fühlte inniges Mitleid mit ihrer traurigen Lage. Er nahm einige mit nach seiner Wohnung, bereitete ihnen ein Lager auf der Hausflur, kleidete sie mit Hülfe von Almosen, welche er für sie sammelte, und verschaffte ihnen Gelegenheit, ein Handwerk zu lernen. Zwei wackere Geistliche, der Abbate Pinchetti und der Abbate Michele di Pietro, welche sein Benehmen mit Bewunderung beobachtet hatten, gingen ihm mit Rath und That an die Hand. Die kleine Freistätte, welche Borgi eingerichtet hatte, gewährte bald vierzig Knaben Obdach, und wurde nun in ein passendes Haus verlegt, für welches einer der Priester die Miethe bezahlte. Ein Verein trat zusammen, um die Anstalt zu unterstützen, und die freiwilligen Beiträge beliefen sich bald monatlich auf mehr als hundert Scudi (ein Scudo macht einen Thaler zehn Silbergroschen zehn und einen halben Pfennig preußisch).

Im Jahre 1784 erhielt die Anstalt eine vollkommnere Einrichtung.

— Giovanni nannte die Knaben seine „Kinder" und sie nannten ihn „Tata", ein volksthümlicher Ausdruck für Vater. Daher stammt die Bezeichnung „Tata Giovanni", welche man der Anstalt beilegt. Pius VI. war hocherfreut über das gute Werk. Er kaufte den Palast Ruggia in der Straße Giulia für das Institut, (das übrigens öfters sein Local zu wechseln gezwungen war, bis es gegen Ende 1815 in das ehemalige Kloster der Salesianerinnen bei St. Anna dei Falegnami oder Funari untergebracht ward), wurde ein eifriger Gönner und bewies sich gegen Giovanni sehr günstig. Dieser griff jetzt häufig müßige und verdorbene Knaben von der Straße auf und setzte dadurch die Bettler in den größten Schrecken. Man brauchte nur, wenn einer zudringlich wurde, ihm zuzurufen: „Mach' dich fort, da kommt Tata Giovanni!" so nahm er sogleich Reißaus. Die Anstalt wurde jetzt erweitert, so daß sie hundert Knaben aufnehmen konnte. Diese standen sehr früh auf, gingen zur Kirche und bekamen dann ein Stück Brod, worauf sie in die Stadt zu verschiedenen Meistern gingen. Tata machte dann häufig selbst die Runde, um nachzusehen, was seine „Kinder" anfingen. Bei'm Abendläuten stellte er sich mit einem Beutel an die Eingangsthüre und die Knaben mußten Alles hineinwerfen, was sie den Tag über verdient hatten. Obgleich er selber unwissend war, so wußte Borgi doch den Werth der Kenntnisse zu schätzen, und er veranlaßte mehrere wohlwollende Männer, Weltleute und Geistliche, die Knaben Abends zu unterrichten. Nach den Schulstunden wurde der Rosenkranz gebetet, und dann folgte die einfache Abendmahlzeit, wobei häufig Kirchenfürsten aus Demuth diesen armen Kindern aufwarteten. Tata Giovanni war sehr strenge und das Sprichwort „Spare die Ruthe und verdirb das Kind" zählte kaum einen gläubigeren Anhänger. Seine Sorgfalt für die Knaben war unermüdlich. Er wanderte oft die ganze Nacht durch ihre Schlafstuben und legte sich erst am Morgen zur Ruhe. Gleichzeitig vernachlässigte er auch die Kranken im Hospitale nicht, und wenn er nicht selbst hingehen konnte, so schickte er jedesmal einen der älteren Schüler, der statt seiner die Kranken verpflegen mußte. Tata Giovanni war, wie gesagt, strenge, dabei aber doch sehr liebevoll; häufig, besonders an Festtagen, zog er mit seinen „Kindern" auf das Land hinaus und nahm dann selbst an ihren muntern Spielen Theil, wobei sich der alte Mann mit seiner etwas starken, untersetzten Gestalt, auf einem Auge blind und mit einer abgetragenen Perrücke auf dem seltsam geformten Kopfe, sonderbar genug ausnehmen mochte. Er starb, nachdem er fünfzehn Jahre unermüdet in dieser Weise thätig gewesen war, hatte aber vor seinem Tode noch die Freude, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt und seine geliebte Anstalt fest und dauernd begründet zu sehen.

Das war der Mann, welchen kennen zu lernen der junge Graf sich beeilte. Borgi empfing ihn inmitten seiner armen Kleinen und erzählte ihm, in welcher Weise die Vorsehung sich seiner hatte bedienen wollen, um sie einem zweifachen Elende, dem der Seele und des Leibes, zu entreißen. In dem Maße, wie der Wohlthäter weiter redete, hörte der junge Mastai weniger mit seinen Ohren, als mit seinem Herzen zu. Er, der als kleines Kind sich eine Freude daraus machte und es als

eine Gunst von seiner Mutter erbat, das Almosen der Liebe in die Hände der Armen niederlegen zu dürfen: konnte er jetzt umhin, einen Mann zu lieben, der ihnen sein ganzes Leben und sein ganzes Vermögen gewidmet hatte? Und so brachte er denn von diesem Tage an, so oft er seinen Studien einige Augenblicke abgewinnen konnte, diese in dem Hospiz Tata Giovanni und im Umgange mit zwei, demselben sehr nahe stehenden würdigen Priestern, dem Kanonicus Cäsar Storace, der als geistlicher Director die Anstalt überwachte, und dem Monsignor Pietro Caprano, der ihm später die heiligen Weihen ertheilte, fast ausschließlich zu. Auch der sehr berühmte Mons. Falconieri, nachmals Erzbischof von Ravenna und Cardinal, zählte damals zu seinen speciellen Freunden.

Mastai's Aufenthalt in Rom dauerte nicht völlig zwei Jahre. Im October 1808 war er gekommen und bis in's Jahr 1810 blieb er daselbst. Die politischen Ereignisse und in deren Folge der auf die Spitze getriebene Uebermuth der Franzosen nöthigten unzählige patriotisch Gesinnte, aus Rom zu fliehen. Zu ihnen gehörte auch Mastai's Oheim. Mit ihm verließ auch sein jugendlicher Neffe im Jahre 1810 die Stadt und begab sich wieder zu seinen Eltern nach Sinigaglia. Im Jahre 1811 (demselben Jahre, wo Napoleon dem Ersten von seiner zweiten Gemahlin Maria Louise von Oestreich ein Sohn geboren wurde, dem er, der Kirche zum Hohn, den Titel „König von Rom" gab), erließ der Kaiser das Decret, welches die Ehrengarden in das Dasein rief. Wegen seiner hochadeligen Geburt wurde Mastai 1812 aufgefordert, in die Ehrengarde zu Mailand einzutreten, wo seit 1809 der Vicekönig Eugen Hof hielt.

Dieser Umstand hat zu der in mehreren Lebensbeschreibungen des Papstes vorkommenden irrigen Angabe Veranlassung gegeben: Giovanni Mastai habe, obigem Rufe folgend, sich zu Mailand in die erste Schwadron des ersten Regimentes einschreiben lassen, sei dort bis zum Sturze Napoleon's und der damit erfolgenden Auflösung des französischen Kaiserreiches verblieben, und dann, nachdem Kaiser Franz II. von Oestreich wieder Besitz von der Lombardei ergriffen, auf kurze Zeit in ein östreichisches Regiment eingetreten, das er jedoch bald wegen Mangels an Geistesverwandtschaft mit seinen dortigen Standesgenossen wieder verlassen habe. Einige französische Generale aus jener Zeit wollen sogar die Ehre gehabt haben, zu Mailand Regiments-Kameraden Seiner Heiligkeit gewesen zu sein. Dieses Alles ist jedoch irrig und beruhet, wie J. Chantrel in der jüngst (1868) erschienenen vierten Auflage seines Buches: Pontificat de Pie IX. versichert, auf einer Verwechselung des Papstes mit einem seiner Brüder, welcher wirklich zu den gardes d'honneur unter Napoleon gehört habe, während Giovanni Mastai wegen andauernder Kränklichkeit zurückgestellt worden sei und in Wahrheit nie Waffen getragen habe. Chantrel selber bekennt mit aufrichtigem Bedauern in einem früheren Werke: le roi Pie IX. (Pius IX. als König) obigen Irrthum in die Welt gesandt und zur Verbreitung desselben viel beigetragen zu haben.

Das Wahre in der Sache ist: Mastai wurde vom Präsidenten von Sinigaglia selber, der, weil er im Hause Mastai sein Quartier hatte,

somit aus Erfahrung wußte, wie schwachen Körpers der junge Mann war, als untauglich erklärt, und so entging derselbe durch Gottes Fügung den Strapazen wie den Gefahren des Militärlebens — zu seiner und seiner Eltern Freude, bei denen er verweilte, bis Pius VII., aus seiner Haft zu Fontainebleau entlassen, als freier Souverän in seine Staaten zurückkehrte.

Neuntes Capitel.

Napoleon, der Stolze, wird erniedrigt. — Pius VII., der Erniedrigte, kehrt glorreich in seine Staaten zurück. — In Sinigaglia wird ihm der junge Mastai vorgestellt. — Dieser kommt zum zweiten Mal nach Rom. — Triumphirender Einzug des Papstes in seine Hauptstadt. — Gott ist gerecht. — Zwei zuschauende Jünglinge, die beide nachher Päpste geworden. — Ein geheimnißvolles Schriftstück.

Pius des Siebenten Befreiung und Rückkehr in seine Staaten erfolgte viel rascher, als nach menschlicher Berechnung vorauszusehen war; denn Napoleon war auf den Papst wegen der Festigkeit, womit dieser die Genehmigung der ihm abgepreßten falschen Concordatsartikel ablehnte, erbitterter wie je. Allein die Kriegsereignisse brachen seinen stolzen Sinn. Bei der Nachricht von dem Bannfluche über ihn hatte der Allgewaltige in einem Briefe an den Vicekönig von Italien spottend gesagt: „Hält er (der Papst) mich denn für einen Schwachkopf? Oder glaubt er, daß seine Bannstrahlen meinen Soldaten werden die Gewehre aus den Händen fallen machen?" Letzteres nun war auf den Schneegefilden Rußlands, gegen welches Jener mit einem Heere, wie Europa kaum ein zweites sah, ausgerückt war, buchstäblich wahr geworden, als eine Kälte, schneidender denn der eiskalte Spott, mit dem jene Worte gesprochen worden, die mit Siegeshoffnungen ausgezogenen Legionen des Allgewaltigen zurücktrieb und aus den erstarrten Händen seiner Streiter die Musketen in den Schnee fallen und sie selber darin begraben werden ließ. In Folge dessen und des unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Leipzig fühlte sich der Kaiser unwillkürlich gedrungen, den unseligen Streit mit dem Kirchenoberhaupt sobald als immer möglich zu beenden. Er ließ daher dem Papste vorschlagen, nach Rom zurückzukehren, und erbot sich, vom Kirchenstaate soviel zurückzugeben, als das vorletzte kaiserliche Decret davon übrig gelassen. Pius VII. aber weigerte sich, das Erbe Sanct Peters anders, als unverkürzt anzunehmen. Bei den Verhandlungen darüber mit dem kaiserlichen Abgeordneten Stephan Fallot de Beaumont, Bischof von Piacenza, sprach er die denkwürdigen Worte: „Es ist möglich, daß meine Sünden mich nicht würdig machen, Rom wieder zu sehen, aber seien Sie versichert, meine Nachfolger werden alle die Staaten, welche ihnen gehören, wieder erhalten." So geschah es denn auch. Napoleon selber gab dem Papste mit der Freiheit und dem Befehl zur sofortigen Abreise nach Rom, die Departements von Rom und Trasimene zurück, und im folgenden Jahre erhielt er durch den Wiener Congreß auch die im Frieden von Tolentino verlorenen Marken und Legationen wieder. Ja — und wer bewundert darin nicht das Walten einer göttlichen Vergeltung? — während fremde Völker wie Meereswogen Frankreich überflutheten, während der Gewaltherrscher in demselben Schlosse (Fontainebleau), worin er den Gesalbten Gottes so schmachvoll behandelte,

seine eigene Thronentsagung weinend unterzeichnet, zieht Pius VII., von den jubelnden Völkern gleichsam auf den Armen getragen, in seine Staaten zurück. Ueberall, wo er durchkam, gerieth Alles in die freudigste Bewegung: mehrere verstockte Sünder thaten Buße, verschiedene Irr- und Ungläubige kehrten in den Schooß der Kirche zurück. In Cesena besuchte und segnete er seine sterbende Schwester, welche nach der Aufhebung der Klöster sich in dem väterlichen Palaste eine Zelle eingerichtet hatte. Als er durch Sinigaglia kam, hatte unser junger Mastai die Ehre, ihm vorgestellt zu werden: der zukünftige Papst Pius IX. dem gegenwärtigen Papst Pius VII.!..... Daß der Eindruck, welchen der junge Mann auf den ehrwürdigen Greis machte, ein sehr vortheilhafter gewesen sein müsse, bezeugt das besondere Wohlwollen, das derselbe ihm von Stund' an fortwährend bewies. Für die Begeisterung dagegen, die Mastai aus der Begegnung mit dem erhabenen Oberhaupte der Kirche geschöpft, zeugt das lebhafte Verlangen, das ihn erfaßte, noch vor dem Einzuge des heil. Vaters nach Rom zu kommen, um dem festlichen Empfange daselbst beizuwohnen, ein Verlangen, dem mit Gutheißung der Eltern sofort die Ausführung folgte. Als Pius VII. Sinigaglia und Foligno hinter sich hatte, bestimmte er den 24. Mai zu seinem feierlichen Einzuge in die Hauptstadt der katholischen Welt. Er bediente sich dabei des ihm von Carl IV., König von Spanien, geschenkten Staatswagens, und ließ den Decan des heiligen Collegiums, Cardinal Mattei, und den Cardinal Pacca zu sich in denselben steigen. Letzterer sollte an der Freude dieses Tages Theil nehmen, wie er während der vorausgegangenen Jahre der Theilnehmer der Trübsale und Leiden des Papstes gewesen war. Eine Schaar von 24 Jünglingen aus den edelsten Häusern Roms in schwarzen Kleidern und mit schwarzen Schärpen zog den Wagen an Bändern von carmoisinrother Seide. Unmöglich wäre es, den Glanz und die Pracht dieses Einzuges vollständig zu beschreiben. Könige und Königinnen waren dem h. Vater voraus geeilt, mehr denn 125,000 Menschen aus allen Ländern der Welt gesellten sich zum Haufen derer, die den ehrwüdigen Bekenner umgaben, fielen nieder auf ihre Kniee, seinen Segen zu empfangen, und ihre von frommen Thränen nassen Augen hingen alle an dem erhabenen Antlitz, auf dem man eine unaussprechliche Mischung von Sanftmuth und Adel, von Güte und Majestät, ein gewisses Etwas vom Antlitze seines göttlichen Meisters erglänzen sah.

So schritt der gemeinsame Vater der Gläubigen inmitten einer unermeßlichen Volksmenge, von seinen Kindern getragen, vorwärts, und kam bis zu dem großen, aus Einem Marmorblock bestehenden, hoch oben von einem Theil des wahren Kreuzes überragten Obelisken, stieg an der in der ganzen Welt verehrten Hauptkirche ab, trat in dieselbe; man drängte sich hinter seinen Schritten; der Altar des Apostelfürsten schien in Flammen, Hunderte von Lampen brannten an seinem Fuße, und Kerzen ohne Zahl bedeckten ihn mit ihrem Feuer. Jesus Christus im Sacramente war gegenwärtig. Zu seinen Füßen kniete der oberste Statthalter und die hohe Geistlichkeit Rom's, die ebenfalls rein und brennend aus der Feuerprobe der Verfolgung hervorgegangen; das Te Deum (Herr Gott! Dich loben wir) ertönte als feierlicher Act des

Dankes, von 24,000 Stimmen unter der Wölbung der ungeheuren Kuppel zum Himmel getragen, und von der Höhe der Kuppel strahlten die Worte: „Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Napoleon I. aber erfuhr an sich die volle Wahrheit des Wortes des Propheten: „Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr." „Vergreifet euch nicht an meinen Gesalbten!" hatte derselbe Herr gesagt. Gegen dieses Verbot hatte aber Napoleon mehrfach gefrevelt. Er erkühnte sich, den heil. Vater Pius VII. im Schlosse Fontainebleau mit Gewalt zur Abtretung des Kirchenstaates zu vermögen. Wie zeigte sich da die Hand des Herrn! In demselben Schlosse wurde nachher Napoleon gezwungen, unter Thränen seine eigene Abdankung zu unterzeichnen. Napoleon hielt das Oberhaupt der katholischen Christenheit an zwei Orten gefangen, zuerst in Savona, dann zu Fontainebleau. Der Herr ist gerecht: an zwei Orten, auf den Inseln Elba und Helena saß auch Napoleon noch viel gedemüthigter und verachteter gefangen. Napoleon I. hielt den Papst zu Savona kürzere, zu Fontainebleau längere Zeit, dort milder, hier strenger in Gewahrsam; mit demselben Maße, da er gemessen, wurde ihm wieder gemessen. Sieben Jahre lang hatte Napoleon die Säule und Stütze der Kirche aller Freiheit beraubt und für immer zu stürzen gesucht: sieben Jahre lang mußte auch er gefangen sitzen und schmerzlich zu Grabe gehen. Endlich, damit der Kirche Christi Recht vor aller Welt verherrlicht würde, wurde er, der sich erfrecht hatte, den Felsen Petri überwältigen zu wollen, auf einem Felsen angeschmiedet und am Namenstage des Nachfolgers des heil. Petrus, Pius V. (5. Mai) vor das Gericht Gottes gerufen. Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier der Finger Gottes zu erkennen. Möge er jenseits wenigstens einen gnädigen Richter gefunden haben!

Unter der jubelnden Menge, die Pius VII. bei seinem Erscheinen auf der Piazza del Popolo zujauchzte, stand auch, von tausend verschiedenen Empfindungen bewegt, der junge Graf Mastai aus Sinigaglia da und vermischte seine Hochrufe mit denen der Tausende rings um ihn her.

So stand ungefähr vierundvierzig Jahre vor ihm ein junger Mann in schlichtem Ordensgewande auf dem St. Petersplatze, um die Krönung Clemens XIV. zu sehen. Diese feierliche Ceremonie findet auf der Loggia (dem Balcone) statt, von wo aus der Papst den Schaaren, welche sich auf dem schönen Platze versammelt haben, den Segen ertheilt. Um das Schauspiel zu sehen und sich aus dem furchtbaren Gedränge zu retten, kletterte der junge Mönch hinten auf einen leeren Wagen hinauf. Der Kutscher wandte sich um; aber statt sich dieses Eindringen in sein Gebiet zu verbitten, sagte er, gutmüthig lächelnd: „Mein lieber kleiner Pater, warum sind Sie denn so begierig, Etwas zu sehen, was Ihnen auch bevorsteht?" Der gute Kutscher hatte die Wahrheit gesprochen: der junge Mönch, zu dem er jene Worte geredet, wurde dreißig Jahre später Papst unter dem Namen Pius VII.; da geschah mit ihm dasselbe, was er einst so begierig angeschaut. —

Wenn in ähnlicher Weise einer der Mitzuschauer auf dem Petersplatze dem jungen Manne im Laiengewande gesagt hätte: „Mein lieber junger Herr, warum sind Sie denn so begierig, Etwas zu sehen, was auch Ihnen bevorsteht?“ Ja, wenn ein Himmelsbote ihm erschienen wäre und wie einst zu jenen Jüngern, die ihrem in seine Glorie auffahrenden Meister entzückt nachschauten, auch zu ihm gesagt hätte: „Was stehst Du da und schauest zu dieser Herrlichkeit hinauf? Auch Du wirst einst nach großer Trübsal in diese Stadt als Herrscher zurückkehren: dann wird man Dir einen noch weit herrlicheren Triumph bereiten: würde Mastai ihm Glauben beigemessen haben? .....

Und gleichwohl stand, außer im Buche der Vorsehung, seine künftige Laufbahn bereits seit Kurzem auf einem von Menschenhand geschriebenen, aber von Gottes Geist dictirten Blatte mit deutlichen Zügen verzeichnet. Es war das ein Schriftstück, welches Pius VII. während seiner Gefangenschaft in Fontainebleau mit eigener Hand geschrieben und das er versiegelt seinem alten treuen Diener, dem Gefährten seiner Leiden, übergab mit dem Auftrage, dasselbe seinem Sohne anzuvertrauen und diesem zu befehlen, daß er es erst im Jahre 1846 eröffnen solle. Der greise Diener führte den Befehl des Papstes pünktlich aus; allein sein Sohn hatte im Laufe der Zeit den geheimnißvollen Brief ganz aus den Augen und dem Gedächtniß verloren und wußte von dessen Inhalt auch nicht das Mindeste.

Des alten Dieners Sohn wohnte im Jahre 1846 zu Sanct Johann de Persiceto. Im Monat Juni dieses Jahres, während in Rom die Fürsten der Kirche zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes im Conclave versammelt waren, veranlaßte ein obschwebender Proceß denselben, im Familienarchiv nach gewissen Actenstücken herumzustöbern, die zur glücklichen Beendigung desselben unerläßlich waren. Da fällt ihm das Schreiben von Fontainebleau in die Hände. Er öffnet es und zu seiner größten Ueberraschung liest er darin, von Pius VII. selbst geschrieben, daß „der Bischof, welcher im Jahre 1846 den Sitz zu Imola inne haben würde, zum Papst erwählt und den Namen Pius IX. annehmen werde“. Darauf erfolgte eine kurzgefaßte Beschreibung seiner Verfolgungen und des Triumphes, den er vor seinem Tode und in einem hohen Alter erleben werde.

Alsobald läßt der glückliche Finder das Schreiben und die Schriftzüge desselben urkundlich beglaubigen, begibt sich zu dem Magistrat und kündigt diesem an, daß der neue Papst Niemand anders als der gegenwärtige Bischof von Imola werden würde. Man hält ihn für wahnwitzig! Allein wie groß war nicht das Erstaunen der Behörden und der ganzen Stadt, als seine Vorhersage sich bewahrheitet fand!

Obige Anecdote, die ein helles Streiflicht auf den greisen apostolischen Seher und auf den prophetisch von ihm Erschauten wirft, hat in der unità cattolica, jenem berühmten, von dem gelehrten und muthigen Abbate Margotti zu Turin herausgegebenen, von Pius IX. durch Stempelfreiheit in seinen Staaten bevorzugten Tagesblatte eine Stelle gefunden und eben darin eine neue Bürgschaft für ihre Glaubwürdigkeit erhalten.

Wenn übrigens den Hohepriestern des Alten Bundes, sogar einem Kaiphas, eben weil er Hohepriester war, die Gabe der Weissagung von der öffentlichen Meinung zuerkannt ward: darf es uns Wunder nehmen, wenn Gott den Hohepriestern des Neuen Bundes, den Stellvertretern des von Kaiphas Verurtheilten, zumal wenn es Männer von der Heiligkeit eines Pius VII. und Pius IX. sind, bisweilen einen Blick in die Zukunft eröffnet?

Zehntes Capitel.

Das fürstliche Haus Orsini, die Bürgerfamilie Devoti und ihr beiderseitiger Hausfreund. — Mastai wartet auf eine in Erledigung kommende Offizierstelle in der päpstlichen Noble-Garde. — Mittlerweile macht er, wie früher, seine Besuche im Tata Giovanni. — Ein erschütternder, entscheidungsvoller, segenbringender Unfall. — Alle Hoffnung, Noble-Gardist zu werden, wird Mastai benommen. — Pius VII. tröstet und ermuthigt ihn. —

Zu Rom und im Neapolitanischen blühet, mit den adeligen Familien Gravina und Odescalchi verwandt, eines des edelsten und ältesten Geschlechter, daraus verschiedene Cardinäle und Päpste entsprossen: das ist das Haus Orsini. Es stand zu dem gräflichen Hause Mastai-Ferretti aus Sinigaglia und somit auch zu dem in Rom weilenden, mit den besten Empfehlungen dahin gekommenen Sprößling desselben in freundlichster Beziehung.

Zu eben der Zeit lebte zu Rom eine wohlhabende und sehr angesehene Bürgerfamilie: sie bestand aus einer Wittwe, der Signora Devoti, mit ihrem ältesten Sohne und zwei Töchtern, deren eine gegenwärtig mit dem Baron Camuccini, die andere mit einem Beamten der päpstlichen Regierung verheirathet ist, beide von auffallender Schönheit, die sich hernach auf ihre Kinder fortgepflanzt hat. Der oben besagten Wittwe wurde eines Tages von ihrem Sohne ein Freund und Studiengenosse von ihm, ein hübscher, blasser, überaus sittsamer und bescheidener junger Mann aus den Marken vorgestellt. Es war kein Anderer, als der Conte Giovanni Maria, Sohn des Gonfaloniere, Grafen Mastai-Ferretti aus Sinigaglia, nachmals Papst Pius IX. Im Schooße dieser beiden, rücksichtlich der Herkunft und gesellschaftlichen Stellung sehr ungleichen, in Beziehung auf Tugend und Frömmigkeit so ziemlich gleichen Familien, brachte der junge Mastai, wie ein Glied des Hauses betrachtet, mit Gesang, Musik, Lectüre und vertraulichen Gesprächen viele seiner Erholungsstunden zu. Eines seiner Lieblingsstücke auf dem Klavier war das berühmte Stabat mater von Pergolese.

Vermöge eines geheimnißvollen Spieles der Vorsehung, die mit den Menschenkindern und zumeist mit Denen, die sie zu Außerordentlichem beruft, ihre absonderlichen Wege geht und ihre zögernde Standeswahl oftmals durch ein unscheinbares Vorkommniß urplötzlich gegen alle menschliche Berechnung entscheidet, aus einem Kriegsmanne einen heiligen Bischof oder Ordensstifter (Martin und Loyola), aus einem angehenden Geistlichen (Prinz Eugen von Savoyen) einen von aller Welt bewunderten Feldherrn und Helden macht, befand sich der zukünftige Vater der Christenheit in eben der Stadt, worin er einst als ruhmgekrönter Herrscher thronen sollte, mit 22 Jahren rücksichtlich der von ihm zu treffenden Standeswahl noch vollständig im Unklaren — ein Zustand, der für den frommen, zart empfindenden, nervenschwachen Jüngling außer-

ordentlich qualvoll sein und auch in seinem Leben nach Außen hin etwas Räthselhaftes, sich scheinbar Widersprechendes zum Vorschein kommen lassen mußte. So scheint er zu einer und derselben Zeit in Laienkleidung den theologischen Vorlesungen beigewohnt [1]) und um Aufnahme in die aus 72 jungen römischen Edelleuten zu Pferd zusammengesetzte Leibwache des Papstes, die sogenannte Noble-Garde, sich angelegentlich beworben zu haben. [2]) Der Ober-Commandant Fürst Barberini, bei welchem er dießfalls seine Anträge stellte, trug in Anbetracht des blassen, leidenden Aussehens und der sichtlich schwachen Leibesbeschaffenheit des gräflichen Bittstellers Bedenken, seinen Namen in das Verzeichniß der um jene Auszeichnung sich Bewerbenden einzutragen. Er sei, hieß es, den mit diesem Posten verbundenen Obliegenheiten nicht gewachsen und möge somit von seinem Vorhaben abstehen. Wegen des besonderen Interesses jedoch, welches Pius VII. an seinem Schützling von Sinigaglia nahm, wurde er endlich in die Rolle dieses Eliten-Corps eingetragen. Bis eine in Erledigung gekommene Offizierstelle ihm das Recht, die Epauletten zu tragen, verlieh, sah sich Mastai mittlerweile die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt an, betrieb mit Ernst seine Studien und besuchte vor Allem fleißig das ihm von seinem ersten Aufenthalte in Rom noch wohlbekannte, ihm stets lieb gebliebene Hospiz Tata Giovanni, das auch wir bereits kennen.

Hier verkehrte Graf Mastai mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes, sprach, so oft er konnte, bei diesen armen Wesen vor, und schwer möchte es zu entscheiden sein, wo er seine Abendstunden öfter und lieber zugebracht, ob in dem Studiensaale von Tata Giovanni oder in den Salons der oben bemeldeten Familien. Wenn Abends die Kinder von ihren Arbeiten in der Stadt in ihr Hospiz zurückkamen, fanden sie mehrere Male in der Woche ihren Freund Mastai als Professor im Lehnstuhl sitzen und sich auf den Unterricht, den er ihnen im Lesen, Schreiben, Rechnen oder in der Geometrie geben wollte, vorbereiten.

Er nahm seine Rolle als Magister ganz ernsthaft: der Träge, Leichtfertige, Zerstreute bekam ganz gehörig seine Wischer. Kam aber nach der Unterrichtsstunde die Zeit der Erholung, dann zeigte er sich eben so nachsichtig und munter, als er vorher ernst und strenge gewesen war.

An den Sonntagen, nach Mittag, wenn auf die Tageshitze die Kühle folgte, lenkte er regelmäßig seine Schritte den Rasenplätzen zu, die den Aventin, einen von den welthistorischen sieben Hügeln der ewigen Stadt, krönen. Da fand er dann sein junges Völkchen, wie es sich tummelte und lustig machte.

Hätten die jungen Damen Orsini oder Devoti den Freund ihres Hauses, den Offizier in Hoffnung, von den Knaben des Hospizes umringt gesehen, wie er mit ihnen herum lief und spielte, wie er Alles, was er an Munterkeit in seinem Geist, was er an Geld in seinem Beutel hatte, ihnen zur Verfügung stellte: sie würden ohne Zweifel über die militärischen Hoffnungen des Aspiranten nach jener Offizierstelle gelächelt und ihm den Rath ertheilt haben, sich lieber in die friedliche

---

[1]) Maguire.

[2]) Vie et portrait de Pie IX. par Félix Clavé. S. 20.

Legion Desjenigen aufnehmen zu lassen, der da gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen."

Dieser Rath wäre eine Art Weissagung gewesen, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten lassen sollte.

In der That nahete die Stunde, die für Mastai's Zukunft entscheidend sein sollte. Jener verhängnißvolle Unfall seiner Kindheit, jener schwarze Punct in seinen Jugenderinnerungen, der wie ein Schicksalsfaden immer dicker und dunkler sich fortgesponnen hatte, sollte sich zu einer Wetterwolke zusammenballen und aus ihr ein Sturm, ein Strahl hervorbrechen, der mit Einem Male dem Schicksale des jungen Mannes eine entschiedene Wendung gab.

Eines Abends, um die Stunde, wo Mastai in Tata Giovanni zu kommen pflegte, erschien er nicht. Die Zöglinge, die ihn zärtlich liebten, warteten vergebens auf ihn bis zur Stunde des Abendessens. In dem Augenblick, in welchem sie das Speisezimmer betreten wollten, hörten sie Wagengerassel: ein leerer Wagen hielt vor dem Hospiz still: es war die Equipage des Cardinals Fontana, dessen Ställe und Remisen in dem benachbarten Gäßchen Santa Anna dei Falegnami gelegen waren. Der Kutscher rief den Hausknecht an und sagte ihm, er habe soeben auf der Straße, bei dem Scheine der Lampe eines Madonnenbildes, einen jungen Menschen in krampfhaften Zuckungen am Boden liegen sehen. — „Ich habe ihm wegen meiner Pferde nicht zu Hülfe kommen können; ein anderer Wagen könnte ihn überfahren, kommt geschwind!"

Der Pförtner nahm eine Laterne und eilte nach der bezeichneten Stelle. Wen fand er? Mastai, von einem epileptischen Anfalle darnieder geworfen und in Krämpfen sich windend. Er rief die Stallknechte des Cardinals Fontana herbei, die ihm den Kranken in das Hospiz tragen halfen: man legte ihn hier in das Bett des Assistenz-Directors, des Abbate Don Pio Bighi. Als die Waisen vernahmen, daß ihr Freund bewußtlos unter ihrem Dache sich befinde, liefen sie herbei; alle wollten ihn sehen, ihn berühren, ihm einen Dienst erweisen; allein man schickte sie eiligst fort, um ihrer kindlichen Einbildungskraft den Eindruck zu ersparen, den dieses schmerzliche Schauspiel darin würde zurückgelassen haben.

Das Gerücht von diesem Zufall verbreitete sich in Bälde durch halb Rom. Die Signora Devoti und ihre Kinder waren, als sie es vernahmen, vor Schmerz und Mitleid außer sich. Die Freunde der Familie Mastai waren in Verzweiflung. Sie sahen wohl ein, daß dieser unerwartete Schlag alle Hoffnungen, die man auf des Jünglings Zukunft gebaut hatte, zu nichte machte.

In der That begab sich Fürst Barberini, der sich nur ungern einen Recruten von so schwächlichem, hagerem Aeußeren hatte aufdrängen sehen, unverweilt zu Pius VII. und eröffnete ihm, daß sein Schützling von einer Krankheit befallen worden, die ihn für den Dienst der Noble-Gardisten untauglich mache, und daß er ihn von der Liste zu streichen sich genöthigt sehe. (Für diese Härte erhielt später der obengenannte Fürst eine Zurechtweisung, wie sie dem liebreichen Charakter des h. Vaters vollkommen ähnlich sieht. Als nämlich Pius IX. beiläufig 30

Jahre später den päpstlichen Thron bestieg, mußte der auf eine so demüthigende Weise abgewiesene Chef der Noble-Garde der Sitte gemäß um Bestätigung in seinem Amte bitten. Als er zu dem Ende vor dem Papste erschien, fuhr dieser den alten Mann zum Scheine sehr hart an: „Von Bestätigung kann keine Rede sein", sagte er, „denn Sie haben mich einst mit so harten Worten entlassen, sonst wäre ich jetzt wohl schon Offizier gewesen." — Der Fürst erschrak heftig, während Pius ihm liebevoll die Hand reichte und zu der Bestätigung eine Auszeichnung hinzufügte.) Der gute heil. Vater Pius VII., über das ihm Mitgetheilte tief betrübt, wollte, um Mastai den Schlag weniger empfindlich zu machen, ihm die Entscheidung des Fürsten Barberini selber mittheilen. Ein Kammerherr wurde beauftragt, den eben wieder aufgekommenen Jüngling zu ihm zu führen. Mastai begriff wohl, warum.

Kaum befand er sich vor Demjenigen, dessen Stelle er einst eben hier einzunehmen bestimmt war, als er unter einem Strom von Thränen sich zu seinen Füßen niederwarf und ausrief: „Was soll ich nun beginnen? Heiliger Vater! Alle Lebensbahnen verschließen sich vor mir: ich habe keine Zukunft mehr! Ich bin verloren!" — „Beruhigen Sie sich, mein Sohn", entgegnete ihm der erhabene Greis; man ist allzeit zu Etwas nütze, wenn man begehrt, Gottes Willen zu thun. Wer vermag seine Absichten zu ergründen? Wer weiß, ob er Ihnen nicht jede Laufbahn verschließt, um Sie ganz an sich zu ziehen? Sie wähnen, daß er Sie zu Grunde richte, und vielleicht rettet er Sie! Fassen Sie Vertrauen zu seiner Allmacht! Uebergeben Sie sich seiner Liebe. Sagen Sie zu ihm: Mein Gott! Du gabst mir das Dasein, Du gabst mir Glücksgüter, und siehe! Kaum in die Welt getreten, bin ich zu nichte geworden und zu Boden geworfen. Mein Gott! Nimm mich, wie ich bin, verwende mich zu irgend Etwas! Nur laß mein Leben nicht nutzlos in Deinen Augen vorüber gehen! Mache aus mir, was Dir gefällt! . . . . . Gegen solch ein Gebet ist Gott niemals taub; er liebt Sie, er wird Sie erhören! Zumal wenn Maria, die ja auch Ihre Mutter ist und deren Namen Sie tragen, ihr Gebet mit dem Ihrigen vereinigt! Zu ihr nehmen Sie Ihre Zuflucht!"

Während diese liebreichen Worte wie Balsam in Mastai's Herz hinabträufelten, fühlte er zwei große Thränen auf seine Stirne niederrollen: er empfand in diesem Augenblicke, was er nie zuvor empfunden; der wunderbare Hinsturz des heil. Paulus kam ihm zu Sinn! Er fragte sich, ob, da er auf dem Steinpflaster sich in Krämpfen gewälzt, nicht auch eine Stimme zu ihm gesprochen. Nachdem er zu wiederholten Malen die Hand, die Pius VII. ihm darhielt, geküßt, stand er getröstet, ergeben auf, und verließ den Palast in einer erregten Stimmung, aber in einer Erregung ganz anderer Art, als die war, mit welcher er hergekommen.

Elftes Capitel.

Mastai geht nach Sinigaglia und pilgert von da nach Loretto. — Wie Viele und Welche seit Jahrhunderten dorthin gepilgert. — Ein vor dem Gnadenbilde betender Jüngling. — Mastai kehrt getröstet und mit dem Entschlusse, Geistlich zu werden, nach Sinigaglia und von da nach Rom zurück. —

Am Morgen nach seiner Unterredung mit Pius VII. war Mastai aus Rom verschwunden. Niemand wußte, was aus ihm geworden, wohin

er gegangen war, was er treibe. Aber einige Monate später erschien er wieder inmitten der Waisenkinder von Tata Giovanni und in den ihm befreundeten Familienkreisen. Er hatte den weltlichen Frack abgelegt und war mit dem geistlichen Gewande angethan, welches zu Rom die Aspiranten des geistlichen Standes tragen: Mastai hatte der Welt entsagt und sich ganz Gott geweiht!

Augenfällig war mit ihm etwas Aehnliches vorgegangen, wie einst mit St. Paulus auf dem Wege nach Damaskus, und wie dieser eine Zeitlang nach jenem wundersamen Auftritt in heiliger Zurückgezogenheit geweilt und aus ihr als ein vollkommener Apostel Jesu Christi wieder an das Licht getreten, so auch Mastai.

Wo aber hatte Mastai seit seinem Verschwinden aus Rom geweilt? Wo hatte diese ewig denkwürdige Umwandlung mit ihm sich vollzogen?

Aufgerichtet durch des heil. Vaters Worte, die ihm wie eine höhere Erleuchtung erschienen, fühlte er plötzlich seine ursprüngliche Neigung zum geistlichen Stande mit neuer Kraft wieder in sich erwachen und er faßte den Entschluß, geistlich zu werden, wenn ihm Gott die Gesundheit verleihen würde.

Mit diesem Gedanken verließ er Rom und eilte nach Sinigaglia zu seinen Eltern. Ihnen theilte er das Vorgefallene und seinen Entschluß, Priester zu werden, mit, und seine Eltern willigten mit Freuden ein. Mit besonderer Freude seine fromme Mutter. Lebte doch jetzt die still gehegte Hoffnung, den jüngstgebornen ihrer Söhne dem Dienste des Allerhöchsten ausschließlich geweiht zu sehen, lebten doch jetzt die geheimnißvollen Ahnungen, welche in Augenblicken der Weihe so oft ihre Seele durchwogt und dann wieder eine Weile geschlummert oder wohl gar Sorgen und Befürchtungen Platz gemacht hatten, mit erneuerter Stärke wieder in ihrem Busen auf. Wäre nur erst das fatale Uebel, das an der ganzen seitherigen Zerfahrenheit und Unschlüssigkeit schuld war, wäre nur erst dieses glücklich beseitigt!... Der heil. Vater Pius VII. hatte ihn an Maria gewiesen, an Maria mahnte ihn seine Mutter, zu Maria zog ihn sein eigenes Herz. Maria, ja Maria, sie kann, sie will, sie soll, sie muß helfen.

An dem Gnadenorte, nicht fern von seiner Geburtsstadt, wohin seit mehr denn 500 Jahren mehr als 150 Millionen Christen, unter ihnen Päpste und Heilige, wie die heil. Brigitta, der heil. Ignaz von Loyola, der heil. Franz von Sales, der heil. Franz Borgia, der heil. Franz Xaver, der heil. Franz von Paula, der heil. Carl Borromäus, der heil. Leonardo von Porto Maurizio, der heil. Alphons von Liguori und viele, viele Andere gewallgefahrtet, und wo sie Trost und Hülfe in geistlichen und leiblichen Nöthen gefunden, an dem Orte, in dem heil. Hause, wo die heil. Jungfrau Maria gewohnt, wo sie vom Erzengel Gabriel begrüßt und vom heil. Geiste überschattet wurde, wo sie unter ihrem jungfräulichen Herzen Jesum, den Sohn des ewigen Vaters, empfing, wo Jesus, seit seiner Rückkehr aus Aegypten in Demuth und Gehorsam lebte, bis er 30 Jahre alt, öffentlich auftrat, predigend und Wunder wirkend: an diesem Orte, zu Loretto, dort will auch er vor der Gnadenmutter niederknieen, dort

will er flehend seine Arme zu ihr emporstrecken und sie nicht eher niedersinken lassen, bis sie sein Flehen erhört, bis sie ihm Heilung von seinem grauenvollen Siechthum, ja, was mehr ist, bis sie ihm die Gnade, ein würdiger Diener des Altars zu werden, von ihrem göttlichen Sohne erfleht hat. — Gedacht, gethan. Den Pilgerstab und den Rosenkranz in der Hand, pilgert der Grafensohn aus Sinigaglia, der künftige Vater aller Rechtgläubigen und Erklärer des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der gebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter, von lebendigem Glauben und heiliger Liebe getrieben, betend zu Fuß nach Maria Loretto.

Etliche Stunden von Ancona, am Gipfel eines Berges, von dem aus man eine bezaubernde Rundschau auf das adriatische Meer und einen schönen Hügelkreis genießt, liegt es da, das Städtchen Loretto. Wie mag des Pilgers Herz vor Wonne gepocht, wie mögen seine Schritte sich beflügelt haben, als er von ferne desselben ansichtig ward, und über Dächer, Klöster und Paläste hinaus den Tempel hoch ragen sah, der die santa casa, das heilige, laut einer frommen, glaubwürdigen Sage gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf wunderbare Weise von Nazareth nach Loretto übertragene Haus umschließt, das seiner Pilgerfahrt Ziel war.

Durch eines der drei wunderschönen Thore aus Bronze, die in den Tempel führen, sehen wir einen vornehm gekleideten Jüngling mit blassen, leidenden Zügen, aber mit vor Andacht strahlenden Augen eintreten und, nachdem er einige Minuten vor dem Altar des Sacramentes auf den Knieen gelegen, geradesweges auf die heilige Capelle zuschreiten. Er geht durch die südliche Thüre hinein und befindet sich im Heiligthum — Angesichts der Statue der Mutter Gottes mit dem Jesukinde auf den Armen. Er knieet nieder. Die tiefste Andacht und Rührung ist auf dem Antlitz des Betenden sichtbar. Was mag er denken, was empfinden?: „Die heilige, unbefleckte Jungfrau Maria lebte in einem armen Häuschen zu Nazareth mit ihrem keuschen Gemahle Joseph auf das Innigste mit Gott vereinigt. Hier ist dieses Häuschen. — Die Gnadenvolle betete in ihrem Kämmerlein; Gabriel, der Erzengel, verkündete ihr, daß sie nach dem Rathschlusse des Allerhöchsten zur Mutter des Heilandes, des lebendigen Gottes, erkoren ist, da sehe ich dieses Kämmerlein, ich bin in demselben. — Jesus, der Sohn des ewigen Vaters, lebte 20 und etliche Jahre in diesem kleinen Hause zu Nazareth; da war er, der König des Himmels, der Schöpfer des Weltalls, seinen Eltern unterthan und arbeitete mit ihnen: da — diesen Boden betrat sein Fuß, berührte sein Knie, wenn er für mich Sünder zu Gott flehte. Jetzt kniee ich in demselben Hause. — Jesus, höre und erhöre an dem Orte, wo Du so lange weiltest, mein Bitten und Rufen. Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Du weißt es, ich bin arm und elend, siech am Körper, leidend an der Seele. Zu Nichts, gar Nichts bin ich brauchbar. Die Welt stößt mich von sich; die Kirche verschmähet meine Dienste. Was kann, was soll ich Armer beginnen? O Maria, hilf! Du Gottesgebärerin! Du Mutter der göttlichen Gnade, Du Heil der Kranken, hilf, o hilf! erflehe mir von dem Allmächtigen, den Du einst als Kind auf Deinen Armen trugst und

der Dir hier in Allem gehorsam und zu Willen gewesen, o erflehe mir von Ihm Heilung von dem grauenvollen Uebel, das mich plagt, das mich so oft gleich einem Besessenen zu Boden schleudert, und zu Jeglichem untauglich macht. Maria, Du Mutter Christi, auch meine Mutter, hilf! Du Heil der Kranken, bitt für mich! hilf mir! Du weißt es ja, Dein Diener, Dein Sohn bin ich. Von der Mutter Brust an bin ich Dir geweiht: rette, o rette mich. Erflehe mir die Gesundheit, bahne mir den Weg zu dem Priesterstand, und ich will, o Unbefleckte, o makellos Empfangene! Dein Lob verkündigen, so viel mein schwacher Mund es immer vermag! Du Zuflucht der Sünder! Du Helferin der Christen! Du Königin der Jungfrauen! Du Reinste, Heiligste, Du Unbefleckte, Makellose, Du Jungfrau aller Jungfrauen, bitte, bitte für mich!"

In dieser Weise betete der Jüngling lange, lange. Süße Thränen entquollen seinen Augen. Ihm war es, als flüsterten Engel ihm zu: „Dein Flehen ist erhört worden." Langsam erhob er sich, und nachdem er im heiligen Bußgerichte sich gereinigt, mit dem Brode der Engel sich erlabt und Alles fromm vollbracht, was Pilgerbrauch, nahm er seinen Pilgerstab wieder in die Hand und wallte, viel leichteren Herzens als er ausgegangen war, seiner Heimathstadt Sinigaglia, und nach kurzem Aufenthalte daselbst, mit dem Segen seiner Eltern entlassen, wieder der ewigen Stadt zu. Mastai — denn er war der Jüngling, den wir zu Loretto eintreten gesehen und dessen Gebet wir erlauscht — war von Stund' an betreffs seines Berufes unzweifelhaft erschienen, wegen seiner baldigen völligen Genesung beruhigt, und wir werden ihn fortan, ohne rückwärts zu schauen, wenn auch nicht gleich schon mit Riesenschritten, so doch fest und sicher seiner erhabenen Bestimmung entgegen schreiten sehen.

Mit innigem Dank gegen Gott und Maria hat der heil. Vater zu wiederholten Malen — bei gegebenen Veranlassungen, (namentlich auch auf seiner feierlichen zweiten Wallfahrt im Jahre 1857) dieser seiner Pilgerfahrt nach Loretto Erwähnung gethan und sie als die heilbringende Quelle bezeichnet, woraus ihm die Gnade vollkommener Heilung und die noch höhere Gnade der Berufung zum Priesterstande und alle weiteren Gnaden in reichlichstem Maße zugeflossen.

Zwölftes Capitel.

Mastai absolvirt mit Glanz seinen dreijährigen theologischen Cursus. — Abweichende Angaben betreffs der Lehranstalt, welche er besucht. — Die accademia ecclesiastica. — Abbate Graziosi, Mastai's Lehrer in der Theologie. — Notizen über ihn aus der Leichenrede, welche Pater Ventura auf ihn gehalten.

Etliche Monate war Mastai von Rom fern gewesen. Da erschien er wieder und zwar im langen, schwarzen, geistlichen Gewande. Er stand dazumal in seinem 22. Lebensjahre. Entschlossen, wie er nun war, sich dem geistlichen Stande ganz und ungetheilt zu weihen, soll er nach Einigen (z. B. Louis Veuillot) auf den Rath Pius VII., seines hohen Gönners, des Freundes seines Vaters, in die accademia ecclesiastica (die geistliche oder kirchliche Akademie) eingetreten sein. Es war dieß ein Kosthaus, in welchem adelige Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten oder schon gewidmet hatten, ihre letzte, sie zu

den höheren und höchsten kirchlichen Aemtern oder Prälaturen befähigende Ausbildung erhalten. Der große gelehrte Papst Benedict XIV. gründete in richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, die sonst dem alleinstehenden und mehr sich selbst überlassenen, durch Geburt und Talente auf eine höhere Laufbahn hingewiesenen Jünglinge entgegentreten müssen, diese Anstalt als eine besondere Anstalt für künftige geistliche Würdenträger (Prälaten). Sie steht, wie das römische Priesterseminar Sanct Apollinare, unter ausschließlicher Leitung von Weltpriestern, und kann, wie jenes das päpstliche Diöcesan-Seminar ist, so das Seminar des heiligen Stuhles für die ganze Kirche genannt werden. Unter andern hervorragenden Persönlichkeiten hat die geistliche Akademie seit ihrem kurzen Bestehen die Ehre gehabt, einen nachmaligen Papst als Zögling zu beherbergen und zu seinem hohen Berufe vorzubilden; nämlich den Abbate Hannibal della Genga, den wir in Bälde unter dem Namen Leo XII. nach Pius VII. den Stuhl Petri werden besteigen sehen.

In dieses Institut nun soll, wie gesagt, nach Einigen, Mastai eingetreten sein und in demselben seine theologischen Studien vollendet haben. Dem ist jedoch nicht völlig so: vielmehr nahm er seine Wohnung im Hospiz Tata Giovanni, als dessen Mitdirector er gewissermaßen galt, und hörte allerdings auch Vorlesungen an der geistlichen Akademie, die ihm zu jeder Zeit offen stand. Mastai's Hauptlehrer in der Theologie jedoch — das ist über allen Zweifel erhaben und darauf kommt es ja hauptsächlich an — ist der berühmte Abbate Graziosi gewesen, der in dem römischen Seminar Sanct Apollinare und in der Propaganda seine Vorlesungen hielt.

Dieser Mann war seiner Zeit eine so hervorragende Persönlichkeit, übte auf den damaligen Klerus seiner Vaterstadt einen so großen Einfluß und stand als väterlicher Lehrer, als Beichtvater und später als Freund in einem so intimen Verhältnisse zu Mastai, daß wir es uns unmöglich versagen können, ihn etwas näher kennen zu lernen. Als Graziosi Ende September 1847 starb, hielt Pater Ventura, der berühmteste Redner Roms und Italiens, ihm in der Kirche Sanct Andrea della Valle, die Leichenrede, aus welcher wir folgende Notizen über ihn entnehmen.

Joseph Graziosi, von armen aber gottesfürchtigen Eltern zu Rom geboren, verband schon in früher Jugend mit einer außerordentlichen Liebe zum Studium eine bewunderungswürdige Frömmigkeit. Noch als Student ging er wöchentlich mehrere Male zum Tische des Herrn; als Priester unterließ er es selbst auf Reisen nicht, die heil. Geheimnisse zu feiern; das Breviergebet war ihm eine Lust. Zu der gebenedeiten Gottesmutter legte er eine glühende Andacht an den Tag. Täglich betete er ihr zu Ehren den Rosenkranz; auf ihre Festtage bereitete er sich mit besonderer Sorgfalt vor.

Obschon ihm mancherlei Beförderungen angeboten worden und er der höchsten kirchlichen Stellen würdig war, blieb er bis gegen die letzten Jahre seines Lebens einfacher Priester und so dürftig, daß er mit mühevollem Unterricht-Ertheilen seinen Lebensunterhalt sich erwerben und mitunter noch dabei Mangel leiden mußte. Dessen ungeachtet war er stets

heiteren Sinnes, und was Andere zu Unwillen und Neid würde veranlaßt haben, legte ihm einen harmlosen Scherz auf die Zunge.

Graziosi war ein bildschöner Mann, aus dessen Augen die reinste Unschuld strahlte. Um seine Herzensreinheit zu bewahren, wachte er strenge über seine Sinne, war außerordentlich mäßig in Speise und Trank, mied die Gesellschaften und Festmahle der Weltleute und verband mit Fasten und anderen Abtödtungen das eifrigste Gebet.

Kurz, Graziosi war ein Priester nach dem Herzen Gottes. Weil er jedoch nicht mit dem Weihrauchfaß in der Hand, sondern mit der Wahrheit im Munde in die Häuser der Reichen und Großen kam, war er von diesen mehr gefürchtet als geliebt, ja nicht selten eine Zielscheibe ihres Spottes und ihrer Verfolgung.

Einen Palast jedoch gab es, wo er mit der vollen Wahrheit im Munde frei und frank auftreten durfte und jederzeit gerne gesehen war, das war der Quirinal, und in diesem gab es Einen, dessen größtes Verlangen es war, die Wahrheit zu vernehmen, der demüthig genug war, ihr zu huldigen und dessen eifrigstes Bemühen es war, ihr in Allem zu folgen: das war Pius IX.

Welche Freude mußte es für Graziosi sein, Den zur höchsten Würde des Priesterthums, auf den erhabensten Thron der Welt erhoben zu sehen, den er einst als Schüler zu seinen Füßen sitzen zu sehen die Freude und Ehre gehabt hatte! Kein Wunder, daß er der Erste war, der gleich nach vollzogener Wahl seinem vielgeliebten Jünger zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri seine Glückwünsche und seine Huldigung darbrachte. Was aber seinem Scharfblick und seiner Menschenkenntniß zum besonderen Ruhme gereicht, ist, daß er von dem ersten Augenblicke an, wo er Mastai in seiner Schule hatte und im Laufe der vielen Jahre, während welcher er ihm stets durch die Bande der standhaftesten und innigsten Freundschaft verbunden blieb, wo er somit in seinem Geist und in seinem Herzen lesen konnte wie wenige Andere, stets die Größe seines Geistes, die Erhabenheit seiner Gesinnungen und den wunderbaren und seltenen Einklang aller jener kostbaren, den Großen im Sinne der Welt, wie den Heiligen im Sinne des Evangeliums ausmachenden Eigenschaften und Tugenden an Mastai herausempfunden, so zwar, daß, als Jener noch einfacher Abbate war, Graziosi ihn als eine jener Persönlichkeiten bezeichnete, welche die göttliche Vorsehung zu Großem bestimmt habe; und als er ihn hernach mit dem kirchlichen Purpur geschmückt sah, in den zartesten Ausdrücken gegen einen erlauchten Prälaten, der die Thatsache bezeugt hat, äußerte: „Mastai ist ein Mann von umfangreichem Wissen und großer Tugend; eines Tages werden Sie ihn als Papst sehen.“

Als kurz nach seiner Thronbesteigung Pius IX. ihn aus eigenem Antriebe zum Chorherrn der Mutterkirche aller Kirchen, der Patriarchal-Basilika vom Lateran ernannte, fühlte sich Graziosi, weit entfernt über diesen Beweis des allerhöchsten Wohlwollens sich zu freuen, schmerzlich berührt, ja beschämt. Er fürchtete, man könnte glauben, er habe nach dieser Ehre gestrebt und Eigennütz, nicht lautere gottgefällige Absicht sei seines Wirkens Triebrad gewesen.

Als Chorherr und Vertrauensmann des Papstes schien er noch schlichter, bescheidener und zugänglicher geworden zu sein: der edle Mann erkannte recht wohl, daß seine hohe Stellung ihm auch hohe Pflichten, insbesondere die Pflicht einer gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit auferlege, die er in genügendem Maße zu besitzen sich nicht zutraute, daher seine Demuth, daher sein fortgesetztes Studium in jeder freien Minute bis an sein seliges Ende.

Von Kindheit an war jede Minute, die ihm von den Uebungen der Nächstenliebe und dem Gebete übrig blieb, dem Studium gewidmet gewesen, und mit solchem Erfolge, daß er in allen schriftlichen und mündlichen Prüfungen die ersten Preise und die höchsten Belobungen davon trug. Kaum zehn Jahre alt, schrieb und sprach er ein so classisches und zierliches Latein, daß er die erste Freistelle im römischen Seminar erhielt, und zwar nicht aus Begünstigung, sondern in Folge eines öffentlichen strengen Concurses. Er hatte kaum 3 Monate Philosophie studirt, als ihn das Loos traf, eine These vertheidigen zu müssen, und er that es mit einer so richtigen, klaren, ausdrucksvollen Beweisführung, daß er die Begeisterung der Lehrer und den Neid nicht allein der Studirenden der Philosophie, sondern auch Derer der Theologie erregte, die mit Beschämung den jungen Graziosi seine wissenschaftliche Laufbahn so glanzvoll beginnen sahen, wie sie sich glücklich geschätzt haben würden, die ihrige zu beschließen.

Seine Preisarbeit für den Doctorgrad der Theologie am Ende seiner Studienzeit und seine öffentliche Disputation setzten seine Professoren dergestalt in Staunen, daß sie ihn sofort zum Professor und Censor ernannten und das in einem Alter, wo man sonst höchstens Zögling zu sein pflegt.

Kein Wunder daher, daß Graziosi, zumal bei seinem unermüdlich fortgesetzten Studium und seinem vielfältigen Umgange mit Gelehrten einer der gelehrtesten Geistlichen unseres Jahrhunderts und eine der größten Zierden der Priesterstadt Rom geworden ist.

In der That war sein Wissen ein mannigfaltiges, tiefes und umfangreiches. Außer dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen verstand er Arabisch, Koptisch und Chaldäisch. Er war Litterat, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Geograph, Philosoph, Theolog und Controversist, kurz: eine lebendige Bibliothek, die Jeder zu jedweder Stunde um Rath fragen und mit Nutzen studiren konnte.

Denn, wie ein Gelehrter, so war er auch ein Lehrer im vollsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, der es verstand, seine Schüler, je nach ihrer Bildungsstufe und Fassungskraft, bald zu den höchsten Höhen der Speculation mit sich emporzuheben, bald, sich zu ihrer Schwäche herablassend, auch den wenigst Befähigten die schwierigsten Fragen verständlich zu machen. Dabei ließ er auch die Controverse nicht außer Acht: weit entfernt, die Einwendungen der Irrlehre und des Unglaubens zu umgehen oder zu verhehlen und abzuschwächen, stellte er sie in ihr volles Licht, schaute sie mit der größten Sicherheit Stirn gegen Stirn an, bekämpfte sie mit einer erstaunlichen Leichtigkeit, zermalmte, vernichtete sie, wie ein wüthender Strom Alles umstürzt, darniederschlägt, zerstört, was

immer im Ungestüm seines Laufes ihm entgegentritt. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß es ihm gelungen ist, in den göttlichen Wissenschaften Zöglinge heranzubilden, die der Ruhm des Klerus Roms und der Kirche sind, und unter welchen der unsterbliche Pius IX. über alle hervorragt.

Uebrigens wurde das Wissen Graziosi's von Allen anerkannt und bewundert. Fünf Päpste ehrten ihn mit ihrer Hochachtung, die erlauchtesten Cardinäle schenkten ihm ihr Vertrauen. In den Conferenzen der Geistlichkeit gab seine Meinung, um die man ihn angelegentlichst befragte, in der Regel den Ausschlag.

Auch im Auslande war er als Philosoph, als Theologe und Litterat gekannt und geschätzt. Der berühmte Galuppi sagte von ihm: Niemand habe den deutschen Rationalismus so gründlich gekannt und so schlagend widerlegt, als Graziosi. Verschiedene ausgezeichnete Gelehrte Deutschlands, Englands und Frankreichs reis'ten nach Rom, um ihn zu sehen. Kein Fremder von Auszeichnung kam nach der ewigen Stadt, der es sich nicht zur Ehre gerechnet hätte, ihn kennen zu lernen und mit ihm in Briefwechsel zu treten.

Bei allem dem war er die Anspruchslosigkeit, die Demuth und die Liebe selbst.

Das war Graziosi. Sehen wir nun noch, was er that und wirkte.

Dreizehntes Capitel.

Fortsetzung der Notizen über Graziosi. Beweise, daß Mastai auch während seines dreijährigen theologischen Studiums dem Geiste der Wissenschaften und Gottseligkeit, wie zu Volterra, treu geblieben.

Brennend von Seeleneifer, war Graziosi unermüdlich im Arbeiten durch Wort und Schrift, durch Predigt und Unterweisung, durch Unterhaltungen, Ermahnungen und Rathschläge, durch Gebet und gutes Beispiel. Seine bloße Erscheinung war schon eine Predigt: so echt priesterlich war seine Persönlichkeit.

Doch das Mittel, wodurch er am Meisten zum Heil der Seelen wirkte, war das Bußsacrament, das er zu jeder ihm verfügbaren Stunde bis zu seiner letzten Krankheit derart im Geiste seines göttlichen Stifters, im Geiste der Erbarmung und Liebe verwaltete, daß Geistliche und Weltliche, Büßende jedes Alters, jedes Standes und Ranges, jederzeit in Menge seinen Beichtstuhl umlagerten.

Vor Allem aber war die Jugend der Gegenstand seiner zartesten Sorgfalt, seines glühendsten Seeleneifers sowohl auf dem Lehrstuhl der Wissenschaft, als im Richterstuhl der Buße und wo immer sich Gelegenheit fand, ihr nahe zu kommen. Fast alle studirende Jünglinge und solche, die Mitglieder frommer Congregationen waren und nach höherer Vollkommenheit strebten, waren seine Beichtkinder, so daß man ihn als den Apostel der Jugend im Leben begrüßte, im Tode beweinte. Daß auch Giovanni Mastai zu seinen Beichtkindern zählte, ist wohl selbstverständlich.

Obwohl Allen zugänglich, für Alle stets dienstfertig, waren doch die Armen, betagte wie jugendliche, seine Bevorzugten. Wahrhaft rührend war es, den Professor der Theologie, eine der größten Berühmtheiten des

römischen Klerus, an gewissen Wochentagen bis in die Nacht hinein die armen Kinder der Abendschulen, oder die Lehrlinge des niedrigen aber kostbaren Institutes von Tata Giovanni Beicht hören zu sehen.

Und das Alles that er, ohne durch ein kirchliches Amt dazu verpflichtet zu sein, aus reinem Eifer für die Seelen!

Der nämliche Eifer trieb ihn, als in den dreißiger Jahren die Cholera zu Tausenden täglich ihre Opfer verlangte, an, mit Gefahr seines Lebens die Pestkranken in ihren Häusern aufzusuchen, ihnen die Sterbesacramente zu reichen und Tag und Nacht (denn da die Schulen geschlossen waren, war er seiner Verpflichtungen als Professor enthoben) ihnen mit heldenmüthiger Nächstenliebe beizustehen.

Wie fast alle auserwählten Seelen, traf auch ihn das Loos, verläumdet zu werden. Bei'm Cardinal Capellari, dem Präfecten der Propaganda, hatte er in großer Gunst gestanden. Als derselbe auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, brachten böse Zungen es dahin, daß Graziosi ihm verhaßt oder doch gleichgültig wurde. Wenn man ihn deswegen bedauerte, pflegte er einfach zu sagen: „Erinnert Euch nur an den heil. Joseph Calasanza!" Kein Tröpfchen Galle schlich sich in sein Herz, kein Laut des Murrens oder der Selbstvertheidigung entschlüpfte seinen Lippen. Von seinen Neidern und Verläumdern sprach er nur, um sie zu entschuldigen und zu loben. Bald jedoch erkannte Gregor XVI. Graziosi's Unschuld, und um das ihm angethane Unrecht, so viel in seinen Kräften stand, wieder gut zu machen, überhäufte der edle Papst ihn mit Aemtern und Titeln, ernannte ihn zum Rath der h. Congregation des Index (d. h. der Büchercensur), zum Examinator der Geistlichkeit, zum Mitglied des theologischen Collegiums der römischen Universität, zum Theologen der Dataria (der päpstlichen Kanzlei) und zum Stiftsherrn der Basilika Santa Maria in Trastevere.

War Graziosi so edel gegen seine Feinde, wie wird er erst gegen seine Freunde gewesen sein? Seine theuersten Freunde aber waren die Armen. Ihnen, ja ihnen fast ausschließlich kamen die reicheren Einkünfte zu Gute, die ihm gegen das Ende seines Lebens aus den ihm übertragenen kirchlichen Aemtern zuflossen. Als eines Tages ein hochherziger römischer Fürst ihn zu sich beschied und ihm ankündigte, er fühle sich wegen einiger außerordentlichen Dienste, welche sein Vater seiner Familie geleistet, im Gewissen verpflichtet, dem Sohne eine Summe von 1000 römischen Thalern, jährlich mit 100 Thalern zahlbar, zuzustellen, freute Graziosi sich nur seiner lieben Armen wegen über dieses unverhoffte Glück; „denn nun", sagte er, „kann ich ihnen etwas mehr mittheilen."

Als Pius IX. in seinem neuen Unterthanen seinen alten Freund und ehemaligen Lehrer wieder erkannte, benutzte dieser seinen leichten Zutritt und seine vertraute Stellung zu dem neuen Herrscher nur, um als ein Schutzengel des Volkes, dessen Bedürfnisse und Wünsche er kannte, die Klagen und Thränen des vergessenen Verdienstes, der unglücklichen Tugend, der gekränkten Gerechtigkeit, der unterdrückten Unschuld zu seinen Füßen niederzulegen. Und hatte er von dem großen Herzen Pius' des Neunten eine günstige Aeußerung erlangt, dann sah man den alten Graziosi, trotz seiner mit den Jahren und seinen Gebrechen zunehmen-

den Dickleibigkeit die Runde in die Häuser und Hütten des Elends machen, um darin Trost und Hülfe zu spenden.

Ein so heiliges, gemeinnütziges, verdienstvolles Leben konnte nicht anders als durch einen in Gottes Angesicht kostbaren Tod beschlossen werden.

In seiner letzten Krankheit, während welcher er Tag und Nacht von geistlichen und weltlichen Freunden umgeben war, redete Graziosi nur von Gott, von den Rücktritten zur katholischen Einheit, die eben damals sich vollzogen, und von dem endlichen Triumphe, der sich für die Kirche vorbereite. Von Anfang seiner Krankheit an hatte er betreffs ihres wahrscheinlichen Ausganges keiner Täuschung sich hingegeben, und sich frühzeitig die Sacramente der Sterbenden reichen lassen. Sein treuer, hochverehrter Freund Pius IX., dessen glänzende Laufbahn er vorher verkündigt, erfreute seine letzten Augenblicke durch Zusendung eines Crucifixes mit daran geknüpftem Ablaß in der Sterbestunde. Mit den Lippen (denn sprechen konnte er nicht mehr) die Anrufung der süßen Namen Jesus und Maria und die Gebete der Kirche begleitend, die Heiterkeit der Unschuld auf der Stirn, das Lächeln der Gnade auf seinen Lippen, schlummerte er sanft in das bessere Jenseits hinüber.

Ganz Rom betrauerte seinen Tod. Diese allgemeine Trauer gab sich auf eine glänzende Weise bei seinem Leichenbegängnisse zu erkennen, an welchem, außer dem hohen Adel und den Großen dieser Welt, die ganze Bevölkerung, Geistliche wie Weltliche, sich betheiligte.

Das war der Mann, der den geistreichen, jugendlich strebsamen Mastai in die Hallen der höheren und höchsten Wissenschaften einführte und durch Wort und Vorbild in die tiefsten Geheimnisse derselben einweihete. Solch ein Lehrer geziemte solch einem Schüler. Schwer möchte es zu sagen sein, ob es je einen Lehrer gegeben, der seines Schülers, oder einen Schüler, der seines Lehrers würdiger gewesen wäre, als Graziosi und Mastai einer des andern würdig waren.

Daß Letzterer in der That auch während seines dreijährigen theologischen Cursus der Richtung treu blieb, die ihm im Collegium der Piaristen zu Volterra war beigebracht worden, daß Frömmigkeit und Wissenschaft bei ihm gleichen Schritt hielten, daß eine glühende Gottes- und Nächstenliebe alle seine Schritte leitete, daß Maria, die Makellose, die Königin seines Herzens blieb und vor Verirrungen, wie sie der vornehmen Jugend in einer Weltstadt, auch der besten, manchmal so nahe liegen, ihn unbefleckt bewahrte, davon legen, außer dem Gesagten, die heiligmäßigen Personen, mit welchen wir ihn bald werden Umgang pflegen sehen, davon legt sein fortgesetztes Wirken im Waisenhause Tata Giovanni, davon legt sein inbrünstiges Verlangen nach den heil. Weihen das unwidersprechlichste Zeugniß ab.

Vierzehntes Capitel.

Mastai empfängt die vier niederen Weihen. — Ein Wort über die Bedeutung dieser untergeordneten Kirchenämter. — Mastai wird von Monsignor Odescalchi eingeladen, an einer Volksmission in seiner Vaterstadt Sinigaglia Theil zu nehmen. — Ein Wort über das Institut der Volksmissionen im Allgemeinen. — Was sie insbesondere hier veranlaßte.

Da die Anfälle seiner Krankheit, wie eben bemerkt, immer seltener und immer schwächer wurden und daher ihr gänzliches Ausbleiben mit

der Zeit verhoffen ließen, bat Mastai nunmehr um Zulassung zu den vier niederen Weihen, die gemäß uralter kirchlicher Einsetzung den drei höheren Weihen vorhergehen. Dieselben wurden ihm am 5. Januar 1817, am Vorabende des Festes der Erscheinung des Herrn, von dem Cardinal-Vicar Hannibal della Genga, dem nachmaligen Papste Leo XII., ertheilt.

Wie die Tonsur als eine die Ausscheidung aus dem weltlichen und die Aufnahme in den geistlichen Stand sinnbildende Ceremonie weder zur Ehelosigkeit noch zum Breviergebete verpflichtet, wohl aber gewisse Vorrechte im Gefolge hat, so ist dieses auch bei den vier niederen Weihen der Fall. Dieselben bestanden in der Vorzeit als besondere Kirchenämter; schon seit lange aber kommen sie nur noch als Vorbereitungsstufen zu den höheren Weihen vor und dienen auf sehr geeignete Weise dazu, in dem Candidaten des Priesterstandes den Geist der Demuth zu nähren und ihn zu seinen künftigen höheren Verpflichtungen stets würdiger und geschickter zu machen.

So hatte der Ostiarier das Amt, die Thüren der Kirche zu öffnen und zu schließen, die heiligen Orte und Gegenstände zu bewahren und zu bewachen, in der Kirche die Ordnung zu handhaben; das Symbol seiner Amtsübertragung ist die Uebergabe der Kirchenschlüssel. Der Lector empfängt durch Uebergabe der heiligen Bücher die Gewalt, die heiligen Bücher des alten und neuen Testamentes und die Schriften der heiligen Väter der Kirche (außerhalb des Meßopfers) vorzulesen. Durch Uebergabe des Buches, worin die Exorcismen oder Beschwörungs-Formeln enthalten sind, empfängt der Exorcist die Gewalt, über die Besessenen (Energumenen) zu beten und ihnen die Hände aufzulegen, um sie von den bösen Geistern zu befreien. In der alten Zeit, wo, wie die Fälle von Besessensein durch böse Geister, auch die Beschwörungen und Austreibungen derselben häufig waren, war das Amt des Exorcisten ein sehr wichtiges und wurden dazu nur Männer von dem festesten Glauben und der bewährtesten Tugend gewählt. Dem Akoluthen wird durch Uebergabe des Leuchters und der leeren Meßkännchen die Gewalt, bei dem feierlichen Meßopfer dem Diakon und Subdiakon zu dienen, übertragen. Die niederen Kirchendienste, wie sie den Akoluthen und Ostiariern oblagen, werden jetzt meist von Laien (Sacristan, Meßdiener) versehen. Die berühmte Kirchen-Versammlung von Trient hat jedoch den Wunsch nach Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes ausgesprochen.

Was nun diese Anordnung der Kirche betrifft, so kann nur der Ungläubige, Kaltherzige und Ununterrichtete über dieselbe als über etwas Geist- und Sinnloses zu lächeln sich versucht fühlen. Von Mastai's tiefem, frommem Gemüthe und reger Einbildungskraft läßt sich erwarten, daß er mit voller Seele in den Geist dieser Anordnung und der damit verbundenen Ceremonieen eingedrungen sein und die Bedeutung derselben vollkommen erfaßt und in sich aufgenommen haben werde. In der That, wie durchaus angemessen, wie schön und sinnreich ist sie auch. Das Priesterthum ist der Kirche ihr Heiligstes und Höchstes, unendlich heiliger und höher, als das des Alten Bundes, das von jenem nur ein Vorbild war. Wohl will es sich da geziemen, daß dasselbe nicht wie ein gemeines Lehmwerk so zu sagen über Nacht aus Dornen und Gestrüpp emporschieße,

sondern daß es wie ein Prachtgebäude, auf solidem, edelm Fundamente ruhend, hochrage, und daß hohe, breite Stufen in gemessener Entfernung langsam und hehr zu demselben hinan und in dasselbe hineinführen: mit anderen Worten: daß der künftige Priester langsam und vorsichtig herangebildet werde, daß er demuthvoll und mit Selbstverläugnung zuerst die niedrigen Kirchendienste versehe, sich in den Geist und in die Uebung der Kirche hineinlebe, damit nicht Derjenige heute opfernd an den Stufen des Altars gesehen werde, den man vielleicht gestern noch im Laiengewande spielen und tändeln gesehen. Sodann sind die bei Uebertragung dieser Aemter ertheilten Lehren dem Candidaten des Priesterstandes eine Aufforderung, sein Inneres zu durchforschen, ob er im Stande sei, die Pflichten eines Priesters zu erfüllen, um noch zur rechten Zeit, wenn er sich nicht für berufen erkennt, seinen Entschluß zu ändern. Selbst das Niedrige, das manche der durch diese Aemter übertragenen Kirchendienste in den Augen der Welt haben, bietet dem Candidaten eine Gelegenheit dar, durch den frommen Eifer, im Hause des Herrn auf was immer für eine Weise dienen zu dürfen, seine Würdigkeit zu höheren Diensten an den Tag zu legen.

Zu Letzterem bot sich unserm jungen Kleriker sofort nach Empfang der vier niederen Weihen (im Jahre 1818) die schönste Gelegenheit dar.

Es theilte ihm nämlich im August desselbigen Jahres Monsignor Odescalchi, der damals Hofprälat Seiner Heiligkeit war, mit, daß in Sinigaglia, auf Veranlassung des dort zum Cardinalbischofe ernannten Monsignor Testa Ferrata binnen Nächstem eine Mission gehalten werden sollte, an welcher auch er (Odescalchi) und sein hochverehrter väterlicher Freund Msgr. Strambi sich betheiligen würden. Auf die einladende Frage: „ob er nicht auch Lust habe, dabei zu sein und mitzuwirken, es würde das ihm zum Frommen und ihnen (den Missionären) zu großer Freude gereichen", bedachte sich Mastai nicht lange; sehr gerne leistete er der so herzlichen Einladung eines so allgemein geliebten und verehrten Prälaten Folge und sagte mit Freuden zu.

Die Volksmissionen sind in der Kirche uralt. Sie sind für ganze Völkerschaften und Gemeinden ungefähr das, was nach langer Dürre ein erquickender Regen für das lechzende Erdreich, was für stehende, faulende Wasser ein tief aufwühlender Sturm, was bei schwüler Hitze und mit ungesunden Dünsten angefüllter Luft ein kühlendes, reinigendes Gewitter ist. — Eine schreckliche religiöse Dürre, ein zum Entsetzen unreiner sittlicher Dunstkreis herrschte zumal um die Zeit der französischen Staatsumwälzung: da huldigte beinahe die halbe Welt dem Unglauben und der Gottlosigkeit. Männer, wie Voltaire, d'Alembert, Diderot und Andere hatten sich verschworen, das Christenthum zu untergraben und zu vernichten. Sie mißbrauchten ihre hohen Geistesgaben nur dazu, um in zahllosen Büchern und Schriften, auf Lehrkanzeln und in den Palästen der Großen das Gift des herzlosesten Unglaubens zu verbreiten und von da aus in das Herz des Volkes zu träufeln. Es gelang ihnen und ihren Helfershelfern wirklich, fast alle Stände mit den Grundsätzen des Unglaubens anzustecken, so daß es damals zum guten Ton gehörte, über Religion zu spotten und mit frechem Unglauben stolz

zu thun. Sittenlosigkeit riß allenthalben ein; denn wo keine Religion ist, da herrscht auch keine Zucht mehr. Das arme Volk wußte nicht mehr, wem es glauben sollte; denn man hatte ihm auch die Achtung und Liebe gegen die Priester zu rauben gesucht. Von Frankreich aus hatte sich durch die von ihr angesteckten Republikaner (vornehme und niedere) diese Pest auch nach Italien, in den Kirchenstaat hinein, ja bis nach Rom, dem Sitze des Papstes, verbreitet und hatte hier um so leichter und weiter um sich greifen können, weil die Kirchen geschlossen und entweiht, die Geistlichen zerstreut waren, die Klöster zum Theil leer standen oder in fremden Händen waren. Da galt es denn, gegen dieses außerordentliche Uebel auch außerordentliche Heilmittel in Anwendung zu bringen, und wo die gewöhnliche, örtliche Seelsorge nicht mehr ausreichte, ihr durch apostolische Männer aus der Fremde, durch Männer von anerkannt heiligem Lebenswandel, die das Flammenschwert ihrer Beredsamkeit wider den Unglauben und das Laster (ohne die oft nöthige, beengende Rücksicht der einheimischen Seelsorger), frei und frank schwingen durften, nachzuhelfen und ihr einen vom Unkraut gereinigten, umgepflügten und erfrischten Boden zu schaffen und zurückzulassen.

Diese Idee mochte auch Pius VII. leiten, als er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, den Gräuel der Verwüstung wahrnehmend, welchen während seiner Abwesenheit von der Heerde der höllische Wolf in ihr angerichtet hatte, alsogleich auf schleunige und gründliche Heilung der Schäden und auf Wiedergewinnung der verirrten und verlorenen Seelen mit der Sorgfalt eines seiner ganzen Verantwortung sich vollkommen bewußten obersten Hirten der Heerde Christi Bedacht nahm. Da richtete er denn sein klar schauendes Auge auf Männer von apostolischem Geist und Sinn, auf Männer von Ruf, Gelehrsamkeit, Eifer und bewährter Führung, auf Männer von dem Schlage eines heiligen Alphons Liguori, des seligen Leonardo von Portu Maurizio, des heil. Paul vom Kreuze u. s. w. Zum Glück durfte er nicht lange suchen; er fand solche Männer in seiner unmittelbaren Nähe, wie Bufalo, ja sogar mit ihm unter einem Dache, wie Odescalchi, oder doch in seinen Staaten, wie seinen altbewährten Freund, den Oberhirten von Macerata und Tolentino, Monsignor Strambi.

Fünfzehntes Capitel.

Heiligmäßige Männer, welche dazumal in Rom lebten und mit denen Johann Maria Mastai die innigste Vertrautheit schloß. — Vincenz Maria Strambi. — Caspar del Bufalo. — Odescalchi. —

Ein heiliger Dreibund von apostolischen Männern hatte zu jener Zeit in Rom unter den Augen des Statthalters Christi, ja in seinem Palast auf dem Quirinal, seinen Vereinigungspunkt. Denn hier wohnte als Hofprälat Seiner Heiligkeit, Monsignor Carl Fürst Odescalchi, der seinerseits in innigstem Geistesverkehr und ununterbrochenem Briefwechsel mit seinem viel älteren Freund und Gewissensrath Monsignor Strambi, und durch diesen hinwiederum mit Caspar del Bufalo stand.

Alle drei Männer sind, zumal wegen ihrer Beziehung zu Mastai, unserer näheren Bekanntschaft in hohem Grade würdig.

Vincenz Maria Strambi, eines Apothekers Sohn aus Civita-Vecchia, erhielt bereits in einem Alter von 22 Jahren mit päpstlicher Dispense die Priesterweihe und trat dann in den erst kurz vorher vom heiligen Paul vom Kreuze gestifteten, äußerst strengen Passionisten-Orden. Nach 20jähriger Wirksamkeit in demselben, während welcher er dem Volke das Wort Gottes gepredigt, in Klöstern und Instituten, selbst in den Palästen der Großen geistliche Uebungen, und in mehr als 100 Orten, selbst zu Rom, Missionen gehalten und überall die herrlichsten Früchte hervorgebracht, erhob ihn Papst Pius VII. im Jahre 1800 zum Bischof von Macerata und Tolentino.

Auch als Bischof änderte er seine bisherige einfache Lebensweise nicht. Auf seinen Tisch kamen nicht mehr als zwei Speisen. Morgens und Abends betete er mit allen seinen Hausgenossen; bei Tische wurde ein geistliches Buch vorgelesen. Um Mitternacht stand er auf, um sich zu geißeln und eine Stunde zu beten. Daß ein Mann, der so ganz im Geiste Christi lebte, auch die Pflichten seines bischöflichen Amtes auf das Treueste erfüllt haben werde, braucht nicht erst gesagt zu werden. Als Kaiser Napoleon im Jahre 1809, nachdem er auf die brutalste Weise die Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat für erloschen erklärt und den Papst selbst gefangen hatte wegschleppen lassen, von allen Bischöfen des Kirchenstaates einen Eid verlangte, welchen diese, ohne ihr Gewissen zu verletzen, nicht leisten konnten, war Vincenz Strambi einer der ersten Bischöfe, welche sich standhaft weigerten, einen solchen Eid zu leisten. Er erklärte feierlich, daß er entschlossen sei, eher Alles zu opfern, als in diesem Puncte zu gehorchen. Dafür wurde er erst in seiner Wohnung festgenommen, dann, trotz dem fast an Aufruhr grenzenden Widerstande der seinen Palast umdrängenden Volksmenge, vorerst nach Novara, sodann nach Mailand abgeführt, wo er bald ein Gegenstand allgemeiner Verehrung wurde.

Mit dem Sturze Napoleon's kehrte der heilige Vater, wie wir bereits gesehen, nach Rom zurück, und auch der ehrwürdige Strambi konnte wieder in sein Bisthum zurückkehren und setzte nun bis in sein hohes Alter sein apostolisches Wirken als Oberhirt und Glaubensbote, so lange seine Kräfte es gestatteten, fort. Nach Pius' VII. Tode wandte dessen Nachfolger Leo XII. dem ihm wohlbekannten treuen Streiter für das Reich Gottes ebenfalls seine ganze Liebe und Hochachtung zu, und erlaubte ihm auf sein dringendes Bitten, sein bischöfliches Amt niederzulegen, mit dem Befehl jedoch, daß er nach Rom ziehe, damit er ihn dort immer in seiner Nähe habe. So zog denn der ehrwürdige Greis, nach einem rührenden Abschiede von seinen Diöcesanen, arm, wie er gekommen war, nach Rom, wo ihn der Vater der Christenheit mit den größten Ehren empfing und ihm eine Wohnung in seinem eigenen Palaste anwies.

Leo XII. erkrankte eines Tages plötzlich sehr gefährlich. In der Nacht ward Monsignor Strambi gerufen und bereitete ihn zum Empfange der heil. Sacramente. Beim Weggehen bat er den Papst um die Erlaubniß, für seine Genesung die h. Messe lesen zu dürfen und sagte dann: „Nur Muth, heiliger Vater! es giebt Einen, der sein eigenes

werthloses Leben für das Ihrige opfert." Damit ging er und las in der nahe gelegenen Capelle die h. Messe, worin er mit dem Opfer des heiligen und unbefleckten Lammes Jesus, auch sein eigenes Leben für das des Papstes zum Opfer brachte. Gott nahm sein Opfer an; noch während seiner Messe besserte sich der heil. Vater und genas bald vollkommen; aber Strambi kostete es sein Leben. Wenige Tage nachher (am 28. December), da er sich noch heiter und gesund zu Tische gesetzt, rührte ihn der Schlag und am 1. Januar 1824 starb er ruhig im Kusse des Gekreuzigten. Nach seinem Tode zeigte sich, welch' große Verehrung er genossen hatte. Allenthalben nannte man ihn einen Seligen, einen Heiligen, und die Kleider, womit man seinen Leichnam angethan hatte, wurden vom Volke zerrissen und abgeschnitten, nur um einige Reliquien zu besitzen.

Durchaus geistesverwandt mit diesem ehrwürdigen Oberhirten war sein viel jüngerer Freund und Mitarbeiter im Werke der Missionen, Caspar del Bufalo. Geboren zu Rom am 6. Januar 1786, widmete auch er sich dem Priesterstande und wählte, obschon zum Chorherrn an der Marcuskirche ernannt, aus lauterm Seeleneifer die mühevolle, opferreiche Laufbahn eines Missionars. Als der Kirchenstaat von den französischen Waffen angefallen, der Papst seiner weltlichen Herrschaft entkleidet und fern von seinem Sitze hinweg geführt wurde, da wurde nebst anderen hervorragenden Geistlichen auch Bufalo aufgefordert, der neuen Ordnung der Dinge Treue zu schwören. Zu diesem Behufe vor den General Miollis berufen, antwortete er mit Festigkeit: „Ich kann nicht, ich darf nicht, ich will nicht." Die nächste Folge dieser edeln Festigkeit war seine Verbannung zuerst nach Piacenza, dann nach Bologna. Trotz der Strapazen, die mit dieser gewaltsamen Wegführung verbunden waren, übte er noch, als wäre er ein großer Sünder gewesen, die größten Strengheiten als Bußwerke gegen sich selbst. Aus seiner Verbannung zurückgekehrt, nahm er mit frischem Muth sein Tagewerk als Missionar wieder auf, belebte überall die frommen Anstalten und gründete, um desto nachhaltiger und ausgedehnter wirken zu können, unter vielfachen Widersprüchen und großen Schwierigkeiten die Congregation der Missionäre vom kostbaren Blute unsers Herrn Jesu Christi. Denn zu dem kostbaren Blute Jesu, als zu dem unendlichen Preise der menschlichen Erlösung, hatte er schon in seinen frühesten Jahren eine ungemein zärtliche Andacht bekundet und ließ bis an seinen Tod es sich auf das Eifrigste angelegen sein, die Verherrlichung dieses kostbarsten Erlösungsmittels zu befördern. Für das Predigtamt hatte Gott ihn mit besondern Gaben ausgerüstet.

Wie Strambi, der zu seinem Vornamen Vincenz auch den der gebenedeiten Jungfrau trug, so war auch Bufalo ein warmer, kindlicher Verehrer Maria's. Jesus und Maria waren die Namen, die in Allem durchklangen, und durch kurze Zusprüche wußte er die Herzen zur Liebe zu Jesus und Maria derart anzufeuern, daß es fast unmöglich war, ihm zu widerstehen. Sein Tod war der eines Heiligen. Wie Gott bereits im Leben seine Missionen mit wunderbaren Begebenheiten begleitet hatte, so verherrlichte er ihn noch mehr bei und nach seinem

Tode durch Wunder, die er auf dessen Fürbitte geschehen ließ. Wie seinem Freunde und Kampfgenossen Strambi, so hat die Kirche bereits auch ihm den Ehrentitel „ehrwürdiger Diener Gottes" zuerkannt, dem muthmaßlich die Selig- und Heiligsprechung seiner Zeit nachfolgen wird.

Wie Bufalo, so war auch Odescalchi mit Strambi Ein Herz und Eine Seele. Einem vornehmen Geschlecht von Como aus dem Mailändischen, das der Kirche bereits ein Oberhaupt (Innocenz XI.) gegeben, entsprossen, überdieß mit den trefflichsten Gaben des Geistes und Körpers reich ausgestattet, stieg Odescalchi, von der Gunst mehrerer Päpste getragen, von Würde zu Würde rasch empor, ward nacheinander Hofprälat, Erzbischof von Ferrara, Cardinal der heil. römischen Kirche, päpstlicher Generalvicar, gehörte, als nach Pius' VII. Tode das heilige Collegium zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes sich versammelte, trotz seiner Jugend, zu Denen, welche von der Geistlichkeit und vom Volke als neuer Papst gewünscht wurden, und trotz alledem beschloß er sein Leben als einfacher, armer Priester der Gesellschaft Jesu in deren Ordenshause zu Modena, und zwar, gleich seinen beiden obengenannten Freunden, im Geruche der Heiligkeit.

Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß Odescalchi volle 24 Jahre mit dem brennenden Wunsche, Jesuit zu werden, sich trug, und erst 3 Jahre vor seinem Tode dieses so heiß und so beharrlich ersehnten Glückes theilhaftig ward.

Bereits im Jahre 1814, wo der Jesuitenorden durch Pius VII. wieder in das Leben gerufen wurde, um die Zeit, wo Odescalchi mit dem Grafen Mastai, der nur 6 Jahre jünger denn er war, bekannt ward, war ihm auf sein inständiges Verlangen im Novizenhause Sanct Andrea zu Rom eine Zelle angewiesen und sein Name darüber zu lesen gewesen, als nahe Verwandte von ihm, im Einverständnisse mit Papst Pius VII., der ihn seiner außerordentlichen Fähigkeiten und seiner hohen Geburt wegen für hohe kirchliche Aemter ausersehen hatte, sein Vorhaben rückgängig machten. So brachte denn Odescalchi Gott dem Herrn das Opfer seines Willens und unterzog sich aus Gehorsam auf das Vollkommenste den mannigfaltigen, auch den schwierigsten Obliegenheiten, welche die hohen Aemter und Würden, mit denen er überhäuft wurde, ihm auferlegten. Strenge bis zur Härte gegen sich selber, war er die hingebendste Liebe gegen Andere. Diese Liebe bethätigte er namentlich in den dreißiger Jahren, als die furchtbare Geißel der Cholera die ewige Stadt in einer Weise heimsuchte, welche an jene Pest in Mailand erinnert, deren Wüthen der h. Erzbischof Carl von Borromeo, gleich einem Schutzengel, sühnend entgegentrat. Ein wahrer zweiter Borromäus für die Römer war dazumal Cardinal Odescalchi: damit ist Alles gesagt. Auf den höchsten Leuchter gestellt, blieb er demüthig und anspruchslos wie ein Kind. Unter dem Purpur schlug fortwährend das Herz eines für Jesus und seine Sache glühenden, armen, abgetödteten Ordensmannes. Sein glücklichster Tag war der, wo er, nach 24 Jahre langem Sehnen, mit Bewilligung des heil. Vaters Gregor XVI., seines Purpurs und seines Amtes als päpstlicher Generalvikar entledigt, als

Novize zu Verona eintreten durfte, um hier, ein nahezu 60jähriger, in Allem erprobter Greis, der an der Schwelle der höchsten Erdenwürde, des Papstthums, gestanden, unter unbärtigen Jünglingen die Uebungen und Prüfungen einer beschwerdevollen, übrigens in Anbetracht seiner seltenen Eigenschaften und Verdienste auf 14 Monate verkürzten Probezeit durchzumachen.

Nach dem rühmlichst und in rührendster Weise bestandenen Noviziate übertrug man ihm das Amt zu predigen, Missionen und geistliche Uebungen zu halten, und er unterzog sich diesem mit solchem Erfolge, daß aus den entferntesten Städten und Ortschaften her die Ordens-Oberen bestürmt wurden, ihnen doch ja den Pater Odescalchi als Missionar zu senden und daß die geräumigsten Kirchen und öffentlichen Plätze kaum hinreichten, die vielen Tausende, unter ihnen Personen der höchsten Stände, die um seine Kanzel sich drängten, zu fassen.

Mit dem Juli des Jahres 1840 begann er, der bisher sichtlich erstarkt war, an Schwerathmigkeit zu leiden, die ihm große Schmerzen verursachte und stets zunahm, ohne daß seine Heiterkeit dadurch im Mindesten getrübt wurde. Am 31. Juli 1841, dem Feste des h. Ignatius, brachte er zum letzten Mal das heil. Meßopfer dar. Am 13. August empfing er die Sterbesacramente aus der Hand des Pater Rectors. Als er mit dessen Erlaubniß vor Empfang der h. Wegzehrung einige Worte an die Väter und Mitbrüder richtete, ihnen für die große Liebe und Geduld, die sie ihm bewiesen, dankte, und „wegen der schlechten Beispiele, die er ihnen gegeben", sie um Verzeihung bat, da blieb kein Auge trocken, und vor lautem Schluchzen vermochte der Rector kaum das misereatur tui u. s. w. (der Herr erbarme sich deiner) hervorzubringen. Am 17. August, dem Schlußtage der für ihn abgehaltenen neuntägigen Andacht, eröffnete ihm Morgens 4 Uhr der Rector, daß heute alle heil. Messen und Communionen im ganzen Ordenshause für ihn aufgeopfert würden. „Tausend Dank für so viele Liebe, Pater Rector!" gab er zur Antwort, „aber heute ist der Tag, wo mein Opfer vollbracht wird!" Im Verlaufe des Tages genoß er den Trost heil. Erscheinungen (des heil. Aloysius und der heil. Jungfrau). Als einer der Aerzte ihn um seinen Segen bat, ertheilte er ihm denselben mit Liebe für ihn und seine Familie, und sagte ihm dann: „Halten Sie drei Viertel Stunden lang ihre Intention mit der meinigen vereinigt." Ohne den Sinn dieser Worte zu verstehen, nahm der Arzt seine Uhr aus der Tasche und merkte sich die Zeit: es war drei Viertel auf zehn Uhr. Um halb elf Uhr, also gerade drei Viertel Stunden nachher, gab Pater Odescalchi, das Haupt auf die Brust geneigt, unter drei leichten Athemzügen seine gebenedeite Seele in die Seitenwunde Jesu, dem zu Liebe er alle Ehren, Freuden und Würden der Welt aufgeopfert und als ein Armer hatte sterben wollen, zurück — am 17. August des Jahres 1841.[1])

Das war der Mann, mit dem der Minorist Giovanni Mastai Umgang pflog und der das Gesuch an ihn richtete, ihm und dem Monsignor Strambi behufs Abhaltung einer Mission in seiner Vaterstadt sich bei-

[1]) Memorie edificanti della vita religiosa del servo di Dio P. Carlo Odescalchi della compagnia di Jesu. Roma 1843.

zugesellen und an ihren Arbeiten sich zu betheiligen. Daß Mastai von solch einem Manne zu solch einem Werke in seiner Vaterstadt eingeladen wurde, spricht gewiß sehr-rühmlich für seine Frömmigkeit, seinen Eifer und zumal für die hohe Meinung, welche der Hofprälat von seinem unbescholtenen Jugendleben hegte, indem er sich andernfalls von Mastai's Mitwirkung bei einer Mission in seinem Geburtsorte wenig Erfolg hätte versprechen können.

Sechszehntes Capitel.

Kurze Schilderung einer Mission, wie sie dazumal in Italien gehalten zu werden pflegte und wie sie zum Theil noch jetzt in Italien gehalten wird. — Welche außerordentliche Wirkungen bisweilen dadurch erzielt werden, zumal wenn Männer, wie Strambi und Odescalchi dabei als Prediger und Beichtväter mitwirken.

Da eine Mission, namentlich in der Form, wie sie damals in Italien gehalten zu werden pflegte, nicht allen Lesern als bekannt vorausgesetzt werden darf, so ist eine kurze Schilderung derselben hier um so weniger überflüssig, als dadurch allein ersichtlich ist, welche Functionen der Minorist Mastai dabei habe ausüben können und wahrscheinlich auch ausgeübt hat.

Die Eröffnung der Mission geschah in folgender Weise. Psalmen oder andere Gebete hersagend, kamen die Missionäre bei dem Hauptthore der Stadt oder des Ortes, wo die Mission sollte gehalten werden, an. Zu einer verabredeten Stunde fanden sich daselbst der Bischof oder dessen Abgeordneter, die Welt- und Ordensgeistlichen, die Bruderschaften und der Magistrat, in andächtiger Procession entgegengekommen, ein. Die Missionäre knieten zu den Füßen des geistlichen Oberen, aus dessen Händen sie, als Zeichen der Uebertragung der Seelsorge an sie, das Crucifix entgegennahmen, nieder. Nach so erflehetem und erhaltenem Segen stimmte der Vorsteher der Mission (hier war es der ehrwürdige Greis Strambi) den Psalm Laudate pueri Dominum (Lobet, ihr Knaben, den Herrn) an, indem das Volk bei jedem Verse antwortete: Lodato sempre sia il nome di Gesù e Maria (Gelobt sei nun und immer der Name Jesus und Maria), und unter dem fröhlichen Geläute aller Glocken bewegte sich die Prozession nach der Kirche. Nachdem hier das heil. Sacrament angebetet, der göttliche Beistand mittels des Veni Creator (Komm Schöpfer-Geist!) angerufen, der Altar der Mutter Gottes besucht und ihrem mütterlichen Herzen das apostolische Werk war anempfohlen worden, bestiegen die Missionäre die in Form einer Bühne eingerichtete Kanzel. Sie beteten im Singtone mit dem Volke das Vater unser und den Englischen Gruß; darnach stiegen sie, mit Ausnahme des Oberen, der allein auf der Kanzel zurück blieb und die Eröffnungsrede hielt, herunter. In derselben hob er den Endzweck der Mission und die besondere Gnade hervor, die Gott einer Bevölkerung erweiset, indem er ihr vermittelst ihrer seine Erbarmungen anbietet. Schließlich ermunterte er Alle, sich diese zu Nutze zu machen, und gab die Stunde an, wann die nächstfolgende Predigt sein sollte.

Des Morgens in aller Frühe begann das Tagewerk mit dem heil. Meßopfer, während dessen abwechselnd mit dem Volke der Rosenkranz gebetet wurde. Dann hielt einer der Bußprediger eine Christenlehre

über die zehn Gebote, unmittelbar darauf las ein anderer die h. Messe, unter welcher er nach dem Evangelium, um die Gemüther zum Vertrauen auf die Fürbitte der heil. Jungfrau und Gottesmutter Maria zu ermuntern, irgend ein auf dieselbe Bezug habendes Geschichtchen vortrug. Während der zweiten Messe wurden die drei göttlichen Tugendacte (Glaube, Hoffnung und Liebe) und der Rosenkranz gebetet und nach Absingung der Lauretanischen Litanei dem Volke, das nun eine Weile sich überlassen blieb, mit einer Reliquie der heiligen Jungfrau der Segen ertheilt. In der Zwischenzeit beschäftigten sich die Missionäre mit Beichthören, hielten in anderen Kirchen zu festgesetzter Stunde Christenlehre, unterrichteten gemeinschaftlich mit den Pfarrern und anderen Geistlichen die Knaben und Mädchen und bereiteten diejenigen, welche sie für geeignet hielten, zur ersten Beichte und Communion vor.

Kurz vor Mittag kehrten die Missionäre in ihre Wohnung, gewöhnlich das Pfarrhaus, zurück und unterzogen sich einer kurzen Betrachtung; sodann nahmen sie ein frugales Mahl ein, wobei sie den Geist mit Lesung der heil. Schrift oder eines andern geistlichen Buches erlabten und danach über auf ihr Amt bezügliche Gegenstände sich unterhielten. Nach einer kurzen Ruhe kehrten sie Alle zum Beichthören in die Kirche zurück. Demnächst hatte, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, die Christenlehre über die Beichte und die Communion, und die Hauptpredigt statt, die allemal mit einem glühenden, laut vom Volke nachgesprochenen Reueacte endigte. Der Segen mit dem hochwürdigsten Gute machte den Beschluß der Tagesandacht, worauf das Volk, den Rosenkranz betend, heimkehrte, jedoch in solcher Weise, daß die weiter entfernt wohnenden Frauen noch vor Anbruch der Nacht ihre Wohnungen erreichen konnten.

Um die Zeit des Abendläutens begaben sich die Missionäre mit dem Crucifixe aus der Kirche, durchzogen, etliche auf die gehaltene Predigt bezügliche Lieder mit ihrem Gesange begleitend, die verschiedenen Stadtviertel, und hielten auf den besuchteren Plätzen sogenannte Svegliarini, d. h. kurze, feurige Weckpredigten, welche oftmals herrliche Bekehrungen zur Folge hatten. Danach geleiteten sie die Mannspersonen zur Kirche zurück, wo einer der Missionäre die in der Predigt abgehandelten Sittenlehren kurz wiederholte und zu einem christlichen Lebenswandel anfeuerte. War dieses gethan, so zogen sich die Verkündiger des göttlichen Wortes in ihre Gemächer zurück, wo sie bis zu der auf einem Stundenzettel, der Allen sichtbar angebracht war, festgesetzten Zeit die Beichten der Mannspersonen anzuhören fortfuhren.

Unter der Predigt am Tage, sowie auch bei der Abendandacht, pflegten sich die Missionäre zuweilen die Disciplin zu geben, d. h. mit einer Ruthe sich selber bis auf's Blut zu geißeln — ein Erbauungsmittel, das, so seltsam es uns kaltblütigeren Söhnen des Nordens erscheinen mag, selten seinen Zweck verfehlte, in der Regel der Mission erst recht ihren Schwung gab und großartige Bekehrungen zur Folge hatte. Nebstdem pflegte man, um die Gemüther mehr und mehr zum Geiste der christlichen Selbstkasteiung zurückzurufen, auch eine Bußprozession zu veranstalten, in der nicht allein die Missionäre, sondern auch Andere sich die Disciplin gaben.

Daß eine solche religiöse Feier auf den empfänglichen Sinn des italienischen Volkes eine ungeheure Wirkung hervorbringen mußte, zumal wo der Reiz der Neuheit und des Schönen hinzukam, wer sieht das nicht ein? Dieses Schöne nun aber bestand in gewissen, freilich etwas bühnenmäßig auf Wirkung berechneten Kunstmitteln, deren sich der Bekehrungseifer jener frommen Wanderprediger geschickt zu bedienen wußte. Gegen das Ende der Predigt von der Hölle z. B., wenn durch eine lebhafte Schilderung derselben die Zuhörer gleichsam niedergedonnert und vernichtet waren, sah man unvermuthet mit großer Pracht und Lieblichkeit das lebensgroße Bild der heiligen Jungfrau zum Vorschein kommen, vor welchem die Geistlichkeit, die Mitglieder irgend einer Bruderschaft, brennende Fackeln und Oelzweige in der Hand haltend, ein Trupp junger Chorknaben und allerliebster Kleinen, Blumen streuend, einherschritten. Der Prediger ergriff dann diesen Moment freudiger Ueberraschung, indem er, auf das Bildniß der Hochbegnadigten hinweisend, ihnen vorstellte, wie diese zärtliche Mutter uns bereits so oft und oft der für unsere Sünden verdienten Züchtigung entrissen, indem sie durch ihr Flehen die Blitze des Zornes in der Rechten ihres Sohnes von uns abgelenkt, und wie sie nun auch jetzt wieder im rechten Augenblick als mächtige Mittlerin daher komme, um uns mit ihm auszusöhnen.

Ein anderes Mal ließ der Prediger, wo es mit guter Art geschehen konnte, das heilige Sacrament, begleitet von der Geistlichkeit im priesterlichen Gewande, brennende Kerzen haltend und Psalmen und Hymnen singend, hervortreten, und erklärte dann, wie dieses zur Wiedergutmachung der Beleidigungen geschehe, welche Jesu Christo von den Fluchern oder den ihn gottesräuberisch in der Communion Empfangenen wären angethan worden. Und, mochte nun das Allerheiligste oder das Bild der Madonna in feierlichem Umzuge durch die Straßen der Stadt oder um die Kirche umhergetragen werden, der Prediger wußte allemal durch kurze Zusprüche die Herzen derart zur Liebe zu Jesus und Maria zu entflammen, daß es fast unmöglich war, ihm zu widerstehen.

War die sogenannte Versöhnungspredigt zu Ende, so sah man die Geistlichen je zwei und zwei in Röcklein und Stola auf die Kanzelbühne steigen und knieend die Füße des Gekreuzigten küssen, während zwei Bußprediger das Nämliche den Priestern thaten, und das Volk von Zeit zu Zeit laut ausrief: Friede mit Gott, Friede mit Allen, hoch lebe der Friede! Diese überaus rührende Ceremonie bewirkte zu öfteren Malen, daß Personen, die bis dahin Jahre lang in offenbarer Feindschaft gelebt hatten, unter einem Strom von Thränen sich einander in die Arme fielen und dauerhaft und vollkommen sich aussöhnten. Etwas später wurden dann, wie zu einem Feste, eine Stunde lang die Glocken geläutet; während dieser Zeit mußten, wie es in der Predigt war empfohlen worden, in allen Familien Alle einander um Verzeihung bitten und Allesammt jedwede Beleidigung vergeben und zu vergessen versprechen.

Nahete dann die Mission ihrem Ende, so ließ man vor Allem die Knaben und Mädchen ihre erste Communion begehen und das mit einem solchen Aufwande von Feierlichkeit, daß ihnen dadurch dieser hochheilige

Augenblick für ihr ganzes Leben lang unvergeßlich bleiben mußte. Wieder an anderen Tagen war dann die gemeinschaftliche Communion der Frauen und nachher der Männer, ebenfalls mit großer Feierlichkeit und Würde unter lieblichen Gesängen und glühenden Anregungen, dergestalt, daß bei den feurigen Zusprüchen Alle in Thränen der Reue und Liebe zerflossen. War in dieser Weise der letzte Tag der Mission gekommen, dann ließ man auf öffentlichem Platze die unsittlichen Bücher und andere Gegenstände, die für das Volk eine Veranlassung zu Beleidigungen Gottes gewesen waren, verbrennen und die verbotenen Waffen, welche die nun in sich gekehrten Sünder aus Liebe zu Jesus und Maria freiwillig an die Beichtväter oder Missionäre ausgeliefert hatten, in Stücke zerschlagen. Auch pflanzte der Obere der Mission an einem Allen in die Augen fallenden Orte ein oder mehrere Kreuze auf, damit durch selbe das Andenken an die während der Mission ihnen von Gott erwiesenen Erbarmungen bei Allen lebendig erhalten und ein Jeder seiner gemachten Vorsätze eingedenk bliebe. Zum Schlusse hielt er dann die sogenannte Recapitulationspredigt, worin die wesentlichsten Betrachtungspuncte, die ihnen während der Mission vorgehalten worden, noch einmal kurz und kräftig zusammengefaßt wurden, spendete nach derselben den päpstlichen Segen und stimmte zur Danksagung gegen Gott das Te Deum an.

Das ist das Bild einer Mission, wie sie damals pflegte gehalten zu werden, wie sie im Wesentlichen in Sinigaglia unter der Leitung des ehrwürdigen Bischofs Strambi ist abgehalten worden, und wie sie der in der Soutane eines niederen Kirchendieners verborgene künftige Papst vermuthlich zum ersten Mal in seinem Leben mitgemacht hat. Daß der Eindruck auf ihn, den lebhaften, innig frommen Jüngling ein überwältigender sein mußte, läßt sich, zumal da Männer wie Odescalchi und Strambi, die im Rufe der Heiligkeit standen, und deren Predigten (namentlich des letzteren) bisweilen mit Wunderwirkungen begleitet waren, als Prediger auftraten, nicht im Mindesten bezweifeln. Es erhellt unter Anderem auch daraus, daß er später als Erzbischof und Erzbischof-Bischof zu wiederholten Malen in seinen Sprengeln Volksmissionen abhalten ließ und in eigener Person an denselben sich betheiligte. Daß er aber in Sinigaglia nicht bloß auf sich wirken ließ, sondern, soweit sein niederer Weihegrad es ihm gestattete, mit ungewöhnlichem Eifer und mit schönstem Erfolge auch selber thätig war, indem er z. B. die Kinder unterrichtete, den Erwachsenen mit der Andacht eines Engels vorbetete, die Gefangenen im Kerker besuchte, wird als Thatsache berichtet. Und mußte es nicht seinen ehemaligen Mitbürgern außerordentlich zur Erbauung gereichen, wenn sie den hochgeborenen Sprossen des einflußreichsten Hauses der Stadt als tief ergriffenen Zuhörer unter der horchenden Menge dastehen und in jeder Beziehung das schönste Beispiel von Gottesfurcht, Demuth, Dienstbeflissenheit und Anstelligkeit geben sahen?

Siebenzehntes Capitel.

Mastai empfängt die drei höheren Weihen und findet inzwischen eine Anstellung im Waisenhause Tata Giovanni. — Die mit der Ertheilung der höheren Weihen verbundenen Ceremonieen. — Mastai liest seine erste heilige Messe.

Nach Beendigung der obengedachten apostolischen Arbeiten kehrte Mastai nach Rom zurück und sein erster Gedanke war das Gesuch einer Dispense, damit er die höheren Weihen empfangen könne. Da seine Gesundheit sich merklich gebessert und seit lange kein Krankheitsanfall sich gezeigt hatte, wurde denn auch sein Wunsch gewährt und er zu seiner größten Freude im December des nämlichen Jahres 1818 zur Subdiakonatsweihe zugelassen und so für immer für den Dienst der Kirche bestimmt. Nun ward auch sein Verhältniß zu Tata Giovanni in etwa ein anderes; war dieses bislang ein freiwilliges gewesen, indem er demselben gleichsam zur Erholung seine Dienste gewidmet hatte, so gab man ihm jetzt eine Anstellung in dem gedachten, in der Nähe von S. Anna dei Falegnami gelegenen Waisenhause, und das sowohl in Rücksicht auf seinen zu Werken der Liebe sehr geeigneten Geist, als auch, um einmal seine Studien zu unterbrechen. Hier verwendete er nun alle Mühe darauf, die Seelen dieser armen Kinder in den ersten Kenntnissen des Glaubens und in den Tugendwerken zu unterrichten. Er that dieß mit großem Eifer und ausnehmender Güte, und erwarb sich dabei die Liebe der Waisenknaben in solchem Grade, daß Pius VII., davon erbaut, ihm nicht lange darnach die ganze Leitung der Anstalt übertrug. Es geschah dies nicht ohne eine etwaige Verletzung des seitherigen Herkommens, demgemäß der zeitige Direktor seine Mitarbeiter (deren gegenwärtig drei sind) jedes Mal selber ernannt hatte.

Abbate Bighi, der bisher an der Anstalt mitfungirte, konnte bei aller Anerkennung, die er den Talenten und den Tugenden Mastai's zollte, sich dennoch lange Zeit eines innerlichen Grolles gegen den jungen Grafen, der auf allerhöchste Ordre sein Verdränger geworden war, nicht erwehren. Mit Unrecht maß er dessen Bevorzugung einem Ränkespiel bei, und als er einst in Gesellschaft des nachmaligen Paters Ventura, der damals noch eine unbekannte Größe war, die breite Treppe zum Capitol hinanstieg, während Mastai hinabstieg, sagte er, auf diesen deutend: „Sehen Sie den kleinen Abbate da, er gerirt sich, als sollte er demnächst Papst werden.“ Diese dem Aerger entquollene Aeußerung Bighi's in Verbindung mit der obenerwähnten hohen Anschauung, welche Professor Graziosi von Mastai an den Tag legte, soll auf den später so berühmt gewordenen Pater Ventura einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Ohne weiter persönlich mit ihm in Berührung zu kommen, folgte er mit Theilnahme der immer glänzender sich entfaltenden Laufbahn des jungen Hospizdirectors; und als nach Gregor's XVI. Ableben die Cardinäle zur Wahl eines neuen Papstes im Conclave sich versammeln sollten, kam ihm jene zweifache Voraussage in den Sinn, und sie soll nicht ohne Antheil an dem Rathe gewesen sein, den er dem Cardinal Pignatelli ertheilte, — ein Rath, der dann hinwiederum nicht ohne Einfluß auf die Wahl Mastai's zum Nachfolger Gregor's XVI. soll geblieben sein. Ob Etwas und Was an diesem „Man sagt“ wahr sei, werden wir später sehen.

Mastai hatte, wie gesagt, am 18. December 1818 (am Samstage vor dem vierten Adventssonntage) die Weihe als Subdiakon empfangen. Nicht gar lange darauf (am 6. März 1819, am Samstage der ersten Fastenwoche) fand seine Weihe zum Diakon und zwar nicht, wie es sonst üblich, in der lateranensischen Basilika von der Hand des Cardinalvicars, des Stellvertreters des Papstes als Bischof von Rom, sondern von dem ihm innig befreundeten Monsignor Pietro Caprano, damals Erzbischof von Ikonium, später Cardinal, in der Privatcapelle von dessen damaliger Wohnung, dem Palast Doria Pamfili auf der Piazza di Venezia Statt, der zu jener Zeit von dem Grafen Andreas Alborghetti bewohnt war. Wie wir es bei den vier niederen Weihen gesehen, so umgiebt ebenfalls und aus dem nämlichen Grunde ein Kranz bedeutungsvoller, hehrer Ceremonieen die drei höheren Weihen.

Und wie sollte es nicht gerade hier so sein? Wird doch durch sie der zu Weihende mit unauflöslichen Banden für immer an den geistlichen Stand und dessen Obliegenheiten gefesselt.

Da richtet dann der Oberhirt die Aufforderung an ihn, zuvor seinen Entschluß noch einmal reiflich zu erwägen. Beharret er dabei, so wird vom Bischof und vom Chore die Allerheiligenlitanei gebetet, während welcher der Ordinande gleich einem sich hingebenden Schlachtopfer auf den Boden hingestreckt da liegt; dann werden ihm (dem zum Subdiakon zu Weihenden) unter dahin bezüglichen Anreden und Gebeten der Kelch und die Patene (ohne Wein und Hostie), ebenso das Epistelbuch überreicht und schließlich jene Kirchengewande ihm angelegt, welche der Subdiakon als Levite beim Meßopfer trägt. Vor der Diakonatsweihe wird von dem Ordinirenden die Frage an den Erzdiakon gestellt: weißt du, daß diese hier würdig sind? und nach den Litaneigebeten, während welcher wiederum alle regungslos auf dem Boden hingestreckt liegen, jedem Einzelnen vom Bischofe die Hand aufgelegt unter den Worten: „Empfange den heiligen Geist zur Kräftigung und zum Widerstand gegen den Teufel und seine Anfechtungen", wonach ihm die Stola und Dalmatik angethan und das Evangelienbuch überreicht wird.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesen Ceremonieen.

Wie bedeutungsvoll, wie rührend und ergreifend sind doch auch sie! Wie werden sie es besonders in den Augen eines jungen Mannes von dem Geist und Gemüth eines Mastai gewesen sein? — Sehet, da nahet der Candidat dem Altare, seine Bitte darzustellen, zum Subdiakon geweiht zu werden. Die Kirche vernimmt diese Bitte, glaubt es aber dennoch ihrer mütterlichen Liebe schuldig zu sein, den Bittenden auf die Wichtigkeit des zu thuenden Schrittes noch einmal aufmerksam zu machen. Nichts soll übereilt werden, obwohl schon die Tonsur und die vier niederen Weihen ebenso viele Aufforderungen waren, die Würde und Bürde des Priesterthums zu rechter Zeit zu erwägen. Noch ist der Candidat frei, noch kann er, wenn ihm vor den zu übernehmenden schwierigen Obliegenheiten, auf die er wiederholt hingewiesen worden, namentlich auch vor dem Gelöbniß, ehelos zu leben, graut, ungescheut zurücktreten — denn nur Freie, nur mit freiem, wohlbedachtem Willen zum Altardienst und eben damit zur

Ehelosigkeit sich Bindende will die Kirche — sie, die eine Mutter und mit nichten eine Zwingherrin ist, wie trotzdem Viele sie schelten. Giebt nun dessen ungeachtet Einer, der sich nicht berufen fühlt, ehelos zu leben, der mütterlich zur Vorsicht, ja zum Rücktritt mahnenden Stimme kein Gehör, wessen ist die Schuld, wenn derselbe in späteren Jahren eine Last auf seinen Schultern fühlt, die er kaum zu tragen weiß? . . . . Tritt nach dieser ernstlichen Aufforderung der Candidat nicht zurück, so beginnt nunmehr der Weihritus selber. Den Anfang macht die Allerheiligenlitanei. Wie schön! hingestreckt auf das Angesicht liegt vor dem Altare ein junger Mann, der in dieser Stunde sich auf immer dem Dienste Gottes angelobt. Von der Erfüllung oder Nichterfüllung dieses Entschlusses hängt nicht bloß sein eigenes zeitliches und ewiges Wohl ab: Tausende können durch ihn auf immer gerettet, Tausende durch ihn auf immer zu Grunde gerichtet werden. Da wirft sich denn der Oberhirt der Gemeinde nieder auf die Kniee, sucht knieend die Erbarmung des Himmels und die fürbittende Theilnahme der Heiligen zu erflehen, damit der vom schwachen, sündigen Menschen auf Erden gefaßte Entschluß sich des Segens von Oben erfreue. Erst nach diesem feierlichen Flehen wagt man es, die Gewalt eines Subdiakon und Diakon zu übergeben, und die Uebergabe mit Segenswünschen zu begleiten.

So geschah es denn auch unserm Giovanni Maria. O, wie glücklich war er nun! Konnte er doch nun, seiner tiefsten Herzensneigung entsprechend, am Altare in unmittelbarster Nähe des Allerheiligsten, dem Priester als Levite dienen, das Wort Gottes verkündigen und dem Volke das Brod der Engel spenden. Aber so nahe dem Allerheiligsten, so nahe der Opferstätte stehen und nicht hineintreten und selber das unblutige Opfer dem Allerhöchsten darbringen zu dürfen, dem Erlöser im Sacramente sich so nahe sehen und dennoch durch eine Kluft von ihm getrennt sein, das war für sein heißes, liebeflammendes Herz ebenso schmerzvoll und unerträglich, als es einst dem Simon Petrus sein mochte, da er seinen Meister auf der Meeresfläche daher wandeln sah und im unwiderstehlichen Liebesdrange zu ihm sich blindlings in die Fluthen warf. So erbat denn Mastai sich vom Papste eine fernere Dispense, die auch bewilligt wurde, mit der Bedingung jedoch, daß ihm bei Darbringung des heiligen Meßopfers ein anderer Geistlicher zur Seite stehen solle. Diese Bedingung war, bei der noch immer bestehenden Möglichkeit der Wiederkehr seines fallenden Uebels, allerdings von weiser Vorsicht und von schuldiger Ehrfurcht gegen das Heilige geboten, und aus diesem Grunde würde Mastai sich dieselbe gerne haben gefallen lassen, hätte er seit seiner Rückkehr von Loretto nicht die festeste Zuversicht vollständigster Genesung und das Gefühl erstarkter Körperkraft in sich getragen.

Voll dieser Zuversicht und voll Vertrauens auf die ihm bekannte liebevolle, väterliche Gesinnung des heiligen Vaters gegen ihn, entschloß er sich, eine Privat-Audienz nachzusuchen, um wo möglich auch einen Erlaß dieser Bedingung zu erwirken; die Audienz wurde ihm bewilligt.

Als der schmucke gräfliche Diakon nach den vorschriftsmäßigen Ehrenbezeigungen dem Statthalter Christi mit schüchterner Stimme sein Gesuch

vorgetragen, ergriff dieser mit gewohnter Güte traulich seine Hand und sagte: „Ja, auch diese Gunst will ich Ihnen gewähren, da auch ich glaube, daß Sie in Zukunft von allen Anfällen Ihrer Krankheit verschont bleiben werden.“ Dieser Glaube ist zum Schauen, diese Aeußerung zur Weissagung geworden; denn vom Schlusse des Jahres 1818, wo diese Worte gesprochen wurden, bis auf den heutigen Tag, folglich während eines Zeitraumes von über 50 Jahren, ist nie und nimmer ein Anfall der fallenden Sucht wieder bei Mastai eingetreten. (Etwas abweichend in den Umständen, aber übereinstimmend in dem Resultat ist folgende verbürgte Mittheilung des Monsignor Stephan Melchisedechian, armenischen Bischofs von Erzerum. Derselbe kam 1845 nach Rom, wo er in der Propaganda studirte. Schon hatte er seine Theologie begonnen, als ihn eine schwere Krankheit nöthigte, seine Studien zu unterbrechen und in seine Heimath zurückzukehren. Vor seiner Abreise nach Constantinopel ward ihm durch Vermittelung des Cardinals (damals Msgr.) Barnabo eine Audienz bewilligt (am 31. Juli 1851). Selbe erzählt Melchisedechian auf folgende Weise: „Der Papst, der die Ursache meiner Krankheit wußte, sagte zu mir: „„Muth, mein Sohn, auch ich litt in meiner Jugend an der fallenden Krankheit. Das verhinderte mich eines Tages, zu Pius VIII. zu gehen, der mich erwartete. Als er die Ursache dieser Verhinderung erfuhr, legte er mir die rechte Hand auf das Haupt und sagte mir, ich würde diese Krankheit nie wieder verspüren, und in der That war ich von jener Stunde an davon geheilt.““ Da legte Pius IX. mir die Hand auf das Haupt und sagte ebenfalls zu mir: „„Auch ich versichere Dir, Du wirst nicht mehr krank sein.““ Wirklich erlangte ich die Gesundheit, und seitdem habe ich nicht den leisesten Anfall jener schrecklichen Krankheit verspürt. Wie ich zum Centenarium (1867) nach Rom kam, habe ich Seiner Heiligkeit deßwegen meinen Dank abgestattet.[1])“

Nun stand Mastai's Priesterweihe Nichts mehr entgegen. Mit welcher Inbrunst wird er durch die vorgeschriebenen geistlichen Uebungen sich darauf vorbereitet haben? Und als er nun kam, dieser heißerflehete Tag — es war der 10. April (Charsamstag) 1819 — wie demuthsvoll sehen wir ihn da an derselben heiligen Stätte, wo er die vorhergehenden heiligen Weihen empfangen, und vor dem nämlichen Bischofe, der sie ihm ertheilt, auf seinem Angesichte liegen, während die Fürbitte der Königin des Himmels und aller Gerechten und Seligen über ihn angerufen wird! Wenn von dem Diener Gottes del Bufalo gemeldet wird, daß er die Tonsur mit solcher Sammlung und Lebhaftigkeit des Glaubens empfing, daß es ihm, wie er nachher selber offenherzig eingestand, in dem Augenblicke, wo der Bischof ihm die Haare abschnitt, vorgekommen, als umklammere er das Kreuz, und er am ganzen Leibe eine so gewaltige Aufregung empfunden habe, daß er zu Boden niederzusinken vermeinte: so außerordentlich war in jenem Momente seine Herzenswonne; wie wird denn Mastai's Herz vor innerer Wonne gebebt, wie vor seraphischem Entzücken sein Antlitz geglüht haben, wie wird es ihm vorgekommen sein, als umklammere er das Kreuz, da er das Sacrament der Priester-

[1]) Le Propagateur de la dérotion à St. Joseph et à la Ste. famille. 7. livraison p. 238.

weihe empfing und die mit demselben verbundenen Ceremonieen an ihm vorgenommen wurden: da ihm in Form eines Kreuzes die Stola und nach ihr die Casel angelegt, da unter Absingung des Hymnus: veni Creator Spiritus eine jede seiner Hände ihm gesalbt, da unter rührenden Gebeten und Anreden ihm ein Kelch, nunmehr nicht leer, sondern mit Wein, und eine Patene, nunmehr nicht leer, sondern mit der Hostie dargereicht wird! Wie innig betet er — zum ersten Mal im Priesterschmucke — die ganze Messe mit dem Bischof wörtlich mit, und empfängt dann aus seiner Hand die h. Communion! Wie überzeugungsvoll und glaubensfreudig legt er das apostolische Glaubensbekenntniß ab, empfängt die Händeauflegung des Bischofs unter den Worten: „empfange den heiligen Geist; denen Du die Sünden vergeben wirst, denen sind sie vergeben, und denen Du sie behalten wirst, denen sind sie behalten", und legt dann schließlich das Versprechen des Gehorsams und der Treue gegen seinen Bischof ab und empfängt von ihm den Vaterkuß!

Mastai war nun Priester und steht im Begriffe, die erste Handlung des priesterlichen Berufes, die Erstlingsfeier der heiligen Messe, die sogenannte Primiz zu begehen. Insgemein wählen die Neugeweihten zur Verrichtung dieser feierlichsten Handlung ihres Lebens diejenige heilige Stätte, welche ihnen aus irgend einem Grunde diese Bevorzugung zu verdienen scheint; großer Pomp und ein zahlreicher Kreis theilnehmender Verwandten und Freunde umgiebt sie dabei. Wo wird der Neophyte Johannes Maria Mastai, der hochgeehrte Sprosse einer weitverzweigten Grafenfamilie, der Standesgenosse der edlen Patriziergeschlechter Rom's, der künftige Nachfolger der glorreichsten der Päpste, welche die Kirche kennt: wo wird er seine Primiz begehen? Welcher Glanz, welche zahlreiche, geräuschvolle Theilnahme wird ihn dabei umgeben? Mastai feierte seine erste heilige Messe am Osterfeste 1819; er feierte sie unter Assistenz seines treuen Oheims, Monsignor Paulino[1]), in einem der kleinsten, unscheinbarsten Gotteshäuser der ewigen Stadt, er feierte sie in aller Einfachheit und Stille, und seine ganze Umgebung dabei bildeten außer mehreren weiblichen Verwandten etwa 100 arme Waisenkinder. Es war die Kirche oder vielmehr die Capelle Santa Anna dei Falegnami (Von den Schreinern), deren ganzen Schmuck ein sehr bescheidener Altar mit hübschem Muttergottesbilde und einige nicht ganz werthlose Wand- und Deckengemälde bilden. Er hatte gerade dieses Kirchlein gewählt, weil es an das seiner Leitung unterstehende Waisenhaus Tata Giovanni anstößt und zu dieser Anstalt gehört. Umgeben von diesen unschuldigen Kleinen, die ihn alle wie einen Vater liebten, und aus deren schuldlosen Seelen das Gebet für ihn wie duftender Weihrauch zum Himmel drang, wollte er sein Erstlingsopfer dem Allerhöchsten darbringen.

O, wie kräftig muß es gewesen sein, jenes Gebet der jungen Waisen,

---

[1]) Derselbe starb gerade ein Jahr später am 11. April 1820 in seiner Vaterstadt Sinigaglia. Ein anderer Oheim Mastai's, Namens Andreas, starb 1828 als Bischof von Pesaro, im Alter von 77 Jahren. Er war Verfasser einer gelehrten Evangelienharmonie und wurde von seinem Sitze verbannt, weil er sich nicht dazu verstand, die Rechte der Kirche gegen die Gewaltherrschaft zu verrathen.

und wie rein und gottgefällig muß es gewesen sein, jenes Erstlingsopfer, da es dem Primizianten noch nach 50 Jahren eine so unendliche Fülle des Segens in den Schooß schüttete!

Achtzehntes Capitel.

Mastai als Waisenhausdirector. Sein rührender Abschied von den Waisenkindern.

Doch es ist Zeit, daß wir Mastai nun etwas näher als Director des Hospizes Tata Giovanni in's Auge fassen. Schon von vorne herein läßt sich annehmen, daß der, welcher früher aus eigenem Antriebe, ohne besondere Verpflichtung dazu, sich dieser Anstalt so väterlich angenommen hatte, nunmehr, seitdem er vom h. Vater selber neben dem als Titular-Director belassenen ehrwürdigen Kanonicus Storace zum eigentlichen Vorsteher derselben ernannt worden, mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte sich ihr gewidmet haben werde. Und so war es auch. Das besagte Waisenhaus nahm unter Mastai's Leitung sowohl in Beziehung auf sittlichen als materiellen Wohlstand einen sichtbaren Aufschwung. Der junge Priester opferte, was namentlich Letzteres angeht, sogar einen Theil seines Vermögens zur Aufbesserung des Bettzeuges, der Kleidung und Nahrung seiner geliebten Pfleglinge.

Er führte die Anfangsgründe der Geometrie (Meßkunst) unter den Lehrgegenständen ein; er zuerst fühlte, wie nützlich diese Wissenschaft den meisten der Handwerker werden könne; er fügte derselben wöchentliche Lehrstunden im Zeichnen, Kupferstechen und Bildhauen bei. Durch diese Vervollständigung des Studienplanes wurde es möglich, bei jenen Zöglingen, welche weniger Neigung zu mechanischen Handwerken verriethen, ihre etwaige Lust und Fähigkeit zu Höherem zu erproben und sie dem Gewerbe entgegen zu führen, welches sie voraussichtlich mit mehr Erfolg betreiben würden — einem Gewerbe übrigens, das die Kinder selbst wählen, ohne daß dabei der geringste Zwang ausgeübt wird.

Eine noch wichtigere Verbesserung führte Mastai in dem Hospiz ein oder vielmehr, er setzte die frühere Anordnung des Tata Giovanni, der zwar ein schlichter und ungebildeter Mann war, aber einen gesunden Verstand hatte, wieder in Kraft. Dieser Anordnung gemäß sollten die Kinder außer dem Hause in die Lehre gethan werden, und zur Zeit des alten Borgi war es immer so gehalten worden; allein die Revolutionsstürme, welche gegen das Ende des vorigen und in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts Rom beunruhigten, hatten diese weise Einrichtung außer Uebung kommen lassen: Anfangs, weil wegen des Mangels an Geldmitteln, der den Fortbestand der Anstalt bedrohte, es nicht möglich gewesen war, die Kinder anständig genug zu kleiden, um sie auswärts schicken zu können; sodann, weil während dieser Zeit der Unruhen die Kinder nicht immer ohne Gefahr über die Straßen hätten gehen können.

Aus diesen Gründen hatte man also in der Schule selbst Lehrwerkstätten errichtet; allein wegen der geringen Besoldung hielten die mit dem Unterrichte der Waisenkinder beauftragten Handwerksmeister nur kurze Sitzungen. Der Unterricht war ungenügend, und zudem war dabei der Uebelstand, daß, wenn die Zöglinge mit dem 20sten Jahre — denn

das war der festgesetzte Termin — aus dem Hospiz heraustraten, ohne mittlerweile die Buden und Werkstätten der Stadt besucht und kennen gelernt zu haben, sie sich inmitten der Unternehmer und Arbeiter ihres Standes ohne alle und jegliche Verbindungen sahen und nur sehr schwer es zu einem selbstständigen Geschäftsbetriebe zu bringen vermochten. Während dieser Zeit des Unbeschäftigtseins zehrten sie ihre geringen Baarschaften auf und gingen oftmals der Frucht ihrer Erziehung verlustig. Zudem, weil es unmöglich war, in dem Hospiz Werkstätten von jeder Gattung zu haben, widmeten sich die Meisten einem unfreiwilligen Berufe, indem die Kinder nur unter einer sehr begrenzten Anzahl von Handwerkern die Wahl hatten. Alle diese Gründe bewogen Mastai, auf das Verfahren des alten Maurers zurückzukommen, und die Zöglinge haben sich zu dieser Rückkehr zu der ursprünglichen Anordnung nur Glück wünschen können. Die Studien werden viel ernster betrieben: der Lehrling, da er in den Werkstätten der Stadt sich bewegt, tritt dort in Beziehungen ein, welche für die Folgezeit von großem Nutzen für ihn sein können. Die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, zwischen denen er wählen kann, erlaubt ihm einen höheren Grad von Geschicklichkeit zu erreichen, eben weil er seiner Neigung folgt. Diese Regel ist seitdem beibehalten worden, und das Hospiz zählte noch bis auf die neueste Zeit auf 120 Zöglinge 30 verschiedene Handwerke. Verlassen die Zöglinge nach vollendetem 20sten Jahre die Anstalt, so sind sie nicht allein gut unterrichtet, sorgfältig erzogen und vortrefflich in ihren nach Lust und Liebe erkorenen Handwerken eingeübt, sondern besitzen auch in ihrer Sparbüchse, worin der Ueberschuß ihres Verdienstes, nach Abzug des bestimmten täglichen Kostgeldes, verwahrt wird, genügende Mittel, sich die erforderlichen Geräthschaften und Instrumente, Kleider, ein Bett und sonstige nothwendige Artikel anzuschaffen.

Wohl mag der Menschenfreund das Andenken jenes armen, unwissenden Mannes, des ersten Gründers dieser Rettungsanstalt für Verwahrlosete und Verwaisete, der unter einem rauhen Aeußern und unter etwas abstoßenden Manieren ein Herz voll der zärtlichsten Theilnahme und der erhabensten Nächstenliebe barg, segnen und in Ehren halten. Aber nicht minder segnen und in Ehren halten muß er das Andenken jenes jugendlichen Priesters, der durch die Verbesserungen, die er daselbst einführte, durch den geistigen Aufschwung, den er der Erziehung der Kinder verlieh, durch die reiche Unterstützung, die er aus eigenen Ersparnissen vom Allernothdürftigsten der Anstalt angedeihen ließ, so zu sagen ihr zweiter Gründer geworden ist.

Es ist in der That mit Worten nicht zu beschreiben, wie weit Mastai's Sorge für die jungen Waisen ging; man sah ihn beständig um sie, er lebte wie sie, er wußte eines Jeden Namen, eines Jeden Geschichte. Nichts in ihm ließ den Herrn durchblicken, Alles athmete den Vater. Seine Worte trugen das Gepräge der Einfalt und Salbung des Evangeliums, seine Handlungen das der Sanftmuth des göttlichen Heilandes. Nie verlor er seine Waisen aus den Augen, und selbst nach ihrem Austritt folgte ihnen seine Sorgfalt in die Bahnen, in welchen sie sich bewegten. Mit einem Worte: Mastai war für seine Waisenkinder

im Tata Giovanni, was seiner Zeit Calasanza, dessen Geist zu Volterra in ihn übergegangen war, für seine Verwahrloseten in St. Dorothea gewesen!

Aber wie sie ihn auch wieder liebten, diese armen Wesen! Wie sie mit ganzer Seele an ihm hingen und so lange sie lebten, seiner allzeit eingedenk blieben!

Doch bezeichnender als alles Andere für das Thun und Treiben im Tata Giovanni, für das Leben und Wirken Mastai's während sieben Jahren in demselben, und für die treue Anhänglichkeit der Zöglinge auch noch nach Jahren an ihn, ist die nachfolgende Erzählung eines französischen Lebensbeschreibers Pius' IX., Namens Felix Clavé. Derselbe ließ sich in den ersten Jahren des Pontificates Pius' IX., bei seinem längeren Aufenthalte in Rom, nebst einigen Fremden von einem Zöglinge des Tata Giovanni aus der Zeit Mastai's in dem Hospiz herumführen und sich von demselben Alles, wessen er aus jenen glücklichen Tagen sich zu erinnern wußte, mittheilen.

Angelo Toccacelli — so hieß der ehemalige Waisenknabe, nunmehr ein armer, hinkender Schuhflicker — schien bewegt, als er die Schwelle des Hospizes betrat, das er seit 20 Jahren nicht wieder gesehen hatte. „Hier in diesem Hause bin ich glücklich gewesen", sagte er, „mir ist, als wäre ich darin geboren; denn über dasselbe hinaus weiß ich von Nichts. Hier habe ich den Stand erlernt, der mich nun ernährt; hier habe ich, fügte er mit Stolz sich verbessernd hinzu, vor allen Römern, vor der ganzen Welt den großen Mann kennen gelernt, bedient und geliebt, der jetzt die Kirche regiert!"

Bei diesen Worten verklärten sich des guten Mannes Gesichtszüge und seine Augen sprüheten Blitze.

Dann führte er seine Gäste in die Capelle, die wir bereits kennen. Toccacelli knieete nieder und betete einen Augenblick; dann erhob er sich wieder und sagte: „Schauet da den Altar, wo er jeden Tag die Messe für uns las, und wo er an jedem Sonn- und Festtage uns unsere Pflichten, die Liebe Gottes und des Nächsten auslegte; wir hörten mit Herz und Ohren zu, denn er predigte durch sein Beispiel.

„Als er zum Erzbischof von Spoleto ernannt wurde, hat er auch hier in dieser Capelle seine erste bischöfliche Messe lesen wollen. War er doch ja mit seinen armen Waisenkindern ein Herz und eine Seele geworden.

„Auch waren wir", fuhr Toccacelli fort, „die Ersten, die es sagten, als er Papst wurde: Mastai, der ist der Papst für uns. Der ist der Papst der Armen, der Verlassenen! Das ist ein Vater des Volkes, der den Thron besteigt! Aber Rom kannte ihn nicht.

„Das erste Mal, als er auf der Loggia (dem Balcon) erschien, blieb die Menge bei seinem Anblick stumm und gleichgültig. Nur eine kleine Gruppe ließ nicht ab, aus vollem Halse zu schreien: Viva Pio nono! evviva il padre del popolo! (Es lebe Pius IX.! es lebe der Vater des Volkes!) Das waren wir; es waren seine ehemaligen Zöglinge, die Waisenkinder vom Tata Giovanni!"

Aus der Capelle gingen sie in das Speisezimmer. „An dieser

Stelle hab' ich 8 Jahre gegessen", sagte Angelo, indem er auf die Ecke eines der Tische klopfte; „und weil ich nicht gerade einer der Ruhigsten und Saubersten war, so stand Mastai manchmal, wenn er vorüberging, still und zupfte mich am Ohr, aber es that nicht weh! Er war nicht, wie der alte Tata Giovanni, der nie ohne seine Ruthe einherschritt und tüchtig darein schlug, wie die Alten sagen.

„Mastai speiste nicht mit uns. Er nahm seine Mahlzeiten mit den andern Geistlichen des Hauses. Nur während der Osterferien und im October, wenn er uns außerhalb der Stadtmauern, nach der Basilika von Sanct Sebastian (einer jener sieben Hauptkirchen Rom's, welche Andachtshalber von den Pilgern besucht zu werden pflegen, der glorreichen Grabstätte von 174,000 heiligen Märtyrern, wo auch der Leib des heil. Sebastian ruht) führte, ließ er uns, wenn die Essenszeit gekommen war, auf dem Rasenplatz Halt machen; er schickte Einen ab, um in der nächsten Schenke ein Stück Fleisch, Salat, Wein, Früchte und Brod zu kaufen, und erst nachdem er diese einfachen Gerichte unter uns vertheilt hatte, bediente er sich selbst, aß, wie wir, auf dem Grase sitzend, und trank mit uns aus derselben Flasche."

Aus dem Refectorium gingen sie in den Lehrsaal, der noch in demselben Zustande sich befindet, wie er zur Zeit Mastai's war. Die mit Mahnsprüchen bedeckten Wände sind auf einer Seite mit einem Crucifix, auf der andern mit dem Portrait Giovanni Borgi's, des Stifters, geziert. An die vier Wände lehnen sich stufenweise aufsteigende Bänke; in der Mitte steht ein alter, ganz mit Dinte beklecksten und mit Einschnitten bekritzelter Tisch, ferner drei altmodische, mit vergilbtem Leder gepolsterte Lehnstühle. Auf dem in der Mitte stehenden saß Pius IX. sechs Jahre nacheinander jeden Abend, um die Kinder zu unterrichten. Mastai wollte, daß man das, was man thut, ganz thue: ganz bei'm Spiel in den Erholungsstunden, ganz beim Studium während der Classe. Bisweilen entfernte er sich und überließ dann die Sorge für Aufrechthaltung der Ordnung den Vertrauteren. Allein dann hatte es, wie Angelo bemerkte, mit Ruhe und Ordnung nicht viel auf sich.

„Wir hatten", so erzählte er weiter, „einen kleinen Stummen unter uns, einen Mahomedaner von Geburt, welchen algierische Seeräuber an der Küste zurückgelassen hatten, und der, nachdem er aufgefunden worden, getauft und unter dem Namen Marcus im Tata Giovanni erzogen wurde.

„Der kleine Stumme besaß ein eben so flinkes Auge, als seine Zunge schwerfällig war. Während Mastai's jeweiliger Abwesenheit auf dem Flurgange als Schildwache aufgestellt, kam er, sobald er schon von Ferne seiner ansichtig ward, in die Classe gestürzt, kündigte durch ein leises Gurgeln seine Ankunft an und gab, indem er den Nagel seines Daumens an seine Unterlippe legte, das Zeichen, daß der Mann mit der gespaltenen Lippe (— ein besonderes Kennzeichen Mastai's —) herannahe; sofort war Alles wieder an seinem Platze.

„Jetzt", fuhr Angelo, indem er die Fremden ihm zu folgen einlud, fort, „werde ich Sie in sein Wohnzimmer führen."

Man trat hinein. Nichts ist seit der Zeit darin geändert worden. Da steht noch das nämliche Bett, derselbe Lehnsessel, derselbe Tisch. „Sie

sehen", sagte Angelo, „da ist kaum das Nothdürftigste. Hier hat Pius IX. nahezu sieben Jahre gewohnt!"

Man kann sich in der That nichts Bescheideneres vorstellen, als Mastai's Wohnzimmer im Tata Giovanni. Und doch gehörte der junge Geistliche, der dieses kleine Gemach bewohnte, einer adeligen, wenn auch nicht überschwänglich reichen, doch immer sehr wohlhabenden Familie an. Nicht als ob seine Eltern es ihm an Etwas hätten mangeln lassen. Allein Mastai verwendete bis auf den letzten Bajocc' die Geldsumme, die seine Familie ihm zukommen ließ, dazu, seinen Waisen wärmere Kleidung, eine gesundere Nahrung und auch etwelche ihrem Alter angemessene Vergnügungen zu verschaffen. „Ist es denn genug", pflegte er zu sagen, „wenn man armen, der mütterlichen Liebkosungen und aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubten Kindern bloß das Nothdürftige reicht? Ist nicht auch das ein gut angelegtes Capital, welches Einem das Lächeln, das stille Entzücken, die laute, rauschende Freude armer, kleiner, von ihrer Geburt an dem Schmerze und dem Elend anheim gefallener Wesen als Zins einbringt?"

O daß sie kommen möchten die sich so nennenden Philanthropen, Menschen- oder Volksfreunde, die Lassallen und Schulze-Delitzschen, die Männer des Fortschrittes und die Brüder vom Schurzfell, oder wie sie immer heißen mögen, die angeblichen Volksbeglücker, die da aus geheimen, dem Uneingeweihten verborgenen, außer der Religion Jesu Christi liegenden Quellen Weisheit, Tugend und Menschenglück zu schöpfen sich und Andern weißmachen, daß sie kommen und hier von einem jugendlichen italienischen Priester, der nunmehr als Papst-König Pius IX. die katholische Christenheit und einen kleinen Staat beherrscht, daß sie kommen und es lernen möchten, wo die wahre Weisheit, die wahre Tugend, die wahrhaft beglückende Menschenliebe zu suchen und einzig und allein zu finden sei — in der Religion Jesu Christi, in der Religion der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe — in der Religion, deren oberster Bekenner Papst Pius IX. ist!

Solche Güte, Hingebung und Liebe konnte denn auch nicht verfehlen, dem gräflichen Vorsteher des Tata Giovanni alle Herzen zu gewinnen; in der That gab es da auch nicht ein einziges Waisenkind, welches nicht das vollkommenste Vertrauen in ihn setzte, ihm nicht sein Herz aufschloß, seine Geheimnisse und seinen Kummer anvertraute. Man wagte ihm Alles zu sagen und fürchtete Nichts, als ihm zu mißfallen.

Wie sehr die Kinder an ihm hingen, zeigte sich erst recht, als er, um einem ihm gewordenen höheren Auftrage, der ihn in weite Ferne rief, zu folgen, von den geliebten Wesen sich trennen mußte — ein Trauerfall, den er, um sich und ihnen das Schmerzvolle desselben so lange als möglich zu ersparen, erst am Abende vor seiner Abreise ihnen kund that. Doch Niemand vermag uns diesen Auftritt lebhafter und anschaulicher zu schildern, als wer ihn selber erlebt hat, und das ist eben wieder der oben erwähnte ehemalige Zögling, Schuhflicker Toccacelli. Hören wir ihn, wie er denselben dem Felix Clavé und seinen Begleitern erzählte: „Dort habe ich" — so fuhr er fort — „einem der traurigsten

Auftritte meines Lebens beigewohnt. Es war an einem schönen Sommerabende. Nachdem Abbate Mastai 7 Jahre unser Schützer in diesem Hospize gewesen war, sollte er, um an einer fernen Mission Theil zu nehmen, uns verlassen. Wir wußten noch von Nichts, und doch war der Augenblick der Trennung bereits gekommen. Wir hatten bemerkt, daß er während des Nachtessens kein Wort hervorgebracht hatte. Im Augenblicke, wo wir nach dem Dankgebete den Tisch zu verlassen im Begriffe waren, gab er uns ein Zeichen, uns wieder zu setzen, und verkündigte uns die traurige Nachricht .... Es war ein Schrei des Schmerzes von einem Ende des Speisesaales zum andern. — Wir waren damals unserer 122, groß und klein, aber es war keiner unter uns, der nicht weinte. Wir verließen alle plötzlich unsere Plätze, um uns in seine Arme zu werfen. Die Einen küßten seine Hände, die Anderen hingen sich an seine Kleider, die, welche nicht bis zu ihm heranzukommen vermochten, nannten ihn mit den zärtlichsten Namen und beschworen ihn, sie nicht zu verlassen: Wer sollte uns trösten, wer uns lieben! .... Er war so bewegt von unserer Verzweiflung, daß er selbst Thränen vergoß, und indem er Die, welche sich am Nächsten bei ihm befanden, an die Brust drückte, sagte er: „„Ich hätte niemals geglaubt, daß unsere Trennung so schmerzlich sein würde!““

„Hierauf riß er sich aus unserer Mitte und eilte nach seinem Zimmer, aber vergebens suchte er die Thüre zu schließen, wir drängten uns zu ihm hinein. Diese Nacht schlief Niemand im Tata Giovanni, Alle blieben bei dem Abbate Mastai, und er gab uns gute Lehren und tröstete uns. Er empfahl uns Fleiß, Gehorsam gegen Den, der ihn ersetzen würde, Liebe zu Gott und dem Nächsten, freudige Erfüllung aller unserer Pflichten und Ergebung im Unglück.

„Endlich brach der Tag an, und wir hörten vor der Thüre den Wagen halten, der uns unsern Wohlthäter entführen sollte .... Eine Stunde später waren wir zum zweiten Male Waisen.“

Ueber die Wangen des armen Schuhflickers rollte eine Thräne bei dieser Erzählung. Der gute Mann hatte übrigens seine Dienste den französischen Herren nicht umsonst geleistet. Sie lohnten ihm dadurch, daß sie seiner Bitte, den kleinen Hinkenden, den Seine Heiligkeit im Tata Giovanni so oft bei'm Ohr gezupft, bei Gelegenheit eines Besuches im Quirinal dem heiligen Vater in die Erinnerung zu rufen, nachkamen. Und sieh! der dunkle Name Angelo Toccaccelli war von dem ehemaligen Pfleger des Tata Giovanni nicht vergessen worden. Er erinnerte sich, daß der Lahme im Jahre 1841 nach seiner Erhebung zur Cardinalswürde auf der Straße ihm begegnete, daß er ihn da gefragt, was aus seinen Cameraden geworden, was sie machten. Er lächelte, als er erfuhr, daß einer seiner Zöglinge, ein armer Schuhflicker, sich so lebhaft für seinen alten Magister interessirte. Bald nachher ließ Pius IX. seinen ehemaligen Zögling zu sich kommen, und nachdem er ihn von Neuem der Gefühle ganz besonderer väterlicher Zuneigung, welche er in seinem Herzen für seine alten Freunde, die jungen Waisen, bewahrte, versichert hatte, fragte er ihn, ob er nicht ein kleines Andenken von ihm zu besitzen wünsche? — O, heiliger Vater, rief Angelo, — das würde mich

glücklich machen .... Pius IX. öffnete eine Schatulle, nahm ein Goldstück heraus, welches sein Bild trug, und überreichte es ihm. Angelo küßte es mehrere Male und schwur, sich nie davon zu trennen. Und er hat Wort gehalten. Ganz hingegeben dem Eindrucke jener Jugenderinnerungen, lud der heil. Vater den alten Zögling ein, ihm einen oder den anderen Vorfall aus jenem geliebten Hause in das Gedächtniß zurückzurufen. Unter Anderem erzählte er ihm: „Ich erinnere mich, heiliger Vater, als ob ich das Hospiz erst vorige Woche verlassen hätte, ganz genau des Platzes, welchen ich 8 Jahre lang an dem Ende eines Tisches im Speisezimmer inne hatte. Da ich in Erwartung des Augenblickes, wo es zum Essen gehen sollte, keineswegs zu den Ruhigen gehörte, so blieben Sie im Vorübergehen manchmal bei mir stehen, um mich am Ohr zu zupfen, aber Sie thaten mir nicht weh!"

Diese eigenthümliche Audienz und die Unterredung bei Anlaß derselben, welch ein liebliches Streiflicht werfen sie nicht auf das innige Verhältniß, in welchem der nunmehrige Papst und Landesfürst einst als Abbate zu seinen armen Zöglingen, und diese zu ihm gestanden!

Fürwahr! die Leitung von Waisenkindern war ein merkwürdiges Noviziat für den dereinstigen Hirten der Völker, und das Directorat eines Hospizes eine eigenthümliche Vorschule für den nachherigen Beherrscher des Kirchenstaates!

Neunzehntes Capitel.

Mastai wird dem apostolischen Vicar Monsignor Muzi als Auditor auf einer Gesandtschaftsreise nach Chili in Süd-America beigegeben. — Eine kurze Beschreibung und Geschichte von Chili. — Zweck und Schwierigkeit der Gesandtschaft dahin. — Ein Reiseprogramm, wobei ein Blick auf die Landkarte zu empfehlen.

Im Jahre 1823 kam einer der einflußreichsten Männer von Chili, der Archidiakonus Don José Ignazio Cienfuegos, Domherr an der Kathedrale von Sant Jago, nachmals Bischof von Conception in der Provinz Chili, nach Rom, um daselbst die Errichtung einer apostolischen Mission nach der Residenz Sant Jago zu erbitten. Die römische Curie willfahrte dem von der Repräsentativkammer zu Chili gestellten Wunsch, und zur Wahl des apostolischen Vicars wurde eine außerordentliche Versammlung von 6 Cardinälen, unter dem Vorsitze des Cardinals della Genga, berufen. Die Wahl lenkte sich Anfangs auf den Msgr. Ostini, einen Geistlichen von großem Rufe, der damals gerade Professor der Theologie am römischen Colleg war. Mancherlei Umstände verhinderten ihn jedoch, diese ehrenvolle Gesandtschaft anzunehmen, und an seine Stelle ernannte die Congregation den Don Giovanni Muzi, der sich damals als Secretair beim Nuntius zu Wien aufhielt, dann Erzbischof von Philippi in partibus (im Lande der Ungläubigen) und später Bischof von cità di castello geworden, als Delegaten und apostolischen Vicar von Chili, Peru, Mexico, Columbien und sämmtlicher Staaten America's, welche jüngst das Joch Spaniens abgeschüttelt hatten. Giovanni Maria Mastai wurde von dem Cardinal della Genga, der damals Cardinal-Vicar von Rom war, und darauf auch von dem Staatssecretair, Cardinal Consalvi (diesen beiden gewiegten, in die Geschichte der Päpste dieser Zeit so vielfach verflochtenen, in der Schule

der Leiden geprüften und bewährten Kirchenfürsten) aufgefordert, mit Monsignor Muzi, der gerade ihn wünschte, in der Eigenschaft eines Auditors und Rathgebers an dieser Mission sich zu betheiligen. Daß die Wahl zu diesem Posten von Seiten Monsignor Muzi's gerade auf Mastai fiel und dieselbe von den obengenannten Männern gutgeheißen, ja Mastai zur Annahme derselben durch sie aufgefordert wurde, war zum guten Theil einem (später veröffentlichten) Briefe des Msgr. Caprano zu verdanken, in welchem er der ungewöhnlichen Frömmigkeit, der Milde, der Klugheit, dem Verstande und Wissen des Kanonikus Grafen Johann Maria Mastai endloses Lob spendete, und ihn als den tauglichsten Mann empfahl, den er kenne, um dem Muzi auf der schwierigen Gesandtschaft beigegeben zu werden.

Eine Reise nach Südamerica war zu jener Zeit etwas Ungeheuerliches, mit namenlosen Schwierigkeiten und Gefahren Verknüpftes. Als daher die Kunde von diesem Vorhaben nach Sinigaglia gelangte, hatte die zärtlich besorgte Gräfin Katharina daselbst nichts Eiligeres zu thun, als an den Staatssecretär Cardinal Consalvi zu schreiben und ihn dringendst zu bitten, ihren Sohn doch ja nicht so weit fortzuschicken. Dieser jedoch, nicht erschreckt durch Gefahren, welche der Einbildungskraft einer zärtlichen Mutter höchst grauenvoll erschienen, sah diese Aufforderung als eine Stimme vom Himmel an, die ihn auf ein neues und ausgedehnteres Feld der Thätigkeit rief und war, so ungern er sich auch von seinen lieben Pfleglingen im Tata Giovanni trennen mochte, gleichwohl im Geiste des Gehorsams und der Selbstaufopferung sofort bereit, ihr nachzukommen. Unbekannt mit dem Gesuche seiner Mutter, stellte er sich daher dem heiligen Vater vor, der zu ihm sagte: „Die Gräfin, Ihre Mutter, hat an den Staatssecretär geschrieben, um Ihre Abreise zu verhindern; ich habe ihr jedoch geantwortet, Sie würden wohlbehalten von dieser Mission zurückkehren.“ Das war wieder eine jener merkwürdigen Aeußerungen im Munde dieses hocherlauchten Kirchenoberhauptes, denen man wegen der Sicherheit, mit der sie gethan wurden, und wegen des Erfolges, der sie bewahrheitet hat, ein gewisses prophetisches Gepräge nicht wohl absprechen kann. Obwohl der Mutter Angstgefühl dem zartempfindenden, sie innigst liebenden Sohne gewiß nicht gleichgültig war, so vermochte doch die Rücksicht darauf in keiner Hinsicht seine Bereitwilligkeit zu der allerdings auch von ihm in ihrer ganzen Schwierigkeit gewürdigten Gesandtschaftsreise wankend zu machen; gehörte er ja, das wußte er recht wohl — seitdem er Priester geworden, nicht mehr seiner Mutter und seinen Verwandten, nicht mehr sich selber, sondern wie er leibte und lebte, Gott und seiner heiligen Kirche an!

Mastai's Abreise in die neue Welt war somit eine beschlossene Sache. Als Dritter im Bunde wurde ihnen der Abbate Joseph Sallusti beigegeben, um als Schriftführer zu dienen und zugleich die Einzelnheiten dieser weiten, denkwürdigen Reise für die Nachwelt aufzuzeichnen, was denn derselbe bald nachher in vier schweren Bänden, die er zu Rom herausgegeben und wovon 1846 in Velletri ein Auszug erschienen, auch treulich gethan hat. Das Lob, welches Sallusti darin dem edlen Charakter, der Umsicht und Beherztheit Mastai's spendet, ist um so bedeutungsvoller, weil es unparteiisch ist, sintemal er zur Zeit,

da er es schrieb, von Mastai's künftiger Erhebung auf den höchsten Thron der Christenheit noch keine Ahnung haben konnte. Zugleich mit ihnen gingen zwei junge Chilesen an Bord, der schon erwähnte Doctor Cienfuegos, bevollmächtigter Minister Chili's beim heiligen Stuhl, und ein Dominicaner Raimondo de Arce von Sant Jago, welche den Befehl hatten, die Mission bis an die Ufer des La-Platastromes zu geleiten. — Doch ehe wir unsere Gesandtschaft unter Segel gehen sehen, dürfte ein Blick erstens auf das Land, welches das Ziel ihrer zu unternehmenden Reise ist, sodann auf die Umstände, welche diese nöthig machten, und endlich auf den Zweck, welchen sie zu erreichen suchte, kaum erläßlich sein.

Die südamericanische Republik Chili bildet ein schmales Küstenland am stillen Meer, zwischen Peru, La-Plata und dem unbekannten Patagonien, durchaus gebirgig, mit schroffem Abhang der Anden oder Cordilleren, jener großen Gebirgskette, welche vom Cap Horn an ganz America durchschneidet und deren höchste Spitzen an 20,000 Fuß erreichen. Mehrere schwer zu passirende Pässe führen aus Chili nach den La-Plataſtaaten. Man zählt hier in den Cordilleren 14 noch thätige, feuerspeiende Berge. Westlich von den Cordilleren verbreiten sich gleichlaufend mit denselben drei niedrige Bergreihen im Lande. Vom Fuße der niedrigsten Reihe flacht sich das Land allmählich nach der See zu ab, und besteht aus einem ebenen Küstenlande, das im nördlichsten Theile Chili's wegen Dürrung ein ödes, wüstes Ansehen hat, und wo nur die von Flüssen bewässerten Schluchten fruchtbar und bewohnt sind. Fruchtbarer ist das Küstenland im südlichen Theile, und überhaupt fehlt es in dem Gebirgsstriche nicht an schönen Thälern mit einem sehr ergiebigen Erdreiche. Die 53 Flüsse, welche alle von Osten nach Westen strömen, haben einen kurzen Lauf. Das Klima ist sehr angenehm und gemäßigt, indem die Cordilleren durch ihre Höhe und die Seewinde ihre Hitze mildern. Doch sind Erdbeben häufig und haben, besonders 1822, 1824 und 1825 (folglich gerade um die Zeit, wo die römische Gesandtschaft dort weilte) große Verwüstungen angerichtet, namentlich bei Sant Jago. Hier ist die Hochschule des Landes. Die römisch-katholische Kirche ist Staatskirche und steht unter einer nicht sehr zahlreichen Geistlichkeit; andere Confessionen sind geduldet, doch ohne öffentlichen Cultus. Die Einwohner Chili's sind theils Spanier und in den Colonieen geborne Einwohner europäischen, unvermischten Stammes (Creolen), theils Indianer und Mischlinge. Erziehung und geselliger Ton sind weit ansprechender in Chili als irgendwo sonst im spanischen America. Der Charakter der Chilesen ist vortrefflich, sanft und gutmüthig. Ihre Sitten sind einfach, selbst in den Städten.

Bis vor der Eroberung durch die Spanier (1541) war Chili ein freies Land; seitdem behaupteten die Spanier, wenn auch nicht ohne Kampf und Blutvergießen, ihre Herrschaft im schönen Lande, das nur widerstrebend das fremde Joch sich gefallen ließ. Zumal seitdem aus Europa in Folge der französischen Staatsumwälzung etwelche Freiheitsfunken herüberflogen und Feuer fingen, ward es dessen überdrüssig. Als nun gar, durch England ermuntert, Buenos-Ayres im Jahre 1806 das

spanische Joch abgeworfen, fühlten auch die höheren Stände Chili's Neigung, sich von dem Mutterlande unabhängig zu machen. Tumulte, Bürgerzwiste, Kriege mit den Spaniern, worin bald diese, bald die Republikaner siegten, wütheten fortan im Lande und machten es zu einem Schutthaufen und Blutbade, bis endlich am 5. April 1818 der spanische Feldherr Osorio bei Maypu auf's Haupt geschlagen und dadurch Chili auf immer von der spanischen Herrschaft befreit wurde.

Nun folgten langjährige bürgerliche Unruhen, welche das Emporblühen und die Entwickelung des jungen Freistaates hemmten. Schon am 28. Januar 1823 (eben in dem Jahre, wo von Chili aus die römische Mission dahin eingeladen wurde), setzte eine Partei den seitherigen Oberdirector O'Higgins ab, und General Freyre an seine Stelle; unter ihm kam im Jahre 1824 auf dem Congresse zu Sant Jago die erste Constitution zu Stande. Freyre wurde im Jahre 1828 verdrängt und aus dem Lande verwiesen; an die Stelle der ersten Constitution kam 1828 eine zweite; auf Freyre folgte General Pinto, auf diesen (1831) der Präsident Prieto, der die Ruhe im Innern herstellte und manche nützliche Einrichtung traf. Doch erst seit dem Jahre 1839, nachdem eine von Peru aus angezettelte Verschwörung unterdrückt und ein Krieg mit diesem Nachbarstaate siegreich beendet worden, herrschte in dem jungen Freistaate bis auf die neueste Zeit hin Ruhe.

Daß durch diese politischen Wirren, durch den häufigen Wechsel der Regierungen und Regierungsformen die Religion, wie innerlich in den Herzen, so auch äußerlich in der kirchlichen Gesetzgebung und in den kirchlichen Einrichtungen nicht unberührt und unbeschädigt bleiben konnte, liegt in der Natur der Dinge. In der That war seit Vernichtung der spanischen Herrschaft das zwischen dieser altkatholischen Macht und der Kirche seither bestandene Verhältniß hinfällig geworden und eine unheilvolle, das Gewissen Vieler beschwerende, das Gesammtwohl beeinträchtigende Verwirrung in allen Zweigen der Verwaltung eingerissen. Diese Verwirrung zu heben, in einem gemeinschaftlichen Vertrage des heiligen Stuhles mit den erst kürzlich entstandenen Freistaaten Chili, Peru, Mexico u. a. die Rechte und Pflichten der Geistlichkeit, ihre weltliche und geistliche Stellung in den neuen Verfassungen festzustellen, vorzüglich aber auch, eine tiefeingreifende Meinungsverschiedenheit, welche zwischen dem chilesischen Klerus und der höchsten geistlichen Gewalt in Bezug auf das Recht, religiöse Orden, die solches wünschten, zu säcularisiren, d. h. wieder weltlich zu machen, bestand, zu beseitigen: das war die Aufgabe, welche der apostolische Vicar Monsignor Muzi im Vereine mit seinem wackeren Auditor Mastai und dem Abbate Sallusti in der neuen Welt zu lösen hatte.

Wie die Aufgabe abschreckend, so mußte für minder Beherzte fast mehr noch die Reise in jenes ferne Südland in damaliger Zeit, mit den damaligen, noch im Urzustande befindlichen Beförderungsmitteln es sein! Denn an regelmäßig fahrende Dampfboote, an Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, die den Wanderer und seine Gedanken mit Windesschnelle an ihr Ziel befördern, war im Jahre 1823 noch im Entferntesten nicht zu denken. Nun vergegenwärtige man sich eine Reise von Italien nach

dem Süden von Süd-America, eine Reise quer durch das mittelländische Meer, von hier durch die Straße von Gibraltar in den Atlantischen Ocean, quer durch diesen, die an Inselgruppen, Klippen und Untiefen, Riffen und Sandbänken so reiche Ostküste Süd-America's entlang bis nach Brasilien's Hauptstadt Buenos-Ayres, von hier zu Lande durch die ellenhoch mit Gras bewachsenen Pampas und über die Andes-Bergkette nach Chili; von Chili an der Nordwestküste Südamerica's nordwärts nach Peru, von dort wieder nach Chili (Sant Jago) zurück, die ganze südliche Westküste entlang um das mit starken Eismassen bedeckte, sehr stürmische und felsige, besonders damals für Seefahrer außerordentlich gefahrvolle Vorgebirge Horn, die südlichste Landspitze America's, herum wieder in den großen Ocean hinein, quer durch das mittelländische Meer nach dem Orte der Abfahrt zurück: eine Reise, die jetzt noch bei dem so unendlich erleichterten und beschleunigten Verkehre mehr denn 6 Monate ununterbrochen in Anspruch nimmt! Dazu gehörte, abgesehen von der erforderlichen Körperstärke der Reisenden, ein wahrer Heldenmuth und eine Geduld und Ausdauer von nahezu 23 Monaten, die sie bei guter und schlechter Witterung, bei Windstille und Gewittersturm, theils an Bord auf hoher See, theils unter noch größeren Entbehrungen, Kümmernissen und Mühseligkeiten auf dem Festlande zuzubringen genöthigt waren .... Doch lassen wir nach diesen Vorbemerkungen nunmehr den Augenzeugen und Berichterstatter Don Sallusti selber erzählen. —

Zwanzigstes Capitel.

Die Reise selbst. — Ankunft in Genua, wo einer doppelten Trauerpost bald eine freudige Nachricht folgt. — Ein seltsames Zusammentreffen jetzt und später. — Abfahrt von Genua. — Eine Windstille und darauffolgender Sturm. — Misère im Hafen von Palma: Mastai und seine Gefährten im Gefängniß. — Ein peinliches Verhör. — Die Weiterfahrt. — Ein gefährlicher Nachtbesuch. — Ein Sclavenschiff auf der einen, das Felseneiland St. Helena auf der anderen Seite. — Was Mastai bei ihrem Anblick wohl denken mochte. —

Nach einem wehmüthigen Abschiede von der ewigen Stadt, besonders wehmüthig für Mastai, der sich kaum von seinen, die ganze Nacht mit ihm aufgebliebenen Waisenkindern hatte trennen können, reiste die fromme Gesandtschaft, der sich außer den Genannten noch der Minoriten-Pater Luigi Pacheco angeschlossen hatte, am Morgen des 3. Juli 1823 nach Genua ab, wo die Brigg „Eloysa" bereit lag, sie nach der neuen Welt überzusetzen.

Kaum in Genua in dem Gasthof Santa Martha abgestiegen, vernahm sie das Ableben Pius' VII. Der ehrwürdige Greis, vom Alter und durch so viele ruhmvoll überstandene Leiden geschwächt, war nach großen Schmerzen am 20. August den Folgen eines Schenkelbeinbruches, den er sich durch einen Fall zugezogen, erlegen, und nach zuvor empfangener Wegzehr und heiliger Oelung sanft in eine bessere Welt hinübergeschlummert. Etwa fünf Wochen vor seinem Tode (in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli) hatte sich das Unglück ereignet, daß die herrliche Basilika des h. Paulus vor der Stadt ein Raub der Flammen geworden war. Dem kranken Papste hatte man, um zu seinen körperlichen Schmerzen nicht noch tiefes Herzeleid hinzukommen zu lassen,

von diesem schrecklichen Ereigniß nichts gesagt, denn man wußte, wie sehr ihm Sanct Paul als der Ort, wo er als Mönch seine seligsten Jahre verlebt hatte, am Herzen lag.

Diese Hiobsnachricht versetzte die Gesandtschaft in große Trauer und warf einen düsteren Schatten auf ihre beabsichtigte Weiterreise. Auch waren ja durch ihres Vollmachtgebers Ableben ihre Vollmachten erloschen. Bald jedoch tröstete sie die Nachricht, daß dem verblichenen Kirchenoberhaupte in der Person Seiner Eminenz des seitherigen Cardinal-Vicars della Genga ein würdiger Nachfolger gegeben worden, der den Namen Leo XII. angenommen. Auch zögerte derselbe nicht, die in Genua weilende Gesandtschaft mit neuen Vollmachten zu versehen. Der Papst sagt in dem betreffenden Breve, der Graf Mastai, den er als „Uns ganz besonders theuer (Nobis apprime charus)“ bezeichnet, sei dem Gesandten (Monsignor Muzi) auf dessen besonderen Wunsch beigegeben worden. Obige Bezeichnung mußte dem jungen Auditoren, dessen Herz noch über den Verlust seines väterlichen Freundes und Gönners, Pius' VII., blutete, ein Balsam auf seine Wunde sein.

Während Mastai's Aufenthalt in Genua trug sich ein Vorfall zu, der, an und für sich unbedeutend, gleichwohl nach seiner Papstwahl ein eigenthümliches Wiederzusammentreffen herbeiführte.

Nach langem Aufschub von einer Zeit zur andern war endlich der Tag der Abfahrt gekommen; das Gepäck war Abends zuvor in dem untersten Schiffsraum untergebracht, und die apostolischen Sendboten begaben sich an Bord. Da vernehmen sie, das Schiff könne wegen einer hinzugekommenen Fracht, die noch einzuladen sei, erst mehrere Tage nachher unter Segel gehen.

Ohne ihre Koffer wandern sie in die Stadt zurück ihrer Herberge zu. Da finden sie ihre Zimmer bereits von Anderen in Beschlag genommen. Was nun beginnen? Mastai schlägt vor, sich an den Erzbischof zu wenden. So machen sie sich denn zum erzbischöflichen Palast auf, und Mastai, sein Reisebündelchen in der Hand, sein Brevier unterm Arme, setzte dem Prälaten die Verlegenheit, worin die Gesandtschaft sich befand, auseinander. Dieser nahm die drei Geistlichen auf das Huldvollste auf und wies ihnen bis zu ihrer Abreise eine Wohnung über der seinigen an.

Der Erzbischof von Genua, an welchen Mastai sich wandte, war kein anderer, als der nachmalige Cardinal und hochmächtige Staatssecretär Lambruschini. Ein sonderbares Begegnen! Wer hätte damals diesem Fürsten der Kirche gesagt, dieser unbekannte junge Mann, der in einer untergeordneten Stellung auf einer Reise in das Innere von America begriffen war und den er jetzt durch seine großartige Gastfreundlichkeit sich verpflichtete, werde 23 Jahre später ihm als Mitberechtigten zu der höchsten kirchlichen Würde, ohne es zu wollen, den Rang ablaufen, werde anstatt seiner den Stuhl Petri besteigen, dem von ihm so mühsam und so beharrlich durchgeführten Regierungs- und Verwaltungssystem den Boden einstoßen und eine völlig neue Aera herbeiführen?

Am 5. October stach endlich die Brigg „Eloysa“, ein Zweimaster von ausgezeichneter Bauart, dabei ein schneller Segler, in See. Der

Capitän, Namens Antonio Copello, war ein ebenso unterrichteter Seemann, wie liebenswürdiger Gesellschafter. Außer dem zweiten Offizier Campodonico zählte die Mannschaft nur 34, zwar junge, aber auserlesene Matrosen, deren jüngste Mastai oft an seine geliebten Zöglinge vom Tata Giovanni erinnern mochten.

Anfangs ging die Reise vortrefflich von Statten; der Wind war günstig und man gewöhnte sich nach und nach an das Schiffsleben. Bald jedoch trat eine Windstille ein, und wenngleich die Brigg dadurch im Weitersegeln gehemmt wurde, schlingerte sie doch der Art, daß Alle, welche bisher keine größere Fahrt gemacht, von der Seekrankheit befallen wurden, die namentlich Giovanni Mastai arg zusetzte. — Bei frischer Brise wurde indessen die Fahrt fortgesetzt; am 7. October passirte man den Golf von Lyon und legte zehn Knoten (einige von den Sternkundigen festgesetzte Entfernungspuncte zur See) in der Stunde zurück. Die kleine Insel Minorca kam den nach Land Spähenden zu Gesicht, auch entschleierte der Montserrat, jenes berühmte Kalkgebirge, mit seinem noch berühmteren Benedictinerkloster, seinen zackigen Gipfel und zeigte am Fuße seiner schroffen Felsen niedere Klöster, deren einfache Bauart gegen die großartigen Bergformen merkwürdig abstach. Noch in Bewunderung dieses imposanten Schauspiels versunken, wurde man darin jedoch bald gestört durch einen heftigen Sturm aus Südosten, der die Eloysa zwang, den Hafen von Palma, der Hauptstadt der Insel Majorca, zu suchen, was Dank den verzweifelten Anstrengungen der Matrosen denn auch endlich (am 14.) gelang. Der arme Mastai, der krank im Bette lag, war inzwischen durch einen heftigen Windstoß aus seiner Koje auf den Boden geschleudert worden, so daß er von einem Ende der Cajüte zum anderen rollte. Am Morgen des 13. befand sich das Schiff im Busen von Valencia. Mit dieser Unterbrechung der Fahrt beginnt zugleich eine Reihe von Widerwärtigkeiten, gegen welche die Expedition während drei Monaten zu kämpfen hatte.

Die Eloysa hatte kaum Anker geworfen, als die Behörden der Insel unter dem Vorwande, das Fahrzeug habe von der Pest heimgesuchte Länder berührt, sie mit einer Quarantäne von 20 Tagen belegten und wider alles Völkerrecht die Auslieferung aller an Bord befindlichen Bücher und der Pässe der Passagiere verlangten. Was sollte man thun? Man war in der Fremde und fand es gerathen, sich zu fügen.

Wie die Behörden aus diesen Papieren ersahen, daß die Eloysa eine apostolische Gesandtschaft nach den aufständischen spanischen Colonieen an Bord habe, ließen sie dem Vertreter des h. Stuhles den Befehl zugehen, an's Land zu steigen; und auf ein Neues mußte man, bei Gefahr, von den die Rhede beherrschenden Batterieen in den Grund geschossen zu werden, wohl oder übel nachgeben.

Monsignor Muzi nahm den von der Seekrankheit kaum genesenen Auditor Mastai als Begleiter mit, ließ den Abbate Sallusti an Bord, und ließ sich nach dem Gesundheits-Amt ausschiffen. Hier fiel eine Rotte Soldaten brutal über sie her, bemächtigte sich ihrer Personen und warf sie, ihren Reclamationen zum Trotz, in die gefängnißartigen Verließe des Lazareths.

War das doch ein etwas rauher Anfang für einen angehenden Geschäftsträger des heil. apostolischen Stuhles! Aber diese Reise schien einmal von der Vorsehung ihm zugewiesen: durch sie sollte Mastai's Urtheil gereift, seine Geduld geprüft, der Schatz seiner Erfahrungen bereichert werden; durch sie sollte er mit einer Menge Unbilden und Leiden in eigener Person Bekanntschaft machen, von denen er bislang keine Ahnung gehabt.

Natürlich kam die Nachricht von dieser seltsamen Festnahme bald an Bord der Eloysa, wo sie allgemeine Bestürzung verbreitete, wie man sich wohl denken kann. Der Abbate Sallusti, welcher auf der Brigg zurückgeblieben war, verließ dieselbe sogleich, um die Gefangenschaft seiner Gefährten zu theilen.

Am folgenden Tage, am 17., unterwarf man alle Drei einem Verhör, als hätten dieselben ein Verbrechen begangen. —

„Der Alcalde (Richter) der Stadt", erzählt Sallusti, „ein Mensch mit sauertöpfischen Mienen und Blicken, die drohend sein sollten, war Präsident des Gerichts. Stolzer und majestätischer als ein römischer Proconsul war sein Gebahren, und lakonisch (kurz) und streng stellte er die auf der Stelle zu beantwortenden Fragen. — An seiner Seite saßen zwei andere Diener der Gerechtigkeit, von so fürchterlichem Aeußern und so imponirender Haltung, daß sie uns förmlich Angst einjagten. Ein spindeldürrer Notar, mehr einer Leiche, als einem lebendigen Wesen ähnlich, vollkommen wie ein Pharisäer anzuschauen, nahm Fragen und Antworten zu Protokoll. Ehe jedoch dieses Examen begann, mußte sich Jeder von uns auf eine Fußbank setzen und die als Präservativ gegen die Pest übliche Räucherung aushalten. Danach wurden wir von dem obersten Richter nach unserm Vaterlande, dem Metier, welches wir dort trieben, und dem Character unserer Mission befragt. Man wollte wissen, da wir nach Amerika gingen, ob uns nicht ein politischer Zweck dahin führte. Wir antworteten Alle sehr kategorisch und bestimmt. Lange Antworten waren verpönt, es wäre nicht einmal klug gewesen, umständliche Aufschlüsse zu geben; „Ja" oder „Nein" war vollkommen ausreichend. Uebrigens war es uns während des Verhörs nicht erlaubt, in demselben Zimmer zu verkehren; da aber die Localität so eingerichtet war, daß man jedes Wort, was gesprochen wurde, hören mußte, so waren wir wenigstens der Uebereinstimmung unserer Aussagen sicher."

Die Sitzung wurde endlich geschlossen und die drei Passagiere der Eloysa entfernten sich mit Freuden: das Betreten der Stadt war ihnen fürder nicht mehr verboten. Nichtsdestoweniger versuchte der Magistrat von Palma alles Mögliche, um der Mission, die dem spanischen Gouvernement höchst unbequem war, entgegen zu arbeiten; er bestritt dem heiligen Stuhl das Recht, nach Südamerica geistliche Hülfe zu senden und die Mehrzahl ging sogar so weit, zu verlangen, die geistlichen Passagiere der Eloysa so lange in der Festung Ceuta in Gewahrsam zu halten, bis sie dem Gouverneur, der von Palma abwesend war, über die Beweggründe ihrer Reise genaue Rechenschaft gegeben hätten. Darein willigen, hieße sich als spanische Unterthanen bekennen. Doctor Cienfuegos und der Pater Raimondo de Arce verweigerten nicht nur dieses entschieden,

sondern erklärten auch, das Bord der Brigg nicht zu verlassen. Dieses folgerechte und feste Betragen hatte ganz die erwartete Wirkung. Der Erzbischof von Palma nämlich und der Consul von Sardinien, in dessen Hände Monsignor Muzi einen Protest hatte gelangen lassen, mischten sich endlich in den Streit, und so konnte, zumal auch die Rückkehr des Gouverneurs erfolgt war, die Mission sich bald wieder zur Abfahrt rüsten.

Fünf Tage war dieselbe auf der ungastlichen Insel aufgehalten worden; nichts desto weniger stürmte das Mittelmeer noch immer; das Schiff steuerte in den Gewässern von Iviza, längs der catalonischen Küste, wurde aber bis Valencia zurück geworfen. So begrüßten die frommen Pilger das Land des Cid, des berühmtesten Helden der alten spanischen Geschichte, sahen das herrliche Reich, aus welchem die Königin Isabella von Castilien Boabdil, den letzten Mauren, jagte, die reizenden Weinberge Malaga's und viele andere Küstenorte, überragt von Palmen und versteckt in blühenden Bosquets.

Am 28. October endlich erblickten sie bei Nacht Gibraltar, schimmernd von tausend Flammen, als hätte man die Festung ihnen zu Ehren illuminirt. Die beide Welttheile trennende Meerstraße passirten sie glücklich und segelten hinein in den atlantischen Ocean.

Da entfaltete sich vor ihren Augen, gleichsam Abschied nehmend, Spaniens südwestliches Gestade, das reiche, herrliche, üppige Andalusien in seiner ganzen Pracht und entzückte Aller Augen; Tarifa's schöne Lage namentlich machte großen Eindruck.

Die Eloysa segelte indessen so schnell, daß das Land bald verschwand und man nunmehr Himmel und Meer sah. Letzteres wurde nach wenig Tagen wieder unruhig, und Doctor Cienfuegos, wahrscheinlich in Folge des schlechten Wetters, so krank, daß er bat, man möge ihn auf den canarischen Inseln ausschiffen. Ein neuer, schrecklicher Sturm vermehrte die Krankheit nur. Am 3. November traf die Brigg eine solche Böe, daß sie nahe daran war, umzuschlagen, und nur die Rüstigkeit und Gewandtheit der Matrosen und der Scharfblick des Capitäns rettete sie vor dem Untergange. Am folgenden Tage hatte sich glücklicher Weise der Sturm gelegt, und der Gipfel des Pic von Teneriffa, der hauptsächlichsten der Canarieninseln, ein eigenthümlich aus dem Meere hervorragender Vulcan, 12,000 Fuß hoch, wurde sichtbar. Das Meer ging zwar noch hoch, doch war keine Gefahr mehr und die Reisenden erholten sich von der erlittenen Angst. Während zweier Tage erleuchtete die aufgehende Sonne den gewaltigen Pic, dessen höchste Spitze den Namen „Zuckerhut" führt und an vielen Stellen bläulich-gelben Dampf aufwirbelt, denn der Vulcan, der Feuerheerd unter ihm, ist noch nicht erloschen. Die Hitze war mittlerweile unerträglich geworden, kein Hauch kräuselte die vorher wild empörten Wogen.

Durch Strömungen, welche der Capitän nicht kannte, und in die die Brigg gerathen war, kam sie in Gefahr, an der Küste zu scheitern; glücklicher Weise jedoch trieb sie der am Nachmittag vom Lande wehende Wind wieder in die Mitte des Meeres, aus welchem nach und nach kleine Inseln hervorleuchteten. Am 5. Abends gewahrte man im Süden noch die Stadt Santa Cruz (Heilig Kreuz), oder besser gesagt, man sah in

der Ferne ihre Lichter glänzen. Es war das eine Gegend, wo unlängst mehrere Fahrzeuge von Seeräubern waren geplündert und in den Grund gebohrt worden. Mit vollkommenem Einbruch der Nacht waren die Passagiere zur Ruhe gegangen, und Alle lagen schon in tiefem Schlummer, als sie plötzlich durch laute Worte, die durch ein Sprachrohr gesprochen wurden, erwachten und das Verdeck und die Cajüten von einem Haufen bis an die Zähne bewaffneter Flibustier (wilder, durch Verwegenheit und Raubsucht gleich furchtbarer Seeräuber aus Columbia) angefüllt sahen.

Mastai war unverzagt: er trat den schimpfend und drohend auf ihn Losstürmenden mit Würde und Festigkeit entgegen: das Opfer seines Lebens, das er in diesem Augenblick für gewiß hielt, kostete ihm, Dank seinem guten Gewissen, nicht das geringste Bedauern, nicht die leiseste Aufregung: wäre er ja gefallen, ein Opfer seiner Pflicht, gefallen im Dienste der Kirche und des heiligen apostolischen Stuhles. Zum Glück war der Besuch weniger fürchterlich, als man erwartete. Der Corsar ließ sich die an Bord befindlichen Papiere zeigen, durchsuchte die Ladung, leerte eine ihm vorgesetzte ausgezeichnete Flasche Malaga und ging wieder seine Wege.

Aber als, Dank der Armseligkeit ihrer Ladung, die Eloysa ihrer gefährlichen Gäste ledig, bei den ersten Strahlen des anbrechenden Tages sich allein fand, sanft geschaukelt auf einem milchweißen Meere, welch' ein Anblick bot sich da Mastai dar? Ein armer, kleiner Küchenjunge lag wegen eines Vergehens an eine Kanone festgebunden und sah mit Todesangst der Geißelung entgegen, mit der man in grausamem Scherz ihm gedroht hatte. Der ehemalige Waisenvater dachte an seine Kinder zu Rom und eine große Thräne rollte über seine Wangen. Auf sein und seiner Reisegefährten Bitten wurde übrigens der Angst des armen Schelms bald ein Ende gemacht.

Die Inseln des grünen Vorgebirges waren bald erreicht, und die Fülle und Pracht der tropischen Pflanzenwelt, die von Lianen umstrickten Palmen, die anmuthigen Drachenbäume, welche ihre Kronen im ruhigen blauen Meere spiegelten, wurden allgemein und mit Begeisterung bewundert.

Am 27. November, nachdem die Linie passirt war, erlebte die Mission ein Schauspiel, das, Dank dem fortschreitenden Einflusse des Christenthums, doch jetzt mehr und mehr zu den Seltenheiten zählt. Während einer vollkommenen Windstille nämlich mußte die Eloysa eine Zeitlang in der Nähe eines Sclavenschiffes, welches nach Brasilien bestimmt war und in Rio de Janeiro seine Menschenladung verkaufen wollte, stille halten und zwar so nahe, daß die Officiere und einige Passagiere der Eloysa sich ohne Mühe dahin an Bord begeben konnten. Bei'm Anblick dieser unglücklichen Geschöpfe, welche vollkommen nackt und gleich wilden Thieren zu Zwei und Zwei aneinander gekettet und wie Häringe zusammen geworfen, am Tage der glühenden Sonnenhitze und des Nachts der empfindlichsten Kälte preisgegeben, auf dem Verdeck sich zeigten, war es dem mitleidsvollen Mastai, als müßte das Herz im Leibe ihm brechen. Ja, eines Tages waren beide Fahrzeuge so dicht zusammengekommen, daß Mastai schaudernd das Jammergeheul der Unglücklichen, vermischt mit dem Geklirre ihrer Ketten, vernahm. Fast außer

sich vor Entsetzen, wandte er sich nach der anderen Seite hin — da zeigte sich seinen Blicken in der Ferne der Umriß eines felsigen Eilandes — es war Sanct Helena, die Insel, auf welcher ein paar Jahre vorher (am 5. Mai 1821) Napoleon I. in unermeßlicher Oede und Verlassenheit seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Welch' fruchtbaren Betrachtungen mag in diesem Augenblicke der sinnige Geist Mastai's sich hingegeben haben? Dort der Felsenkerker und das ruhmlose Grab eines Despoten, der „mit Eisen und Blut" gespielt, der wie eine Gottesgeißel die Welt geknutet, die Kirche geknebelt, das heilige Haupt Pius' VII., des unvergeßlichen Gönners und Beschützers Mastai's, mit Schmach überhäuft hatte — nun stehen beide vor ihrem Richter! — Hier ein jammerndes, angekettetes Sclavenvolk, das ihm, gleichsam als ahne es in ihm den künftigen Erlöser der Gefangenen, den Engel der leidenden Menschheit, Hülfe rufend die klirrenden Arme entgegenstreckt. O, daß er es in seiner Gewalt hätte, ihre Ketten zu brechen! O, daß es irgend einem Menschen vergönnt sein möchte, die Gewalt mit der Liebe, die Religion mit der Freiheit zu paaren! . . . . Ob ihm hier wohl eine Geisterstimme zugeflüstert haben mag: Dir wird es einmal vergönnt werden, so weit es immer Menschen vergönnt werden kann? . . . .

Einundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise: Mangel an Lebensmitteln auf der „Eloysa". — Die Unglück weissagenden Vögel. — Ein furchtbarer Sturm. — Mastai abermals von seinem Sitz geschleudert. — Des Hochbootsmannes Gefahr und edelmüthige Rettung, wozu auch Mastai durch seine Geistesgegenwart beitrug. — Ein Sturm ohne Gleichen. — Eine Weihnachtsfeier auf hoher See. — Eine Meerfalkenjagd. — Land! Land! — Montevideo. — Gefahren auf dem La-Platastrom. — Buenos-Ayres. — Freudiger und festlicher Empfang daselbst. — Illumination. — Eigenthümliche Art der Ausschiffung. — Kälte und Eifersucht des Gouvernements gegen die Mission.

Durch die oft unterbrochene Fahrt war auf der Eloysa inzwischen furchtbarer Mangel an Lebensmitteln eingetreten und auch das Wasser war verdorben. Die Rationen wurden daher beträchtlich vermindert, und selten aß man etwas Anderes als Kartoffeln und abgezehrtes Geflügel.

Am 16. Dez. war man schon in der Nähe der amerikanischen Küste.

Bis jetzt hatte Mastai von dem Schiffsleben nur die unerheblichsten Gefahren: die schlaflosen Nächte, die ruhelosen Tage kennen gelernt; die Bekanntschaft mit den drohendern Gefahren war ihm noch vorbehalten. Die Leiden der Armen in den Städten, jener verlassenen Geschöpfe des Festlandes, kannte Mastai längst; auch in die Wechselfälle und Gefahren des Matrosen, dieses Sohnes der Armuth auf dem Meere, wollte die Vorsehung ihn einen Blick thun lassen.

Nach einem erstickend heißen Tage, gegen Abend, kam plötzlich eine Vogelart, von den Portugiesen „las almas perdidas" — verlorene Seelen — genannt, auf die Raae gestürzt; bei diesem verhängnißvollen Vorzeichen schüttelten die Seeleute düster die Köpfe, der Capitän ließ die Topsegel aufziehen und die Schoversegel in Bereitschaft halten. Endlich begann der Wind vom Cap Horn her zu blasen. Alle von der Eloysa seither erlebten Unwetter waren im Vergleiche zu dem Orcan, der jetzt ihre Mastbäume sich beugen und ihr Seilwerk pfeifen machte, nur linde Abendwinde gewesen. Noth lehrt beten, das zeigte sich auch hier. In

der Cajüte vereinigten sich sämmtliche Passagiere zu gemeinsamem Gebet und jeder empfahl seine Seele Gott, denn er glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen. Mastai schien das erste Opfer werden zu sollen; bei dem ersten heftigen Stoße wurde er, heftiger noch wie ein früheres Mal, von seinem Sessel heruntergerissen und mit dem Kopfe gegen den Pater Arce hingeschleudert; daß er sich nicht den Schädel eingeschlagen oder zum Allerwenigsten dem guten Dominicaner nicht die Brust eingedrückt habe, schrieben seine Gefährten fast einem Wunder zu. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

Es war gegen Ende des 22. December. Der Orcan trieb nach der Küste zu, kein Segel vermochte ihm zu widerstehen, kaum hatte man eins entfaltet, als es mit entsetzlichem Getöse hinweggeschleudert wurde. Die Steurer waren des Ruderstockes nicht mehr Meister; die Brigg trieb, ein Spielball von Wind und Wogen, daher.

In dieser verzweifelten Lage befiehlt der Capitän, der sich von der Entfernung, worin sich die Brigg vom Lande befände, vergewissern wollte, dem Hochbootsmann, das Senkblei auszuwerfen; der Unglückliche vergißt, sich mit einem Taue anzubinden, eine ungeheure Woge plumpt auf das Verdeck nieder und spühlt ihn mit sich in den Schaumgischt.

Mastai war noch völlig von seinem Sturze betäubt, die andern Passagiere saßen eben bei der Tafel, als der Schreckensschrei: ein Mensch im Meere! durch das Sturmgeheul hindurch von einem Ende des Schiffes bis zum andern sich Bahn brach. Im Nu waren sämmtliche Passagiere auf dem Deck. In dieser Stunde des Schreckens und der Angst hatten Alle Seemannsmuth; Angesichts jenes Unglücklichen, den die Furche des Schiffes bald auf der Wogen Gipfel schwebend, bald in den Abgrund, der ihn zu verschlingen drohete, hinabgestürzt zurückließ, beseelte Alle nur Ein Gefühl, nur Ein Gedanke.

Während die Matrosen sich bemüheten, einen Nachen in's Meer hinabzulassen, warfen Mastai, der Bischof Muzi, der Priester Sallusti Hühnerkäfige, Bänke, Tische, Bretter, kurz Alles, was man in der Eile vom Fahrzeuge losmachen konnte, in die Wogen. Wurde das Schiff in die Höhe geschnellt, so erblickte man den Ringenden und hörte seinen Hülfeschrei; schoß es nieder und erhoben sich wie Bergwände die schäumenden Wasser vor ihm und hinter ihm, dann stand das Herz still bei dem Gedanken, ob man bei'm nächsten Emporgeschnelltwerden den Umkommenden wiedersehen werde oder nicht. Endlich war das Boot in's Meer gelassen; drei wackere genuesische Matrosen wagten es, hineinzuspringen. Inzwischen hatte der Bootsmann einen der ihm zugeworfenen Gegenstände, eine Bank, umklammert: dieß gestattete ihm, seine Kräfte zu schonen, und das war freilich auch nothwendig; denn seit seinem Sturze bis zu dem Augenblick, wo es den drei Genuesen gelang, ihn zu erfassen und in's Boot zu ziehen, verfloß fast eine Stunde. Doch auch da war die Gefahr noch nicht überstanden: es kam darauf an, das Zerschellen des von den Wogen gegen das Schiff getriebenen Bootes an den Seitenwänden des Schiffes zu vermeiden — erst nach hundert fruchtlosen Anstrengungen gelang es, dem Boote das Tau zuzuwerfen, das es in Sicherheit brachte. Einen Augenblick nachher — o der Freude! —

sanken die Matrosen und der Hochbootsmann, die hochherzigen Retter und der dem Rachen des Todes Entrissene unter dem Freudengeschrei, den Thränen und glühenden Danksagungen, welche Mastai und seine Genossen zu Gott empor sandten, einander und ihren Gefährten in die Arme.

Nach diesem Unglücksfall, der Jeden in die größte Aufregung versetzt hatte, verging der 23. December wie der vorhergehende Tag; nur gegen Abend verdoppelte sich der Sturm und man setzte das große Segel am Hauptmast bei, sah sich jedoch bald genöthigt, alle übrigen einzureffen, denn ein Regen und Sturm wütheten so furchtbar, daß auch der Capitän, ein alter, ergrauter Seemann, und einer der Passagiere, Namens Pietro Plana, welcher die Reise von America nach Europa schon viermal gemacht hatte, sich nicht eines ähnlichen Unwetters erinnern konnten. Hernach jedoch begann die Wuth des Meeres zu vertosen, auf dem weiten Ocean überstürzten sich noch jene langen, hohlen Wellen, welche in der Regel das wieder beruhigte Element andeuten. Weihnachten erschien und mit dem Heil verkündenden Feste schöpfte Jeder neue Hoffnung. Um Mitternacht celebrirte Monsignor Muzi die Messe mit aller Feierlichkeit, welche die weltliche Umgebung gestattete; doch war die See noch zu bewegt, als daß die Assistenten sich hätten aufrecht erhalten können. Am heiligen Tage hielt Giovanni Mastai Gottesdienst und nach ihm lasen der Pater Raymond de Arce und der Abbate Sallusti die Messe vor einem ehrfurchtsvollen und andächtigen Auditorium. Während des 26. spürte man eine frische Brise, so daß man mit Sicherheit auf die Nähe der Küste rechnen konnte. Am Morgen warf man das Senkblei, aber ohne Erfolg. Man belustigte sich damit, auf Meerfalken zu schießen, eine Art Raubvögel, die in Vielem dem europäischen Sperber gleichsehen, nur weit schöner und größer sind. Man war so glücklich, eines derselben, nach der in Chili üblichen Art, mittels des Lasso (einer Art Schlinge) lebendig habhaft zu werden.

Einige Stunden später warf man abermals das Senkblei und stieß in einer Tiefe von 47 Faden auf Sand; um Mitternacht hatte man nur noch 37 und am Nachmittage des nächsten Tages, am 27. December, verkündete ein im Mastkorbe befindlicher Matrose: Land.

Tausend Vivats, tausendfache Freudenschreie erschallten, die genueser Matrosen zogen ihre Theerhüte, man begrüßte nach 3 Monaten das sehnlichst erwünschte Land mit Jubel. Die erste, nahe der Küste gelegene Insel, deren man ansichtig wurde, war die „Isla des Lobos", dann zeigte sich das Cap der h. Jungfrau. Die oben genannte Insel ist einsam und verlassen, nur einige Fischer, die vom Robbenfang leben, wurden bemerkt; das Cap der h. Maria war mit kleinen Hütten besetzt, in denen ebenfalls arme Bewohner zu hausen schienen. Von diesem Cap bis zu dem des h. Antonius sind nur 40 Meilen Entfernung. Als die „Eloysa" bei der „Banco de los Ingleses" angekommen, hatte sie nochmals mit einem Sturme zu kämpfen, der sie bis hinter die Insel Flores (Blumeninsel), deren reizender Name übrigens reiner Spott ist, da sie nur aus kahlen, von Vegetation entblößten Klippen besteht, zurückwarf. Die Brigg hatte hier ungefähr 7 Faden tiefes Fahrwasser und die Felsen schützten sie vortrefflich gegen die Gewalt des Sturmes. Man

hatte den kleinen Anker ausgeworfen; eine heftige Böe zerriß jedoch das Tau, so daß der Capitän es für sicherer hielt, die hohe See wieder zu suchen, woselbst man sich willenlos dem Sturme überließ.

Nach so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten erreichte die Mission endlich die Mündung des majestätischen Rio de la Plata und ruhte vor dem Hafen von Montevideo am 1. Januar 1824 von ihren Mühseligkeiten aus. Der Anblick dieser reizenden Stadt versetzte alle an Bord Befindlichen in das größte Erstaunen, obgleich man doch von Genua, der schönsten aller Städte, abgesegelt war. Die „Eloysa" hielt sich vor der Stadt nur auf, um den eingebüßten Anker zu ersetzen und sich mit geschickten Steuermännern zu versehen. Nichtsdestoweniger unterwarf man sie einer Visitation, nach deren Beendigung die Brigg vor der Kühle gegen Rio de Janeiro segelte. Das Stromgebiet des La Plata war damals noch nicht regulirt und die Fahrt gefährlich, da man aus Furcht vor Sandbänken fortwährend das Senkblei auswerfen mußte. Gegen Mittag erblickte man das Wrack einer Fregatte, nur mit den Masten aus dem Wasser ragend, ein Zeichen also, daß Vorsichtsmaßregeln nicht unnöthig gewesen. Auch war die „Eloysa" im Stande, 2 englische Fahrzeuge, die gerade auf das Wrack zusegelten, zu warnen, und sie dadurch vor dem gleichen Schicksal zu bewahren.

Soweit hatte die „Eloysa" ihre eigene Fahrt ziemlich glücklich zurückgelegt und man war bis Ensenada de Barragan gekommen. Wie wenn ihr jedoch kein Leiden erspart werden sollte, erhob sich plötzlich abermals ein Sturm; die Segel wurden eingezogen und die Anker geworfen. Blitz auf Blitz und Donner auf Donner leuchteten und krachten; es war ein majestätisches Schauspiel, denn die feurigen am Himmel hinzuckenden Schlangen spiegelten sich im breiten Strome, nur befürchtete man, der Blitz würde einen der Masten zerschellen.

Ensenada de Barragan ist eine Art Strandhafen, vom Rio de la Plata und einem kleinen in ihn mündenden Flüßchen gebildet: früher war daselbst eine Colonie entstanden, doch wieder bis auf einige Häuser zusammengeschmolzen, da die Ueberschwemmungen jährlich zu viel Schaden anrichteten. Während der schwierigen Flußschifffahrt wurde Monsignor Muzi, dessen Gesundheit sehr angegriffen war, immer kranker und das fortwährend schlechte Wetter, oft von Hagelschauern begleitet, trug eben Nichts zur Genesung bei.

Am 5. Januar erblickte man endlich in der Ferne Buenos-Ayres, welches den Reisenden als Willkommensgruß eine dichte Wolke Mosquitos sandte, eine neue Plage, ähnlich einer derselben, mit welcher der Herr einst die Aegyptier schlug. Buenos-Ayres, die Hauptstadt und Bundesstadt der ganzen La-Plata-Union, Sitz des General-Congresses, des Präsidenten und eines Bischofs, mit etwa 90,000 Einwohnern, auf einer Erhöhung am rechten Ufer des La-Plata gelegen, offen und sehr regelmäßig gebaut, bot mit seinen Häusern von einem Stockwerk und mit flachen Dächern (wegen der häufigen Erdbeben) den seemüden, frommen Pilgern einen höchst anmuthigen Anblick dar. Kaum war der Anker in dem Hafen von Buenos-Ayres geworfen, als für den andern Morgen die Sicherheitspolizei angemeldet und jeder Verkehr mit der

Stadt vorläufig untersagt wurde. Sieben Kanonenschüsse salutirten hierauf das glücklich erreichte Land und die Mannschaft rief jubelnd: „Evviva el vicario apostolico! evviva l'America!" („Hoch der apostolische Vicar! Hoch America!")

Die Regierung sandte unsern Reisenden eine schöne Schaluppe mit 4 Beamten entgegen, sie zu bewillkommnen und an's Land zu führen. Am Ufer waren der ganze Klerus, alle Behörden und eine unermeßliche Volksmenge versammelt, um den apostolischen Vicar feierlich zu empfangen. Dieser aber, der Kränklichkeitshalber dem Gepränge zu entgehen suchte, verließ das Schiff erst spät am Abend; das jedoch hatte die Sache nur schlimmer gemacht, denn jetzt fanden sie alle die niederen, einstöckigen Häuser der Stadt erleuchtet, und alle Welt war auf dem Wege des Monsignore und wollte ihm die Hand küssen. Durch die breiten, rechtwinkeligen Straßen schritten Knaben zu 2 und 2 ihm voraus, die Lichter in den Händen trugen, und die Erwachsenen riefen: Gesegnet, der kommt im Namen des Herrn! Im Gasthofe „Zu den drei Königen" fanden sie ein glänzendes Mahl hergerichtet, und ein fröhliches Banquet mit Lebehochs für den Erzbischof, Chili, die glücklichen Länder America's, entschädigte die müden Wallfahrer für die überstandenen Leiden und Gefahren. Die Bevölkerung zeigte einen wahren Enthusiasmus für die Abgesandten des Papstes, so daß die Regierung es nöthig fand, ihnen gegen den Andrang der Menge Wachen vor die Thüre ihrer Wohnung zu geben.

Ungeachtet dieses glänzenden Empfanges von Seiten der Bevölkerung, ja vielleicht gerade wegen desselben, entstand zwischen der Mission und dem Gouvernement, welches die Forderung nicht vergessen hatte, die erstere solle nur nach gegebener Erlaubniß die Stadt besuchen, eine gewisse Kälte, die sich sogar so weit steigerte, daß der Abbate Zavaletta, der Vorsteher der Diöcese, der dem Monsignor Muzi die Erlaubniß zur Firmung gegeben, diese wieder zurückzog, trotz des vom Volke darüber geäußerten Unwillens, und als der Erzbischof den Versuch machte, zu reclamiren, schützte der Gouverneur der Provinz, um ihn nicht empfangen zu dürfen, ein Unwohlsein vor. Die Nachrichten von Chili lauteten zu gleicher Zeit auch nicht günstig. Zu Sant Jago nämlich war in einer sehr stürmischen Sitzung der Repräsentativkammer der Beschluß gefaßt worden, die Mission zwar mit aller Ehrerbietung zu empfangen, ihr aber sogleich anzuzeigen, daß ihr Aufenthalt nur ein zeitweiliger sein könne.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise. — Abfahrt von Buenos-Ayres. — Die Pampas und ihre Misère. — Eine Meßfeier und Firmungspende mitten in denselben. — Ein unerquickliches Abendmahl und gefährliches Nachtquartier. — Derselbe barmherzige Samaritan in einer südamerikanischen Landherberge und in den Prachtgemächern des Vaticans. — Ein Zug echter Toleranz zur Beschämung Derer, die immer von Toleranz reden, aber die Ausübung derselben Anderen überlassen. — Die verhängnißvolle Poststation und ein rettender, sogenannter Zufall. — Ein Feind kriechender Art, der es auf Mastai abgesehen. — Eine kleine apostolische Differenz. — Festlicher Einzug in Mendoza. — Ankunft in Sant Jago.

Von Buenos-Ayres bis nach Sant Jago ging es zu Lande, quer durch die Wüsten der Pampas, jene ungeheuren Grasebenen mit zahllosen Heerden wilden Rindviehs, wilden Hunden u. s. w., die von

berittenen, den Europäern feindseligen Indianern und den rauhen, herumschweifenden Gauchos, halb Spaniern, halb Indianern, bewohnt sind.

Der arme Mastai und seine nicht minder bedauernswürdigen Gefährten! Den ganzen lieben Tag unter einer glühenden Sonne, inmitten wasserloser, ausgedörrter Ebenen, entweder zu Fuß wandern, oder sich in alten, elenden Rappelwagen umherschleppen lassen, stets in Gefahr, bei Tage von den wilden Indianern ermordet, oder über Nacht von den wilden Bestien zerrissen zu werden; manchmal kein Tröpfchen Wasser gegen den Durst, keinen Bissen Speise zur Stillung seines Hungers finden; in übelriechenden, von giftigen Insecten wimmelnden Hütten, oder unter freiem Himmel schlafen, einem Himmel, der unaufhörlich starken und der Gesundheit schädlichen Nachtthau herniederträufelt, das ist das Leben in den Pampas; das war das Leben, welches Mastai drei Monate lang führen mußte. Aber mit welcher Sanftmuth und Geduld, ja mit welchem Frohsinn er alle Entbehrungen dieses monatelangen Marsches durch die Graswüsten aushielt, allen Gefahren desselben Trotz bot! Ja, er war es, der den Muth der Gefährten aufrecht hielt und durch seine Vorsicht und Thätigkeit am Meisten dazu beitrug, die Mittel der Sicherheit zu vermehren und die Strapazen der langen Reise zu versüßen.

Den 16. Januar 1824, Morgens um 9 Uhr, verließ man Buenos-Ayres. Die Mitglieder der Mission saßen in zwei Carossen von sehr urzuständlichem Aussehen, von vier Pferden gezogen. Ein mächtiger, offener Wagen, dort zu Lande unter dem Namen „Carretera" bekannt, in welchem der Proviant sich befand, folgte. Auf jedem Pferde saß ein Reiter und eine Ordonnanz ritt stets voraus, um für Relais Sorge zu tragen. Am ersten Tage machte man in einer Tour 15 Meilen und hielt sich nur zu Moron auf, doch war der Weg ausgezeichnet. Neu war den Reisenden der Anblick der Fenchelfelder und endlosen Waldungen von Pfirsichbäumen. Zu Santos Lugares, einem elenden Rancho (Dorfe), hatte der Pfarrer des Ortes ein mit Damast ausgeschlagenes Zelt errichten lassen und einen Altar mit 6 massiven Silbercandelabern hineingestellt, so daß hier also inmitten der Pampas von dem apostolischen Vicar die erste Messe gelesen wurde.

Die ersten Tage, so lange man sich noch in der Nähe bewohnter Orte befand und der von Buenos-Ayres mitgenommene Proviant vorhielt, ging es unseren Wanderern leidlich, aber je weiter man in das Innere des Landes vordrang, desto unerträglicher wurden die Entbehrungen.

An den frischen Ufern des Parana machte man eine kurze Rast und nachdem am 19. Januar Sanct Nicolas verlassen worden war, überschritt man die Grenze des Staates Buenos-Ayres (jetzt auch Argentina genannt) und gelangte in das Ländergebiet von Santa Fé. Die erste blühende Stadt war Rosario, woselbst Tausende von Gläubigen gefirmt wurden. Mit dem Morgen des 23. verließ man die Ufer des Parana, an denen die Karawane langsam hingezogen war. Candelaria und Orqueta wurden passirt und in dem letzteren Orte kam den Pilgern der erste Pampasindianer zu Gesicht. Zu Las Hermanas waren Mastai und seine Gefährten, nach einem Abendessen, welches sie wegen der widrig und ekel bereiteten Speisen unberührt lassen mußten, gezwungen,

in einer Bauernhütte zu übernachten, deren Wände, aus halb verwes'ten Thierknochen aufgeführt, einen abscheulichen Leichengeruch verbreiteten.

Ueber ihren Köpfen schwankten auf Brettern stinkende Käse, Kürbisse, verdorbene Fleischreste. Zum Glück hatten Mauern und Dach eine Unzahl Löcher, welche einen erfrischenden Luftzug durchließen und so unsere Reisenden vor dem Schreckensgeschick eines unvermeidlichen Erstickens bewahrten.

Ein anderes Mal mußten sie in einem ähnlichen Wirthshause an der Straße, fern von allen menschlichen Wohnungen, Halt machen. An diesem trostlosen Aufenthaltsort lag ein englischer Offizier, der, viele tausend Meilen von der Heimath und seinen Verwandten, sich auf seinem Krankenlager vor Schmerzen krümmte und wand. Die italienischen Geistlichen erfuhren den traurigen Zufall des unglücklichen Mannes, der ihnen gänzlich fremd und noch dazu ein Andersgläubiger war. Einer von ihnen, ein barmherziger Samaritan, blieb mitleidsvoll hinter seinen Reisegefährten zurück, um am Bette des Kranken zu wachen und ihn mit aller Zärtlichkeit einer Mutter oder Schwester zu verpflegen. Er wich nicht von seiner Seite, bis er die Freude hatte, ihn vollständig wieder hergestellt zu sehen. Der italienische Priester, welcher so seine Reise unterbrach, um einen kranken Fremdling zu bedienen, war Mastai-Ferretti, jetzt Papst Pius IX. Der Name des britischen Offiziers war Miller.

Dieß ist nicht der einzige Zug, der als Beweis dienen kann, wie Pius IX. Zeit seines Lebens das Gebot der Nächstenliebe auch in Bezug auf Andersgläubige, Christen oder Nichtchristen, verstand, und wie derselbe, der unbeugsam wie ein Fels sich zeigt, wo es gilt, die katholische Wahrheit, deren Hort und Schirm er ist, gegen ihre Widersacher zu vertheidigen, voll der Güte und Herablassung gegen Diejenigen ist, die das Unglück hatten, außer dem Schooße der katholischen Kirche oder des Christenthums geboren zu werden. Noch in der jüngsten Zeit (im Frühjahre 1868) trug sich ein Zug dieser Art zu, in welchem das unendlich liebreiche, edle Herz des heil. Vaters sich einmal wieder recht abspiegelt, und den wir, damit wir ihn später nicht vergessen, lieber gleich hier einreihen wollen:

Eines Tages, als der h. Vater einsam einen der Säle des Vaticans, die als Heiligthümer der Kunst auch dem Publicum offen stehen, durchschritt, bemerkte er einen jungen Mann, der vor einem berühmten Wandgemälde des unsterblichen Meisters Raphael in Betrachtung versunken, ja vor Entzücken außer sich, stumm und wie festgebannt da stand. Der Papst betrachtete den Jüngling mit stillem Behagen, hütete sich wohl, ihn zu stören; aber als dieser endlich den Kopf umwandte, nahm er einen Greis in weißem Talar wahr, der ihn mit einem geistvollen, milden Lächeln ansah.

Pius IX. hatte ein Künstlergenie in ihm errathen. „Sie sind wohl Maler, mein Sohn?" — Ja, heiliger Vater. — „Sie sind nach Rom gekommen, um hier ihre Studien zu machen?" — Ja wohl, heiliger Vater. — „Sie sind ohne Zweifel ein Zögling der Maler-Akademie?" — Ach! nein. — „So haben Sie wohl sonst einen Lehrer?" — Nein, heiliger Vater, dazu bin ich viel zu arm; ich studire auf eigene Hand und Raphael ist mein Vorbild. — „Schon gut, mein Sohn, aber

gehen Sie auf die Akademie, wollen Sie? Ich werde für das Nöthige sorgen." — Oh, heiliger Vater ..... „Nun, nur keinen Dank." — Ihre Heiligkeit weiß nicht ... daß ... „Reden Sie", sagte Pius IX. mit Güte. — Ich bin Protestant. — „Oh, oh", sagte der Papst mit einer Handbewegung, lachend, „nichts Anders? das geht die Akademie nichts an."

Von dem Tage an studirt George Johnston zu Rom auf der Maler-Akademie und der heilige Vater bezahlt für ihn Kost- und Lehrgeld aus seiner Tasche.

Möglicherweise könnte hier Jemand einwenden: der Papst habe bei dieser Güte gegen einen Nichtkatholiken vielleicht im Stillen die Absicht gehabt, ihn dadurch für den katholischen Glauben zu gewinnen. Daß der Vater der Christenheit den Wunsch hege, alle Menschen als Kinder Eines, und zwar des christkatholischen Glaubens zu sehen und darum zu Gott flehe, ist wohl selbstverständlich. Wie aber niedrige Proselytenmacherei oder Seelenkäuferei, wie sie auf gegnerischer Seite leider nur zu üblich ist, dem edelen Charakter des heil. Vaters fern liege, wie wahrhaft tolerant, wie echt christlich duldsam derselbe der Religionsübung Andersgläubiger gegenüber sei und wie er das Gleiche von allen Katholiken verlangt, ohne daß sie darum der Ueberzeugung von der allein seligmachenden Wahrheit der katholischen Religion und der Treue gegen sie im Geringsten vergeben dürfen, das möge folgende Thatsache darthun:

Ein Ehepaar, der Mann katholisch, die Frau protestantisch, wendeten sich an den Papst — in Rom wendet sich Jeder mit seinem Begehren an Pius IX. — und klagten ihm bei der Audienz, daß die Mitbewohner ihres Hauses, die Eltern des Mannes, ihren Frieden stören, weil sie beständig die Frau mit Bekehrungsversuchen ängstigen und quälen. Sie wüßten, sagten sie, in ihrer Noth kein anderes Mittel, als Seine Heiligkeit um Schutz anzuflehen. Der wird ihnen denn auch auf das Freundlichste gewährt, und der Papst sagt zu der jungen Frau in seiner herzgewinnenden, milden Weise: „Gehen Sie nach Hause, meine Tochter, und üben Sie ruhig Ihre Religion, Niemand soll Sie fortan darin stören, ich werde dafür sorgen." — Das ganze Wesen des Papstes ergreift die Frau so sehr, daß sie ihm zu Füßen fällt und ihn anfleht, sie wirklich als Tochter anzunehmen und ihr Gelübde als katholische Christin zu empfangen, um einer Heerde anzugehören, die einen solchen Hirten habe; aber Pius entgegnet sanft: „Zuerst gehen Sie nach Hause; so wichtige Entschlüsse darf nicht ein Augenblick entscheiden, dazu gehört Ueberlegung, nicht plötzliche Rührung." — Sie betete dann zu Gott um Erleuchtung und siehe da! was sie früher nicht thun zu dürfen glaubte, ward jetzt ihr sehnlichstes Verlangen und ihre unaufhörliche Bitte, bis sie Gott erhörte und auch sie in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. So wurde also durch die Milde und Toleranz Pius' IX. ein Schäflein zur Heerde Christi zurückgeführt. — O, daß besonders Diejenigen unter den Nichtkatholiken sich daran spiegeln möchten, die den Mund stets voll von Toleranz haben, sie auf ungebührliche Weise von Andern fordern, während sie selber die schreiendste

Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit, die gehässigste Bekehrungssucht und Proselytenmacherei gegen Katholiken üben!

Züge wie die obigen lassen sich zu Tausenden von dem heil. Vater erzählen. Das hindert aber Tausende von Andersgläubigen und Freidenkern nicht, nach wie vor die katholische Kirche von ihrem Haupt herab bis zu den untersten Gliedern als unduldsam und verfolgungssüchtig zu verlästern, und eben vor Kurzem, unter Hinweisung auf das stattgehabte allgemeine Concil, laut den Schrei der Entrüstung zu erheben: „wie doch der mildeste und gnädigste der Päpste sich auf ein Neues anschickt, die Scheiterhaufen der Inquisition wieder anzuzünden, um die Ketzer allesammt zu verbrennen!"

Doch eilen wir nach dieser kurzen, aber sachgemäßen Abschweifung von Rom wieder nach Chili, von Papst Pius IX. wieder zu dem Auditor Mastai zurück!

Einige Stunden weiter gelangten die Missionäre nach einer Poststation, deren verhängnißvoller Name Desmochados (verstümmelt) an eine Greuelthat erinnerte, welche vor mehreren Jahren eine Horde wilder Indianer an dem Herrn des einsamen Staatsgebäudes sammt seiner Dienerschaft verübt hatte. Auch unserer Carawane war ein Raubanfall von Seiten dieser wilden Gesellen, die durch Spione von ihrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet waren, zugedacht. Zum Glück wurde derselbe durch die um einige Stunden verspätete Ankunft Mastai's und seiner Gefährten vereitelt: der verlängerte Aufenthalt in Buenos-Ayres rettete die Reisenden. Zwei Wochen später überfielen sie dagegen 22 des Weges ziehende Kaufleute, tödteten dieselben und trieben die Beute in das Innere der Pampas. Einige Tagereisen weiter zu Chorillo wurden die Reisenden von Feinden einer anderen Gattung angefallen. Da sie die Nacht auf bloßer Erde hatten liegen müssen, sahen sie sich am Morgen, beim Erwachen, von einer unzählbaren Menge Kröten umgeben. Eines dieser widerlichen Thiere hatte sich geradeswegs auf Mastai's Kopf niedergelassen und zerkratzte ihm die Tonsur; der Gute hatte seine Noth, die Bestie davon los zu machen.

Indessen verleugnete sich Mastai's Geduld und Seelenstärke keinen Augenblick. Mußte auf dem brennenden Sande oder in einem weglosen Walde campirt werden, dann rief er sich seine armen Waisenkinder in das Gedächtniß, wie Tata Giovanni sie auf den steinernen Treppenstufen des Pantheon schlafend gefunden. Trug man ein schlechtes, kaum genießbares Mahl auf, „wie viele Armen würden sich glücklich schätzen, könnten sie ein so gutes haben!" Umwölkte sich der Himmel, fiel in dichten Strömen der Regen auf die dadurch schwer gewordenen Mäntel der Wanderer hernieder, „wie viele Matrosen hatten zu derselben Zeit außerdem noch mit der Wuth der Winde und mit den Fluthen zu kämpfen!" Mitten unter den größten Leiden und Entbehrungen, wenn man nahe daran war, vor Hunger und Durst oder Müdigkeit zu erliegen, stimmte die fromme Karawane irgend einen auf die Lage zupassenden Psalm an, oder man sang abwechselnd ein Lied zu Ehren Mariens. Wo es füglich sich thun ließ, betete man gemeinschaftlich die kirchlichen Tagzeiten und verschmähete wohl auch das Gebet der Niederen, den Rosenkranz, nicht. Aber nicht

lediglich aus heiligen Kirchenvätern und geistlichen Liedern, auch aus weltlichen Dichtern, aus Virgil, Tasso, Dante und Anderen wußte der in ihnen wohlbewanderte, classisch gebildete Edelmann zu seiner und seiner Gefährten Erheiterung stets irgend einen, den Umständen angepaßten Vers oder Spruch mit der, seinem reinen Gewissen und seiner innigen Vereinigung mit Gott entquellenden Munterkeit vorzubringen. Der Abbate Sallusti, geistreich und schnurrig, wie er war, antwortete dann mit irgend einem Verse aus Metastasio, seinem Lieblingsdichter, und man vergaß über dieser Kurzweil Müdigkeit, Hunger und Durst.

Im Frayle Muerto wurde Monsignor Muzi von einer Deputation aus Cordova, (der Hauptstadt des gleichnamigen Staates mit einer Universität und 14 schön gebauten und im Innern reich verzierten Kirchen) eingeladen, und da er diesem Rufe folgen wollte, fühlte sich Doctor Cienfuegos so beleidigt, daß er seine Reise allein fortsetzte.

Von Punto de Agua ab wurde der Character des Landes reizenzender und mannigfaltiger, und vielfache Erinnerungen an italienische Landschaften kamen unseren Reisenden vor. Americanische Hirsche, Dammwild und Hasen erschienen in Rudeln auf den blumenreichen Feldern, nahmen aber die Flucht, vertrieben durch das ungewohnte Knarren der Wagenräder. Unter den Bäumen zeichnete sich hauptsächlich die Araucacia durch ihre regelmäßige Schönheit aus. Kraut und Gesträuch bedeckte übrigens die Straße der Art, daß man den Weg nur sehr schwierig unterscheiden konnte; namentlich war dies in der Nähe von Coral de Baranga der Fall, wo sich die Berge von Cordova und die Andesgipfel zuerst zeigten.

Auf dem directen Wege nach Mendoza, der wohlgebauten Hauptstadt des Staates Mendoza, brach einer der Wagen, und unter hundert Mühseligkeiten erreichte man endlich diese Stadt, welche festlich zum Empfange der Mission geschmückt war. Mit Blumen und Früchten gezierte Triumphbogen waren errichtet, die junge Bevölkerung erging sich in jauchzenden Zurufen und Doctor Cienfuegos, der inzwischen auch Mendoza erreicht, bewirthete seine Gefährten auf's Beste. Nach achttägigem Aufenthalt daselbst rüstete man sich zum Ueberschreiten der Andes, deren Passage nie ohne Gefahr bewerkstelligt wird. In wenig Stunden hatte man die reizende Schlucht, in der Mendoza liegt, im Rücken und befand sich in den Cordilleren. Wenn den Pampas trostlose Oede und Eintönigkeit eigenthümlich ist, so ist der Character der Andes grandiose Wildheit.

Nach unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten öffnete sich beim Herabsteigen den Reisenden endlich ein irdisches Paradies und Jeder fühlte sich wie neugeboren.

Drei ganze Monate hatte die Seefahrt gedauert, drei Monate währte auch die an Gefahren und Mühseligkeiten nicht minder reiche Landreise. Der apostolische Vicar betrat mit seinem kleinen geistlichen Gefolge den Boden Chili's in einem Aufzuge, der den republicanischen Gewalthabern Argwohn einzuflößen wahrhaftig nicht geeignet war. Am 17. März sangen die frommen Pilger zu Sant Jago den ambrosianischen Lobgesang, Gott aus Herzenstiefe dankend, daß er sie auf den vielen gefahrvollen Wegen gnädig geleitet und väterlich beschützt!

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Reise Endziel. — Sant Jago. — Eine lange Geduldprobe. — Ein Steuermann rettet den andern. — Mastai übt auch in der neuen Welt die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. — Zwei heilige Seherinnen bezeichnen Mastai als künftigen Papst. — Gänzliche Erfolglosigkeit der Mission. — Rückkehr nach Europa. — Wie die Reise Mastai an Körper und Geist gut gethan.

Sant Jago (St. Jakob) de Chili (zum Unterschied von Sant Jago di Compostella in Spanien), des ganzen Staates Hauptstadt, liegt in einer schönen Ebene, am Fuße der Andes-Gebirgskette, am Flusse Maypocho und einem Canale, der aus dem Maypo hierher geleitet ist. Es hat regelmäßige Straßen, hübsche, obwohl wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige Häuser, eine große öffentliche Schule oder Gymnasium und zählt beiläufig 48,000 Einwohner. Zu den schönsten Gebäuden gehören der Dom — Sant Jago ist der Sitz eines Bischofes, — der Palast des Präsidenten und die Münze. Mit den vielen Klöstern hat die über alle Maßen „liberale" Republik natürlich gar wacker aufgeräumt.

Die Gesandten des heiligen Stuhles wurden hier, wie allerwärts, von der Bevölkerung mit begeisterungsvollen Ehrerweisungen aufgenommen: allein, wie zu Buenos-Ayres, so konnten sie auch hier in Bälde inne werden, daß ihre Gegenwart, so angenehm sie dem Volke war, nicht in gleichem Grade den Machthabern zur Freude gereichte.

Man begann damit, daß man ihnen eine so beschränkte Wohnung anwies, daß der Secretär der Gesandtschaft, der Abbé Sallusti, auf einem nach einem Hofe ausgehenden, allen Winden ausgesetzten Flurgange sein Schreibzimmer einrichten mußte. Sodann kam die chilesische Regierung, obwohl sie von freien Stücken zur Deckung der Kosten der Gesandtschaft sich erboten hatte, ihren Verpflichtungen nachgerade mit so wenig gutem Willen und mit solcher Filzigkeit nach, daß Monsignor Muzi und seine Gefährten nahezu von Almosen zu leben sich genöthigt sahen. Das war ein schlechter Lohn für eine so bewunderungswürdige Hingebung an die religiösen Interessen einer am äußersten Ende der Welt wohnenden Nation, wie Rom sie durch diese Gesandtschaft an den Tag gelegt hatte! Die Verhandlungen, an und für sich sehr häkeliger Natur, stießen bald auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Der noch nagelneue republikanische Geist zeigte sich auf seine vermeintlichen Staatsgerechtsame dermaßen eifersüchtig, daß jede Vereinbarung mit demselben zur Unmöglichkeit wurde. Man denke nur: 3 lange Monate reichten kaum zur Beglaubigung ihrer Vollmachten hin, und als sie den Ordensgeistlichen, welche die Erlaubniß nachsuchten, das Ordenskleid abzulegen und in die Welt zurückzutreten, aus guten Gründen diese Erlaubniß bewilligten, was gerade mit ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, wurde ihnen von den Herren Republikanern, die sich auf das Kirchenrecht besser verstehen wollten, als sie, das Recht dazu bestritten: die Gerichtshöfe verweigerten kurzweg die Einregistrirung ihrer Entscheidungen. Ja, man gab sich eines Tages sogar die Miene, als halte man den apostolischen Vicar für einen Abenteurer und bestand auf eine Untersuchung ihrer Schriftstücke von Seiten des Congresses. Bei allen diesen Kränkungen, Chikanen und Plackereien bewahrte Monsignor Muzi eine bewunderungswürdige Gelassenheit, und der Uditore Mastai stand ihm als umsichtiger,

weiser Rath und als ein lebendiges Vorbild der Ergebung in den göttlichen Willen stets treu zur Seite.

Sieben Monate lang (vom 17. März bis zum 19. October 1824) dauerte die Geduldprobe, auf welche die römische Gesandtschaft in der neuen Welt dem im ersten Jugendungestüm sich brüstenden Republicanismus gegenüber sich gestellt sah. Daß dieselbe während dieser Zeit, obwohl meistens in Sant Jago, doch nicht stets an einem und demselben Orte verweilte, sondern überall hin, wo das Interesse der Religion ihr persönliches Erscheinen zweckdienlich machte, selbst nach dem in beträchtlicher Ferne nordwärts gelegenen Lima, der Hauptstadt Perus, bald zu Wasser, bald zu Lande den anstrengendsten, gefahrvollsten Reisen sich unterzog, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Auf einem solchen Ausfluge, den der Abbate Mastai auf einem chilesischen Schiffe von Valparaiso, der Hafenstadt von St. Jago, eines Tages nach Lima unternahm, war es, wo ein heftiger Sturm ihn überraschte, so daß das Fahrzeug Gefahr lief, an den Felsen zu zerschellen. Da näherte sich trotz des Sturmes und der hochgehenden Wogen eine Barke, welche mit einigen Negern unter der Leitung eines armen Fischers, Namens Bako, bemannt war. Letzterer begab sich an Bord des chilesischen Schiffes und brachte dieses vermöge seiner genauen Kenntniß der Küste in den festen und sicheren Hafen der kleinen Stadt Arica, (woselbst man alles Silber aus den Silberbergwerken von Potosi einschifft, um dasselbe nach Lima zu bringen). Der brave Lootse hatte wohl keine Ahnung davon, daß er in seiner kleinen, auf den Wellen schaukelnden Barke Den an's Land rettete, der einst mit fester Hand das von noch furchtbareren Wogen umtobte Schifflein Petri durch das Meer der Zeit zu führen und so glorreich zu führen bestimmt war!

Am folgenden Tage suchte der Abbate seinen Retter in dessen Hütte auf und ließ ihm, als Beweis seiner Erkenntlichkeit, eine Börse mit 400 Piastern (etwa 2000 Franken) zurück. Edle Herzen aber vergessen nie einen geleisteten Dienst. Nachdem der damalige Auditor Mastai-Ferretti Papst geworden, gedachte Pius IX. des armen Fischers Bako und sendete ihm sein Portrait mit einer gleichen Summe Geldes. Aber das erste Geschenk war wohl angewendet und Gottes Segen hatte sichtlich darauf geruht: Bako war damit reich geworden. Tief gerührt von der Güte des h. Vaters, ließ er an einem der schönsten Punkte in der Nähe seiner Wohnung eine Capelle errichten und stellte dort das Bild des heiligen und hochverehrten Oberhauptes der katholischen Kirche zum ewigen Andenken auf.

Wie hier, so zeigte sich Mastai bei jeder vorkommenden Gelegenheit edel und großmüthig, insbesondere gegen Arme und Nothleidende, und solcher gab es, theils in Folge der gerade in jenen Jahren häufigen und furchtbaren Erdbeben, wodurch Viele obdachlos geworden, theils in Folge der anhaltenden, tief nachwirkenden bürgerlichen Zwistigkeiten, wodurch Handel und Gewerbe in's Stocken gerathen waren, eben jetzt in Chili sehr viele. Die Folge der großartigen Mildthätigkeit Mastai's war, daß er, als er später zum Erzbischof ernannt wurde, einige ihm

zugehörige Grundstücke in Rom verkaufen mußte, um nur die bei diesem Anlasse ausgefertigten Bullen bezahlen zu können.

Während er so seines Amtes als Uditore mit allem Eifer wartete, vergaß Mastai aber auch seines noch höheren Berufes als Geistlicher, als Priester und Seelsorger nicht, obwohl zu letzterem nicht durch ein besonderes Amt verpflichtet, sondern rein durch Seeleneifer getrieben. Alle Zeit, die er den unerläßlichen Amts- und Anstandsbesuchen und den unerquicklichen Bureau-Arbeiten abzumüßigen vermochte, alle seine Kräfte und Fähigkeiten verwendete er, Dank seiner ausnehmenden Fertigkeit im Spanischen, die er durch Studium und Umgang sich angeeignet hatte, auf Predigen, Unterrichten und Beichthören, wonach jenes fromme Volk so begierig verlangte, daß es ihn zu Hause, in der Kirche und auf den Straßen belagerte, angezogen durch sein liebreiches, sanftes Betragen und die schöne Art, mit welcher er ihre Sprache redete. So lernte der junge Auditor durch eigene Anschauung und unmittelbare Erfahrung sowohl die politischen Verhältnisse, als die geistlichen und sittlichen Zustände jenes entlegenen Welttheiles kennen, über den dereinst nach einer Reihe von Jahren seine geistliche Herrschergewalt und Gerichtsbarkeit sich erstrecken sollte. Und — wer sollte es glauben, daß es eben jetzt schon und etwas später gotterleuchtete heil. Seelen gab, die mit prophetischem Seherblick dieses zukünftige Ereigniß voraus erschauten und zum Voraus verkündeten? . . .

Eine solche heilige Seherin war die ehrwürdige Anna Maria Taigi aus dem dritten Orden der Trinitarier (d. h. des Ordens von der h. Dreieinigkeit zur Loskaufung armer, um ihres Glaubens willen Gefangener), im höchsten Grade merkwürdig durch die außerordentlichen Gnadengaben, womit Gott sie ausgestattet, und wodurch sie dereinst, wenn sie allgemeiner bekannt geworden, das Staunen der Welt erregen und eine vorzüglich einflußreiche Fürbitterin für gar Viele werden wird. Sie eröffnete dem Priester, aus dessen Munde der Verfasser ihres Lebens (Monseigneur Luquet) es aufgezeichnet hat, was Alles die Ruchlosen dereinst zu Rom anfangen und was der Ruderführer der Barke des h. Petrus alsdann werde zu erdulden haben. Der Papst, dem dieses Loos beschieden, sei jetzt noch ein einfacher Priester, welcher außerhalb des Staates in weit entfernten Gegenden weile. Anna Maria beschrieb den zukünftigen Papst. Er werde, sagte sie, auf eine außerordentliche Weise erwählt werden, er werde Verbesserungen einführen, die, wenn die Menschen sich dafür dankbar erweisen, vom Himmel würden gesegnet werden. Sie sagte: dieses nach dem Herzen Gottes erwählte Kirchenoberhaupt werde ganz besonderer göttlicher Erleuchtungen sich zu erfreuen haben; auf dem ganzen Erdkreis werde sein Name gefeiert und von den Völkern mit Entzücken genannt werden. Sie sagte ferner, der Papst (der jetzt noch als Priester in fernen Landen weile) sei dazu erkoren, den gegen das Schifflein des h. Petrus losgelassenen Sturm auszuhalten: Gottes Arm aber werde ihn unterstützen und gegen die Gottlosen, die gedemüthigt und beschämt werden sollen, ihn schützen. Am Ende werde er die Gabe der Wunder besitzen. (Daß Seine Heiligkeit Pius IX. wirklich Vieles, was ganz und gar

einem Wunder ähnlich sieht, und was man, ohne dem Urtheilsspruch der Kirche vorgreifen zu wollen, wohl schon so nennen mag, gethan hat, werden wir seiner Zeit in mehreren Thatsachen nachweisen). Endlich, fügte sie bei, nach vielen drangsalvollen Wechselfällen werde die Kirche einen so in die Augen fallenden Triumph über ihre Gegner feiern, daß die Welt darob staunen wird.

Eine andere solche gotterleuchtete Seele war eine fromme Dominicanernonne in Italien, zu deren Heiligsprechung bereits das vorgeschriebene strenge Untersuchungsverfahren zu Rom eingeleitet worden. Sie schaute und verkündete lange zum Voraus: „nach dem Tode Gregor's XVI. heiligen Angedenkens werde die Kirche einen Papst bekommen, der ein Pius (d. h. ein Frommer) dem Namen und dem Charakter nach (Pio d'indole e di nome) sein werde.“ Alle Begebenheiten, welche die im Geruche der Heiligkeit verschiedene Dienerin Gottes angekündigt hat, sind, wie nun Jedermann es mit Augen wahrnehmen kann, auf eine bemerkenswerthe Weise in Erfüllung gegangen.[1])

So spann die Vorsehung schon früh in aller Stille, nur von wenigen Menschenaugen, denen sie, wie einst den Sehern im alten Bunde, in stets deutlicheren Gesichten sich offenbarte, belauscht, die Fäden zu dem wundersam großartigen Geschick, das eines jugendlichen Wanderers in einem fernen, fremden Welttheil harrte und dessen er durch eine seltene Demuth, durch aufopfernde Menschenliebe und Geduld von Tag zu Tag sich würdiger machte.

Durch seine Geduld, ja. Aber auch die größte Geduld hat wohl ihre Grenzen: auch die Monsignor Muzi's war am Ende erschöpft, als man die bisherigen Verhandlungen und Abmachungen auf ein Neues der Bestätigung des Congresses unterbreitet wissen wollte. Davon war bei dem falschen, Wahrheit, Recht und Sitte verkennenden und unterdrückenden Liberalismus, dem die Mehrzahl der Abgeordneten zum Congresse huldigte, kein Heil zu hoffen. Mit solchen Männern war kein Abkommen zu treffen, da die Hauptsache, der gute Wille, fehlte. Wo der vorhanden, da ist, wie ein berühmter protestantischer Staatsmann es öffentlich bezeugte und Alle es erfahren haben, mit keiner Macht eher und leichter zum Ziele zu kommen, als mit dem Hofe zu Rom. Wo aber statt redlichen Willens Willkür und Feindseligkeit vorwalten, da kann die Kirche, auch bei der größten Mäßigung ihrer gerechten Ansprüche, auch bei der äußersten Nachgiebigkeit in ihren Zugeständnissen, zu einem ruhigen Fortbestande und einem gedeihlichen Wirken nimmer gelangen.

So beschloß denn Muzi, nach Europa heimzukehren. Weil er aber für jeden möglichen Fall vom Papste bevollmächtigt war, seinen Auditor für sich zu substituiren, und ihn auch zum Bischofe zu weihen, wenn es ihm gut dünkte, so machte er noch vor dem Abbruch aller ferneren Verhandlungen dem Kanonicus Mastai den Antrag, ob er an seiner Stelle zurückbleiben wollte, zu welchem Ende er ihm die Bischofsweihe ertheilen würde. Da er jedoch erwog, daß auch dieser Plan sich nur mit großen Unannehmlichkeiten ausführen ließ und auch Mastai derartige Bedenken

[1]) Notice sur la vie d'Anna-Maria Taigi, par Mgr. Luquet, p. 204 et 205.

dagegen vorbrachte, so trat er, sammt seinen zwei Gefährten, am 19. October 1824, von einer großen Menge von Bürgern beklagt, den Rückweg nach Europa an, indem sie den Weg nach Valparaiso nahmen, von wo sie nach Montevideo zurückgingen. Hier knüpfte Mastai Freundschaft mit der Familie Ximenez. Ein Gegenstand seiner besonderen Zärtlichkeit war der kleine Knabe Salvatore, den er öfters auf seinen Armen schaukelte. Als der befreundete Auditor später Papst geworden, vergaß er seine alten Freunde in der neuen Welt so wenig, daß er den inzwischen zum Manne herangewachsenen Don Salvatore zum päpstlichen Consul in Montevideo und zugleich zum Comthur des h. Gregorius-Ordens ernannte. Aus Dankbarkeit ist dann Ximenez mit seiner Gattin mehrere Male nach Rom gekommen, um seinen Wohlthäter, von dem er allezeit mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und reichlich beschenkt wurde, zu verehren. Bei seinem letzten Abschiedsbesuche beim h. Vater erhielt Ximenez unter Anderem eine Tabatière von ihm, welche er selber lange Zeit gebraucht hatte. Da der Papst sie ihm leer überreichte, bat Ximenez ihn, er möge sie doch mit Schnupftabak und zwar mit dem anfüllen, der sich in jener Dose befände, die Seine Heiligkeit gerade jetzt im Gebrauch habe. Der gute Greis nahm die Tabatière aus seiner Tasche und leerte sie in die, welche er eben dem Ximenez geschenkt hatte, worauf dieser überglücklich in seine Heimath zurückreiste. . . . . Das ist klein, wird der Eine oder Andere denken. Mag sein, aber im Kleinen spiegelt sich gar oft die wahre Größe.

Am 18. Febr. 1825 bestiegen sie ein nach Genua segelndes Schiff, durchmaßen neuerdings den Ocean, liefen glücklich ins Mittelmeer ein und landeten am 5. Juni in Genua. Von da ging die Reise über Sinigaglia nach Rom, wo sie einen Monat später ankamen. Man kann sich die Freude der Gräfin Mastai denken, da sie ihren geliebten Sohn nach so vielen Gefahren wohlbehalten wieder in die Arme schloß und dieser zum Trost seiner Verwandten und Freunde, welche ihn so gern hatten, einige Zeit in seiner Vaterstadt verweilte.

Diese Reise Mastai's über Meer und Land nach einem fernen, auf der anderen Halbkugel gelegenen Ziele, mochte sie auch an sonstigen Erfolgen ziemlich unergiebig sein, war gleichwohl für ihn rücksichtlich seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Ja, durch die mannigfaltigen, mit Muth überstandenen Strapazen war auch sein Körper sichtlich erstarkt und gestählt. Er hatte, um mit dem Dichter zu reden, „vieler Menschen Sitten und Städte gesehen." Mit dem Gesichtskreis hatte auch sein Ideenkreis sich erweitert. Durch den Verkehr und Meinungsaustausch mit Menschen der verschiedensten Nationen und Stände, durch genaue Kenntnißnahme von den politischen, religiösen und bürgerlichen Einrichtungen in den Ländern, welche er berührte, hatten seine Anschauungen sich geklärt, hatte sein Urtheil über Menschen und Dinge sich geläutert, hatte manches Vorurtheil sich gelegt, manches Einseitige und Schartige in Art und Wesen, wie es auch den edelsten Naturen nicht allzeit fremd, sich abgeschliffen und geglättet. Der Anblick der Wunder der Natur, dieser unnachahmlichen Werkmeisterin Gottes und Lehrerin der Kunst, gleich groß und

staunenswerth in den unabsehbaren Revieren des Oceans wie in den Urwäldern der Tropenwelt, hatte mit magnetischer Kraft seinen Geist und seine Gedanken zum Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten emporgezogen, sein Gemüth zu flammender Andacht begeistert, seine Einbildungskraft für immer mit den großartigsten Bildern und Gestalten aus dem Reiche des Erschaffenen angefüllt. Aber was dieses Alles bei Weitem überwiegt, das sind die Gnadenschätze, die er durch seine Frömmigkeit, seine Geduld, durch seinen Seeleneifer und seine Menschenliebe sich vor Gott erworben und die wir bald in reichlicher Fülle sich über ihn werden ausgießen sehen.

Vorher jedoch müssen wir den Schleier über Das lüften, was sich während Mastai's und seiner Reisegefährten Abwesenheit, in Rom, der Centralstadt der Christenwelt, für Kirche und Staat Wichtiges zugetragen hat.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Pius' VII. Tod. — Leo XII., sein Nachfolger. — Das Jubeljahr im Allgemeinen und das vom Jahre 1825 insbesondere.

Am 20. August 1823 hatte der ehrwürdige Greis Pius VII. sein glorreiches Pontificat beschlossen und war selig im Herrn entschlafen. Mastai vernahm, wie wir das früher gesehen, diese Trauerkunde bei seiner Ankunft in Genua als traurige Mitgift auf seine Weiterreise.

Unter den Cardinälen, welche zur Wahl eines neuen Papstes processionsweise in das Conclave schritten, waren einige von Ehrfurcht gebietender Gestalt und königlichem Aussehen, wie Pacca, de Gregorio, Galeffi, Oppizoni, Odescalchi.

Aber Gott hat gesagt: „Siehe nicht auf sein Angesicht, noch auf die Höhe seiner Gestalt; denn ich urtheile nicht nach dem Ansehen des Menschen; denn der Mensch sieht das, was erscheint, aber der Herr blickt auf das Herz." (1. Sam. 16, 7.) Vielleicht achtete nicht ein einziger der Tausende, welche die Procession an sich vorüberziehen sahen, auf einen Mann, welcher schlank und abgemagert, schwach und bleich, als wäre er eben vom Krankenlager aufgestanden, um sich drinnen auf das Sterbebett zu legen, in dem Zuge der Cardinäle einherging. Und doch war er ein Mann, der nicht nur einen hohen Rang einnahm, sondern auch ein wichtiges Amt bekleidete, und zwar ein Amt, welches ihn mit der Bevölkerung von Rom in die nächste Verbindung brachte; denn er war der Cardinal-Vicar, der Stellvertreter des Papstes als Bischofs von Rom. Trotzdem war er den meisten Römern unbekannt; ein langwieriges schlimmes Leiden verursachte nicht nur seine Todesblässe, sondern fesselte ihn den größten Theil des Jahres an das Zimmer und an das Krankenlager. Das war der Cardinal Hannibal della Genga, den ein höherer, als der Menschen Wille, bestimmt hatte, den päpstlichen Thron zu besteigen.

Am 20. August 1760 auf dem Schlosse della Genga in dem Gebiete von Spoleto geboren, in der geistlichen Akademie zu Rom für die Prälatur ausgebildet und im Jahre 1783 zum Priester geweiht, stieg der junge Edelmann von Stufe zu Stufe, wurde bald nacheinander päpstlicher Kammerherr, Erzbischof von Tyrus, Nuncius zu Lucern und

zu Cöln, Cardinal-Bischof von Sinigaglia und zuletzt Cardinal-Vicar, bis am 28. September 1823 nach einem Conclave von 25 Tagen der Donner der Kanonen ihn der ewigen Stadt als ihren neuen Beherrscher und als Oberhaupt der Kirche unter dem Namen Leo XII. verkündete.

Eine der ersten Handlungen seines Pontificats war die Erneuerung der schönen und frommen Sitte, die einst Gregor der Große eingeführt hatte, daß jeden Tag in einem Saale des apostolischen Palastes für 12 Arme der Tisch gedeckt werden solle. Wie der gegen Ende des Jahres auf den Tod erkrankte Papst in Folge der Selbstaufopferung des frommen Bischofs Strambi plötzlich so zu sagen aus dem Grabe wieder aufstand, ist uns bereits bekannt.

Gleich im folgenden Jahre 1824, am Tage Christi Himmelfahrt, erließ der äußerst seeleneifrige, auf Verbesserungen jeglicher Art angelegentlichst bedachte Papst, um den Gläubigen der Kirche das Jubeljahr zu verkündigen, aller Abrathungen von Seiten geistlicher und weltlicher Großen, welche aus verschiedenen Gründen davon Schlimmes befürchteten, unerachtet, eine Jubiläumsbulle, die am 25. December 1825 über die ganze Christenheit ausgedehnt wurde. Es hätte im Jahre 1800, als dem ersten eines neuen Jahrhunderts, ein Jubiläum stattfinden sollen; allein die damaligen verhängnißvollen Zeitumstände und der Tod des in der Gefangenschaft gestorbenen h. Vaters Pius VI. hatten es nicht gestattet. Jetzt aber — das war Leo's XII. entschiedener Wille — sollte es der Christenheit nicht zum anderen Male vorenthalten bleiben, und so kam es denn zu Stande und der Erfolg bewies, daß man ungerechte Befürchtungen gehegt und der Vater der Kirche, in richtiger Würdigung der Zeitumstände, der ganzen Christenwelt eine unberechenbare Wohlthat erwiesen hatte. Ueberdies trat Leo XII. mit Ausschreibung eines Jubiläums ganz in die Fußstapfen seiner Vorfahren, die das Nämliche gethan.

Wenn wir an dieser Stelle die Beschreibung der Feier des großen Jubiläums oder des Jubeljahres etwas ausführlicher geben, so geschieht es, weil im Laufe unserer Geschichte sich nirgends sonst Gelegenheit dazu darbieten wird. Denn das große Jubiläum, welches der Regel nach im Jahre 1850 hätte stattfinden sollen, konnte, wie auch im Jahre 1800, der traurigen Zeitverhältnisse wegen am Tage vor Weihnachten des Jahres 1849 nicht eröffnet werden. Statt dessen verlieh, wie an seinem Orte gesagt werden wird, der h. Vater als etwaige Entschädigung dafür nachträglich einen Ablaß „in der Art eines Jubelablasses" für einen Zeitraum von 30 Tagen.

Der erste unter den Päpsten, welcher ein allgemeines Jubeljahr oder Jubiläum ausschrieb, war Bonifaz VIII. Veranlassung dazu gab das durch Aussagen uralter Leute verstärkte, mit dem Anbruch eines neuen Jahrhunderts (1300) in Rom und auswärts sich immer mehr verbreitende Gerücht, daß alle hundert Jahre zu Rom (außer dem von der Apostelzeit an in der Kirche üblichen Ablaß) ein großer Ablaß zu Rom stattfinde. Diesem Gerücht zufolge fanden sich mit dem Anfang des Jahres 1300 nicht bloß viele Römer, sondern auch viele auswärtige Pilger in der Peterskirche ein, um diesen Ablaß zu gewinnen. Papst

Bonifaz VIII. ließ über diese Sache in dem päpstlichen Archive Nachsuchungen anstellen, aber es fand sich in allen Urkunden Nichts vor. Da jedoch der Zudrang der Gläubigen zur Peterskirche von Tag zu Tag größer wurde, so entschloß sich endlich der Papst, in dieser so auffallenden Erscheinung einen sichtbaren Fingerzeig Gottes erkennend, als Stellvertreter Christi den Pilgern das zu gewähren, was sie so angelegentlichst suchten. Er verkündigte daher für das Jahr 1300 den ersten Jubel-Ablaß, und fügte seinem Erlasse die Bemerkung bei, daß dieser Ablaß alle hundert Jahre wiederkehren solle. Den Namen Jubel- oder Jubiläums-Ablaß bekam dieser Ablaß nach dem Vorbilde im Alten Bunde. Denn nach Gottes Anordnung mußten in jedem fünfzigsten Jahre an Israel alle Schulden nachgelassen, das zum Pfand Gegebene zurückerstattet, der Leibeigene frei gelassen werden. Daher der Name Jobel-Jahr: d. h. Jahr der Freiheit und Nachlassung. „Heilige das fünfzigste Jahr und rufe Freiheit aus im Lande allen seinen Bewohnern; ein Jubeljahr soll es euch sein, da ein Jeglicher wiederkommt zu seinem Eigenthum und ein Jeglicher zu seinem Geschlechte zurückkehrt.“ [1]) Wie sich also Israel zur Zeit des Jubeljahres der Nachlassung und Tilgung aller Schulden und Lasten zu erfreuen hatte, so sollten auch alle Mitglieder der Kirche, welche ihre Sünden bereuen und beichten und die sonst vorgeschriebenen guten Werke verrichten, durch den Jubiläums-Ablaß mit Nachlassung aller Sünden und Tilgung aller zeitlichen Sündenstrafen beglückt und begnadigt werden.

Kaum hatte Bonifaz durch eine Bulle das allgemeine Jubiläum verkündigt, als sich ein nie gesehenes Schauspiel darbot. Aus ganz Europa strömten, wie von einer höheren Kraft gezogen, unzählige Pilger nach Rom; kaum konnten die Straßen der Stadt die auf- und abwogenden Menschenmassen fassen; Viele wurden im Gewirre erdrückt. Nach dem Berichte eines Augenzeugen [2]), der damals selbst nach Rom kam, fanden sich das ganze Jahr hindurch 200,000 Pilger, unter ihnen Fürsten und Prälaten, zu Rom ein, die Römer und die Wallfahrer auf dem Wege hin und her ungerechnet, und alle wurden gut und zur Zufriedenheit bewirthet. (Daß dabei insbesondere die Römer ihre Rechnung fanden und die Kirchen der Apostelfürsten sehr bereichert wurden, wird zwar vielfach gesagt und von Vielen gern geglaubt. Wahr ist jedoch dieß: daß Rom bei solchen Anlässen bei Weitem mehr giebt, als empfängt, und daß die Waagschale seiner maßlosen Mildthätigkeit tiefer sinkt, als die seiner Einnahmen. War es ja auch gerade hauptsächlich der finanzielle Punkt, weßhalb der Schatzmeister des Papstes in Schrecken gerieth, als Leo XII. das Jubiläum in Anregung brachte.) Papst Clemens VI., theils um den Bitten der Römer, die in ihrem und der ganzen Kirche Namen darum gebeten hatten, gerne zu willfahren und die Andacht, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe des christlichen Volkes zu erhöhen, theils im Hinblick auf das jüdische, alle 50 Jahre gehaltene Jubeljahr, vorzüglich aber, damit, bei der kurzen Lebenszeit der Menschen, eine größere Zahl von Gläubigen an dem Ablaß Theil nehmen könne, kürzte die Zeit

[1]) 3 Moses 15, 10.
[2]) Giovanni Villani Cap. 8, Cap. 36.

von einem Jubiläum auf das andere ab und verordnete die Feier desselben auf alle 50 Jahre. Und siehe, als nun die Gnadenzeit vom Weihnachtstage 1349 begann und bis auf dasselbe Fest 1350 dauerte, war trotz der noch herrschenden Pest, der außerordentlichen Kälte, der schlechten Wege und anderer Hindernisse der Zudrang von Pilgern nach Rom aus jedem Geschlecht und Stande noch bei Weitem größer als das erste Mal. Papst Urban VI. setzte, die 33 Lebensjahre Jesu, des Welterlösers, der den Menschen „Gnade über Gnade" geboten und nach dessen Beispiel die Kirche als fortgesetzter Christus ebenfalls „Gnade über Gnade" bieten müsse — in's Auge fassend, die Feier des Jubiläums auf alle 33 Jahre herab. Aber auch diese Zeitfrist mußte in der Folge abgekürzt werden, da sie dem nach den Segnungen des Ablasses lechzenden Volke noch zu lange währte, und so wurde denn von den Päpsten Paul II. und Sixtus IV. (1470 und 1480) die noch feststehende Zeitfrist von 25 Jahren angeordnet.

Die regelmäßige Wiederkehr des Jubiläums hatte zur natürlichen Folge, daß über die Feier desselben verschiedene Anordnungen erlassen wurden. So ist es denn Sitte geworden, daß am Feste Christi Himmelfahrt im vorhergehenden Jahre das heilige Jahr oder Jubiläum feierlich angekündigt wird. Am Tage vor Weihnachten begiebt sich dann der Papst in feierlichem Aufzug zu der großen Vorhalle der vaticanischen Basilika — so heißt die Peterskirche, weil sie auf dem vaticanischen Hügel erbaut worden. Diese ist, wiewohl nur die Vorhalle zur Kirche selbst, geräumig genug für eine solche Feierlichkeit und für die Tausende, welche zusammen strömen, um derselben beizuwohnen.

Wer in Rom gewesen ist, hat vielleicht bemerkt, daß von den fünf großen Thüren, welche aus der Vorhalle in die Kirche führen, die dem Palast zunächstliegende vermauert ist; es ist ein vergoldetes Metallkreuz darauf, dem man es ansieht, daß es von den andächtigen Pilgern viel geküßt worden ist. Wenn er fragt, wird man ihm sagen, das sei die Porta Santa, das „heilige Thor", welches gleich dem Königsthore zu Jerusalem nur bei besondern Gelegenheiten geöffnet werde. Nur während des Jubeljahres wird dieses Thor benutzt, und die Oeffnung desselben, als Sinnbild der Eröffnung des Jubiläums, ist der Zweck, weßhalb der Papst in die Vorhalle herabgekommen ist. Die ungeheure Kirche ist ganz leer, denn die Thüren sind den ganzen Tag verschlossen geblieben und eine zahllose Menschenmenge, vom königlichen Prinzen bis zum ärmsten Pilger aus dem südlichen Italien, wartet in der Vorhalle und auf den Stufen vor der Kirche. Nachdem einige sehr schöne, aus Stellen der heiligen Schrift zusammengesetzte Gebete gesprochen worden, kommt der Papst von seinem Throne herab und schlägt mit einem silbernen Hammer auf die Wand, welche das Thor verschließt. Diese ist vorher schon von den Pfosten losgebrochen worden und fällt darum gleich nach Innen zusammen. Das heilige Thor wird mit Weihwasser gewaschen, damit Alle erkennen, daß die Reinigung des Herzens durch wahre Reue die unerläßliche Bedingung ist zur Theilnahme an den Gnadenschätzen der Kirche, und daß dem Sünder allein die Buße und das am Kreuze vergossene Blut Jesu Christi den Eingang in den Himmel wieder

öffnet. Die Sanpietrini (eigens für die Sanct-Peterskirche angestellte, sehr thätige und einsichtsvolle Handwerker) schaffen den Schutt schnell weg, und der Papst tritt nun zuerst und mit entblößtem Haupte und mit einer Kerze in der Hand, durch das Thor in die Kirche. Ihm folgen die Cardinäle und seine anderen Begleiter. Sie gehen zum Hochaltare und dort wird in gewöhnlicher Weise die erste Vesper des Weihnachtsfestes gesungen. Mittlerweile sind auch die anderen Thüren geöffnet worden, und die große Königin der Kirchen füllt sich mit Menschen der verschiedensten Stände und Glaubensbekenntnisse. Gleichzeitig eröffnen sich an den vier Ecken der Stadt die vier großen Basiliken, ihre herrlichen Thore fallen unter dem Hammer der Gesandten des h. Vaters, zum Zeichen, daß die in allen vier Weltgegenden zerstreuten Menschen in den Schooß der Kirche gerufen werden. Sie werden alle mit gleicher Liebe eingeladen, um aus dem unerschöpflichen Schatze von Gnaden zu schöpfen, welcher allen Völkern und Stämmen geöffnet ist.

Wir sahen bereits oben, wie das Jubiläum aufgekommen. Sehen wir noch, worin es eigentlich bestehe, welches seine Pflichten und seine Zwecke seien. Es ist das Jubiläum ein Jahr, in welchem der h. Stuhl Alles aufbietet, um Rom in religiöser und nur in religiöser Hinsicht anziehend zu machen. Die Theater sind geschlossen, alle öffentlichen Lustbarkeiten untersagt; selbst Vergnügungen in Privatzirkeln sind beschränkt, wie sonst in der Fastenzeit. Aber was den Sünder zur Buße führen und den Frommen im Glauben und in der Andacht stärken und fördern kann, ist in reicher Fülle vorgesehen. Auf den Kanzeln bestreben sich die beredtesten Prediger, das Gewissen zu wecken und die Unwissenden zu belehren; die Beichtstühle sind beständig von Priestern aller Zungen besetzt; fromme Vereine oder Bruderschaften empfangen und bewirthen die Schaaren der Pilger und führen sie von einem Heiligthum zum andern; an den Altären empfangen Tausende die heilige Communion, und der Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen, welchen die Katholiken Ablaß nennen, wird in reicher Fülle gewährt unter Bedingungen, welche keineswegs übermäßig leicht sind.

Rom wird in diesem Jahre der Mittelpunkt der katholischen Andacht, der Magnet, welcher die Gläubigen von allen Seiten anzieht. Aber die Andacht bleibt nicht auf Rom beschränkt und wird dort nicht erschöpft; denn die Schaaren kehren zurück voll Dankbarkeit gegen den Himmel und gegen den heiligen Stuhl für die Gnaden, die sie empfangen, und für die erhabenen Feierstunden, an denen sie das Glück gehabt haben, Theil zu nehmen. [1])

So viel vom Jubiläum im Allgemeinen. Was das in Rede stehende insbesondere betrifft, so war die Ankündigungsbulle zu demselben, die am Tage Christi Himmelfahrt 1824 erschien, klar, kühn und freudig, wie der Schall einer silbernen Zinke. Der Vater der Christenheit richtete darin seine liebevolle Einladung an Alle, zunächst an Die, welche seine geistliche Gewalt anerkennen, Könige wie Unterthanen, so-

[1]) Vgl. Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom in ihrer Zeit. Von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wisemann, übersetzt von Lic. Fr. H. Reusch. Cöln 1858.

dann auch an Diejenigen, welche nicht zu seiner Heerde gehören, ja auch an Diejenigen, welche den heiligen Stuhl beleidigt und verfolgt haben. Und siehe! sie kamen, die Eingeladenen, zahlreicher, als man nach den Umständen sie hätte erwarten dürfen. Aber alle Schleusen der Mildthätigkeit waren in Rom auch für sie aufgethan. Alle Hospize und der Klöster viele standen den Pilgern als Herbergen auf das Gastfreundlichste offen. In dem großen Pilgerhause, welches von der dazu gehörigen und der heiligsten Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche la Trinità dei Pellegrini heißt, wurden im Monat November, in zwei besonderen Abtheilungen, 23,000 Männer, 15,754 Weiber, zusammen also 38,844 Personen 3 Tage lang beherbergt und gespeist, nachdem ihnen zuvor nach altchristlicher Sitte die Füße gewaschen waren — ein Dienst, welchen der Papst selbst, Cardinäle, königliche Prinzen, Bischöfe und Prälaten den Pilgern, — Fürstinnen und Damen des höchsten Adels den Pilgerinnen mit der Demuth und Anspruchslosigkeit gewöhnlicher Dienstmägde erwiesen. Ja, was alle Erwartungen übertraf und ohne Thränen nicht angesehen werden konnte: der Papst selbst, so schwächlich und kränklich er war, begleitete barfuß und nur mit Sandalen an den Füßen die Pilger vom Vatican bis zur Chiesa nuova (der dem heiligen Philippus Neri gewidmeten „neuen Kirche"). Arme Leute gingen vor ihm, neben ihm und hinter ihm her. Thränen flossen auf allen Seiten und man hörte herzliche Segenswünsche aus dem Munde Aller. Man dachte unwillkürlich an den heiligen Carl Borromäus, der sich zu Mailand während der Pest in ähnlicher Weise verdemüthigte, um den göttlichen Zorn zu beschwichtigen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die apostolischen Pilger im Quirinal. — Mastai als Kanonicus an der Collegiatkirche Santa Maria in via lata. — Hohes Alter, Charakter und apostolische Denkmäler jener Kirche. — Mastai wird zum Präsidenten des Hospizes vom h. Michael am Tiberflusse ernannt.

Mitten unter den Glockenklängen, welche aller Orten während des heiligen Jahres die Gläubigen in die Tempel riefen, meldeten sich eines Tages im Spätsommer drei Pilger im Quirinal-Palaste. Muschelhüte trugen sie nicht, auch hatten sie keine Stäbe in den Händen, sondern erschienen der Eine in bischöflichem, die zwei Anderen in gewöhnlichem geistlichen Gewande. Monsignor Muzi war es mit seinen zwei treuen Begleitern Giovanni Mastai und Guiseppe Sallusti. Sie kamen, dem neuen Kirchenoberhaupte, das während ihrer Abwesenheit auf den päpstlichen Stuhl war erhoben worden, ihre Heimkehr zu melden und demselben kniefällig ihre Verehrung und den Bericht ihrer Mission zu Füßen zu legen.

Leo XII. und Mastai waren einander keineswegs fremd. Wie hätte auch der ehemalige Bischof von Sinigaglia dem Sohne des Gonfaloniere daselbst, wie hätte der Cardinalvicar von Rom Demjenigen, dem er selber, so kränklich er war, in seiner Hauskapelle die niederen Weihen ertheilt und den er zur Theilnahme an der Mission nach Chili aufgefordert hatte, wie hätte der Eine dem Andern fremd und nicht wohlgeneigt sein können?

Aber was nun mit dem Ex-Uditore Mastai anfangen? Einige Biographen lassen ihn jetzt erst Stiftsherr an der Kirche Santa Maria in via lata und zugleich Prälat werden; Andere schweigen ganz und gar von diesem Kanonicat und lassen Mastai sofort nach seiner Heimkehr von seiner großen Missionsreise zum Director der Administrationsbehörde des großen Hospizes von San Michele befördert werden. Nach der unità cattolica jedoch, diesem gewöhnlich bestens unterrichteten Blatte des berühmten Abbate Margotti, verhält sich die Sache in etwa anders. Diesem nach wurde Mastai bereits bei Anlaß seiner Primiz (am 11. April 1819) dem Kapitel von S. Maria in via lata als Coadjutor des Monsignor Hannibal Gregor Schmid einverleibt und nahm von dieser neuen Stelle am 28. Mai desselben Jahres Besitz. Die mit dieser Stelle verbundenen Obliegenheiten, von denen er sich nöthigenfalls leicht konnte dispensiren lassen, hinderten jedoch den jungen Kanonicus keineswegs an der Erfüllung seiner ihm über Alles theuren Pflichten als Director von Tata Giovanni. Titel und Einkommen als Kanonicus der gedachten Kirche verblieben, auch nachdem er von Tata Giovanni geschieden, dem Uditore Mastai während seiner Missionsreise, und als diese geendet, konnte er ein paar Monate bis zu seiner neuen Anstellung an San Michele ausschließlich seines Dienstes als Stiftsherr an Santa Maria in via lata warten. Diese Kirche ist, abgesehen von dem Interesse, das sie uns Mastai's wegen einflößt, auch an und für sich merkwürdig genug, um etwas ausführlicher besprochen zu werden.

Die Kirche Santa Maria in via lata ist eine sogenannte Diakonie, d. h. eine von jenen Kirchen, welche den 14 Cardinal-Diakonen als ihre Titularkirchen angewiesen worden, und zwar die älteste derselben. Sie ist zugleich eines von den neun in Rom befindlichen Collegiatstiften und dem h. Martyrer Cyriakus gewidmet, von welchem wie auch von andern Heiligen ausgezeichnete Reliquien in derselben aufbewahrt werden.

Eine lebhafte Bewegung ergreift den Wanderer, wenn er den Fuß auf diesen Schauplatz seiner frommen Neugierde setzt. Und wie könnte er sich ihrer auch erwehren, wenn er über der Thüre einer unterirdischen Treppe die Worte aus der Apostelgeschichte liest: „Cum venissemus Romam, permissum est Paulo manere sibimet cum custodiente se milite.[1]) Als wir nach Rom gekommen waren, durfte Paulus mit dem Soldaten, der ihn bewachte, frei verkehren." Die Thüre öffnet sich und Du tritist in ein Gefängniß. Großer Gott! welch ein Gefängniß? Hier unter diesem düstern, durch die Zeit geschwärzten und gleich allen römischen Unterbauten aus rohen Travertin-Quadern gebildeten Gewölbe wurde der große Apostel, als er aus Asien auf seiner ersten Reise nach Rom kam, in Gewahrsam gehalten. Hier verweilte er zwei ganze Jahre, mit der Kette an den Arm eines Soldaten gebunden. Drei Tage nach seiner Ankunft rief Paulus, dessen Eifer weder Rücksicht noch Gefahr kannte, die Vornehmsten unter den Juden in sein Gefängniß. „Brüder", sprach er zu ihnen, „um der Hoffnung Israels willen bin ich mit dieser Kette beladen;" und er bewies ihnen, daß der Erlöser Jesus der durch die Propheten angekündigte und von ihren Vätern erwartete Messias sei. Weder die übermenschliche Beredsamkeit, noch die beredten Ketten des Gefangenen vermochten diese Menschen mit starrem Nacken zu überzeugen, und Paulus sprach zu ihnen: „Nun gut, wisset, daß die Botschaft, welche ihr zurückweiset, den Heiden zugesandt wird; und sie zogen sich zurück, indem sie unter sich stritten."

Unterdeß erschien der Apostel vor Nero, es ward ihm nun halbe Gerechtigkeit zu Theil, d. h. man ließ ihm seinen Wächter, seine Kette und sein Gefängniß, aber er durfte predigen: Paulus benutzte reichlich diese Freiheit. Sein Gefängniß wurde

[1]) Apostelgeschichte XXVIII. 16.

nie leer: er verkündigte mit Zuversicht den Erlöser Jesus und die Wahrheit des Reiches Gottes. Das Collegium der Priester, der Senat, (der den Adel vorstellende Staatskörper) das Prätorium (die Kaisergarde), selbst der Palast ertönte davon. Er redete nicht bloß, er beschäftigte sich auch mit den Bedürfnissen aller Kirchen, er schrieb an die Gläubigen und an seine Schüler. Hier überbrachte ihm Epaphrodit, Bischof der Philipper, im Namen seiner theuern Neubekehrten eine Summe Geldes; hier bat ihn Onesimus, der arme Sclave, welcher entflohen war, er möchte ihm Gnade erwirken: und Paulus gab ihm jenen rührenden Brief, worin er Philemon, den Herrn des Onesimus, bei seinen Ketten beschwört, ihn wie seinen Sohn aufzunehmen. Hier schrieb er an die Philipper, um ihnen für ihre Liebe zu danken; an die Ephesier, indem er ihnen den Briefträger Tychikus schickte, den er beauftragte, ihnen umständliche Nachricht von ihm zu geben; seinen 2. Brief an seinen theuern Timotheus, worin er das seiner großen Seele so würdige Wort sprach: „Ich bin im Gefängniß, aber das Wort Gottes liegt nicht in Banden." Dann ging der Gefangene Nero's mit einer vollkommenen Freiheit des Geistes umständlich in die Angelegenheiten der Kirche ein und bat seinen Schüler, er möchte ihm seinen Mantel und seine Papiere schicken.

Hier schrieb der h. Lucas unter den Augen des Paulus die Apostelgeschichte; der h. Petrus, woran nicht zu zweifeln, besuchte ihn häufig, und Gott weiß, wie viele heilige Worte gewechselt, wie viele fromme Pläne in diesem Gefängniß entworfen wurden.

Man sieht nur einen bescheidenen Altar, und in einem Winkel bei dem Luftloch eine Granitsäule, umgeben von einer alten, an ihrem Untertheile besiegelten Kette. Mit dieser Kette, behauptet die Ueberlieferung, band Martialis, der Gefängnißwärter, vor seiner Bekehrung den Paulus und seine übrigen Gefangenen an diese Säule. Eine geschickte Hand hat die Worte des Paulus selbst darauf geschrieben: Sed verbum Dei non est alligatum. Am anderen Ende des Gefängnisses ist eine Quelle, deren klares Wasser immer gleich hoch bleibt. Der Apostel machte sie durch ein Wunder entspringen, um Martialis und andere Katechumenen zu taufen.

Darf man sich wundern, daß ein so ehrwürdiger Ort nie aufgehört hat, von der frommen Sorgfalt der Gläubigen umgeben zu werden, und daß eine der ältesten auf die ersten Nachfolger des h. Petrus zurückführenden Diakonieen Roms hier gegründet ward? Während das Ansehen der Päpste dieses berühmte Gefängniß heiligte, gefiel es dem Eifer der Christen, es zu verschönern. Die obere Kirche wurde ein Heiligthum, dessen außerordentlicher Reichthum lange Zeit die Dankbarkeit der Christen vor uns bezeugen wird. Eine Legion von Martyrern, unter welchen besonders der muthvolle Diakon St. Agapet glänzt, dessen Leib unter dem Hochaltar ruht, bewacht diesen Ort.

Auf dem Hochaltare steht ein Muttergottesbild, das, der Ueberlieferung nach, nebst mehreren anderen seinen Ursprung dem Pinsel des h. Evangelisten Lukas verdankt, der neben der Arzneikunde, die er als Profession trieb, sich auch der Malerkunst beflissen haben soll. Alte im Kirchenarchiv befindliche Pergament-Urkunden berichten von großartigen Wundern, welche auf Anrufung der h. Jungfrau vor diesem ihrem Bildniß sollen geschehen sein.[1])

Wegen der hehren, apostolischen Erinnerungen, die sie in sich schließt, genießt denn auch diese Collegiatkirche besonders hohe Ehren. Alljährlich am 4. Tage der Octave der Apostelfürsten wird in ihr ein feierliches Pontificalamt gehalten, dem die 12 Räthe des höchsten Gerichtshofes, die Auditoren der Rota, und der Magister sacri Palatii (der Oberrath der obersten Censurbehörde), ein im päpstlichen Palaste wohnender hochgestellter Dominikaner, beiwohnen. Gegen Abend ist Prozession, an der verschiedene Bruderschaften, z. B. die Erzbruderschaft der h. Maria von Constantinopel, die der h. Maria vom Tode, von den fünf Wunden, der h. Margaretha von Cortona und die von der göttlichen Liebe sich betheiligen. Ein vollkommener Ablaß für die würdig gestimmten Theilnehmer am Feste setzt demselben die Krone auf.[2])

Man sollte glauben, die Ruhe nach einer so beschwerdevollen Mis-

---

[1]) Vgl. Le sacre basiliche del chiarissimo Guiseppe Mariano Partenio della compagnia di Jesu. Roma 1808.

[2]) Vgl. L'année liturgique à Rome par l'abbé X. Barbier de Montault. Paris 1857.

sionsreise, der keineswegs lästige und dabei gut honorirte Chordienst an einer so altehrwürdigen, seiner Andacht zu Maria, seiner Retterin und Namenspatronin, so viel Anreiz bietenden, im angesehensten Theile der Stadt, am Corso gelegenen Collegiat-Stifte hätte dem frommen, von der Reise ermüdeten, finanziell etwas heruntergekommenen Monsignore aus mehreren Gründen außerordentlich angenehm sein müssen.

Dem scheint jedoch nicht so gewesen zu sein. Vielmehr vermißten seine Freunde die frühere, ihm wie angeborene Heiterkeit, jenes anmuthvolle Lächeln auf seinen Lippen und jene geistvollen Scherzworte, welche sie sonst an ihm gewohnt waren, und erriethen bald den Grund davon. Trotz jener Denkmäler eines ehrwürdigen Alterthums, trotz seiner innigen Verehrung der Gnadenmutter, an deren kräftige, von ihm selbst erfahrene Fürbitte ihn jenes Altarbild beständig erinnerte, befand sich Mastai nicht so ganz in seinem Elemente. Zwar erfüllte er aus Gehorsam, wie von jeher, alle seine Obliegenheiten auf das Treueste, aber Eines fehlte ihm, ohne welches er nun einmal nicht leben zu können schien: ihm fehlten die Armen, die Kleinen, die Unglücklichen und Verlassenen. Leo XII., dem durch Freunde davon Kunde zugekommen und dem ein einziger Blick, eine einzige Unterhaltung genügte, um ihn die große Seele und das ausgezeichnete Verwaltungstalent des Chorherrn noch tiefer ergründen zu lassen, begriff die Ursache seines edlen Mißbehagens, und in seinem väterlichen Herzen sich glücklich fühlend, ihr abhelfen zu können, beeilte er sich, Mastai, nachdem kaum ein paar Monate vergangen, zum vorsitzenden Director der Verwaltung des Hospizes vom h. Michael, eine der größten und mustergültigsten Anstalten dieser Art im ganzen christlichen Europa, zu ernennen.

Diese Ernennung, obschon er sie nicht gesucht hatte, erfüllte sein Herz mit süßer, reiner Freude; das Lächeln kehrte ihm zurück bei dem Gedanken an seinen künftigen Wirkungskreis, wie er nun wieder, wie vormals, mitten unter Waisen und Unglücklichen, gleich einem Engel des Trostes sich bewegen und Hoffnung und Freude in Kreise werde bringen können, wo sonst Hoffnungslosigkeit und Trübsinn herrschten.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Hospiz San Michele a ripa: wann und zu welchem Zweck es entstanden, wie und von wem es nach und nach erweitert worden. — Was es, gleichsam eine Welt im Kleinen, Alles in sich faßt, und wie schwierig daher die gute Leitung einer solchen Anstalt. — Deren innere Einrichtung — Tagesordnung. — Eines berühmten Mannes Urtheil über das römische Strafverfahren. — Ein wahres, großartiges Polytechnikum. — Mastai verbessert den Finanzstand der Anstalt und die Lage der Arbeiter zugleich, und giebt den Schlüssel zur Lösung der sogenannten socialen Frage. — Mastai wird zum Erzbischof von Spoleto ernannt. — Ein abermaliger bitterer Abschied. — Ein fröhliches Wiedersehen nach langjähriger Trennung.

Am rechten Tiberufer, dort, wo der Strom nach tausend Krümmungen sich von der ewigen Stadt abwendet, um sich in's Meer zu ergießen, liegt ein unermeßliches Gebäude, dessen Vorderseite ihrer ganzen Länge nach den Kai der Ripa-Grande überragt. Dieser ungeheure Bau, an dessen Fuß die von Ostia und Fiumicino kommenden Fahrzeuge ihre Waaren ausladen und den am anderen Ufer die Klöster und Garten-Anlagen des Aventin beherrschen, ist das Hospiz Sanct Michael (San Michele a ripa).

Ursprünglicher Zweck desselben war, verwahrloste Kinder der Landstreicherei und dem Müßiggange zu entreißen. Innocenz XI., aus dem Hause Odescalchi, mit welchem, wie Muratori sagt, ein Heiliger auf den Thron kam, faßte die erste Idee dazu und ließ gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1686) den ältesten Theil des Gebäudes aufführen, wo er einige Kleine unterbrachte und in verschiedenen Handwerken unterrichten ließ.

Innocenz XII. wies, nachdem er das Hospiz vergrößert und die Zahl der Zöglinge, die er zärtlich seine Nepoten nannte, auf 300 gebracht hatte, für die Unterhaltung der Anstalt den Palast auf Monte Citorio, das Postamt und die zwei Zollgebäude an, die er aus eigenen Mitteln hatte erbauen lassen.

Nach ihm fügte Clemens XI. dem Etablissement einen Bau hinzu, der als Gefängniß, und einen anderen, der zur Aufnahme einer beträchtlichen Anzahl von Greisen und Schwachen zu dienen bestimmt war.

Clemens XII. ließ in demselben Umfange das Hauptmauerwerk der Wohnung, welche Weibspersonen von schlechtem Wandel zum Gefängnisse dient, aufführen. Pius VI. vollendete endlich im Jahre 1790 den Bau und verlegte die Erziehungsanstalt für arme Mädchen, welche seither im Palast von Sanct Johann vom Lateran ihren Sitz gehabt hatte, dahin.

Die Leitung dieser riesenmäßigen, ein Hospital, mehrere Zufluchtstätten für Arme und 3 Gefängnisse, nebstdem eine Gewerbeschule und ein Erziehungshaus für Mädchen umfassenden, somit gleichsam eine Welt für sich bildenden Anstalt wurde nunmehr dem Kanonicus Giovanni Mastai-Ferretti übertragen.

Betrachten wir, um uns einen Begriff von der Großartigkeit dieser Aufgabe zu machen, das in Rede stehende Institut zuerst von seiner unerquicklichsten Seite — als Strafanstalt. Um es in materieller Hinsicht kennen zu lernen, muß man sich einen großen rechtwinkeligen Saal denken, der an seinen Langseiten eine dreifache Reihe stockwerkartig übereinander liegender Zellen hat, deren Thüren auf einen balconartigen Gang führen, der auf eisernen Trägern ruht und längs des inneren Gebäudes sich hinzieht. Zu den oberen Reihen steigt man mittels einer Wendeltreppe hinauf. Zwei breite Fenster einander gegenüber an den beiden Kleinseiten geben dem Saale in erforderlichem Maße Licht und Luft. Im Hintergrunde ist der Altar; an der Langseite der Wände sind die Werkstätten, welche den betreffenden Gewerken entsprechen. Die 64 Zellen der Gefangenen können vom Director auf einmal übersehen werden. Der Baustil des Strafhauses ist prächtig in seiner Art und hat den berühmten Strafgefängnissen in America, der Schweiz, Frankreich und England als Muster gedient.

Laut einem Motu proprio (einer Art Cabinetsordre) Clemens XI. vom 14. November 1703 sollte dieses Gefängniß eigentlich ein Correctionshaus, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher oder auch für widerspenstige, stark zum Laster hinneigende Kinder unter 20 Jahren sein. Ein im Hause angestellter Weltpriester sollte nicht bloß täglich die h. Messe lesen, sondern den in Haft Befindlichen auch Religionsunterricht ertheilen und ihre sittliche Führung überwachen; außerdem sollten Werk-

meister, um den Gefahren des Müßigganges vorzubeugen, sie in irgend einem mechanischen Gewerbe unterrichten.

Wo ist der Weltweise, der mit Recht sich der Erfindung eines so vortrefflichen Züchtigungs- und Verbesserungssystems zugleich rühmen dürfte? Die Ehre und das Verdienst dieser Erfindung gebühren lediglich der Religion, und es bestätigt sich hier das Wort eines der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller der neueren Zeit (Montesquieu): „Die Philosophie thut nichts Gutes, was die Religion nicht vor ihr und besser als sie gethan hat." Eignet sich dennoch die Philanthropie (die religionslose Menschenliebe) die Erfindung des Correctionssystems an, so begeht sie einen Diebstahl und einen Irrthum. Einen Diebstahl, weil sie sich eine Ehre zuschreibt, welche der Kirche Roms gehört; einen Irrthum, weil sie sich einbildet, eine Anstalt entdeckt zu haben, deren Idee so alt ist, wie das Christenthum und deren Anwendung lange vor allen Versuchen niederländischer und americanischer Philanthropen stattfand.

Auch der bekannte Staatsmann Guizot, ein Protestant, sagt hierüber ein beherzigenswerthes Wort. „In den Anstalten der römischen Kirche", sagt derselbe, „giebt es Etwas, das man zu wenig beachtet hat; es ist ihr Strafsystem, das um so mehr verdient, studirt zu werden, als es hinsichtlich der Grundsätze und Anwendungen des peinlichen Rechts vollständig in Uebereinstimmung mit der neueren Philosophie ist. Studirt man die Natur der Strafen der Kirche und der öffentlichen Bußen, welche ihre Hauptstrafe waren, so sieht man, daß sie besonders zum Zwecke haben, in der Seele des Schuldigen die Reue, in der Seele der Umstehenden aber den moralischen Abscheu des Beispiels zu erwecken. Es giebt noch eine andere Idee, die sich damit verbindet, eine Sühnidee, die von der Strafidee und von der durch die Strafe in der Brust des Schuldigen zu weckenden Reue kaum zu trennen ist."

Was die Lebensweise der hier in Haft Befindlichen angeht, so ist sie folgende: Sie nehmen ihr Mahl (eine reichliche Portion appetitlich aussehender und schmackhaft zugerichteter Suppe) in ihren Zellen ein. An Sonntagen dürfen sie sich eine halbe Stunde lang mit einander unterhalten. Sie stehen jeden Morgen um halb sechs Uhr auf, kleiden sich an und machen ihre Zellen in Ordnung. Um halb sieben gehen sie zur heiligen Messe, frühstücken dann und gehen um halb acht an ihre verschiedenen Handwerkerarbeiten, welche bis halb zwölf dauern. Sie erhalten dann ihr Mittagsessen und bleiben bis halb zwei in ihren Zellen, worauf sie wieder bis fünf Uhr arbeiten. Um fünf essen sie zu Abend und besuchen danach die Schule bis halb acht. Sie erhalten alsdann noch eine religiöse Unterweisung, beten das Abendgebet und kehren in ihre Zellen zurück.

Von gleicher Zweckmäßigkeit und Milde ist die Einrichtung in dem Gefängniß für Weiber und ganz vorzugsweise in dem für Personen, welche politischer Verbrechen angeklagt oder überführt sind.

Eine freundlichere Seite bietet San Michele, als Kunst- und Gewerbeschule betrachtet. Als solche ist sie ohne Widerrede die älteste und vom sittlichen, gesellschaftlichen und industriellen Gesichtspunct aus betrachtet, die vollständigste polytechnische Schule, die es in Europa giebt;

denn in ihr werden alle Handwerks- und Kunstzweige ohne Ausnahme gelehrt, und sie nimmt Kinder beiderlei Geschlechts, ja sogar Greise in ihre Mitte auf.

Für den Fremden ist der Besuch dieses Conservatoriums ein wahrer Hochgenuß. Da kann er die sehr mannigfaltigen Beschäftigungen der Schüler beobachten, indem hier die einfachsten Handwerke betrieben, dort die bedeutendsten Kunstwerke geschaffen werden. In einem Saale sind viele Knaben mit dem Weben von Teppichen beschäftigt, an denen man die Kostbarkeit des Stoffes wie die Schönheit des Musters gleich sehr bewundern muß. In einer zweiten Abtheilung schneiden andere Knaben Cameen (geschnittene Steine mit erhabenen Bildern), graviren auf Stahl und Kupfer, modelliren eine Büste oder Gruppe, oder sind schon damit beschäftigt, sie in carrarischem Marmor auszumeißeln. Verläßt man den Saal, wo ein angehender Canova (Meister in der Bildhauerei) die ersten Anfänge seiner Kunst erlernt, und geht nach einem andern Theile der Anstalt, so hört man die raschen Hammerschläge des Zimmermanns, oder sieht ein Stück Zeug zum Trocknen ausgespannt, welches so eben aus der Färberkufe gekommen. Auch in dieser trefflichen Anstalt gilt der vernünftige Grundsatz, daß jeder Knabe sich die Laufbahn selbst wählt, welche seinen Neigungen am Meisten zusagt und sich für seine Anlagen am Besten eignet. Dank dieser Wahlfreiheit, hat das Institut die ausgezeichnetsten italienischen Künstler der jüngsten Vergangenheit, einen Mercuri, einen Calamata, den Bildhauer Taccimei und andere hervorgebracht.

Um Aufnahme in das Institut zu finden, muß ein Knabe in den römischen Staaten geboren, verwais't und nicht über zwölf Jahre alt sein. Ausnahmsweise werden auch Knaben aufgenommen, die ein kleines Kostgeld zahlen, welches jedoch monatlich nicht mehr als 5—6 Thaler beträgt. Für diese geringe Summe erhalten sie Nahrung, Kleidung, sowie guten wissenschaftlichen Unterricht und erlernen eine Kunst oder ein Handwerk. Sie dürfen mit ihren Angehörigen frei verkehren; die Leiter der Anstalt sorgen selbst dafür, daß die Familienbande, wo sie vorhanden sind, nicht gelockert werden. Der Unterricht, den die Knaben erhalten, wird so eingerichtet, daß er ihrer künftigen Lebensstellung am Besten entspricht. Außer andern Unterrichtszweigen wird auch Musik gelehrt, und der Fremde, welcher Rom besucht, kann keine bessere Unterhaltung finden, als wenn er den zu Ehren des Schutzpatrons oder einem bei anderen Gelegenheiten gefeierten Feste beiwohnt. Junge Leute, lauter Zöglinge der Anstalt, führen dann religiöse Schauspiele auf und tragen Musikstücke vor mit einer Virtuosität, um welche manches öffentliche Theater sie beneiden könnte.[1]) Und bei dem Allem steht — Dank dem ausgezeichneten Verwaltungstalente und der weisen Oeconomie Mastai's — die Anstalt auch finanziell auf wohlgesichertem Boden.

Doch so glänzend sah es nicht allezeit in San Michele aus. In dem Augenblicke, wo Leo XII. den Stiftsherrn Mastai anstatt des seitherigen Directors Monsignor Ciccalotti zum Präsidenten der Verwaltungs-Commission des Hospizes ernannte, war es hohe Zeit, daß eine kräftige Hand und ein unbestechlicher, wachsamer Geist sich die Regelung der in

[1]) Maguire. Rom und sein Beherrscher.

Unordnung gerathenen Finanzen zur Aufgabe stellten. Die Vergeudungen und Veruntreuungen der Unterbeamten, aufgemuntert durch den Mangel an Aufsicht und Controlle, hatten die Einnahme-Quellen dergestalt trocken gelegt und die Ausgaben anwachsen lassen, daß die Anstalt dem Bankerotte nahe war.

Diesem Scandale beugte Mastai durch eben so weise als kräftige Maßregeln vor. Das binnen Kurzem von 500 auf 334 römische Thaler verminderte Deficit verschwand in Bälde völlig.

Nachdem er die Finanzen des Hospitiums in Ordnung gebracht und seinem Budget eine feste Grundlage gegeben, widmete der junge Präsident einem heiklen Problem, nämlich der Vertheilung der Arbeitsfrüchte zwischen den Arbeitern seine ganz vorzügliche Sorgfalt.

Bis dahin hatten die in den Werkstätten und Manufacturen des Hospizes verwendeten Lehrlinge und Arbeiter kein Salair bekommen; bloß bei ihrem Austritt wurde ihnen eine Summe von 30 römischen Thalern ausgezahlt. Die Anstalt selbst machte aus dem Verkaufsertrage der fabrizirten Gegenstände Gewinn. Dieser Zustand der Dinge kam dem neuen Präsidenten ungerecht vor; er machte dem Directionsrath den Vorschlag, in Zukunft den Arbeiterlehrling an dem von seiner Arbeit zu erzielenden Gewinne entsprechenden Antheil nehmen zu lassen.

Dieser Vorschlag fand allseitige Billigung und man legte sofort ein großes Buch an, in welchem man jedem Zögling die Hälfte der Erträge seines Kunstfleißes gut schrieb; um die nutzlose Verzettelung der so gewonnenen Summen während der Lehrzeit zu verhüten, verordnete Mastai, daß dieselben bei einer Bank verzinslich angelegt werden sollten, wo sie dann, mit den angewachsenen Zinsen vermehrt, dem Jüngling beim Eintritt in die Welt ein hübsches Ausstattungssümmchen zur Verfügung stellten.

So trug Mastai in die Verwaltung von San Michele jenen Geist der Gerechtigkeit und Güte, von welchem Pius IX. seitdem so zahllose und großartige Beweise gegeben. So gab er, ohne es zu wollen, bloß dem Instinct eines geraden, von wahrer Nächstenliebe beseelten Herzens folgend, den Schlüssel zur Lösung eines der schwierigsten Probleme der Jetztzeit, der so berufenen socialen Frage, indem er die richtigen christlichen Grundsätze auf die innere Oekonomie der Manufactur und der Werkstätte anwandte.

Mastai blieb nur 20 Monate in San Michele. Die Ordnung und das neue jugendliche Leben, das er dort eingeführt, der materielle Wohlstand, zu dem er es erhoben, die Reformen, die er dort in's Leben gerufen, die Achtung und Zuneigung, welche er seinen Unterbeamten, den Fabrikaufsehern und Zöglingen, einzuflößen gewußt, lenkten bald Leo's XII. Aufmerksamkeit in noch höherem Grade als zuvor auf ihn. Ein Mann von dem Schlage Mastai's, der eine Welt im Kleinen, wie San Michele, so vortrefflich zu leiten und in diesem Wirkungskreise des Guten und Großen so außerordentlich viel zu leisten verstand, konnte — so schlußfolgerte Leo ganz richtig — zu noch größerem Nutzen der Kirche Gottes und des Heils der Seelen, auch einem Bisthum vorstehen, und er zögerte nicht, den Präsidenten von San Michele im nächsten Consistorium zum Erzbischof von Spoleto zu erheben.

Mastai, der in der bisherigen, seiner innersten Neigung und Begabung ganz entsprechenden Stellung sich überaus glücklich gefühlt hatte, sah sich nun in der Lage, eine ganz ähnliche Abschiedsscene erleben zu müssen, wie ungefähr vier Jahre zuvor bei seinem Scheiden vom Tata Giovanni. Aber wie er des kleinen Völkleins jenes Hauses nimmer vergaß, so auch der Zöglinge von San Michele nicht. Als er 19 Jahre hernach auf den Stuhl Petri erhoben wurde, kündigte er seinem damaligen Amtsnachfolger, dem Cardinal Tosti (sein unmittelbarer Nachfolger als Präsident von San Michele war der durch seine Schrift über die Wohlthätigkeitsanstalten Roms berühmte Morichini) an, er werde jedes Jahr, gleich seinem Vorgänger glorreichen Andenkens, am Patronsfeste des Hospizes in eigener Person die übliche öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse des Kunstfleißes der Zöglinge zu eröffnen kommen.

Von der inneren Einrichtung des Hospitiums wie von dem gesegneten Wirken Mastai's in demselben und von seiner Leutseligkeit auch nachdem er Papst geworden, vermögen wir uns keine anschaulichere Vorstellung zu machen, als aus folgendem Bericht eines Augenzeugen, der in den ersten zwei Regierungsjahren Pius' IX. einem Besuche desselben in San Michele beigewohnt hat. [1])

Vom diplomatischen Corps — so lautet derselbe — und von vielen eigens dazu eingeladenen vornehmen Fremden umgeben, hielt Pius IX. im Erdgeschosse, wo Seine Eminenz Cardinal Tosti ihm die jungen Waisenknaben, die im Lauf des Jahres sich am Meisten hervorgethan hatten, vorstellte. Er gab ihnen seinen Segen, erkundigte sich nach den Namen Derer, die zunächst bei ihm standen, nach ihrer Profession, nach ihren Fortschritten, mit einer Güte, einer Herablassung und einem Humor, welche deutlich die Freude verriethen, die es ihm machte, sich wieder in ihrer Mitte zu finden.

Danach stieg er die große Treppe hinan, durchschritt die Gallerie, und nahm im großen Saale auf einem Throne Platz, der in der Eile für ihn war hergerichtet worden. Da wurden sämmtliche Anwesende, ohne Ordnung, ohne Unterschied des Ranges von ihm zum Fußkusse zugelassen. Wer zuerst kam, den ließ man zuerst vor. Zwei Kammerherren, die das ganze Gefolge des Papstes bildeten, bemüheten sich vergebens, einen kleinen Raum um ihn frei zu halten, damit er nicht erdrückt würde.

Pius IX. schien an diesem Eifer und diesem Gewirre seinen Spaß zu haben; er selber mußte über die Anstrengungen lachen, welche die zuletzt Gekommenen machten, um bis zu ihm vorzudringen. So oft er unter der Menge einen Bekannten erblickte, nannte er ihn vertraulich bei'm Namen und wußte ihm etwas Angenehmes zu sagen. Nachdem er sich auf dem Balcon gezeigt und der auf dem Kai der ripa grande sich drängenden Volksmenge den Segen ertheilt, nahm der Papst ein leichtes Frühstück ein. Lakaien boten in allen Sälen Schüsseln herum und luden die Anwesenden aus allen Ständen ein, die Chocolade, die Sorbets und leichten Backwerke, die man dem Papste darbot, zu theilen.

Während der Collation bat der Cardinal Seine Heiligkeit, eine Marmorbüste und eine Camée, beide Werke von Zöglingen der Anstalt, entgegennehmen zu wollen. Der Papst besah diese beiden Arbeiten lange, lobte sie ohne Uebertreibung, kritisirte sie mit Wohlwollen und als wahrer Kenner, dann begab er sich nach den im oberen Stocke gelegenen Ausstellungssälen.

Die Erzeugnisse der verschiedenen Gewerke waren in einer langen Zimmerreihe in der schönsten Ordnung und Stufenfolge aufgestellt und bildeten den anmuthigsten Anblick von der Welt.

Aus dem Saale der Kupferstiche schritt man in den der Caméen und Bildhauerarbeiten. Nach den Gegenständen der Schlosserhandwerke kamen die Drucksachen und die Einbände, danach die feineren Möbeln, die Tuche, die Seiden- und Baum-

---

[1]) Felix Clavé.

wollengewebe, allerlei Tapeten nach Art der Gobelins (der königlichen Tapetenmanufactur in Paris) an die Reihe, deren eine, nach einem antiken Mosaikboden ausgeführt, die feinste Arbeit darbot.

Bei jedem Gegenstande verweilte Pius IX., prüfte mit Augen und Händen die Beschaffenheit der Gewebe, die Farbe der Stoffe, die Richtigkeit der Zeichnungen, die Bücher, die Gegenstände der Schlosserarbeit; Nichts entging ihm, und war durch irgend etwas sich Auszeichnendes seine Aufmerksamkeit lebhafter in Anspruch genommen, so beschloß er seine Lobesäußerung damit, daß er Namen, Alter und Geburtsort Dessen, der es gefertigt hatte, erfragte.

Auf dem Rückwege durch die Ausstellungs-Gallerieen kam das päpstliche Gefolge an einer Thür vorbei, die mit dem Speisesaal der Knaben und dem der Mädchen in Verbindung steht, und bei dieser Gelegenheit war geöffnet worden. 200 bis 300 Waisenmädchen erwarteten hier den h. Vater, um ihn bei seinem Vorübergehen zu becomplimentiren. Auf einmal fand sich Pius IX. von diesen jungen Geschöpfen umringt, die ihm ihre Dankbarkeit auf eine so geräuschvolle und zudringliche Weise zu bezeugen anfingen, daß er, bei der Unmöglichkeit, sie zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, nichts Besseres zu thun wußte, als, nachdem er sie gesegnet, über ihr ausdrucksvolles Gebahren herzlich zu lachen.

Der greise Cardinal Tosti warf dem jungen Weibervölklein zornfunkelnde Blicke zu, allein der Papst entwaffnete durch eine gutlaunige Geberde seine Strenge und zog sich, nicht ohne Gefahr, irgend welche Gewandzipfel in den kleinen, verwegenen Händen zurück zu lassen, gleichsam kämpfend zurück.

Aehnliche Auftritte mit Kindern begegnen uns im Leben des h. Vaters mehrere, die von einer wahrhaft magnetischen Anziehungskraft der Kleinen, dieser Repräsentanten der lieben Unschuld, zu ihm, und von ihm zu jenen, Zeugniß geben und ihn so recht zum Ebenbilde des göttlichen Kinderfreundes Jesus machen, der da gesagt hat: „wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr das Himmelreich nicht erben!“ Einer gleichen Zudringlichkeit der Kleinen, wie hier in San Michele, hatte Seine Heiligkeit sich mehrere Jahre später (1858), bei Gelegenheit eines Besuches, den er den Dominicanern zu Santa Sabina auf dem Aventinhügel machte, zu erwehren. Die Schulknaben waren gerade mit ihrem Lehrer in der Kirche, als der h. Vater ankam. Freudig eilten sie auf ihn zu und einer von ihnen hatte sogar die Keckheit, demselben die Bitte vorzutragen, er möge ihn zum Cardinal machen. Lächelnd ihn bei der Hand fassend und ihm leise die Wangen klopfend, erwiderte Pius: „Aber Du bist ja noch zu klein, mein Sohn! Sei nur erst recht brav, dann wollen wir schon sehen, was aus Dir zu machen ist ...“ Glaubt man da nicht den lieben Heiland, von seinen Jüngern umgeben, leibhaftig unter den Kindern zu sehen?

Nicht minder groß und geräuschvoll war die Freude bei'm Eintritt des h. Vaters in die Wohnungs-Abtheilung der alten Leute. Pius IX. zeigte auch unter ihnen einen Frohsinn, eine Gutherzigkeit, ein Sichgehenlassen, wodurch die Ehrfurcht, die man ihm zollte, nicht im Mindesten einbüßte, während die Begeisterung der Umstehenden dadurch nur zunahm.

So verlief der erste Besuch, den Pius IX. der Gewerbeanstalt abstattete, der er einst als einfacher Monsignor so erfolgreich vorgestanden hatte. Welch ein Unterschied zwischen diesem rührenden Besuche und jenen amtlichen Paraden, wo man einem Großen der Welt Complimente macht wegen der Leistungen einer Anstalt, für die er im Grunde seines Herzens nicht das mindeste Interesse fühlt! Hier gab es keine einstudirten Anreden, keine erkünstelten süß lächelnden Blicke, keine Hurrahs und Vivats auf Commando; hier war Alles schlicht, väterlich ernst; man fühlte sich behaglich; man wohnte einem Familienfeste bei. Das ist einmal der Character Roms und seiner Feste. Und diesen Character weiß Niemand besser zur Darstellung zu bringen, als eben Pius IX. Möchte Rom sich eines solchen Fürsten niemals unwürdig erweisen!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Spoleto: seine Lage, Vergangenheit und Gegenwart. — Was es mit der Wiederbesetzung eines bischöflichen Stuhles auf sich hat. — Kirchengesetzliches Verfahren bei den Bischofswahlen. — Das Consistorium überhaupt und das vom 21. Mai 1827 insbesondere. — Mastai empfängt das Sacrament der Bischofsweihe; — wie dasselbe ertheilt wird. — Sinn und Bedeutung der dabei vorkommenden Ceremonieen. — Unterschied zwischen Bischof und Erzbischof; des letztern besondere Ehrenrechte; Kreuz und Pallium. — Ein Wort über Letzteres. — Eidesleistung bei Entgegennahme desselben von Seiten des neuen Erzbischofs.

An der Straße von Ancona und Florenz nach Rom, zwischen dem durch seinen herrlichen Wasserfall und als Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus berühmten Städtchen Terni und dem durch ein Madonnenbild von Raphael nicht weniger berühmten Foligno, dort, wo die waldigen Apenninen sich senken, in einer Gegend von großer Naturschönheit, liegt, von der Maraggia bespült und an einen Hügel sich lehnend, höchst malerisch das alte Spoleto. Es war früh eine römische Colonie. Nach seinem Siege beim Trasimener See (217 vor Christus) griff der Karthagerfeldherr Hannibal, der Römerfeinde unerbittlichster, die Stadt an, ward aber mit ansehnlichem Verluste von ihren Bewohnern zurückgeschlagen und schloß daraus, nach des Geschichtschreibers Livius Bemerkung, welch ein Wagniß es für ihn sein würde, Rom anzugreifen, da eine Colonie ihm mit Erfolg hatte widerstehen können. Zum Andenken an diesen glücklichen Widerstand hat ein Thor der Stadt den Namen la Fuga (die Flucht) behalten; ja die Stadt selbst bewahrt in ihrem Namen „Spoleto", d. h. expulsus (vertrieben) die Erinnerung an die heldenmüthige Vertreibung des Todfeindes ihres Vaterlandes von ihren Mauern. Von den Gothen zerstört, wurde die Stadt durch den berühmten Feldherrn der Longobarden, Narses, wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum. Später bildete sich aus dem Herzogthum Spoleto die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Schon seit dem 13. Jahrhundert gehörte es zu dem Kirchenstaate, von dem es augenblicklich durch Italiens größte Feinde, die Neu-Italiener, losgerissen ist. Verhängnißvoll war für Spoleto das Jahr 1703, wo ein furchtbares Erdbeben es beinahe von Grund aus zerstörte. Seitdem zählt es ungefähr 9000 Einwohner. Bislang ein bloßes Bisthum, war es erst vor wenigen Jahren zu einem Erzbisthum erhoben worden. Es hat 23 Kirchen, viele Klöster und andere geistliche Stiftungen. Unter den ersten zeichnet sich aus der Dom, mit einem Mosaik (einem vermittelst sehr feiner Steinchen von gefärbtem Glase hervorgebrachten Gemälde) an der Vorderseite, einem derjenigen Werke aus dem 13. Jahrhunderte, in denen man die ersten Regungen des erwachenden Kunstsinnes in Italien wahrnimmt. Nahe bei der Stadt ist ein großer, von Longobarden gegründeter, von spoletanischen Herzogen im 14. Jahrhundert erneuerter Aquäduct (Wasserleitung). Unter den zahlreichen Alterthümern ragen die Cyklopischen Mauern auf dem Felsen des Castells, die Reste eines Theaters, eines Tempels der Concordia, des Jupiter und des Mars hervor, welche das siegreiche Christenthum seitdem in gottgeweihete, heilige Stätten umgewandelt hat. Nur wenige Miglien entfernt ist der Berg Monte Luco mit dem Kloster Sanct Julian und dessen Einsiedeleien, davon die Madonna delle Grazie die schönste.

Zur Zeit der Erledigung des erzbischöflichen Stuhles sah es, in Folge der vorhergegangenen Kriege, der Wühlereien geheimer Gesellschaften und schwacher Führung des Oberhirtenamtes äußerst traurig innerhalb Spoleto's Mauern aus. Ein verderblicher Zwiespalt wüthete, wenngleich noch nicht auf den Straßen, so doch in den Gemüthern. Während die Einen die seither bestandenen Mißbräuche verwünschten, fürchteten Andere deren Abstellung und klammerten sich mit Zähigkeit an das Alte. Gleich einer jener italienischen Städte des Mittelalters, wo, bis an die Zähne bewaffnet, die Parteien der Welfen und Waiblinger sich in unauslöschlichem Hasse gegenüberstanden, war auch Spoleto in zwei Lager getheilt. Das Feuer eines Bürgerkrieges glomm unter der Asche, und nur eines Hauches bedurfte es, um dasselbe zu einem verheerenden Brande anzublasen. Glücklicher Weise blieb, Dank Mastai, dieser Hauch aus. Er war der Engel, den die immer wache Vorsehung dießmal durch den Statthalter Christi der in Gefahr schwebenden Stadt und Umgegend zur Rettung sandte.

Leo XII. konnte nimmer vergessen, daß in Spoletos Weichbild seine Wiege gestanden. Ihm ging die traurige Lage seiner Vaterstadt tief zu Herzen, und ihr abzuhelfen, war sein eifriges Bemühen. Er benutzte dazu die in Erledigung gekommene erzbischöfliche Stelle. Da die Vergebung aller Bisthümer und Erzbisthümer im Kirchenstaate unmittelbar dem Papste zusteht, so bedurfte es folglich aller der vielen Förmlichkeiten und Umstände nicht, welche erfordert werden, wenn die betreffende Person von einem katholischen Monarchen vorgeschlagen oder vom Capitel gewählt wird. Dennoch ist bei der hohen Wichtigkeit des bischöflichen Amtes der Papst selber rücksichtlich der Verleihung solcher bischöflichen Stellen, deren Collatur ihm ausschließlich zusteht, an gewisse Bestimmungen gebunden, die er ohne gute Gründe nicht außer Acht lassen darf. Wir sagten „bei der hohen Wichtigkeit des bischöflichen Amtes", und mit Recht; denn was während eines Krieges bei einzelnen Heeres-Abtheilungen die Generäle und Feldherren sind, das sind in der Kirche Gottes auf Erden (die ja ihrer Natur nach immerdar eine Krieg führende ist, nämlich gegen die Mächte der Finsterniß, gegen die Welt und die Lüste des Fleisches) die Bischöfe. Daher die gewissenhafte Sorgfalt der römischen Kirche hinsichtlich der Wahl und Prüfung derselben. Die großen Päpste Gregor XIV. und Benedict XIV. beschäftigten sich besonders mit diesem Hauptgegenstande. Clemens VIII. gründete eine besondere Congregation (Abtheilung von Cardinälen) zur Prüfung der Candidaten für die Bisthümer Italiens. Die Entfernung der Orte gestattete ihm nicht, diese heilsame Maßregel auf die Bischöfe der fremden Nationen auszudehnen. Die Congregation zerfällt in zwei Commissionen: die eine für die Gottesgelehrtheit, die andere für das kanonische (geistliche) Recht. Die erstere besteht aus fünf prüfenden Cardinälen und vielen Ordensgeistlichen, die der Papst wählt. Die zweite zählt neun prüfende Cardinäle und mehrere Prälaten. Ein Prälat-Secretär zeichnet die Antworten auf und leitet den Verbalproceß der Sitzung ein, die Congregation versammelt sich vor dem Papst, welcher auf seinem Throne, von den prüfenden Cardinälen umgeben, sitzt: der Candidat kniet auf

einem Polster. Nach beendigter Prüfung geben die Cardinäle ihre Meinung durch den Ausdruck ab: est idoneus (er ist geeignet); dann versammelt sich das Consistorium und der Papst präkonisirt (verkündet) den Candidaten, der alsdann die bischöfliche Weihe empfangen kann. Da das Wort Consistorium im Laufe dieser Lebensbeschreibung gar oft vorkommen wird, so möge es hier ein für allemal seine Erklärung finden. Das Consistorium ist der Rath des heil. Vaters und das Haupttribunal in Rom. Es ist öffentlich oder geheim. Der Papst führt persönlich den Vorsitz in seiner päpstlichen Kleidung: die Assistenten sind die Cardinäle und andere große Würdenträger. Die Versammlungen finden regelmäßig einmal die Woche Statt, am Montag oder Donnerstag; es giebt auch außerordentliche Sitzungen. Während das Consistorium versammelt ist, haben alle übrigen Congregationen Ferien. Alle Angelegenheiten der Kirche können vor das Consistorium kommen, doch beschäftigt es sich nur mit den wichtigsten, wozu in erster Reihe die Besetzung der Bisthümer gehört. Wenn eine Bulle, d. h. eine bei wichtigen Gelegenheiten erlassene päpstliche Urkunde, oder Constitution (Verordnung) in diesem Rathe besprochen worden ist, so wird dieses erwähnt; hat dagegen der Papst allein gesprochen, so führt die Bulle oder Constitution den Namen motu proprio.

Ein solches Consistorium nun fand am 21. Mai 1827 Statt und in demselben wurde der Hospiz-Directions-Präsident Giovanni Maria Mastai-Ferretti zum Erzbischof des erst vor Kurzem zum Erzbisthum erhobenen, seitherigen bloßen Bisthums Spoleto präkonisirt. Dabei hob der h. Vater mit sehr viel Anerkennung Mastai's Verdienste und Tugenden hervor, — seine erste Predigt hielt Mastai in der Kirche San Carlo auf dem Corso — erinnerte daran, mit welchem Lobe er das Predigtamt verwaltet habe, pries sein ernstes Betragen, seine Klugheit, Gelehrsamkeit, Musterhaftigkeit der Sitten, seine Gewandtheit in der Geschäftsführung und seine Erfahrung im Kirchendienste: lauter Lobsprüche, welche ganz Rom als vollkommen gerecht anerkannte.

Mastai hatte eben sein 35. Lebensjahr zurückgelegt, als ihn Gottes Stimme durch seinen Stellvertreter auf Erden zu der Würde des Hohenpriesterthums berief. Wie bei dieser Kunde ihm zu Muthe gewesen, sagt uns Keiner seiner Biographen. Ziehen wir indessen seine Liebe zu der Jugend, ziehen wir seine Demuth, seine zarte Gewissenhaftigkeit und dazu sein nachheriges Verhalten bei der Papstwahl in Betracht, so werden wir schwerlich irren, wenn wir glauben, dem Erhöheten sei mit dieser Erhöhung eben kein Dienst erwiesen und nur in Gehorsam gegen Den, in welchem er den Statthalter Jesu Christi, den Dolmetscher des göttlichen Willens verehrte, habe er dem an ihn ergangenen Rufe, unfrohen aber entschlossenen Herzens, Folge geleistet.

Das Nächste, was nun zu thun, war der Empfang der Bischofsweihe. Mastai erhielt sie am Pfingstfeste 1827 in der Kirche Sanct Pietro in Vincoli und zwar aus den Händen des Cardinals Castiglione, der später unter dem Namen Pius' VIII. Papst wurde. Sanct Peter in Banden, — welch passender Weihort für Den, der dereinst um Christi willen selber Bande tragen sollte! Und ein künftiger Papst als Consecrator Dessen, der auch dermaleinst die Tiara tragen sollte: welch ein prophetischer Fingerzeig liegt nicht auch hierin? Die Bischofsweihe ist

das Sacrament der Weihe in seiner ganzen Fülle, wie ja auch den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel, zu denen Christus gesprochen: „wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch“, die Fülle der geistlichen Gewalt, als ihnen unmittelbar von Christus selber verliehen, innewohnt, mit dem Unterschiede jedoch, daß nach eben dieser ursprünglichen Einrichtung und Verleihung Christi, die Bischöfe als Nachfolger der Apostel jene Gewalt nur in der Einheit und in der Unterordnung unter dem Papste als dem Nachfolger des heiligen Petrus haben, während dieser als Oberhaupt, als allgemeiner Bischof und Bischof der Bischöfe sie in souveräner Weise besitzt. Dieses ist die von Christus gestiftete, göttlich einfache und erhabene Ordnung des Kirchenregimentes — die (so viel geschmähte) Hierarchie.

Sahen wir im Früheren die Tonsur, die vier niederen und die drei höheren Weihen mit ihrem ganzen, glänzenden Apparat von heiligen Gebräuchen an Mastai sich vollziehen: wie könnten wir es uns jetzt versagen, die höchste Weihe, die Bischofsweihe, die ihrer besonderen Würde halber nicht Ordination, sondern Consecration genannt wird, mit dem ganzen Gepränge hehrer und bedeutungsvoller Ceremonieen gleichsam vor unsern Augen an eben demselben vornehmen zu sehen?

Der Consecrationstag ist gekommen und außer dem die heil. Weihe spendenden Bischofe haben sich noch zwei andere als Assistenten eingefunden. Vor ihnen erscheint Giovanni Mastai, der zum Bischof Ernannte, und legt, nachdem durch den Apostolischen Notar die päpstliche Ernennung (Mandatum apostolicum) vorgelesen ist, das Glaubensbekenntniß und darauf den Eid der Treue gegen den Apostolischen Stuhl ab, und beantwortet dann die von dem Consecrator in Bezug auf das Glaubensbekenntniß und den Eid an ihn gestellten Fragen; hierauf liest derselbe an einem Seitenaltare die heilige Messe bis zum Beginn des Evangeliums, während der consecrirende Bischof an dem Hauptaltare, welcher für diese Feier ein doppelter sein muß, celebrirt. Sodann wird die Litanei gebetet, während welcher der zu Weihende auf dem Boden hingestreckt liegt, und nach derselben werden ihm von dem Consecrator und den assistirenden Bischöfen die Hände aufgelegt unter den Worten: accipe spiritum sanctum (nimm hin den heiligen Geist). Vorher wird das Evangelienbuch geöffnet auf seine Schultern gelegt, wo es bis nach der Salbung ruhet. Unter Absingung des zur Erflehung höheren Lichtes in der Kirche üblichen Hymnus veni creator Spiritus (Komm', Schöpfer Geist!) werden nun Haupt und Hände mit dem heiligen Chrysam gesalbt und darauf mit leinenen Tüchern verbunden, und dann Stab und Ring feierlich gesegnet und übergeben, der Stab als Zeichen der „Hirtenpflicht“, der Ring als Zeichen der „Glaubenstreue gegen die Kirche, seine Braut“. Dann wird ihm das Evangelienbuch von den Schultern genommen und in die Hand gegeben. Hierauf giebt der consecrirende wie auch jeder der assistirenden Bischöfe oder Prälaten dem neugeweihten Mitbruder den Friedenskuß, und Letzterer wird in seine Capelle (oder an seinen Altar) zurückgeführt, um der Binden an Kopf und Händen entledigt zu werden. Zurückgekehrt zum Hochaltare, opfert er dem Consecrator zwei brennende Kerzen, zwei verzierte Brode und zwei mit Wein gefüllte

Fäßchen, eines nach dem andern darreichend. Nachdem dieß geschehen, tritt der neugeweihte Bischof an die Chorseite des Hauptaltares, wo er zwischen den zwei Assistenten die heilige Messe zugleich mit dem Consecrator, der wie immer an der vordern Seite des Altars steht, bis zur Communion weiter liest, vor welcher er seine Stelle verläßt und zu dem Consecrator hintritt, um mit ihm zugleich den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen. Am Schlusse der heiligen Messe, vor dem letzten Evangelium, empfängt der neugeweihte Bischof die Mitra, die Handschuhe und den Stab aus des Consecrators Händen und nimmt von seinem Bischofsstuhle Besitz, worauf das Te Deum angestimmt und der neugeweihte Bischof mit Mitra und Stab von den beiden Assistenten durch die Kirche geführt wird, um dem Volke seinen ersten bischöflichen Segen zu ertheilen. Nach beendigtem Te Deum singt der Neugeweihte den Pontificalsegen und in dreimal steigendem Tone den Wahlspruch: ad multos annos (auf viele Jahre), worauf der Consecrator mit dem Friedenskuß erwidert und mit dem Evangelium Johannes die ganze heilige Handlung schließt.

Welch eine tiefe Symbolik liegt doch auch wieder in diesem Weiheact und den ihn begleitenden Ceremonieen! Den Anfang macht, wie wir sahen, die Vorlesung der päpstlichen Bestätigungsbulle, die Ablegung des Eides der Treue gegen den Papst, und die feierliche Erklärung des Gewählten, katholisch glauben und leben zu wollen; damit die versammelte Gemeine es höre, wie der Oberhirt ihr von dem Statthalter Jesu Christi zugeschickt werde, demselben Treue schwöre, und ein echt apostolischer Bischof werden wolle. Welch eine Aufforderung das für Geistlichkeit und Volk, dem neuen Bischofe zu gehorchen, ihn als Nachfolger der Apostel und getreuen Bewahrer des heiligen Glaubens zu verehren! Daran reiht sich eine kurze Aufzählung der bischöflichen Pflichten: ein kurzes aber kräftiges und inhaltsreiches Mahnwort, welches den neuen Bischof erinnert, welche Rechenschaft Gott einst von ihm fordern wird! Hierauf folgt das Beten der Allerheiligenlitanei. Könnte es einen wichtigeren Anlaß, dieses Gebet zu verrichten, geben, als den Act der Aufstellung eines Nachfolgers der Apostel? Ferner bringt der neue Bischof mit Dem, der ihn consecrirt, das heilige Meßopfer dar. Welch ein rührender Act, zwei Bischöfe am Altare zu sehen, die wie zwei Brüder von einem Brode essen, aus einem Kelche trinken, und somit der schönste Beweis sind, wie die Kinder und Hirten der wahren Kirche Glieder eines und desselben Leibes sind? Endlich beschließt die Inthronisation, die Absingung des Te Deum, die Procession durch die Kirche und der feierliche Segen des Neuconsecrirten die heilige Feier. Wie sollte es auch anders sein? Die verwaisete Kirche hat wieder einen Oberhirten erhalten, der bischöfliche Stuhl ist wieder besetzt. Es ist daher ganz natürlich, daß man zur Versinnlichung dessen, was geschehen ist, die Erhebung auf den Thron, die Inthronisation, vornimmt, hierauf Gott feierlich Dank sagt, sodann den neuen Oberhirten in heiliger Freude durch die Kirche führt, und endlich Klerus und Volk ihren neuen, gemeinsamen Vater ehrfurchtsvoll um den heiligen Segen bitten.

Die verwaisete Kirche, für welche Monsignor Mastai die Consecration

als Oberhirt erhalten, war, wie oben bemerkt, seither ein bloßes Bisthum; erst Papst Leo XII. hatte es eben jetzt zum Erzbisthum erhoben.

Mithin war Mastai Erzbischof oder Metropolit, d. h. in der ursprünglichen Bedeutung ein Bischof, der mit der Eigenschaft als Bischof seiner Diöcese die eines Vorstehers einer aus mehreren Diöcesen bestehenden kirchlichen Provinz vereinigt. In Beziehung auf die aus der Weihe fließenden Gerechtsame findet zwischen einem Erzbischof und den gewöhnlichen Bischöfen kein Unterschied statt. Seine Würde gewährt ihm bloß gewisse besondere Regierungs- oder Jurisdictionsrechte, um bei der großen Entfernung des römischen Stuhles eine Mittelstufe der Verwaltung zu bilden und eine Aufsicht über die untergebenen Bischöfe zu handhaben. Früher waren diese Rechte sehr bedeutend, und sie bildeten, besonders in Verbindung mit den Provincialconcilien, eine regelmäßige Stufe der kirchlichen Regierung. Gegenwärtig aber sind ihre Rechte theils erloschen, theils (aus mehreren Ursachen) an den Papst übergegangen. Im Hinblick jedoch auf den hohen Rang, den die Erzbischöfe in der Kette der Hierarchie einnehmen, genießen sie außer den bischöflichen Prärogativen noch Ehrenrechte. Dazu gehört das Kreuz, welches ihnen bei feierlichen Gelegenheiten (innerhalb ihrer Provinz) vorgetragen wird, besonders aber der Gebrauch des Palliums. Es ist dieses (wie bereits gesagt worden) eine weißwollene (mit Kreuzen von schwarzer oder rother Farbe) durchwirkte Binde, welche in Rom bei dem Grabe des heiligen Petrus gesegnet, und vom Erzbischof über die Schultern herabhängend getragen wird. Wie Allem in der Kirche, so liegt auch Diesem eine tiefe, sinnreiche Bedeutung zu Grunde, wie aus Folgendem ersichtlich werden wird.

Das Pallium wird aus der Wolle zweier weißer Lämmer (agni) verfertigt, die in der Basilika der heiligen Agnes außerhalb der Stadt, (denn innerhalb der Stadt auf dem Navonaplatz, über dem unterirdischen Gefängnisse, worin die 13jährige edele Jungfrau ihren glorreichen Triumph über das Laster und die Gottlosigkeit errungen hat, steht auch eine herrliche Kirche ihr zu Ehren) an ihrem Festtage nach beendigtem Hochamte feierlich geweiht werden. An dem genannten Tage (21. Januar) sieht der Reisende nach der musicalischen Messe den zahlreichen Klerus der Kirche in Procession aus der Sacristei ziehen und in das Heiligthum treten. Der Zug wird durch Kirchendiener, welche Fackeln, das Weihrauchfaß und den Weihkessel tragen, eröffnet; dann kommen zwei Geistliche in großen schwarzen Mänteln, von denen ein jeder ein prächtiges Kissen von rothem Damast, mit Goldfranzen verziert, auf dem Arme trägt, worauf ein kleines Lamm, weiß wie der Schnee, weich liegt, der Kopf mit Rosen geschmückt und der ganze Leib mit Rosetten in rothem Band besäet, die Füße mit rothen schmalen Seidenbändern als Bündel zusammen gebunden. Diese zwei Lämmer werden mit den Kissen auf den Altar gelegt, das eine auf der Evangelien-, das andere auf der Epistelseite. Alle Stiftsherren „des heiligen Erlösers" (vom Lateran), welche den Dienst der Kirche versehen, nehmen Platz im Chor. Der Abt, die Mitra auf dem Haupte und mit dem Chorrock bekleidet, besteigt den Altar mit dem Diakon und Subdiakon, während die Musik auf den höheren Gallerieen ein dem Umstand entsprechendes Stück vorträgt.

Bald spricht der celebrirende Prälat ein herrliches, von der köstlichsten, erhabensten Poesie durchduftetes Gebet. Es beginnt mit einer Hymne zu Ehren der heiligen Agnes, des Musters der Reinheit und Unschuld, der Kraft und Milde; dann entfaltet es, daran erinnernd, daß der Gebrauch, den heiligen Dienern besondere Zierden zu verleihen, der alten, bis zum Sinai zurückreichenden Erblehre entspricht, das glänzende Gemälde der christlichen Jahrhunderte. Nach dem Gebete gießt der Celebrant Weihwasser auf die beiden Lämmer und durchduftet sie mit dem Wohlgeruche des Weihrauchs: so weihet er sie. Nach der Weihe kehrt der Zug in die Sacristei zurück, und die zwei Lämmer werden einem Ceremonienmeister der Basilika St. Johann vom Lateran übergeben. Begleitet von zwei Dienern der Kirche, bringt er sie zu Füßen des heiligen Vaters, der sie gleichfalls weihet. Der Camerlengo der Subdiakone trägt dann diese jungen Thierchen in ein vom heiligen Vater bezeichnetes Nonnenkloster, damit Sorge für sie getragen werde. Ist die Zeit gekommen, so scheert man sie und verfertigt aus ihrer Wolle das Pallium. An Ostern kommt eines der Lämmer auf den Tisch des Papstes; denn in allen römischen Familien herrscht der Gebrauch, an diesem Tage zur Erinnerung an das wahre, für das Heil der Welt geschlachtete Lamm ein Lamm zu essen. So steht Rom in der Erhaltung der frommen Gebräuche und der rührenden Erinnerungen einzig da.

Warum nun diese Weihe der zwei Lämmer? Warum die Ceremonieen, die sie begleiten? Warum dieß Pallium? Die Antwort ist diese: Wie im Alten Bunde der Hohepriester von den übrigen Priestern durch gewisse, kostbare, kunstreich gewirkte Kleidungsstücke, das Rationale und das Superhumerale, unterschieden war, so wollte die Kirche, daß auch die obersten Hirten des göttlichen Schafstalles Zierrathen hätten, welche sie auszuzeichnen und zugleich an den Ursprung, Character und Zweck ihrer Autorität zu erinnern geeignet wären: daher verlieh sie ihnen das Pallium. Als Nachfolger des Lammes Gottes sollen sie sein Reich fortsetzen und seine Sanftmuth darstellen; deßhalb wird das Zeichen ihrer hohen Würde aus der Wolle eines geweihten Lammes verfertigt. Ihr Amt ist eine Last, und sie müssen wie der gute Hirt die irrenden oder kranken Schäflein tragen; deßhalb tragen sie das Pallium auf ihren Schultern. Nur durch die Kraft und die Liebe des gekreuzigten Gottes können sie ihre schwierige Mission erfüllen: deßhalb ist das Pallium mit sechs Kreuzen geschmückt. Der Ursprung ihrer Macht kommt von Petrus und durch Petrus vom Sohne Gottes selbst; deßhalb legt man am Tage vor dem Feste der glorreichen Apostelfürsten (Petrus und Paulus) alle Pallien auf ihr Grab, am andern Tage werden sie mit großer Ehrfurcht wieder genommen und den Sacristan-Stiftsherren anvertraut, welche sie in die Schatzkammer der Reliquieen legen, bis sie versendet werden. Nach der jetzigen Verfassung wird das Pallium als Sinnbild der Vereinigung mit dem apostolischen Stuhle betrachtet. Daher muß der Erzbischof, zum Beweis seiner Anhänglichkeit an denselben, binnen drei Monaten nach seiner Ernennung entweder persönlich oder durch einen Stellvertreter um das Pallium inständigst nachsuchen. Erst mit dessen Empfang ist Alles, was zu der erzbischöflichen

Würde gehört, vorhanden und darf der Erzbischof vorher keine Pontifical- oder andere feierliche Handlungen ausüben. Die Verleihung selbst geschieht auf das vorher geleistete Versprechen der Treue und zwar mit folgenden Worten: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes und der seligen Jungfrau Maria, so wie der seligen Apostel Petrus und Paulus, unsers Herrn des Papstes (Leo XII.), der Römischen Kirche und der Kirche (Spoleto), welche Dir anvertraut ist, übergeben Wir Dir ein Pallium, von dem Körper des heiligen Petrus entnommen, als Zeichen der Fülle des hohenpriesterlichen Amtes nach der Bezeichnung mit dem erzbischöflichen Namen, damit Du Dich dessen in der Kirche an bestimmten Tagen, welche in den von dem Apostolischen Stuhle verliehenen Privilegien bezeichnet sind, bedienest.

Das ist ein Bischof, das ein Erzbischof in der katholischen Kirche, so wird er geprüft, gewählt und ernannt, so geht's bei seiner Weihe zu. Erst nachdem wir dieß wissen, sind wir im Stande, vollkommen zu verstehen, was es heißt: Mastai wurde zum Erzbischof ernannt; und erst, wenn wir uns im Geiste nach Spoleto versetzt und dort ein wenig Umschau gehalten, erfassen wir lebendig und klar, was es heißt: Mastai wurde zum Erzbischof von Spoleto ernannt. Dieß bitten wir den geneigten Leser wohl zu beachten, wenn wir ihn, wie es bei Erwähnung der niederen und höheren Weihen und der Bischofsweihe Mastai's geschehen, so auch weiter unten bei dessen Erhebung zum Cardinalat und der noch höheren Erhebung auf den Gipfel der apostolischen Vollgewalt möglichst tief in die Sache, und möglichst klar auf die Form und die Umstände hinschauen lassen, unter welchen jene in die Erscheinung tritt.

Das Nämliche bitten wir den freundlichen Leser auch da festhalten zu wollen, wenn hier und da Personen und Dinge, die auf den ersten Blick unserem Gegenstande ferner zu liegen oder wohl gar fremd zu sein scheinen, in den Kreis der Darstellung hineingezogen werden. Auch da leitet uns die, wie wir glauben, völlig richtige Absicht, dem Leser den ursachlichen und naturgemäßen Zusammenhang des Einen mit dem Andern, des entfernter Scheinenden mit dem Allernächsten, des Verborgenen mit dem Sichtbaren anzudeuten, ihm, um uns eines Bildes zu bedienen, den Baum nicht in der Luft schwebend, sondern mit dem Boden, worin er wurzelt, mit Einem Worte: ihm den Helden unserer Geschichte nicht abstract, nicht für sich allein, sondern concret, in und mit dem vollen Leben seiner Zeit und Umgebung möglichst frisch und warm zur Anschauung zu bringen.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Monsignor Mastai's oberhirtliches Wirken in Spoleto. — Die Revolution pocht an Spoleto's Thore. — Bulle Leo's XII. gegen die Freimaurer und Carbonari. — Leo's XII. Tod. — Pius VIII. folgt ihm. — Sein kurzes, aber wohl ausgefülltes Pontificat. — Mauro Cappellari wird Papst unter dem Namen Gregor XVI. — Ein Blick auf seine Vergangenheit. — Sein Pontificat beginnt mit Sturm.

Treulich, im Geiste des Gehorsams und der Liebe hat sich Mastai allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten unterzogen, hat Behufs Bestreitung der erforderlichen Ausfertigungs-Gebühren einige ihm zugehörige Liegenschaften in Rom veräußert, und nun sehen wir ihn, den anspruchslosen Pflegevater der verwais'ten Jugend, den Beförderer der Künste und

Gewerbe, den Apostel Süd-Americas, um die Mitte des Jahres 1827 zum ersten Male im hohepriesterlichen Festornate seinen feierlichen Einzug als Erzbischof in Spoleto halten und daselbst von dem erzbischöflichen Stuhl Besitz ergreifen. Das war ein Tag der Wonne und des Segens für Stadt und Land, für die Geistlichkeit und die gesammte Bevölkerung: denn mit dem Erzbischof Johannes zog Versöhnung und Friede in die Ortschaften ein, die von Zank und Hader widerhallten und nahe daran waren, mit Bürgerblut besudelt zu werden. Schon die milde, gewinnende, majestätische Persönlichkeit des männlich schönen, in der Vollkraft der Jugend prangenden Oberhirten wirkte wie ein Zauber auf Alle, die ihn sahen.

Mastai fand in seinem neuen Wirkungskreise alle Hände voll zu thun; die Dinge lagen dort, wir wir bereits angedeutet, in einem noch weit schlimmeren Zustande, als wie er San Michele angetroffen. Mochte nun sein Vorgänger, Monsignor Ancajati, daran Schuld sein oder nicht, genug: der Eifer der Geistlichkeit war erschlafft, die Bande der Kirchenzucht hatten sich gelockert, Unordnung herrschte in der Verwaltung der Kirchengüter, deren meiste ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet worden, Unordnung auch im öffentlichen Geiste, der in eine Menge Clubs und Parteien gespalten war, die, voll Eifersucht gegen einander, Tag für Tag in den Salons, in den geheimen Gesellschaften, an öffentlichen Orten sich die heißesten Schlachten lieferten.

Da war es nun des neuen Oberhirten erste Sorge, sich nach dem Zustande, der Lebensstellung und der religiösen Gesinnung eines Jeden zu erkundigen. Und das that er nicht etwa durch geheime, bezahlte Späher und Zuflüsterer. Er wählte dazu den geradesten, offensten Weg. Persönlich klopfte er an alle Thüren an, kehrte vertraulich bei Allen ein. Er klopfte an die Thüren der Adeligen und der Reichen und verstand es, ohne den Stolz der sich groß Dünkenden zu verletzen, den heilbringenden Namen des demüthigen und armen Gottes auf eine liebliche Weise in die Gespräche über menschliche Herrlichkeiten einzuflechten. Den Handwerker suchte er in seiner Werkstätte, den Kaufmann in seinem Waarenlager, den Beamten in seiner Amtsstube auf, und Allen ließ er den Segen Desjenigen zurück, dessen allsehendes Auge mit Vaterliebe Tag und Nacht über Allen wach und offen bleibt. Vor Allen aber suchte er, ohne auch nur Einen zu übergehen, die armen und dürftigen Familien, die schwachen und hülflosen Greise auf, und weil er da, ebenso wie zu Rom, neben manchem Guten gar viel des Bösen wahrnahm und stets auf Abhülfe und Heilung bedacht war, so beeilte er sich, ein großes Waisenhaus für arme Kinder zu gründen, die in den Handwerken unterrichtet werden sollten. Auf seinen Rundreisen besuchte er jeden Ort, so einsam und abgelegen er auch sein mochte, und in den Hütten der wüsten Apenninen, welche an die Abruzzen stoßen, bewahrt man noch heute lebhaft die Erinnerung an die zärtliche Liebe, mit der er, klein mit den Kleinen und Allen Alles werdend, die Kinder katechisirte, die Entzweiten aussöhnte, die Ausgestoßenen zurechtwies, der Noth ganzer Familien abhalf, und in die schmutzigsten und ekelhaftesten Wohnungen eintretend, sich dem Lager der armen Kranken nahte und sie mit Almosen und seinem Segen tröstete. Wo es immer anging, hinterließ er in den ärmlichsten

Kirchen jener Alpengegenden Spuren und Pfänder seiner heiligen Freigebigkeit. Die Domkirche bereicherte er mit kostbaren Geräthen zum Gottesdienste und unterhielt im erzbischöflichen Seminar arme Jünglinge aus seinem eigenen Vermögen.

Rücksichtlich der Vornahme von Neuerungen und Verbesserungen ging der neue Erzbischof mit großer Vorsicht zu Werke. Ein rundes Jahr ließ er, beobachtend und überlegend, vorübergehen, ehe er die Axt oder die heilende Hand an irgend ein Uebel legte, so daß schier Manche, denen die Ursache dieser scheinbaren Unthätigkeit nicht einleuchtete, dieselbe der Sorglosigkeit oder der Schwäche zuzuschreiben sich versucht fühlten und wohl hie und da die Meinung laut werden ließen, man könne ja kaum merken, daß ein anderer Oberhirt gekommen.

Als man jedoch nach Verlauf eines Jahres allgemach inne ward, wie in Folge häufiger geistlicher Exercitien (Uebungen, welche für Priester das Nämliche sind, was eine Mission für das Volk ist) der Eifer des Klerus neu auflebte, Regel und Zucht in die Ordenshäuser, Ordnung und Sparsamkeit in die Verwaltung der Kirchenfabriken einkehrte, und wie, durch diese Reformen ermöglicht, nützliche Anstalten zur Erziehung der Jugend und zur Beschäftigung der Arbeitslosen in das Leben traten, da freilich ward das Urtheil über ihn ein völlig anderes.

Der erzbischöfliche Palast wurde das Stelldichein für die Vertreter aller politischen Parteien; wie sie allesammt mit gleicher Freundlichkeit in die Salons des Erzbischofs aufgenommen wurden, so folgten sie in Bälde dem ihnen gegebenen Beispiele, betrachteten sich ohne Haß und reichten sich schließlich als Brüder die Hand.

Die Zeit nahete, wo Mastai von der Einigkeit, die er erzielt hatte, von der allgemeinen Hochachtung und Liebe, die er einflößte, die Früchte erndten sollte. Die Revolution, die unheilschwangere Tochter der geheimen Gesellschaften, die seit 1830 die Runde durch Europa machte, pochte auch an Spoletos Thore und brachte die Stadt und ihre Bevölkerung in Aufruhr.

Doch ehe wir den Faden der Geschichte verfolgen, müssen wir zuvörderst einen Blick auf die Vorgänge in der Tiberstadt und sodann einen in jene Werkstätten werfen, welche an Grausenhaftigkeit nur derjenigen der bösen Geister nachstehen, deren bewußte oder unbewußte Sendboten die Arbeiter in jenen sind: wir meinen die öfters besagten geheimen Gesellschaften der Freimaurer und der Carbonari. In dem Beiwort „geheim" tragen beide schon den Stempel der Verwerfung an ihrer Stirn, gemäß jenem Bibelworte: „Jeder, der Böses thut, hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht bestraft werden: wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind."[1])

Von der Wahrheit des obbesagten Gottesspruches durchdrungen und von der Hochwarte des apostolischen Felsenthrones herab das unsägliche Verderben erschauend, welches jene lichtscheuen Genossenschaften, „während die Leute schlafen", auf das Ackerfeld der Kirche Gottes aussäen, erachtete der wachsame Statthalter Christi es für eine seiner ersten Pflichten, die

---

[1]) Joh. 3, 20. 21.

Schlafenden aufzurütteln und sie vor den ihnen von jener Seite her drohenden Gefahren alles Ernstes zu warnen. Daher erließ er, nachdem er in einem früheren Rundschreiben (vom 3. Mai 1824) an alle Bischöfe der katholischen Christenheit gegen die Gleichgültigkeit in Bezug auf Glaubenslehren (den religiösen Indifferentismus) und gegen Bibelgesellschaften, welche durch mißlungene und gefälschte Uebersetzungen den Sinn der heiligen Schrift entstellen, geeifert hatte, am 13. Mai des darauf folgenden Jahres eine Bulle, worin er voll Entschiedenheit, Willensfestigkeit und Liebe gegen die eben damals wieder frech ihr Haupt erhebenden Freimaurer und Carbonari warnet.

Wieder ein Jahr später, in dem nämlichen Consistorium, worin der ehemalige Auditor des Monsignor Muzi zum Erzbischofe von Spoleto präkonisirt ward (am 21. Mai 1827), hielt Leo XII. eine Allocution, d. h. eine feierliche Ansprache, Betreffs der kirchlichen Verhältnisse in Süd-America, worin der Papst erklärte, er könne nicht länger die erledigten bischöflichen Stühle in den neuen Staaten Süd-Americas leer stehen lassen, und habe darum ohne Mitwirkung der hadernden Parteien (Spaniens nämlich und der neugebildeten Republiken) kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt würdige Oberhirten für sie ernannt. Fast scheint es, als habe Leo durch die gleichzeitige Ernennung der Bischöfe für die Südstaaten, und Mastai's für Spoleto einen ursachlichen Zusammenhang thatsächlich andeuten und der apostolischen Wirksamkeit des Letzteren in jenem Welttheile dadurch die Krone aufsetzen wollen.

Nach einem kurzen, aber trotz seines immerwährenden Siechens für die Kirche segenbringenden, Pontificat starb Leo XII. am 10. Februar 1829 ruhig und schmerzlos. Daß der Erzbischof von Spoleto, wie jeder andere Bischof, dem verstorbenen Papst eine Leichenfeier veranstaltete, ist wohl selbstverständlich, ebenso, daß diese um so glänzender ausfallen und um so tieferen Eindruck machen mußte, als sie einem Kirchenhirten galt, dessen Wiege in Spoleto gestanden und der die Erinnerung an seine Vaterstadt, die sich selbst in seinem Vornamen (Hannibal) aussprach, bis an seinen Tod treu bewahrte. Mastai selber hielt ihm die Leichenrede. Sie war ein Prachtstück von Beredsamkeit; denn die Tugenden, die er an dem Verewigten rühmte, waren, ohne daß er es wußte, *seine* Tugenden, und so durfte er nur sein Herz reden lassen, um seine Zuhörer zur Bewunderung und zu dem Gedanken hinzureißen: gerade so ein Papst würde auch unser Erzbischof sein, wenn ihn statt der Inful die Tiara schmückte.

Am 23. Februar traten die Cardinäle in das Conclave ein, vor dessen Eröffnung der bekannte Vicomte von Chateaubriand, der damalige französische Gesandte zu Rom, einige herrliche Worte über die Natur und die fast wunderbare Macht des von Gottes Geist geleiteten Conclave an die versammelten Kirchenfürsten richtete. Wenige Tage später, am 31. März kündigte Cardinal Albani von dem gewöhnlichen Platze aus der versammelten Volksmenge an, „der Cardinal Franz Xaver Castiglioni sei zum Papste gewählt und habe den Namen Pius VIII. angenommen", und sieh, keine Stimme auf dem ganzen Erdenrund erhob sich dagegen, am allerwenigsten von den Römern eine. Ja, diese waren nicht einmal, wie

es doch sonst wohl vorkommt, überrascht; wußte man doch männiglich, daß eben dieser Castiglioni in dem letzten Conclave, im Jahre 1823, mehr Stimmen gehabt hatte, als irgend ein anderer Cardinal, bis plötzlich die Mehrzahl der Stimmen sich auf den Cardinal della Genga vereinigte. Daß er dießmal wirklich als Papst aus dem Conclave hervorging, bestätigte nur die ununterbrochene Fortdauer der hohen Meinung, welche die Cardinäle wegen seines stets musterhaften, mit allen priesterlichen Tugenden geschmückten Lebens und seiner großen theologischen Gelehrsamkeit insbesondere auf dem Gebiete des so umfangreichen und überaus wichtigen kanonischen Rechtes von ihm hatten. Dieselbe hohe Meinung hegte Papst Pius VII. von ihm, als er ihn im ersten Jahre seines Pontificates vom Lehrstuhl der Theologie und des kanonischen Rechtes an der römischen Universität auf den bischöflichen Stuhl von Montalto berief. Wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Obern verbannte Napoleon ihn nach Frankreich, wo er in den dürftigsten Verhältnissen leben und manchmal auf Stroh schlafen mußte. Erst 1814 konnte er mit Pius VII. wieder nach Rom zurückkehren, der ihn 1816 zum Bischofe seiner Vaterstadt Cesena und zum Cardinal-Priester machte. Als der Cardinal sich für seine Erhebung bedankte, sagte ihm der h. Vater: „Sie werden einer meiner Nachfolger sein!" Ein anderes Mal, wo der Cardinal Castiglioni über eine gewisse Sache mit Pius VII. sprach, soll dieser lächelnd zu ihm gesagt haben: „Eure Heiligkeit Pius VIII. mag dereinst diese Sache regeln." 1821 wurde der Cardinal-Priester Castiglioni als Cardinal-Bischof nach Frascati, dem alten Tusculum, übersetzt. Als am 31. März 1829 die Papstwahl auf ihn fiel, protestirte der Neugewählte feierlich, weil er sich unfähig hielt für die päpstliche Würde. Allein die Cardinäle wollten nicht darauf achten, und als er nach anderthalb Stunden Bedenkzeit und Anflehung des h. Geistes um Rath und Erleuchtung, im Vertrauen auf den göttlichen Beistand endlich sich bereit erklärte, herrschte allgemeiner Jubel, wo immer die Wahl bekannt wurde.

Aber auch dieses Pontificat sollte nur ein kurzes, ja ein viel kürzeres sein, als das vorhergegangene. Dennoch war es fruchtbringend und ereignißreich. Zu den wichtigsten Ereignissen und Maßregeln gehören: a) die Emancipation der Katholiken in England, d. h. die theilweise Befreiung derselben von dem höchst ungerechten Drucke, der auf den Katholiken ihrer Religion wegen lastete und die annähernde Gleichstellung derselben mit den Angehörigen der englischen (protestantischen) Staatskirche; b) das päpstliche Breve an den Erzbischof von Cöln und die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster, so wie c) die practische Instruction des Cardinals Albani in Betreff der gemischten Ehen — zwei Actenstücke, in welchen die katholische Nachgiebigkeit den Anforderungen der Protestanten gegenüber so weit gegangen war, als sie ohne Pflichtverletzung nur gehen konnte; d) die Erneuerung der Verbote gegen die geheimen Gesellschaften, die in ihrer Verwegenheit selbst in Rom eine Loge errichtet hatten, die aber entdeckt und danach 26 ihrer Mitglieder verhaftet wurden. Daß Leo XII. und Pius VIII. keinen blinden Lärm geschlagen hatten, als sie durch ihre Rundschreiben die christliche Gesellschaft vor diesen Ausgeburten der Hölle warnten, das lehrten bald die

großen politischen Erdbeben, welche die Throne erschüttert und die Fürsten gestürzt haben ohne Krieg, deren erstes im Juli 1830 in Frankreichs Hauptstadt Statt fand und die seitdem gewöhnlich geworden sind, als gehörten sie zur Tagesordnung.

Diese auf einander folgenden Schläge im Ausland und im Inland, dazu noch die polnische Revolution im November 1830 erschütterten die ohnehin schwache Gesundheit des Papstes. Das Leiden, welches ihn so lange mehr äußerlich gequält hatte, warf sich auf die innern Theile und machte seinem Leben am Morgen des 1. December 1830, nachdem er frühzeitig mit Andacht die Sacramente empfangen hatte, ein Ende.

So hatte nun wieder ein müdes Kirchenoberhaupt sich zur ewigen Ruhe gebettet: unter den päpstlichen Todesfällen, die Mastai erlebte und die in immer steigendem Maße ihm nahe gingen, war dieser der vierte. Mit Ausnahme des vorletzten war es dreimal ein Pius gewesen, dessen Tod er beklagte. Wer wird nun Pius dem Achten folgen? Wie wird, der ihm folgt, sich nennen? Wieder Pius? .... Oder wird vielleicht nie oder erst lange nach ihm ein Anderer die Reihe dieser glorreichen Namen fortsetzen?

Ohne Zweifel hat der fromme Oberhirt von Spoleto bei der Kunde von dem Ableben Pius VIII. wohl auch einer solchen, gewiß verzeihlichen Wißbegierde im Herzen Raum gegeben, die Befriedigung derselben aber betend und vertrauend der Vorsehung überlassen; vor Allem betend. Denn wohl that es Noth zu beten, daß eine kräftige und dabei milde Hand das Ruder der Kirche und das des Staates zumal erfasse; denn es war eine schwere Zeit, eine Zeit, wo es kochte und gährte und stürmte und brannte allüberall.

Das Conclave nach Pius' VIII. Tode wurde Mitte December 1830 unter Beobachtung der gewöhnlichen Förmlichkeiten begonnen und am Feste Maria Reinigung, am 2. Februar 1831, also nach einem ziemlich langen Wahlkampfe, durch die Erwählung des Cardinals Cappellari zum Papste beendigt. Der neue Papst nahm den Namen Gregor XVI. an. Bartholomäus Albert Cappellari war zu Belluno in der Lombardei, am 18. September 1765, von bürgerlichen aber sehr angesehenen Eltern geboren. Im Jahre 1783 trat er zu Venedig in den Camaldulenser-Orden und erhielt den Namen Mauro. Im August 1795 wurde er als Begleiter des Procurator-General des Ordens nach Rom gesandt, wo er seitdem seinen festen Aufenthalt hatte. 1799 gab er ein umfangreiches und verdienstvolles, von großer Gelehrsamkeit zeugendes Werk („Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche") heraus, welches seitdem öfters aufgelegt wurde. Im folgenden Jahre wurde er Vicar im Camaldulenserkloster San Gregorio auf dem Cölius, an dessen Spitze er 1805 als Abt trat, und von wo er später als Procurator-General seines Ordens erwählt ward. Als solcher verlebte er, studirend und an der Leitung der großen Angelegenheiten der Kirche als Rath, Theologe und Referent in schwierigen Fragen mitarbeitend, in stiller Zurückgezogenheit glückliche Jahre. Aber der Duft seiner Tugenden und Talente war aus seiner stillen Zelle in den Vatican gedrungen. Außer andern wichtigen Aemtern übertrug ihm Leo XII. auch das eines Visitators der vier kleinern Universitäten, und am 13. März 1826 proclamirte er Mauro

Cappellari als Cardinal unter Lobsprüchen, wie sie selten im Consistorium ausgesprochen worden sind. Er bezeichnete ihn als einen Mann, ausgezeichnet durch ein unsträfliches, sittenstrenges Leben, durch Gelehrsamkeit, durch Tüchtigkeit in der kirchlichen Verwaltung und durch langjährige Arbeiten für den heiligen Stuhl. Als Cardinal erhielt er sogleich das höchstwichtige Amt eines Präsidenten der Congregation de propaganda fide, d. h. das Vorsteher-Amt jener weltberühmten Anstalt für Verbreitung des Glaubens und für Missionen unter nicht christlichen Völkern, welche mit allem Fug im Mittelpunkte der Christenheit, in Rom, ihren Hauptsitz hat. Dieses Amt war für ihn eine großartige Vorschule und Vorübung des päpstlichen Regimentes, indem seine Blicke sich schon damals daran gewöhnten, den ganzen Erdkreis zu umfassen.

Der neue Papst bestieg den Thron unter sehr trüben Aussichten. Gleich am Tage seiner Krönung (6. Februar), während er vom Balcon herab den auf dem Platze vor der Peterskirche versammelten Tausenden den ersten päpstlichen Segen ertheilte, drang das Gerücht von einem Aufstande in den Provinzen gleich einem Schreckschuß durch die Reihen. Das Gerücht war nur zu wahr: zwei Tage vorher war zu Bologna wirklich der Aufstand ausgebrochen. — Wie das gekommen und wo das gesponnen worden — diese Frage führt uns von selber in jene finsteren Werkstätten, von welchen vorhin Rede war und in die wir, ob gern oder ungern, wohl hineinblicken müssen, um das Nächstfolgende und andere Erscheinungen der Gegenwart in ihrem ursachlichen Zusammenhange verstehen und würdigen zu können.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Der Orden der Freimaurer: sein vorgeblicher Ursprung und Zweck. — Die Freimaurerei ein schleichendes Gift für die menschliche Gesellschaft. — Die Carbonari oder Jung-Italien: Woher ihr Name und ihr Anfang und was ihr Endziel. — Die vier Venten. — Das Complot der Carbonari durch die Oestreichische Polizei entdeckt und eine Zeitlang unterdrückt, lebt kräftiger wieder auf. — Aufstand in den Legationen. — Ein hohes Brüderpaar. — Rom zeigt keine Neigung zur Revolution. — Gregor XVI. ruft nothgedrungen die Oestreicher zu Hülfe, welche die Erhebung in den Legationen bald zu Boden schlagen.

Der Orden der Freimaurer führt lächerlicher Weise seinen Ursprung auf den Tempelbau Salomo's, der großartigen ägyptischen Bauwerke, Pyramiden genannt, oder auch auf die eleusinischen Geheimnisse der alten Griechen zurück. Viel eher mag er von den Bauvereinen (Bauhütten) des Mittelalters, den Baumeistern der gothischen Kunst herrühren, welche, wie alle Gewerbe, Zünfte mit geheimen Erkennungszeichen bildeten und wahrscheinlich auch im Geheimen eine gegen die bestehende Kirche gerichtete Stimmung förderten. Der angebliche Zweck desselben ist, die Menschheit, unabhängig von Staat und Kirche, zu einem Bruderbunde heranzubilden, weßhalb die Mitglieder der Gesellschaft im Allgemeinen Freimaurer, unter sich Brüder heißen. Darin schon, daß die Freimaurerei die Menschheit von Staat und Kirche, diesen zwei mit ihrem leiblichen und geistigen Dasein auf das Innigste verwachsenen Institutionen losreißen will, liegt etwas Naturwidriges, liegt ihr revolutionärer, die bürgerliche wie die religiöse Autorität und Ordnung unterwühlender, sonach verbrecherischer Charakter. Und in der That hat die

Freimaurerei in ihren Logen überall und jederzeit mehr oder weniger in dieser Richtung „gearbeitet". Waren ja erwiesenermaßen die großen französischen Umwälzungen von 1789 und 1830 größtentheils weiter Nichts als so zu sagen die Explosionen der geistigen Pulverminen, welche durch Wort und Schrift, durch Geld, Gift und Dolch, durch Mittel jeglicher Art (denn da gilt in Wahrheit der Grundsatz, den man so gerne den Jesuiten in die Schuhe schiebt: „der Zweck heiligt die Mittel") in den Logen lange vorher gegraben worden waren. Daß auch die vor Kurzem zum Ausbruch gekommene, vorgeblich nur gegen die Person einer übelberufenen, unbeliebten Königin, im Grunde aber gegen den katholischen Glauben des Herrscherhauses und des Volkes und gegen den Felsenthron des Oberhauptes der Kirche gerichtete Revolution in Spanien hauptsächlich eine Frucht der „Arbeit" in den geheimen Gesellschaften sei, dafür sprechen, außer dem kirchenfeindlichen, unsittlichen Charakter derselben, der sich in Freigebung des Lasters, in Mißhandlung der Geistlichen, in Aufhebung der Klöster, in der Förderung confessionsloser Schulen (d. h. solcher Schulen in Stadt und Land, in denen von Gott und Jesus Christus keine Rede sein darf, als etwa um sie zu leugnen und zu lästern), und in noch Anderem kundgiebt, zuverlässige geschichtliche Zeugnisse aus dem Munde von Freund und Feind.

So bringt unter Anderem eine wohlunterrichtete, ehrenhafte, zu Paris erscheinende Zeitung „Le Monde" unter'm 2. October über Serrano, Herzog de la Torre, das Haupt der spanischen Revolution, (den ehemaligen Günstling der Königin, der jetzt den Tugendhelden spielt) die Notiz, daß derselbe wie die hervorragenden Liberalen und Progressisten (unsere Fortschrittsmänner) Spaniens dem Maurerorden angehöre und einer der Hauptchefs derselben sei. In demselben Blatte wird auch die deutsche „Freimaurer-Zeitung" angeführt, welche schon vor ein paar Jahren die Notiz brachte, daß sich alle Eisenbahnlinien Spaniens in den Händen von Ordensmitgliedern befinden.

Mit dieser Notiz stimmt vollkommen, was das englische Journal „Daily News", ein protestantisches, liberales Blatt unter'm 6. October über eben dieselbe Revolution sagt, nämlich, daß in Madrid und zweifelsohne auch in anderen Orten die gesammte aufständische Bewegung unter der Leitung eines revolutionären Comitee's gestanden hat, dessen Mitglieder größtentheils Freimaurer sind, die in Madrid allein 49 Logen und 24,000 Brüder zählen. Die Mitglieder des Comitee's hatten Freunde in mehr als einem Zweige der öffentlichen Verwaltung und jedes nach Madrid gelangte Telegramm wurde von ihnen eher gelesen, als dieß von dem Conseil-Präsidenten, dem General Concha, geschah.

Welch eine Rolle die Maurerei vor und in dem unseligen deutschen Bruderkriege von 1866, besonders in Hannover, gespielt habe, hier an Thatsachen und Personen nachzuweisen, gehört nicht zu unserer Aufgabe und würde nachgerade auch wenig nützen.

Mit dem Allem soll jedoch keineswegs behauptet sein, als komme gerade alles Schlimme, alle Wühlerei, aller Umsturz bestehender Ordnungen einzig von den Freimaurern her, wie eine gewisse Classe von Leuten sich darin gefällt, alles Uebel unter dem Monde, das physische wie das sittliche, den Jesuiten in die Schuhe zu schieben, die daher auch bei

jedem Auflauf die Ersten sind, gegen welche die aufgehetzte, bezahlte Wuth sich richtet. Nein, so Schlimmes sagen wir den Brüdern vom Schurzfell eben nicht nach, besonders den einzelnen nicht. Die meisten „Brüder" wollen keine Revolution, bei Leibe nicht: sie sind Lebemänner und Freunde einer sogenannten gesunden, d. h. durch kein Gottes- und Kirchengebot genirten Sinnlichkeit, und als solche lieben sie es durchaus nicht, durch Straßencravalle und Kriegsgeschrei in ihrem Besitzstande gefährdet, in ihrem behaglichen Wohlleben gestört zu werden. Sie sind in gewissem Sinne die „Zahmen" unter den Freimaurern. Gleichwohl sind sie schon ihrer großen Zahl und des blinden Gehorsams wegen, den sie einem Unbekannten in Bezug auf unbekannte Dinge eidlich gelobt haben, auch als solche gefährlich; denn da gleichen sie einer großen Mulde voll gefügigen Teiges, in die nur ein entschiedenes Mitglied von dem Schlage Mazzini's oder Cavour's (Garibaldi ist zu plump dazu), mit sicherer Hand einzugreifen braucht, um aus dem Teige zu machen, was er will, und ihn dann zu brauchen, wozu er will.

Schon dieses blinden Gehorsams wegen, den man unbekannten Oberen unter feierlichen Eiden angelobt, ist es im höchsten Grade unsittlich und darf kein ehrlicher Mann, geschweige denn ein gläubiger Christ, sich an solchem, die Finsterniß suchenden Geheimbunde betheiligen. Aber auch davon abgesehen: an und für sich betrachtet, ist die Freimaurerei vom Uebel, ist ein schleichendes Gift für die menschliche Gesellschaft, und zwar aus folgenden Gründen. 1) Ihr Character ist vor Allem Verstecktheit und Geheimnißkrämerei, Verstellung und Heuchelei nicht allein von Seiten der Eingeweihten den Ungeweihten, sondern auch von Seiten Jener ihren in niederen Graden stehenden Mitgliedern gegenüber. 2) Ist ihr Character Thorheit und Lächerlichkeit. In Wahrheit kommen bei der Aufnahme in manchen Logen Dinge vor, daß man sich wundern muß, wie verständige Männer solche Kindereien und läppische Komödien mitmachen und noch ernsthaft dabei bleiben können. 3) Die Maurer verschlemmen viel Geld; denn außer den hohen Beitrittsgeldern und den häufigen Beiträgen für allerlei und Gott weiß welche Bundeszwecke, sind die vielen Logenfeste, woran „Brüder" und „Schwestern" Theil nehmen, wobei es hoch hergeht, waidlich gegessen und getrunken wird — natürlich Alles aus Bruderliebe; daß dabei der darbenden Nichtbrüder, besonders, wenn sie entschiedene Katholiken sind, auch gedacht werde, wird nirgends gemeldet. 4) Die Maurer benachtheiligen die Familie; denn entweder plaudern sie ihren Ehehälften zu Gefallen ihre Geheimnisse aus, und dann brechen sie ihren Eid, oder sie halten ihren Eid und dann erweisen sie sich als Verschwiegene, als Räthselhafte, als Verdächtige ihren Frauen gegenüber, die sich dann mit Recht gekränkt fühlen und zu gleichem Argwohn und zu gleicher lichtscheuer Geheimthuerei sich berechtigt glauben müssen. 5) Desgleichen ist das Freimaurerthum auch eine Störung für das Gemeindewesen. Der unbefangene, offene Verkehr der Bürger unter sich leidet dadurch; Falschheit, Verstellung, Mißtrauen, Parteilichkeit, Verdächtigung, ungerechte Zurückweisung müssen um sich greifen. 6) die Maurerei ist eine bösartige Schmarotzerpflanze im Staate, insofern die Mitglieder nach allen Seiten hin einander unterstützen und befördern

und deßhalb Andere, welche nicht, wie sie, an diesem finsteren Treiben Theil nehmen mögen, zurückgesetzt und beeinträchtigt werden, selbst wenn sie viel tauglicher und verdienter sind. Ist das aber human? Ist das echte Menschenliebe, wie sie ja doch von den Logenbrüdern recht eigentlich zu ihrem Aushängeschild gemacht wird? Heißt das den Menschen als Menschen, um seines „Menschthums" willen, oder ihn nur um des zufälligen Umstandes willen lieben, daß auch er eine Art Nachtfalter, ein Mitgenosse der nächtlichen Zusammenkünfte ist? Ist das nicht die engherzigste, einseitigste, grausamste Liebe, die es geben kann, etwa wie die Liebe einer Gattin zweiter Ehe, die mit Affenliebe ihre eigenen Kinder liebt, während sie eine Rabenmutter, eine Hyäne gegen ihre Stiefkinder ist? Ja, was es um die Humanität ist, welche die Freimaurer an die Stelle des Christenthums setzen wollen, das zeigt sich recht großartig, so oft ihren Häuptern eine Revolution gelingt, wie eben jetzt wieder in Spanien, wo man mit einem Federstrich alle Klöster, alle Klosterschulen, selbst die Vincenz-Vereine zur Unterstützung der Armen aufhebt, alle beweglichen und unbeweglichen Güter jener Anstalten angeblich als Staatseigenthum erklärt, (Vieles aber davon in den eigenen Säckel fließen läßt) und dann die schändlich beraubten, ärmsten und hülflosesten Personen nur mit dem Gewande auf dem Leibe, das sie eben tragen, unbarmherzig in die Welt hinausstößt, um sie dem Hungertode preiszugeben. Diese unverdiente Bevorzugung der Einen und Zurücksetzung der Anderen, auch wenn sie nicht in jedem Falle gleich offenkundig ist, wenn sie nur mit Grund gemuthmaßt wird, kann nicht anders als verderblich auf alle Lebensverhältnisse einwirken. 7) Und das ist die schwerste Anklage gegen die Freimaurerei: Sie zernagt langsam und unmerklich die Wurzel des Christenthums, den Glauben. Und gerade darin liegt die feine und schlangenartige Gleisnerei, daß das Christenthum in seinen Lehren und heiligen Gebräuchen nachgeäfft und verzerrt und den Mitgliedern, welche noch christlichen Glauben haben, nicht nur weiß gemacht wird, daß die Freimaurerei Jedem seinen Glauben lasse, sondern daß sie Gottesverehrung und Tugend noch befördere. Das ist Hochmuth und Lüge zugleich. Was die Freimaurerei von dem Christenthum hält, beweist sie genugsam durch ihr rastloses Hinarbeiten auf Einführung von Civilehen, auf Trennung der Schule von der Kirche, wie denn die Freimaurerloge in Antwerpen erst unlängst (September 1868) folgende Erklärung von sich gegeben: „Die Theilnahme des Priesters am Unterricht, im Namen einer angeblich höheren Autorität, lähmt die Thätigkeit des Lehrers und beraubt die Kinder eines wahrhaft moralischen, logischen und rationellen (vernunftmäßigen) Unterrichts. Der Katechismus-Unterricht ist das größte Hinderniß für die Entwickelung der natürlichen Anlagen der Kinder." Wer es also noch nicht weiß, wohin die gegenwärtigen Schulneuerungen des Fortschritts abzielen, der erfährt es mit aller Offenheit aus dieser Erklärung der Antwerpener Freimaurerloge. Der Katechismus, also die christliche Lehre, wird als das „größte Hinderniß" in der Heranziehung des reinen „Menschthums" angesehen und als solches von Freimaurern und Genossen mit Ingrimm bekämpft. Es kann daher nicht ausbleiben: wer längere Zeit die Loge besucht, an dem bröckelt immer mehr von dem bisherigen

Glauben hinweg, so daß zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als die allgemeine Annahme, daß es einen Gott gebe, aber welch ein Gott? ein Gott ohne Christus; ein Gott ohne Heiligkeit und Gerechtigkeit, ein Gott, an den Juden und Heiden, Pantheisten und Materialisten glauben können, ein Gott, an den man auch nicht zu glauben braucht, ohne daß man deßhalb aufhört, ein guter Maurer zu sein. — Welche Bürgschaft, so fragen wir, bietet aber ein Geheimbund mit solchem Glauben an Gott, oder ohne allen Glauben, welche Bürgschaft bietet er für Tugend und Sittlichkeit?![1])

Eine Abart der Freimaurerei und mit ihr verschwistert, aber viel jünger und gefährlicher noch war die damals errichtete, unter dem Namen „Jung-Italien“ noch fortbestehende Gesellschaft der Carbonari. Bestand jene und besteht sie noch mehr aus spießbürgerlichen, nüchternen Elementen, so erweiterte sich die Carbonaria mehr aus jugendlichen Heißspornen und aus der Classe der Arbeiter. Sie gab sich den Namen der Carbonari oder Kohlenbrenner, theils weil sie sich, als Köhler verkleidet, öfters in Wäldern versammelten, theils weil viele junge Leute dieses Gewerbes ihrem Geheimbunde sich anschlossen. Ihre ganze Einrichtung war dem Geschäfte des Kohlenbrenners entnommen; ein besonderer Verein hieß Hütte (baracca), die äußere Umgebung der Wald, die Thätigkeit im Innern der Hütte Kohlenverkauf (vendita oder venta), während ihr Zweck: „Unabhängigkeit der italienischen Staaten von fremder oder königlicher Gewalt“ mit dem Ausdruck „Reinigung des Waldes von den Wölfen“ bezeichnet wurde. Die sämmtlichen Hütten einer Provinz nannten sich Republiken. Die Gesellschaft theilte sich in vier Klassen von Versammlungen oder Venten; die aus je 20 Mitgliedern bestehenden besonderen Venten, die Central-Venten, die hohen Venten und die höchste Venta. Alle Venten der nämlichen Ordnung waren einander unbekannt; jede stand mit der unmittelbar höheren Venta, von der sie abhing, nur durch einen einzigen Abgeordneten in Verbindung; die obere Venta lieh dem ganzen Körper Leben und Bewegung. Die Mitglieder der Carbonaria schwuren unter Todesstrafe Verschwiegenheit; nie gab man etwas Geschriebenes von sich; alle Befehle wurden durch Vertraute überbracht, die unter Todesstrafe gehorchen mußten. Vor der Aufnahme mußte man ein Noviziat bestehen: die Postulanten hießen „Ritter der Freiheit“. Einer ihrer vornehmsten Anstifter war ein gewisser Buonarotti, der durch Rousseau's Schriften verführt, sich mit Leib und Seele der Revolution verschworen hatte. Das Ziel der Carbonari war, wie vorerwähnt, Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft und Einführung republikanischer Institutionen. Um dieses Ziel zu erreichen, waren sie entschlossen, vor Nichts zurückzuschrecken, weder vor dem Meuchelmord, noch vor dem Gottesraub; denn in der Religion erblickten sie nur ein Hinderniß der Freiheit. Einige Jünglinge waren mit hochherzigen Ideen in den Geheimbund eingetreten; ihrer bedienten sich die Häuptlinge, um desto sicherer zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Carbonari nahmen ihren Anfang

[1]) Vgl. Mörtel für die Freimaurer von Alban Stolz. Freiburg. Und: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?“ Von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz.

im Königreich Neapel unter Mürat's Herrschaft, den sie stürzen wollten. Bald jedoch ließen sie sich durch die neapolitanische Polizei gewinnen, und das ganz aus Geheimbundsmitgliedern zusammengesetzte Heer Mürat's ließ zur Zeit seines Eindringens 1815 eine große Zahl von Venten in den Legationen zurück, von wo sie sich in die Lombardei, besonders nach Bologna, Mailand und Alexandria verbreiteten. Das Complot der Carbonari wurde durch die östreichische Polizei entdeckt; beinahe Alle wurden verhaftet; die einen wurden hingerichtet, andere, wie Silvio Pellico, in harter Gefangenschaft gehalten. An dieser Schlappe lag der italienische Carbonarismus eine Zeit lang darnieder, jedoch nur, um etwa zehn Jahre später besser organisirt und neu gekräftigt ihren Umsturzplan von Neuem aufzunehmen. Gegründete Beschwerden gegen die Fürsten hatten sie zwar keine: Die Könige Carl Albert in Piemont und Ferdinand II. in Neapel, die Päpste Pius VII. und Leo XII. zu Rom, der Großherzog Leopold II. in Toscana, die Exkaiserin Maria Louise zu Parma, der Herzog Franz IV. von Este zu Modena, selbst die östreichische Statthalterschaft in der Lombardei hatten in ihren Staatsgebieten zeitgemäße Verbesserungen in's Leben gerufen und im Ganzen durch ein weises und mildes Regiment die Gemüther für sich gewonnen. Allein die Geheimbünde hatten es auf den Kirchenstaat abgesehen, weil ihr Ziel Sturz des Papstthums war; sie hatten es auf Oestreich und die Prinzen dieses Hauses abgesehen, weil diese ihnen zu jenem Ziele im Wege zu stehen schienen und weil in dem Kampfe gegen „den Fremden" ein beifallswürdiger Vorwand lag, die Vaterlandsliebe aller Derjenigen anzufeuern, die um keinen Preis an einer Fehde gegen die Religion sich hätten betheiligen mögen.

Wie auf einen Zauberschlag brachen, nachdem die Logen in Paris, dann in Brüssel das Signal gegeben hatten, beinahe gleichzeitig allerwärts in Italien unter den Verbindungen des Landadels, der studirenden Jugend und selbst in der Armee aufständische Bewegungen aus: in Parma, in Modena, im Kirchenstaat, zu Bologna, Ferrara, in den Marken und in Umbrien, welche sammt und sonders dem heiligen Stuhle entrissen und in einen Freistaat nach dem Sinne der Chorführer in den Geheimbünden umgestaltet werden sollten. Die zweimonatliche Zwischenregierung von Pius' VIII. Tode bis zur Wahl Gregor's XVI. hatte nur dazu gedient, das Feuer der Empörung zu schüren. Zwei Söhne der von ihrem edeln Gemahl geschiedenen Exkönigin der Niederlande, Hortensia, Napoleon Louis und Louis Napoleon, jetzt Kaiser oder vielmehr Exkaiser Napoleon III., nahmen, letzterer wenigstens, mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend an dem Aufstande Theil. Derselbe verbreitete sich rasch in den Legationen, dann auch über dieselben hinaus bis zur Hauptstadt hin, wo gleichfalls am Abende des 12. Febr. (es war gerade Carneval) eine Bewegung versucht wurde, aber Dank der Wachsamkeit der Soldaten und der guten Haltung der Bürger ohne weiteren Erfolg blieb.

Welcher Art auch die Stimmung in den Provinzen gewesen sein mag, die Stadt Rom zeigte nicht die mindeste Neigung zu einer Revolution, vielmehr begeisterte Ergebenheit gegen ihren neuen Fürsten. Als die Bürgergarde verstärkt werden sollte, damit man die regulären Truppen

nach dem Norden senden könne, da drängten die Römer sich in Schaaren hinzu, darunter Männer aus den höchsten Ständen, um die Vertheidigung der geheiligten Person des Papstes zu übernehmen. Der Fürst Altieri wurde Commandant der Bürgergarde. Die Loyalität der ärmeren Classen wurde fast beunruhigend: sie drängten sich in solchen Massen um den päpstlichen Wagen, daß derselbe kaum von der Stelle gebracht werden konnte, und sie legten ihre Anhänglichkeit und Kampflust so lärmend an den Tag, daß der Versuch, sie zurück zu drängen, mit einiger Gefahr verbunden gewesen sein würde.

Der Papst bewies die größte Ruhe, Festigkeit und Klugheit. So hart und schmerzlich der Schlag für ihn, der in seinem Amte noch ganz neu und so friedliebend wie irgend einer seiner Vorgänger war, auch sein mußte: einen Trost hatte er dabei: der Aufstand war ausgebrochen, ehe seine Wahl bekannt geworden, hatte also nicht seinen Grund in feindseliger Gesinnung gegen die Person Gregor's; er war gegen die Herrschaft gerichtet, nicht gegen den Herrscher; gegen den Thron, nicht gegen den augenblicklichen Inhaber desselben; nicht Reformen verlangte man, sondern eine Republik anstatt der bestehenden und anerkannten Regierungsform. Was sollte da der Papst thun? Das stehende Heer (weil das Papstthum in der Zuversicht eines väterlichen Regimentes es unterlassen hatte, während des Friedens eine große Armee zu unterhalten) war kaum des Nennens werth. Sollte er dem Drängen der Aufständischen, die in Provinzialstädten sich bereits als die Nation und die Regierung geberdeten, weichen und seiner Herrschaft sich begeben? Das konnte, das durfte er nicht. So hatte er unter zwei Uebeln nur das kleinere zu wählen: er mußte, und zwar nothgedrungen, eine verbündete Macht, das Vielen verhaßte Oestreich, zu Hülfe rufen, er mußte es und that es auch.

Oestreich ließ sich nicht lange bitten. Es sprach sofort seine Intervention (bewaffnete Einmischung) gegen Italien aus und drang in das Ferrarische und in das Herzogthum Modena ein, indem es sich auf das Rückfallsrecht, welches durch den Congreß in Wien zugesichert war, stützte. Franz IV. wurde zu Modena (9. März), Maria Louise zu Parma (13. März) wieder eingesetzt. Die Aufständischen hatten auf Frankreichs Hülfe gerechnet; allein Louis Philippe bot, auf seines Ministers Casimir Perrier's Rath, durch einen besonderen Courier dem h. Vater seine Protection und Intervention zur Erhaltung der päpstlichen Staaten und der Regierung des heiligen Stuhles an — wohl zum Theil aus Eifersucht wegen der Einmengung Oestreichs, betreffs deren der französische Gesandte zu Wien eine Erklärung übergab, welche den östreichischen Truppen den Eintritt in die päpstlichen Staaten untersagte.

Die Oestreicher kümmerten sich jedoch um diese Gegenmaßregeln nicht; die kaiserlichen Soldaten durchzogen Italien und bemächtigten sich Bologna's, dessen Gouverneur sich nach Ancona flüchtete (21. März). Rimini und Ancona ergaben sich, und die Empörung war erstickt.

Dreißigstes Capitel.

Monsignor Mastai gegenüber den Aufstandsversuchen im Jahre 1831. — Zwei merkwürdige Brüder. — Ein Erdbeben. — Mastai's Ernennung für den Bischofssitz von Imola: eine Trauerkunde für Spoleto. — Ein Blick auf Imola und dessen Vergangenheit. — Mastai's letzte Tage in Spoleto. — Einige Proben seiner Mildthätigkeit.

Als im Winter 1831 die Bewegungen des Aufruhrs begannen, welche den Kirchenstaat vom Po bis fast zur Tiber aufregten, da mußte die Klugheit und angeborne Milde des Mons. Mastai keine geringe Probe bestehen. Da er merkte, daß bei jenem ersten Auflodern der aufrührerischen Geister auch seine öffentlichen väterlichen Ermahnungen nicht im Stande wären, die Neuerungssüchtigen in gebührender Unterwürfigkeit gegen den Stuhl Petri zu erhalten, so erachtete er es für das Rathsamste, sich auf einige Tage zu entfernen, und sich nach Lionessa, einem Städtchen innerhalb seines Erzbisthums zu begeben. Da geschah es urplötzlich, daß nahezu 4000 Aufständische, unter Anführung eines gewissen Sercognani, welche, durch die in die Marken und Legationen eingerückten Oestreicher aus einer Stellung nach der andern vertrieben, bei der Annäherung derselben die Belagerung von Civita Castellana aufgegeben hatten, bei Spoleto sich ansammelten, um es zu plündern, sich dann in die Berge zu werfen und sich sofort, so gut es anginge, zu zerstreuen. Die deutschen Truppen rückten immer näher und waren nur noch einige Miglien von der Stadt entfernt. Entsetzlich war die Lage der Spoletaner; das Mindeste, was sie fürchteten, war ein blutiger Zusammenstoß innerhalb ihrer Mauern zwischen diesen Haufen Abenteurern und den Oestreichern. Da litt es den Erzbischof in seinem Versteck nicht länger; muthig kehrte er in die Hauptstadt zurück, eilt dem östreichischen General entgegen, verpflichtet sich, ohne fremde Hülfe die Rebellen zu entwaffnen, und versprach, den Forderungen der Truppen zu genügen, wenn sie Halt machen und die Stadt verschonen wollten. Und sie machten wirklich Halt. Während er nun die Rückkehr eines nach Rom abgefertigten Eilboten erwartete, trat Mastai unerschrocken vor die Aufrührer, redete sie an, schilderte ihnen das Nutzlose des Widerstandes, die Gefahren, die sie durch Fortsetzung des Kampfes über die ganze Stadt brächten und die unvermeidliche Ungnade, die alsdann, nach dem Schritte, den er gewagt hatte, an höchster Stelle ihn selber treffen würde.

Theils durch seine Vorstellungen, Bitten und Zurechtweisungen, theils durch das Versprechen von einigen tausend Scudi bewogen und bis zu Thränen gerührt, verzichteten alle diese Brauseköpfe auf die Fortführung des Bürgerkrieges und entschlossen sich, ihre Waffen an die rechtmäßige Obrigkeit abzuliefern. Der Waffenvorrath bestand aus mehreren tausend Gewehren und fünf Kanonen, welche alle im Bischofspalaste aufgehäuft und von da nach Rom gesandt wurden. Dieß war in der That einer jener friedlichen und dankbaren Triumphe, wie sie einst Päpste, wie Leo und Gregor, diese beiden Großen und Heiligen, über Hunnen und Vandalen, wie sie in allen Zeitaltern große Männer über Leidenschaften und selbst über verzweifelte, zum Aeußersten entschlossene Menschen davon getragen haben. Für Spoleto aber und für Mastai war es ein wahrer Freudentag, als das Unheil verkündende Trommelgewirbel sich in die Ferne verlor und die Feldzeichen der verhaßten Todeschi (Deutschen) am Hori-

zont verschwanden. Abends war die ganze Stadt erleuchtet und der bischöfliche Palast wurde von freudetrunkenen Volkshaufen belagert, deren jauchzende Lebehochrufe ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen nicht müde wurden. — Da um diese Zeit die obersten Beamten der Provinz Perugia und Spoleto sich geflüchtet hatten, so übertrug der damalige Staatssecretair, Cardinal Bernetti, dem Erzbischof die Vollmachten eines außerordentlichen Delegaten dieser Provinzen, welche dieser auch während jener unruhigen Periode einstweilen übernahm. Das Haupt der Aufrührerbande war, wie gesagt, ein gewisser Sercognani, dem seine Anhänger den Titel General gaben. Sie trauten ihm jedoch so wenig, daß bei der Vertheilung der oben erwähnten Summe, die Mastai, mehr um sie zu ernähren, als um sie zu erkaufen, gespendet hatte, viele niedere Officiere mit ihren Untergebenen erklärten, sie nähmen aus seinen Händen kein Geld, der Erzbischof solle es vertheilen — ein schöner Beweis, wie sehr die Rechtschaffenheit seines Characters und seine Uneigennützigkeit bekannt und von Allen geschätzt waren, selbst von den bewaffneten Feinden der bürgerlichen Einrichtungen, die er als oberster Civilbeamter vertrat und durch sein Ansehen vertheidigte.

Gleichwohl konnte trotz seines Einflusses und seiner Wachsamkeit Mastai nicht verhindern, daß in Spoleto, weil es die Hauptstadt der Provinz war, während der Revolution sich ein Ausschuß bildete und die ganze Leitung der Staatsgeschäfte, mit der er zwischenzeitlich war betraut worden, an sich riß. Ein Mitglied desselben nannte sich Kriegsminister, ein anderes Minister des Innern und so fort. Der Wirkungskreis des Ausschusses wurde jedoch von Tag zu Tag beschränkter, da jede bedeutendere Stadt der Provinz gleiche Unabhängigkeit für sich in Anspruch nahm! Ebenso ging es in Perugia und in den andern Provinzen. Dieß Beispiel möge unter andern als Probe der großen Schwierigkeiten dienen, welche sich dem Lieblingsplane einer Union — einer Einigung der italienischen Staaten — von der nur eine kleine, aber verwegene Zahl von Nationalitätsfanatikern, die sogenannten Italianissimi, träumt, die aber schlechthin keine Wurzel im Volke hat, auf jedem Schritt entgegen stellen.

Wie oben bemerkt, nahmen an dieser Verschwörung der Carbonari, außer andern politischen Flüchtlingen aus aller Herren Ländern, die seit 1815 besonders in der Schweiz, in Frankreich, in England, selbst unter den Augen und zum Theil unter dem Schutze der Regierungen, sich als gewerbmäßige Entrepreneurs der Revolution wohnlich niedergelassen haben, auch die beiden Söhne des edlen Exkönigs von Holland, Ludwig, Napoleon's I. Bruder, der eine aus eigenem Antrieb und mit jugendlicher Hitze, der andere mehr gezwungen und leidend, Antheil. Das Erstere war bei Louis Napoleon der Fall. Dieser that seinem älteren Bruder, Napoleon Ludwig, der mit sothaner Gesellschaft sich zu verbrüdern wenig Lust trug, ordentlich Zwang an, mit ihm in die Reihen der Romagnolischen Empörer zu treten, dergestalt, daß der gute Jüngling (es ist nicht ganz sicher wie), am 17. März 1831 zu Forli seinen traurigen Tod fand. Besser kam sein Verführer davon. Als die Aufständischen besiegt und nach allen Richtungen hin zerstoben waren, irrte dieser — so wird erzählt — nun als Flüchtling verkleidet in den römischen Staaten umher, und

da er weder nach Toscana noch in das Neapolitanische sich retten konnte, suchte er endlich bei einem hochgestellten Geistlichen, von dessen christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit er wußte, eine Zufluchtsstätte, indem er ihm seinen Namen offenbarte. Der Prälat nahm den Hülfesuchenden, der seinen Fehler zu bereuen schien, mit einer wahrhaft dem Evangelium entsprechenden Liebe auf und erwies ihm alles Gute in seinem Hause. Nachdem er ihn mehrere Tage als einen Gast beherbergte, wendete er sich mit vielen Bitten an Papst Gregor XVI., um für den Strafbaren einen Paß zu erlangen, der es ihm möglich machen sollte, in sein Land zurückkehren zu können. Der Papst verweigerte dieß; doch der Prälat bat wieder und wieder, und als dieses Alles nichts half, so besiegten endlich seine Thränen die Strenge des Herrschers. Der Paß ward endlich dem strafbaren jungen Manne ertheilt — und so hatte Napoleon der Liebe dieses Geistlichen, wenn nicht sein Leben, so doch seine ganze Zukunft zu verdanken. Und wer war dieser geistliche Würdenträger, der dem nachherigen Kaiser Napoleon III. einen so großen Liebesdienst erwiesen hat? Es war der Erzbischof von Spoleto, Mastai-Ferretti — gegenwärtig Papst Pius IX.

Und wie dankte Napoleon III. für diese unschätzbare Liebe, die ihm Pius IX. einst erwiesen?! . . . . .

Das ist noch nicht Alles. Es war im August 1861, als die Mitglieder einer anderen „geheimen Gesellschaft" dem Kaiser Napoleon durch Meuchelmord das Leben nehmen wollten.

Die römische geheime Polizei entdeckte zuerst dieses Complot. Alsogleich schrieb der heil. Vater selbst einen Brief an Napoleon, worin er ihn benachrichtigte, daß er von dem revolutionären Comité zum Tode verurtheilt sei und daß ein unheilvolles Complot dazu in Paris in den untersten Schichten der Socialisten bestehe. Sofort ließ Napoleon die Verschwörer aufsuchen, die zu finden waren, in die Gefängnisse werfen und in seinem Palaste zu seiner Sicherheit an 300 Thüren die Schlösser verändern. So verdankte Napoleon abermals der Mittheilung des Papstes höchst wahrscheinlich sein Leben. Und Napoleon?! . . . . .

Das erwähnte Ereigniß von Spoleto ist gleichsam der Stramin gewesen, auf welchen verschiedene Schriftsteller in guter und feindlicher Absicht aus ihrer Phantasie allerlei Geschichtchen aufgestickt haben, unter andern dieses, daß Monsignor Mastai einem Beamten der päpstlichen Regierung eine Liste von Aufrührern oder Gefangenen oder Verdächtigten seiner Diöcese entrissen, und um alle diese der Bestrafung und Verfolgung von Seiten des Fiscus zu entziehen, den Zettel in's Feuer geworfen habe. Daß Biographen, wie Grandoni und Marocco diese Fabel in ihre Geschichte aufnahmen, hat viel zu ihrer Verbreitung beigetragen. Erst dem bei Pius IX. persönlich hoch in Gunst stehenden Redacteur der Unità cattolica, dem berühmten Abbate Margotti, ist es durch Vermittelung einer hochgestellten Person aus der nächsten Umgebung des h. Vaters gelungen, die Unwahrheit der gedachten Erzählung constatiren zu können.

Als kaum die politischen Unruhen sich gelegt, suchte im Januar des folgenden Jahres (1832) eine der fürchterlichsten und zerstörendsten aller Naturerscheinungen, ein heftiges Erdbeben, einen großen Theil der Pro-

vinz, wovon Spoleto die Hauptstadt war, heim. Unsagbar war der Schrecken und die Angst der Bewohner, als sie unter donnerähnlichem Getöse die Erdoberfläche weithin wanken und schwanken, die festesten Gebäude mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzen und viele ihrer Insassen unter ihren Trümmern begraben sahen. Was fliehen konnte, floh, Hab und Gut im Stiche lassend, um nur das nackte Leben zu retten. Da war es Monsignor Mastai, der sich durch die Unerschrockenheit und Größe seines Muthes hervorthat, indem er, wie vormals in Chili, mit Lebensgefahr nach den meist verwüsteten Plätzen hineilte, den durch die Felder irrenden Flüchtlingen, den Verwundeten und Verlassenen, die halbnackt vor Hunger, Kälte und Schrecken umzukommen drohten, mit leiblicher und geistlicher Hülfe beisprang. Und wo er nicht gleich selber hinkommen konnte, dahin schickte er Priester, Mönche, Aerzte, Baumeister, Wagen mit Lebensmitteln, Holz und Kleider; und während er die vom Elend am Schwersten betroffenen Gegenden besuchte und in Person den Bewohnern schnelle Hülfe brachte, ließ er, nach vorheriger Aufforderung durch rührende, zur Buße mahnende Hirtenschreiben, anderwärts überall Liebesgaben sammeln, und traf die weitgehendsten Anordnungen, damit keines seiner Schäflein aus Mangel an Kleidung und Brod verschmachten sollte. Als Gregor XVI. von den bewundernswerthen Vorkehrungen des Erzbischofs von Spoleto in dieser so bedrängten Lage unterrichtet ward, wurde er bis zu Thränen gerührt und sandte ihm Lobesbezeugungen und Liebesbeweise jeder Art, freilich nicht immer zur Freude seiner Diöcesanen.

Hatte für diese das Jahr 1832 mit Jammer begonnen, so sollte es auch mit Jammer für sie enden. Kaum waren die Wunden, die durch die vorangegangenen herben Schicksalsschläge, durch Bürgerkriege, Erdbeben, Mißwachs und Cholera dem Wohlstand und den Herzen waren geschlagen worden, in etwa verharscht, als wie ein Blitz aus heitern Wolken die Spoletaner eines Tages die Nachricht überraschte, in dem Consistorium vom 16. Dezember 1832 habe Seine Heiligkeit Gregor XVI. ihren geliebten Oberhirten von Spoleto hinweg auf den bischöflichen Sitz von Imola versetzt. Dem war in Wirklichkeit so. Der Cardinal Jakob Giustiniani hatte sein Amt niedergelegt und in dem besagten Consistorium wurde Monsignor Giovanni Mastai-Ferretti als sein Nachfolger auf den bischöflichen Stuhl von Imola ernannt.

Die Versetzung von einem Erzbisthum auf ein Bisthum hat auf den ersten Blick etwas Befremdliches und könnte leicht als ein Zeichen der Ungunst gedeutet werden, die Mons. Mastai wegen seiner freisinnigen politischen Anschauungen bei Gregor XVI. sich zugezogen habe. Ja man hat (nach Marocco's Vorgang) jenen obenerwähnten Putsch mit dem päpstlichen Regierungsbeamten damit in Verbindung gebracht. Nichts ist unrichtiger als das. Mochte gleich in Bezug auf Politik jeder seine eigene Art zu denken haben und seine eigenen Wege gehen, so stand doch, wie es bei dem vortrefflichen Character Beider nicht anders sein konnte, Mastai in Gregor's Achtung hoch und war vermuthlich durch sein hochherziges, wahrhaft apostolisches Verhalten zur Zeit des Erdbebens noch darin gestiegen. Somit konnte mit seiner Versetzung nur eine Beförderung beabsichtigt werden, und sie war es in der That und zwar eine erhebliche.

Denn ist die Stadt Imola zwar weniger volkreich, so zählt das Bisthum Imola dagegen viel mehr Pfarreien und brachte viel mehr ein (die Angaben schwanken zwischen 10,000 und 15,000 Thaler) als das Erzbisthum Spoleto, und überdieß führt der bischöfliche Stuhl daselbst in der Regel unmittelbar zur Würde des Purpurs. Zu zweien Malen hatte sogar Imola der katholischen Kirche ihren obersten Hirten gegeben: im Jahre 1667 Alexander VII., im Jahre 1800 Pius VII. Sollte es vielleicht bestimmt sein, auch den ihm jetzt eben zugewiesenen neuen Oberhirten einst wieder an die allgemeine Kirche als ihr Oberhaupt abtreten zu müssen? ... Nebstdem gilt in Italien der Uebergang von einem kleineren Erzbisthum zu einem größeren, bevölkerteren, reicheren Bisthum allezeit als eine Beförderung für den Betreffenden, der dann den Titel eines Erzbischofs-Bischofs annimmt. Dazu kommt, daß die Diöcese Imola, außer ihrer größeren Ausdehnung noch eine besondere Wichtigkeit durch ihre Lage im Mittelpunkte der aufgeregtesten Provinzen, zumal bei der damals noch allenthalben herrschenden Gährung der Gemüther gewann, wie dieß ein Streifblick auf die Stadt und ihre Geschichte uns zeigen wird.

Imola, eine wohlgebaute Stadt in der Romagna, jener Landschaft, welche gegen Norden an den Meerbusen von Venedig und an das Ferrarische, gegen Süden an das Apenninische Gebirge, gegen Westen an das Bolognesische und gegen Osten an das Herzogthum Urbino grenzt, liegt in einer lachenden Ebene auf einer kleinen Insel, welche der Fluß Santero bildet. Es ward von einem lombardischen Könige auf der Stelle gebaut, wo ehemals Forum Cornelii gestanden hatte, welches nach Sylla, der vom Geschlecht der Cornelier war, benannt worden. Nach Vertreibung der Longobarden bemächtigten sich die Bolognesen dieser Stadt. Sie war von verschiedenen Herren beherrscht, zuletzt vom Tyrannen Cäsar Borgia, welchem Papst Julius II. sie wegnahm. Unter dem Namen Gli Industriosi blühete einst eine gelehrte Gesellschaft in Imola.

Während der Invasion Ober-Italiens durch die Franzosen im Jahre 1797 befand sich Imola und mit ihm sein Oberhirt, Barnabas Chiaramonti, (dem Pius VI. nach seines Oheims, des Cardinals Bondi Tode zu Anfang 1785 das Bisthum Imola übertrug) zu öfteren Malen in furchtbarem Gedränge zwischen den Franzosen und den Oestreichern, und wie die Nachbarstadt Lugo ihr gnädiges Davonkommen mit einer dreistündigen Plünderung, so hatte auch Imola damals dem unerschrockenen, hochherzigen Auftreten ihres Bischofs seine Rettung vor gänzlicher Verwüstung und Plünderung Seitens der wuthentbrannten republicanischen Horden zu verdanken. Seitdem einmal die Drachensaat der französischen Freiheitsideen in der Romagna ausgesäet und hinterher durch die Nachtarbeit der geheimen Gesellschaften befruchtet war, blieb diese Landschaft immerdar ein im Stillen fortglimmender Heerd der Empörung.

Dadurch nun, daß Gregor XVI. in die Legationen, an den gefährlichsten Heerd der Rebellion, Denjenigen als Oberhirten hinsandte, der das Jahr zuvor die Aufständischen von Spoleto so glücklich entwaffnet hatte, gab der heilige Vater auf das Unzweideutigste das außerordentliche Vertrauen zu erkennen, das er in Mastai's Talente und Tugenden setzte — ein Vertrauen, welches so weit ging, daß er die dringenden

Bitten der Notabeln von Spoleto, die als Abgeordnete nach Rom kamen, um die Belassung ihres geliebten Oberhirten bei ihnen von Seiner Heiligkeit zu erflehen, aus Rücksicht auf das höhere Wohl der Kirche unbeachtet lassen zu müssen glaubte und weislich unbeachtet ließ.

So mußte sich denn Mastai abermals der Liebe Derer, die er so mühsam in Frieden geeinigt, die er gegen die Wuth der Parteien, gegen die Bajonnette der Fremden, gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt so väterlich beschützt hatte, mit Wehmuth entreißen. Allein das Andenken an seine Güte, an sein einfaches, schlichtes Wesen ist den Herzen der Spoletaner eingegraben geblieben, und jetzt noch, nach 36 Jahren, wissen sich die Leute eine Menge naiver und rührender Züge von dem „guten Erzbischofe" zu erzählen. Aus dem Vielen greifen wir Folgendes heraus:

Der erzbischöfliche Palast war in Spoleto für viele vom Unglück Betroffene die letzte Zuflucht; aber auch die erzbischöfliche Cassa saß oft auf dem Trockenen, und appellirte dann der Herr des Hauses an sie, so bekam er von seinem Haushofmeister anstatt harter Thaler harte Predigten zu hören.

Eines Tages, als Mastai strenger als je von seinem alten Diener war in's Gebet genommen worden — was ein Beweis der völligen Ebbe seiner Finanzen war — wird ihm eine Frau gemeldet, die ihn allein zu sprechen wünscht. Am ganzen Leibe zitternd, fällt die Aermste zu seinen Füßen nieder, ihre Kinder hatten seit zwei Tagen Nichts zu beißen und zu brechen gehabt; sie weinte und der gute Bischof mit ihr. Aber ob er noch so liebreich sie tröstet und aufmuntert, ob er in allen Schubläden herumstöbert, ob er die Taschen seiner Soutane befragt, es fand sich kein Bajocco darin. Da bemerkt er plötzlich auf dem Kaminsims zwei silberne Leuchter; einen davon nimmt er und hält ihn, nicht ohne einige Verwirrung, sich zu diesem Aeußersten gebracht zu sehen, der unglücklichen Mutter hin: „In Wahrheit, sagte er zu ihr, ich habe keinen Heller, aber auf dieses Pfand hin wird man Ihnen das, was Sie nöthig haben, auszahlen. Ich werde es später wieder einlösen. Sorgen Sie nur, daß mir, mir allein, der Empfangsschein eingehändigt werde."

Mastai dachte dabei an seinen Haushofmeister. Die arme Frau, die nun vor Freude weinte, lief zu einem Goldarbeiter, der ihr einige Scudi gab, dann in einen Bäckerladen, und brachte, ohne zu vermuthen, daß man ihr nachschleiche, ihren Kindern Brod. Tags darauf erwartete Mastai sie vergebens. Zwei Tage vergingen und noch keine Nachricht. Nun mußte er wohl dem Hausmeister, der gerade daran war, das Mobilar einzupacken — denn man stand am Vorabende der Abreise nach Imola — klaren Wein einschenken. Da gab es, wie man sich denken kann, nicht geringe Vorwürfe. Erst in Imola ging Mastai vom Magistrate Spoletos die Anzeige zu, aus dem bischöflichen Inventar sei ein Leuchter gestohlen und von einem Bettelweibe, das noch im Augenblicke seiner Verhaftung mit dem Empfangscheine versehen gewesen, versetzt worden.

Die Ueberraschung und der Aerger des würdigen Prälaten war außerordentlich: „Nun ja, sagte er, der Dieb bin ich, so sperre man denn mich ein!"

Selbstverständlich wurde das Versehen schnell wieder gut gemacht und stand sich die vermeintliche Diebin nicht schlecht dabei.

So begleitete ein Act großmüthiger Nächstenliebe die Umsiedelung des heiligmäßigen Oberhirten aus seinem ersten Sprengel in den zweiten. — Welche Hoffnungen durfte die neue Diöcese sich nicht von einem Oberhirten machen, dem gleich einem schützenden Engel die Liebe vorauf und zur Seite ging?

Daß übrigens die Casse in Monsignor Mastai's Arbeitszimmer, worin er das zu seinen Liebeswerken bestimmte Geld aufbewahrte, damals, als jene arme Frau ihn ansprach und auch sonst oft wirklich leer war, dürfen wir ihm auf's Wort glauben. Es ist das ein Fehler, wie ihn unzählige Heilige an sich hatten, ein Fehler, von dem auch Pius IX. sich nicht gebessert hat und niemals sich bessern wird. Als Probe Folgendes:

Erst im Jahre 1867 hatte Jemand bei ihm Audienz und brachte ihm eine gewisse Summe Geldes. Pius IX. sprach voll Güte zu ihm: „Mein Sohn, Sie thun wohl daran, daß Sie mir dieses Geld bringen; ich habe keins mehr." Und der heil. Vater, der seinen frommen Besuch gut kannte und ihm einen Beweis väterlicher Offenherzigkeit geben wollte, öffnete die berühmte Schublade: und sie war leer bis auf den Grund. Scherzend fuhr Seine Heiligkeit fort: „Als armer Sohn des heiligen Franciscus (Pius IX. ist nämlich Mitglied des dritten Ordens des heiligen Franciscus, und als solcher, gleich jedem andern geistlichen Angehörigen dieses Ordens, außer seinen kirchlichen Tagzeiten zu gewissen anderen Gebeten verpflichtet) hat Pius IX. oft Nichts. Aber ich habe stets bemerkt, daß die Vorsehung ihn nie im Stiche ließ, wenn er zu seinen Werken Geld braucht. Ist die Casse leer, so vergeht gewöhnlich kein Tag, ohne daß ich etwas bekomme, und wäre es auch nur ein Scudo. Sehen Sie, ich hatte Nichts mehr, und nun bringen Sie mir eine Gabe, und gewiß mehr als einen Scudo." [1]) — Geht da das evangelische Wort: „Gebet und euch wird gegeben werden", nicht buchstäblich in Erfüllung?

Einunddreißigstes Capitel.

Mastai hält seinen Einzug in Imola. — Sein oberhirtliches Wirken daselbst. — Wie aus einem jungen Heiligen durch Verführung der Geheimbünde ein fluchbeladener Verbrecher ward. — Bei welchem Anlasse der heil. Vater diese Begebenheit erzählt hat und wie er, der echt Liberale, vor falschem Liberalismus warnt.

Um die durch seine neue Ernennung nöthig gewordenen Ausfertigungen rascher zu betreiben und die für seinen neuen, auf höherem Fuße stehenden Haushalt unerläßlichen Einkäufe und Bestellungen zweckmäßiger zu besorgen, hatte Monsignor Mastai im Laufe des Monats December sich persönlich nach Rom begeben und war von dort erst Anfangs Januar 1833 nach Spoleto zurückgereist, um noch im selben Monat nach einer ergreifenden Abschiedspredigt diesen Sprengel zu verlassen und über Loretto und Sinigaglia, diesen beiden Lieblingsorten, seinem neuen Wirkungskreise entgegen zu eilen. Sein Einzug in Imola fand (nach Einigen am Aschermittwochmorgen, wahrscheinlicher aber) am Donnerstag nach Maria Lichtmeß (7. Februar) Statt.

---

[1]) Die Herrlichkeiten Pius' IX. von P. Huguet.

Eine unzählbare Menge, begierig, das Antlitz des neuen Oberhirten zu schauen und seinen ersten Segen zu empfangen, harrte seiner an den Thoren.

In feierlichem Aufzuge geleitete man ihn nach der Kathedrale; nachdem er hier von seinem Stuhle Besitz genommen, bestieg er die Kanzel, entwarf ein Bild von der Lage, in welcher sein Sprengel sich befand, von dem vielen Guten, das sich da ausrichten ließe, und wie er mit Gottes Hülfe die Kraft in sich fühle, dasselbe zu verwirklichen, wofern die Gutgesinnten alle, wie er hoffe und erflehe, ihm dabei behülflich sein würden.

Dieses so ganz väterliche erste Auftreten, dieses schlichte und freie Benehmen, und vor Allem das für die Stadt völlig neue Schauspiel eines Predigers mit der Mitra auf dem Haupte und im bischöflichen Festornate machte auf die Zuhörermenge einen tiefen Eindruck und stimmte sie so gewogen, daß der Name Mastai, der bisher in der Stadt ziemlich unbekannt gewesen, von diesem Tage an unter Lobsprüchen und Segenswünschen von Mund zu Mund ging.

Des Bischofs erste Sorgen waren seiner Geistlichkeit gewidmet; zu öfteren Malen besuchte er das Seminar, belebte dort die Studien und vervollständigte sie durch den Unterricht in allen jenen praktischen Wissenszweigen, die ihrer Natur nach die jungen Geistlichen in die Bedürfnisse, Leiden und Mühseligkeiten des wirklichen Lebens einzuweihen geeignet sind, z. B. Ackerbau-, Arznei- und Naturkunde. Außer dem Seminar gründete er neben der Kirche der Mutter Gottes del Piratello ein Exercitienhaus, worin er alljährlich zweimal die Pfarrer und Hülfsgeistlichen der verschiedenen Pfarreien versammelte und gewöhnlich durch Ordenspriester, zumeist Jesuiten, in rührenden Betrachtungen, Belehrungen und Ermahnungen, verbunden mit Gebet und zweimal täglicher Gewissenserforschung, ihnen ihre Standespflichten in die Erinnerung rief und ihren Herzen jene glühende Gottes- und Menschenliebe einzuflößen suchte, wovon er selber ein Vorbild war. Und in der That, die Geistlichkeit der Diöcese Imola bedurfte damals einer Erneuerung und einer Zurückrufung zum wahren Geiste des Evangeliums gar sehr. Viel fehlte, daß dieselbe allerwärts das Beispiel christlicher Tugenden gegeben hätte; mehr denn einmal, in diesen unruhvollen Zeiten, war die Aufführung einiger Priester für ihre Pfarrangehörigen ein Gegenstand großen Aergernisses gewesen. Beim besten Willen konnte selbst der wackere Oberhirt nicht mit Einem Male alle widerstrebenden Naturen wieder auf den rechten Pfad bringen. Eines Tages, während er im Piratello mit seinem Klerus den geistlichen Uebungen oblag, wurde ihm gemeldet, daß der Pfarrer eines Gebirgsdorfes seinen Hausknecht ermordet habe.

Das Volk, über ein Verbrechen, das der Character Dessen, der es beging, noch furchtbarer machte, auf's Aeußerste erbittert, hielt den Schuldigen in seinem Pfarrhofe belagert und schwur, mit eigenen Händen an ihm Justiz zu üben.

Flugs eilte Mastai herbei, zeigt sich ohne Begleitung der Wuth schnaubenden Menge. Nur durch vieles Bitten, mit Thränen vermischt, bewirkte er, daß die Gemüther sich allgemach etwas zur Ruhe legten und es geschehen ließen, daß Derjenige den Händen der Justiz über-

antwortet würde, den sie einen Augenblick zuvor mit eigenen Händen hätten zerreißen mögen.

Indessen war durch diese Frevelthat dem religiösen Glauben und der Würde des Seelsorgeramtes ein furchtbarer Schlag versetzt worden. Die Dorfeingesessenen wollten von einem neuen Pfarrer Nichts wissen, und als er dennoch sich einfand, weigerten sie ihm ihre Anerkennung. Da mußte denn der gute Bischof wieder selber kommen und den Störrigen mehrere Tage nach einander zureden, und so gelang es ihm denn durch viele Liebe, Geduld und Milde endlich, die harten Herzen zu erweichen und zu den Uebungen der Religion wieder geneigt zu machen.

Was den Priestern seines Sprengels bis dahin gemangelt hatte, war ein Mittelpunkt. Mastai schuf einen solchen in seinem eigenen Palaste, indem er eine „biblische Akademie“ gründete, welche allmonatlich einmal zusammenkam, um gemeinschaftlich irgend einen der heil. Schrift entnommenen Gegenstand zu besprechen. Diese Conferenzen, bei denen er den Vorsitz führte, hatten das Gute, daß sie den Klerus zu einem eifrigeren Studium anspornten und die theologische Wissenschaft unter demselben mächtig förderten.

Wie er durch geistliche Uebungen und Conferenzen den Klerus geistig und sittlich gehoben hatte, so suchte der Erzbischof-Bischof nun auch durch Missionen, die er durch Jesuitenväter in mehreren Städten und Ortschaften seines Sprengels abhalten ließ, und wobei er nicht selten in eigener Person mitwirkte, das Volk aus dem Schlummer der Lauheit zu wecken und zu größerem Tugendeifer anzufeuern. Gleichzeitig unternahm er es, treu dem Geiste des ihm von Volterra und auch von Rom her, wo er an dessen Grab in der Kirche St. Pantaleon wohl oft recht innig gebetet haben mag, so lieben Heiligen, Joseph Calasanza, und noch voll der Erinnerungen an seinen geliebten Tata Giovanni, dem Müßiggang und der Landstreicherei, welche die Straßen der Stadt mit einer Menge schlechter Subjecte und Bettler beiderlei Geschlechts überschwemmten, ein Ziel zu setzen. Denn gerade zu jener Zeit zählte Imola, wie Rom in des alten Maurers Tagen, eine große Anzahl elternloser Kinder, welche bei Nacht und Tag auf den Treppen der Kirchen und der öffentlichen Gebäude herum lagen, die Vorübergehenden anbettelten und im Schooße des Müßigganges alles sittliche Gefühl und alle Scham einbüßten.

Dazu kam das Ueble, daß viele der Theologie sich zuwendende Söhne von Pächtern aus der Umgegend, wegen Mangels an Mitteln, das Kostgeld zu zahlen, nicht im Seminar selbst wohnten, sondern als „Externe“ nur den Lehrstunden darin beiwohnten, was dann zur Folge hatte, daß sie die ihnen darnach erübrigende Zeit größtentheils auf Spazierplätzen, in den Casinos und Caffeehäusern zubrachten und sich hier in politische Kannegießereien und Dispute einließen, ja vielleicht noch schlimmeren Dingen nachgingen.

Von allen diesen Uebelständen säuberte der eifrige Oberhirt nach und nach die Stadt durch seine weisen Anordnungen.

Sieben Geistliche und eine gleiche Anzahl von Schwestern des heil. Vincenz von Paula, die er eigens aus Neapel kommen ließ, wurden beauftragt, die Knaben und kleinen verwahrloseten Mädchen von den

Straßen aufzulesen, sie bei rechtschaffenen Handwerksleuten in die Lehre zu thun und dort ihre Aufführung zu überwachen.

An Sonn- und Feiertagen kamen alle diese Kinder in dem Kirchlein San Concittadino zusammen, um da einer heiligen Messe und einem Unterricht in den Glaubenswahrheiten beizuwohnen.

Zu ihrer Beköstigung und ihrem nächtlichen Unterkommen wurde eine Summe von 1000 Piastern angewiesen. Um sie zu möglichst pünktlicher Pflichterfüllung aufzumuntern, machte der gute Prälat sich anheischig, zweimal jährlich, zu Anfang des Sommers und beim Herannahen des Winters, die bravsten unter ihnen mit Anzügen zu versehen.

Während der 13 Jahre, wo Mastai den Bischofsstuhl von Imola inne hatte, betrug die jährliche Durchschnittszahl der auf diese Weise versorgten Kinder nie unter 40, manchmal nahe an 60.

Das war dann eine rechte Freude für sein Herz!

Nachdem er die verwahrlos'ten Kinder von den Straßen hinweggeschafft, ließ Mastai, um dem noch ärgerlicheren Herumschweifen der oben besagten Theologie-Studirenden, denen ihre Mittellosigkeit die Aufnahme in das Seminar nicht gestattete, ein Ende zu machen, neben dieser Anstalt ein kleines, jetzt unter dem Namen „Convict" bekanntes Gebäude aufführen, in welchem diese „Auswärtigen", mochte ihre Zahlungsfähigkeit eine noch so geringe sein, Kost und Obdach fanden.

Ueber dieser Sorgfalt für die niederen Schichten der Bevölkerung und für die zur Linderung ihrer Leiden ganz vorzugsweise Berufenen, verlor der wachsame Oberhirt die übrigen Gesellschaftsclassen mit nichten aus den Augen.

Während er die Sittlichkeit und die Geistesbildung seiner Geistlichkeit auf alle Weise förderte, die Bettelei, den Lärm und sonstigen Unfug einer müßigen Jugend von den Straßen verbannte, war er bemüht, die sich auf's Schroffste entgegenstehenden politischen Parteien zu beschwichtigen, der Staatsgewalt Milde und Vergessenheit einzuflößen und alle Classen der Bürgerschaft zu Eintracht und Frieden zurückzuführen.

Zu diesem Zwecke standen, wie zu Spoleto, so auch hier, seine Empfangssäle den Männern aller Parteien, ganz vorzugsweise den Mißvergnügten offen. Indessen so viele Mühe er sich dieserhalb auch gab, so gelang es ihm doch nie, den Keim der Zwietracht zu ersticken, denn dieser verbarg sich in den dunkeln Schlupfwinkeln der verabscheuungswerthen Verbindungen. Es schnitt ihm in die Seele, das Verderben so vieler unbesonnenen Jünglinge zu sehen, wie sie hinterlistig in die Fallstricke der geheimen Gesellschaften gelockt wurden, und das Wehklagen der untröstlichen Väter und Mütter zu hören, die oft bloß in der Absicht zu ihm kamen, um ihrem Kummer Luft zu machen, den sie über die Verführung, Verbannung oder Einsperrung ihrer mißrathenen Söhne empfanden.

Einen schlagenden Beweis, welche Gefahren politische Schwärmerei und Hirngespinnste über einzelne Menschen wie über Völker und Länder heraufzubeschwören im Stande sind, lieferte dem Erzbischof ein Jüngling, der, wie er, seine Jugendbildung in Volterra erhalten, dessen er gerade um diese Zeit in Imola mit vorzüglicher Liebe sich annahm und dessen Ende

ein höchst tragisches gewesen. Seine Geschichte erinnert an die jenes Jünglings, der, ein Liebling des heiligen Apostels Johannes, nachgerade dessen Lehren und Ermahnungen vergaß und — Anführer einer Räuberbande wurde. Der heil. Vater selber erwähnte ihrer in einer Rede, die er (1866) bei Anlaß der Heiligsprechung des sel. Leonardo von Porto-Maurizio in der Kirche delle stigmate Angesichts einer großen Volksmenge mit bewegter Stimme hielt.

Mit kräftigen Farben schilderte er darin den Gegensatz zweier Gesellschaften, deren eine hienieden mit satanischem Ingrimm wider Christus und seinen Statthalter ankämpft, die andere dagegen im himmlischen Jerusalem die Sache Gottes verficht, wie dieses dermalen der selige Leonardo im Himmel und unter seinem Banner die Erzbruderschaft von den heiligen Wundmalen, die der frommen Jünglinge viele zähle, hier auf Erden thue. Aber ach! Viele, die, in den Uebungen des Glaubens und im Gebrauche der Sacramente fromm erzogen, eine Zeitlang für Gott leben, schlagen hernach, wenn sie zu reiferem Alter gelangt sind, von schlimmen Cameraden verlockt, in das Widerspiel um, vergessen die Vorschriften des Evangeliums und bereiten sich ein drangsalvolles Alter. Beispiele solcher Ausartungen sind nicht selten. „Ein recht trauriges", fuhr der h. Vater fort, „habe ich selber erlebt. Eines Tages, als ich noch Bischof zu Imola war, kam ein frommer, kaum 20jähriger Jüngling von edler Geburt zu mir und theilte mir seine Absicht mit, dem Rathe des Evangeliums zu folgen und sich von der Welt zurückzuziehen, um in klösterlicher Einsamkeit sich höherer Vollkommenheit zu befleißigen. O, wie beglückte es mich, an einem so jungen Manne eine so gute Gesinnung wahrzunehmen! selbstverständlich that ich, was ich konnte, ihn in seinem gottseligen Vorhaben zu bestärken. Aber da kamen Freunde: es waren Mitglieder geheimer Bünde; und in Bälde verließ der Jüngling, durch sie fortgerissen, verführt, verdorben, die Wege des Herrn und endigte auf dem Blutgerüste, dem entsetzten Europa einen fluchbeladenen Namen zurücklassend."

Der junge Mann, dessen Namen der h. Vater aus zarter Rücksicht verschwieg, war Felix Orsini, wie er ein ehemaliger Zögling der Piaristenväter zu Volterra, ein Angehöriger jenes hochadeligen Hauses, in welchem Mastai, da er noch den Studien oblag, vielfach verkehrte, derselbe Felix Orsini, der Ende 1857 mit seinen Bomben Napoleon III. zu morden versuchte, der am 11. Februar 1858 aus dem Gefängnisse einen Brief an Napoleon III. richtete, worin er ihm, unter Ankündigung von 1000 ferneren Bomben, die seiner noch warteten, angab, was er zu Gunsten (sollte heißen zum Verderben) Italiens thun solle und was der Bedrohte, aus Furcht vor diesen Bomben, leider nur allzu folgsam gethan hat; derselbe Felix Orsini, dessen Haupt dann unter dem Fallbeil verblutete und der eine neue Aera der Complote, der Meuchelmorde und des Blutvergießens über Europa heraufbeschworen hat.

Zum Schlusse ermahnte der h. Vater die Jünglinge zur Beharrlichkeit im Guten und beschwor sie, in ihrer Jugend wie im Greisen-Alter die falschen Einflüsterungen der Geheimbündler als höllisches Schlangengezisch mit Abscheu von sich zu weisen. Dann hob er Augen und Arme gen Himmel und flehete mit einer Inbrunst, die allen Zuhörern Thränen

entlockte, Christus den Herrn, dessen Stellvertreter er ist, an, ihn nicht zu verlassen, ihm Kraft zu leihen, die höllische Hyder, die sich naht, um Alles zu verwüsten und die gläubige Heerde zu verschlingen, von der heiligen Stadt fern zu halten.

So sprach, so flehte die Liebe aus dem Vater der Kirche, die trauernde Liebe um eine gefallene Engelsseele, die hoffende Liebe, daß der Fall jenes Einen tausend Anderen zur Auferstehung und zur Warnung gereichen möge.

Die gleiche, ja vielleicht eine noch größere Liebe und einen noch flammenderen apostolischen Eifer wendete Mastai in Imola den vom Liberalismus bereits Angesteckten zu und verkehrte mit ihnen in derselben Weise und in derselben Absicht, wie der göttliche Heiland, das Vorbild aller Hirten, mit den Pharisäern und den öffentlichen Sündern verkehrte. Kein Wunder daher, daß der im wahren Sinne aufgeklärte, dem echten Fortschritt huldigende, echt freisinnige Prälat zu Imola bei gewissen halsstarrigen Anhängern veralteter, durch die Zeit gerichteter Ideen und Einrichtungen in den Verdacht des Liberalismus gerieth und bisweilen einen etwas lebhaften, doch niemals in Persönlichkeiten ausartenden Strauß mit ihnen zu bestehen hatte. Aber nichtsdestoweniger erfreute er sich in seltenem Grade der Hochachtung, des Vertrauens und der Liebe aller Classen, wie dieß seine Erhebung zur Cardinalswürde im Jahre 1841, die der Gegenstand der allgemeinsten und begeisterungsvollsten Freudenbezeugungen war, auf die unzweideutigste Weise zu erkennen gab. Nur Einer blieb ihm feindlich gesinnt, von dem wir sogleich hören werden.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Die Cardinäle der heiligen Römischen Kirche.

Der Name der Cardinäle offenbart an sich schon die wichtige Rolle, die ihnen in der katholischen Hierarchie zugewiesen ist. Aehnlich den Angeln (cardines), welche die Thore des materiellen Tempels tragen, sind sie im Gebäude der Kirche gleichsam lebendige Thürangeln, auf welchen das unsterbliche Thor der Kirche sich bewegt, das den Himmel öffnet und schließt, d. h. ohne Bild: die Cardinäle sind ihrer wesentlichen Bestimmung nach die dem Papste in der Regierung der Kirche zur Seite stehenden Männer, zur Berathung aller wichtigen Angelegenheiten, zur Hülfeleistung bei den Regierungsgeschäften, und zur innigen Theilnahme bei allen Freuden und Leiden, die das Herz des Vaters der katholischen Christenheit bewegen. Der Ursprung der Cardinäle geht in die ersten Jahrhunderte der Kirche zurück, obwohl ihr Name erst unter dem ersten christlichen Kaiser Constantin erscheint, wo wir zwei Cardinäle unter dem Namen „Priester der Stadt Rom" dem allgemeinen Concil zu Nicäa (325) vorsitzen und im Namen des h. Papstes Sylvester unterschreiben sehen.

Vermöge ihres Amtes und ihres innigen Verhältnisses zum Papste, gleichsam als Glieder seines geheiligten Körpers, als ihm Einverleibte, repräsentiren die Cardinäle denn auch bei erledigtem päpstlichen Stuhle collegialisch — in ihrer Gesammtheit — die oberste Gewalt in der Kirche und empfangen dann aus diesem Grunde, so oft sie als Collegium auftreten, dem üblichen Ceremoniell gemäß, die Ehrenbezeugungen, welche bei

Lebzeiten nur dem Papste gebühren. Eben deßhalb haben denn auch die Cardinäle das Recht, wie die Pflicht, dem Papst, wenn er feierlich als solcher auftritt, die nächste Ehrenassistenz zu leisten, wobei sie stets den nächsten Rang nach ihm einnehmen, so daß die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe ihnen folgen. In Bezug auf weltlichen Rang stehen sie noch jetzt den Prinzen und Fürsten sowohl des Kirchenstaates, als des Auslandes zum Mindesten gleich, wie sie denn neben dem Rang auch den Titel als Fürsten mit dem Prädicat Durchlaucht und Eminenz haben.

Die Insignien — Standeszeichen — der Cardinäle bestehen vorzugsweise in den Purpurkleidern, zu welchen insbesondere die Cappa magna — ein weiter rother Mantel —, der rothe Cardinalshut mit den Flocken, das rothe Birret und sogenannte Solideo — ein Scheitelkäppchen, das „nur vor Gott" abgenommen wird — sowie eine damast-seidene Mitra gehören. Außerdem wird noch der Ring mit eingefaßtem Saphir, der Ombrellino — ein kleiner Traghimmel — und in den Kirchen, deren Titel sie tragen, der Baldachin zu ihren Insignien gezählt.

Die Cardinäle aus dem Stande der Ordensgeistlichen tragen indeß (außer dem Birret und Solideo) keine Purpurfarbe, sondern behalten die Farben ihrer Ordenskleider bei, nur daß sie zu diesen einen feineren Stoff und Form und Schnitt der Cardinalsgewänder anwenden. Es geschieht dieß, um sie fortwährend zu erinnern, daß sie auch als Cardinäle verpflichtet sind, nach dem Geiste ihres Ordens zu leben.

Auch die sogenannte Familie des Cardinals, bestehend aus Secretär, Gentiluomo (Hausmeister), Caudatar — Schleppträger — und Dienerschaft haben besondere Auszeichnungen.

Die Zahl der Cardinäle war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Der große Papst Sixtus V. setzte (1586), Bezug nehmend auf die 70 Greise, welche Moses auf Befehl Gottes sich beigesellte, ihre Zahl auf 70 fest und wies einem Jeden von ihnen als Titel eine der Kirchen Roms an.

Diese von Sixtus so festgesetzten 70 Greise theilen sich ein in Cardinal-Bischöfe, Cardinal-Priester und Cardinal-Diakonen, so jedoch, daß die Cardinal-Priester auch die bischöfliche Weihe, wie die Cardinal-Diakonen die priesterliche Weihe empfangen haben können, ohne darum als Cardinäle aus dem Rang der Priester oder Diakonen herauszutreten. Daher dürfen letztere, auch wenn sie der Weihe nach Priester sind, bei öffentlichen Feierlichkeiten nur als Diakonen fungiren und wenigstens öffentlich niemals Messe lesen. Die Zahl der Cardinal-Bischöfe bestimmte Sixtus für immer auf 6, die der Cardinal-Priester auf 50, die der Cardinal-Diakonen auf 14.

Sämmtliche Cardinäle sind bestimmten, zunächst um Rom liegenden Bisthümern und römischen Kirchen als ihren „Titeln" adscribirt und gewissermaßen einverleibt.

Die Titularkirchen der Cardinalbischöfe sind folgende, wegen ihrer Nähe bei Rom so genannte suburbicarischen Bisthümer: Ostia und Velletri, Porto Santa Ruffina und Civita-Vecchia, Albano, Frascati, Palestrina, Sabina.

Der Titularkirchen der 50 Cardinal-Priester sind (einschließlich des mit dem Amte des Cardinal-Vicecanzlers verbundenen Titels San Lorenzo in Damaso) 51.

Der Kirchen der Cardinal-Diakonen sind 16, statt 14, weil zwei derselben abwechselnd mit andern erledigt bleiben. Die älteste und vornehmste dieser Diakonieen: S. Maria in via lata haben wir bereits als diejenige kennen gelernt, bei welcher Mastai in seinen ersten Priesterjahren als Kanonicus angestellt war.

Gerade wegen ihres Verhältnisses zu den Titularkirchen Roms, denen sie fest und dauernd einverleibt (incardinirt) waren, im Gegensatze zu denjenigen Geistlichen, die nur vorübergehend dort standen, hießen die dort Angestellten Cardinäle.

In ihrer Gesammtheit bilden die Cardinäle, d. h. die in Rom anwesenden, von der Residenzpflicht entbundenen, etwa 30 an der Zahl, das bereits öfters erwähnte heilige Collegium, das nach Einrichtung und Verfassung große Aehnlichkeit mit den Capiteln an den Kathedral-Kirchen hat. Die Vorsteher desselben sind der Decan und der Cämmerling.

Der Cardinal-Decan ist der Regel nach Bischof von Ostia und der Weihe nach der älteste Cardinal-Bischof. Bei Versammlungen nimmt er die erste Stelle ein, wie er denn überhaupt in seiner Person das heil. Collegium vorstellt.

Der Cardinal-Cämmerling des heil. Collegiums (nicht zu verwechseln mit dem Cardinal-Cämmerling des heil. Stuhles) nimmt alle Einnahmen auf, welche der Gemeinschaft der Cardinäle zufließen und vertheilt sie jährlich an die in Rom anwesenden Cardinäle. Wer 6 Monate lang sich vom Hofe zurückgezogen hatte, verliert seinen Antheil. Der Cardinal-Cämmerling wird von Jahr zu Jahr neu gewählt.

Jenen beiden Vorstehern ist ein Secretär auf Lebenszeit beigegeben, der stets ein Italiener sein soll, dahingegen sein Stellvertreter — der clericus nationalis — abwechselnd ein Franzose, Deutscher oder Spanier sein muß. Daneben hat das heilige Collegium noch einige untergeordnete Beamte, z. B. den Sollicitator, welcher die gerichtlichen Acten befördert, und die Computisten, welche über die Einkünfte des Collegiums Rechnung führen.

Die Berathung und Verhandlung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Cardinäle geschieht theils in den (bereits oben erklärten) Consistorien, theils in einzelnen Ausschüssen oder Congregationen, deren es, soweit sie sich auf die allgemeine Kirche erstrecken, folgende 13 giebt:

1) Die Congregation der Propaganda. Sie hat, wie ihr Name anzeigt, zum Zweck, den Glauben in der ganzen Welt auszubreiten. Folglich bilden die Besorgung aller auf die Missionen bezüglichen Geschäfte, die Aufsicht über alle Seminare und Collegien zur Bildung der Missionare ihre Fachgegenstände. 2) Die Congregation von St. Officio. Es ist dieß die als so unmenschlich verschrieene Inquisition. Ihre Aufgabe ist, über die Reinheit des Glaubens zu wachen, Irrlehren und damit zusammenhängende Vergehen von ihm fern zu halten. Das Verfahren dieses Gerichtshofes ist so milde und rücksichtsvoll, die als so furchtbar geschilderten Gefängnißlocale sind so hell und wohnlich, daß, wer an Ort und Stelle sich davon überzeugt hat, über das Schreckbild, das die Verleumdung daraus gemacht hat und noch fortwährend macht, lachen könnte, wenn die Sache nicht so ernst wäre. 3) Die Congrega-

tion des Index. Ihr Zweck ist, die Bücher zu prüfen und diejenigen, die dem Glauben und den guten Sitten Zuwiderlaufendes enthalten, als solche zu bezeichnen und zu verbieten. 4) Die Congregation des Concils. Ihr ist das Amt anvertraut, die Beschlüsse des Tridentiner Concils zu erklären, über ihre Vollziehung zu wachen und dem Papste die möglichen Bedenken vorzutragen. 5) Die Congregation der Prüfung der Bischöfe, d. h. der zu einem Bisthum vorgeschlagenen Männer. Von ihr ist bereits Rede gewesen. 6) Die Congregation der Residenz der Bischöfe. Sie hat zu entscheiden, ob die Gründe der Abwesenheit der Bischöfe gesetzlich sind. 7) Die Congregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen (capi d'ordine). Sie hat die in der Gerichtsbarkeit der Bischöfe vorkommenden Schwierigkeiten zu heben, die Fragen hinsichtlich der neuen Stiftungen von Klöstern, hinsichtlich des Uebergangs von einem Kloster zum andern, sowie des Austritts aus einem Kloster; und der Entfremdung der Kirchengüter zu entscheiden. 8) Die Congregation der Disciplin der Ordensgeistlichen. Die Ordnung in den Klöstern, die Beobachtung der Gelübde, der Regeln und Verordnungen, die Ordenspersonen u. s. w. bilden ihren Geschäftskreis. 9) Die Congregation der kirchlichen Immunität. Die freie Thätigkeit der Kirche in allen Theilen der Welt zu sichern, die Verletzung der Rechte und Freiheiten der Kirche zu bestrafen, wer auch die Schuldigen sein mögen: das sind die schwierigen Angelegenheiten, welche diese Congregation täglich zu behandeln hat, und über welche sie mit einer unbeschränkten Macht entscheidet. 10) Die Consistorial-Congregation bespricht behufs Vorbereitung für das Consistorium besonders die Angelegenheiten, welche auf die Errichtung neuer Bisthümer, die Eintheilung und Umschreibung der Diöcesen, auf die Bestellung von bischöflichen Coadjutoren und Weihbischöfen u. a. Bezug haben. 11) Die Congregation der Riten. Sie hat die auf die gottesdienstliche Feier bezüglichen Gegenstände zu behandeln, die gleichförmige Einhaltung der dießfallsigen Vorschriften zu überwachen, namentlich auch die Selig- und Heiligsprechungen für deren Einbringung in das Consistorium vorzubereiten. 12) Die Congregation der Indulgenzen und der heiligen Reliquien. Den Gläubigen die besondern Gnaden erkennbar zu machen, welche an gewisse Gebete und fromme Uebungen geknüpft sind, die auszutheilenden Reliquien zu prüfen und zu beglaubigen: mit einem Wort, die Andacht aufzuklären und die Verehrung der Martyrer zu leiten, das ist der Zweck, den diese Congregation sich vorgesetzt hat. 13) Die Congregation der außerordentlichen Kirchen-Angelegenheiten. Sie verdankt ihren Ursprung Pius VII., wurde nur für einzelne Fälle gebildet, ist aber durch Gregor XVI. zur Unterstützung der wichtigen Arbeiten des Staatssecretariats stehend gemacht worden. Sie besteht aus den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, und in ihr führt entweder der Papst selbst oder der Cardinal-Staatssecretär den Vorsitz.

So ist also das Leben der Cardinäle keineswegs — wie Mancher, der sie in vergoldeten, von schwarzen Rossen mit langen Mähnen und Schweifen gezogenen Kutschen durch die Straßen Roms einherfahren sieht, denken könnte, — ein müßiges und allzubehagliches. Es ist im Gegentheil ein sehr beschäftigtes und in mancher Hinsicht ein sehr geplagtes, wie nach Außen hin an Glanz, so nach Innen an Tugenden und Opfern

reiches Leben. Als Häupter der römischen Congregationen, als Beschützer der Mönchsorden und unzähliger wohlthätigen, wissenschaftlichen und industriellen Anstalten, z. B. der Zimmerleute, der Tuchfabrikanten, der Kleidermacher, der Metzger und ähnlicher, nehmen das Studium, die päpstlichen Audienzen, die Sorge für die Armen, die frommen Werke, die Aufmunterung der Wissenschaften, Künste und Gewerke ihre Zeit und ihre mäßigen Einkünfte vollauf in Anspruch, und wohl an keinem weltlichen Hofe führen die Prinzen von Geblüt und die Rathgeber der Krone in ihren Gemächern ein so einfaches, um nicht zu sagen frommes, abgetödtetes Leben, wohl nirgends stehen sie einerseits der Wissenschaft und deren Pflege, andererseits dem Volke und dessen Bedürfnissen, Beschäftigungen und Leiden so nahe und nehmen so helfend und fördernd an dem einen wie an dem andern Theil, wie es am päpstlichen Hofe zu Rom die Fürsten der Kirche thun, unter denen von jeher Männer von altem, welthistorischem Adel und von europäischer Berühmtheit strahlten.

Um die Tugend, die Wissenschaft und die Kunst überall, wo sie angetroffen werden, zu ehren, ersetzt sich das heilige Collegium aus den Reihen des weltlichen und regulären Klerus und so viel als möglich aus allen Nationen. Es muß wenigstens vier Theologen aus den Mönchscongregationen und besonders aus den Bettelorden zählen. Damit sich nicht der Geist der Familie — der Kastengeist — in eine so eminent katholische, d. h. allgemeine Institution einschleiche, können nie zwei Brüder, zwei Vettern, Onkel und Neffe, welches auch ihr Verdienst sein mag, zugleich im erhabenen Senat Sitz haben.

Ueber die Ernennung und Einführung neuer Cardinäle bestehen genau abgemessene Formen, die jedoch in sofern eine Aenderung erfuhren, als dabei die Mitwirkung des heiligen Collegiums so gut wie in Wegfall gekommen und die Ernennung der Cardinäle ein ausschließliches Recht des Papstes geworden ist. Uebrigens müssen hinsichtlich der persönlichen Eigenschaften des zu Ernennenden alle Erfordernisse wie zur Wahl eines Bischofs vorhanden sein. Auch haben, wie es in Hinsicht auf manche Bischöfe der Fall ist, mehrere Monarchen das Recht, Personen zu der Cardinalswürde zu empfehlen. Solche Kroncardinäle empfangen dann das Birret von ihrem Monarchen.

Die Erhebungen zu dem Cardinalate sind selbstverständlich eine wichtige Angelegenheit für den heiligen Stuhl wie für die gesammte Kirche, und finden daher unter vielen Feierlichkeiten Statt. Die Cardinäle werden in geheimen Consistorien ernannt. Der Papst zieht eine Liste hervor, auf der die Namen der Neuernannten stehen, mit den Worten: — Habemus fratres N. N. (Wir haben als neue Brüder den und den.)

Er legt die Liste alsdann auf eine Tafel, wo der Aelteste der Cardinäle sie vorlies't. Macht der Papst Vorbehalte, indem er Cardinäle in petto behält, so bedient er sich des Ausdruckes: „Habetis fratres, quos reservamus in pectore, nominandos ubicumque et quotiescumque nobis placuerit. Ihr habet Brüder, die wir uns im Sinne vorbehalten, um sie zu ernennen, wo und wann es uns gefällt."

Die Erhebung selbst geht folgendermaßen vor sich:

In der Regel benachrichtigt der Decan des heiligen Collegiums den

neu ernannten Cardinal von seiner Erhebung und sendet am nächsten Tage zu Ende des Consistoriums seinen Wagen, um ihn holen zu lassen. Er empfängt ihn in seinem Zimmer, ladet ihn zur Tafel, läßt ihn mit dem Cardinalsgewande anthun, das Nöthige behufs der Cardinalstonsur besorgen und führt dann den neuen Cardinal zur Audienz beim Papste, welcher ihm das rothe Birret mit den Worten auf das Haupt setzt: Esto cardinalis! „Du sollst Cardinal sein!"

Zu gleicher Zeit macht der h. Vater das Zeichen des Kreuzes über das Birret, das eine Art Käppchen von rother Seide ohne Futter ist. Der Cardinal nimmt alsbald die Kopfbedeckung wieder ab, wirft sich nieder und küßt dem Papste den Fuß, worauf er in warmen, inhaltsvollen Worten seinen Dank ausspricht. Zu Ende der Audienz stattet er, wenn nicht ein besonderes Verbot es untersagt, der „Familie" des Papstes, das heißt dem Cardinal-Staatssekretär und noch einigen andern mit dem Papst unter Einem Dache wohnenden Würdenträgern, unter denen höchst selten ein Anverwandter des Papstes ist, einen Ehrenbesuch ab.

Nach Empfang des rothen Birrets bleibt der mit violetter Kleidung angethane Cardinal in seinen Gemächern, um die Besuche seiner Freunde entgegenzunehmen, die er nur bis an die Thüre des Vorzimmers zurückgeleiten darf.

Das besagte geheime Consistorium behufs der Ernennung pflegt gemeiniglich am Montage Statt zu finden; ein anderes (öffentliches) wird darnach für Donnerstag anberaumt, und in diesem empfängt die neue Eminenz den Cardinalshut aus den Händen des Papstes. Der Cardinal begiebt sich dahin in seinem mittlerweile beschafften Ceremonienwagen mit einer seiner hohen Würde entsprechenden Anzahl von Dienern in glänzender Livree. Ein großer Zug von Freunden und Prälaten begleitet ihn in die Sixtinische Capelle, wenn es im Vatican ist, oder in das sonstige Gemach eines andern Palastes. Er wird vor den Papst geführt, wo er die Adoration und den Fußkuß vornimmt; dann läßt ihn der h. Vater zum Mundkuß zu, worauf ihm die ältesten Cardinäle den Friedenskuß geben.

Diese Einleitungsceremonieen finden unter Begleitung von Musikchören und unter Absingung des Te Deum laudamus Statt.

Dann begiebt sich der Zug in die Capelle; der neue Cardinal zieht mit den übrigen Mitgliedern des heiligen Collegiums in Prozession um den Altar und legt sich dann auf's Angesicht zur Erde, während der Cardinal-Decan die vorschriftsmäßigen Gebete ablies't. Die Eidesformel lautet nach Bestimmung einer Bulle also:

„Ich schwöre, daß ich bereit bin, mein Blut zum Dienste der römischen Kirche und zur Erhaltung der Privilegien des apostolischen Klerus, dem ich angehöre, zu vergießen."

Nun wird er in das Consistorialzimmer zurückgeführt; hier knieet er vor dem Papste nieder. Ein Ceremonienmeister zieht ihm die zuvor herunterhängende Capuze (die Mozetta) auf den Kopf und darüber setzt ihm der Papst unter Hersagung von Gebeten den Hut von rothem Sammet auf.

Sobald der Papst sich zurückgezogen hat, vereinigen sich die Cardinäle in dem sogenannten königlichen Saale (des Vaticans), wo sie einen Kreis um den neuen Mitbruder bilden, der sie ehrfurchtsvoll grüßt und

ihnen für die Ehre dankt, daß sie ihn in ihre Mitte aufgenommen. Diese antworten durch Glückwünsche. Befindet sich in dem Collegium irgend ein Angehöriger des Papstes, so behält er den neuen Cardinal zum Mahle bei sich.

Der rothe Hut, den der Papst dem Erwählten übergeben hat, wird durch einen Geheimcämmerer zu demselben hingebracht. Derselbe wird in einen großen übersilberten Behälter gelegt und unter Aufsicht jenes Geheimcämmerers einem päpstlichen Diener anvertraut.

Beim ersten Consistorium, dem der jüngsterwählte Cardinal beiwohnt, schließt ihm der Papst nach Beendigung der Verhandlungen den Mund mit der Hand, zum Zeichen, daß er das strengste Schweigen über das Vernommene beobachten müsse.

Im zweiten Consistorium öffnet der Papst den Mund des neuen Cardinals wieder und nachdem er ihm irgend eine Kirche als Titel des Cardinals angewiesen hat, steckt er ihm an den vierten Finger der rechten Hand einen Ring mit einem Saphir, dessen Preis der Erwählte nach einer Bulle Gregor's XV. an das Collegium der Propaganda fide zu erstatten hat. Dieser Ring soll den Cardinal erinnern, daß er die Kirche zur Braut habe und sich niemals von ihr trennen dürfe.

Den fremden Cardinälen, welche außerhalb der römischen Staaten zu diesem Range befördert sind, wird das Birret von Rom aus durch einen Cammerherrn zugestellt, der dasselbe dem Könige, Fürsten oder einer sonstigen Hauptperson im Lande, dem Nuntius oder Bischof einhändigt, damit es dem Erwählten durch denselben gegen das Ende einer feierlichen Messe überreicht werde.

Kommt der fremde Cardinal dann persönlich nach Rom, um seinen Hut in Empfang zu nehmen, so erhält er ihn unter den oben beschriebenen Ceremonieen.

In früheren Zeiten wurde den fremden Cardinälen der rothe Hut übersendet. Seit Paul II. erhalten sie das Birret zugesandt, müssen aber bei dessen Empfang geloben, binnen Jahresfrist die limina Apostolorum — Rom — zu besuchen.

Nach diesen Vorbemerkungen über die Cardinäle eilen wir nunmehr zu Dem zurück, dessen in Aussicht gestellte Erhebung zum Cardinalate sie eigentlich veranlaßte. Wem das besagte Capitel etwas weitschweifig scheinen sollte, der wolle bedenken, daß die Cardinäle sowohl einzeln, wie als Collegium und als Congregationen in dieser unserer Geschichte speciell und in der Geschichte der Kirche überhaupt eine zu bedeutende Rolle spielen, als daß eine genauere Bekanntschaft mit denselben zum Verständniß von gar Vielem nicht durchaus nothwendig wäre.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Mastai wird Cardinal. — Freudenfeste bei diesem Anlasse in Rom. — Ein sogenanntes ricevimento, wobei dem neuen Cardinal der Hut überreicht wird. — Imola will in seinen Freudenbezeugungen nicht hinter Rom zurückbleiben. — Wie Mastai seine abermalige Erhöhung ansieht und wozu er sie besonders benutzte. — Er führt die Frauen vom guten Hirten in Imola ein. — Ein Brief von ihm an die Oberin dieses Ordens.

Für die Imolanesen war es längst ein öffentliches Geheimniß, ja Viele mochten in Anbetracht der Verdienste Mastai's und im Hinblick

auf andere rascher Beförderte, es schon längst erwartet haben, daß ihrem verehrten Oberhirten die Verleihung des rothen Hutes binnen Nächstem bevorstehe. Denn bereits in dem (geheimen) Consistorium vom 23. December 1839 hatte Se. Heiligkeit Gregor XVI., — was seinem Gerechtigkeitssinne gewiß alle Ehre macht — trotz der ihm wohlbekannten, in vielen Dingen von der seinigen abweichenden, gar freisinnigen Anschauungsweise Mastai's und seiner sämmtlichen Angehörigen den Erzbischof-Bischof von Imola, Monsignor Giovanni Maria Mastai-Ferretti, auf die oben beschriebene Weise als Cardinal in petto behalten, um ihn zu geeigneter Zeit ausdrücklich als solchen zu verkündigen. Diese Verkündigung geschah ungefähr ein Jahr später in dem Consistorium vom 14. December 1840, wo Mastai als Cardinal-Priester präconisirt und ihm die außerhalb der Stadtmauern an der Labicanischen Straße in der Nähe der Basilika St. Johann vom Lateran liegende Kirche St. Peter und Marcellin als Titel angewiesen wurde.

Die Verleihung des Purpurs hat sowohl in Rom als in dem Wohnort des Betreffenden eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren des neuen Kirchenfürsten zur Folge, Festlichkeiten, denen Mancher gewiß lieber sich entziehen würde, wenn nicht Herkommen und Sitte dieselben gebieterisch erheischten. Und das nicht ohne Ursache. Finden doch in allen Ländern bei der Geburt Derer, in deren Hand einst die Geschicke der Völker muthmaßlich zu liegen kommen, Kundgebungen der Freude Statt. Hier sind die Cardinäle die Fürsten von Geblüt, deren jeder die Berechtigung zur Papstwürde in sich trägt; auf einem Jeden von ihnen ruhen daher im Keime die Hoffnungen der Kirche und des Staates. Ist es nicht billig, daß vor Allen Rom den Tag ihrer Erhebung zum Cardinalat, der gewissermaßen der Tag ihrer Geburt zur Fürstenhoheit ist, mit Glanz und Pracht begehe?

So geschah es denn auch an dem Tage, wo in dem prächtig geschmückten sogenannten Herzogssaale des Vaticans in öffentlichem Consistorium Gregor XVI. dem ehemaligen Rector von Tata Giovanni mit den Worten: „Empfange diesen rothen Hut, das Zeichen der Cardinalswürde, die dich verpflichtet, bis zur Vergießung des Blutes dich dem Wohl der Kirche und der Gläubigen zu weihen“, den Cardinalshut auf das Haupt gesetzt und ihn dann wieder dem Ceremonienmeister übergeben hatte, um ihn am Abend feierlich zu dem neuen Fürsten der Kirche zu tragen.

Große Freude herrschte da in der Tiberstadt, der matte Vorläufer einer weit größeren Freude, welche sechs Jahre später anläßlich einer noch höheren Erhebung eben Desjenigen, dem die heutige Feier galt, sich kund geben sollte. Abends war die Wohnung, wo die neue Eminenz ihr Absteigequartier genommen, glänzend beleuchtet; ein Orchester erhob sich vor derselben, eine zahllose Volksmenge wogte in den Straßen und auf den Plätzen, glänzende Equipagen kamen daher gerollt und führten die Gesandten, die Fürsten, alle Fremden Roms von Auszeichnung zu seiner Wohnung, um ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Nichts ist glänzender als ein solcher öffentlicher Empfang (ricevimento). Eine wahrhaft königliche Treppe, bedeckt mit reichen Teppichen, erhellt durch eine doppelte Linie von Wachskerzen, vier Fuß hoch und verhältnißmäßig dick, führt in das Piano Nobile, das erste Stockwerk des Palastes. Zwischen

zwei Reihen Lakaien und Schweizern in großer Livree mit weißen und blauen Farben, welche riesige Wachskerzen in den Händen halten, gelangt man zur Schwelle der Säle. Der Neuerhobene trägt an diesem Tage keine andere Auszeichnung seiner Würde, als das rothe Käppchen. Der übrige Anzug besteht aus einem schwarzen Kleide, einem über den Rücken herabfallenden schmalen, aber langen, faltigen Streifen von derselben Farbe, dem sogenannten Abbaten=Mäntelchen, einer kurzen Hose und schwarzen Strümpfen. Er steht an der Thüre seines Gemaches mit dem Hut in der Hand; den Kommenden grüßt er, richtet einige Worte an ihn; man geht weiter und nimmt an der allgemeinen Unterhaltung Theil; er selbst bleibt auf seinem Posten: so will es der Brauch, welcher ihm verbietet, sich während des ganzen Abends zu setzen. Auf den Salon des Cardinals folgt der Thronsaal; es ist ein reich verziertes Gemach, wo sich allzeit das Portrait des h. Vaters befindet. Unter dem Portrait gegen die Mauer her ist ein großer Lehnstuhl ausschließlich für den Papst vorbehalten.

Indeß wartet man mit Ungeduld auf den Hut, welcher mit großem Pompe gebracht werden soll. Gegen sieben Uhr fährt eine Kutsche des Papstes aus dem Vatican, sie brachte die zwei Hausprälaten, welche die Cardinalsinsignien zu überbringen haben. Sie traten ein, mit dem Hute auf einer silbernen Schüssel, stellten ihn auf einen Tisch, hinter welchem der Cardinal stand, einer der Prälaten hielt eine durchaus geeignete Anrede an ihn. Der Neuerwählte antwortete und empfing nach dem Abgange des freundlichen Boten die Glückwünsche aller anwesenden Personen, welchen man, der italienischen Sitte gemäß, Gefrorenes darbot, obschon es mitten im Winter war.

Bemerkenswerth ist ein solches Fest wegen des guten Geschmackes und der edeln Einfachheit, die dabei vorwalten; überdieß hat es, wie die meisten römischen Feierlichkeiten, Das voraus, daß es zu erhabenen Gedanken anregt. Oder ist es nicht ein eigenthümliches, erhebendes Schauspiel, die Vornehmsten dieser Welt ihre Huldigungen einem Fürsten der Kirche und zwar der Kirche darbringen zu sehen, die einst in den unterirdischen Klüften der Katakomben sich verborgen halten mußte und von den allmächtigen Gebietern eben dieser Stadt 300 Jahre lang auf das Blutigste, bis zur Vernichtung, verfolgt wurde?

War in der Papststadt die Freude über Mastai's Erhebung zur Würde des Purpurs groß gewesen, größer und nachhaltiger noch war sie in der eigenen Bischofsstadt. Ganz Imola schwamm mehrere Abende nach einander in einem Lichtmeer; die wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften sandten ihm Deputationen, feierten in öffentlichen Sitzungen sein Lob und die Dichter der Provinz überschütteten ihn ordentlich mit einem Regen von Sonetten. Mehrere derselben sind gesammelt und aufbewahrt worden.

Alle diese Ehrenbezeigungen, weit entfernt, den damit Ueberhäuften stolz zu machen, dienten nur dazu, seinen Eifer anzuspornen, so großer, in seinen Augen ganz unverdienter Auszeichnungen sich würdig zu machen. Ein neuer Gegenstand für seinen Eifer war ihm aber in dem Umstande geboten, daß er Mitglied, oder, wenn wir nicht irren, gar Vorstand der von Clemens IX. zur Ueberwachung und Regulirung des Indulgenzen= und Reliquienwesens eingesetzten Congregation wurde.

Die etwaige Mehreinnahme, die ihm seine neue Würde einbrachte, anbelangend, so war diese nach Abzug der Kosten, welche letztere ihm verursachte, außerordentlich gering. Dennoch freute sie ihn, theils weil er nun alte Schulden tilgen konnte, theils aber seiner lieben Armen wegen, die er nun noch freigebiger unterstützen konnte, insbesondere aber eines Institutes halber, durch dessen Einführung er seinem Wirken in Imola die Krone aufsetzte und sich erst recht als wahren Jünger des guten Hirten, Jesus, erwies.

Lange war es einer seiner sehnlichsten Wünsche gewesen, eine Zufluchtstätte für reuige Sünderinnen zu gründen. Immer stand ihm, um seine eigenen ausdrucksvollen Worte zu gebrauchen, das rührende Schauspiel der „gefallenen Töchter der Welt vor Augen, welche Aufnahme in den Schafstall Christi begehren". Sein Herz blutete um diese unglücklichen Geschöpfe, und um ihnen eine Stätte zu verschaffen, wohin sie sich vor dem Schrecken eines elenden Lebens und eines verzweiflungsvollen Todes zurückziehen könnten, opferte er bereitwillig sein ganzes Vermögen. Aus eigenen Mitteln kaufte er ein Haus und richtete es ein zur Aufnahme einer Anzahl solcher armen Geschöpfe und mehrerer Nonnen aus dem erhabenen Orden vom guten Hirten, welche auf seine dringende Bitte aus dem Mutterhause in Angers gesandt wurden, um die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Es war ein Freudentag für Cardinal Mastai, als die vier Schwestern in seinem Palast ankamen, den er ihnen zur Verfügung stellte, bis ihr künftiges Wohnhaus vollständig eingerichtet war. Mit unbeschreiblichem Jubel bewillkommnete er die guten Schwestern, welche er so flehentlich gebeten hatte, ihn bei seinem Liebeswerke zu unterstützen. Die einfachen Nonnen sahen mit größter Dankbarkeit, die Anfangs nicht frei von Verwirrung war, welche Aufmerksamkeit ein Fürst der Kirche ihnen in verschwenderischem Maße bewies; denn Mastai wartete ihnen selbst auf, wenn sie bei Tische saßen, und bediente sie so aufmerksam, als sei er der niedrigste Diener. Das freudige Gefühl, womit der Cardinal die endliche Ausführung eines Planes betrachtete, der ihm so lange am Herzen gelegen, kann man aus folgendem Briefe erkennen, den er an die Oberin des Mutterhauses in Angers richtete:

„Ehrwürdige Mutter Oberin! — Euer Ehrwürden werden von Ihren Töchtern schon Näheres über deren glückliche Ankunft in Imola gehört haben. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, Ihnen diese auch selbst zu melden und Ihnen zugleich die große Freude auszudrücken, welche ich beim Anblick dieser kleinen Schaar gottgeweihter Jungfrauen empfand, die in einigen Tagen ihr heiliges Werk zur Rettung so manches verlorenen Schäfleins beginnen werden. Ich bin überzeugt, daß sie, mit der Gnade Gottes, dieselben in den Schafstall des Hirtenfürsten Jesus Christus zurückführen werden. Ewig gelobt sei dieser Gott der Barmherzigkeit! Euer Ehrwürden aber bitte ich, die Versicherung meiner tiefgefühlten Dankbarkeit zu genehmigen. Es gereicht mir zur Freude, daß die Schwestern bei mir in meinem Palaste sind. Ich habe allen Grund, Gott zu danken, der die Herzen der Menschen in Seinen Händen hält; aber es scheint mir, daß Er die Herzen Ihrer Töchter nicht in Seine Hände, sondern in Sein eigenes Herz eingeschlossen hat. Ich werde nicht ermangeln, sie in jeder Weise zu unterstützen, und voll Freuden versichere

ich Ihnen wiederholt, daß ich mit tiefer Hochachtung verharre, als Euer Ehrwürden ergebenster Diener

† Johannes Maria Cardinal Mastai, Erzbischof.

Imola, am 14. September 1845."

Vierunddreißigstes Capitel.

Der Dieb im eigenen Hause. — Das frugale Mittags- und Abendmahl. — Die Mörder an heiliger Stätte. — Wie Mastai gegen sie und ihr Opfer sich benimmt. — Der verschmähte Pathe. — Wie Letzterer sich rächt. — Mastai's letzte Tage in Imola. — Die verhängnißvolle Depesche. — Die in Erfüllung gegangene Ahnung. — Was den Imolanesen zum Andenken an Mastai geblieben.

In die Zeit des Wirkens Mastai's als Erzbischof-Bischof von Imola fallen mehrere Anekdoten, die sämmtlich seine unerschöpfliche Nächstenliebe verherrlichen. Einige der bezeichnendsten mögen hier eine Stelle finden.

Von seiner theuren Mutter, die er am 12. Januar 1842, ungefähr acht Jahre nach dem Tode seines geliebten Vaters, durch den Tod verlor und mit Kindesthränen beweinte, war dem vielgeliebten Sohne ein kostbares Besteck, welches aus goldenem Löffel, goldenem Messer und goldener Gabel bestand, verehrt worden. Dieses Geschenk hielt der Prälat so hoch, daß er es höchst selten im Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tische geladen waren, befahl er, ihm das Besteck seiner Mutter vorzulegen. Solches geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangssalon ein, wo sie von dem Oberhirten auf das Freundlichste empfangen wurden. Auf einmal wurde derselbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr zu sprechen wünsche. Der Erzbischof ließ Niemanden abweisen und gab darum auch diesem Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: Eminenz! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch zu den ersten Bürgern dieser Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäft so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um selbe spärlich ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine große Summe vorgestreckt würde; ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen; wenn Sie mir nicht helfen, ist mein Glück für immer dahin. Der Prälat erwiderte sehr freundlich: „Mein Lieber! Es ist zwar nicht hübsch, daß ich es sagen muß, aber es ist Wahrheit: ich habe in meiner Casse augenblicklich keinen Scudo, aber da Sie in so dringender Noth sind, so muß geholfen werden." Der Bischof lief in den menschenleeren Speisesaal, nahm das Besteck, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie in ein Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich Alles wieder einlösen können, und Sie werden die nöthige Summe erhalten. „Der Kaufmann verabschiedete sich dankend und vollzog freudig den Befehl des Erzbischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalls. Die gewöhnliche Zeit, zur Tafel zu gehen, war längst gekommen. Der Prälat hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, die Dienerschaft brauche wegen der größeren Zahl der Geladenen, um die Vorbereitungen zu treffen, etwas mehr Zeit als gewöhnlich. Als es

aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten solle. Das ganze Hauspersonal erschien, sich zu den Füßen des Erzbischofs werfend und wie aus einem Munde rufend: Monsignore, ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und doch ist es von Jemandem im Hause geschehen, denn kein Fremder ist dort hingekommen. — Mastai konnte sich diesen Auftritt gar nicht erklären. — Endlich fragte er: was denn vorgefallen sei? Alle riefen: Ihr goldenes Besteck ist gestohlen, und wir werden nicht eher vom Platze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird. — Jetzt lachte der Erzbischof und sprach: „O mein Gott! Dieser Dieb bin ich selber. Legt mir mein gewöhnliches Besteck vor und besorgt schnell den Tisch.“ Freudig war nun wieder das ganze Haus und die Gäste riefen scherzend aus, heute zum ersten Male ist es eine Ehre geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen.

Dem Kaufmann glückte sein Unternehmen und er wurde durch die ihm geliehene Summe, wie jener Bako durch die ihm geschenkte, ein reicher Mann. Derselbe aber vergaß der erzeigten Wohlthat nicht, sondern auch er wurde, nach dem Beispiele seines edlen Retters aus der Noth, ein großer Gutthäter der Bedrängten und ein Vater der Armen.

Aus dem Umstande, daß in Mastai's Casse so oft Ebbe war, könnte man sich zu der Frage veranlaßt sehen: Wie schaute es denn wohl mit seiner Tafel aus? Was sagte wohl sein Hausmeister, was sein Koch, die doch behufs Bestreitung der laufenden Ausgaben die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung haben mußten, was sagten wohl sie zu solch einer in's Große getriebenen Selbstberaubung? Darauf giebt uns folgendes Geschichtchen, das ebenfalls in Imola spielt, die Antwort.

Eines Tages kommt der Hausmeister und meldet ganz bestürzt: „Die 500 Franken, welche sich heute Morgen in Ihrer Casse befanden, Eminenz! sind schon wieder verschwunden. Ich habe keinen Bajocc', um die Ausgaben für den morgigen Tag zu bestreiten.“ Der gute Prälat hatte nämlich wieder einmal die ganze Summe an Unglückliche vertheilt. „Worüber beunruhigen Sie sich denn?“ entgegnete er dem Hausmeister; „hat uns der gütige Gott, welcher die Vögel des Feldes ernährt, nicht für jeden Tag unser Brod versprochen?“ — „Eure Eminenz haben ohne Zweifel Recht“, antwortete der Letztere, „nichtsdestoweniger bin ich in großer Verlegenheit.“ — „Morgen ist Freitag, also Fasttag“, entgegnete lächelnd der Cardinal. „Bringen Sie mir zum Mittagsessen Käse.“ — „Aber zum Abendessen! da hab' ich ebenfalls Nichts, was soll ich denn da bringen?“ — „Abermals Käse“, antwortete gleichmüthig der Bischof.

So darbte, so sparte der Mann Gottes am eigenen Munde ab, um der Armuth abzuhelfen, die in Imola groß war. Aber diese Armuth war nicht das Schlimmste. Etwas weit Schlimmeres und was jene Armuth zum Theil verursachte, waren die Unruhen, welche die Verschworenen der geheimen Gesellschaften von Zeit zu Zeit in jenen Gegenden zum Nachtheil der päpstlichen Herrschaft zu erregen strebten. Im September 1843 wäre er bei einem Haare in die Hände einer ihrer Horden gefallen, welche der Piemontese Ribotti anführte, der, um sich und den Seinen die Straflosigkeit der vorbereiteten Erhebung zu sichern, den Plan faßte, den

Cardinal Mastai in einem Landhause außer der Stadt, wo er sich mit zwei andern Cardinälen (Falconieri, Erzbischof und Amat di S. Filippo, Legaten von Ravenna) aufhielt, zu überfallen, und alle drei als Geiseln fortzuführen: doch der Anschlag mißglückte, denn er wurde bei Zeiten von den wachsamen Behörden entdeckt. Als nun gar zwei Jahre später (im Herbst 1845) derselbige Ribotti, von London aus durch Mazzini und englische Guineen unterstützt, in dem nahen Rimini abermals einen Anschlag gegen das Gebiet des heiligen Stuhles anzettelte, so machte dieß einen so niederschlagenden Eindruck auf den alle Leiden der Kirche wie die seinigen empfindenden Prälaten, daß er sich von hier weg in eine bessere Welt wünschte. So viel läßt sich wenigstens aus einem Briefe von ihm an Monsignor Adrian Giampedi, Bischof von Alatri, abnehmen, worin er diesem, die von ihm erhaltenen Glückswünsche zum Jahreswechsel erwidernd, unterm 27. Dezember also schrieb: „Wenn jeder Wunsch künftigen wahren Glückes wohl angebracht (a proposito) war, und sicher darf man das immer wünschen, so muß man jetzt insbesondere den Wunsch der ewigen Seligkeit vorbringen, denn diese Erde trägt allzuviel Disteln und Dornen. Ich meinestheils danke Euer Bischöflichen Gnaden gar sehr dafür, daß Sie mir mitzutheilen geruhten, daß Sie derartige Wünsche für mich hatten, und möge es nur dem Herrn gefallen, wie ich von seiner Barmherzigkeit es hoffe, daß wir mit dem heiligen Strambi und Odescalchi im Paradiese zusammentreffen. Der liebe Gott bewirkt es, daß da ein Theil der Menschen den Kopf verdreht, die andern ihn mehr als je aufwärts heben: das ist so seine schöne und zarte Anordnung." Solche Gesinnung offenbarte er noch sechs Monate, bevor er den Thron im Vatican bestieg, da er noch keine Ahnung hatte, daß gerade er von Gott erkoren sei, durch lange Jahre eine Krone tragen zu müssen, die wohl mit andern Dornen durchflochten war, als die bischöfliche Mitra von Imola trug.

Unter den Uebeln, welche die langjährigen bürgerlichen Zwistigkeiten und Unordnungen in der Romagna zur Folge hatten, war eines der beklagenswerthesten die Fortdauer geheimer Feindschaften und glühender Privatrache, die nicht selten das Straßenpflaster und die Schwellen der geweihten Orte mit Mord und Blut befleckten.

Ein Ereigniß, das sich im Februar 1846 zutrug, bezeugte außer der Nächstenliebe auch den Muth des edlen Prälaten und die außergewöhnliche Kraft, welche Gott seinen Worten verlieh.

An einem Carnevals-Abende machte er seinen gewöhnlichen Besuch vor dem heiligen Sacramente in der Kathedrale, als der Küster auf ihn zueilte und voll Schrecken ausrief, er möge um Gotteswillen eiligst herbeikommen, in der Sacristei sei Jemand ermordet worden. Sich dem göttlichen Schutze empfehlend, stand der Cardinal sogleich auf und eilte nach der Stelle hin. Er fand dort, auf einer Bank liegend, einen jungen Mann von etwa 20 Jahren, der durch einen Dolchstich gefährlich verwundet worden war und in dem geweihten Gebäude vor weiterer Verfolgung Schutz gesucht hatte. Mastai war kaum bei dem Verletzten angekommen, als drei Männer von wildem Aussehen, vermummt, mit einem Dolche in der Hand, in die Sacristei stürzten, um ihr blutiges Werk zu vollenden. Der Cardinal, trotz der Spitzen ihrer Dolche und der

Wuth, die aus ihren Augen flammt, sieht den Mördern scharf ins Gesicht, indem er ihnen das Kreuz, das an seiner Brust hing, vorhielt, und ihnen ihr Verbrechen vorwirft. Er sprach mit Muth, Würde und heiligem Ernst zugleich: „Im Namen Gottes, des gekreuzigten Herrn Jesu Christi, gebiete ich euch, abzustehen von eurem fluchwürdigen Vorhaben und fort zu gehen!" Diese Worte, so muthvoll und mit der überzeugenden Gewalt eines Gesandten des Himmels gesprochen, erfüllten die Mörder mit Schrecken, sie standen erst festgebannt und schlichen dann schweigend und fast ohne zu wissen, was sie thaten, davon. Indessen schickte der Erzbischof schnell den Kirchendiener fort, um einen Arzt zu holen.

Während dieser Zeit hielt er den Unglücklichen in seinen Armen und auf seinen Knieen. Der Arzt kam und erklärte, daß die Wunde tödtlich sei, ja, daß bei der geringsten Bewegung der Leidende den letzten Seufzer aushauchen werde. Nun bereitete ihn Mastai zum Tode vor, er hörte die Beicht, indem er ihn immer in seinen Armen hielt, und der arme Unglückliche hatte das Glück, seine Seele an dem Herzen Dessen auszuhauchen, der nach wenigen Monaten schon als Statthalter Christi auf Erden die Schlüssel des Himmelreiches in seinen geweihten Händen halten sollte.

Doch bevor ihm diese Erhöhung zu Theil ward, sollte der Kirchenfürst in seiner eigenen Residenzstadt von einem durch Geburt und Rang hochgestellten Untergebenen eine unaussprechliche Erniedrigung erfahren.

Wie oben erwähnt worden, hatte Mastai zu Imola, obgleich er allgemein in hohem Grade geachtet und geschätzt wurde, doch, wie dieß in allen solchen Verhältnissen unvermeidlich, einige Feinde. Sein Streben war nun darauf gerichtet gewesen, auch diese wenigen Gegner sich zu versöhnen, und es gelang ihm dieß auch nach und nach. Eine einzige Feindschaft aber wollte nicht weichen; es war jene des Gonfaloniere der Stadt, eines Stockconservativen und Büreaukraten der unleidlichsten Sorte. Die Gattin dieses Beamten hatte viel von den Ausbrüchen des Hasses ihres Mannes gegen den Bischof und von den unangenehmen Auftritten zu leiden, welche sie in Folge dessen mehrfach mit demselben hatte. — Lange suchte diese würdige Frau ein Mittel, um eine Aenderung in den Gefühlen ihres Gatten hervorzurufen. Endlich sollte sie Mutter werden, und dieser Umstand schien ihr ein Wink der Vorsehung, um die Versöhnung zu bewerkstelligen. — „Wenn der Bischof", sagte sie bei sich, „bei diesem Kinde, das mir Gott schenkt, Pathenstelle vertreten wollte, so würde in der Seele meines Mannes aller Zwiespalt, aller Haß vor dem Bande der geistigen Verwandtschaft schwinden, welches den Cardinal an unser Kind fesselt." Sie suchte in Folge dessen den Bischof auf und theilte ihm ihr Vorhaben mit. Mastai dankte ihr und gab seine Zustimmung zu erkennen. „Ja", sagte er, „ich nehme es gerne an, Pathe des Kindes zu werden, und freue mich, auf diese Weise mir einen Freund mehr zu erwerben." Aber es war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Wie die Verhältnisse standen, würde der Bannerherr niemals die Eminenz darum ersucht haben, und der Bischof mußte daher, sollte es gelingen, die ersten Schritte thun. Die arme Dame eröffnete ihm ihre Befürchtungen." — „Sonst Nichts?" antwortete gütig der Bischof. „Wohlan, meine Tochter, ich werde ihn selber darum bitten."

Die Gelegenheit dazu bot sich gleich am folgenden Tage. Es sollte über die Verwaltung des städtischen Hospizes eine Berathung stattfinden, bei welcher der Bannerherr als erster Beamter der Stadt natürlich nicht fehlen durfte. Nach Erledigung der Geschäfte ging der Bischof mit seiner gewohnten Freundlichkeit auf ihn zu, und sagte ihm, als ob er Alles vergessen hätte, was sein Feind ihm Bitteres und Böses angethan: „Mein lieber Graf, empfangen Sie meine Glückwünsche. Ich habe gestern Ihre Gemahlin gesehen, sie kam zu mir, um mir Ihr gemeinschaftliches Glück mitzutheilen. Ihre Familie wird bald um ein Kind reicher sein; es ist dieß eine große Freude, welche Gott Ihnen gewährt; ich theile Ihr Gefühl von ganzem Herzen. Beiläufig bemerkt, haben Sie schon einen Pathen gewählt?" — „Noch nicht", antwortete kalt der Bürgermeister. — „Um so besser!" sagte hierauf der Bischof, dessen Blick und Wort eine Färbung noch innigeren Wohlwollens angenommen, „um so besser, ich wollte Ihnen einen vorschlagen, ich möchte Pathe Ihres Kindes sein." — „Sie! . . . . Sie! ein Liberaler? Niemals! Niemals!" — Der Gonfaloniere, ein sehr leidenschaftlicher Mann, war seiner nicht mächtig genug, diesen Ausruf zurückzuhalten; hierauf die einfachsten Regeln des Anstandes vergessend, hatte er ihm — o der Schmach! den Rücken gekehrt und ihn stehen lassen.

Der gute Oberhirt war tief betrübt, nicht so sehr wegen der ihm widerfahrenen persönlichen Kränkung, sondern daß er dieses verstockte Herz nicht hatte gewinnen können.

Ein Monat verging, und der so schmählich beleidigte Bischof von Imola war Papst Pius IX. geworden. Da erhielt der Bannerherr eines Tages von Rom aus ein Billet, welches die einfachen Worte enthielt: „Den Bischof von Imola haben Sie als Gevatter verschmäht, werden Sie den Bischof von Rom annehmen?" Die Antwort war leicht vorauszusehen: alsogleich eilte der Gonfaloniere nach Rom in den päpstlichen Palast, um sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen und ihn demüthigst um Verzeihung zu bitten.

So suchte Mastai durch seine zuvorkommende, stets geduldige und verzeihende Liebe alle Herzen zu gewinnen! Wahrhaftig eine solche Handlungsweise ist apostolisch und würdig eines Statthalters Jesu Christi auf Erden!

Die Zeit, wo Cardinal Mastai, zum Lohn seines Wirkens Letzteres werden sollte, nahete heran. Gregor XVI. nahm sichtlich ab. Seit lange kämpfte sein kräftiger Körper vergebens gegen das Alter und gegen das Siechthum an. Gewisse Anzeichen verkündeten sein nicht mehr allzu fernes Ende. Manche, sowohl hohe Geistliche als Weltliche, mochten schon darauf speculirt und je nach ihrer Geistesrichtung Hoffnungen oder Befürchtungen für diesen Fall gehegt haben. Mastai, der ausschließlich seines Amtes als Bischof wartete und zumal seit dem Tode seiner Eltern, die er alljährlich treu besucht hatte, selten nach Sinigaglia und noch seltener nach Rom kam, kümmerte sich um Anderes wenig. Er machte gerade im Piratello nebst vielen Geistlichen seiner Diöcese die geistlichen Uebungen mit, als durch eine Staffette die Nachricht von dem Ableben Seiner Heiligkeit Gregor's XVI. nach Imola gelangte.

Baladelli, der Kammerdiener, der seit mehreren Jahren des vor-

erwähnten alten Haushofmeisters Stelle vertrat, eilte in einer unaussprechlichen Verwirrung mit der Depesche in das Kloster. Eine seltsame Ahnung hatte ihn erfaßt und wuchs während des Weges so, daß er am ganzen Leibe zitterte, als er endlich vor dem Erzbischof stand. Dieser war in der Capelle allein, lag auf den Knieen und betete. Ein Wink von ihm sagte dem Diener, daß er warten solle. Als er sein Gebet geendet hatte, nahm er die Depeschen und las sie. Sie enthielten die Nachricht vom Tode des Papstes Gregor XVI. und den Brief des Cardinal-Decans vom heiligen Collegium, der ihn zum Conclave nach Rom berief. „Also", sagte der Bischof, nachdem er ruhig und ernst das Schriftstück gelesen, „Gregor ist nicht mehr". Während er das nicht ohne tiefe Rührung sagte, fiel ihm das sonderbare Benehmen Baladelli's auf. Der Mann hatte Thränen in den Augen, stierte ihn an und stand in fieberhafter Aufregung wie in Ekstase da. „Was hast Du, Baladelli?" — „Ach", erwiderte der wackere Diener, „ich fühle, daß Imola Ihre Eminenz nicht wieder sehen wird!" — Mastai mußte, so ernst er gestimmt war, lachen über die Prophezeiung seines Dieners, auf dessen Sehergabe er nie große Stücke gehalten hatte.

„Nun wohl", antwortete er scherzend, „will Gott ein Wunder thun, so kann er mit gleicher Leichtigkeit auch zwei thun — er wird auf unsere Bitte unsern braven Baladelli bewegen, seiner Vaterstadt Imola Lebewohl zu sagen und mit Weib und Kind nach Rom zu ziehen."

Darauf eilte der Cardinal, nachdem er den Mit-Exercitanten im Piratello die Trauerkunde mitgetheilt und den Verstorbenen in ihr Gebet empfohlen hatte, in seine bischöfliche Residenz, hielt mit der vorschriftsmäßigen Feierlichkeit für das dahingeschiedene Oberhaupt der Kirche die Exequien, und rüstete sich zur Abreise nach der verwittweten Papststadt, ohne zu ahnen, was ihn dort erwartete.

Imola fürchtete mit Grund, seinen Bischof zu verlieren. Aber sollte auch der Hirt seiner Heerde entrissen werden: die Werke, die er während seiner dreizehnjährigen Amtsführung geschaffen, blieben ihr unverloren: das waren außer dem Convict für mittellose junge Aspiranten des Priesterstandes, offene Zufluchtsstätten für Waisen, offene Unterrichtsanstalten für Kinder der ärmeren Classen, reich dotirte Spitäler, das war der Aufschwung der höheren Studien, ein Zufluchtshaus für reuige, gefallene Mädchen... Das waren ferner wiederhergestellte und verschönerte Kirchen, die ausgebaute bischöfliche Wohnung und der zu Ende geführte Bau der Vorderseite der Kathedrale, welche bis dahin unvollendet da gestanden.

Doch ehe wir Mastai und die übrigen Churfürsten der Kirche nach Rom in das Conclave reisen sehen, wollen wir noch eine kurze Zeit beim Verewigten verweilen, seinem Ableben und seiner Beisetzung anwohnen und dann einen Rückblick auf sein Pontificat werfen.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Gregor's XVI. Ableben, Beisetzung und Todtenfeier. — Das hierbei befolgte und bei ähnlichen Anlässen übliche Ceremoniell.

Am 1. Juni, dem zweiten Pfingsttage 1846, Morgens gegen $9^1/_4$ Uhr, kaum zwei Stunden nach vollbewußtem Empfang der Sterbe-

sacramente, ging Gregor XVI. in die ewige Ruhe ein. Seine Krankheit, die aus einer Fußwunde mit hinzugekommenem Fieber sich entwickelt, hatte einen selbst wider der Aerzte Vermuthen raschen, tödtlichen Verlauf genommen. Erst eilf Tage vorher, am Feste Christi Himmelfahrt, hatte der Papst dem Brauche gemäß von dem Balcon der Laterankirche herab mit gewöhnlicher kräftiger Stimme den Segen ertheilt, und gewiß ahnte das römische Volk damals nicht, daß es zum letzten Male diese Stimme vernahm. Groß war daher die Ueberraschung, und Trauer lagerte sich über die Stadt, als vor Sonnenuntergang, nachdem das wirkliche Ableben des Kirchenoberhauptes unter den üblichen Formen amtlich festgestellt war, die Glocke des Thurmes vom Capitol das bekannte Zeichen gab, worauf die Glocken aller Kirchen, 3—400 an der Zahl, eine Stunde lang läuteten, um mit ihren ehernen Zungen der Stadt und dem christlichen Erdkreis zu verkünden, daß sie ihren Herrscher und ihren Vater verloren. Sofort hören alle öffentlichen Schauspiele und Unterhaltungen im ganzen Lande bis zur neuen Papstwahl auf, die Gerichtshöfe sind während der neuntägigen Trauer geschlossen; selbst die Schuljugend hat für einige Tage Ferien. Die beiden Staatssecretäre, sowie der Secretär der Denkschriften, Cardinal Altieri, legen nach Vorschrift ihr Amt nieder und der Secretär des Consistoriums (Monsignor Corboli) fungirt an ihrer Stelle.

Obgleich wir bereits (anläßlich der Uebertragung der Leiche Pius' VI. aus Frankreich nach Rom) einige bei päpstlichen Leichenbegängnissen übliche Ceremonieen kennen gelernt haben, so dürfte doch eine ausführlichere Beschreibung alles Dessen, was vom Augenblicke des Verscheidens eines Papstkönigs bis zu seiner Beisetzung und bis zum Beginne des Conclave um ihn her Statt zu haben pflegt, für den Leser eben so lehrreich als unterhaltend sein.

Ist der Tod des Kirchenoberhauptes dem Cardinal-Cämmerling der heiligen Römischen Kirche (hier war es Seine Eminenz Riario Sforza nebst dem Vice-Cämmerer, dem Governatore Marini und dem Notar der apostolischen Cammer Appoloni) bekannt gemacht, so begiebt er sich in Begleitung mehrerer Geistlichen und Beamten der päpstlichen Cammer in violettem Gewande zu dem Palaste, worin der Papst verschied, und klopft dreimal mit goldenem Hammer an das Todtengemach, jedesmal den Verblichenen bei seinem Tauf-, Familien- und Papstnamen (also hier: Bartolommeo Alberto Cappellari Gregorio) laut aufrufend. Der dienstthuende Cammerherr öffnet von Innen die Thüre und führt ihn zu dem Leichnam. Das Leichentuch wird von dem Angesichte desselben hinweggehoben, und nachdem der Cardinal sich von dem wirklichen Tode überzeugt hat, knieet er nieder zum Gebet und spricht mit lauter Stimme: „So ist er denn todt.“ Darauf begiebt er sich in das Vorzimmer und unterzeichnet das inzwischen von den apostolischen Notaren angefertigte Protocoll über des heiligen Vaters Ableben. Nachdem er vom Vatican Besitz genommen, schickt er Garden ab, um sich der Engelsburg und der Thore der Stadt zu bemächtigen, läßt den Befehl zur Läutung der großen Glocke des Capitols anfertigen und sich von dem Cämmerer den Fischerring, womit die päpstlichen Breven versiegelt, sowie das große

Siegel, womit die Bullen versehen werden, einhändigen, damit beide in nächster General-Congregation der Cardinäle zerschlagen werden. Danach verläßt er den Palast in einer Carrosse unter dem Vortritt des Capitäns der Garden des Papstes und von den Schweizer Hellebardenträgern, welche gewöhnlich Seine Heiligkeit begleiten, umgeben. Nur die zwölf Pönitentiare der Peterskirche bleiben bei der Leiche zurück, um während der Tage vor der Beisetzung abwechselnd zu wachen und die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten.

Bei dem Abzuge des Gefolges aus dem Sterbe-Palaste ertönt die große Glocke des Capitols. In demselben Augenblicke stimmen die Glocken aller Kirchen ein und verkünden der Stadt und der Umgegend die traurige Botschaft. Während die Gläubigen sich zum Gebet anschicken, versammelt der römische Magistrat die Miliz des Capitols und schickt sie truppenweise unter Anführung ab, um die geringeren Verbrecher aus dem Gefängniß zu befreien.

Gleichzeitig sieht man über den Corso außerordentliche Couriere, theils von Seiten des heiligen Collegiums an alle von Rom abwesenden Cardinäle, theils von Seiten der Gesandten an ihre Höfe abgeordnet, auf sich bäumenden Rossen in aller Eile davon sprengen, um die betreffenden Herrschaften auch amtlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Hinscheiden wird die Leiche geöffnet und einbalsamirt und hierauf mit dem päpstlichen Hausornate, bestehend im Sommer aus einer langen, weißseidenen Sottane, einem feinen, mit Spitzen besetzten Chorhemde, einem rothseidenen Mäntelchen, einem weißseidenen Käppchen, dem Camauro mit weißem Hermelin, einem Hute von geflammtem rothseidenen Stoffe, einer gestickten Stola und rothen Schuhen, worauf ein goldgesticktes Kreuz sich befindet, von den Pönitentiaren der Peterskirche bekleidet. — Ist der Papst nicht im Vatican, sondern, wie es hier der Fall war, im Quirinal gestorben, so wird die Leiche auf dem Paradebette in einer karmoisinroth ausgeschlagenen Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, dahin gebracht. Viele Prälaten und eine zahlreiche Dienerschaft begleiten unter Gebet den Trauerzug; zunächst vor der Leiche reitet in langem, violettblauem Talare ein päpstlicher Ceremonienmeister und den Schluß macht, zur heilsamen Warnung für etwaige Uebelgesinnte, die namentlich bei solchen Anlässen hier wie anderswo gerne im Trüben fischen wollen, eine Abtheilung Artilleristen mit brennenden Lunten und einer Batterie von sieben Kanonen nebst einem Detachement der Schweizergarde.

An der constantinischen Treppe wird die Leiche aus der Sänfte gehoben und nach Oben in die Sixtinische Capelle getragen. Hier entkleidet, legen ihr nun die Pönitentiare die Pontificalkleidung von rother Farbe nebst dem Pallium an und setzen dem Verstorbenen die goldgestickte Inful auf das Haupt. So — im Festornate bleibt die Leiche hier bis zum anderen Morgen, alsdann aber wird dieselbe in feierlicher Procession in die Peterskirche abgeholt. (Es geschah dieß mit Gregor am 21. Juni. Die große Kirche und Vorhalle waren so voll Menschen, wie sie sonst kaum bei den größten Festen wahrgenommen werden — ein Beweis der großen Verehrung und Liebe, die er genoß.)

Nachdem im Mittelschiffe das Libera me Domine durch den päpstlichen Sängerchor abgesungen worden, wird der auf dem Paradebette daliegende Leichnam in der Capelle, wo sonst das Sacrament aufbewahrt wird, beigesetzt und bleibt hier so ausgestellt, daß die Füße ein wenig aus dem Gitter hervorragen, damit die zahlreichen Gläubigen, nachdem sie für die Seelenruhe des Verewigten ihr Gebet verrichtet, nun auch noch durch den Fußkuß ihm die letzte Huldigung erweisen können.

Unterdeß halten Abtheilungen der Nobel- und der Schweizergarde die Ehrenwache bis gegen Abend des dritten Tages. Alsdann aber wird unter Vortragung des apostolischen Kreuzes und Absingung des Psalmes Miserere durch das Capitel der Peterskirche die Leiche zu der links gegenüberliegenden Chorcapelle abgeholt. Hier angelangt, benachrichtiget davon ein päpstlicher Ceremonienmeister das in der nahen Sacristei weilende Cardinals-Collegium, das sich in feierlichem Zuge gleichfalls dahin begiebt, wo ein jeder seinem hohen Range gemäß der Leiche zunächst seinen Platz einnimmt. Trauergesang ertönt, und der Decan von Sanct Peter segnet die Leiche zugleich mit dem Sarge ein. Der Sarg ist von Cypressenholz und man schließt in denselben mit der Leiche des Papstes und drei Börsen von rothem Sammet, die während seines Pontificats in Gold, Silber oder Erz geprägten Medaillen, wie auch eine Pergamentrolle ein, auf der die wichtigsten Thaten und Erlebnisse des Verstorbenen aufgezeichnet sind. Der Sarg wird versiegelt und hierauf von den Cardinälen dem Capitel förmlich übergeben. Man schließt ihn dann in einen andern Sarg von Blei ein, und dieser, von Neuem mit dreifachem Siegel versehen, wird in einen dritten von Holz, der siebenfach versiegelt wird, eingeschlossen. Nahe bei der Chorcapelle ist in der Seitenmauer der Kirche eine große Nische; in dieser wird immer die Leiche des letztverstorbenen Papstes beigesetzt und darin bis zum Tode seines Nachfolgers gelassen, wenn nicht vorher entweder dem Verewigten ein Prachtgrabmal in diesem größten Tempel der Christenheit errichtet, oder er zu jener Kirche herübergebracht wird, die er sich selbst zu seiner beständigen Ruhestätte ausersehen hat. Der Verstorbene hatte dazu die Kirche Sanct Gregor auserkoren, in deren anstoßendem Kloster er als Ordensgeistlicher die glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte. Die Nische mit dem Sarge darin wird zugemauert, aber eine Marmorplatte mit dem Namen des Papstes bezeichnet die Stätte. Zu den 257 Särgen, die die Reste der Statthalter Christi bergen, war nunmehr der 258ste hinzugekommen. Am dritten Tage nach dem Absterben beginnen in Sanct Peters Dom die Leichenfeierlichkeiten, — die sogenannten Novendiali — welche neun Tage hintereinander, wenn kein hohes Fest eintrifft, im Beisein aller Würdenträger der Kirche in der Chorcapelle der Basilika abwechselnd von einem dazu gewählten Cardinale abgehalten werden. Gegen den siebenten Tag ist unterdeß der große und prachtvolle Katafalk — ein mit Stufen aufsteigendes hohes, fast colossales Gerüst, mit dem Brustbilde des Verewigten und den auf seine Regierung hindeutenden sinnbildlichen Darstellungen geziert, zu Stande gebracht und in Mitte des großen Schiffes aufgestellt. (Wegen des in jenem Jahr auf den siebenten Tag fallenden Frohnleichnamsfestes wurde

der Katafalk einen Tag später, am 12. Juni, aufgestellt. Auf der Höhe desselben stand die allegorische Figur der Religion. Vier auf den Katafalk geschriebene classische Inschriften verkündeten des Verstorbenen wohlverdientes Lob.) Hierhin begiebt man sich an diesem und den beiden folgenden Morgen nach dem Pontificalamte. Auf den obersten Absatz setzt sich der Pontificirende, der das Seelenamt gehalten; vier andere Cardinäle stehen an den vier Enden des Sarkophags und sprechen, während der Sängerchor das Libera me Domine absingt, die vorgeschriebene Absolution. Am neunten Tage hält der vom Cardinal-Collegium dazu bestimmte Prälat die feierliche Leichenrede, darauf folgt die Absolution und hiermit endigt die Todtenfeier.

Am folgenden Tage versammeln sich die Cardinäle abermals in Sanct Peter, und der Cardinal-Decan liest da die Messe vom heiligen Geiste behufs Erleuchtung zur Wahl eines neuen Papstes.

Ehe wir jedoch die Anordnungen dazu treffen sehen, ziemt es sich wohl, daß wir, gleichsam zum Abschiede von Gregor und von der Zeit, die mit ihm abschließt, anknüpfend an das uns bereits aus seinem Leben vor der Thronbesteigung Bekannte, auf seine Person und sein Pontificat einen kurzen Rückblick werfen. Schon behufs der Beurtheilung, ob und in wiefern der Verewigte seinem Nachfolger in die Hand gearbeitet und was er diesem zu thun übrig gelassen habe, dürfte dieser Rückblick unerläßlich sein.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Ein flüchtiger Blick auf Gregor XVI. und sein Pontificat. — Vorzüge und Mängel desselben. — Was bei Letzteren zu Gregor's Entschuldigung gereicht. — Gerechtes Mißtrauen gegen die lautesten Reformschreier. — Wer diese eigentlich waren. — Wodurch sie ihre wahre Absicht verriethen. — Weßhalb eine möglichst schleunige Papstwahl dringend nothwendig war.

Nahezu 16 Jahre, nach der Zahl seines Namens, hatte Gregor's Pontificat gedauert. Dasselbe ist unstreitig als ein thätiges, wichtiges und im Ganzen als ein glückliches zu bezeichnen. Gleich von Anbeginn entwickelte Gregor, trotz seiner fast kindlichen Einfachheit und Demuth, eine bewunderungswürdige Thatkraft und Festigkeit, und wußte mit Hülfe des als Gelehrter und Staatsmann ausgezeichneten Cardinals Lambruschini (unseres Bekannten von Genua her), den er an Bernetti's Stelle zum Staatssecretär wählte, durch Wort und That, insbesondere durch Neubildung des Heerwesens die wilden Geister zu beschwören, daß sie, wenn auch wider Willen, sich zur Ordnung legten und vor der Hand wenigstens unschädlich wurden. Sodann ließ er zunächst in der Hauptstadt selbst, sowohl was Aeußeres, als was Verwaltung und Polizei betrifft, mit jedem Jahre Verbesserungen in's Leben treten. Auf öffentliche Anstalten und Bauten, z. B. den Bau des prächtigen Tunnels für den Anio bei Tivoli, auf die Wiederherstellung der vom Brande verheerten Basilika des heil. Paulus, auf Ausgrabungen nach in der Erde verborgenen Schätzen altrömischer und griechischer Kunst u. s. w. wurden ansehnliche Summen verwendet, die Zölle von Salz und Mehl herabgesetzt, Handelskammern in der Hauptstadt und in andern Städten gebildet, für die Wiederbelebung des Ackerbaues in der Umgebung manche Anstalten getroffen, durch die Dampfschiffahrt auf der Tiber der

Verkehr für den Handel erleichtert, wie denn überhaupt nach allen Seiten hin Verbindungsmittel unter ihm sich gemehrt und gebessert haben. Wenn der Kirchenstaat in Bezug auf Eisenbahn-Anlagen mit anderen sogenannten Culturstaaten nicht gleichen Schritt hielt, so mochte dieß seinen Grund zum Theil darin haben, daß der Bau derselben gerade im Kirchenstaate mit großen Schwierigkeiten verknüpft schien, da es einerseits der Humanität der päpstlichen Regierung widerstrebte, die zahlreiche Menschenclasse, welche sich dort von den seitherigen Transportmitteln nährte, um ihr Brod zu bringen, und andererseits die Besorgniß nicht unbegründet sein mochte, daß eine solche Maßregel die Zahl der politischen Unzufriedenen nur vermehren werde. Dafür ging aber auch die päpstliche Regierung in andern Dingen, z. B. in mehreren wichtigen Zweigen der Gesetzgebung andern Regierungen, die sonst als die aufgeklärtesten und intelligentesten gerühmt werden, voraus. So regelte eine Verordnung vom 10. November 1834 das Civilverfahren, ein organisches Gesetz vom 5. November 1821 den Criminalproceß, ein Gesetz vom 20. September 1832 handelt von den Verbrechen und Strafen und stellt Grundsätze auf, die man auch in Preußen nachzuahmen für gut befunden hat. Es ist dieß die Herstellung eines auf der Garantie der Oeffentlichkeit beruhenden Rechtsverfahrens in einer dem entsprechenden Gerichtsorganisation, indem namentlich das Princip der Oeffentlichkeit, selbst in der Urtheilsfindung, durch die neue Proceßordnung in einem Umfang zur Anwendung gebracht wurde, wie in keiner andern Gesetzgebung.[1])

Von Gregor's Kunstliebe und seinem Interesse für die Wissenschaft zeugt die Wiederherstellung der durch die Revolution zerstörten Universitäten, die Erweiterung der Vaticanischen Bibliothek und die Errichtung zweier ausgezeichneten, seinen Namen tragenden Museen (Sammlungen altitalienischer und ägyptischer Kunstdenkwürdigkeiten), zeugt auch der Umstand, daß er den verdienstvollen Litteraten Angelo Mai und den einige 50 Sprachen gewandt redenden Mezzofanti mit dem Purpur bekleidete und sie als Zierden dem heiligen Collegium beigesellte.

In der Litteratur oder dem Bücherwesen widmete er vornehmlich dem Antiquarischen (alten Druckschriften, den alten Sprachen und dem Altkirchlichen) seine Sorgfalt und förderte es zum Theil durch großartige Werke, die entweder auf Kosten der Regierung oder durch Privatmittel an's Licht traten.

Eine besonders reichhaltige und interessante Thätigkeit jedoch entfaltete Gregor in Bezug auf Das, was ihm als oberstem Hirten der Kirche vor allem Andern oblag: die Ausbreitung des Glaubens und die Kirchenregierung. Theils unmittelbar durch ihn selber, theils durch die Propaganda wurden einige 60 neue Bisthümer und apostolische Vicariate sowohl in der neuen als in der alten Welt gegründet, 82 Cardinäle und 950 Erzbischöfe und Bischöfe von ihm präkonisirt.

Gleich im ersten Jahre seines Regierungsantrittes erließ er eine Verordnung (die Constitution: Sollicitudo ecclesiarum), worin er, das Kirchliche von dem vielfach zerrütteten Staatlichen in einzig heilsamer

[1]) Vgl. Mittermaier in seiner „Vergleichenden Darstellung der neuesten Proceßgesetzgebungen."

Weise trennend, erklärte, daß er, aus Rücksicht auf das Wohl der Kirche, ohne über die Frage der Rechtmäßigkeit zu entscheiden, jede thatsächlich bestehende Regierung anerkenne.

Während seines Pontificats hatte die Kirche in Spanien und Portugal, in Frankreich und Deutschland, in Rußland, Polen und der Schweiz gegen eine, alle Schranken des Rechts überschreitende, unchristliche Staatswillkürherrschaft, dann aber auch gegen den ebenso gehässigen falschen Liberalismus, welcher Freisinnigkeit heuchelt, während er Tyrannei übt, zu kämpfen, und wenn seine kräftige Stimme auch nicht immerdar Gehör fand, so wurde doch durch ihn das Princip der Freiheit der Kirche und der Freiheit überhaupt gewahrt und gegen die Unterdrückung der unverjährbaren Rechte derselben ein gewiß nicht in allweg vergeblicher Einspruch gethan.

Wie der Verewigte die Menschheit sowohl in den Verstorbenen als in den noch Lebenden ehrte, zeigt einerseits die feierliche Heiligsprechung des frommen und gelehrten Alfonso von Liguori und anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten, andererseits seine Bestätigung des Verdammungsurtheils früherer Päpste über den die Menschheit schändenden Sclavenhandel,[1]) die beide in dem gleichen Jahre (1839) erfolgten.

Als an der Hochschule zu Bonn der Professor der Theologie, Hermes, auf bedenklicher Grundlage, die Vernunft überschätzend, einen Bau der Wahrheit aufzuführen unternommen, da war es Gregor XVI., der als von Gott bestellter Wächter über den Glaubensschatz, nach gründlicher, unparteiischer Prüfung den Irrthum abwies und der Verbreitung desselben wehrte, ohne der Gesinnung des Mannes, die ehrenhaft war, zu nahe zu treten.

Als zwei, im Uebrigen geistreiche und verdiente Priester in Frankreich — Bautain und Lamennais — der Eine, die Vernunft unterschätzend, der Andere, die Kirche in das Parteigetriebe demokratischer Herrschsucht hineinziehend, Jeder auf andere Weise in Wort und Schrift, dem katholischen Lehrbegriff Zuwiderlaufendes vorbrachten, da war wiederum Gregor es, der, unerbitterlich gegen den Irrthum, mit väterlicher Milde die Irrenden zurechtwies.

Als in Preußen die Irrungen über die gemischten Ehen sich erhoben, in deren Folge zwei glaubensstarke Oberhirten, die Erzbischöfe von Cöln und Posen-Gnesen (Clemens August Droste-Vischering, und Martin von Dunin) und mehrere würdige Priester, wie einst die Apostel, vor die Richterstühle geschleppt und in die Kerker geworfen wurden, da redete der Verewigte in feierlicher Ansprache an die Cardinäle wahrhaft zündende Worte, „die der Geist von Oben, der sie eingegeben, mit seiner Kraft erfüllt hatte, von deren Fülle Alle empfingen, die sie vernommen, die Einen zu ihrer Ermuthigung, die Andern zum heilsamen Insichgehen. Von da an haben die verjüngenden Heilswirkungen über alle Völker sich ergossen; alte Verwachsungen und Verknüpfungen wurden gelöst, das Erstarrte fing an, in neuem Leben sich zu regen; das Erkaltete wurde von neuer Lebenswärme durchdrungen und erfüllt. Die Erde begann sich zu verjüngen, es war, als sei ein böser Zauber von ihr genommen

---

[1]) Durch die Bulle: In Supremo apostolatus fastigio constituti.

worden, und die Befreite begann sich wieder zu fühlen und zurecht zu finden." [1]) Und mit welcher Liebe und Herablassung empfing der apostolische Greis den ehrwürdigen Clemens August, als dieser wenige Jahre vor seinem Tode nach Rom reiste, um die Schwelle der Apostelfürsten und Denjenigen zu sehen, der so würdig des h. Petrus Stuhl inne hatte! [2])

Für die Kirche in dem sonst so glaubenstreuen Spanien, welche damals (wie leider jetzt wieder) unter den Greueln eines Bürgerkrieges und unter dem furchtbaren Drucke eines unchristlichen Regimentes litt, forderte Gregor im Jahre 1842 die gesammte Kirche in einem Rundschreiben zum Gebete auf. Als der russische Selbstherrscher, Nikolaus I., der nicht bloß einige Millionen Griechisch-Unirter durch gewaltsame Mittel von der Einheit der Kirche wieder losriß, sondern auch die in den zum ehemaligen Königreiche Polen gehörigen Provinzen lebenden Katholiken mit der Grausamkeit eines Nero bedrückte, versuchte Gregor XVI. zuerst, durch freundliche Mahnung denselben zur Einhaltung eines gerechteren Verfahrens zu bestimmen; als diese fruchtlos blieb, sprach er in einer Allocution an die Cardinäle (im Juni 1842) seinen Kummer darüber aus und ließ in einer besonderen Denkschrift alle Verhandlungen mit dem Czaren dem Urtheil der öffentlichen Meinung und der Geschichte übergeben. Ehrfurchtsvolle Verwunderung aber erregte in der christlichen Welt die wahrhaft apostolische Freimüthigkeit, mit welcher der 80jährige Priestergreis am 15. December 1844 dem altgefürchteten Oberhaupte der russischen Kirche bei einem Besuche, den dieser ihm zu Rom in Gegenwart seines Gesandten, des Herrn von Butenieff und des Cardinals Acton abstattete, Aug' in Auge gegenübertrat und „ihm Alles sagte, was der heilige Geist ihm eingab". Die schriftlichen Beweise, Anklagepunkte, Beschwerden und Vorstellungen einer Anzahl von Katholiken und religiösen Körperschaften, welche Alle wahrhaft barbarische Grausamkeiten erduldet hatten, in der Hand, hielt Gregor mittels ihrer dem Kaiser die himmelschreiende Blutschuld vor Augen, deren er und seine Minister schon seit Jahren sich schuldig gemacht, und ermahnte und beschwor ihn, unter Hinweisung auf den ewigen Richter, vor dessen Richterstuhl sie, vielleicht bald schon, Beide würden erscheinen müssen, das verübte und zugelassene Unrecht nach Möglichkeit zu sühnen und fortan in die Bahn der Gerechtigkeit und Menschlichkeit einzulenken.

Daß er nicht vergebens gesprochen, daß seine Worte nicht in der Luft verhallt waren, sondern den Czar als gutgezielte und kräftige Schläge getroffen hatten, das zeigte die Verwirrung, worin der Czar, der fest und stolz in den Palast eingetreten war, mit unbedecktem, gesenktem Haupte, mit fliegenden Haaren, verstört und bleich wieder herauskam, ja wegrannte von dem Orte, der augenscheinlich für ihn der Schauplatz einer Niederlage geworden war.

Fragen wir, woher der Greis die Kraft zu solcher Sprache, die Kraft, so Vieles und so Großes zu wirken, genommen? So können wir nur sagen: Aus dem Gebete. Er betete schon, lag schon hingegossen

---

[1]) Joseph v. Görres.

[2]) Der Eremit von Sabina. Von P. Leonard Gehlen. Warendorf 1859.

vor dem Bilde des Gekreuzigten, während Andere noch auf weichem Lager des süßen Schlummers pflegten. Zu der Kraft, die er aus dem Gebete schöpfte, kam eine feste Entschlossenheit, mit Hinwegsehung von allem Uebrigen, nur den Willen Gottes zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen und den Bedürfnissen der Zeit und ihren wirklichen Zuständen, wie er sie erkannte, Rechnung zu tragen. Und um sie wahrhaft zu erkennen, verfolgte er von der Warte des Felsens Petri aus alle Ereignisse mit dem Adlerblicke seines Geistesauges und ließ sich, fast kindlich zutraulich, mit Jedem ein, der Zutritt zu ihm wünschte, weß Standes, Glaubens und Volkes er sein mochte, so daß man wohl leicht auf den Gedanken hätte kommen können, er vergebe seiner hohen Würde weithin zuviel, wenn man sich nicht an den Ausspruch des Heilandes (Lucas 22) erinnerte: „Der Größte unter euch sei wie der Geringste, der Oberste wie ein Diener.“ [1])

Wenn so Gregor XVI. als Mensch und Priester hoch stand, wenn er als oberster Lenker des Schiffleins Petri in den wichtigsten Angelegenheiten und den gefahrvollsten Lagen der Kirche um die ganze Christenheit Verdienste erworben, die sein Pontificat unvergeßlich machen werden; wenn er auch als Souverän des Kirchenstaates wegen seiner Rechtlichkeit und väterlichen Milde vollen Anspruch auf die Achtung und Liebe seiner Unterthanen hatte, so kann gleichwohl nicht in Abrede gestellt werden, daß rücksichtlich der Verwaltung der Finanzen wie derjenigen des Staates überhaupt die Regierung den berechtigten Anforderungen des fortschreitenden Zeitgeistes zu wenig Rechnung getragen, die alten Einrichtungen und Formen zu starr und steif bestehen lassen und nicht geglaubt hatte, den Klagen, die allerdings sehr laut wurden, und im Ausland, namentlich in der Presse, einen sie immer steigernden Wiederhall fanden, durch große und tiefgehende Veränderungen ein Ende machen zu können oder zu dürfen. Freilich war das eine schwere, ja halsbrechende Unternehmung — besonders in einer Zeit, wie die damalige, wo bei scheinbar heiterem Himmel und bei drückender Schwüle ein fernes dumpfes Getöse den nahenden Gewittersturm ankündigte. Diejenigen aber, welche den Sturm anbliesen — das kann nicht stark und oft genug hervorgehoben werden — waren in der Regel nicht Einheimische und Untergebene, sondern politische Flüchtlinge aus fremder Herren Ländern, giftgeschwollene Mitglieder „Jung-Italiens“, welche unter dem harmlosen Ruf nach Reform und Fortschritt ganz andere Gedanken verbargen. So spann im Jahre 1843 die sogenannte nationale oder unitarische Partei der Giovine Italia unter Englands Schutz in Malta, Corfu, Neapel und Livorno ein Complot an und es gelang ihr, eine Handvoll Müßiggänger zu verführen, die in dem Landgebiete von Bologna die Fahne der Empörung erhoben, die kaum so viele Tage dauerte, als die angeblichen Befreier — die Aerzte Farini und Muratori und der Abenteurer Ribotti an der Spitze — zu einer ungeordneten Flucht nöthig hatten.

Kaum waren zwei Jahre verflossen, als (1845) ein anderer An-

---

[1]) M. Stgsbl. 1846. S. 167.

schlag gegen das Gebiet des heiligen Stuhles vorbereitet wurde: auch dießmal nicht in den Legationen, sondern in London von dem Haupte des jungen Italiens (dem aus Genua entwichenen Advocaten Mazzini), dem gewiß an dem Königreiche Sardinien mehr lag, als an dem Kirchenstaate. Einer kleinen Zahl von Abenteurern, die von Außen her herein kamen, unter andern Peter Beltrami, Joseph Galetti und Peter Renzi, gelang es, bei Rimini einige Rebellen zusammen zu bringen, die der obengenannte Ribotti befehligte. Von hier aus erließen sie das sogenannte Manifest von Rimini, „von den Bevölkerungen des Kirchenstaates an die Fürsten und Völker Europas gerichtet", das der obenerwähnte Farini, wahrscheinlich unter englischem und französischem Einflusse, verfaßt hatte, und vertheilten die Banden, gut mit Waffen versehen, die dann nach allen Richtungen hin den gebirgigen Theil dieser Provinzen durchstreiften. Aber welche Aufnahme, welche Beistimmung fanden sie im Volke? Oder welchen Heldenmuth entwickelten jene wenigen päpstlichen Unterthanen, welche zu verführen ihnen gelang? In der obern Romagna floh der Haufe der Rebellen bei der ersten Bewegung der Truppen, und wagte auch nicht einmal den Versuch eines Widerstandes; vergebens verlockten sie in der Romagnola bei Ferrara das Volk, auf dessen Erhebung sie vornehmlich gerechnet hatten; in der Legation von Bologna leisteten die Einwohner der Regierung bewaffnete Hülfe, um die fremden Banden, als sie sich zuerst von der toscanischen Grenze her zeigten, gefangen zu nehmen. [1])

Nichtsdestoweniger war für den September des Jahres 1846 abermals eine Umwälzung vorbereitet, deren erfolgreicher Ausbruch, wie bei Lebzeiten des Papstes durch seine Wachsamkeit und Thatkraft, so gleich nach seinem Tode durch das bedeutungsvolle Erscheinen einiger östreichischen Kriegsfahrzeuge im Hafen von Ancona niedergehalten wurde.

Was aber die Umsturzpartei durch diese sich stets wiederholenden Schilderhebungen sicher erreichte, war die Hervorrufung kostspieliger Vertheidigungsanstalten, die Nöthigung zur Besoldung fremder Hülfstruppen (Schweizer und Deutsche), wovon dann eine weitere Folge die Zerrüttung der Finanzen, alljährlich zunehmende Deficits im Staatshaushaltsetat und ein System der Strenge gegen die Schuldigen und Verdächtigen war, was Alles dann wieder als Grund und Vorwand zur Erregung neuer Unzufriedenheiten benutzt werden konnte, und in Wirklichkeit auch dazu benutzt ward.

So sah es bei Gregor's Tode aus. Daß unter solcherlei Umständen die möglichste Beschleunigung der Wahl eines neuen Papst-Königs von der Vorsicht geboten war, lag auf der Hand; auch ließen Die, denen diese Pflicht oblag, es in keinerlei Hinsicht an sich fehlen; alle Anstalten zum Conclave wurden, wie wir gleich sehen werden, ohne Verzug in's Werk gesetzt.

---

[1]) Hist. pol. Blätter für das katholische Deutschland, des Jahrganges 1846. Zweiter Band. S. 420 und fg. Hergenröther: der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg im Breisgau. 1860.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Cardinal Mastai tritt die Reise nach Rom an. — Imola in ahnungsvoller Trauer. — Eine Extrapostreise damaliger Zeit. — Mastai's Reiseroute. — Welche Gedanken während derselben seiner Seele nahe liegen mußten. — Ein auffallendes Ereigniß und dessen einstimmige, zur Wahrheit gewordene Deutung. — Stille Einfahrt in Rom. — Merkwürdiges gleichzeitiges Eintreffen dreier hoher Personen. — Ein folgenschwerer Besuch in Neapel. — Allseitiges Zusammenströmen nach Rom.

Zu Denen, welche, wie das Recht, so auch die Pflicht hatten, für die möglichst schleunige Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles Sorge zu tragen, gehörte auch Seine Eminenz Cardinal Mastai. Sofort nach beendeten Exequien für den Verewigten und nach getroffener Fürsorge für die gute Verwaltung seiner Diöcese während seiner Abwesenheit, die ja möglicherweise lange dauern konnte, machte er sich daher mit dem seinem fürstlichen Range entsprechenden Geleite, wobei selbstverständlich der Kammerdiener nicht fehlte, nach der ewigen Stadt auf. Da lief es nun abermals nicht ohne rührende Auftritte ab. Wie dem guten Baladelli, so lag es vielen Andern zu Imola bei der Abreise ihres geliebten Oberhirten gar schwer auf der Seele. Es dünkte ihnen ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Die Volksmenge, die seinen Wagen umdrängte, brach in Thränen und Schluchzen aus und von allen Seiten erschallten Zurufe: „Kehr' wieder zurück zu uns, verlaß uns doch nicht! Ach, sie werden Dich zum Papst machen!" Mastai selber trat, zwar nicht unempfindlich gegen die Beweise aufrichtiger Liebe, mit denen er überhäuft ward, aber im Stillen über jene hohen Erwartungen, die man von ihm hegte, lächelnd, ohne allen Anspruch in seinem Innern und ohne irgend welchen Luxus im Aeußern, den nicht seine hohe Würde erheischte, die Romfahrt an. Daß theils der ihm vorangehende Ruf seiner Tugenden, theils die Majestät und Milde seiner persönlichen Erscheinung ihm auf allen Stationen, wo des Umspannens der Postpferde wegen Halt gemacht werden mußte, Beweise besonderer Hochachtung und Zuneigung zuwege brachten, konnte er freilich nicht verhindern. Und solcher Umspannungsorte, die allemal einen unfreiwilligen längeren oder kürzeren Aufenthalt unvermeidlich machten, gab es bei der Weite des Weges und der damals eben so wenig als jetzt musterhaften Beschaffenheit des Postwesens auf der schönen Halbinsel nicht wenige.

Die Poststraße von Bologna, in dessen Nähe der Bischofssitz Imola liegt, führt über Faenza, Forli, Cesena, Rimini, la Cattolica, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona, Osimo, Loretto, Macerata, Tolentino, Camerino, Foligno, Spoleto nach Rom, im Ganzen eine Wegstrecke von 60—70 Stunden.

Welcherlei Gedanken und Empfindungen mögen beim Anblicke und bei der Berührung aller dieser aus irgend einem Grunde für ihn denkwürdigen Orte Mastai's große Seele wohl bewegt haben! Wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, da er bei der Durchfahrt durch Sinigaglia im elterlichen Palaste flüchtig vorsprach und seine gleich ihm der Eltern beraubten, theuren Geschwister begrüßte! Wie bei der Durchfahrt durch Spoleto, das die Erinnerung an alle Sorgen, Freuden und Leiden des ehemaligen Erzbischofs in ihm wach rief! Wie wird er zu Loretto vor dem Gnadenbilde der Himmelskönigin, vor welchem er einst als Jüngling, dann auf seiner Rückkehr aus Chili und zuletzt noch auf der Herreise von Spoleto nach Imola so überschwänglichen Trost gefunden, jetzo zwar

nur kurz, aber desto inbrünstiger gefleht haben um einen glücklichen Ausgang des Conclave und, soferne er dazu mitwirken mußte, um Licht und Kraft für ihn, daß er rücksichtslos nur Dem seine Stimme gebe, den sein Gewissen ihm als den Würdigsten vor Gott bezeichnete! Wie mag er in stillen Augenblicken alle ihm persönlich oder durch Ruf bekannten Purpurträger an seinem Geiste haben vorüberziehen lassen, jeden Einzelnen betreffs seiner Würdigkeit zu dem allerhöchsten aller Erdenämter, das Jedem von ihnen zufallen konnte, das aber, soweit es von ihm mit abhing, nur dem von Gott gewollten Einen zufallen sollte, auf der Waagschale des Gewissens prüfend und wägend. Ob ihm dabei wohl auch der Gedanke an die Möglichkeit seiner eigenen Wahl aufgestiegen? Menschlich wäre das allerdings gewesen; daß ihm jedoch in seiner Demuth diese Möglichkeit auf gleicher Stufe der Wahrscheinlichkeit mit der eines zu erwartenden Wunders erschienen, beweist das Scherzwort, das er gegen Baladelli äußerte.

Und doch ereignete sich Etwas, das als ein Fingerzeig der Vorsehung in Bezug auf die bevorstehende Erhöhung eben Desjenigen gedeutet werden konnte und wirklich gedeutet ward, der sich ihrer am Unwürdigsten hielt.

In Fossombrone, einer kleinen Stadt der Marken, unweit Sinigaglia, hatten die Postillone angehalten, um umzuspannen; es war gerade Mittagszeit, und der Cardinal sah sich in einem Augenblick von zahlreichem Volke umgeben, dem er, wie dieß in seinem Wesen lag, mit wohlwollendem Lächeln und gütigen Worten, an der etwas zudringlichen Neugierde der Leute sich ergötzend, entgegenkam. Da plötzlich ereignete sich etwas höchst Sonderbares.

Während alle Blicke sich auf den Cardinal hefteten, erschien hoch in der Luft eine weiße Taube, welche, herniederschwebend, sich auf den Wagen setzte. Beim Anblicke dieser Erscheinung klatschten, von einem gemeinsamen Antriebe beseelt, die Umstehenden in die Hände, und von allen Seiten rief man: „Evviva, evviva! Er lebe hoch! er lebe hoch! Er wird Papst!“ Man wollte den furchtsamen Vogel verscheuchen, aber die Taube blieb sitzen. Ein Kind nahm ein langes Binsenrohr und versetzte ihr damit einen leichten Schlag, um sie auffliegen zu machen. Einen Augenblick schien das fromme Thierchen dieser Gewalt weichen zu wolen, aber nachdem es sich einige Fuß hoch erhoben, flatterte es rasch wieder zum Wagen zurück und setzte sich wieder auf denselben nieder. Die Begeisterung der Menge war unbeschreiblich. „Evviva, evviva! Er wird Papst werden!“ wiederholten tausend bewegte Stimmen.

Mittlerweile war der Umspann vollendet und die Postillone standen bereit. Der Wagen ging ab. Da hätte man erwarten sollen, daß die Taube erschreckt aufflog. Aber keineswegs! Weder das Geschrei der Menge, noch das Rasseln der Räder, noch das Klatschen der Peitschen schien irgend einen Eindruck auf sie zu üben; sie blieb unbeweglich, und es schien, als ob sie die Geleiterin des künftigen Papstes nach Rom sein wolle.

Das Volk, welches die seltsame Begebenheit bis zur Begeisterung aufregte, folgte laufend dem Wagen bis zu den Thoren der Stadt. Hier endlich erhob sich der Vogel, und als ob sie den großherzigen Act der Begnadigung und Befreiung aus den Kerkern, womit der neue Papst seine Regierung antrat, hätte vorausverkünden wollen, setzte sich die Taube unter dem Jauchzen des Volkes auf die Pforte des Gefängnisses.

Einige Tage später offenbarte die Wahl des Cardinals Mastai Allen, die Zeugen dieses Auftrittes gewesen, daß Pius IX. wirklich der Papst der Taube war. (Von der abermaligen Erscheinung einer Taube während des Conclave wird an seinem Platze die Rede sein.)

Solcher Erscheinungen einer weißen Taube bei Papstwahlen erwähnt die Geschichte der Kirche in den ersten Jahrhunderten mehrere. So bei der Wahl des h. Fabian, welcher im Jahre 250 den Martyrtod erlitt, so bei der Wahl der heiligen Bischöfe Severus von Ravenna, Medardus von Noyon und Andern. Während der Wahl des großen Papstes Innocenz III. wollte man sogar drei schneeweiße Tauben bemerkt haben.[1]

Könnte übrigens auch wohl ein passenderes Sinnbild behufs Andeutung des göttlichen Willens in einer so wichtigen Angelegenheit erdacht werden, als jenes, dessen der heil. Geist sich einst selber zur Kundgebung seiner persönlichen Anwesenheit bei der Taufe Christi zu bedienen beliebt hat?

Am Abend des 12. Juni kam Mastai in der ewigen Stadt an und nahm in aller Stille bei seinem Procurator (wie jeder Bischof behufs Besorgung der amtlichen Correspondenz mit der römischen Canzlei einen in Rom unterhält), auf dem Platze Ara Celi sein Absteigequartier. So geräuschlos war seine Einfahrt vor sich gegangen, daß selbst die dem Hause gegenüber Wohnenden Nichts davon gemerkt hatten. Erst am andern Morgen vernahm man, der Herr in der violetten Soutane, der gestern Abend so unbemerkt eingekehrt, sei Se. Eminenz Mons. Mastai-Ferretti, Erzbischof-Bischof von Imola. Mit ihm war der fromme Erzbischof von Ravenna, Cardinal Falconieri, der sich unterwegs ihm angeschlossen hatte, durch die Porta del Popolo eingezogen, während gleichzeitig durch das entgegengesetzte Thor San Giovanni der Erzbischof von Palermo, Cardinal Pignatelli, in Rom einfuhr. Das war ein eigenthümliches Ungefähr.

Pignatelli hatte auf seiner Reise in's Conclave bei kurzem Aufenthalte in Neapel vernommen, daß sein Ordensgenosse, der berühmte Theatiner, Pater Ventura aus Rom, in einem Kloster seines Ordens krank darnieder liege. Sofort besuchte ihn der Cardinal, und in der richtigen Voraussetzung, daß Ventura durch langjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt, zumal als vielgesuchter, hochgefeierter Prediger, mit Personen und Umständen daselbst sehr vertraut geworden sein mußte, während er selber dort ein Fremdling war, zog er vertrauensvoll den Theatiner, namentlich in Bezug auf diejenigen Cardinäle zu Rathe, die er unter den gegenwärtigen Zeitumständen für den päpstlichen Stuhl wohl als die geeignetsten achtete. Darauf empfahl der Ordensmann ihm drei Namen: Gizzi, Falconieri oder Mastai. Gizzi, fügte er bei, sei der Mann der Rechtlichkeit, Falconieri der Mann der Wissenschaft in des Wortes christlicher Bedeutung, Mastai der Mann der Pflichttreue.

Pignatelli verließ Neapel mit dem Entschlusse, demjenigen dieser drei Amtsbrüder seine Stimme zu geben, der die meisten Chancen für sich darböte. Er kam, wie bemerkt, in gleicher Stunde mit Mastai und Falconieri in Rom an.

---

[1] Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Hamburg bei Perthes, 1836.

Unterdessen fanden sich nach und nach aus allen Richtungen der Windrose die Churfürsten der Kirche in der verwaisten Residenzstadt ein; mit ihnen ein ganzer Troß aus den Provinzen, nicht allesammt von der besten Sorte, Viele im Schafspelz, unter welchem ein Wolf stak, Fremde, Touristen, die es kitzelte, diesem in der ganzen Welt einzigen, beinahe göttlichen Schauspiele, wo so viele Hoffnungen und Befürchtungen, so viele Berechnungen und Enttäuschungen mit einander kämpfen und von dessen Ausgang in gewissem Betracht das Schicksal der christlichen Welt für die nächste Zukunft abhängt, als Augenzeugen möglichst nahe zu sein.

Ehe wir jedoch zu diesem erhabenen Schauspiele den Vorhang aufziehen, lasset uns einen flüchtig musternden Blick auf einige der hervorragendsten Persönlichkeiten werfen, die dabei mitzuwirken berufen, vielleicht als Papstkönige aus demselben auf die Bühne der Welt hervorzutreten bestimmt sind.

Achtunddreißigstes Capitel.

Revue über die hervorragendsten Cardinäle. — Mögliche und unmögliche Cardinäle. — Cardinal Micara. — Cardinal Machi. — Cardinal Falconieri. — Die Cardinäle Mattei und Bernetti. — Cardinal Acton. — Cardinal Mezzofanti.

Die Cardinäle, obwohl, wie wir im Früheren gesehen, alle gemäß ihrer Stellung wahlberechtigt, sind doch nicht alle unbedingt wahlfähig. Man unterscheidet im gewöhnlichen Sprachgebrauche „mögliche“ und „unmögliche“ Cardinäle.

„Unmöglich“ sind diejenigen, deren Wahl etwelche nationale Empfindlichkeiten verletzen könnte, so z. B., wenn man dem Kirchenstaate einen Franzosen oder einen Spanier zum Oberhaupte geben würde, oder diejenigen, deren Erhebung irgend einer Macht, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, Argwohn einflößen könnte.

Außer dieser „Unmöglichkeit“ aus Gründen der Schicklichkeit giebt es noch eine, welche die Kirche sich selber geschaffen, indem sie aus national-politischen und andern wichtigen Gründen den drei katholischen Großmächten, Frankreich, Oestreich und Spanien das Privilegium eingeräumt hat, speciell gegen den oder den Cardinal ein veto, ein Wahlverbot, einzulegen. Daraus sieht man wieder, wie billig die Kirche, soweit es ihr immer möglich ist, den äußeren, zeitlichen Umständen Rechnung trägt.

Des heiligen Collegiums Decan war damals der als Theolog, Rechtsgelehrter, Administrator und Redner gleich ausgezeichnete Capuziner Micara, Cardinal-Bischof von Frascati, ein Greis von 80 Jahren.

Der Sohn eines Pächters von Frascati, der Bruder eines Pächters eben dieser Stadt, wollte dieser merkwürdige Mann den Palast seiner Vorgänger nicht bewohnen, sondern begnügte sich mit ein paar schlechten Zimmern im Priester-Seminar. „Die großen Gemächer kommen mir unheimlich vor“, pflegte er zu seinen Besuchern zu sagen, „und dann befinde ich mich hier mitten unter meinen Brüdern.“ In der That war das Seminar seine Familie, er war Director und Vater desselben. Allein seine Sorgfalt erstreckte sich auch nach Außen. Von seinen in den letzten Jahren allerdings bedeutend gestiegenen Einkünften verwandte er einen kleinen Bruchtheil auf seinen höchst einfachen Capuziner-Tisch; vom Uebrigen

erweiterte und dotirte er ein Hospital und gründete ein Leihhaus, ein Waisenhaus, Schulen und andere Anstalten, in welche er selber die Kinder an der Hand führte, welche er auf den Straßen antraf. Mit Recht waren daher die Bewohner des alten Tusculum stolz auf ihn: il nostro — der Unserige — sagten sie, wenn sie von ihm redeten, und für sie sagte dieses Wort Alles.

Wie war aber der demüthige Capuziner aus der Dunkelheit seiner Zelle zu solchem Glanze gelangt? Welche Hand hat das Licht auf den Leuchter gesetzt? Die Erhebung des Cardinals Micara ist ein Beweis unter tausenden, daß in Rom die Wissenschaft und Tugend mehr als anderswo der sichere Weg zu den Ehren ist. Es war im Jahre 1824; der Pater Micara predigte in Rom vor Leo XII. Mit der ganzen Freiheit des Evangeliums und der ganzen Beredsamkeit seines Wortes ließ er nützliche Wahrheiten vernehmen, welche einigen seiner Zuhörer insbesondere galten. Man verstand ihn; und die betheiligten Personen führten Klage beim Papste, mit der Bitte, den vermessenen Prediger zur Ordnung zu verweisen und ihm nöthigen Falls eine strenge Buße aufzulegen: der heilige Vater versprach, volle Gerechtigkeit zu üben. Einige Tage darauf fragten die Mißvergnügten Leo XII., ob er Wort gehalten, und den kühnen Capuziner, wie er es verdient, bestraft hätte. „Jawohl", antwortete der Papst. — „Welche Buße haben Eure Heiligkeit ihm auferlegt?" — „Ich habe ihn zum Cardinal gemacht."

War die Verdutztheit der betreffenden Herren ob dieser Antwort groß, so war dagegen des Volkes Freude über des armen, sittenstrengen Capuziners Erhebung zum Cardinalat unaussprechlich. Kein Wunder, daß dasselbe ihm, dem aus seiner Mitte hervorgewachsenen, heiligmäßigen Manne schon vor Gregor XVI. die dreifache Krone zugedacht hatte. Was er damals nicht geworden, das sollte und mußte er trotz seines hohen Alters und seiner andauernden Kränklichkeit jetzt werden; Einige waren dessen so gewiß, daß bereits hier und da Maueranschläge ihn als Papst verkündigten. Micara selber, als man eines Tages in seiner Gegenwart die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit äußerte, daß sein Name aus der Wahlurne hervorgehen werde, meinte mit etwas boshaftem Lächeln, „das könne nur dann geschehen, wenn der Teufel sich in die Wahl einmische; lenke der Herrgott sie, so werde Niemand anders als Mastai der Erkorene sein." — Zu bemerken ist, daß Cardinal Micara ein großer Verehrer der (1837) im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Anna Maria Taigi war, deren Weissagung in Betreff eines damals in fernen, fremden Landen weilenden jungen Priesters, der nach Gregor XVI. Papst werden sollte, wir bereits früher erwähnt haben.

Cardinal Macchi, des heiligen Collegiums Subdecan, war unter Ludwig XVIII. Nuntius zu Paris gewesen. Da fürchtete man nun mit Recht, seine Wahl möchte dem Emporkömmling der Umwälzung von 1830 (Louis Philippe) ein Dorn im Auge sein. Somit kamen die beiden Altersdecane, so tüchtig sie auch sonst waren, bei der Papstwahl schon nicht in Betracht.

Man hörte mit mehr oder weniger Zuversicht die Namen Falconieri, Mattei, Bernetti nennen; einige sprachen sogar von Cardinal Acton.

Falconieri empfahl sich als einen der ersten Theologen, der mit grenzenlosem Wissen Tugend und, was selten ist, tiefe Bescheidenheit paarte. Als er bei einer Art Vorwahl hörte, daß man ihn zum neuen Kirchenoberhaupt zu bestellen geneigt sei, erklärte er eben so gelassen als nachdrücklich, daß er schon vorgerückten Alters, überdieß einem nervösen Leiden unterworfen sei. Hiervon und mehr noch von seiner sittlichen Schwäche und geistigen Unzulänglichkeit werde die Sache des Herrn Schaden nehmen. Er vermöge kaum die eine und nicht sonderlich zahlreiche Heerde (von Ravenna) zu leiten, wie sollte er fähig sein, Hirt und Hort sämmtlicher Heerden zu werden?

Er erkläre daher auf's Entschiedenste, die höchste Würde der Kirche auf keinen Fall und unter keinerlei Bedingung jemals auf sich nehmen zu können. Wenn sie übrigens, fuhr er fort, eine so gute Meinung von ihm hätten, daß sie ihn geeignet fänden, Papst zu sein, so würden sie auch wohl glauben, daß er nicht unfähig sei, einen Andern als Papst in Vorschlag zu bringen. Cardinal Mastai sei es, dem er seine Stimme zugedacht, seine Liebe gegen die Armen, seine wachsame Sorge für die Heerde Christi, sein flammender Eifer für die Ehre Gottes, seine Milde, seine Demuth und Glaubensstärke seien zu bekannt, als daß er sie ausführlich schildern dürfe. Dazu komme, daß hinsichtlich der politischen Zustände Keiner ihm an weiser Mäßigung vergleichbar sei. Und als nun auch Cardinal Pignatelli, durch Pater Ventura dazu bestimmt, mit großer Begeisterung die hohen Tugenden Mastai's erwähnte, da kam der bisher wenig bekannte Träger dieses Namens urplötzlich zu einer Beachtung, die Keinem weniger angenehm war, als ihm selber.

Mattei war ein hoher Geist, ein gewandter Staatsmann. Er zählte nicht zu der streng conservativen Partei und erkannte die Nothwendigkeit von Reformen, die aber erst zu einer gelegeneren Zeit, nur jetzt noch nicht, vorzunehmen seien. Diese Halbheit raubte seiner Persönlichkeit den Zauber, der sie im Uebrigen umgab.

Bernetti war bis zu den Ereignissen von 1832 Gregor's XVI. Staatssecretär gewesen; das ist bezeichnend genug für die Richtung, der er angehörte.

Bei Cardinal Carl Acton waltete der eigenthümliche Umstand ob, daß er, obschon zu Neapel (1803) geboren und erzogen, gleichwohl seiner Familie und seiner wesentlichen Bildung nach Brite war, ein Umstand, der seine Erhebung auf einen italienischen Fürstenthron mindestens sehr bedenklich erscheinen lassen mußte. Uebrigens war derselbe in jeder Beziehung ausgezeichnet und seine Wohlthätigkeit so maßlos, daß er oft selber Noth litt und als freiwillig Armer von hinnen geschieden ist.

Von gleicher Herzensgüte war sein Freund und Landsmann Cardinal Weld.

Zu diesen allerdings „möglichen", aber aus einem oder dem andern Grunde wenig oder gar keine Aussichten für ihre Wahl bietenden Cardinälen rechnen wir noch folgende mehr oder weniger berühmte Namen: Mezzofanti und Angelo Mai, Patrizi, Ferretti, Barberini, Tosti, Fransoni, Riario Sforza und andere.

In Bezug auf geringe Herkunft dem Capuziner-Cardinal Micara

ähnlich war Cardinal Mezzofanti, geboren zu Bologna 1774. Eines armen Schreiners Sohn, hätte Joseph Mezzofanti vielleicht sein Leben bei der Hobelbank zugebracht und sein erstaunliches Sprachgenie wäre wohl in ewiger Dunkelheit begraben geblieben, hätte nicht ein Mitglied des vom h. Philippo Neri gestifteten Oratoriums, Pater Respighi, zuerst die ausgezeichneten Geistesgaben des armen Knaben entdeckt und die Ausbildung derselben sich wahrhaft väterlich angelegen sein lassen. So eignete der Wackere, außer der Theologie, die er als Fachstudium wählte, in rascher Aufeinanderfolge eine Sprache nach der andern sich an. Erst 22 Jahre alt, wurde er zum Professor der griechischen Sprache, einige Jahre später zum Professor der orientalischen Sprachen und zum Bibliothekar seiner Vaterstadt ernannt. Als solcher hatte der arme Jüngling, der inzwischen zum Priester war geweiht worden, nicht allein für sich, sondern auch für den Unterhalt der ganz mittellosen Seinigen zu sorgen. Mit diesem leiblichen Werke der Barmherzigkeit verband er weit höhere geistliche Werke. Dazu bot der große Weltkampf am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts, dessen Schauplatz sein unglückliches Vaterland war, ihm reichliche Gelegenheit dar: Oestreich und Frankreich schlugen hier Schlacht auf Schlacht gegen einander. Rußland hatte ein Heer, gemischt aus seinen vielen Völkerschaften, aus Asiaten und Europäern, über die Alpen geschickt, um Theil an dem Kampfe zu nehmen, der den ausgebrochenen revolutionären Feuerstrom wieder in seinen Damm zurückdrängen sollte. Was der Kanonendonner, der über die Halbinsel dahin rollte, nicht niederstreckte, das wurde krank und verwundet in die Spitäler gebracht. Da lagen sie, mit dem Tode ringend, die Jünglinge, die das Gebot des Czaren aus dem fernsten Osten hinübergesandt; niemals war der Laut ihrer Sprache in den westlichen Regionen erklungen, Niemand verstand sie und wurden von Niemanden verstanden; kaum wußte man, welchem Volksstamme sie angehörten: — da war es Mezzofanti, der, ohne sich von den bösartigen Fiebern abschrecken zu lassen, an das Kranken- und Sterbebett der Verlassenen eilte, um ihre Sprache zu lernen, den Dolmetscher mit den Aerzten zu machen, sie zu trösten und auf den Tod vorzubereiten und ihnen die Sacramente darzureichen. Allein nicht bloß auf die Soldaten in den Spitälern erstreckte sich sein christlicher Liebeseifer; Niemand war davon ausgeschlossen. Kam eine fremde Familie nach Bologna und brachte einen Dienstboten mit aus fremder Ferne, wie z. B. aus Schweden oder Dänemark, der nur die Sprache seiner Heimath redete, und wollte er gern seine Ostern halten, fand aber Niemanden, der ihn Beicht hören konnte, so war es wieder Mezzofanti, der mehrere Tage oder Wochen bei ihm in die Schule ging und sich abplagte, bis er ihm die Lossprechung ertheilen konnte.

Diesem unverdrossenen Eifer seiner Barmherzigkeit oder vielmehr dem Lohne des Allerbarmers dafür hatte er es zu verdanken, daß er, ohne jemals seine Vaterstadt verlassen zu haben, viele von den Sprachen kannte und sprach, die auf der Erde gesprochen werden, und daß er wegen seines außerordentlichen Talentes in immer weiteren Kreisen, auch über seine Vaterstadt hinaus, berühmt zu werden begann.

Als nach dem Aufstande von 1831 die Stadt Bologna eine Depu-

tation nach Rom sandte, um dem Papste auf's Neue Treue zu geloben, war sie klug genug, auch den Professor Mezzofanti mitzuschicken. Gregor XVI., der ihn vorher nicht kannte, gewann ihn lieb, erhob ihn zum Range eines Prälaten und zog ihn bald darauf nach Rom. Hier ernannte er ihn zum ersten Custos der Bibliothek und im Februar 1838 bekleidete er ihn mit dem Purpur.

Auch als Cardinal war Mezzofanti immer noch derselbe schlichte, fast schüchtern demüthige, wohlwollende, gewissenhafte, unermüdlich thätige Priester, wie damals, als er mit Stundengeben kümmerlich die Familie seiner Angehörigen zu ernähren hatte. Täglich ging er, die neu aufgenommenen Zöglinge der Propaganda, deren Vorstand er war, zu besuchen, überwachte ihren Unterricht und erwarb sich in persönlichem Umgange mit ihnen eine so umfassende und gründliche Kenntniß fast aller Sprachen der alten und neuen Welt — er sprach deren weit über fünfzig, — daß die Bewohner der verschiedensten Welttheile, mit denen er sich unterhielt, wie denn auch Schreiber dieses bei seinem ersten Aufenthalte in Rom (1844) diese Ehre hatte, sich versucht fühlten, ihn für einen Landsmann zu halten. Dabei waren ihm die Arbeiten deutscher, französischer und englischer Gelehrten im Gebiete der Sprachwissenschaft keineswegs unbekannt, wie denn seine Kenntnisse auf allen Wissensgebieten ausgedehnt und gründlich waren.

War das nicht ein herrlicher Mann, eine wahre Perle des heiligen Collegiums? Freilich war er das. Auch war er seiner Bescheidenheit und Herzensgüte wegen ein Liebling Aller; aber das Zeug zu einem Papst und Herrscher hatte er darum nicht. Daher zählte er zu den zwar möglichen, aber unwahrscheinlichen Candidaten. Er starb während der Greuelzeit der Republik, am 12. März 1849. Sein Leichenbegängniß fand am 16. Abends in durchaus prunkloser Weise Statt — ein Beweis, daß die Helden der Republik, die damals in Blüthe stand, keineswegs, wie sie dessen sich zu rühmen beliebten, Genie und Tugend zu ehren wußten!

Neununddreißigstes Capitel.

Weitere Revue über einige Cardinäle: Cardinal Angelo Mai. — Cardinal Patrizi. — Cardinal Gabriel Ferretti. — Cardinal Riario Sforza. — Cardinal Barberini. — Cardinal Tosti. — Die Cardinäle Fransoni, Piccolomini, Polidori, Ostini, Simonetti u. A. — Lambruschini. — Gizzi. — Mastai.

Eine nicht minder große Zierde des h. Collegiums und berühmter noch in der Gelehrten-Welt und verdienter um die eigentliche Sprachwissenschaft war des Obigen Freund, Cardinal Angelo Mai. Er war in demselben Jahre (1774) wie jener, in der Provinz Bergamo, geboren. Ein Mitglied des aufgehobenen Jesuiten-Ordens, dem auch Angelo Mai eine kurze Zeit angehörte, Luigi Mozzi, war sein erster Führer auf dem Wege zu seinem zukünftigen Ruhme. Den ersten Grund dazu legte Mai als Custos an der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand hauptsächlich durch wundervolle Entdeckung sogenannter Palimpseste, das heißt handschriftlich beschriebener, dann abgeschabter und auf's Neue beschriebener Pergamentrollen. Die meisten dieser wieder an das Licht gezogenen Handschriften (Manuscripte) waren Werke oder Bruchstücke von Werken älterer, theils heidnischer, theils christlicher Schriftsteller, deren vermuthlichen Verlust für immer die Wissenschaft gar höchlich betrauerte. Erst 37 Jahre alt, hatte Mai, Dank seinem außerordentlichen Scharf-

sinne, seiner Geduld, Gelehrsamkeit und Ausdauer, dem, was wir von der alten Literatur noch besitzen, mehr beigefügt, als ein Jahrhundert vor ihm.

Einen solchen Mann konnte man auch in Rom, wo die wahre Wissenschaft höher als irgend wo sonst in Ehren steht, gut brauchen, und da um eben diese Zeit die Stelle des ersten Bibliothekars der Vaticanischen Bibliothek zur Erledigung gekommen war, so wurde der junge Priester aus Mailand nach Rom gezogen und ihm dieser Posten übertragen. Nun eröffnete sich seinem Forschergeiste ein noch weiteres und reicheres Feld, das ihm zur Bebauung vollständig überlassen wurde und das ihm bald, im Anschluß an seine literarischen Auffindungen zu Mailand, mit neu entdeckten Schätzen des heidnischen und christlichen Alterthums, vor Allem mit der Entdeckung der lange schmerzlich vermißten Schrift Cicero's: de res publica lohnte. Seinem Ruhme ward hierdurch die Krone aufgesetzt. Papst Gregor XVI. ernannte ihn (1837) gleichzeitig mit seinem berühmten Freunde Mezzofanti zum Cardinal. Literarische Auszeichnungen flossen ihm aus allen gebildeten Ländern, selbst aus dem katholikenfeindlichen England zu, und seiner Büste wurde in den Sitzungssälen gelehrter Vereine ein Ehrenplatz angewiesen.

Mitten in seiner verdienstvollen Thätigkeit überraschte den Unermüdlichen der unerbittliche Tod. Er starb am 8. September 1854 zu Albano ruhig, gottergeben und fromm.

Cardinal Patrizi, Bischof von Albano und Erzpriester von Santa Maria Maggiore, war (und ist es heute noch) General-Vicar des Papstes als Bischofs von Rom. Zahllos ist die Menge von wichtigen Geschäften, welche dieses Amt umfaßt. Mehrerer Congregationen, deren Präfect und Mitglied er ist, nicht zu gedenken, ist er auch Vorsitzender des Vicariatsgerichts, dessen Gerichtsbarkeit sich über alle Vergehen wider die Sittlichkeit erstreckt. Als Cardinal-Vicar giebt er täglich Audienzen, zu denen auch die Geringsten und Aermsten Zutritt haben. Obwohl einem der ältesten Adelsgeschlechter Roms angehörig, ist er, gleich seinem Bruder, einem Mitglied der Gesellschaft Jesu und Professor am Collegium Romanum, die Herablassung selbst, und in Rom weiß es Jedermann, daß kein Armer vergebens seine Mildthätigkeit in Anspruch nimmt.

Cardinal Gabriel Ferretti, ein Vetter unseres Mastai, war Nuntius zu Neapel, als dort im Jahre 1837 zum ersten Male die Cholera ausbrach. Und zum Glück für Neapel! Denn wie einst der h. Carl Borromäus zu Mailand, so leistete auch er persönlich den Kranken die niedrigsten und ekelerregendsten Dienste. Er machte Alles, was er besaß, selbst die goldenen Schnallen auf seinen Schuhen, zu Geld und gab es den Armen, Kranken und Verlassenen, deren Anblick sein Herz mit Kummer erfüllte. Das Gleiche that er später als Cardinal-Bischof von Rieti, da dieselbe Seuche seine eigene Diöcese heimsuchte. Hier bot ein eigenthümlicher Vorfall Gelegenheit, den Bischof auf dem Gipfelpunkt seines apostolischen Seeleneifers zu erblicken.

Eines Morgens fand man die St. Nikolauskirche der Stadt erbrochen, den Speisekelch und die Monstranz mit den Hostien entwendet, ohne leise Spur des Thäters. Der Eindruck auf die Gemüther der Gemeinde war außerordentlich.

Ferretti vergoß über dieses Ereigniß die bittersten Thränen und ordnete sogleich vier Bußtage an, um die Schmach zu sühnen, die dem Gottmenschen im heiligsten Altarssacramente widerfahren war. Er selber erschien bei den öffentlichen Fußgängen barhaupt, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, als Opfer für die Sünde in seiner Gemeinde. Seine Wangen wollten vor Uebermaß des Schmerzes gar nicht trocken werden. Er bestieg jeden Tag mehreremal die Kanzel und ermahnte das Volk mit Seufzen und Weinen zum Gebete für die unglücklichen Thäter der schweren Missethat. Auf dem Markte hielt er eine ergreifende Predigt über den Text: „Die Engel sprachen zu Magdalena: Weib, was weinest Du? Sie sprach zu ihnen: Weil sie meinen Herrn weggenommen haben, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“[1]) Da ertönten auf einmal, am Morgen des vierten Bußtages, alle Glocken der Stadt. Man hatte nämlich an der Thüre der beraubten Kirche den Speisekelch mit allen Hostien gefunden, und ein mit aller Förmlichkeit eingeleiteter Proceß erwies die Echtheit des Ciboriums.

Der Bischof brach mit allen weltlichen und geistlichen Behörden auf und trug das gefundene, vom Thäter aus freiwilligem Antriebe zurückgestellte Heiligthum in feierlicher Procession in die Kirche. Er beschloß die Feierlichkeit mit einer Anrede an das Volk, worin er abermals eine dreitägige Andacht verkündigte, und erklärte, er wolle nicht rasten, bis auch die Monstranz zurückkäme. Das Volk ging mit allem Eifer in die Vorschläge des Bischofs ein und bewies die drei Tage hindurch einen religiösen Ernst, der nicht ohne Erfolg bleiben konnte. Die zweite Nacht stellte sich der Kirchenräuber zur Beichte bei einem Priester, welcher ihn seines Frevels entband und die Monstranz mit der Hostie unversehrt in Empfang nahm. Er behielt sie die Nacht in seiner Stube und lieferte sie Morgens in die St. Michaelskirche der Vorstadt ab. Man denke sich den Jubel des Volkes und die Freude des eifrigen Bischofs, als am dritten Morgen alle Glocken der Stadt die vollständige Sühne der ruchlosen That verkündeten. Mit einer ungeheuren Volksversammlung holte sie Ferretti ab und brachte sie zur Nikolauskirche zurück, wo er an den Stufen des Eingangs eine Rede an die Begleitung hielt, die zuletzt von Aller Thränen und Schluchzen verschlungen wurde.

Am 20. Januar feierte er auf das Zudringen der Gemeinde eine Frohnleichnamsprocession zum Danke für die Bekehrung der Sünder. Von allen Hügeln donnerten die Geschütze den Jubel der Rietaner in das Meer hinaus. Die Gassen waren in Gallerieen verwandelt, der Winterblüthenflor des gesegneten Landes in nie gesehener Fülle zur Schau gestellt und grünende Bogen über die Procession gewölbt. Aus allen Nachbarorten zogen Musikbanden mit frommer Theilnahme heran und schwellten das Volksfest zum unerhörten Freudensturme. Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt Ferretti abermals eine Predigt, dießmal von der Liebe Gottes zu den Menschen, aber bald brach ihm die Stimme, er konnte vor Rührung nicht mehr weiter reden. Gänzliches Verstummen legte sich auf das unermüdliche Volk und der heiterste Frühlingstag schien die allgemeine Herzenswonne mitzufeiern.

---

[1]) Joh. 20, 13.

Zum Danke für diese Wohlthat machte Ferretti eine Wallfahrt nach Loretto zu Fuß, inmitten seiner treuen Angehörigen, und schlug mit seinen feurigen Worten jede Untersuchung gegen die reuigen Uebelthäter nieder.

Wer erkennt in diesem Verhalten nicht den Bluts- und Gesinnungsverwandten unseres Giovanni Maria Mastai-Ferretti, seitherigen Erzbischofs-Bischofs von Imola, Zug für Zug?

Ein rechtes Seitenstück zu dem Obigen bietet der heiligmäßige Cardinal Riario Sforza, Erzbischof von Neapel. Auch er bewies, als die Cholera in seiner Diöcese wüthete, eine wahrhaft väterliche Theilnahme bei den Leiden seiner Heerde. Er verkaufte Alles, was er hatte, auch seinen Wagen und seine Pferde, sowie sein Silbergeschirr; dazu lieh er noch 2000 Scudi bei einem Banquier und vertheilte die ganze Summe unter die Armen.

Cardinal Barberini verbreitete als Sprosse jenes berühmten Florentinischen Geschlechtes, das der Kirche einen Papst (Urban VII.) und der Cardinäle mehrere gegeben, und dem die Präfectur (die Hauptmannschaft) über Rom als Ehrenamt zusteht, aber mehr noch als Präfect der höchstwichtigen und schwierigen Congregation der Immunitäten, als Mitglied mehrerer anderer Congregationen und als Beschützer vieler Institute, abgesehen von seiner persönlichen Würdigkeit, einen nicht geringen Glanz um sich.

Cardinal Tosti, ein hoher Greis mit weißen Haaren, der apostolische Milde mit patriarchalischer Würde vereinigte, ehedem General-Schatzmeister, war nun bereits seit einer Reihe von Jahren Präsident des uns genugsam bekannten vortrefflichsten römischen Institutes, des Hospizes San Michele.

Kannte ganz Rom ihn bereits seit Langem von Seite seiner grenzenlosen Mildthätigkeit gegen Arme und Dürftige, so sollte es ihn einige Jahre später auch als Held gegenüber den Männern der Republik kennen lernen. Als nämlich der Papst und die Cardinäle nach der Ermordung des Grafen Rossi und dem Angriffe auf den Quirinal Rom verlassen hatten, blieb Cardinal Tosti auf seinem Posten in St. Michael. Mehrere Revolutionsmänner machten ihm ihre Aufwartung, um ihn wegen seines Muthes und seiner Hingebung zu beglückwünschen. „Meine Herren, ich weise ihr Lob zurück", war seine Antwort; „ich habe nicht mehr und nicht weniger Furcht vor Ihnen, als meine Collegen, welche fortgegangen sind. Nur aus Liebe und Gehorsam gegen den h. Vater sind sie ihm in die Verbannung gefolgt. Dieselben Beweggründe bestimmen mich, in diesem Institute zu bleiben; denn er bat mich, die vielen unglücklichen Personen, welche hier Schutz gefunden haben, nicht zu verlassen. Zudem bin ich ein Römer und Sie sind es nicht. Ich werde ohne Furcht in Rom bleiben. Wenn Sie mir einen Dolchstoß versetzen, so wird das mein Leben nur um zwei oder drei Jahre abkürzen, denn ich zähle bereits zwei und siebenzig." — War das nicht die Sprache eines Römers aus Roms alter, bester Zeit?

Fernere Zierden des h. Collegiums waren die Cardinäle Fransoni, damals Präfect der Propaganda, Piccolomini, ein Verwandter der berühmten Sängerin dieses Namens, Polidori, Präfect einer der wichtigsten kirchlichen Behörden, nämlich der Congregation des Tridentinischen Concils und Verfasser des ersten Hirtenbriefes Gregor's XVI., in welchem die Lehre de Lamennais verworfen wurde; Ostini, Orioli, Simonetti, eben

so sehr durch Gelehrsamkeit als Frömmigkeit ausgezeichnete Prälaten, und mehrere andere.

Wo — so dürfen wir kühn fragen — wo giebt es ein zweites Collegium auf Erden, das so viele durch Tugend, Wissenschaft und Frömmigkeit, durch Adel der Geburt und des Herzens, durch Alter und Erfahrung, durch Verdienste jeglicher Art ausgezeichnete Männer in seinem Schooße vereinigte, Männer, deren jeder den höchsten Thron der Christenheit einzunehmen wohl geeignet erscheint? Gleichwohl boten in den Augen des auf das bevorstehende Conclave fieberhaft gespannten Publikums nur wenige von ihnen hervorragende Chancen für ihre Erwählung dar. Die beiden Namen, welche allein zu einem ernstlichen Ringkampfe berufen schienen, vertraten so ziemlich die beiden Anschauungen, welche das Conclave theilten: das waren die Eminenzen Lambruschini und Gizzi.

Ludwig Lambruschini war am 16. Mai 1776 in einem Dorfe bei Genua geboren und erhielt von seinen tugendhaften Eltern eine sorgfältige Erziehung. Er trat früh in den Barnabiter-Orden und wurde bald wegen seiner Vorzüge zu den höchsten Stellen der Genossenschaft befördert, war Consultor (Rath) bei mehreren römischen Congregationen und nahm als Secretär der Congregation der auswärtigen kirchlichen Angelegenheiten an dem Abschlusse der Concordate mit Neapel und Baiern Theil. Erst Erzbischof von Berytus in partibus, wurde er im Jahre 1819 Erzbischof von Genua, 1827 an Macchi's Stelle zum Nuntius für Frankreich bestimmt, und nur ungern gab der damalige König von Sardinien, Carl Felix, seine Zustimmung, sein Land der Thätigkeit dieses weisen und frommen Prälaten zu berauben. Als Nuntius unter Carl X. soll er, im Gegensatze zu seinem streng conservativen Vorgänger, eine geringere Feindseligkeit gegen die Ideen des Fortschritts, ja selbst gegen gewisse kühne Versuche des jungen französischen Klerus zu erkennen gegeben haben. Wollen doch Einige sogar eine gewisse Gewogenheit für Lamennais an ihm wahrgenommen haben, was sich, wenn es wahr ist, für damals noch vollkommen rechtfertigen ließe.

Im Jahre 1831 an des kranken, vielfach in seinem Streben verkannten und nur ungern von Gregor XVI. entlassenen Cardinal Bernetti's Stelle zur Würde des Purpurs und zugleich zum Staatssecretär erhoben, was er seitdem blieb, entfaltete sich Lambruschini's politischer Chraracter in einer unerwarteten Richtung. Er wurde die Seele des absolutistischen (die Herrschergewalt unumschränkt ausübenden) Regierungssystems. Zusammengehen mit Oestreich, Ablehnen oder doch Hintanhalten aller unter dem Vorwand von Reformen sich aufdrängenden Neuerungen: das war sein leitender Gedanke, und man muß es zugeben, zum Theil auch des Staatsoberhauptes. Diesem jedoch, in welchem die Bevölkerung Roms von Alters her, Gottlob, mehr den unfehlbaren Lenker der Kirche, als den fehlbaren Landesfürsten hoch zu halten pflegt, deutete man diese Richtung weniger übel, während die ganze Wucht der öffentlichen Mißstimmung auf den einflußreichen Staatsminister fiel. Sein Name bedeutete vielleicht mehr als billig, ein kaltes, zähes Festhalten am Althergebrachten, Durchführung des Systems der Strenge, Uebereinstimmung mit der Politik des Ministeriums Metternich. Des

Cardinals Bewerbung um die Papstwürde, (wenn er wirklich an dem Ehrgeiz litt, den seine Feinde, größtentheils Angehörige der Geheimbünde, ihm zuschrieben) hatte folglich weder die Wünsche der öffentlichen Meinung, noch die moralische Unterstützung der Vertreter gewisser liberaler Mächte, unter andern Frankreichs, für sich. Worauf er aber sicher zählen konnte, war die Befürwortung von Seiten Oestreichs, vielleicht auch die eine oder andere Stimme Solcher, die durch seine Empfehlung den Cardinalshut empfangen hatten.

Bessere Aussichten, wenn man so will, als der Vorige, hatte Monsignor Gizzi für sich.

Cardinal Pasquale Gizzi wurde den 22. September 1787 zu Ceccano, einer kleinen Stadt der Diöcese Ferentino, in der an Neapel angrenzenden Terra di Campagna geboren. Seine, wenn auch nicht adelige, doch sehr anständige Familie schickte ihn auf das Gymnasium zu Ferentino, wo er seine vorbereitenden Studien mit großer Auszeichnung machte und durch seine geistigen Gaben, sowie durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens einen solchen Einfluß auf seine Mitschüler gewann, daß diese ihm den Beinamen Tutto di Tutti (Allen Alles) gaben. Nachdem er seine theologischen Studien beendet, empfing er die heiligen Weihen und ging dann nach Rom, um dort die Rechte zu studiren. Der Abbate Gizzi war indessen viel zu bescheiden, als daß er auch nur entfernt daran gedacht hätte, eine sogenannte Carrière zu machen, und sich um den Eintritt in die Prälatur zu bewerben. Gleichgültig gegen alle Protection, unterhielt er keine anderen als literarische Verbindungen und stand mit Niemanden in Verkehr als mit den Professoren der Sapienza, einigen Studirenden und einem Advocaten, unter dessen Leitung er im praktischen Dienst sich übte. Gott aber hatte es anders beschlossen und es währte nicht lange, so wurde dem jungen Rechtsgelehrten durch höhere Fügung eine bedeutende staatsmännische Stellung angewiesen.

Als nämlich Monsignor Nassali im Jahre 1819 zum Nuntius in Luzern ernannt worden war, schlug er den Abbate Gizzi vor, ihn als Auditor der Nuntiatur dahin zu begleiten. Gizzi nahm diesen wichtigen Posten an und leistete in seiner neuen Stellung der Kirche so bedeutende Dienste, daß er 10 Jahre später, im Jahre 1829, zum Internuntius in Turin ernannt wurde. In Turin blieb er bis zum Jahre 1834, wo er nach Brüssel versetzt wurde. Dort wirkte er bis zum Jahre 1837, um welche Zeit Monsignor Fornari sein Nachfolger wurde, und kehrte im Jahre 1839, nachdem er vorher zum Erzbischof von Theben consecrirt worden war, als Nuntius in die Schweiz (nach Schwyz) zurück. Vom Jahre 1840—1844 war er wieder als apostolischer Nuntius in Turin. Als eine würdige Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um Kirche und Staat wurde er im Consistorium vom 22. Januar 1844 zum Cardinal ernannt, und gleich darauf von Gregor XVI. als Legat nach Forli gesandt, wo er sich durch seine weise und gerechte Verwaltung die Werthschätzung Aller erwarb. In Forli blieb Cardinal Gizzi bis zur Zusammenberufung des letzten Conclave.

Dies ist eine kurze Skizze der diplomatischen und administrativen Laufbahn des Mannes, den die Wünsche des Volkes neben Cardinal

Micara, ja lebhafter noch als diesen, auf den heiligen Stuhl beriefen. Und man kann nicht leugnen, diese Vorliebe war keine unberechtigte. Gizzi kannte seine Zeit und die verschiedenen geistigen Richtungen, welche sie bewegten; er hatte die Schleichwege der Politik und die abgefeimte Pfiffigkeit der Kirchenfeinde vielfach durchschaut, er wußte auch, daß das, was man gewöhnlich Mäßigung in kirchlichen Dingen nennt, in der Regel nur Schwachheit ist, er kannte aus langer Erfahrung die von verschiedenen europäischen Cabinetten beliebte Politik und die Personen, welche sie vertraten, und so durfte man wohl hoffen, daß der persönlich offene und liebenswürdige, in Geschäften aber kalte, ruhige und unbeweglich feste Mann der Kirche wie dem Staate große Dienste leisten werde. Ein Mann, der, wie der Cardinal Gizzi, in der Schweiz in den schwierigsten Zeiten die Rechte der Kirche und des heiligen Stuhles mit größter Kraft vertreten, in Sardinien und Belgien, also in den von der Maulwurfsarbeit der geheimen Genossenschaften am Meisten unterwühlten Ländern das Vertrauen der Regierung, der Bischöfe, der Geistlichkeit und des Volkes sich erworben und in vielen andern schwierigen Verhandlungen Treue, Eifer und Weisheit in hohem Maße bewiesen hatte, dürfte — so schloß man mit Recht — wohl auch noch zu Höherem berufen sein; und er ward in der That dazu berufen, wie wir nachher sehen werden, wenn auch zu etwas Anderem, als seine Gönner es sich dachten.

Wenn auch die angeblichen Freisinnigen in Gizzi ihren Mann zu finden glaubten, so hatte das vielleicht seinen Grund in der Entschiedenheit, womit derselbe als Legat (oder Gouverneur) zu Forli sich der Einsetzung eines jener (östreichischen) Militärgerichte, welche ihrer allerdings wohl gerechtfertigten Strenge wegen den Schrecken in die Legationen trugen, entgegengestemmt hatte. — Ob aber die gar so sehr für ihn Schwärmenden sich nicht an ihm versahen, wird uns die Folge lehren. (Gizzi starb im Jahre 1849 zu Lenola im Königreich Neapel bei seiner Schwester, in deren Hause er lange krank gelegen hatte.)

Cardinal Mastai endlich war, trotz seines früheren, verdienstreichen Wirkens daselbst, in Rom nur wenig mehr bekannt. Ein gewissenhafter Beobachter der kanonischen Vorschrift, die dem Bischofe das Daheimbleiben innerhalb seines Kirchensprengels zur Pflicht macht, verließ er, außer in den seltenen Fällen, wo eine Obliegenheit ihn in den Vatican rief, namentlich in den letzten zehn Jahren seine Diöcese fast niemals. In den Canzleien kam sein Name wenig vor. Seine Amtsbrüder im heiligen Purpur kannten zwar den Namen Mastai und hatten hohe Achtung vor ihm; allein den bescheidenen Träger desselben kannten von Person nur wenige. Ehe Falconieri und Pignatelli, anläßlich einer Vorversammlung, ihn näher geschildert hatten, stand er bei seinen Collegen einfach im Rufe hoher priesterlicher Würdigkeit und seltener Pflichttreue. Das war freilich nicht wenig; allein es war doch schwerlich genug, um ihn in den Augen der Mehrzahl des höchsten Ranges auf der Stufenleiter der Hierarchie würdig erscheinen zu lassen. Niemand wußte das besser als Mastai selber; darum war sein Lächeln über die naiven Hoffnungen, welche die guten Imolanesen, bei seiner Abreise nach Rom geäußert hatten, ganz aufrichtig gewesen.

So war denn die Parteistellung vor dem Conclave ungefähr folgende: Der große, noch stark nachwirkende Einfluß der vorigen Regierung ließ den seitherigen, allgebietenden Staatssecretär, — die rührige, nach Neuerungen lüsterne, „freisinnige" Partei dagegen den Legaten von Forli als muthmaßlichen Papst und König aus der Wahlurne hervorgehen. Außer diesen beiden durch die Umstände aufgestellten Candidaten gab es nur noch den Unbeachteten. Und — die Geschichte lehrt es — der in den Augen der Welt Unbeachtete ist gar oft der Auserwählte in den Augen Dessen, der in's Verborgene schaut und Herzen und Nieren durchforscht.

Nachdem wir so einige der hervorragendsten Wahlfürsten der Kirche flüchtig überschaut, lasset uns jetzt das Conclave in's Auge fassen und zwar in seiner zweifachen Bedeutung, erstlich als Wahllocal, und sodann als Wahlmodus, das heißt als Art und Weise, wie die räumlich so eingeschlossenen Cardinäle die Wahl des Kirchen- und Staatsoberhauptes vornehmen. Vorab ein Wort über den geschichtlichen Hergang bei der Papstwahl und über den Ursprung des Conclave und die Voranstalten dazu.

Vierzigstes Capitel.

Ursprüngliche, spätere und gegenwärtige Form der Papstwahl. — Neun Vorversammlungen der Cardinäle. — Das Conclave und dessen äußere und innere Einrichtung. — Die Conclavisten. — Sicherheitsmaßregeln. — Die Mittel höherer Ordnung. — In welchem Sinne von Meinungsverschiedenheiten, von Führern, ja Schöpfern von Parteien in Bezug auf die Papstwahl Rede sein könne. —

Die Wahl eines Bischofs der Römischen Kirche geschah in den ersten Jahrhunderten wie jede andere Bischofswahl durch die Geistlichkeit und das Volk. Der Erwählte wurde durch den Bischof von Ostia mit dem Beistande von noch zwei andern Bischöfen consecrirt. Selbst als die römischen Kaiser den christlichen Glauben angenommen hatten, blieb noch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch diese Wahlart in Kraft. Als aber öfters Streitigkeiten bei den Wahlen entstanden, mischten sich die Kaiser und die politischen Machthaber Italiens in dieselben und legten der ursprünglichen, durchaus nothwendigen Wahlfreiheit bald größere, bald geringere Beschränkungen auf, bis im elften Jahrhundert Adelsparteien sich anmaßten, über das Pontificat zu verfügen und es ihren Familien zuzuwenden, wodurch Lasterhafte, Schwache und Unwürdige, oft zwei und drei zugleich, erhoben wurden und jene Ereignisse zu Tage traten, die ohne Zweifel zu den beklagenswerthesten der Kirchengeschichte gehören. Diesem Uebel zu steuern, die Freiheit der Kirche wieder herzustellen, machte sich insbesondere der thatkräftige, strengkirchliche Cardinal Hildebrand, der etliche Jahre nachher unter dem Namen Gregor VII. Papst und als solcher ein Reformator der Kirche in des Wortes echtem Sinne wurde, zur Lebensaufgabe. Er war es, der, ohne die kaiserliche Meinungsäußerung abzuwarten, die Wahl Nikolaus II., eines durch Geist, Gelehrsamkeit, Reinheit der Sitten und Wohlthätigkeit gleich ausgezeichneten Mannes, nach früherer Art durchsetzte. Dieser Nikolaus erließ auf einer sogleich zu Rom versammelten Synode im Jahre 1059 eine neue Wahlordnung dieses Inhalts:

Bei dem Absterben eines Papstes sollen sich zunächst die sieben Cardinal-Bischöfe berathen, dann die andern Cardinäle dazu ziehen, und

endlich auch die Wünsche des übrigen römischen Klerus und Volkes beachten. Dabei sei jedoch die schuldige Ehrfurcht gegen den zeitigen Kaiser, der vom apostolischen Stuhle dieses Recht persönlich erlangt, zu beobachten. Könne die Wahl in Rom nicht frei vollzogen werden, so dürfe dieß auch an einem andern Orte geschehen. Diese Grundbestimmung Nikolaus II. ist im Ganzen dieselbe geblieben, jedoch kam in der Folge das kaiserliche Bestätigungsrecht ganz außer Gebrauch; auch fiel, um alle politischen Leidenschaften, die noch mitunter sich geltend machten, abzuschneiden, der Antheil des Volkes an der Papstwahl ganz weg, und sie ging ausschließlich an die Cardinäle über, nach einem Decret des Papstes Innocenz II. vom Jahre 1130, welches Alexander III. auf der dritten allgemeinen Lateran-Synode (1179) bestätigte mit dem Hinzufügen, daß ein gültiger Papst mit zwei Drittheilen der Stimmen gewählt sein mußte. Gregor X., bei dessen Wahl schon eine Art von Conclave stattgefunden hatte, wollte das in so mancher Hinsicht nachtheilige langsame Verfahren bei der Papstwahl beseitigen, und gab daher auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Lyon (1274) eine Verordnung über die Papstwahl und zwar zunächst über das Conclave-Gebäude, wo sich die Cardinäle spätestens zehn Tage nach dem Tode des Papstes versammeln sollten, zur Vornahme der Wahl eines neuen Papstes.

Dieß in Kurzem die Geschichte der Papstwahl.

Ehe zu letzterer in dem Conclavegebäude geschritten wird, haben innerhalb der zehn ersten Tage nach des Papstes Hinscheiden neun Versammlungen sämmtlicher Kirchenfürsten und zwar in der sogenannten Paramentenkammer, d. h. in dem zur Aufbewahrung der priesterlichen Gewänder und der Altarzierden bestimmten Saal des Vatican-Palastes statt.

In der ersten General-Congregation werden die Bullen der verschiedenen Päpste über die Leitung des Conclave vom Secretär des heil. Collegiums vorgelesen. Der Hauptinhalt dieser Bullen ist:

1) Zehn Tage nach dem Tode eines Papstes soll das Conclave zur Wahl eines neuen seinen Anfang nehmen, ohne länger auf die Ankunft der abwesenden Cardinäle zu warten; doch sind die im Kirchenstaate gegenwärtigen einzuberufen. 2) Keine Censur oder Kirchenstrafe benimmt einem Cardinale das Stimmrecht, und für den zu wählenden Papst ist selbst der Kirchenbann kein Hinderniß. 3) Zur Gültigkeit einer Wahl ist erforderlich, daß dieselbe im Conclave mit zwei Drittheilen der Stimmen aller Anwesenden geschehen sei. 4) Der Erwählte wird von Niemand bestätigt, indem er seine Gewalt in der Kirche unmittelbar von Gott empfängt. 5) Er trägt die Tiara oder die dreifache Krone als Sinnbild des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit, sowie als Zeichen der höchsten Macht, Ehre und Gerichtsbarkeit im Geistlichen über die ganze Kirche und im Weltlichen über den Kirchenstaat.

In dieser ersten Congregation werden auch die beiden Prälaten bestimmt, welche die Reden bei den Leichenfeierlichkeiten und bei dem Antrage zur Wahl eines neuen Kirchenhauptes zu halten, sowie die beiden Cardinäle, welche über die gesetzliche Einrichtung des Conclave zu wachen haben. Hierin werden auch der Fischerring und das Siegel für die päpstlichen Bullen zerbrochen, und der Ort zum Conclave bestimmt, wozu

der Palast gewöhnlich gewählt wird, in welchem der Papst gestorben ist; also für dieses Mal, wie schon seit längerer Zeit immer, der Quirinal.

In der zweiten Congregation werden vom heiligen Collegium die Condolenzen oder Beileidsbezeugungen über das Ableben des heiligen Vaters seitens der Conservatoren Roms und deren Versprechen des unverbrüchlichen Gehorsams entgegen genommen. In der dritten wird durch geheime Abstimmung der Beichtvater für das Conclave gewählt; so wie in der vierten und fünften zwei Aerzte, ein Wundarzt, ein Apotheker, zwei Barbiere, welche mit den Cardinälen das Conclave beziehen. In der sechsten erhält jeder Cardinal durch's Loos die Nummer der Zelle, welche er während des Conclave zu beziehen hat. In der siebenten müssen die Gründe angegeben werden, wenn Jemand nebst zwei verstatteten Dienern noch einen dritten mit sich in's Conclave zu nehmen gedenkt, und es müssen hierbei die Namen, der Stand und das Vaterland derselben angegeben werden, worüber dann in der achten entschieden wird. In der neunten endlich werden durch geheime Stimmgebung die drei Cardinäle gewählt, welche über die Clausur oder Abgeschlossenheit und über die Ordnung im Conclave zu wachen haben. In diesen Congregationen empfängt auch das heilige Collegium die Botschafter und Residenten der verschiedenen Höfe in der Ordnung, wie sie sich zur Bezeigung der Condolenz über den Hintritt des Papstes gemeldet haben. Ist so Alles vorbereitet, so beginnt an einem der nächsten Tage das Conclave oder vielmehr die Wahlvornahme selbst.

Das Conclave, als Local verstanden, worin die für Welt und Kirche so wichtige Wahlhandlung Statt hat, befindet sich seit Pius' VII. Tode im Quirinal. Dieser herrliche Palast, (in dessen Inneres wir später einen Blick werfen), besteht aus einem großen Viereck, um welches sich die päpstlichen Gemächer herumziehen; daran stößt ein großer Seitenflügel, welcher die eine Seite einer ganzen Straße, der via Pia, einnimmt, und dessen beide obern Stockwerke eine große Zahl von kleineren Gemächern enthalten, in welchen päpstliche Hofbeamte und Schweizer-Gardisten ständig oder zeitweilig ihre Wohnung haben. Diese Gemächer, die theils auf die via Pia, theils auf den Garten hinausschauen und zwischen denen ein Gang hinläuft, werden für die Zeit des Conclave in eben so viele Zellen eingetheilt, als Wähler vorhanden sind. (Mastai's Zelle lag nach dem Garten hin.)

Jede Zelle enthält zwei Abtheilungen, von denen die größere für den Cardinal selbst, die kleinere für die zwei oder drei Conclavisten bestimmt ist, die jeder Cardinal als Besorger seiner Bedürfnisse bei sich hat. Diese Zellen werden durch einen Verschlag von Tannenbrettern gebildet, sind mit grüner oder violetter Sarsche ausgeschlagen (mit letzterer, wenn die Bewohner der Zellen vom letztvorigen Papste den Purpur erhielten, wie es bei Mastai der Fall war), mit einem Crucifix, einem Bett, einem Tische, einigen Stühlen und kleinen Schränken möblirt. Jeder Cardinal hat sein Wappen über der Thüre seiner Zelle, die ihm durch das Loos zugewiesen worden.

Wie das Fenster der Hauptgallerie, so werden bei'm Beginne des Conclave auch alle Zugänge auf das Sorgfältigste vermauert. Nur ein

Ausgang gegen den Corridor bleibt in jeder Abtheilung für den Fall der Erkrankung der Cardinäle oder ihrer Conclavisten und behufs des täglich zweimaligen Ganges zur Wahlcapelle frei. Ebenso werden die Haupteingänge mit Schlössern und Riegeln sorgfältig abgesperrt bis auf Einen, an dem eine zahlreiche Wache postirt ist. Nach Außen hin ist sonach jede Verbindung sorgfältig abgeschlossen, und nur durch neun in die Mauern eingebrochene Drehnischen oder Triller, wie sie in Klöstern sich finden, ist der Verkehr von Innen im Conclave nach Außen hin ermöglicht. Drei dieser Nischen waren oberhalb der königlichen Treppe angebracht; hier durften die eingeschlossenen Eminenzen ihre Besuche empfangen, aber nicht anders als unter Zeugen, und die Unterhaltung muß in italienischer oder lateinischer Sprache geführt werden. Auch werden diese Sprachzimmer von den Conservatoren und den Auditoren der Rota bewacht, die durch einen Schwur verpflichtet sind, sich nie davon zu entfernen.

Die andern Nischen dienten dazu, zur bestimmten Essenszeit die Speisen und Getränke durchzulassen, die jedem Cardinal täglich mit großer Feierlichkeit aus seinem eigenen Hause gebracht, aber von den Wächtern erst genau untersucht werden, ob auch ein Brief, eine Nachricht oder dergleichen mit ihnen einzubringen versucht worden sei. Sind die Speisen hineingereicht, so werden die Drehladen durch den Pedell von Außen zugerollt und durch den diensthuenden Prälaten versiegelt: dasselbe thut der Ceremonienmeister von Innen. Bürgschaft hierfür leisten von Innen die capi d'ordine — die General-Oberen der ältesten Orden — mit dem Cardinal-Cämmerling, von Außen unter Leitung des Marschalls (der herkömmlich ein Fürst Savelli ist), eine große Anzahl von Prälaten, die alle ihren bestimmten Posten zu überwachen haben. Während der ganzen Dauer des Conclave wacht der Marschall Tag und Nacht an der Spitze einer zahlreichen Mannschaft vor der Hauptthüre. Der Cardinal-Cämmerling, der während der Dauer des Conclave die Verwaltung des Kirchenstaates führt, behält die inneren Schlüssel eben dieser Thüre, sowie auch die eines Pförtchens, das man nur für die Audienzen öffnet, welche die dazu erwählten Cardinäle den Gesandten geben.

Dem Cardinal-Cämmerling als Staatsverwalter stehen nämlich drei Cardinäle zur Seite als Vertreter der drei Ordnungen des heiligen Collegiums, der Bischöfe, Priester und Diakonen, daher „die Vorsteher der Ordnungen" genannt. Die Gesandten der fremden Mächte erhalten neue Beglaubigungsschreiben an das Conclave und kommen in feierlichem Aufzuge an das Gitter, um sie dieser Deputation zu überreichen. Der Gesandte hält dabei eine wohleinstudirte Rede, welche der präsidirende Cardinal in angemessener Weise beantwortet.

Außerhalb des Conclave haben die Schweizer die Wache. Sie verwahren alle Zugänge, die nach den Gallerieen desselben führen. Auf dem Platze der St. Peterskirche aber werden zwei große Wachthäuser erbaut: das eine ist für das Militär bestimmt, welches der Marschall commandirt, das andere für den übrigen Heerhaufen, dem die Wache anvertraut ist. Die Bürgermilizen werden in alle 14 Stadttheile vertheilt, um jedem Tumulte, wie in früheren Zeiten dergleichen häufig vorkamen, vorzubeugen. Die Einwohner der Stadt Rom sind, um die Sicherheits-

maßregeln zu unterstützen, verpflichtet, in der Nacht Lichter an die Fenster zu stellen. Der Cardinal-Cämmerling aber sitzt während der ganzen Dauer des Conclave nebst den drei ihm zugegebenen Beiständen fortwährend zu Gericht.

Das sind im Wesentlichen die Vorsichtsmaßregeln, um jeden Verkehr nach Außen zu verhindern und für die Freiheit des Conclave zu sorgen, indem man es jedem ungehörigen Einflusse unzugänglich macht und die Wähler jeder fremdartigen Sorge überhebt.

Mit diesen Maßregeln menschlicher Ordnung gehen die Mittel einer höheren Ordnung Hand in Hand. Auf Befehl des Cardinal-Vicars legen alle Priester Roms während der ganzen Zeit der Erledigung des heiligen Stuhles bei jeder heiligen Messe ein besonderes Gebet um eine glückliche Papstwahl ein. In vielen Kirchen wird, wie bei'm 40stündigen Gebet, das heilige Sacrament ausgesetzt. Während die verschiedenen Bruderschaften Roms dasselbe Morgens und Abends besuchen, wobei sie Litaneien singen und die den Umständen angemessenen Gebete sprechen, begeben sich die Welt- und Ordensgeistlichen jeden Tag in Procession von der Kirche der heil. Apostel in den Palast des Quirinals, um eine glückliche Wahl zu erflehen. Im Innern ruft das heilige Collegium unaufhörlich das Licht von Oben an. Am zweiten oder am dritten Tage nach dem Eintritt in das Conclave liest der Cardinal-Decan eine stille Messe vom heiligen Geiste, während welcher alle seine Collegen communiciren, die er noch einmal zur ernsten Mitwirkung an der Wahl ermahnt.

Daß nun trotz dieser Maßregeln menschlicher und höherer Ordnung menschliche Gefühle, selbst menschliche Leidenschaften auch in das mit größter Sorgfalt bewachte Heiligthum sich eindrängen und das Organ des heiligen Geistes, als welches das Conclave mit vollem Rechte gilt, in etwa trüben können, wer begriffe das nicht? Es liegt das eben in dem Wesen alles Menschlichen. Auch unter Männern von der edelsten Gesinnung und von dem besten Willen wird es namentlich da, wo Fragen über gewisse Dinge, z. B. über rein kirchliche, über rein politische und über Dinge gemischter Natur, zur Erörterung kommen, Meinungsverschiedenheiten geben; und wo es sich darum handelt, einen Mann zu wählen, der seine eigenen Grundsätze zur Geltung bringen soll, da wird natürlich jeder Wähler wünschen, diese Grundsätze möchten mit den seinigen in Einklang stehen. Ebenso natürlich ist es, daß Männer, welche in Bezug auf gewisse allgemeine Grundsätze mit einander übereinstimmen, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit in einzelnen Punkten, sich vereinigen, und daß Einzelne, welche kräftiger und thätiger sind als die Anderen, die Führer und Vertreter aller Derjenigen werden, die ihre Ansichten theilen: in diesem Sinne kann man denn von Führern, selbst von Schöpfern von Parteien auch in Beziehung auf die Papstwahl reden.

Solche Meinungsverschiedenheiten sind doppelt unvermeidlich und werden doppelt scharf hervortreten nach wichtigen Ereignissen und großen Veränderungen, wie sie theils unter Gregor's XVI. Regierung sich zugetragen hatten, theils in nächster Zukunft zu gewärtigen standen. Aber immerhin anerkennenswerth sind die Bemühungen der Kirche, bei der

Wahl ihres Oberhauptes alle unlauteren menschlichen Einflüsse möglichst fern zu halten und die Wähler möglichst unabhängig vom Irdischen, rein unter den Einfluß des Geistes von Oben zu stellen.

Diese Bestrebungen werden durch die Anordnung des Conclave wenigstens in erhabener Poesie veranschaulicht, und wer da über die oben beschriebenen Abschließungs- und Bewachungsmaßregeln und sonstigen Ceremonieen als über eitelen Formenkram seinen Witz spielen zu lassen Lust verspürte, der würde wenig Witz an den Tag legen.

Dieß zur Würdigung der Ansichten, welche vorurtheilsvolle Schriftsteller und gedankenlose Nachbeter oftmals über das Conclave ausgesprochen haben.

Nach diesem mehr Allgemeinen kommen wir nun auf das Speciellere.

Einundvierzigstes Capitel.

Unmittelbar vor Beginn des Conclave. — Einzug in den Wahlpalast. — Eidesleistung der Cardinäle und des mit ihnen einzuschließenden Personals. — Der Abend des ersten Wahltages. — Die beiden Capellen im Quirinalpalast. — Vierfache Art der Papstwahl. — Vornahme derselben durch Abstimmung. — Mastai wird durch das Loos einer der Stimmensammler. — Die kranken Cardinäle. — Wie Gottes Finger sich zu zeigen begann.

Trotz der kindlichen Hochachtung, welche die Römer Gregor XVI. zu bezeigen nicht aufgehört hatten, konnten sie doch eines etwas ungeduldigen Verlangens nach dem Schluß der neuntägigen Todtenfeier für den Heimgegangenen sich nicht erwehren, und waren froh, als sie sahen, wie nach altem Brauch die Maurer den großen Balcon des Quirinal-Palastes und die beiden Enden der Straße Pia zu vermauern anfingen. Mit mehr oder minder Theilnahme waren sie dem Aufzuge der Legaten, der Gesandten und der Ordens-Oberen gefolgt, die jeden Morgen sich feierlich nach dem Palast begaben, um dem Decan des heil. Collegiums ihre Condolenzversicherungen unter den üblichen Förmlichkeiten zu Füßen zu legen.

Endlich nahmen die 216 Soldaten der Stadtmiliz, welche während der Zwischenregierung behufs Bewachung der Stadt unter Waffen stehen, von der Säulenhalle des Capitols und den ihnen in den 14 Stadtvierteln Roms angewiesenen Posten Besitz. Die Bewachung des Judenquartiers — des Ghetto — und der Brücken, mit Ausnahme der Engelsbrücke, wurde Truppen übergeben, die kraft eines alten Vorrechts von dem fürstlichen Hause Mattei ausgehoben worden, dessen Farben und Uniform sie dann auch tragen. Das war das Signal zum Zusammentritt des Conclave.

Genau am 12. Juni, am zehnten Tage nach Gregor's Tode, versammelten sich denn auch die Cardinäle in Sanct Peters Dom, um dort der Heiligengeist-Messe anzuwohnen, zu der ganz Rom in andachtsvoller Theilnahme sich drängte. Nach beendigtem Hochamt hielt ein Redner an die versammelten Purpurträger einen lateinischen Vortrag, worin er sie zur gewissenhaften Wahl eines würdigen Nachfolgers des Apostelfürsten Petrus ermahnte.

Einige Stunden später versammelte sich das heilige Collegium von Neuem in der dem Quirinal zunächst gelegenen Kirche des heil. Sylvester, um nun nicht eher wieder auseinander zu gehen, als bis nach vollzogenem Wahlgeschäfte. Schwarze Gewitter-Wolken, welche von Zeit zu Zeit Blitze durchzuckten, verhüllten den Himmel; schweigsam drängte sich

das Volk um die eine Gasse bildenden Truppen, betrachtete schwermuthvoll dieses kalte, nachtgraue Gewölk, hörte das ferne, dumpfe Geläute der Glocken Roms, deren eintönige Klänge die wild erregten Elemente durchhallten, und dachte bei sich, ob das nicht eine schlimme Vorbedeutung sei.

Als die Zahl der Cardinäle sich vollzählig fand, nahm einer der Ceremonienmeister das päpstliche Kreuz und knieete an der untersten Altarstufe nieder. Auf dieses Zeichen stimmten die Sänger der Capelle die erste Strophe des Veni Creator an, welche die Versammlung knieend anhörte. Als sie zu Ende gesungen war, erhob sich der Ceremoniar und nahm, unter Vorantritt der Conclavisten der Cardinäle, seine Richtung nach der Kirchenthüre zu; hinter ihm reiheten sich paarweise sämmtliche Eminenzen, erst die Cardinalbischöfe, dann die Cardinalpriester und nach ihnen die Cardinaldiakonen an. Vorauf schritt der Governatore von Rom; eine Menge Prälaten, von ihrer Dienerschaft gefolgt, schlossen den Zug, der sich inmitten einer düster schweigenden, die vorbeiziehenden Wahlfürsten mit scharfem Auge prüfenden Menge über den Platz bewegte.

Die Procession verlor sich unter dem Thorgewölbe des Quirinals, zog über den Hofplatz, die dem Eingang gegenüber liegende Gallerie entlang, und stieg langsam die große, zur Paulinischen Capelle führende Treppe hinan. Hier endigten die Sänger das Veni Creator. Der während des kranken, bereits in seine Zelle eingeschlossenenen Decans (Micara) Abwesenheit fungirende Subdecan sang die Oration Deus qui corda fidelium (Gott, der die Herzen der Gläubigen u. s. w.); danach richtete er eine kurze Ansprache an die Wahlherren, worin er ihnen den hehren Endzweck ihres Beisammenseins an diesem Orte in die Erinnerung rief und sie beschwor, in tiefster Sammlung Gott anzuflehen, daß Er ihre Wahl leiten möge.

Alsdann verlasen die Ceremoniare und der Secretär des heiligen Collegiums mit lauter Stimme die päpstlichen Bullen betreffs der Wahl und der inneren Disciplin des Conclave. Die Cardinäle schworen der Reihe nach treue Befolgung dieser Verordnungen. Man führte den Maggiordomo, der in der Regel bis zur Ernennung des Papstes Palast-Gouverneur ist, ein und ließ auch ihn in des Subdecans Hände den vorgeschriebenen Eid leisten. Sodann verfügten sich die Eminenzen in die ihnen durch das Loos zugewiesenen Zellen, wo die Gesandten, die Fürsten, die Prälaten und andere Personen von Auszeichnung zu einem Convenienz-Besuche zugelassen wurden und wo vielleicht Allen das erhabene Loos zugewünscht und in Aussicht gestellt ward, das doch nur Einem zu Theil werden konnte. Gegen Abend aber, auf ein Glockenzeichen, durchsuchte der Cardinal-Cämmerling in Begleitung der Capi d'ordine bei'm Fackelscheine alle Zellen und Räumlichkeiten, um sich zu überzeugen, daß kein Fremder mehr darinnen; jeder noch offen gelassene Raum wurde sorgfältigst zugemauert, mit Ausnahme der besagten Drehnischen und des Hauptthores, dessen Schlüssel der Bewachung des Marschalls anvertraut wurde. Bezüglich dieses Verschlusses nach Innen und Außen wurde ein Protocoll aufgenommen, und die Menge verließ nach und nach den Platz und die Zugänge des Monte Cavallo.

Nachdem das drinnen verfaßte Schließungs-Protocoll gehörig versiegelt,

und dem Ceremonienmeister zur Verwahrung übergeben worden, schritt man zum Namenaufruf der Personen, welche, ohne an der Wahl Theil zu nehmen, bis zum Tage der Wiedereröffnung theils zum besonderen Dienste einer jeden der Eminenzen, theils zum öffentlichen Dienste des heil. Collegiums, mit den Cardinälen eingeschlossen bleiben mußten. Die Zahl ist, wie oben bemerkt, durch die Bullen festgesetzt und darf nicht überschritten werden. Es sind außer den 2 oder 3 Conclavisten, welche das Gesetz einem jeden Wähler gestattet, der Secretär des Collegiums und seine 3 Assistenten, der Sacristan und Untersacristan des apostolischen Palastes nebst einem Priester zu ihrem Beistande, 6 Ceremonienmeister, der Beichtvater des Conclave, 2 Aerzte, 1 Wundarzt nebst 2 Gehülfen, 1 Baumeister, 1 Zimmermann, 1 Maurer und endlich 35 Auskehrer.

Innerhalb des Conclave befanden sich zwei Capellen; die eine mit einem Hochaltar und drei Nebenaltären zur Abhaltung des Gottesdienstes und zur täglichen Feier des heil. Meßopfers Seitens der Cardinäle und der Conclavisten; die andere, um zwei Mal täglich den Wahlact darin vorzunehmen. In die letztere ließ man, um sich zu vergewissern, daß die durch die Verordnungen festgesetzte Zahl nicht überschritten worden, die obengenannten Personen eine nach der andern eintreten und auf das Evangelium schwören, von allem auf das Conclave und die Papstwahl Bezüglichen in keiner Weise zu reden.

So ging der Abend des ersten Tages zu Ende.

Am folgenden Morgen (15. Juni) gegen 9 Uhr begaben sich auf ein von dem Ceremoniar mit einer Schelle gegebenes Zeichen und auf dessen Ruf: Ad capellam, domini! (Zur Capelle, meine Herren!) die Wahlfürsten zur Capelle, um zu den Wahloperationen zu schreiten.

Cardinal Micara als Altersdecan hätte vorauf gehen müssen, allein, durch schwere Erkrankung in seiner Zelle zurückgehalten, wurde er an diesem Tage, wie am Tage zuvor durch den Subdecan, Cardinal Macchi, vertreten.

Die Paulinische Capelle, aus der man die Bänke, welche sonst das Schiff einnehmen, entfernt hatte, bildete ein großes längliches Viereck, um welches sich 52 von Baldachinen überragte Thronsitze erhoben. Der Eingangsthür gegenüber erhob sich der Altar, auf welchem bereits zur Feier der Messe die Kerzen brannten. In der Mitte erwartete ein mit reichem Teppich bekleideter und mit drei Sesseln umstellter Tisch die Scrutatoren (Wahlprüfer). Zur Rechten des Altars gewahrte man die Sfumata, eine Art Camin, worin nach jedem vergeblichen Wahlversuche die Zettel verbrannt werden und dessen Rauchfang zweimal täglich von den tausend Blicken des römischen Volkes so ängstlich befragt wird.

Während der Subdecan, von zwei Assistenten begleitet, den Altar hinanstieg, nahmen die Cardinäle zur Rechten und zur Linken, jeder auf seinem Throne, Platz. Die Bischöfe hatten die Stola um den Nacken herabhängend, die Priester und die Diakonen trugen sie in Gestalt eines Andreaskreuzes über einander gelegt. Es war ein hehres, majestätisches Schauspiel, diese Versammlung von Greisen, aus deren Mitte ein König, ein Papst hervorgehen sollte. Von diesem Gedanken schienen Alle bewegt, sie grüßten einander mit Ehrerbietung. Viele schienen sich besonders tief vor Cardinal Lambruschini zu verneigen, den sie als den muthmaßlichen Erwählten des Conclave betrachten mochten.

Die Messe wurde unter tiefster Sammlung gelesen. Nach dem letzten Evangelium sprach Cardinal Macchi zum zweiten Mal einige Worte der Ermahnung, wonach Jeder sich wieder setzte und die Thüre geschlossen ward.

Die Papstwahl kann auf vierfache Weise vor sich gehen:

1) Durch Acclamation: wenn nämlich, wie aus Eingebung Gottes, Alle aus Einem Munde in den Ausruf ausbrechen: N. N. soll unser Papst sein! Zur Gültigkeit dieser Wahlart, wovon die Kirchengeschichte allerdings (wie bei Cardinal Hildebrand) einige Beispiele aufweist, wird erfordert, daß sie einstimmig sei, und daß keine Berathung oder Absprache über den zu Wählenden vorher stattgehabt habe.

2) Durch Compromiß: wenn nämlich die Wahlberechtigten ihr Wahlrecht auf Einen oder Mehrere aus ihrer Mitte übertragen, was aber nur gültig ist, wenn alle Wahlherren damit einverstanden sind.

3) Die gewöhnliche Wahlform ist aber die durch das Scrutinium oder Stimmensammeln, und wenn dieses zu keinem Ergebniß führt, schließt sich daran

4) Der Acceß, der darin besteht, daß, wenn sich beim Scrutinium die Stimmenmehrheit auf eine bestimmte Person hinneigt, solche Cardinäle, die bisher für eine andere Person gestimmt hatten, jener beitreten.

Die Wahlform durch das Scrutinium zerfällt naturgemäß in drei Theile, die man Ante-Scrutinium, Scrutinium und Post-Scrutinium nennt.

Die hauptsächlichste Formalität des Ante-Scrutiniums besteht in der Zurechtmachung der Wahlzettel. Diese ist Sache der Ceremonienmeister. Sie müssen zum Voraus die Zettel drucken lassen, oder, wenn ihnen dazu die Zeit fehlt, sie eigenhändig schreiben und in zwei Kelchen auf den Tisch legen, der die Mitte der Kapelle einnimmt, dergestalt, daß die Cardinäle in dem Augenblick, wo sie derselben sich bedienen wollen, sie nur herauszunehmen brauchen.

Die Wahlzettel sind mehr lang als breit, und von Oben nach Unten in fünf Felder getheilt, welche die Art angeben, wie sie gefaltet werden müssen. Das erste Feld trägt den Namen des wählenden Cardinals (Ego — Ich N. N. Cardinalis) und das letzte seine Nummer mit einem Wahlspruch daneben; der Raum in der Mitte enthält die Wahlformel und des Erwählten Namen (Eligo in Summum Pontificem Reverendissimum D. meum D. Cardinalem N. N. — ich wähle zum Papst meinen hochwürdigsten Herrn, den Herrn Cardinal N. N.); die zwei daneben liegenden Mittelfelder sind zur Aufnahme des Siegels bestimmt, mittels dessen der Wahlherr seinen Namen und seinen Wahlspruch verdeckt. Um das Geheimniß noch besser zu bewahren und zu verhüten, daß die Durchsichtigkeit des Papiers die Signatur des Wahlzettels verrathe, wird auf die Kehrseite der die Namen und die Wahlsprüche enthaltenden Felder eine reich verzierte Vignette angebracht. Ist einmal die erste Falte jedes Endes auf die zweite gelegt und mittels zweier Siegel befestigt, so bleibt der Name des stimmabgebenden Cardinals, seine Nummer und sein Wahlspruch verborgen. Bloß das mittlere, die Wahlformel und des Erwählten Namen enthaltene Feld bleibt allein sichtbar. Um es zu verdecken, faltet man den Zettel seiner Länge nach in zwei Theile, ohne ihn jedoch zu versiegeln.

Die Ceremoniare hatten Zeit genug gehabt, die Zettel drucken zu

lassen; letztere fanden sich daher bereits auf dem für die Scrutatoren bestimmten Schreibtische an ihrem Platze.

Man zog die drei Scrutatoren und die drei Krankenpfleger, welche die Zettel der Kranken in deren Zellen abzuholen bestimmt waren, durch das Loos. In ein Säckchen von violettem Damast wurden ebenso viele hölzerne Kugeln geworfen, als Cardinäle im Conclave waren. Die Kugeln waren unter Aller Augen mit einer Ziffer bezeichnet worden; jede trug den Namen eines der Wahlherren. Die drei ersten herauskommenden Nummern sollten die Scrutatoren nach der Ordnung ihrer Verrichtungen bezeichnen: Der erste sollte die Zettel zu öffnen, der zweite die Stimmen einzuschreiben, der dritte sie laut zu lesen haben.

Der Subdecan nahm das Säckchen, rüttelte es, um die Kugeln zu vermischen und segnete dasselbe. Dann trat der jüngste der Diakonen heran und griff mit der Hand hinein. Cardinal Mastai's Name kam der dritte heraus. Ihm fiel somit die Aufgabe zu, die Stimmen laut zu verkünden.

Nachdem die bezeichneten Scrutatoren um den Schreibtisch Platz genommen, wurde die Ziehung für die Krankenpfleger fortgesetzt. Unter ihnen bezeichnete das Loos in zweiter Reihe den Cardinal Lambruschini.

Als so alle vorbereitenden Operationen beendigt waren, nahmen die directen Wahlarbeiten ihren Anfang.

Cardinal Macchi und die neun ersten Cardinäle gingen jeder und holten sich einen Zettel auf dem Tische der Scrutatoren; dann setzten sie sich vor kleine Pulttische, die man ringsherum in der Capelle aufgestellt hatte, hin und füllten das Leere ihres Zettels aus. Jeder konnte sie schreiben sehen, allein die Pulte waren derart hingestellt, daß es unmöglich war, zu sehen, was sie schrieben. Als sie fertig waren, nahmen zehn andere ihre Plätze ein, und so der Reihe nach, bis alle anwesenden Mitglieder des Conclave ihr Votum geschrieben und versiegelt hatten.

So wie einer der Wahlherren das übliche Siegel auf seinen Zettel gesetzt, nahm er ihn zwischen den Daumen und den Zeigefinger, hob den Arm über den Kopf in die Höhe und schritt zum Altar, auf welchem ein großer, mit seiner Patene bedeckter Kelch stand. Hier warf er sich auf die Kniee, betete eine Weile, stand wieder auf und sprach mit heller Stimme den Eid, dessen Formel auf eine kleine Tabelle geschrieben stand: Testor Christum Dominum, qui me judicaturus est, me eligere quem secundum Deum judico eligi debere et quod idem in accessu praestabo. (Ich nehme Christus den Herrn, der mich dereinst richten wird, zum Zeugen, daß ich Den wähle, welchen ich nach Gottes Willen wählen zu müssen glaube, und daß ich das Gleiche beim Accesse thun werde.) Danach legte er seinen Zettel auf die Patene, ließ ihn, nachdem er diese an einer Seite in die Höhe hob, in den Kelch gleiten, knieete abermals nieder und kehrte dann an seinen Platz zurück. Zu den Wahlzetteln der in der Capelle anwesenden Cardinäle mußten die der kranken hinzukommen. Fünf Eminenzen waren aus mehr oder weniger erheblichen Gründen in ihren Zellen zurückgehalten; es waren der Altersdecan Micara, die Cardinäle Alberghini, Polydori, Gizzi und Bernetti. Einer der Krankenpfleger nahm ein hölzernes Kästchen, dessen mit einer engen Spalte versehener Deckel mit genauer Noth einen der Breite nach in zwei Hälften gefal-

tenen Zettel hineinzulassen gestattete. Das Kästchen wurde inmitten des h. Collegiums feierlich geöffnet, damit ein Jeder sich überzeugen konnte, daß es leer war; dann schloß man es von Neuem und Lambruschini legte den Schlüssel desselben wieder auf den Altar nieder. Dann legte der dritte Krankenpfleger auf ein Schüsselchen ebenso viele Zettel, als noch Cardinäle Stimmen abzugeben hatten, und alle Drei begaben sich zu den Zellen ihrer Collegen. Eine Viertelstunde später kamen sie in die Paulinische Capelle zurück und setzten das Kästchen auf den Tisch der Scrutatoren nieder. Diese öffneten es, beglaubigten die Zahl der Zettel, legten sie dann einen nach dem andern auf die Patene und ließen sie allesammt in den Kelch hinabgleiten.

Nun nahm der erste Scrutator das auf dem Altar stehende heilige Gefäß, welches die Stimmen in sich barg, schüttelte es, um die Zettel durcheinander zu mengen, und reichte es Mastai, der in seiner Eigenschaft als dritter Scrutator dieselben zählte. Da die Zahl richtig befunden wurde, schritt man zur Zählung der auf den Zetteln enthaltenen Stimmen.

Das war dieses ersten Tages feierlichster Augenblick; mehr denn Ein Herz pochte, mehr denn Eine Hand preßte krampfhaft die vor ihr liegende Liste der Cardinäle, auf welche sie die Stimmen zu verzeichnen sich anschickte.

Er, welcher gewählt werden sollte und vermöge einer Laune des Schicksals, als Scrutator laut die Namen verlesend, sich gleichsam selber wählen mußte, Mastai, war vielleicht unter Allen der ruhigste.

Der erste Scrutator, den Rücken dem Altare zugekehrt, nahm die Zettel aus dem Kelche, öffnete sie, um die Namen nicht aufzudecken, mit Vorsicht und übergab sie dem zweiten. Dieser las sie mit leiser Stimme und gab sie, nachdem er sie eingetragen hatte, dem dritten, der sie laut vorlas. Mastai als dritter Scrutator rief 15 Mal den Namen Lambruschini und 13 Mal den seinigen; 26 Stimmen hatten sich zersplittert, Gizzi hatte nur 2 bekommen.

Dieses erste Ergebniß brachte auf die Versammlung eine beinahe elektrische Erregung hervor, die sich erst in einem leichten Zucken der Ueberraschung, dann in einem leisen Murmeln kund gab.

Die Mehrzahl hatte erwartet, den Namen Lambruschini siegreich aus dem Wahlkelche hervorgehen zu sehen. Wer mochte nun dieser Unbekannte sein, der beim ersten Wahlgange eine der Lambruschini's beinahe gleiche Ziffer erreichte? Das Volk schrieb hernach, eingedenk, daß die Zahl 13 den Heiland mit seinen zwölf Aposteln vorstelle, diese Thatsache einer unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung, einem Wunder zu, und erzählte sich dabei, in demselben Augenblick, wo Mastai die dreizehnte Stimme las, sei eine Taube, des göttlichen Geistes Sinnbild, durch ein Fenster hereingeflogen und habe sich flatternd über sein Haupt niedergelassen.

Möge dem sein, wie ihm wolle: jedenfalls war hier ein überirdischer Einfluß im Spiele, und was so wider alle menschliche Voraussicht und wider die klügsten Berechnungen anfing, ließ etwas unvorhergesehenes Großes ahnen.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Die Acceßwahl. — Die Sfumata oder der verhängnißvolle Rauchfang. — Zweites und drittes Scrutinium. — Wie darin Gottes Walten stets deutlicher zu Tage trat. — Fieberhafte Spannung in der Stadt. — Aufhetzerei von Seiten der Geheimbündler. — Wie die leichtgläubige Menge sich von jedem Winde hin und her bewegen läßt und auch das Widersinnigste glaubt. — Ungewöhnlich rege Theilnahme an den Andachtsübungen zur Erflehung einer glücklichen Papstwahl. — Die Procession von der Apostelkirche nach dem Quirinal-Palast. — Veni Creator oder Te Deum? — Wie sich zum Ernstfeierlichen manchmal das Drollige gesellt. — Das vierte Scrutinium. — Ein Gethsemane für Mastai. — Derselbe wird mit überwiegender Stimmenmehrheit, ja durch Acclamation zum Papst erwählt. — Schluß des ersten Buches.

Da nach Verlesung aller Stimmen Niemand die gesetzliche Mehrzahl erlangt hatte, die Wahl durch das Scrutinium somit ohne Erfolg geblieben war, so wurde zur Acceßwahl geschritten. Zu diesem Zwecke lagen in einer Schüssel eben so viele Zettel, ähnlich den vorbeschriebenen, in Bereitschaft; sie enthielten statt des Wortes Eligo (ich erwähle) die Worte: Accedo Reverendissimo Domino meo D. Cardinali N. N. (ich trete dem Hochw. Herrn Cardinal N. N. bei). Auch hier füllt jeder Wähler in ähnlicher Weise, wie oben beschrieben, das Formular durch Beifügung seines verdeckten Namens und durch Bezeichnung des Cardinals, dem er beistimmt, aus; will er jedoch Keinem beistimmen, so schreibt er auf die leere Stelle: Nemini — Niemanden. Prüfung und Eröffnung der Stimmzettel, sowie die Einholung der letzteren durch die Krankenpfleger geschieht wie beim Scrutinium.

Da der Acceß am ersten Scrutinium Nichts geändert hatte, so wurden die Wahlzettel vermittelst einer Nadel an einen Faden gereiht, in den neben dem Altare angebrachten Camin geworfen und verbrannt. Das ist die berühmte Sfumata, das durch aufsteigenden Rauch gegebene Zeichen der erfolglos gebliebenen Wahl. Als das Volk, welches um die Zeit, wo die Wahl muthmaßlich vorüber sein konnte, sich schaarenweise auf dem Monte Cavallo eingefunden und die Augen unverwandt auf den Rauchfang jenes Camins gerichtet hielt, leichte Rauchwölkchen in die Luft aufwirbeln, somit die Wahl für dießmal vereitelt und die Hoffnung auf Durchbringung seines Candidaten (Gizzi) buchstäblich in Rauch aufgegangen sah, zog es verstimmt und schweigend von dannen.

Das Scrutinium vom Abende des Fünfzehnten war ein neuer Triumph für Mastai: er hatte 17 Stimmen, folglich viee gewonnen, während Cardinal Lambruschini deren zwei eingebüßt hatte.

Am Morgen des zweiten Tages (16. Juni) fand das dritte Scrutinium statt, welches ein noch glänzenderes Ergebniß für Mastai aufwies.

Während so im Conclave der Name Mastai immer höher leuchtete, herrschte eine fieberhafte Spannung, welche frühere Mitglieder der durch Lambruschini versprengten Geheimbünde geschickt gegen diesen auszubeuten wußten, so zwar, daß sie Vorbereitungen zu einem Proteste gegen die Wahl dieses ihnen tödtlich verhaßten Cardinals trafen für den Fall, daß diese sich ereignen sollte. Nichtsdestoweniger war die Betheiligung an den Andachtsübungen, welche während der Erledigung des heil. Stuhles Statt haben, niemals eine lebhaftere gewesen. Man drängte sich ordentlich zur Capelle des Tribunals der Rota, um der Heiligengeist-Messe beizuwohnen, die dort während der Dauer des Conclave Tag

für Tag gelesen wird; von dort eilte man zum großen Saal des Capitols, wo 50 durch den Cardinal-Cämmerling und die Conservatoren zum Voraus aus dem ersten Adel erkorene Rathsherren auf den Glockenschlag sich zur Absingung des Veni Creator zusammenfanden. Vom Capitol begab man sich dann wieder zum Monte Cavallo, um die verhängnißvolle Sfumata zu befragen.

Die Ceremonie jedoch, welche das größte Interesse erregte, war die tägliche Procession, welche sich von der Apostelkirche zum Quirinalpalaste begiebt. Zahllos schloß sich das Volk der Geistlichkeit an, die nach alter Sitte mit Kreuz und Fahne auszog, um sich zu erkundigen, ob der Kirche ein Oberhaupt noch nicht gegeben sei. Die Waisenkinder und die Zöglinge der frommen Anstalten eröffneten den Zug, dann kamen, in zwei Reihen geordnet, die Franziskaner und die Augustiner-Barfüßler, die Capuziner und die Hieronymiten, die Minimen (mindesten Brüder des h. Franz von Paula, die Minoriten (Minderbrüder), die Carmeliter, die Marianer, die Dominicaner, endlich die Priester jeder Pfarrei mit ihren Pfarrherren. Alle diese Körperschaften setzten sich inmitten der wie Meereswogen brausenden Bevölkerung durch die große, längs den Flanken des Hügels sich hinanwindende Straße langsam nach dem Palaste zu in Bewegung.

Dort angelangt, tritt der Klerus, dem Brauche gemäß, zu dem Hauptthor hinein, durchschreitet den vordersten Hofraum und macht vor der Capelle der Auditoren der Rota Halt. Hier richtet einer der Pfarrer in lateinischer Sprache an die in feierlicher Versammlung anwesenden Auditoren folgende Frage: Habemusne Pontificem? (Haben wir ein Oberhaupt?) Wird die Frage verneint, dann kehrt die Procession, das Veni Creator anstimmend, sofort zurück; wird sie bejaht, so singt sie das Te Deum.

Weil nun das Volk, so oft diese Ceremonie sich erneuerte, in den Hofraum keinen Einlaß fand, so gab es, auf dem Platze harrend, in tiefstem Schweigen mit lauschenden Ohren auf die ersten Laute Acht, mit denen der heilige Gesang anhob, um aus ihnen die Antwort der Auditoren, die nicht bis zu ihnen gelangen konnte, zu erkennen.

Zu zweien Malen hatte die Ceremonie bereits Statt gehabt, als ein Gerede, welches durch besondere Umstände den Character der Gewißheit annahm, gleich einem Lauffeuer von Gasse zu Gasse lief und ganz Rom auf die Beine brachte.

Es ist nämlich herkömmlich, daß vor dem Zusammentritt des Conclave der Ceremonienmeister des verstorbenen Papstes drei vollständige Pontifical-Anzüge von verschiedener Größe anfertigen läßt. Unter diesen dreien wählt man dann denjenigen, welcher den Neuerkorenen am Besten kleidet, um ihn sogleich nach angenommener Wahl damit zu schmücken. Kurz nach Gregor's Tode waren die drei Gewänder in Auftrag gegeben, allein noch immer nicht abgeliefert worden. Als nach dem ersten Wahlact der Ceremonienmeister, Namens Brancadoro, auf gewisse Anzeichen hin eine baldige Entscheidung der Wahl vermuthete, ließ er die Betreffenden erinnern, ihm die drei Gewandstücke ohne Verzug zu senden. Zwei waren fertig, das größere und das mittlere; sie wurden sofort in den Palast abgeliefert; am selbigen Abende noch sollte der dritte Anzug nachfolgen: so versprach man.

Allein, wie anderswo, so ist auch zu Rom das Worthalten nicht gerade

Jedermann's Sache; der Abend verstrich, ohne daß das Versprochene ankam. Als nun der Ceremonienmeister, der aus dem Erfolge des zweiten Scrutiniums mit noch größerer Sicherheit auf ein baldiges Endresultat glaubte schließen zu dürfen, schon bei Tagesanbruch durch einen Boten nach dem andern den säumigen Nadelkünstler bitten und beschwören ließ, das noch rückständige Gewand kleinsten Maßes, auf das es hauptsächlich ankomme, doch schleunigst zu verabfolgen, da durfte mit diesem ungestümen Drängen nur noch der zufällige Umstand in Verbindung gebracht werden, daß der Candidat der Volkspartei, gleich Jenem, von welchem die heilige Urkunde Meldung thut[1]), „klein von Person" war — und die Schlußfolgerung lag nahe: Gizzi müsse wohl die meisten Chancen für sich haben, er werde sicherlich der neue Papst, deshalb habe es mit dem kleineren Gewande so große Eile. Und richtig: Meister und Gesellen besaßen Logik genug, diesen Schluß zu ziehen, sie zogen ihn wirklich und machten daraus so wenig ein Geheimniß, daß die Kunde davon bald mit Windeseile durch die Stadt flog. Die Freude darüber war außerordentlich. Und wie es denn geht: die günstigen Vermuthungen, die man von Mund zu Mund sich mittheilte, nahmen bald das Gepräge einer vollendeten Thatsache an: man vermuthete nicht bloß mehr, Gizzi werde gewählt werden, nein, es war gewiß, Gizzi war der Erwählte. Die Gewißheit gewann am Ende einen so positiven Character, daß sogar die Canzleien davon Notiz nahmen. Der Gesandte Sardiniens wollte eben seinen Bericht an seine Regierung abgehen lassen, als er noch im rechten Moment enttäuscht wurde und just so viel Zeit hatte, statt „Gizzi" „Mastai" zu schreiben. Der Bevollmächtigte Oestreichs, Graf v. Lützow, machte Abends bei seinen Freunden die Runde, um ihnen die Wahl des Volkscandidaten zu vermelden. Mittlerweile hatten Gizzi's Freunde nichts Eiligeres zu thun gehabt, als einen Courier nach Ceccano zu entsenden, wo seine Familie weilte. Mit der begeistertsten Freude nahm das Städtchen die frohe Mähr auf; alle Glocken läuten, die Häuser illuminiren, die Büste des neuen Papstes hervorholen, sie wie im Triumphe, von einer Flammenglorie umstrahlt, öffentlich ausstellen, war das Werk eines Augenblicks. Leider auch nur einen Augenblick währte der Freudenrausch; denn die Enttäuschung folgte ihm auf dem Fuße nach. So groß war die Erbitterung darüber, daß sie dem ersten Courier, den man eines losen Streiches gegen das Städtchen in Verdacht hatte, nahezu das Leben gekostet hätte.

Unterdessen hatte des Cardinals Dienerschaft in anerkennenswerther Freude über das Glück ihres Herrn, unter Zuziehung mehrerer Standesgenossen, sich auf des neuen Papstes Wohl (und selbstverständlich auch auf seine Kosten) bis zum Uebermaß gütlich gethan, und dieweil sie seine Cardinals-Garderobe nunmehr für überflüssig hielt, in toller Begeisterung ein Freudenfeuer daraus gemacht. Kurz: der allgemeine Irrthum soll dem braven Monsignor Gizzi das Sümmchen von nahezu 6000 Scudi gekostet haben.

So war die Volksgunst dießmal dem unschuldigen Träger derselben buchstäblich ein „theures Gut" gewesen und dem würdigen Cardinal Ge-

[1]) Luk. 19, 3.

legenheit geboten, das Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, an sich zu erproben[1]).

Während Roms Bevölkerung sich dem Freudentaumel, welchen das Märchen von dem Wahlsiege ihres Günstlings verursachte, blindlings überließ, trug sich im Conclave ein Auftritt völlig anderer Art zu.

Wie bereits erwähnt, hatten drei Wahlversuche mittels des Scrutiniums Statt gehabt: der Erfolg derselben war mit jedem Male für Lambruschini ungünstiger gewesen. Dagegen sah Mastai sowohl die Stimmen, die Jenem abgingen, als auch eine stets anwachsende Zahl von Stimmen, welche auf andere Cardinäle sich zersplittert hatten, auf ihn sich vereinigen. Beim zweiten Wahlgange hatte er vier Stimmen gewonnen, während sein Mitbewerber deren zwei eingebüßt hatte; bei der dritten Wahl, am Morgen des 16., hatte Mastai als Scrutator nur 11 Mal Lambruschini's Namen und 27 Mal den seinigen verlesen.

Am Nachmittage desselbigen Tages, um drei Uhr, wurde das vierte Scrutinium eröffnet. Eine tiefe Stille, feierlicher noch, als sie bisher bei den heiligen Handlungen obwaltete, lagerte über der ganzen Versammlung; jedes einzelne Mitglied des heil. Collegiums fühlte sich unter dem Einflusse Gottes, welcher jetzt seinen Willen zu offenbaren und seinen Auserwählten kund zu thun im Begriffe stand.

Wie die vorhergehenden, begann auch diese Sitzung mit der Absingung des Veni Creator; hierauf wurden die Stimmzettel geschrieben und in den Wahlkelch niedergelegt. Die Kirchenfürsten, denen die Bedienung der Kranken übertragen war, sammelten hierauf noch die Stimmen bei einigen Kranken, man legte sie zu den ersteren, die Stimmen waren vollzählig, man begann sie herauszuziehen.

Jetzt wurde das Schweigen der erhabenen Versammlung noch feierlicher. Die Augen hefteten sich auf den Kelch, in welchem der geheime Wille Gottes ruhete, und auf den Cardinal von Imola. Dieser befand sich an der Tafel, wo die Stimmzettel gezogen werden sollten, und wohin ihn das Loos gestellt hatte. Ihm zur Seite standen die beiden andern Scrutatoren. Ueber Mastai's Antlitz hatte in Folge der tiefen Aufregung sich große Blässe gelegt: das Ergebniß der Abstimmung am Morgen hatte seine Demuth erschreckt, und obschon er die ganze Zeit zwischen den beiden Abstimmungen in inbrünstigem Gebete zu Gott verharrte, hatte seine Seele nicht die tiefe Besorgniß, welche sein Blut erstarren machte, zu überwältigen vermocht: man glaubte ein Opfer zu sehen, welchem Gott eine schwere Bürde aufzulegen im Begriffe stand, der es sich gerne hätte entwinden mögen. Die Nothwendigkeit, selbst seinen Namen zu verkünden, vermehrte noch seine Bewegung. Doch mußte er gehorchen.

Der erste Stimmzettel trug den Namen Mastai; ebenso der zweite, der dritte. Siebenzehn Mal hintereinander hatte er als Scrutator seinen Namen proclamirt. Seine Hand zitterte und kaum vermochte er die Stimmzettel zu halten, welche ihm dargereicht wurden. Noch heftiger zitterte seine Stimme, und als er auf dem achtzehnten Blatte noch immer seinen Namen gewahrte, verschleierten sich seine Augen, ein Schwindel

---

[1]) Felix Clavé: Vie et portrait de Pie IX., p. 108.

erfaßte ihn und das Wort erstarb auf seinen Lippen. Nach einem Augenblicke des Schweigens stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen; er bat die Versammlung, ihn zu entschuldigen und einen Andern an seiner Stelle mit dem Lesen der übrigen Stimmen zu betrauen. Der Cardinal vergaß, daß ein unterbrochenes Scrutinium die Wahl nichtig gemacht hätte; das heil. Collegium dachte daran. „Ruhen Sie einen Augenblick!“ rief man ihm von allen Seiten zu, „bewältigen Sie Ihre Aufregung, wir werden warten!“ Zugleich hatten mehrere Cardinäle ihre Sitze verlassen; sie waren eifrig um ihn beschäftigt und ließen ihn niedersitzen.

Mastai, immer noch schweigend und zitternd, sah Nichts, hörte Nichts, und Thränen rollten fortwährend aus seinen Augen. Der Ort, wo er sich befand, war sein Gethsemane. Ein Leidenskelch, wie er einst seinem Meister vor Augen gestanden und ihm blutigen Angstschweiß ausgepreßt hatte, schwebte seinem Geiste vor und auch aus seiner Brust mochte, den Umstehenden unvernehmbar, sich der Seufzer emporringen: „Vater! wenn es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe!“

Nachdem er einige Augenblicke sich erholt hatte, faßte er sich, wie von einem Himmelsboten gestärkt, und neue Kraft schien ihm verliehen worden zu sein. Er erhob sich und nahm, durch zwei seiner Amtsbrüder unterstützt, seine Functionen wieder auf; die Ziehung wurde langsam vollendet und am Schlusse hatte er seinen Namen 36 Mal gelesen. Mit der 34sten Stimme war schon die erforderliche Mehrzahl erreicht.

Im Augenblicke, wo der Bischof von Imola den letzten Stimmzettel gelesen, rief der Cardinal-Diakon Riario Sforza, der neben ihm stand: Habemus Pontificem! (Wir haben den Papst!) Sofort erhoben sich alle Wahlherren zugleich und ein einziger Ruf hallte durch die Gewölbe der Capelle: es war Mastai's Name, welchen Alle zugleich ausriefen, sowohl Jene, welche ihm bereits ihre Stimme gegeben, als auch Jene, welche sie ihm bis jetzt vorenthalten hatten, und welche nun, hingerissen von Bewunderung und Ehrfurcht für eine so außerordentliche Bescheidenheit, Demuth und Gemüthstiefe, sich einer so gottgefälligen Wahl anschließen und derselben durch einen ebenso feierlichen als authentischen Act, durch Acclamation, ihre freudige Zustimmung geben wollten.

Und Mastai? Gleich einem Schlachtopfer lag er an den Stufen des Altares auf den Knieen und flehte, in Andacht versunken, Gott um Kraft für sein schwaches Herz und um Licht für seinen bei dem Gedanken an eine so furchtbare und so hohe Würde in Verwirrung gerathenen Geist.

Unterdessen hatte die Schelle des Cardinal-Subdecans den an der Thüre harrenden Prälaten verkündet, daß die Wahl vollzogen sei. Auf dieses Zeichen öffnete sich die Flügelthür und der Secretär des h. Collegiums, begleitet von dem Präfecten und den Ceremonienmeistern, trat in die Capelle. Er durchschritt sie in der Runde, indem er der Reihe nach vor den Häuptern der drei Ordnungen, dem Subdecan, als dem ersten der Cardinal-Bischöfe, danach vor dem ersten Cardinal-Priester und dem ersten Cardinal-Diakon stehen blieb. Diese verließen dann nacheinander ihre Sitze, stiegen in das Schiff hinab, traten zusammen und lenkten ihre Schritte auf den Neugewählten zu, um ihn zu fragen, ob er in die Wahl einwillige.

Immer noch knieete Mastai an den Stufen des Altares im Gebete versunken; da nahete sich ihm Cardinal Macchi, begleitet von den Ceremonienmeistern und den beiden andern Cardinälen und richtete die feierliche Frage an ihn: „Acceptas ne electionem canonice de te factam in Summum Pontificem?“ (Nimmst Du die in kanonischer Weise auf Dich gefallene Wahl als kirchliches Oberhaupt an?)

Mit dieser Frage, die wie ein großes, goldenes Fragezeichen am Himmel der Geschichte dasteht, mit deren Beantwortung ein theurer, uns geläufig gewordener Name in den Hintergrund tritt, um einem neuen, noch weit glänzenderen Namen, an welchen der Beginn einer neuen Zeitenwende sich anknüpft, Platz zu machen: mit dieser Frage schließen wir unser erstes Buch.



Zweites Buch.

Von Mastai's Thronbesteigung als Papst Pius IX. bis zu dessen triumphirender Rückkehr aus Gaëta und Portici. 1846—1850.

Erstes Capitel.

Die Frage: „Nimmst Du die auf Dich gefallene Wahl zum Papste an?" ist keine bloße Redensart. — Wie Mastai nach schwerem Kampfe in erhabener, rührender Weise diese Frage bejahet. — Was sofort auf diese Bejahung folgt. — Der neue Name. — Ursprung und Bedeutung dieser Namensänderung. — Mastai nimmt den Namen Pius an. — Die buchstäbliche und die geheimnißvolle Bedeutung dieses Namens im Zusammenhange mit den acht gleichnamigen Päpsten vor ihm. — Ein Lorbeerzweig auf das Grab einer Prophetin, die sich der Erfüllung ihrer Voraussage erst im Himmel erfreute.

Als eines Abends in dem Gäßchen Santa Anna zu Rom der Kutscher eines Cardinals bei dem matten Scheine einer Madonnenlampe einen Jüngling von einem epileptischen Anfalle niedergeworfen, auf dem Straßenpflaster da liegen und in Krämpfen sich winden sah, wer hätte da gedacht, daß 32 Jahre später eben dieser Jüngling mitten unter Kirchenfürsten im Conclave Sitz und Stimme haben, daß die Stimmen nahezu Aller ihn zum Papst erwählen und er aus ihrem Munde die ehrfurchtsvolle, ernst gemeinte Frage vernehmen würde: „Nimmst Du die auf Dich gefallene Wahl zum Papste an?" und daß durch die nur mühsam errungene Bejahung dieser Frage ein altes heiliges Bibelwort, gleich als wäre es in Betreff seiner gesprochen, buchstäblich in Erfüllung gehen würde, das Wort: „Er (der Allmächtige) richtet den Geringen auf aus dem Staube und erhöhet den Armen aus der Noth, daß er ihn setze über die Fürsten, neben die Fürsten seines Volkes.[1])

Und doch geschah es, wie wir gleich sehen werden, buchstäblich so. Die vorerwähnte Frage ist aber, wie Einige dieß glauben könnten, mit nichten eine leere Ceremonie, eine bloße bedeutungslose Redensart, deren Bejahung sich von selbst verstehe. O nein! die Geschichte lehrt, daß viele, und zwar ausgezeichnete Männer, wie ein Gregor der Große, ein Gregor VII., ein Victor III., Gelasius II., Innocenz II. und Innocenz III., im Gefühle menschlicher Unvollkommenheit und persönlicher Unwürdigkeit angesichts einer Würde, die sie über alle Machthaber auf Erden, ja über alle Engelchöre

---

[1]) Ps. 112, 7. 8.

des Himmels erhebt, aber auch einer Bürde, die für eines Seraphs, geschweige denn für menschliche Schultern furchtbar ist, zitternd und zagend, entweder gänzlich die Wahl ausschlugen, oder am Ende nur durch viele Bitten und Vorstellungen sich zur Annahme bewegen ließen, oder wohl gar durch Gewalt dazu gezwungen wurden.

Wie wird Cardinal Mastai dieser Frage gegenüber sich verhalten? Wie wird seine Antwort lauten?

Hier weichen die Angaben in etwa von einander ab. Nach Etlichen soll der Erwählte, noch ganz im Kampfe mit sich selbst, sich einige Zeit zur Ueberlegung ausgebeten und erst nach Verlauf zweier Stunden seine Zustimmung gegeben haben. Nach Anderen und zwar der Mehrzahl der Biographen, erhob er sich, durch das Gebet gestärkt, ruhig, mit strahlendem Antlitz, als hätte er, wie einst sein Herr und Meister in Gethsemane, die Erscheinung eines Engels gehabt, der ihn stärkte und tröstete, und gab er seine Zustimmung, indem er mit Thränen in den Augen und mit zitternden Lippen sprach: Ecce indignus servus tuus, fiat voluntas tua — Siehe, hier bin ich, Dein unwürdiger Diener, Herr! Dein Wille geschehe! Accepto — ich nehme die Wahl an. So sprach einst auf eines Engels Botschaft eine demüthige Jungfrau zu Nazareth das heilbringende Wort: Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum! Siehe, hier bin ich, eine Dienerin des Herrn; — mir geschehe nach Deinem Worte!

Wie nahe stehen sich hier, im entscheidendsten, hehresten Augenblicke ihres Lebens, an dem Angelpunkt einer weltgeschichtlichen Zeitwende, in Gesinnung und Wort Maria, die Mutter Jesu, und Johannes Maria, dieser Mutter treuergebenster Pflegesohn!....

Auf das Wort „accepto“ rief ein Zeichen mit der Glocke den draußen harrenden Ceremonienmeister und den Secretär des heil. Collegiums in die Wahlcapelle; die kleinen Thronhimmel, die über den Sitzen der Kirchenfürsten angebracht gewesen, fielen wie im Nu herunter; nur der des neuen Papstes allein blieb. Die Cardinäle, welche zur Rechten und zur Linken des Erwählten ihre Sitze hatten, entfernten sich von ihm und verließen aus Ehrfurcht ihren Platz; dieß war die erste Huldigung, die sie der Hoheit erwiesen, die er über sie erlangt hatte, und gleichsam eine schweigende Erklärung, daß sie aufgehört hatten, seines Gleichen zu sein.

Dann bat ihn der Cardinal-Subdecan, er möchte den Namen zu erkennen geben, den er als Kirchenoberhaupt zu tragen gedenke.

Wie nämlich im alten und neuen Testamente bei besonderen, tief in's Leben eingreifenden Veranlassungen Namensveränderungen vorkommen, z. B. die von Abram in Abraham, von Zacharias in Johannes, von Simon in Kephas (Petrus), von Saulus in Paulus; wie den Erwachsenen bei der Taufe, wie den Mönchen und Nonnen bei ihrer Einweihung in den Orden neue Namen gegeben werden, so ist es seit beiläufig 800 Jahren Brauch, daß auch die Päpste sich nach ihrer Wahl einen neuen Namen entweder selber beilegten oder von einem Andern beilegen ließen. Nur einen Namen dürfen sie nicht führen, noch denselben, wenn es ihr Taufname wäre, beibehalten, den des Petrus, wie die Beispiele mit Petrus de Luna, welcher sich Benedict III. nennen ließ, mit Gregor XII. und mit Alexander VII., welche beide diesen Namen

gehabt, genugsam bezeugen. Es geschieht das aus keiner anderen Ursache, als weil der Name Petrus ein besonderes Geheimniß in sich faßt und die dem h. Apostelfürsten schuldige Ehrerbietung erfordert, daß man ihm solchen allein belasse. Nur der letzte Papst soll, laut einer noch zu erwähnenden Weissagung, Petrus der Römer oder Petrus II. heißen.

Auf die an ihn gestellte Bitte, sich einen andern Namen zu wählen, erklärte nun Mastai, er wolle aus Ehrerbietung gegen Pius VII., seinen glorreichen Vorgänger auf dem Bischofssitze von Imola, sich ebenfalls Pius nennen und sonach dieses Namens als Papst der neunte sein. Wie in seinen beiden Taufnamen, so liegt auch in diesem selbstgewählten Namen, laut dem Sprüchwort: nomen est omen, in der That eine Vorbedeutung, eine entsprechende Bezeichnung des Characters und der Geschicke Desjenigen, der ihn führet. Denn Pius heißt pflichtmäßig gesinnt oder handelnd gegen Gott und die Menschen, fromm und liebreich. Ist nicht Pius' IX. Leben, so weit wir es bereits kennen und wie es im weiteren Verlaufe sich uns zeigen wird, eine fortwährende, ununterbrochene Kundgebung einer bis in den Tod pflichtgetreuen, bis zur Selbsthingabe liebreichen Gesinnung und der entsprechenden Handlungsweise? Dazu kommt die außerordentliche Aehnlichkeit Pius IX. mit wenigstens zweien seiner gleichnamigen Vorgänger auch in Betracht ihrer vielgestaltigen äußeren Verhältnisse und Lebensgeschicke, wie er denn keines einzigen seiner gleichnamigen Vorgänger auf dem h. Stuhl, und keiner von ihnen sich seiner zu schämen Ursache hat.

So ist es denn wahr geworden, was jene Dienerinnen Gottes, von denen im Obigen Rede war, lange vorher verkündeten: ein Pius dem Namen und dem Character nach ist auf Gregor gefolgt, Derselbe, der zu jener Zeit noch als junger Priester in fern entlegenen Landen umherzog, gleich seinem Meister lehrend und allerwärts Spuren seiner Wohlthätigkeit zurücklassend.

Sie, die Letzteres mehr denn 23 Jahre, bevor es geschah, weissagte, die arme, fromme, an Leib und Seele prächtig schöne, mit Waschen ihr Brod mühselig verdienende Gefährtin eines braven, aber ganz ordinären Gatten, die sorgenvolle, mit Krankheiten und Trübsalen aller Art geplagte Mutter vieler Kinder, die Prophetin, vor deren Augen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Schicksal der Lebenden und der Todten wie ein aufgeschlagenes Buch offen lagen, die zu einer Zeit lebte, wo man in Liedern den Untergang des Papstthums besang und gleichwohl die Rückkehr Pius' VII., die Erhebung Gregor's XVI., die Wahl Pius' IX. und die leiden- und freudenvolle Zukunft nach ihm vorhersagte, die Wunderthäterin, die durch ihre Berührung Kranke heilte, durch ihr Gebet und Mahnwort Sünder und Sünderinnen bekehrte, die jedes Geschenk und jedes Lob verschmähende Rathgeberin von Kirchenfürsten und Königinnen — Anna Maria Antonia Gesualda Taïgi — sie erlebte diesen frohen Tag nicht; 9 Jahre vor dessen Erscheinen segnete sie, 47 Jahre alt, das Zeitliche. Am 1. August des Jahres 1868 ward ihr Sarg eröffnet und ihr Leichnam gleich dem eines Heiligen noch ganz frisch und wohl erhalten befunden. In der Kirche Santa Maria vom Siege (della Viktoria) zeigt man dem fremden Besucher noch die Stätte, wo die ehrwürdige Waschfrau während 30 Jahre im heiligen Bußgericht ihre Seele auch von den geringsten Makeln rein wusch, und wo Gott dieselbe gleichsam wie auf

einem Amboß schmiedete, um aus ihr einen viel herrlicheren Stahl zu bereiten, als Sobiesky's, des Befreiers Wiens aus der Gewalt der Muselmänner, kostbarer Degen, der in eben diesem Tempel aufbewahrt wird.[1]

Bemerkt sei hier noch, daß Gregor XVI., der die Heiligkeit der ehrwürdigen Anna Maria hoch in Ehren und von deren Weissagungen Kenntniß hatte, sich vielleicht darauf bezog, wenn er gegen das Ende seines Lebens wiederholt mit Zuversicht behauptete, „sein Nachfolger werde ein Mann sein, den Gott der Herr zu größeren Thaten als die seinigen, im Dienste der Kirche und des Staates auserwählt habe".

Zweites Capitel.

Der h. Malachias und dessen „Weissagung über die römischen Päpste". — Crux de cruce, das Papstsymbol Pius' IX. — Die nach Malachias' Weissagung noch folgenden Päpste.

Legten wir am Schlusse des obigen Capitels ein Lorbeerreis auf das verklärte Grab einer heiligmäßigen Seherin, so dürfte hier auch der Ort sein, eines noch weit berühmteren Sehers und seiner Weissagung etwas eingehender zu gedenken. Wir meinen den h. Malachias, Erzbischof von Armagh und Primas der Irischen Kirche, und die unter seinem Namen bekannte „Prophezeihung über die zukünftigen römischen Päpste". Wir sind dazu berechtigt, ja verpflichtet, insofern auch unser Pius IX. darin seine Stelle findet unter dem bekannten Symbol: Crux de cruce — Kreuz vom Kreuze.

Der genannte Erzbischof starb nach einem heiligen, thatenreichen Leben 1148 zu Clairvaux in den Armen des h. Bernard, wie er es selber vorhergesagt, und wurde 1189 vom Papste Clemens III. heilig gesprochen. Der h. Bernard, der sein Freund war, hat auch sein Leben beschrieben. Darin berichtet er eine große Anzahl von Wundern, die der h. Malachias im Leben wie nach seinem Tode vollbracht. Auch der außerordentlichen Prophetengabe desselben thut er Erwähnung, ohne jedoch speciell jener Weissagung über die Päpste zu gedenken. Dieses Stillschweigen aber ist allein kein triftiger Grund, die Echtheit derselben in Zweifel zu ziehen. Ja, wäre sie auch von einem Andern, wäre sie auch erst, wie Einige wollen, im Jahre 1590, und zwar im Conclave von einigen Cardinälen in parteiischer Absicht erdichtet, so bietet immerhin der Inhalt desselben ein so hohes, anziehendes Interesse, daß man nur schwer sich des Glaubens erwehren kann, der Verfasser, sei er nun, wer er wolle, habe, während er schrieb, unter höherer Inspiration, unter einem leitenden Einflusse von Oben gestanden. Dem Leser sei es überlassen, aus Nachfolgendem sich selber ein Urtheil zu bilden.

Die Prophezeihung umfaßt von Cölestin II. (1143) an bis auf den letzten Papst, der den Namen Petrus Romanus führen soll, mit Einschluß der Gegenpäpste: Nikolaus' V., Clemens' VII., Benedict's XIII., Clemens' VIII., Felix' V. 115 Päpste, denen sämmtlich prophetische Sinnbilder beigelegt werden, welche sich entweder auf die Familie, das Wappen, den Geburtsort, den Character u. s. w. der gewählten oder noch zu wählenden Päpste oder auf die Zeit und die Umstände, unter denen sie regierten,

[1] Louis Veuillot: Le parfum de Rome. II., p. 56.

beziehen. Da diese nun bis jetzt immer richtig und manchmal auf die schlagendste Weise eingetroffen, so mußte natürlich alle Welt auf das prophetische Wahrzeichen gespannt sein, unter welchem jener gotterleuchtete Seher den Nachfolger Gregor's XVI. als den 273sten (oder nach dem römischen Staatskalender, der nicht, wie Malachias, die Afterpäpste mitzählt) den 259sten) Papst in das Album der nach ihm kommenden Statthalter Christi eingeschrieben habe. Und siehe! da findet sich das Sinnbild: Crux de cruce, Kreuz vom Kreuze, als Schicksalsbezeichnung des neunten Pius. Was, so mußte man sich fragen: was für ein Kreuz kann hier gemeint sein? Etwa das Marterholz, an welchem der Gottmensch hing, blutete und starb? Aber um dieses Kreuzes und des daran Gehefteten willen haben ja die getreuen Christusjünger alle, geschweige denn die Päpste als Christi Stellvertreter, der Eine mehr, der Andere weniger zu leiden und zu dulden. Folglich muß es ein anderes Kreuz sein, das hier als Born der Leiden, die Pius IX. als sein Kreuz zu tragen haben soll, bezeichnet wird. Und in der That, bald werden wir es offenkundig sich herausstellen sehen, dieses Kreuz. Es ist kein anderes als das Kreuz von Savoyen und Piemont, das weiße Kreuz auf rothem Felde, welches das Herrscherhaus Savoyen, dem die Könige Carl Albert und Victor Emmanuel angehören, in seinem Wappen trägt. Dieses in seinem Wappen vertretene Herrschergeschlecht, welches unter seinen Fürsten merkwürdiger Weise einen Gegenpapst, Felix V., mit der sinnbildlichen Bezeichnung amator crucis (Liebhaber des Kreuzes, dessen nämlich, das er im Wappen trägt) zählet, ist es, welches durch seine Herrschsucht und seine gegen das weltliche Besitzthum des h. Stuhles gerichtete Eroberungslust, sowie durch den Schutz, den es den Geheimbündlern, namentlich dem „jungen Italien" angedeihen läßt, dem h. Vater Pius IX., wie der Verfolg lehren wird, vom Anbeginn seiner Regierung an bis auf den heutigen Tag so unsäglich viel Leid und Kummer bereitet hat.

So trifft denn auch hier die in Frage stehende Prophezeihung auf das Augenfälligste zu, weßhalb wir uns nicht versagen können, die wenigen noch folgenden Symbole der Malachianischen Weissagung hier anzureihen. Sie heißen:

Lumen in Coelo, Licht am Himmel.
Ignis ardens, brennendes Licht.
Religio depopulata, verheerte, verlassene Religion.
Fides intrepida, unerschrockener Glauben.
Pastor angelicus, englischer Hirt.
Pastor et Nauta, Hirt und Schiffer.
Flos florum, Blume aller Blumen.
De medietate Lunae, vom Halbmond.
De labore Solis, von der Arbeit der Sonne.
Gloria Olivae, Glorie der Olive (Oelbaum, Frieden, Civilisation).

„In der letzten Zeit der Verfolgung der h. römischen Kirche wird den päpstlichen Thron inne haben Petrus aus Rom; Du, der Du weidest Deine Schafe unter vielen Verfolgungen und Leiden. Wenn diese vorbei sind, dann wird die Siebenhügelstadt zerstört werden, und der furchtbare Richter (Jesus Christus) erscheint dann, um sein Volk zu richten."

So weit die Worte des h. Malachias. Sind sie wahr — und bis jetzt sind alle Symbole dieser Prophezeihung in Rücksicht der von jener Zeit ab gewählten Päpste genau eingetroffen — oder sind sie auch nur wahrscheinlich, so drängen sich uns sehr ernste und erschütternde Betrachtungen auf. Also nur elf Statthalter Christi würden dann nach Pius IX. noch folgen und danach das Weltende sein? Wie lange — so fragt hier die Besorgniß — wie lange kann es bis dahin noch wohl währen? Wenn auch „Tag und Stunde“[1]) jenes furchtbaren Endereignisses uns Menschenkindern ein undurchdringliches Geheimniß bleiben soll, so doch nicht „jenes Tages und jener Stunde“ Nahen.[2]) Im Gegentheil, auf dieses sollen wir Acht haben; gerade deßhalb sollen Vorzeichen, Vorgeschichten kommen und sind uns diese in dem heil. Buch der Bücher so deutlich angegeben. Kann uns als ein solches Vorzeichen, als ein Berechnungsmittel der Nähe des Weltunterganges nicht auch die Malachianische Weissagung in Betreff der Päpste — dieser Säulen und Atlanten des geistigen Weltbaues — von der Vorsehung an die Hand gegeben sein? Die Berechnung läßt sich aber folgendermaßen anstellen.

Im Durchschnitt kommen auf jeden der bis jetzt gewesenen Päpste, oder vielmehr auf seine Regierung, ungefähr 7 Jahre und 8 bis 9 Tage. Dieses Rechen-Exempel auf die noch zu erwartenden 11 Päpste angewandt, würde also dem Menschengeschlechte kein volles Jahrhundert mehr den Bestand der dermaligen Weltherrlichkeit in Aussicht stellen. Aber der Antichrist, der da vorherkommen soll?... Nun, hat er nicht bereits seit hundert Jahren im Unglauben, in der Sittenlosigkeit, in dem verkehrten Treiben und der verkehrten Richtung der Wissenschaften und sogenannten Aufklärung, in dem revolutionären Treiben der Völker, in dem verkehrten Wesen so mancher Staaten, wie eine gräßliche, aber handgreifliche Vorgeschichte gespukt, und tritt er nicht namentlich in dem neuesten Gebahren des Liberalismus rücksichtlich der Kirche und Schule, so zu sagen, wie er leibt und lebt, zu Tage? — Darum gilt mehr als je die Mahnung des Herrn: „Wachet!“[3])

Nach dieser, durch die Sache selbst gebotenen Abschweifung, die ja so zu sagen das von der Vorsehung gegebene Programm zu allem Folgenden enthält, nehmen wir nunmehr den Faden der Geschichte, wo wir ihn fallen ließen, wieder auf.

Drittes Capitel.

Pius IX. zum ersten Mal im päpstlichen Ornate. — Die erste Huldigung. — Der erste Abend nach der Wahl. — Der Erguß eines Bruderherzens. — Des Volkes Stimme dießmal nicht Gottes Stimme. Die feierliche Verkündigung und Vorstellung. — Alte Erinnerungen leben wieder auf und erhöhen die Freude. — Erste Fahrt nach dem Vatican. — Zweite Huldigung in der Sixtinischen Capelle. — Dritte Huldigung in der Peterskirche. — Der zweite Abend nach der Wahl. — Personenbeschreibung Pius' IX.

Ueber Beides, sowohl über die Annahme der Wahl als über die des neuen Namens wurde sofort durch den Notar des h. apostolischen Stuhles, Mgr. de Ligne, eine Urkunde aufgenommen; hierauf führten die zwei ersten Cardinal-Diakonen, Riario Sforza und Bernetti, den

---

1) Matth. 24, 36.
2) Ebendas. V. 33.
3) Ebendas. V. 42.

neuen Papst hinter den Hochaltar, wo ihn die Ceremonienmeister mit dem Schmuck seiner hohen Würde bekleideten. Die weißseidene Soutane, der Gürtel mit goldenen Eicheln, das enganschließende Rochet von feiner Leinwand, die Mozette von rothem mit Hermelin verbrämtem Atlas, die goldgestickte Stola, die weißen Strümpfe, die purpurfarbenen Pianelli — Pantoffeln — mit goldgesticktem Kreuze, eine weiße, golddurchwirkte Inful als Kopfbedeckung bilden den hohenpriesterlichen Schmuck des Neuerwählten. In diesem Ornate kehrte er zurück zum Altare der Wahlcapelle und setzte sich auf den unterdeß auf der obersten Stufe desselben bereiteten Thronsessel. Alsdann näherten sich, mit dem Sub=Decan an der Spitze, ihrem Range nach die Cardinäle, um ihm die erste Huldigung, Adoration genannt, darzubringen; sie knieten vor dem Papste nieder, küßten ihm den Fuß und die Hand, und empfingen den Friedenskuß auf die rechte Wange.

Nach geschehener Adoration steckte ihm der Cardinal=Cämmerling unter tiefer Verneigung den Fischerring an den Goldfinger der rechten Hand, den Pius IX. aber sogleich wieder zurückstellte, um seinen Namen auf denselben prägen zu lassen.

Der Regel nach hätte nun sogleich die Verkündigung der Wahl und die Vorstellung des Erwählten vor dem Volke Statt haben sollen. Allein weil der Abend zu weit vorgerückt und es unmöglich war, in so kurzer Zeit das zu den Vorstellungsfeierlichkeiten Erforderliche in's Werk zu richten, so war die Hinausschiebung derselben bis auf den nächsten Morgen unvermeidlich. Pius IX. zog sich, nachdem er auf ihren Wunsch einigen Personen von Auszeichnung — unter anderen den uns bereits von früher her bekannten Commandanten der Noblegarde, den greisen Fürsten Barberini, zum Handkusse zugelassen und Letzteren mit liebenswürdigem Humor in seinem Amte bestätigt hatte, in die ihm vorläufig zur Verfügung gestellten Gemächer zurück.

Mit welchen Empfindungen er sich hier zum ersten Male als Papst und König allein gesehen, mit welcher Inbrunst er sich sofort vor das Bild des Gekreuzigten, dessen Stellvertreter und in gewissem Sinne Mitgekreuzigter er von jetzt an war, hingeworfen und im Gebete und in stiller Sammlung die Ruhe gesucht und wiedergefunden haben mag, deren er nach den Aufregungen dieses langen, verhängnißvollen Tages so sehr bedurfte, das weiß vollkommen nur der Herzenskundige. Andeutungen der Gemüthsverfassung, worin der neue Vater der Christenheit sein erhabenes Amt angetreten, enthält das nachstehende Schreiben, welches derselbe noch am Abende seiner Wahl an seine in Sinigaglia wohnenden Brüder richtete. Es lautet, wie folgt:

„Rom, den 16. Juni, $^1/_4$ vor 12 Uhr Abends. Theuerste Brüder: Dem Allmächtigen, der da erniedriget und erhöhet, hat es gefallen, meine unbedeutende Person zu der erhabensten Würde dieser Erde zu erheben. Sein heiliger Wille geschehe immerdar! Die unermeßliche Bürde dieses neuen Amtes — ich kenne sie in etwa und auch meine große Unfähigkeit, um nicht zu sagen meine absolute Ohnmacht — o, ich kenne sie und empfinde sie tief. Lasset beten und betet, o betet auch Ihr für mich! .... Das Conclave hat acht und vierzig Stunden gedauert. Sollte die Gemeinde, um ihre

Theilnahme an den Tag zu legen, eine öffentliche Feierlichkeit veranstalten wollen, so bitte ich Euch, ja es ist mein dringender Wunsch, daß die ganze dafür bestimmte Summe nach dem Gutbefinden des Stadtcommandanten und der Aeltesten zum Besten der Stadt verwendet werde. Was Euch angeht, meine Brüder, so umarme ich Euch von ganzem Herzen in Jesus Christus. Anstatt zu frohlocken, bemitleidet vielmehr Euren Bruder, der Euch die ganze Fülle seines apostolischen Segens giebt. Pius IX."

Die Nacht verging ruhig. Sein Schlaf war der Schlaf des Gerechten. Am Morgen brachte Pius IX. zum ersten Male als höchster Pontifex — man kann sich denken, mit welcher Sammlung und Inbrunst — das h. Opfer dar. Ein paar Stunden später sollte der neue Völkerhirt und Herrscher den Einwohnern seiner Hauptstadt vorgestellt werden.

Doch sehen wir zuvor, was sich mittlerweile in der Stadt zugetragen.

Tags zuvor von früh bis spät war, wie wir bereits oben sahen, ganz Rom in der größten Aufregung. Der Menge, welche zur Stunde, wo die Cardinäle zum letzten Scrutinium schritten (Nachmittags drei Uhr), auf dem Monte Cavallo zu Tausenden sich angesammelt, war es, da das bekannte Rauchwölkchen sich nicht blicken ließ, sofort klar geworden, daß der Papst gewählt sei. Von fünf Uhr an hatte sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet, und jeder Augenblick wälzte neue Volksmassen heran, welche die schon so zahlreiche Menge vergrößerten. Jeder hoffte, an demselben Abend noch der Vorstellung des Papstes beiwohnen und seinen ersten Segen mit empfangen zu können. Aber wer war dieser Neugewählte, der neue Vater, der neue Fürst? Darüber liefen die verschiedensten Gerüchte in den Gruppen um und die Neugierde wuchs in dem Maße, als man ihr die Befriedigung vorenthielt. Und doch geschah dieses, wie wir sahen, nothgedrungen bis auf den folgenden Morgen. Die Nacht vermehrte nur noch die fieberhafte Ungeduld der erregten Bevölkerung, zugleich aber auch die Zuversicht, am andern Morgen denjenigen Namen verkündigen zu hören, der sich nun einmal der Volksgunst in außerordentlichem Grade erfreute, und dieser Name war nicht Mastai, sondern Gizzi. Gott fügte es, daß man an den Cardinal-Bischof von Imola nicht dachte: das Sprüchwort: „Volkes Stimme, Gottes Stimme" sollte dießmal nicht zur Wahrheit werden.

Schon in der Morgenfrühe des 17. Juni wälzten sich die Volksmassen aus allen Richtungen der Stadt dem Quirinal-Palaste zu und in Bälde war der Platz davor dermaßen von Menschen angefüllt, daß er einem von Menschenköpfen wogenden Meere glich, über das die Dächer der Häuser, die Balcons der Paläste, die riesigen Rosse um den Springbrunnen herum, auch sie alle mit Menschen besetzt, wie lebendig hervorragten.

Um neun Uhr verkündeten 101 in außerordentlicher Schnelligkeit aufeinander folgende Kanonenschüsse der Engelsburg den Einwohnern Roms das Eintreffen eines außerordentlichen Ereignisses. Als die täglich aus der Apostelkirche ausziehende Prozession des römischen Klerus, nachdem sie durch die wogenden Menschenmassen sich Bahn gebrochen und vor dem Quirinal-Palaste angelangt, dort sich in Ordnung aufgestellt hatte, nun anstatt des Bittgesanges Veni Creator den rauschenden Sieges-

hymnus Te Deum laudamus anstimmte, da begannen die mit Hebestangen und Hacken bereits auf ihrem Posten harrenden Maurer ihre Arbeit. Unter ihren Hammerschlägen fing die Mauer, welche die große Loggia verschloß, zu wanken an; Anfangs fielen vereinzelt einige Steine nacheinander auf den äußern Balcon herab, dann wich ein ganzes Stück, bald war die Thüre, welche auf den vordern Balcon führt, durchbrochen. Da erschien, von dem ersten Cardinal-Diakon gefolgt, das päpstliche Kreuz in der Hand, der Ceremonienmeister des Conclave; er entfernte mit dem Fuße den Schutt und stellte sich an der rechten Seite des Balcons auf. Der Cardinal, sich über das Geländer verneigend, grüßte das Volk und sprach unter allgemeiner, erwartungsvoller Stille diese Worte: „Ich verkündige Euch eine große Freude. Wir haben zum Papst den erlauchtesten, hochwürdigsten Herrn Johannes Maria Mastai-Ferretti, Cardinal-Priester der heiligen römischen Kirche, der den Namen Pius IX. angenommen hat."

Bei diesen Worten schmetterten die Trompeten der Noblegarden; die Tamboure der auf dem Platze und den angrenzenden Straßen in Schlachtordnung aufgestellten Schweizer, päpstlichen Grenadiere und Linientruppen schlugen den Feldmarsch; das durch ein verabredetes Zeichen benachrichtigte Geschütz von der Engelsburg donnerte in der Ferne, und die Glocken der ganzen Stadt läuteten allzumal. Die Menge, über das ganz Unerwartete des Ausfalles augenblicklich betreten, verhielt sich theilnahmlos. Nur Einzelne riefen ihr Lebehoch und schwenkten weiße Tücher zum Zeichen der Freude.

Wie der Ceremonienmeister und der Cardinal sich zurückgezogen hatten, breiteten zwei Kammerdiener die goldverbrämte Purpurdecke als Ankündigung des päpstlichen Segens über den Balcon aus. Alle Fenster der Frontseite des Palastes wurden geöffnet, und zehn Minuten nachher zeigte sich von Neuem das päpstliche Kreuz. Dieses Mal ging es dem gesammten Conclave vorauf. Durch die in die Mauer der Loggia gebrochene Oeffnung sah man majestätisch paarweise die Cardinäle, hinter ihnen ihre Kammerherren, vortreten. So viele ihrer konnten, stellten sich zu beiden Seiten des Altans auf und ließen in der Mitte einen Platz leer. Die anderen besetzten die Fenster zur Rechten und zur Linken. Alle wurden mehr oder minder lebhaft begrüßt.

Zu allerletzt erschien der Neuerwählte. Mit der ihm eigenen Würde und Majestät trat er auf den Balcon; aber als er einen Blick auf das Volk warf, das er jetzt zum ersten Male segnen sollte, da mochten sich seinem Geiste die zahlreichen Völker der Christenheit, die Gott seiner Hirtensorge übergeben hatte, und über die durch ihn der Segen des Allerhöchsten sich ergießen sollte, vergegenwärtigen. Thränen stürzten aus seinen Augen, und er bedeckte tieferschüttert mit beiden Händen sein Angesicht. Das Volk harrete in tiefem Schweigen. Der Papst erhob von Neuem seine Hände, um den Segen zu ertheilen, aber von Neuem sanken sie auf sein Gesicht zurück, und ringsum sah man jetzt das Volk in Thränen ausbrechen. Es war ein feierlicher, unbeschreiblicher Augenblick. Endlich ertheilte der h. Vater den dreifachen Segen, und die Kanonen der Engelsburg verkündigten der Stadt und Umgegend die frohe Botschaft, welche sich mit Windeseile durch die ganze Christenheit verbreitete und überall Freude und Dank gegen die göttliche Vorsehung hervorrief.

Mit jenem Augenblicke hörte die Clausur des Conclave auf, die Cardinäle eilten über die von der Menge bedeckten Straßen aus den Zellen heim in ihre Paläste, das Militär mit Immortellenzweigen an den Tschako's durchzog die Stadt mit klingendem Spiel. Alle Glocken der Stadt ertönten.

Von dem Monte Cavallo aus verbreiteten sich Begeisterung und stürmischer Jubel in der Stadt. Die Namen Mastai und Pio Nono waren auf allen Lippen, und Jeder beeiferte sich, den ersteren mit den schönsten Erinnerungen seines Lebens in Verbindung zu bringen; denn Mastai war mit nichten ein völlig unbekannter, es war nur ein völlig unerwarteter Name; daher Anfangs die allgemeine Betretung, worin weder Mißvergnügen noch Freude, sondern schlechthin Erstaunen sich aussprach. Sobald man hiervon sich erholt hatte, trat die Erinnerung in ihre Rechte. Da klang denn den ehemaligen Zöglingen der Hospize Tata Giovanni und San Michele der Name Mastai wie ein Zauberton aus längst entschwundener schöner Zeit in die Ohren. Sie bewunderten die Würde, Schönheit und Liebenswürdigkeit des neuen Papstes und gefielen sich darin, gleichsam um die Wette, tausend kindliche Züge zu erzählen, zum Beweise, wie gut, wie liebreich er sei, wie er für jedes Unglück Hilfe, für jeden Kummer Trost spende, wie er ein Vater der Waisen sei; dazu kam, was man von den Einwohnern von Spoleto und Imola oder durch öffentliche Blätter in Rom über ihn wußte, mit welchem Segen er dort gewirkt, wie er mit einem Wort zwei östreichische Regimenter zurückgehalten, mit einem Blick 5000 Empörer entwaffnet, die Schuldigen zu retten gesucht, die erregten Leidenschaften besänftigte, und wie er, seinem göttlichen Lehrmeister gleich, alle seine Schritte mit Wohlthaten bezeichnete.

Alle diese durch die Liebe in's Tausendste weiter erzählten, aber nicht übertriebenen Lobpreisungen, verbunden mit der würdevollen, majestätischen Persönlichkeit des Neuerwählten, brachten die Gemüther in Wallung und erhitzten die Einbildungskraft; ganz Rom war von Glück und Freude berauscht. Man konnte, um den Gefeierten würdig zu loben, nicht Worte genug finden.

Nachdem Pius IX. dem Volke seinen ersten Segen gespendet, nahmen die Ceremonienmeister ihm die päpstlichen Gewänder ab. Zwölf Träger, mit fleischrothen Mänteln angethan, hielten einen Tragsessel, in den der Papst sich niederließ, und hoben ihn auf ihre Schultern. Dieser Sessel ist hoch und ragt weit über die Menge empor. Zu des Papstes Seiten gehen zwei Männer, welche nach alter Sitte theils als Sinnbild, theils als Kühlungsmittel dienende Fächer aus Pfauenfedern tragen. So wurde der h. Vater in die Gemächer des Quirinal-Palastes, den er bewohnen zu wollen erklärt hatte, zurückgeführt.

Gegen Abend fuhr er in seiner Staatscarosse, wie das Ceremoniell es vorschreibt, sofort zum Vatican. Die Straßen, durch die derselbe vom Quirinal zum Vatican hinfuhr, waren mit dichten Volksmassen bedeckt, die mit lautem, unverkennbar aus dem tiefsten Herzen kommenden Freudenruf den neuen Papstkönig allerwärts begrüßten. Bei der Fahrt über die Engelsbrücke wurden die Kanonen der Engelsburg gelöst, sowie auf dem ganzen Wege alle Kirchen ihre Glocken läuten ließen.

In der Sixtinischen Capelle des Vaticans fand in der oben beschriebenen Weise die zweite Huldigung der Cardinäle Statt. Von dort wurde der Papst, mit der goldenen Mitra auf dem Haupte, zum ersten Mal auf dem päpstlichen Stuhl in die Basilika des heiligen Petrus getragen. Bei seinem Eintritt in die Vorhalle des Tempels ward der Jubel so laut, daß die Sänger- und Musikchöre, welche die Antiphone „Ecce sacerdos magnus etc. (Sehet den Hohenpriester)" anstimmten, übertönt wurden. Nachdem der Papst mit dem ihm folgenden Cardinals-Collegium das Hochwürdigste angebetet, wurde er sodann zum Altar über dem Grabe des heil. Petrus, unter der majestätischen Kuppel der Kirche getragen. Auf dem obersten Stufenabsatze — der Predella — des Altares setzte er sich nieder und empfing, während vom Chor der vorher vom Subdecan des h. Collegiums angestimmte Feiergesang: Herr Gott! Dich loben wir, gesungen wurde, die dritte Huldigung der Cardinäle. Zuletzt ertheilte er dem Volke zum zweiten Male den Segen. Nie hatte man die Peterskirche so voll Menschen gesehen. Auch der Rückweg zum Quirinal, seiner nunmehrigen Residenz, war ein Triumphzug, und die ganze lange via papale (so nennt man den mit feinem weißem Sand bestreuten päpstlichen Weg) war überfüllt mit Menschen.

Am Abende war großer diplomatischer Empfang. Allüberall in den Straßen und auf den Plätzen brannten Freudenfeuer und die Paläste, auch viele Privathäuser waren reich und geschmackvoll erleuchtet.

Am folgenden Tage (18. Juni), der Octave des Frohnleichnamsfestes, erschien der h. Vater Nachmittags bei der Frohnleichnams-Procession vor Sanct Peter, der er zu Fuße, eine Kerze in der Hand haltend, nachfolgte. Seine Haltung dabei war eine rührende Kundgebung des lebendigen Glaubens und der innigen Frömmigkeit, die sein Herz beseelen.

Die Feierlichkeit, welche zunächst auf die Huldigung folgt, ist die Krönung oder Inthronisation des h. Vaters.

Ehe wir jedoch diese vornehmen sehen, dürfte es angezeigt sein, erstlich von Ihm, der mit seiner Erwählung zum Statthalter Christi gleichsam auf die Sonnenhöhe seines Jahrhunderts erhoben wurde, und dessen Bild von Stund an in Millionen Abbildungen durch die Welt flog, um die Prachtsäle der Großen wie die Wohnzimmer der Aermsten zu schmücken, sodann von der Stadt, die fortan seines Wirkens nächster Schauplatz sein wird, und von dem Wunderbau, der in ihr sich erhebt und in welchem wir ihn an den höchsten Festtagen werden pontificiren sehen, eine möglichst anschauliche Beschreibung zu geben.

Am Tage, da er erwählt wurde, zählte Pius IX. 54 Jahre und einige Tage, verrieth aber kaum 45 Jahre: so frisch, so wohlerhalten war damals sein Aussehen. Seitdem freilich hat die Zeit ihn mit rauher Hand berührt; aber auch jetzt noch bildet Pius IX. trotz seiner 79 Jahre eine edle, männlich schöne Erscheinung. Seine Gestalt ist von mittlerer Größe, gedrungen und fest; der Kopf, groß und schön geformt, ruht auf kräftigen Schultern. Auf seiner breiten und offenen, nunmehr von einem Büschel Silberhaare, die in dichten Flocken unter seinem weißseidenen Käppchen hervorlugen, überschatteten Stirn thront Hoheit

und Würde. Aus seinen blauen, seelenvollen Augen leuchtet Verstand und Entschlossenheit. Um den Mund mit warmen, sichtlich gespalteten Lippen spielt immerdar ein freundliches, schwermuthvolles Lächeln, das den Denker zumal und den „Mann der Schmerzen" verräth. Die Nase von mittlerer Größe ist in Adlerform gebogen. Seine Haltung und Bewegung ist frei, hingebend, bezaubernd. Auf seiner ganzen Erscheinung ruht ein Gepräge von Anmuth und Hoheit, das sogar auf rohe Naturen Eindruck macht. In Allem blickt beim Papste der Edelmann durch. „Er ist ein geborner Herrscher", schrieb ein Fürst, nachdem er Pius IX. gesehen. Seine Stimme ist deutlich und klangvoll. Wie sie in der Unterhaltung eine bezaubernde Wirkung übt, so ist es für Fremde wahrhaft zum Entzücken, wenn sie dieselbe bei'm Gesange der Präfation oder des Pater Noster an den Gewölben des Petersdomes widerhallen hören, oder wenn sie in den feierlichen Worten der Benediction am hohen Ostertage über den Petersplatz mit einer Kraft erschallt, daß der letzte Widerhall jenseits des großen Obelisken zurücktönt.

Außer dem Latein und seiner Muttersprache spricht der Papst geläufig französisch und spanisch; kaum einige italienische Worte entschlüpfen ihm in der Unterhaltung mit Franzosen. Seine Sprachweise ist zierlich und doch einfach und trägt in vertrauteren Gesprächen das Gepräge von Wohlwollen und Leutseligkeit, ja einer ausgezeichneten Gutherzigkeit, welche sich Nichts von ihrer Würde vergiebt und gleichwohl anzieht. Auf der Kanzel erhebt sich seine Sprache zur Beredsamkeit, und Alle, die ihn predigen hörten, versichern einstimmig, daß er seine Zuhörer zu fesseln versteht.

Beim Empfange zeigt Pius das herablassendste Wohlwollen. Alle, die das Glück hatten, ihm zu nahen — und sie zählen nach Tausenden — versichern, daß seine Stimme zum Herzen dringt und sein Gesichtsausdruck wie sein Lächeln eine unwiderstehliche Wirkung üben; wenn man von ihm weggehe, nehme man gleichsam einen Strahl seiner Seele mit sich.

Und dieses Gefühl theilen Hohe und Niedere. Ein französischer Soldat äußerte sich, indem er von Pius IX. sprach: „Es ist ein wohlthuendes Gefühl, ihn zu sehen. Das Herz ist wie von einem Balsam erquickt, wenn man vom Papste kommt, und für den Rest des Tages befindet man sich in gehobener, freudiger Stimmung." Eine jugendliche deutsche Prinzessin, an die der Papst, während sie mit ihrem Vater die Peterskirche besuchte, einige Worte, wie er zu sprechen pflegt, gerichtet hatte, war, obgleich Protestantin, von Bewunderung derart hingerissen, daß sie an dem Tage für nichts Anderes Sinn hatte. Man hatte eine Erfrischung aufgetragen und lud sie ein, sich zur Tafel zu setzen. „O nein", antwortete sie, „mein Herz ist zu voll, ich fühle mich gesättigt von dem Glücke, Pius IX. gesehen und gehört zu haben." — In der That, wenn der h. Vater sich zeigt in dieser liebenswürdigen, anmuthvollen Gestalt, mit seinem weißen Haupthaar, angethan mit seinem ganz weißen Talare und der hohenpriesterlichen Stola, glaubt man eine tröstende Erscheinung aus der anderen Welt zu sehen. Vollends ist dieses der Fall, wenn er bei den höheren und höchsten Kirchenfeierlichkeiten assistirt. Da scheint seine ganze Seele in den Ceremonieen, denen er

beiwohnt, aufgegangen und nicht eine Secunde lang ist seine Aufmerksamkeit von seinen Andachtsverrichtungen abgewandt. Es ist allzeit die nämliche Frömmigkeit, die nämliche Salbung, der nämliche Ausdruck jener Heiligkeit, die wie ein Sonnenstrahl auf seinem Antlitz glänzt.

Das ist die äußere Erscheinung des Erwählten Gottes, dessen geweihtes Haupt wir nun ehestens mit der dreifachen Krone werden gekrönt sehen. Um jedoch mit noch höherem Genusse Augenzeugen dieser erhabenen Krönungsfeier zu sein, müssen wir uns im Geiste in den Wunderbau versetzt denken, worin dieselbe vor sich geht, — in die Peterskirche. Sie müssen wir uns vorher ansehen.

Viertes Capitel.

Ein Blick auf Rom und die vorzüglicheren Kirchen und Heiligthümer dieser weltberühmten Siebenhügelstadt.

Aber nicht den Wunderbau des St. Petersdomes allein, auch die Stadt, worin derselbe prangt und die fortan des Neugewählten Residenzstadt und seines weltumfassenden Wirkens vorzüglichster Schauplatz sein wird, müssen wir eben deßhalb schon und auch ihrer eigenen hohen Berühmtheit wegen eines Blickes würdigen, wenn auch nur eines flüchtigen, um uns von ihrer Physiognomie und ihrem Charakter wenigstens annähernd eine Vorstellung machen zu können.

Rom, unstreitig die merkwürdigste und als Mittelpunkt der Christenheit die einflußreichste Stadt der Welt, liegt im ehemaligen Latium, — der jetzigen Campagna di Roma, in Mittelitalien, auf beiden Seiten des Tiberflusses, der hier eine ansehnliche Breite und einen ziemlich von Schiffen besetzten Hafen hat. Außer den bekannten sieben Hügeln (dem Palatinus, dem Capitolinus, dem Quirinalis, dem Cölius, dem Aventinus, dem Esquilinus und dem Viminalis) wurden allmälig noch drei andere Hügel, der Vaticanus, der Janiculus und der Pincius, in das Bereich der Stadt gezogen, so daß man sie eben so richtig die Zehnhügel- als die Siebenhügelstadt nennen könnte. Unter diesen Hügeln waren im alten Rom der Capitolinus als Sitz der regierenden Gewalt, später (in der Kaiserzeit) der Palatinus, als die Residenz der Herrscher, die bekanntesten; im christlichen Rom, das sich mehr südwestlich am linken Tiberufer, in dem ehemaligen Marsfelde — einem Uebungsplatze der Soldaten — erbaute, sind der Vaticanische und der Quirinalische Hügel als die Wohnplätze der Päpste und Könige die berühmtesten. Die Stadt besteht aus 14 Theilen, Rioni genannt. Diese sind: Rione de Monti, del Borgo, della Colonna, del Ponte, della Regola, della Pigna, del Campitello, di Trastevere, del Campo Marzo, di Parione, di Sant Angelo, della Ripa, di Sant Eustacchio und Rivo. Dieser ganze Complex, von einem der Hügel, z. B. dem Janiculus oder dem Monte Mario aus gesehen, mit den Hunderten von Kirchen und herrlichen Palästen, von Kuppeln und Thürmen, umkränzt von grünen Hügeln, durchschnitten von Plätzen mit ihren Obelisken und Säulen, von Gärten und Terrassen mit Lorbeeren, Orangen und blühenden Cactus, das Ganze endlich durchschlängelt vom Tiberfluß mit seinen Brücken, umrahmt von einer altersgrauen, starken Mauer mit 350 Thürmen und 30 Thoren, und über-

wölbt vom tiefblauen, wolkenlosen italienischen Himmel — o es ist wirklich ein einziger, ein bezaubernder, hinreißender Anblick! —

Rom, die Repräsentantin der allgemeinen Kirche, hat natürlich der besonderen Kirchen sehr viele — über 400, die in Patriarchal-Basiliken, die sieben Hauptkirchen und gewöhnliche Kirchen eingetheilt werden können.

Die Patriarchal-Basiliken, nebst den daranstoßenden Wohngebäuden, wurden ehemals den vier Patriarchen des Morgenlandes, wenn sie nach Rom kamen, zum Gottesdienste und zur Residenz angewiesen. Ihrer sind mit Einschluß der Basilika St. Johann vom Lateran, welche sich die Päpste als Patriarchen sowohl des Morgen- wie auch des Abendlandes vorbehielten, fünf, nämlich St. Peter im Vatican (dem Patriarchen von Constantinopel); St. Paul (dem Patriarchen von Alexandrien); St. Maria Maggiore (dem von Antiochien); St. Lorenzo vor der Stadt (dem von Jerusalem). Auf dem Wege zu diesen fünf Patriarchalkirchen aber befinden sich noch zwei andere uralte und hochberühmte Basiliken, jene nämlich des heil. Sebastian und das heilige Kreuz (Santa croce) in Jerusalem. Unmöglich hätten die frommen Waller an diesen erhabenen Tempeln vorbeigehen können, ohne in dieselben einzutreten und die Gluth ihres Glaubens und ihrer Andacht an so vielen heiligen Gegenständen und theuren Erinnerungen, die sie enthalten, noch mehr zu entzünden. So entstand die noch heut zu Tage übliche Andacht des Besuches oder der Pilgerfahrt der sieben Kirchen in Rom.

Weil von Constantin erbaut, führen einige Kirchen den Namen Constantinische Basiliken. Ihrer sind acht, nämlich: St. Johann vom Lateran, Santa croce in Jerusalem, St. Peter im Vatican, St. Paul vor der Stadt, St. Lorenzo vor der Stadt, St. Marcellin und Peter, die h. Apostel (mitten in der Stadt), St. Agnes außerhalb der Mauern.

Die Zahl der gewöhnlichen Kirchen überschreitet 350. Außerdem besitzt Rom nahezu 300 Paläste, 60 alte Tempel, 20 Villen, 16 Triumphbogen, 13 Obelisken und eine große Anzahl von Museen, voll von den herrlichsten Kunstwerken. Von den 8 Brücken der Alten existiren nur noch 5, von den 40 ehemaligen Thoren nur noch 17 neuere. Unter den Kirchen zeichnet sich vor allen als die größte und prächtigste der Welt die St. Peterskirche aus. Ihr werden wir ein besonderes Capitel widmen.

Eine sehr merkwürdige ist die vom Lateran, so genannt von dem frommen, unter Nero hingerichteten Consul Lateranus, dessen Erbpalast auf dem Platze stand, der jetzt noch seinen Namen trägt; ihre ferneren Namen sind: Basilika des Erlösers, die goldene und Basilika des heil. Johannes (des Täufers) vom Lateran.

Was aber alle Schätze dieser Basilika, ihre Malereien und Bildhauerwerke, die kostbaren Marmorarten, die Mosaiken und Vergoldungen übertrifft, das sind die kostbaren Reliquien, die sie bewahrt, unter andern der Altar, an welchem der heil. Petrus die Messe gelesen hat, und hoch über ihm in einem Zelt von karmesinrothem, mit Gold durchwirktem Sammet die Häupter der hh. Apostel Petrus und Paulus.

In der Schatzkammer der Basilika werden noch kostbarere Monumente aufbewahrt, als jenes der Apostel, nämlich derselbe Tisch, auf

welchem unser Herr das heil. Abendmahl eingesetzt hat, ein Theil der Purpurkleidung, welche man im Richthause unserem Herrn über die Schultern hing, und viele, viele andere.

Ein Ueberrest des alten Lateranpalastes ist die im italienisch-deutschen Stile gebaute Capelle Sancta Sanctorum, zu der durch eine Halle die Scala santa, die heilige Stiege, führt, von der die fromme Ueberlieferung meldet, daß es dieselben Stufen seien, die einst die Treppe zu dem Gerichtspalaste in Jerusalem gebildet, auf welcher Christus, unser Herr, zu Pilatus gegangen, die man daher, zum Zeichen bleibender Verehrung, nur knieend hinansteigen darf.

Nicht weit davon steht St. Maria Maggiore, d. h. die Größere, weil sie die größte und schönste Kirche unter allen ist, die der allerseligsten Jungfrau Maria zu Rom geweiht sind. Sie liegt auf dem Esquilinischen Hügel, nahe bei, ja auf den Trümmern des heidnischen Tempels der Juno Lucina. Wie merkwürdig! Der Tempel der wahren Himmelskönigin auf den Ruinen desjenigen der falschen! Des Tempels Ursprung geht bis zum Jahre 352, bis zum Pontificate des heil. Liberius zurück. — Er wurde gebaut in Folge der Erscheinung, welche dieser Papst und ein römischer Adeliger in derselben Nacht gewahrten und die am andern Morgen mitten im Sommer (am 5. August) durch einen wunderbaren Schneefall bestätigt wurde. Der Schnee bedeckte ganz genau den Raum, wo die Kirche sollte erbaut werden. Von diesem Ereigniß führt die Basilika den Titel Sta. Maria ad Nives (zum Schnee). Auch heißt sie Basilika Liberiana, von ihrem ursprünglichen Gründer, dem h. Papste Liberius. Zu diesem Namen kommt noch der nicht minder ehrwürdige: Sta. Maria ad praesepe (zur Krippe), wegen der Krippe des Erlösers, welche hier bewahrt und einmal im Jahre, und zwar in der Nacht, die dem hohen Christfeste vorangeht, den Blicken zur Verehrung ausgestellt wird. Für Pius' IX. Frommsinn ist es bezeichnend, daß er, ebenso wie der h. Papst Pius V., in dieser Basilika sich seine Grabstätte ausersehen hat.

Unfern der obgenannten Basilika liegt St. Pietro in Vincoli, so genannt wegen der Ketten, womit der h. Petrus gefesselt war; hier befinden sich unter andern kostbaren Reliquien die Leiber der machabäischen Heldenbrüder und die als Grabmal Julius' II. bestimmt gewesene weltberühmte Mosesstatue von Michel Angelo.

Weiterhin, eine halbe Stunde von der Stadt, liegt die aus dem Schutt mit größerem Pomp wieder erstandene Basilika St. Paolo fuori della Mura, die Paulskirche, zu deren Wiedererrichtung Beiträge aus der ganzen Christenheit reichlich zusammenflossen, wozu selbst Aegypten Säulen lieferte und der Vicekönig einen Obelisken, als Schmuck vor dem Hauptthore, schenkte.

Gleich weit von der Stadt, an der appischen Straße nach Neapel, liegt St. Sebastiano alle Catacombe, von Papst Damasus 367 auf dem Begräbnißplatze des h. Calixtus, über dem Grabe des h. Sebastian errichtet.

Der besterhaltene Tempel aus der Vorzeit ist das Pantheon. Es wurde zur Zeit des Kaisers Augustus, als Denkmal dessen Sieges bei Actium zu Ehren Jupiter's, der höchsten heidnischen Gottheit, erbaut und

allen Göttern gewidmet. Im Jahre 608 weihete der Papst Bonifacius VI. dasselbe mit Bewilligung des Kaisers Phokas zu einer Kirche der h. Jungfrau Maria und aller Martyrer, „damit" — wie es im Leben des Bonifacius heißt — „an dem Orte, wo man nicht alle Götter, wohl aber alle bösen Geister verehrte, in Zukunft das Gedächtniß aller Heiligen feierlichst begangen werde." — Welcher Sieg des Glaubens, welche Sühne liegt in dieser Umtaufung!

Der unsterbliche Malerfürst Rafael hat in ihr seine Grabstätte, neben ihm ruht ein seiner würdiger Nacheiferer, Hannibal Carracci.

Unter den vielen prächtigen Palästen, welche Rom schmücken, sind die drei päpstlichen: der Vaticanische, Quirinalische und der Lateranische, die größten. Von den zwei ersteren wird an seinem Orte die Rede sein. Von dem letzteren sei nur noch bemerkt, daß sehr passend in diesem ältesten christlichen Palaste Pius IX. ein altchristliches Museum anlegen ließ, wovon weiter unten die Rede sein wird. Den Platz vor dem Palaste schmückt der größte Obelisk Roms. Er steht mit seiner geheimen ägyptischen Bilderschrift (Hieroglyphen) wie ein großes, noch seiner vollkommenen Lösung harrendes Räthsel da. An dem Platze liegen ferner noch außer der achteckigen Taufcapelle Constantin's die zwei großen Hospitäler des Laterans für arme kranke Frauen, deren gegen 600 Aufnahme finden, wie denn überhaupt, wie wir gleich sehen werden, an Wohlthätigkeits-Anstalten zur Linderung alles menschlichen Elendes keine Stadt in der Welt von Rom übertroffen wird.

Fünftes Capitel.

Trümmer und Denkmäler des alten heidnischen Rom. — Hauptplätze und Hauptstraßen Roms.

Unter den vielen Denkmälern und Trümmern des Alterthums, womit der Boden Roms wie übersäet ist, steht in erster Linie das Capitol (Campidoglio). — Von Ehrfurcht durchschauert schreitet der Kenner der Geschichte die breiten Treppen des gleichnamigen Hügels, des Mittelpunctes einer Stadt hinan, die einst als Centralpunct ein Jahrtausend lang die Erde weltlich, in nahezu zwei andern sie geistlich beherrschte. Eine Gedankenfülle durchwogt Einen, man sieht den Traum seiner Jugend verwirklicht, die Vergangenheit aus dem Grabe wiedergekehrt — in ihren Trümmern wenigstens. Denn wo ist der Riesenbau, wie die Phantasie ihn sich gemalt? Wo die hohe Felsenburg dieses Centrums des Weltalls? Wo die Tempel, die Helden, die Götter, die Senatoren, Lictoren, Triumphatoren? — Alles ist verschwunden! Der Capitolinische Hügel ist zu einer unbedeutenden Anhöhe eingeschrumpft, der weite Porticus mit seinen 100 Säulen zu einer engen Halle, der von Gold und Marmor strotzende Tempel des Donnergottes (Jupiter Tonans) zu drei vereinzelt stehenden Säulen! Man sieht blos ein kleines, obwohl noch immer imposantes Viereck, wo die drei Paläste der Senatoren, der Conservatoren und des Museums stehen, Alles nicht, wie vordem, in schreckeneinflößender, sondern in wohlthuender, den Kunstsinn sanft ansprechender Pracht. Auch jener furchtbare tarpejische Todtenfels, der ehemalige Richtplatz der Vaterlandsverräther, ist nicht mehr furchtbar. Man sieht von ihm hinter dem Palast Caffarelli (der Wohnung des Bevollmächtigten Preußens)

noch einige verwitterte, etwas abschüssige Steine, wo jetzt harmlos Kinder spielen und gemüthliche Alte schwatzen.

Vom Capitolinischen Berg, rechts vom Senatorenpalast herabsteigend, ist man auf einmal auf dem Forum Romanum, jenem weltberühmten Platze der altrömischen Volksversammlungen und Gerichte. Man sieht hier aus beinahe zweitausendjährigem Schutt hervorgegrabene Tempelruinen, ganze und zerbrochene Säulen, Säulenreihen (Colonnaden), Trümmer der großen Paläste der Cäsaren und der gallischen Eroberer — eine versteinerte Weltgeschichte! Wie ist sie verschwunden alle Herrlichkeit der Heidenwelt! Das Forum Romanum ist Campo Vaccino (Kuhfeld) geworden. Wo die Comitien und Volksversammlungen gehalten wurden, da weiden jetzt Schafe; wo Redner glänzten, da brüllen jetzt Ochsen. Wo einst prachtvolle Göttertempel, wo einst die herrlichsten Kaiserpaläste standen, die Wunder der altrömischen Baukunst, deren Räume meist von Gold und Edelsteinen starrten; wo Tausende von Sclaven des Winkes der Gebieter harrten, wo die üppigen römischen Bäder, die weltberühmten Thermen waren, jetzt Trümmer, nichts als Trümmer, Trümmer tief unten, Trümmer über der Erde, Ruinen von Ruinen! Es gehört in der That eine starke Einbildungskraft dazu, unter diesem unermeßlichen tausendjährigen Schutt, unter diesen leeren Kellern und Ueberbleibseln von Pfeilern, Treppen, Geländern, Höhlungen u. s. w. sich Säulen, plätschernde Wasserfälle, üppige Badezimmer, Haine, Teiche, Wasserbehälter, Rondelle, Corridore, mit den herrlichsten Bildsäulen, Prachtsälen, den Luxus Europas und Asiens umfassend, zu denken, und doch war das Alles einst hier, im goldenen Haus des Nero mit seinen Dächern von Elfenbein, in den darauf gebauten Bädern des Titus und Trajans, in den Thermen Caracalla's, Antonin's, Diokletian's u. m. A. Kann es ein beredteres, anschaulicheres Bild der Vergänglichkeit aller Erdengröße geben, als dieses hier?

Die beiden Endpuncte dieses umfangreichen Antiquitäten-Cabinets sind: links der Mamertinische Kerker (San Pietro in Carcere) und darunter das Tullische Gefängniß, und am entgegengesetzten Ende das Coliseum. Man muß, wenn man sich einen Begriff von der Schauerlichkeit dieser Kerker des alten, barbarischen Roms machen will, in dieselben hinuntersteigen. Wie in Venedig die berüchtigte Seufzerbrücke (ponte dei sospiri), heißt hier die Treppe, welche von dem Mamertinischen in das Tullische Gefängniß hinabführt, scala de' Gemonici, von den Seufzern der Unglücklichen, die hier hinunterstiegen, in diesem Gefängnisse seufzend ihr Dasein verhauchten, und deren Leichname dann bis zu dieser Treppe geschleift, hier liegen blieben, um dem auf dem Forum versammelten Volke Furcht und Schrecken einzuflößen. Hier starb jener Jugurtha, ein Fürst voll Hinterlist und Grausamkeit, den Hungertod, hier wurden die Verschworenen Catilina's — die Brunetti's, Mazzini's, Farini's, Garibaldi's, Prim's, Serrano's und Consorten unserer Tage — hingerichtet, hier gewöhnlich die unglücklichen Fürsten und Feldherren erdrosselt, nachdem sie dem Triumphzug gefolgt. Hier hinein, das heißt, nicht blos in den oberen Kerker, sondern auch in den unteren, ließ Nero die heiligen Apostel Petrus und Paulus werfen; hieraus wurden sie noch an dem-

selben Tage gezogen, um zum Martertode geführt zu werden. Mit ehrfurchtsvoller Liebe küßt der Pilger die Granitsäule, an welche die glorreichen Gefangenen gebunden wurden, und trinkt Wasser aus der Quelle, welche der h. Petrus hat springen lassen, um Processus und Martinian, seine Gefängnißwärter, sowie 27 Soldaten, gleichfalls Martyrer, zu taufen.

Das christliche Rom erbaute eine kleine Kirche über dem Mamertinischen Gefängniß: sie ist dem h. Joseph, Patron der Tischler, geweiht. Den ganzen Tag sieht man eifrige Seelen oder fromme Pilger Thränen und Gebete über diesen Stätten, den Schauplätzen so vieler Abscheulichkeiten, opfern. — Ist das nicht wieder eine erhabene, sinnreiche Umwandlung, eine wahre, die Gottheit und Menschheit versöhnende Abbüßung?

Am Fuße des Berges links sehen wir den Triumphbogen des Septimius Severus, ein Siegesdenkmal zu Ehren dieses Kaisers und seiner Söhne Caracalla und Geta, wegen der Siege, die er über die Parther und andere asiatische Völker davongetragen hatte; weiter hin in Mitte der Via sacra, jener für die Priester-Processionen bestimmten, vom Coliseum bis zum Capitol führenden „heiligen Straße", den Titusbogen! jenes ewige Denkzeichen göttlicher Rache für einen verübten Gottesmord. Es wurde nämlich diese Ehrenpforte dem Titus Vespasianus Augustus vom Senat nach Beendigung des jüdischen Krieges als ein Siegesdenkmal wegen Eroberung Jerusalems errichtet, und gewiß ist es nicht von ungefähr, daß gerade dieses Denkmal eines der besterhaltenen des alten Rom ist. Wie dieser Bogen den Sieg des Heidenthums über das Judenthum, so bringt der etwas weiter rechts von der Via sacra, in der Nähe des Coliseums gelegene Triumphbogen des Constantin den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zur Anschauung. Auch dieses Monument, das erste, welches einem christlichen Kaiser errichtet worden, gehört auffallender Weise zu den wenigen nahezu unversehrt erhaltenen der alten Cäsarenstadt. Es wurde dem Constantin vom römischen Senat errichtet wegen des Sieges über die Neben-Kaiser Maxentius und Licinius. Das sieht man deutlich aus der großen Inschrift, die auf beiden Seiten des Bogens angebracht ist.

Wir sind nun bei dem erstaunenswürdigsten Monumente des alten Rom — bei dem Kolosseum, dem heutigen Coliseo, angelangt. Kaiser Vespasian baute dieses Theater nach dem jüdischen Kriege. Zehntausend gefangene Juden sollen bei der Arbeit dieses Baues vier volle Jahre geschmachtet haben. Titus weihete es mit Kampfspielen ein, die 100 Tage dauerten, während deren mehr als 5000 wilde Thiere und 2000 Gladiatoren (künstlich eingeübte Fechter) geopfert wurden und widmete es dem Andenken seines Vaters Vespasian, dessen Geschlechtsname Flavius war, daher es auch den Namen Amphitheatrum Flavium bekam. Kolosseum ward es genannt nach einem großen Kolosse, welchen Nero im Vorsaal seines goldenen Palastes aufgestellt hatte und welchen Vespasian dicht bei diesem Amphitheater aufstellte.

Das Kolosseum — die Alten hielten es für das achte Weltwunder — hat von Außen eine runde Figur im Umkreise von 1641 Fuß; die Arena aber, der inwendige Sand- und Kampfplatz, ist oval (eirund) und soll 580 Fuß lang und 480 Fuß breit sein. Des Gebäudes Höhe

wird auf 160 Fuß geschätzt. Der Umkreis und die nördliche Außenseite haben sich ganz erhalten. Das Gebäude hatte vier Stockwerke von verschiedener Ordnung: von dorischer, ionischer, korinthischer und zusammengesetzter (römischer) Ordnung. Jedes der drei unteren hatte 80 Bogen oder Thore, an den Enden vier Haupteingänge, von denen zwei an den Spitzen des Ovals, darunter das eine zum Eingang der Gladiatoren und der zu den Thierkämpfen verurtheilten Unglücklichen, das andere zur Einführung der Maschinen und sonstiger großartigen Vorrichtungen für gewisse Spiele. Unter diesen Thoren sind noch zwei andere: das Thor der Todten (Libitinalis) und das Thor der Lebenden (Sanavivaria). Die bei den Spielen getödteten Menschen und Thiere wurden mit Hacken durch das Thor der Todten gezogen; die, welche nur leicht verwundet waren, durch das Thor der Lebenden. Ueber jedem dieser Thore stand ein ehernes Viergespann, die andern 76 Eingänge waren für das Volk; in jedem Bogen befand sich ein Standbild von Marmor oder Erz, oben Erzschilder mit Bildnissen; der Kaiser selbst hatte einen erhöhten Sitz auf einem bedeckten Erker. Die untere Reihe der Sitze war für die Vestalinnen und Senatoren; über ihnen saßen auf vielen Reihen über einander die römischen Ritter, über diesen die Bürger, weiter oben die Weiber, auf den höchsten Sitzen die vornehmen Matronen. Ganz oben standen die Männer, welche, um vor der Gluth der Sonne zu schützen, Segeltücher aus den kostbarsten Stoffen, mit goldenen Sternen besäet, über alle Sitze und den großen Schauplatz ausspannten, und durch deren wellenförmige Bewegungen die Zuschauer erfrischten. Auf den Sitzen der Zuschauer war Raum für 87,000 Menschen. Außerdem fanden noch 20,000 Stehende, also im Ganzen über 100,000 Personen Platz. Ein hübsches Publikum das, zumal wenn man bedenkt, daß die größten deutschen Theater kaum zwei bis dreitausend in allen ihren Räumen fassen. Aber, großer Gott! welche Schauspiele wurden hier auch gegeben! Seeschlachten (Naumachien) wurden in der mit Wasser (bisweilen sogar mit Wein) angefüllten Arena dargestellt, worin Krocodile und mehrere Nilpferde gegen die Gladiatoren in Nachen kämpften; Elephanten und Rhinocerosse agirten hier. Arme flüchtige Sclaven, Kriegsgefangene, Christen und Christinnen, kleine Kinder und Greise, gebleicht durch die Jahre, mußten mit dem Löwen aus Numidien, mit Tigern, Panthern und Leoparden auf Tod und Leben kämpfen, mit Gladiatoren auf mannichfaltige Art ringen, sich gegenseitig schlachten, und das Volk jauchzte, je mehr Blut in Strömen floß, und an diesen schrecklichen Schauspielen, an diesen entsetzlichen Thier- und Menschenhetzen ergötzten sich die hochcivilisirten, alle andern Völker Barbaren nennenden Römer, als ob es eine größere Barbarei, eine tiefere Erniedrigung, Entartung, Verwilderung, Verhöhnung aller Menschennatur geben konnte. Und diese Spiele — wer sollte es glauben? — trugen bei allem Dem ein religiöses Gepräge. In der Mitte des Kampfplatzes erhob sich ein Altar, auf welchem man durch Schlachtung eines Menschenopfers den Anfang machte. Die obgedachten Priesterinnen der Vesta gaben das Zeichen zum Blutbade und weideten sich, gleich den rohesten Kriegern, bis zur Berauschung an dem Anblick des aus zahllosen Wunden strömenden Blutes. So zeigten sich auch hier wieder

die beiden charakteristischen Merkmale der Religion des Heidenthums: Blutdurst und — Wollust; denn auch die Göttin Venus hatte hier ihre Priesterinnen: das waren vornehme Buhldirnen; sie hatten ihre Lasterhöhlen (Fornices) ganz in der Nähe des mit Menschen- und Thier-Leichen angefüllten Spoliariums.

Was aber den echt heidnischen, satanischen Charakter dieser Kampfspiele am Deutlichsten hervortreten ließ, das war die kannibalische Freude, womit das entmenschte Publikum vorzüglich gerne die Christen foltern und deren Blut in Strömen fließen sah. So geschah es einstmals am Abende des 20. Dezember im Jahre Jesu Christi 116, wo 100,000 Zuschauer mit den Händen klatschten, als ein ehrwürdiger, greiser Bischof, der h. Ignatius von Antiochia, unter Geißelhieben in die Arena gestoßen und von zwei Löwen, die mit fürchterlichem Gebrüll auf ihn stürzten, augenblicklich zermalmt wurde. War das wilde Volk etwa mit diesem einen, theuren Christenopfer befriedigt? Nein, noch 200 Jahre lang trank es mit der Wollust des Tigers, dessen Durst nur Blut stillt, edles Christenblut in Fülle. Ein Heer von Martyrern athmete nach Ignatius im Kolosseum aus, unter ihnen Eustachius, Führer der Reiterei unter Titus bei der Belagerung Jerusalems, General der römischen Heere unter Hadrian, und mit ihm seine Gemahlin und zwei Söhne, edle Sprossen der ältesten Familien; die berühmten Jungfrauen Martina, Tatiana und Prisca, alle drei Töchter von Consuln und Senatoren; der Senator Julius; Marinus, Sohn eines anderen Senators; die Bischöfe Alexander und Eleutherus; die jugendlichen persischen Prinzen Abdon und Sennen; 200 Soldaten zugleich und eine unzählbare Menge von Helden und Heldinnen jedes Alters und Landes . . . . Wie verehrungswürdig muß dem Christen die Stätte sein, die ein so fruchtbares Ackerfeld stets neu emporsprießender Heiligen wurde, wo das Christenthum seine herrlichsten Siege über Teufel, Welt und Fleisch feierte und dem Könige der Martyrer ein so strahlender Kranz von Martyrern sich beigesellte! Es war daher eine sehr richtige Idee, die den großen Papst Benedict XIV. leitete, als er, nicht so sehr, um dieses durch den Zahn der Zeit und durch Verwüstung von Menschenhand zur Ruine gewordene kolossale Denkmal vor weiterer Zerstörung zu schützen, sondern vielmehr aus Verehrung gegen das daselbst geflossene Martyrerblut, an der Stelle, wo ehedem der Opferaltar gestanden, das Zeichen der Erlösung, ein hochragendes Crucifix, aufpflanzen und rund herum um dasselbe 14 kleine Stationscapellen zur Verrichtung der h. Kreuzweg-Andacht erbauen ließ, nebst einem Gerüste für den Franciscaner-Pater, der dort jeden Freitag zum Schlusse der Andacht vor einem andächtigen Publicum zu predigen pflegt. — Ist nicht endlich auch Das eine bedeutungsvolle Umwandlung und eine wirksame Abbüßung der im Koliseum bei Nacht und Tag begangenen Greuel?[1])

Nördlich vom Capitol liegt ein anderes Forum, das Forum des Trajan. Lange unter dem Schutt begraben, ist es nunmehr, Dank den

[1]) Die Neuheiden, die Piemontesen, welche seit dem 20. Sept. 1870 in der heil. Stadt hausen, haben in ihrer Wuth gegen alles Christliche und Heilige die Stationscapellen niedergerissen und die Kreuzwegandacht verboten.

Bemühungen der letzten Päpste, von demselben geräumt, so daß man auf das ursprüngliche Pflaster hinabsteigt. Da erhebt sich unter einem Wald von Säulenstümmeln die herrliche, 118 Fuß hohe, die Siege des Kaisers darstellende Trajanssäule. Obenauf steht die von Sixtus V. errichtete eherne Statue des h. Petrus, 34 Fuß hoch. Der arme an das Kreuz geschlagene Fischer an des weltbeherrschenden Cäsars Stelle!

Ein anderes kolossales Denkmal der heidnischen Vorzeit ist das Mausoleum des Hadrian, die Engelsburg (Castello St. Angelo). Kaiser Hadrian ließ es als ein Grabmal für sich und die Seinigen auf dem rechten Ufer der Tiber erbauen. Später diente dasselbe als Festung. Aus demselben geht ein verdeckter Gang bis in den Vatican. Den Namen Engelsburg erhielt es erst, wie es scheint, im späteren Mittelalter von der Sage, daß Gregor dem Großen während einer Bußprozession, zum Zeichen, daß auf sein und des Volkes Flehen die Pest aufhöre, über der Burg ein Engel erschienen sei. Anknüpfend an diese Sage, ließ Benedict XIV. statt des marmornen, der bislang darauf gestanden, einen kolossalen Engel von Bronze oben auf dem Gipfel anbringen. Das Castell dient als Staatsgefängniß, als Zeughaus, zur Aufbewahrung der päpstlichen Kleinodien und wichtiger Archive.

Von der Engelsburg führt die großartige, mit Bildsäulen geschmückte Engelsbrücke, ursprünglich ebenfalls ein Werk Hadrian's, über die Tiber in die innere Stadt.

Unter den Ruinen der einst mit dem raffinirtesten Luxus ausgestatteten Thermen (öffentliche, als Gemeingut frei zu benutzende Bäder) sind die des Caracalla am Besten erhalten, die des Titus sehr zerstört und die des Diokletian zum Theile in Kirchen, Wohnungen, Ställe u. s. w. umgewandelt.

Unter den 128 Plätzen Roms sind die größten und schönsten, außer dem St. Petersplatze (wovon nachher), die Piazza Navona, der Platz vor dem Quirinal, der spanische Platz und die Piazza del Popolo, am Thore dieses Namens. Von diesem schönen, mit einem hohen ägyptischen Obelisken und einem Brunnen gezierten Platze laufen drei Straßen aus, deren mittelste, mehrere tausend Schritte lange, mit herrlichen Gebäuden besetzte der weltberühmte Corso ist, auf welchem jeden Abend die vornehme Welt spazieren fährt. Außerdem verdienen noch Erwähnung: die Strada Felice, südöstlich auf St. Maria Maggiore hinführend: die Strada Pia, die vorige durchschneidend, von der Porta Pia zum Quirinal gehend, La Lungara, in dem Quartier Trastevere, zwar vom eigentlichen Bürger- und Handwerksstande bewohnt, aber doch einige schöne Villen und Paläste enthaltend.

Unter nahezu 200,000 Einwohnern befinden sich etwa 30 Bischöfe, 1500 Weltgeistliche, 2000 Mönche, 1400 Klosterfrauen, 500 Seminaristen, 500 Andersgläubige und 5000 Juden. In ruhigen Jahren bringen gewöhnlich gegen 20,000 Fremde in Rom die Winterzeit zu.

Sechstes Capitel.

Charakter der ewigen Stadt. — Der Volksunterricht und der Stand der Volksbildung und Sittlichkeit zu Rom, verglichen mit dem nämlichen in London. — Unparteiische Zeugnisse dafür. — Männer und Lehranstalten der Wissenschaft und Kunst in Rom. — Roms Wohlthätigkeits-Anstalten. —

Was nun die innere, die geistige, sittliche und gesellschaftliche Beschaffenheit der ewigen Stadt anbelangt, so ist, um zunächst von dem

Unterricht zu reden, sowohl für den gewöhnlichen, als den gelehrten Unterricht in Rom gesorgt, wie in keiner andern Stadt der Welt. Man hat gesagt, daß es in Rom mehr Schulen als Fontainen giebt. Das ist buchstäblich wahr, und nicht minder wahr doch, daß keine Stadt eine größere Anzahl von öffentlichen Springbrunnen besitzt, als Rom; und wie diese für alle Volksclassen zugänglich sind, so auch die Schulen: sie stehen offen für den Sohn des Sackträgers und Holzhackers sowohl, wie für den Sohn des Edelmannes, und werden theils von weltlichen Lehrern und Lehrerinnen, zum größten Theile aber von Ordensleuten beiderlei Geschlechts geleitet. An dringenden Einladungen und Ermunterungen zum fleißigen Besuche derselben, zumal der Unterricht in den meisten derselben unentgeltlich ist, fehlt es in keiner Hinsicht. Nur wird bei der großen Selbstständigkeit, welche dem Römer angeboren ist, ebenso wie in England und Frankreich, Keiner zur Schule gezwungen. Trotz dieser Ungezwungenheit ist der Schulbesuch der Art, daß kaum Ein Knabe der Wohlthat einer ersten Anleitung entgeht: die amtlichen Statistiken weisen das nach. Mit den Mädchen verhält es sich in ähnlicher Weise. Rom besitzt 426 Schulen für die weibliche Jugend, und diese Schulen werden von mehr denn 11,000 Mädchen besucht; hierbei sind diejenigen jungen Töchter, welche den verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten angehören, nicht mitgerechnet, und daß es der letzteren in der Stadt der Päpste sehr viele giebt, ist männiglich bekannt.

In den übrigen Gemeinden des Kirchenstaates stand — vor dem Einfall der Piemontesen — das Unterrichtswesen verhältnißmäßig auf gleichem Fuße. Man zählte dort 1219 Gemeinde-Schulen. Ueberdies waren daselbst noch 2993 andere Schulen, die von 70,000 Externen besucht wurden: wie auch 107 Collegien oder Seminarien mit 5876 inwohnenden Zöglingen. Für Mädchen zählte man 1892 verschiedene Anstalten, wobei die Zahl der Schülerinnen sich auf 53,344 belief. An diesen provinzialen Instituten waren 850 Lehrer in den Wissenschaften, und die Zahl der übrigen für Literatur und schöne Künste stieg auf nicht minder denn 5309.[1])

Wo — so darf man, die Statistiken von ganz Europa, und namentlich die von dem papstfeindlichen England in der Hand, kühn fragen — wo ist die Staatsregierung, die für Volksunterricht und für Volkserziehung verhältnißmäßig so viel thut, wie die gerade in diesem Punkt so sehr verkannte, so ungerecht verurtheilte päpstliche Regierung? Wo in der Welt ist die Großstadt, darin das eigentliche Volk gebildeter und wir fügen bei, gesitteter wäre, als die päpstliche Großstadt Rom?[2])

Diesem Verhältniß entsprechend steht denn auch die Bevölkerung Roms auf einer weit höheren Stufe der Bildung und Sittlichkeit, als in dem romfeindlichen London, wo die Unwissenheit des Volkes erschreckend

---

[1]) Dagegen erhalten, laut amtlichem Bericht vom 23. Juli 1857 in dem protestantischen England von 4,908,696 Kindern im Alter von 3—15 Jahren beinahe 3 Millionen gar keinen Unterricht.

[2]) Paus Pius IX. de Kampvechter en handhaver van de ware beschaving door Monseigneur Plantier, Bischop van Nimes. Vertaald door ten Hagen. 's Gravenhagen 1867. Maguire: Rom und seine Beherrscher ꝛc.

ist, wo, laut einer amtlichen Statistik, im Jahre 1847 unter 62,000 Gefangenen 22,000 weder lesen noch schreiben, 35,000 kaum lesen und schreiben, nur 4000 gut lesen und schreiben konnten und nur 460 eine „höhere Bildung" erhalten hatten. Ja, in Großbritannien, diesem stramm protestantischen, als Culturstaat so hochgepriesenen Lande, „seufzte", laut Aussagen protestantischer Bischöfe und Prediger, „die Masse des Volkes in einer ungeheuren sittlichen und religiösen Verkommenheit", „nahmen Unsittlichkeit und Unglaube in erschreckender Weise überhand, leben „fünf Millionen menschliche Wesen ohne Gott" und sind „die Landleute unwissender, schlechter erzogen, unsittlicher als die in irgend einem andern Lande." Dagegen stellt ein französischer, dem päpstlichen Regiment im Uebrigen durchaus nicht zugeneigter Militär-Arzt, Jacquot, der mehrere Jahre in der Tiberstadt zubrachte, derselben in dieser Rücksicht das rühmlichste Zeugniß aus. Er gesteht, ehrlich genug, gleich im Beginne seines medicinischen Berichtes, daß, wenn sich in Rom allerdings da und dort Lasterhaftes findet, dieß zum großen Theil von der Revolution des Jahres 1849 und von der Soldatesca herrühre. „Die Verführung — so fährt die gedachte Quelle fort — welche in den Gassen von London und Paris bei Nacht und Tag ihr Unwesen treibt, wird in Rom nicht geduldet, und wenn sie es auch würde, so stände sie mit den römischen Sitten im Widerspruch. Selbst bei unserem Einmarsche im Jahre 1849, nach den Wirren jener aufgeregten Zeiten, und nach dem äußersten Elend, das sie angerichtet hatten, haben wir sie nicht angetroffen. Die päpstliche Regierung hat die wirksamsten Maßregeln getroffen, um die Armuth vor dem Sittenverderbniß und dem Laster zu schützen, und um sie wieder auf den rechten Pfad zurückzuführen, wenn sie davon abgewichen war. In dieser Beziehung ist Rom bis auf den heutigen Tag allen Völkern vorangeschritten, und was die Nächstenliebe betrifft, so begnügt es sich nicht damit, dieselbe zu predigen, nein, sie giebt davon ein augenscheinliches und fortdauerndes Beispiel."

Halte man dagegen die Berichte eines englischen Arztes in Betreff der Hauptstadt des stolzen Inselreiches. Ihnen zufolge treiben dort über 80,000 verlorene Töchter anerkanntermaßen das Gewerbe der Unzucht. Mehr denn 5000 Lasterbuden sind zugleich Räuber- und Mörderhöhlen für die Elenden, die da hineingerathen; denn nach des erwähnten Arztes Berechnung stehen 400,000 Menschen zu London direct oder indirect mit der Prostitution in Beziehung, und diese kostet der Hauptstadt eine jährliche Ausgabe von 200 Milljonen Franken! Die Häuser der Sünde können nicht gezählt werden, so entsetzlich groß ist ihre Zahl.[1])

Lieber würden wir von dieser Blöße der stolzen Themsestadt erröthend den Blick abgewandt und dieselbe mit dem Mantel der Liebe bedeckt haben, wenn nicht vorzugsweise die Söhne jener Nation es wären, die das Rom der Päpste und des Katholicismus so rücksichtslos mit jenem siebenköpfigen Sündenweibe der Geheimen Offenbarung, ja mit Sodom und Gomorrha auf eine Linie und wohl noch darunter zu stellen, in Wort und Schrift nicht müde würden.

Wie in Bezug auf Elementar-Unterricht und Volksbildung, ist Rom

[1]) Margotti: Roma e Londra. Turino. 1858.

auch in Hinsicht auf höhere wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung und die Hülfsanstalten dazu die erste Stadt der Welt.

Von jeher war Rom einer der fruchtbarsten Centralpuncte der Wissenschaft, der eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft ausübte, wo die Männer der Wissenschaft Licht einsogen, um es dann segensreich nach Außen hin wieder auszustrahlen. Von älteren, nennenswerthen Hochschulen existirt keine, die nicht einer päpstlichen Bulle ihr Entstehen oder ihre Bestätigung verdankte.

Wie Rom alles geistig Große an sich zieht und in seinem Schooße vereinigt, sahen wir bereits in der Zusammensetzung des Cardinal-Collegiums, als dessen hervorragendste wissenschaftliche Mitglieder in der Gegenwart wir unter Andern die Eminenzen Reisach, Rauscher (Erzbischof von Wien), Guidi, Pitra, Gaude nennen, der erst vor Kurzem verstorbenen Cardinäle Gousset, Wiseman und Geissel nicht zu gedenken. Glänzende Namen, wenngleich nicht im Purpur leuchtend, sind, im Fache der Alterthumskunde, die Ritter de Rossi, Vater und Sohn, Visconti, Canina, Melchiorri, Campana, die Jesuiten Marchi und Garucci, Monsignor Tizzani; im Fache der Theologie: Cardinal Guidi, Gigli und Perronne; in der Sprachwissenschaft: die Patres Patrizi und Bolig; in der Sternkunde der Jesuit P. Secchi, schon seit mehr denn 20 Jahren correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften; und was wohl zu beachten: die Anregung zu den Leistungen dieser Männer ging größtentheils vom Papste aus.

Und nicht auswärts in der Fremde braucht der strebsame Sohn Italiens die Anstalten zu seiner höheren und höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung zu suchen: er findet sie in Rom, im Rom der Päpste selbst in Hülle und Fülle. Da giebt es u. a. folgende: das römische Seminar, das römische Colleg, das Colleg der Propaganda, die Universität (Sapienza) mit einem astronomischen und meteorologischen Observatorium, wo zu allererst die Anwendung der elektrischen Telegraphie auf die Meteorologie eingeführt wurde; das Collegium des heil. Thomas bei der Minerva, das (von Pius IX. aus Privatmitteln gestiftete) Seminarium Pium, dazu kommen die vielen Seminare und Collegien für Zöglinge der verschiedensten Nationen, das englische, französische, schottische, irische, ungarisch-deutsche, belgische, amerikanische u. s. w. u. s. w. Dazu kommen die verschiedenen literarischen und wissenschaftlichen Akademieen oder Gelehrten-Versammlungen, welche an bestimmten Tagen öffentliche Sitzungen haben und vermittelst derselben den Geist des Fortschrittes stets lebendig und rege erhalten. Dazu kommen nicht weniger als 13 reichhaltige, für das gebildete Publicum leicht zugängliche Bibliotheken.

Und nun noch die Anstalten für die schönen Künste! Da steht obenan die Baukunst. Welche unvergleichliche Vorbilder sind da nicht die großartigen Kirchen, Sanct Peter, St. Paul, Santa Maria Maggiore, die herrlichen Palastbauten: der Vatican, Lateran und Quirinal, der Palazzo Farnese, Borghese, Doria, Corsini, Spada, Barberini, Colonna, Braschi, Giustiniani, Pallavicini, Santa croce, Massimi u. a.? Und daß Rom sich das richtige Verständniß für diese Schätze alter und neuerer Zeit wohl bewahrt hat, beweist nicht allein die sorgfältige Pflege, sondern auch

die kunstgerechte Wiederherstellung dieser Baudenkmäler, ja die Neuschaffung ähnlicher, wie z. B. die Paulskirche, der Neubau der Basilika des heil. Alexander an der Via Nomentana, die Restauration der Kirche der heil. Agnes außerhalb der Stadt u. s. w.

In Rücksicht auf Bildhauerkunst kann ohne Widerrede keine Stadt in der Welt mit Rom um die Palme streiten. Oder wo fänden sich an Einem Orte Meister zusammen, wie Tenerani, Jacometti, Bensoni, Revelli, Tadolini, Rinaldi, denen wir mit Stolz die deutschen Namen Achtermann, Steinhäuser, Wolf, Hoffmann u. a. anreihen?

Ebenso einzig steht Rom als Kunstschule der Malerei, insbesondere der christlichen, da. Ja, diese wurde recht eigentlich zu Rom, an der Lebensquelle des Katholicismus, geboren und zu Anfange dieses Jahrhunderts wiedergeboren. Dafür zeugen die Namen Overbeck, Cornelius, Veit und deren Schüler Deger und Steinle, ferner die beiden von Rohden, Vater und Sohn, Ahlborn, Zeitz, Flatz, die beiden Platner, Wittmer, Nadorf u. s. w.

Außer den Werkstätten dieser und anderer Künstler giebt es in Rom für Malerei eine französische und neapolitanische Akademie, welche an die römische Maler-Akademie von St. Luca sich anlehnt. Und, weil in einer Weltstadt wie Rom zum Behuf der Abendunterhaltung für die vielen Fremden aus allen Nationen Theater unentbehrlich sind, und weil gute Schauspiele ebenso wohlthätig, wie schlechte verderblich wirken, so hat der väterliche Sinn des h. Vaters es selbst an einem philo-dramatischen Institut zur Ausbildung guter Schauspieler nicht ermangeln lassen.

Wir sahen oben mit Freude, wie ehrenvoll Rom in Betracht der Sittenreinheit unter allen Großstädten des gesitteten Europa's dasteht. Doch das ist dessen minderer Vorzug. Wie die christliche Gerechtigkeit nicht bloß in dem Unterlassen des Bösen, sondern auch in der Ausübung des Guten besteht: so trägt auch in diesem Betracht das priesterliche Rom vor allen Städten des Erdkreises die Palme davon: es allein übt die Nächstenliebe in denkbar vollkommenstem Grade: und das ist sein leuchtendster Vorzug, das ist das Siegel der Wahrheit seiner Religion; „denn die Liebe ist aus Gott und Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott.“ ¹)

Selbst ein Voltaire konnte nicht umhin, dem neuen Rom nachzurühmen, „daß es fast so viele Wohlthätigkeits-Anstalten habe, als das alte Triumphbögen und sonstige Denkmäler der Eroberung besaß.“ Hätte derselbe anstatt „fast so viele“, gesagt: „weit mehr Wohlthätigkeitsanstalten“, so wäre er der Wahrheit noch näher gekommen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, dieselben einfach zu nennen. Da ist z. B. das große Spital zum heiligen Geiste für mehr als 1000 Kranke, auch für Findelkinder, die jedoch keineswegs alle uneheliche, sondern großentheils Kinder dürftiger, heruntergekommener Eheleute sind; das Spital zum h. Erlöser; die uns bereits bekannten Hospize San Michele und Tata Giovanni; die Anstalt zu St. Ludwig, ein Aufenthaltsort für obdachlose Frauen; St. Maria in Aquiro, für Waisen aus bessern Häusern, die in der Regel zu Wissenschaften herangebildet werden; ein Conservatorium zur Aufnahme Derer, welche sich zum katholischen Glauben bekehren wollen (wie es ja deren ähnliche in protestantischen Städten, nicht so sehr zur Aufnahme,

¹) 1. Joh. 4, 7.

als vielmehr zur Anlockung Solcher giebt, die vom katholischen Glauben zum Protestantismus übergehen wollen), das bereits erwähnte Spital zur heil. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger, deren zur Zeit eines Jubiläums Hunderttausende nach Rom kommen. Für Bedrängte, um sie den Händen der Juden fern zu halten, besteht ein großartiges Pfandhaus, eine Casse für öffentliche Arbeiten zur Unterstützung und Beschäftigung für arme Handwerker; das „geistliche Subsidium" zur Erziehung von zwölf Jünglingen zum geistlichen Stande; neun solche zur Aufnahme alter, unfähiger Geistlichen. Aber außer diesen Einrichtungen ist die Privatwohlthätigkeit noch ungemein thätig in zahlreichen Vereinen und Bruderschaften, welche irgend einem Uebel abzuhelfen oder etwas Gutes zu befördern bestimmt sind; so: die Gesellschaft unter dem Schutze der heil. Maria Maggiore zur Ausstattung unbemittelter Mädchen, für welche die Ehelosigkeit gefährlich werden könnte; die Erzbruderschaft der hochheiligen Verkündigung Mariä zur Einsammlung von Gaben für Aussteuerung braver Bürgerstöchter (man sieht hieraus, wie sehr Rom sich die Begründung eines wohlgeordneten Familienlebens angelegen sein läßt und wie ungerecht der Vorwurf ist, als sei man dort lediglich darauf bedacht, die Jugend zum geistlichen und Ordensstande heranzubilden); die Bruderschaft zu den heil. Aposteln, zur Unterstützung verschämter Armen; die der göttlichen Wohlthätigkeit, ebenfalls zur ganz geheimen Unterstützung herabgekommener Familien; ein Verein der vornehmsten Frauen Roms, um unheilbare Weiber aufzusuchen, sie zu pflegen, zu verbinden und ihnen alle Dienste zu leisten; ein Verein von Advokaten, zur Vertheidigung der Rechte der Armen, die sonst nicht dazu gelangen könnten; die Gesellschaft zur Besuchung der Gefängnisse, die Gefangenen zu trösten und zu bessern und ihnen bei ihrer Freilassung fortzuhelfen; die Bruderschaft zur Enthauptung des heil. Johannes, aus den vornehmsten Geistlichen und Weltlichen bestehend, zum Beistande der zur Hinrichtung verurtheilten Verbrecher, um für ihre Seele zu sorgen; die Bruderschaft des Gebetes und des Todes, um den Bewohnern von Stadt und Land, die ohne Begräbniß wären, dasselbe zu verschaffen, nebst dem Troste und Gebete für ihre Seele.

Muß der Menschenfreund, sei er Christ, Jude, Muselmann oder Heide, nicht mit Liebe und Wonne auf eine Stadt blicken, die ein so warm fühlendes Herz für alles menschliche Elend und jedwedes berechtigte menschliche Bedürfniß und einen so unerschöpflichen Schatz von Trost-, Heil- und Hülfsmitteln für dieselben in Bereitschaft hat, und dieses Alles unter Anregung und Pflege Derer, die, ihrem Namen entsprechend, wahre „Väter" der Menschheit sind? Wäre es nicht im Interesse der Menschheit ewig zu beklagen, wenn eine solche Stadt in die Hände von Barbaren fiele, als welche seit ihrem Umsichgreifen in Italien die Piemontesen unter dem Kreuzeswappen Victor Emmanuels sich gebrandmarkt haben? Was müssen es für Menschen sein, die diesen das Wort reden und das in seinem Kerne heilige Rom an solche Heiligthumsschänder, das so edel menschliche Rom an solche Unmenschen und Barbaren ausgeliefert sehen möchten?! . . . [1])

[1]) Aus dem, was Rom in der kurzen Zeit, wo es piemontesisch ist, geworden, läßt sich schließen, was aus ihm werden wird, wenn Gott und das katholische Volk nicht bald helfend einschreiten.

Siebentes Capitel.

Das unterirdische Rom oder das Rom der Katakomben.

Kennt man Rom, soweit es über der Erde wahrnehmbar, so kennt man es nur halb; unter dem Boden, auf welchem die ewige Stadt sich erhebt, liegt noch ein anderes Rom: das Rom der Todten, das Rom der Katakomben. Letzteren Namen erhielten seit dem vierten Jahrhundert (bis dahin hießen sie Crypten) jene unterirdischen, sich beinahe bis an das Meer nach Ostia hin ausdehnenden Höhlungen, aus welchen meist die Puzzolanerde oder Tuff zu den Bauten der Weltstadt zu Tage gefördert wurde. Von diesen unterirdischen Schluchten nahmen seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, vielleicht früher noch, die Christen Roms Besitz. Dort begruben sie die Leichname ihrer selig entschlafenen oder um des Bekenntnisses Christi willen gemarterten Angehörigen; dorthin flüchteten sie während der Verfolgungen, welche mit kurzen Unterbrechungen unablässig wider sie tobten, und hier hielten sie ihren Gottesdienst. Zu diesem Behufe und um dessen geheimnißreiche Feier vor den Nachforschungen der Späher zu sichern, haben vermuthlich sie die darin jetzt vorkommenden größeren Räumlichkeiten ausgegraben. Dieselben stellen noch heutzutage in ihrer ganzen Einrichtung das unentwickelte Urbild unserer Kirchen dar, und sprechen in dieser Weise, obwohl der tiefen Vergangenheit angehörend, mit ihrem Labyrinth von Gängen, mit ihren Gräbern, ihren Capellen und Altären, mit ihren Inschriften und Bildern noch so lebendig zu unserer Gegenwart und geben ein so lautes, unwiderlegliches Zeugniß für die Wahrheit der katholischen Kirche und für Rom als die Stadt des Petrus, daß wohl schwerlich ein Nichtkatholik, wenn er anders auf geschichtliche Zeugnisse noch etwas giebt, die Katakomben aufmerksam betrachten kann, ohne von dem verrosteten Vorurtheil, als sei die heutige katholische Kirche nicht mehr die echt christliche Urkirche, sondern nur eine Bastardtochter derselben, gründlich geheilt zu werden. Denn Alles, was die Protestanten für Fälschungen und Beimischungen einer späteren Zeit anzusehen pflegen: die Feier des heiligen Meßopfers, die Siebenzahl der Sacramente, die Verehrung und Anrufung der jungfräulichen Gottesmutter und anderer Heiligen, die Reliquienverehrung, die Fürbitte für die Verstorbenen, die bildliche Darstellung biblischer Begebenheiten und religiöser Wahrheiten: alles, alles Das finden sie an dieser nahezu zweitausendjährigen Wiegenstätte des Christenthums, gleichwie in einer lebendigen, mit der Tradition Hand in Hand gehenden Bibel, auf das Deutlichste vor Augen. Ja, hier sind in Wahrheit die Todten lebendig, hier reden in Wirklichkeit die Steine. Und wie groß, wie unzählbar muß die Menge dieser Zeugnisse sein, da wenigstens durch vier Jahrhunderte die Katakomben theils als Friedhöfe für die entschlafenen christlichen Brüder und Schwestern, theils als gottesdienstliche Versammlungsorte gedient haben! Und welche Ausdehnung mußten in so langem Zeitraum die Katakomben gewinnen! In der That ist ganz Rom weit hinaus von denselben umgeben; zum Theile liegen solche auch unter der Stadt. Sie bestehen aus weit verzweigten schmalen Gängen, oft von mehreren Stockwerken, in welchen an beiden

Seiten der Länge nach die Gräber sich befinden. Diese Gräber sind regelmäßig geschlossen mit Platten von Ziegel oder Marmor, deren einfache Inschrift oder sinnbildliche Zeichen sich auf die dort Ruhenden beziehen. Waren dieselben Martyrer, so ward das gewöhnlich angedeutet durch das an der Seite des Decksteines eingemauerte Blutfläschchen, durch die Krone oder Siegespalme auf dem Deckstein oder durch das dort abgebildete Marterwerkzeug. Zur Seite der Gänge finden sich von Zeit zu Zeit größere oder kleinere Capellen zur Ehre der dort ruhenden Martyrer oder anderer Heiligen — gerade so, wie wir es jetzt noch in unsern hohen Domen und in andern Gotteshäusern finden. Wie groß die Zahl der in diesen unterirdischen Gottesäckern ihrer Wiedererweckung harrenden Martyrer sein mag, ist ungefähr zu erschließen aus einer Inschrift über der Eingangsthüre in die Katakomben von San Sebastiano, welche ihrer 174,000 angiebt, worunter 46 Päpste. Und außer den Katakomben von San Sebastiano gibt es solche, die von der h. Agnes, der h. Cäcilia, der h. Agatha, dem h. Laurentius, dem h. Calixtus, dem h. Alexander u. a. ihre Namen tragen. Kein Wunder, daß die Ehrerbietung gegen diese unterirdischen Denkmäler und Gottesäcker des Urchristenthums von jeher sehr groß war, daß z. B. ein h. Hieronymus, eine h. Brigitta, ein h. Philippus Neri, ein h. Carl Borromäus sich öfters aus Verehrung dahin zurückzogen, ja ganze Nächte in ihnen verweilten. Auch jetzt wandert Keiner nach Rom, der nicht — und wäre es auch nur aus Wißbegierde — unter kundiger Führung und unter Anwendung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln in diese Heiligthümer der Vorzeit hinabstiege.

Nachdem auch wir aus Wißbegier und Ehrfurcht im Geiste in dieselben hinabgestiegen und uns in ihnen umgesehen haben, treten wir nun wieder aus dem geheimnißvollen Dunkel an das Tageslicht, um zunächst jenen großartigen Gottesbau anzustaunen, der nunmehr die heiligen Leiber der glorreichsten der Märtyrer, der Apostelfürsten Petrus und Paulus nämlich, als kostbarstes Kleinod in sich schließt.

Achtes Capitel.

Die Peterskirche.

Die Peterskirche, dieser größte und prächtigste Tempel der Erde, liegt am nordwestlichen Ende Roms, am Fuße des Vaticanischen Berges, wo die Gärten und der Circus (die Rennbahn) Nero's, des ersten und grausamsten Christenverfolgers, gewesen und wo die Grotte gegraben war, in welcher die von ihm geschlachteten Martyrer beigesetzt wurden. Gleichfalls ein Opfer des blutdürstigen Kaisers, ruhete Petrus, der Apostelfürst, nachdem er, gleich seinem Meister, am Kreuze, aber in umgekehrter Richtung, verblutet, hier inmitten seiner Kinder. Nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung soll sein heiliger Leib durch seinen Schüler Marcus in der obgedachten Grotte verborgen worden sein. Der h. Papst Anaklet ließ auf seines Vorgängers Grab eine kleine Kirche errichten. Als Kaiser Constantin sich zum Christenthum bekehrte und dieses nach dreihundertjähriger blutiger Verfolgung zur Staatsreligion erhob, ließ er und seine fromme Mutter, die h. Helena, an derselben Stelle eine Basilika erbauen. Dieselbe war fünfschiffig und reich mit Silber und Gold, Marmor

und Mosaiken, Capellen und Altären geschmückt, als Carl der Große von Leo III. in solcher gekrönt ward. Diese Pracht schwand allmählich im Mittelalter und der Tempel wurde nachgerade baufällig. Da faßte Nikolaus V. (1447—1455) den Plan, das altehrwürdige Gebäude zu zerstören und an seiner Stelle ein neues, viel prächtigeres nach dem Muster des Salomonischen Tempels aufzuführen. Allein von dem auf seinen Befehl angefertigten Plan kam wenig zur Ausführung. Nikolaus starb, und die Lebenszeit seiner sieben nächsten Nachfolger war zu kurz, die Umstände zum Theil zu ungünstig, um das große Werk mit vollem Ernst in Angriff zu nehmen. Erst Julius II., Papst seit 1503, ergriff den Plan von Neuem und beauftragte damit den berühmten Architekt Bramante. Am 18. August 1506 ward der Grundstein gelegt, am 18. November 1626 erfolgte unter Urban II. die feierliche Einweihung der neuen Kirche, die jedoch ihre volle Vollendung erst (nach dem Bau der Sacristei) unter Pius VI. feierte. Zwanzig Baumeister, unter denen Bramante, Raphael, Michel Angelo und Maderno die berühmtesten, leiteten nacheinander den Bau, dessen Kosten man auf 64 Millionen Thaler berechnet. Wundern wird uns das nicht, wenn wir den Wunderbau etwas genauer werden in Augenschein genommen haben.

Wir kommen, nachdem wir die innere Stadt verlassen, die Engelsbrücke überschritten, rechts an der Engelsburg vorbei, eine lange, nicht sehr ansehnliche Straße durchwandelt, zuerst auf einen weiten, einen mit einem Viereck verbundenen Langkreis bildenden Platz — den weltberühmten Sanct Petersplatz. Derselbe ist halb eingeschlossen von den ausgestreckten Armen einer prächtigen Säulenhalle, mit vier Reihen von Säulen, die im Halbzirkel bis zur Vorderseite der Kirche hinlaufen. Man zählt in dieser Säulenhalle 284 Säulen, und jede Säule hat eine Höhe von 61 Fuß. Der ganze Säulengang ist geziert mit einer schönen Balustrade, worüber 140 kolossale Statuen, verschiedene Heilige vorstellend, errichtet sind. Mitten auf dem Platze erhebt sich zwischen zwei stets plätschernden, herrlichen Springbrunnen der berühmte Obelisk aus Einem Stück Granit, 72 Fuß hoch, nahezu eine Million römische Pfund schwer. Aus Aegypten — unter Kaiser Caligula — nach Rom gebracht, schmückte er eine Zeitlang die Rennbahn des Nero. Sixtus V. ließ ihn am 10. September 1586 an seiner jetzigen Stelle aufrichten. Der Baumeister, der dieses Wunderwerk der Mechanik aussann und ausführte, war Domenico Fontana. Neunhundert Menschen und 150 Pferde arbeiteten an den 44 Maschinen, mittelst deren durch eine gleichmäßige Bewegung der Obelisk in die Höhe gerichtet und senkrecht auf ungeheure Eisenbalken gestellt wurde, die ihm als Stützpunkt dienten. Zum Zeichen, daß auch das Heidenthum dem wahren Gott dienen soll, ziert ein Kreuz seine Spitze.

Nachdem wir mit Freude und Bewunderung diesen Platz und was ihn zieret, betrachtet, nähern wir uns der Basilika selber. Eine herrliche Treppe von Travertin, in drei Abstufungen getheilt, führt zu ihr hinan. Zwei kolossale Bildsäulen des h. Petrus und des h. Paulus bilden an beiden Ecken unten an der Treppe gleichsam die Ecksteine. Wir stehen nun vor der Façade des unvergleichlichen Baues. Diese Vorderseite besteht aus acht Säulen und vier korinthischen Pfeilern, die durch fünf

Thore getrennt werden. Sie wird durch eine Attika (einen Aufsatz über dem Hauptgesimse) gekrönt, worüber eine Balustrade, auf der sich 13 kolossale Statuen erheben, welche den Erlöser und die 12 Apostel vorstellen; auf jeder Seite zeigen zwei prächtige Thurmuhren den Einheimischen wie den Fremden in ihrer Weise die Tageszeit an. Diese Façade bildet jedoch nicht die Frontseite der Kirche selbst, sondern nur die der Vorhalle zur Kirche, aber einer Vorhalle von so seltener Pracht und Größe, daß es schon vorgekommen sein soll, daß ein Fremder, der eigens aus seinem Lande gereist war, um die St. Peterskirche zu sehen, zurückkehrte, ohne die Kirche selbst betreten zu haben, da er gar nicht glauben wollte, er habe nur die Vorhalle derselben gesehen. Sie hat aber auch 47 Fuß Breite und 439 Fuß Länge, und schimmert ganz von Marmor und Vergoldungen. An beiden Seiten derselben stehen in einer großen und tiefen Nische unter Draperieen, als Erinnerungen an die zwei größten politischen Ereignisse der Welt- und Kirchengeschichte, die herrlichen Reiterstatuen Constantin's und Carl's des Großen, der erstere an den Sieg des Christenthums über die heidnische Welt, der zweite an die sociale Gründung seiner Herrschaft über die neugestaltete Welt gemahnend. Den fünf Eingängen der Façade entsprechen fünf Thüren, die in den Tempel selbst führen. Eine derselben ist zugemauert und in der Mitte mit einem Kreuze aus Bronze geziert; sie wird Porta Santa (das heilige Thor) genannt und nur alle 25 Jahre beim Jubiläum geöffnet.

Sind wir durch eine dieser Thüren langsamen Schrittes und mit gesteigerter Ehrfurcht in die Basilika selbst eingetreten, so beschleicht uns, aber nur für einen Augenblick, ein Gefühl der Enttäuschung; wir suchen vergebens die kolossalen Verhältnisse, von denen wir haben reden hören: Höhe, Breite, Länge, Alles kommt uns gewöhnlich vor: und dennoch übertrifft Sanct Peter an Pracht und Größe die größten und stolzesten Kirchen des Morgen- und Abendlandes, z. B. die Sophienkirche in Constantinopel, die Kathedrale in Mailand und Sanct Paul in London; denn die Paulskirche hat 500 Fuß Länge und 250 Fuß Breite, hingegen die Peterskirche vom Eingangsthore bis zum Chorabschluß 575 Fuß in der Länge und 417 Fuß in der Breite. Das Mittelschiff hat in der Breite 82 Fuß und 142 in der Höhe. Die Basilika ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und hat drei Schiffe. Das mittlere wird durch acht große Pfeiler getheilt, worauf an jeder Seite vier große Bogen ruhen. An jedem Pfeiler lehnen sich zwei Pilaster in korinthischem Stile von acht Fuß Breite und 77 Fuß Höhe, welche oben ein schönes Gesims von 18 Fuß Höhe schmückt. Zwischen den Pilastern an den Pfeilern sind zwei Reihen Nischen. In der unteren befinden sich marmorne Statuen verschiedener Heiligen. Ueber jedem Bogen erblickt man zwei Figuren aus Stuck, 15 Fuß hoch, welche Tugenden vorstellen. Ferner sind die Pfeiler ausgeschmückt mit Bildnissen von verschiedenen Päpsten. Das Gewölbe des Mittelschiffes ist in verschiedene Felder eingetheilt und diese mit theils vergoldeten, theils weißen Cassettirungen und Stuccaturverzierungen reich und geschmackvoll ausgefüllt. Der Fußboden, belegt mit dem schönsten Marmor in verschiedenen Farben, gleicht einem glänzenden Felde, emaillirt mit Blumen und zierlich aus-

geschnitten als Einsatzrosen, Rauten, Felder von einer lieblichen Mannigfaltigkeit und einem großen Reichthum der Zeichnung. Er ist ein Meisterstück des Jakob della Porta und Bernini.

Die beiden Weihbecken, auf die wir, nach katholischem Brauch, zunächst zuschreiten, vermehren Anfangs unsere Täuschung; aber bald benehmen sie dieselbe: ihnen nahe zu treten, ist gerade das erste Mittel, die Größe von Sanct Peter würdigen zu lernen. Die Reisebücher sagen: „Die Engel, welche sie stützen, haben sechs Fuß." Du hältst das beim ersten Anblick für Uebertreibung. Allein, wenn man bei ihnen steht und sie mißt, sieht man, daß es in Wirklichkeit Kolosse von sechs Fuß sind. Sie sind von weißem Marmor und tragen zwei Muschelschalen von gelbem Marmor, die einander gegenüber vor den zwei ersten Zwischenpfeilern angebracht sind.

Fragen wir: woher kommt es, daß die Größe der Peterskirche nicht sogleich auffällt und der erste Eindruck, den sie auf den Beschauer macht, nicht ein so großartiger ist, als man erwarten sollte? — so ist die Antwort diese: Gerade die hohe Vollkommenheit der Verhältnisse, die schöne Harmonie aller Theile des Baues, die Frische und Schönheit der Farben und das helle, klare Licht, so verschieden von dem Dämmerlichte, welches zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der gothischen Dome gehört — alle diese Umstände bewirken, daß die Peterskirche zwar einen außerordentlich wohlthuenden, aber nicht sogleich den gewaltigen Eindruck macht, wie man bei der ungeheuren Länge und Höhe des Gebäudes wohl erwarten sollte, daß aber auch die Bewunderung desto höher steigt, je öfter man den prachtvollen Bau musternd durchwandert.

Bei diesem Durchwandern, um die Herrlichkeiten des Tempels anzustaunen, besteht die größte Verlegenheit darin, daß man nicht weiß, wo man anfangen soll. Denkmäler aller Art, Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei streiten sich um die Aufmerksamkeit.

Machen wir es so. Stellen wir uns, um einen Totaleindruck von dem großen Ganzen zu bekommen, vorläufig zwischen den beiden Weihwasserbecken in die Mitte und lassen wir das Auge nach der Chortribüne hinschweifen, die die Aussicht begrenzt. Da gewahren wir in des Tempels Vierung, dort, wo das Langhaus mit dem Querschiff sich schneidet, einen majestätischen Baldachin aus Erz, der von vier gewundenen Säulen, ebenfalls aus Erz, und von vier auf deren Gesimse stehenden Engeln getragen, über einem Hochaltare sich wölbt, den in weitem Umkreis ein Marmorgeländer umschließt, an welchem in Füllhörnern eine unzählbare Menge vergoldeter bronzener Leuchter angebracht sind, aus denen ebenso viele Lampen ein zauberisches Licht verbreiten. Sähen nicht die Menschen, die da und dort vereinzelt stehen, gehen oder knieen, wie Zwerge, ja wie Punkte aus, so könnten wir vergessen, daß zwischen ihnen und uns ein Raum von einigen hundert Fuß mitten inne liegt.

Ueber den Baldachin hinaus sehen wir in des Chores Abschluß Etwas wie einen Reliquienschrein, von vier riesengroßen Figuren getragen. Er scheint einen Stuhl von antiker Form zu enthalten. Darüber schimmert ein großer Strahlenkreis, in dessen Mitte sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube befindet. Die Strahlen desselben sind

überaus glänzend, weil die Arbeit ganz von vergoldetem Messing ist und durch Fensterscheiben beleuchtet wird, die den Glanz der Vergoldung verdoppeln.

Werfen wir einen Blick nach Oben, da fesselt die kühn gewölbte, mit vergoldetem Schnitzwerk reich vergoldete, cassettirte Decke unsere Bewunderung. Senken wir zur Erde den Blick: welch ein prachtvoller, gleich einem kunstreich und geschmackvoll gewirkten Teppich ausgebreiteter Marmorboden!

Nach diesem flüchtigen Streifblick über das Hauptschiff seiner Länge und Höhe nach schreiten wir wieder rückwärts und beginnen unsere Wanderung durch das Seitenschiff zur Rechten bei der untersten Capelle. Es ist die Capelle der Pietà, der schmerzhaften Mutter, wo der Meißel Michel Angelo's sich in der unsterblichen Gruppe der h. Jungfrau kund giebt, welche den entseelten Leichnam ihres geliebten Sohnes auf den Knieen hält. — Weiterhin die Capelle des h. Sebastian mit einem Mosaikgemälde dieses Martyrerhelden nach dem Original des Dominichino, und den Grabdenkmälern des Papstes Innocenz XII. und der frommen Schirmfrau des Papstthums, Markgräfin Mathilde von Canossa. Ferner die Capelle des h. Sacraments mit ihrem reichen Tabernakel aus Lasurstein und vergoldetem Erz. Sehr passend ist hier das die Communion des h. Hieronymus darstellende Mosaikgemälde, ebenfalls nach dem berühmten Original von Dominichino, angebracht. In dieser Capelle wäscht der Statthalter Christi, der Aufforderung seines Meisters, ihm nachzuahmen, getreu, am Gründonnerstage, des Schmuckes seiner Würde entkleidet, 13 Armen, in denen er die Apostel Christi ehret, die Füße. — Dann kommt die Capelle der h. Jungfrau, aus africanischem Marmor, nach den Zeichnungen des Michel Angelo gebaut, mit ihrem Altar, ganz glänzend von Alabaster, Amethysten und andern kostbaren Steinen. Benedict XIV. hat hier sein Grabmal. Bewunderung verdient ferner der Altar der Navicella, dessen Mosaikgemälde die Barke des h. Petrus, dem Ersinken nahe, und den die Wellen beruhigenden Erlöser darstellt, eine Lehre, ebenso abschreckend für die Feinde, wie troftreich für die Kinder der Kirche; dann das prächtige Grabdenkmal Clemens' XIII., das unsterbliche Werk Canova's. — Die letzte Capelle rechts ist der h. Petronella gewidmet, und das Gemälde, welches die Heilige im Augenblick ihrer Wiederausgrabung darstellt, gilt für die schönste Mosaik in St. Peter.

Wenden wir uns nun durch das Querschiff von der rechten Seite nach der linken. Vergessen wir aber, an der Confessio vorübergehend, ja nicht, mit Andacht die Kniee zu beugen. Sind doch selbst Papst und Kaiser durch ein eigenes Decret der Congregation der Kirchengebräuche (vom 10. October 1594) zu dieser Ehrfurchtsbezeugung verpflichtet. Wandeln wir von der linken Seite abwärts, so gelangen wir zum Altar der hh. Apostel Simon und Judas, der mit zwei großen Säulen von schwarzem ägyptischem Granit geziert ist, in deren Mitte ein Mosaikgemälde glänzt, das den h. Petrus vorstellt, wie er den Gichtbrüchigen heilt. — Verweilen wir vor der Capelle des h. Leo des Großen, mit dem herrlichen Basrelief Algardi's, das den Papst vorstellt, den Retter der Stadt, vor welchem Attila, die Gottesgeißel, ehrerbietig zurückweicht:

welche Erinnerungen ruft sie in der Seele wach, welche Dankgefühle gegen das Papstthum, vor dem mehr denn ein Barbar, vor dem die ganze Barbarei finsterer Jahrhunderte hat zurückweichen müssen! — Dann folgt die prächtige Capelle des Capitels von St. Peter. Durch ein eisernes, mit vergoldeter Bronze geschmücktes Gitter versperrt, bietet sie besonders während der Officien einen prächtigen Anblick dar. Ueber der nahen Thüre wird vor der Hand der Leichnam des letztregierenden Papstes beigesetzt. Unter den dem unsterblichen Ruhm der Heiligen und der Päpste geweihten Meisterwerken zeigen sich auch Erinnerungen an fürstliches Mißgeschick, die Denkmäler nämlich der aus ihrem Erbe vertriebenen Stuarts, von Canova's Meisterhand: sie schmücken die Capelle der Opferung Mariä. Die Taufcapelle, die unterste zur Linken, gleich beim Eintritt in die Basilika, schließt diesen Kranz von Heiligthümern, von denen wir nur einige erwähnt haben und deren eines immer herrlicher ist, als das andere; denn alle diese Capellen mit kostbaren Altären, 46 an der Zahl, sind mit herrlichen Mosaikgemälden nach den berühmtesten Originalen, mit Denkmälern der Kirchengeschichte aus ältester und neuester Zeit wie um die Wette geschmückt.

Nach diesem Rundgang durch die Seitenschiffe kommen wir nun wieder auf unsern Ausgangspunkt zurück, um uns das Hauptschiff und was es enthält, noch einmal und genauer anzusehen und den Eindruck der Gesammtwirkung in uns aufzunehmen.

Nahe der Stelle, wo wir stehen, auf dem Fußboden nahe dem Haupteingang, siehst Du eine große runde Porphyrplatte. Sie ist aus der alten Kirche. Auf ihr knieten ehedem die Kaiser vor der Krönung, während ein diesen Act betreffendes Gebet über sie gesprochen wurde. Gehen wir weiter das Schiff hinauf, so werden wir entzückt von der Schönheit der bunten Marmorplatten unter unsern Füßen und von der Pracht des goldschimmernden Deckengewölbes mit seinen viereckigen, mit vergoldeten Rosetten gezierten Cassettirungen über unsern Häuptern. Die hochstrebenden korinthischen Säulen mit ihrem kühnen Gesimse, die Nischen mit ihren Standbildern, die Arcaden mit ihren reizenden Figuren, welche auf dem geschweiften Bogen ruhen, bezaubern nach der Reihe, wie wir an ihnen vorbeigehen, unser Auge. In den Nischen rechts und links prangen die kolossalen Statuen von allen Gründern der Mönchsorden. Diese mächtigen Geister, von Jahrhundert zu Jahrhundert der Kirche zu Hülfe gesandt, diese berühmten Generäle, deren Reihen so ruhmvoll die Wahrheit, die Tugend, die wahre Civilisation (nicht die, welche Victor Emmanuel und Genossen zu befördern vorgeben) vertheidigten, bilden eine lange Gallerie und gleichsam eine doppelte Kette, welche, bis zur Mitte der Kirche sich hinziehend, mit der Kathedra des h. Petrus, dem Lehrstuhl der Wahrheit, dem einzigen Mittelpunkte der Einheit und dem immer brennenden Herd des Lichtes und der katholischen Liebe, verknüpfet. Senken wir die Blicke und wenden wir sie nach der rechten Seite, so begegnen sie in der Nähe der Vierung einer ehrfurchtgebietenden Statue aus Erz: man glaubt den Felsenmann, auf welchen die Kirche gegründet, den Schirmvogt, nach welchem dieser Prachtdom sich nennet, auf erhabenem Stuhle dasitzen zu sehen, in der

Linken die Insignien seiner Gewalt, mit der Rechten die vor ihm Knieenden segnend. Es ist diese Statue ein Denkmal der Dankbarkeit des h. Leo des Großen. Dieser ließ sie, nach Angabe der Gelehrten, aus dem Erze des Standbildes des Jupiter Capitolinus, zu Ehren des glorreichen Apostels gießen, der, mächtiger als Jener, der das heidnische Rom hatte zusammenstürzen lassen, durch ihn (Leo) die ewige Stadt vor der Wuth Attila's gerettet hatte. Verneigen wir im Geiste mit den Tausenden von Pilgern unser Haupt und lasset auch uns zum Zeichen unserer Liebe und Ehrerbietung gegen die Kirche die Füße des großen Apostels küssen und mit unserer Stirne berühren, jene Füße, die hier und allerwärts, wo sie kamen, so tief ihre Spuren zum Segen der Menschheit eingedrückt haben.

Je näher wir der Confessio, der Bekenntnißstätte des h. Petrus, kommen, desto größer wird unsere Ehrfurcht. Es ist diese Confessio die Grotte, wo ehedem die unterirdische, vom Papst Anaklet zu Ehren des Apostelfürsten erbaute Capelle stand und worin nunmehr die eine Hälfte der Leiber der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt wird, deren andere die Paulskirche unter ihren Schätzen zählt. Achtzig heilige Päpste schlummern hier, um ihre Chorführer geschaart, ihrer dereinstigen Auferstehung entgegen.

Ueber dieser Grotte erhebt sich sieben Stufen hoch der päpstliche Altar von weißem Marmor. Er wurde im Jahre 1594 von Clemens VIII. errichtet und eingesegnet. Er ist mit einer schönen, mehr als 19 Spannen langen und über 9 breiten Marmorplatte bedeckt. Nach einer frommen Ueberlieferung enthält dieser Altar einen andern antiken Altar, der zur Zeit des h. Sylvester und Constantins gegen das Jahr 330 dem h. Petrus geweiht wurde. Dreimal des Jahres feiert der Papst an diesem Hochaltare die Messe, an Weihnachten, Ostern und am Namensfeste des h. Petrus. Ihm allein steht dieses Recht zu, und wenn ihn ein Cardinal ersetzt, was gewöhnlich um Petri Stuhlfeier geschieht, so muß dieser Cardinal durch ein besonderes Breve dazu ermächtigt sein, welches aber nie anders als für ein einziges Mal gültig ist. Eine doppelte Marmorstiege führet vom Altar in die Grotte hinab. In ihr befinden sich aus der Urzeit des Christenthums zwei sehr ausdrucksvolle Bildnisse der beiden Apostelfürsten. Der Altar steht allein und sieht, wie gewöhnlich, nach Osten. Vier gewundene Säulen von vergoldetem Erz tragen den Baldachin. Diese Säulen haben nicht weniger als 34 Fuß Höhe. Sie sind aus dem Erz der Thore des Pantheons gemacht und, wie versichert wird, mit Gebeinen von Martyrern angefüllt. Das Alles scheint von einer mittleren Höhe zu sein, und doch erreicht der höchste Palast Roms, der Palast Farnese, die Höhe dieses prächtigen Denkmals nicht. Vom Boden, wo die Statue Pius' VI., des in der Verbannung Gestorbenen, seine Grabstätte bezeichnet, bis zum Gipfel des Kreuzes, mißt er mehr denn 86 Fuß. Am Marmorgeländer, das die Ruhestätte der beiden Apostel umgiebt, brennen Tag und Nacht 122 Lampen, ein Sinnbild des lebendigen katholischen Glaubens und der Liebe, die von dieser Stätte aus durch alle Jahrhunderte die Welt erleuchtet und erwärmt und hinwiederum an dieser Stätte Nahrung gesucht und gefunden haben. Ein heiliger Schauder überläuft uns bei dem Gedanken an die

Heiligthümer, welche hier unter uns ruhen, bei der Erinnerung an die zahllosen Martyrer, die von dieser Stätte, wo sie sich Muth und Kraft dazu erfleht hatten, hinweg freudig in den Martertod eilten, an die Schaaren von Heiligen, an die vielen gekrönten Häupter, Kaiser und Kaiserinnen, Könige, Fürsten und Großen, die seit Constantin und Carl dem Großen von allen Richtungen der Windrose her hier geknieet, ihre Weihgeschenke geopfert und dann, im Glauben gestärkt, in ihre Heimath zurückgekehrt sind.

Nachdem wir den Blick auf die glorreiche Grabstätte gesenkt und eine Weile betrachtend geruhet haben, erheben wir die Augen nach Oben: Himmel, was schauen wir da? Ein Schwindel erfaßt uns und doch stehen wir festgebannt und fragen uns, ob es Dichtung, ob es Wahrheit sei, was wir schauen. Da wölbt sich in der ungeheueren Höhe von 400 Fuß wie ein Firmament über uns die majestätische Kuppel. Sie ruhet auf 4 Pfeilern, von denen jeder 206 Fuß Umfang hat und welche durch 4 große Bogen verbunden sind. Der Durchmesser der Kuppel ist ungefähr 130 Fuß; die ganze Höhe, von dem Fußboden an gerechnet bis zur Spitze, beträgt 426 Fuß. Zwischen 32 Pilastern in korinthischem Stile befinden sich oben in der Kuppel 16 Fenster. Ueber denselben ruhet ein Gesimse mit einem Sockel, von diesem Sockel fängt die Wölbung der Kuppel an und ist in 16 Theile getheilt und mit herrlichen Mosaiken geziert, die den Erlöser, die heil. Jungfrau, Engel und andere Heilige vorstellen, um den Ewigen gereiht, dessen Thron ganz in der Mitte der Kuppel das gewaltige Bild krönt. Oberhalb der 4 großen Pfeiler am Gesimse befindet sich rund herum die Inschrift: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreichs." Die 4 umgebenden Kuppeln, obgleich sie nur Trabanten der majestätischen Hauptkuppel sind, sowie noch 5 andere kleine Kuppeln, welche über der Basilika hervorragen, würden ebenso vielen prächtigen Kirchen zur krönenden Zierde gereichen. „Es existirt — das ist das einstimmige Urtheil strenger, nichtkatholischer Kunstrichter — es existirt kein Werk von Menschenhand, welches dieser Kuppel gleichkommt oder würdig wäre, gleich nach ihr genannt zu werden. Geräumig, wie sie ist, schwebt sie doch auf ihren Pfeilern in solch heiterer Ruhe, daß es scheint, als sei sie durch die elastische Kraft der von ihr umschlossenen Luft in die Höhe gehoben und ausgespannt worden. Unter ihrem majestätischen Gewölbe erweitert sich die Seele. Wie ein Held zu kämpfen, zu leiden wie ein Martyrer, erscheint Einem hier als etwas ganz Natürliches und Leichtes." Aus den Nischen der 4 Pfeiler, welche die Kuppel tragen, schauen die riesengroßen, kostbare Reliquien in sich bergenden Standbilder der heil. Veronica, der heil. Helena, des heil. Longinus und des heil. Andreas, theils auf die Gruft der Apostelfürsten hernieder, theils in die Glorie der Wölbung hinauf. Durch die Wölbung der Kuppel ruft es gleichsam vom Himmel herab: „Dir, Petrus, übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches; was Du lösen wirst auf Erden, soll gelöset sein auch im Himmel." Und sehen wir von der Apostelgruft aus um uns, was erblicken wir? Die Vollziehung jenes Gottesspruches versinnbildlicht in den zahlreichen Beichtstühlen, welche

rings herum angebracht, durch die Aufschrift: lingua germanica, lingua hispanica, lingua anglicana, lingua gallica, lingua graeca u. s. w. die Gegenwart von Pönitentiaren, das heißt von Priestern andeuten, welche mit besonderer Macht bekleidet, unter der Gerichtsbarkeit des Cardinal-Großpönitentiars ein doppelt nützliches Amt ausüben, das Amt, die Beichten in deutscher, spanischer, englischer, griechischer, französischer und anderen Sprachen zu hören, die Büßer zu absolviren, zugleich aber auch ihre Landsleute während ihres Aufenthaltes in Rom zu unterstützen, zu leiten, vor Gefahren zu schützen u. s. w. Kann etwas Sinnreicheres gedacht werden als diese Einrichtung an diesem Orte? Wird dadurch nicht wahrhaft Sanct Peter's Dom das Himmelreich auf Erden? Wird darin die den Apostelfürsten übertragene Binde- und Lösegewalt nicht buchstäblich ausgeübt? Wird dadurch Petrus nicht in Wahrheit der Mittelpunkt der Einheit, um welchen die Völker aller Zungen sich schaaren, wo Jeder, als wäre er daheim, seine Sprache redet und in ihr, als wäre er daheim, verstanden, getröstet, losgesprochen und geheiligt wird?

Haben wir von dem Staunen, worein der Aufblick zur Kuppel uns versetzte, uns in etwa erholt und an der vorerwähnten Betrachtung erlabt, so setzen wir nunmehr die Wanderung zum Chore hin fort. Und sieh, alsbald nimmt ein anderer erhabener Gegenstand unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. In dem Abschluß des Chores zeigt sich in einer großen Höhe die Kathedra, der bischöfliche Stuhl des h. Petrus, jener Stuhl, auf welchem der ehemalige galiläische Fischer so oft in den unterirdischen Gewölben des Vaticans saß, von welchem aus er die ersten Priester und Bischöfe weihte, von welchem aus er predigte und seinen theuren Neubekehrten die Sacramente reichte, deren Kleid, Tags vorher im Wasser der Taufe weiß gewaschen, am folgenden Tage im Blute des Martyrthums purpurroth gefärbt werden sollte. Lange Zeit bei dem Leibe des Apostels in der Vaticanischen Katakombe aufbewahrt, wurde er der erste Thron, auf welchem seine Nachfolger nach ihrer Erwählung saßen. Endlich ließ Alexander VII. das kostbare Denkmal von Holz in einen Stuhl von vergoldetem Erz eingefaßt, dort aufstellen, wo er sich jetzt annoch befindet, in der Tribüne des Chores. Vier riesenhafte Figuren von Erz, welche die vier großen Lehrer der Kirche, zwei aus dem Morgenlande (den h. Johannes Chrysostomus, dessen Leib in der Nähe ruhet, und den h. Athanasius) und zwei aus dem Abendlande (die Heiligen Ambrosius und Augustinus) vorstellen, tragen ihn; ein glänzendes Transparent, den h. Geist in einer Strahlenglorie darstellend gießt über und um denselben ein himmlisches Licht aus. Als Begleitung erheben sich auf jeder Seite die prächtigen Grabmäler Paul's III. und Urban's VIII. Die Nischen, welche die Tribünen umgeben, sind verziert mit schönen Marmorfiguren. Das Gewölbe der Tribüne ist geschmückt mit vergoldetem Stuck und Basreliefs, von denen das mittlere den Erlöser vorstellt, wie er dem h. Petrus die Schlüssel überreicht, gearbeitet nach der Zeichnung von Rafael. Außerdem sind an beiden Seiten der Tribüne verschiedene Inschriften angebracht. Unter diesen ist aus neuerer Zeit diejenige besonders merkwürdig, die daran erinnert, wie der heilige Vater Pius IX. in dieser Basilika am 8. December 1854 feierlich das

Dogma der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria verkündigt hat.

So ist denn Sanct Peter gleichsam eine Bilderbibel, eine stumme und doch überaus beredte Predigt für das Volk. Diese Basilika, sie ist ein Lehrbuch der Theologie, wie nicht minder der Geschichte; sie ist das erhabenste Gedicht der Religion, ein Gedicht, eine Geschichte, eine Theologie, welche Alle lesen, Alle bewundern, die Einfältigen wie die Gelehrten, eben weil der Katholicismus für Alle ist.

Doch um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und uns einen vollständigen Begriff von der Größe der Peterskirche zu machen, müssen wir uns die Mühe geben, die große Kuppel zu besteigen — allerdings eine etwas anstrengende, jedoch lohnende Arbeit, welche noch dazu keinerlei Gefahr mit sich bringt. Eine schneckenförmig gewundene, sehr bequeme Treppe von 142 Stufen führt uns zu der weiten Dachfläche über der Basilika. Hier entfaltet sich die majestätische Kuppel erst recht in ihrer Großartigkeit vor Deinem erstaunten Blick. Durch einen bequem eingerichteten Corridor gelangst Du in die Kuppel, das heißt zum ersten Gesimse, welches durch die Krone der Kuppel gebildet ist. Von hier aus kannst Du einen Blick in das Innere der Basilika werfen. Aber ein Schrecken, ein Schauder erfaßt Dich ob der Tiefe, in die Du hinabsiehst. Das Gesimse ist übrigens breit genug, auf demselben sich herumzubewegen: es hat sieben Fuß Breite und einen Umfang von 380 Fuß. Hierauf steigst Du auf das zweite Gesimse und setzest Deinen Weg fort, bis Du zu dem äußeren Geländer angekommen bist, welches den Umgang bildet. Von hier aus blick' um Dich: die ganze weite, malerisch schöne Campagna — die Umgegend Roms bis zum Meere — dehnt sich vor Dir aus. Noch immer fährt man fort zu steigen, und gelangt dann zu einer kleinen Galerie, die nach Außen hin eine mit Hochleuchtern versehene Brustlehne ziert, Giro dei Candelabri (Leuchterkreis) genannt. Von hier aus führt eine senkrechte Leiter in die aus Bronze gearbeitete Kugel, die 7½ Fuß Durchmesser hat und bequem 15 Personen faßt. Gelüstet Dich zur höchsten Spitze der Kuppel, d. h. zum Kreuze hinaufzusteigen, so ist Dir dies ermöglicht durch eine eiserne Leiter, die bis zum Kreuze der Kuppel, welches 13 Fuß Höhe hat, hinaufführt.

Das ist St. Peter mit seiner weltberühmten, in seiner Art einzigen Kuppel.

In diesem herrlichen, mit 748 Säulen aus Marmor, Travertin und Bronze (worunter 11 aus dem Tempel zu Jerusalem), mit beinahe 400 Bildsäulen aus Metall, aus Marmor, Travertin und Stuck, mit 44 Altären geschmückten, von 122 Lampen bei Tag und Nacht beleuchteten Tempel (die unterirdische Kirche, die Vorhalle und großartige Sacristei mit einbegriffen), in diesem erhabenen Hochchore, unter dem von vier hh. Lehrern der Kirche getragenen Stuhle des Apostelfürsten werden wir fortan den Erwählten des 16. Juni — Denselben, der vor 27 Jahren so anspruchslos in einem armen Kirchlein Roms, von Waisenkindern umgeben, seine erste h. Messe las — bei feierlichen Anlässen, umringt von allen Abstufungen der Hierarchie, seinen Platz einnehmen sehen, nachdem die Krönung, die nun beschrieben werden soll, ihm das Recht dazu verliehen.

Neuntes Capitel.

Die Krönung Pius' IX. in St. Peters Dom.

Die erste zuverlässige Nachricht, die wir von der Krönung eines Papstes haben, ist die, welche uns über die Krönung Nikolaus' I., eines der größten Päpste vor der Zeit Gregor's VII., gegeben wird. Sie hatte im April 858 in Gegenwart des deutschen Kaisers Ludwig II. Statt. Durch die Krönung stellte sich der Papst im Rang den weltlichen Monarchen zur Seite. Auch stieg das päpstliche Ansehen beim Volke durch die Ehrenbezeugungen, welche der Kaiser bei einer Zusammenkunft mit Nikolaus demselben erwies: er ging ihm eine Strecke entgegen, führte dessen Pferd am Zügel und küßte dem Papste die Füße. Seitdem ist die Krönung der Statthalter Christi im Gebrauche geblieben. Sie muß längstens innerhalb sechs oder acht Tage auf die Papstwahl folgen und geschieht in Sanct Peter gewöhnlich an einem Sonn- oder Festtage. Bei Pius IX. hatte sie Sonntags den 21. Juni, am fünften Tage nach seiner Erwählung und zwar im Wesentlichen unter folgenden, vom Römischen Ceremoniale vorgeschriebenen Feierlichkeiten Statt.

Am Krönungstage begab sich der Papst, nachdem ihm unter den herkömmlichen Förmlichkeiten durch die Cardinal-Diakonen und andere Prälaten die oben beschriebenen päpstlichen Gewänder angelegt worden, nach der St. Peterskirche in hochfeierlichem Zuge. An dessen Spitze befand sich der Consistorial-Advokat, der Geheime und Ehren-Cämmerer, die zahlreichen Prälaten in Cappa, d. h. in weitem, den ganzen Leib bedeckenden Festmantel. Nun folgten der Uditore di Rota, der das Kreuz vorausträgt, das ganze heilige Collegium der Cardinäle mit rothem Barett, die Conservatoren, der Gouverneur von Rom, mit dem Senator dieser Stadt an der Spitze, und die Cardinal-Diakonen. Hinter diesen kam Seine Heiligkeit, in einem Tragsessel von Cammerbedienten in rother Livree getragen; ihn umgaben die Generallieutenants der Noblegarde, die Oberbefehlshaber der Linientruppen, der Commandant der Engelsburg, die adeligen Geheimen Cämmerer und die Schweizergarde; so gelangte der Zug über die Constantinische Stiege in die Vorhalle der Peterskirche. Hier war neben der Porta santa ein Thron mit einem Baldachin errichtet. Der Papst verließ den Thron, während die Chorsänger die erhabene Antiphon: Ecce sacerdos magnus „Siehe den Hohenpriester" anstimmten. Einer der Cardinäle trat sodann zur Rechten des h. Vaters und hielt mit entblößtem Haupte eine lateinische Rede. Darnach empfing dieser, sitzend, von den Domherren und dem Capitel von Sanct Peter, unter Absingung des Gesanges Tu es Petrus „Du bist Petrus" den Fußkuß und nahm zugleich die Schlüssel von ihnen in Empfang. Nach beendigtem Fußkuß hielt Seine Heiligkeit, unter dem Jubelruf der ihn von allen Seiten umdrängenden Gläubigen, den Einzug in die reich geschmückte Kirche, begab sich in die Capelle des allerheiligsten Sacramentes und verrichtete knieend vor dem Altare sein Gebet. Nachdem so dem menschgewordenen Gott, dem unsichtbaren obersten Hirten der Kirche die Ihm gebührende Anbetung dargebracht, brach der Zug nach der Capelle des h. Gregor, oder, wie sie auch genannt wird, des h. Andreas auf.

Hier stand abermals unter einem mit Edelsteinen besetzten Himmel ein Thron aufgerichtet. Pius IX. ließ sich auf denselben nieder. Der Chor stimmte das Te Deum an, während dessen die Cardinäle und Prälaten Seiner Heiligkeit ihre Huldigung darbrachten, die Ersteren ihm die Hand, die Letzteren den Fuß küssend. Hierauf stimmte der Papst die Terz — einen Theil des priesterlichen Stundengebetes — an. Während diese gesungen wurde, legte Seine Heiligkeit unter Assistenz des apostolischen Subdiaconus und Anderer zum Behufe der Opferfeier des neuen Bundes, die nun beginnen sollte, die hohepriesterliche Meßkleidung an, deren einzelne Theile wir aus Früherem bereits kennen. Auch die Cardinäle und alle Prälaten kleideten sich um in weiße, goldschimmernde Gewänder. Der h. Vater erhob sich und der Zug bewegte sich vorwärts zum Altar und um das ganze Chor herum. Während dieser Prozession fand jene berühmte Ceremonie Statt, die als ein ewig belehrendes Sinnbild der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Erdengröße besonders hervorgehoben zu werden verdient. Sie besteht in Folgendem:

Ein Ceremonienmeister trägt ein halb offenes, mit Werg gefülltes seidenes Kissen; ein zweiter Ceremonienmeister trägt einen langen, silbernen Stab, an dessen Ende ein Büschel Werg gebunden ist. Zu dreien Malen von der St. Gregorscapelle aus, an der Erzstatue des h. Petrus vorbeigehend, hält er, bei der Capelle des h. Processus und Martinian angekommen, vor dem Papst still und macht eine Kniebeugung vor ihm; ein Kleriker der Capelle zündet das Werg an, und der Ceremonienmeister erhebt sich wieder, laut singend: Sancte Pater, sic transit gloria mundi — Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt. (Daß Pius dieser tief-ernsten Mahnung für seine Person kaum benöthigt war, daß er bei aller ihn umgebenden Pracht und Freude seine Lage vollkommen richtig zu beurtheilen wußte, bewies er noch am selbigen Tage dadurch, daß er auf der Rückfahrt in den Quirinal zu den beiden, ihm im Wagen gegenübersitzenden Eminenzen sagte: Oggi commincia la persecuzione — heute ist der Beginn der Verfolgung.)

Sobald der Papst sich dem Hochaltare genahet, gingen die drei jüngsten Cardinal-Priester ihm entgegen, nahmen ihn Namens der hh. Apostelfürsten in Empfang, geleiteten ihn nach dem Altare und küßten ihm Angesicht und Brust. Hierauf knieete der Papst unverweilt auf dem Kissen nieder, verrichtete in der Stille entblößten Hauptes sein Vorbereitungsgebet und nun begann das feierliche Hochamt. Seine Heiligkeit und alle Priester beteten das Confiteor — die offene Schuld; nach dem Confiteor bedeckte sich der Papst wieder und setzte sich in den herrlichen, hohen Stuhl, dem Hochaltar gegenüber. Die drei ältesten Cardinal-Bischöfe lasen einige Gebete; darauf hing ihm der älteste Cardinal-Diakon das Pallium um mit den Worten: „Empfange, heiliger Vater, das Pallium, das ist die Fülle des päpstlichen Amtes zur Ehre des allmächtigen Gottes, der glorreichsten Jungfrau Maria, seiner Mutter, der h. Apostel Petrus und Paulus, und der h. Römischen Kirche."

Nach dem Gloria — dem englischen Lobgesange — machte sich eine Bewegung im Chore bemerklich: der erste Cardinal-Diakon, begleitet von den Auditoren der Rota und den Consistorial-Advocaten, steigt in die

Gruft der Apostel Petrus und Paulus unter dem Altar der Confessio hinab; und aus der unterirdischen Capelle erhebt sich der dreimal wiederholte Ruf: Christus, erhöre uns! Der Chor antwortet: Unserm Herrn Pius dem Neunten, dem von Gott zum obersten Hirten und allgemeinen Papst Erwählten, Leben! Darauf ebenfalls dreimal: Du Heiland der Welt! Chor: Stehe ihm bei! Darnach wendet sich der Bittgesang an Christi Mutter, Maria, die Gebenedeite, an die Fürsten der himmlischen Heerschaaren, die heiligen Erzengel Michael, Gabriel und Raphael, an den Vorläufer des Herrn, den h. Johannes, an die h. Apostel Petrus, Paulus und Andreas, an den Chorführer der Blutzeugen, den h. Stephanus, an die h. Päpste Leo und Gregor, die Großen, Väter und Zierden Roms, ihrer Vaterstadt, an die Patriarchen der Mönchsorden, die h. Benedict, Basilius und Saba, an die altehrwürdigen h. Jungfrauen Agnes, Cäcilia und Lucia, davon beide ersteren in Rom, die letztere in Syrakus die Doppelpalme der Jungfräulichkeit und der Glaubenstreue um den Preis ihres Blutes davongetragen. Und der Chor antwortet allemal in brausenden Accorden: Tu illum adjuva: Du, stehe ihm bei! Dieß ist die Litanei der Krönung, deren Ursprung sich in der Nacht der Jahrhunderte verliert. Läßt sich etwas Feierlicheres als dieses Gebet, das sich aus der apostolischen Gruft erhebt, durch die erhabene Kuppel dringt und gegen Himmel aufsteigt, wohl ersinnen?

Nach geendigtem Hochamt folgte die Prozession zur feierlichen Krönung. — Diese fand auf dem großen Altan der Peterskirche, Loggia della benedizione genannt, Statt. Der Zug dahin geschah nach der früher bei dem Eintritt in die Basilika beschriebenen Weise. Von allen Seiten ertönte dem h. Vater der Freudenruf der versammelten Menge. Unter einem wogenden Gedränge, zwischen dem Spalier, welches die Bürgermiliz und die Linientruppen, sowie die aufgestellte Schweizergarde bildete, gelangte er auf den Balcon der Einsegnung, von welchem der ganze große Vaticanplatz überschaut werden kann, auf dem, um die Ordnung zu erhalten, schon zuvor die päpstlichen Carabinieri und ein Theil des übrigen Militärs in Escadronen aufgestellt waren.

Auf der Loggia angekommen, ließ sich der h. Vater auf den daselbst errichteten Thron, welcher der ganzen Volksmenge auf dem Platze sichtbar war, nieder, und nun fand angesichts des auf dem großen Platz vor der Kirche versammelten Volkes die eigentliche Krönung Statt. Zuerst wurde die Antiphon Corona aurea super caput ejus (eine goldene Krone auf seinem Haupte) und das entsprechende Gebet gesungen; alsdann hob der zweitälteste der Cardinal-Diakonen die Mitra vom Haupt des h. Vaters, und der älteste, dem diese Ehre vorbehalten ist, setzte ihm die Tiara — auch triregnum genannt — auf. Dabei sprach der Diakon die Worte: „Empfange die Tiara, welche mit drei Kronen geziert ist, und wisse, Du bist von nun an der Fürsten und Könige Vater, der Regierer des Erdkreises, auf Erden Stellvertreter unseres Erlösers und Herrn Jesu Christi, dem Ehre sei und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Nachdem noch einige Gebete gesprochen worden, erhob sich Seine Heiligkeit vom Throne und ertheilte den zahllos versammelten Gläubigen den päpstlichen Segen. — Ein allgemeiner Jubelruf erfüllte die Luft,

die Kanonen der Engelsburg donnerten, alle Truppen auf dem Paradeplatze gaben Salven; die Trommeln, die Musik der Regimenter und die Glocken der großen Hauptstadt erschallten. Gleich darauf verkündeten zwei Cardinal-Diakonen den vollkommenen Ablaß unter den üblichen Ceremonieen.

Darnach wurde der Papst wieder nach der Sixtinischen Capelle getragen, wo man ihm die Pontificalkleidung abnahm und der älteste der Cardinäle im Namen Aller ihm ein glückliches Pontificat ad multos annos — auf viele Jahre — zuwünschte.

Abends war großer Empfang im Quirinal. Alle öffentlichen Gebäude waren beleuchtet; die Paläste der Cardinäle, der Gesandten und Magistrate wetteiferten an Glanz; die himmelan ragende Kuppel der Peterskirche, wie diese selbst, war ein Feuermeer; die Freude war allgemein. Alles war Lust, Vertrauen, Glück.

Kein Wunder! Hatte ja doch die reiche Quelle der Wohlthätigkeit des neuen Vaters und Herrschers sich in großartigeren Strömen denn je ergossen? Nicht nur erhielten am Krönungstage über 4000 Arme das altherkömmliche Geschenk von einem Paolo (vier Silbergroschen), sondern es wurden auch 1000 Mädchen in den Provinzen jede mit einer Aussteuer von 10 Scudi, und 52 in Rom, jede mit einer Aussteuer von 50 Scudi beschenkt. Ferner wurde die Rückgabe aller Pfänder im Leihhause bis zum Werth von einem halben Scudo, welche in den drei letzten Monaten eingelegt worden, anbefohlen. Diesen zeitlichen Spenden hatte der Stellvertreter Christi geistliche hinzugefügt. Der Cardinal-Vicar, Patrizi, machte folgenden Erlaß bekannt:

„Die Krönungsfeier Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX., unseres Herrn, die am 21. Juni in der Sanct Peters-Basilika mit üblicher Feier begangen werden soll, veranlaßt denselben, einen vollkommenen Ablaß zu ertheilen allen Gläubigen beiderlei Geschlechts, welche mit aufrichtig reuigem Herzen nach vorausgegangener Beichte und Communion frommen Sinnes dieser Function beiwohnen, oder bei Ertheilung des Segens vor der großen Loggia des Vaticans sich einfinden, und beim Besuch der Basilika den König des Himmels für den endlichen Sieg der Kirche, die Eintracht der christlichen Fürsten und die Ausrottung der Ketzerei im Gebete anflehen wollen."

Hat der neue Papst als König die Königskrone in der Vaticanischen Basilika in Empfang genommen, so hat er schließlich als Bischof von Rom noch Besitz von seinem Bisthum zu nehmen. Die erhabene Ceremonie dieser Besitznahme, des sogenannten Possesso, findet in der Kirche Sanct Johann vom Lateran Statt und bildet, wie den Schluß, so auch den Glanzpunct der mit der Papstwahl verbundenen Feierlichkeiten.

Um jedoch von all' dem Glanz und Pomp, den wir bereits betrachtet haben, nicht ermüdet und geblendet zu werden, wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit einer anderen, mehr innerlichen Seite zu, nämlich der Erwägung der unsagbar schwierigen Aufgabe des neuerwählten Papstkönigs, dem Einblick in seine Wohnung, seine häusliche Einrichtung und die tägliche Lebensweise, die wir ihn von diesem Augenblicke an, einem genau bestimmten Plane gemäß, werden führen sehen, oder besser gesagt, welche Pius vor Gottes allsehendem Auge, als dessen Stellvertreter auf

Erden er sich weiß, unbekümmert um die auf Schritt und Tritt ihn beobachtende, argusäugige Welt, nunmehr ohne Unterlaß führen wird.

Zehntes Capitel.

Nach Innen. — Pius IX. sucht sich in seinem neuen Wirkungskreise zu orientiren und entwirft seine Tagesordnung. — Was es sagen will Papst geworden zu sein und König dazu. — Eine Würde, aber auch eine Bürde sonder Gleichen. — Die päpstlichen Paläste in Rom. — Der Quirinal. — Pius' IX. häusliche Einrichtung. — Der Papst in seiner Hauskleidung. — Des Papstes nächste Umgebung oder die sogenannte päpstliche Familie.

Was — so wird Pius IX. in den ersten Tagen nach seiner Erhebung sich gefragt und klar gemacht haben: Was bin ich geworden und was ist von Stund' an mein Obliegen? Fragen auch wir: Was war Mastai geworden? Und da lautet die Antwort: Er war Papst geworden und König. Als Papst war er geworden Nachfolger des Fürsten der Apostel und als solcher der oberste Lehrer, der oberste Priester, der oberste Hirte, der oberste Gesetzgeber und Richter der ganzen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche, mit einem Worte: der Vater der Christenheit. Und alle diese Titel wälzten eine bestimmt ausgeprägte Wirksamkeit, wie eine Bergeslast, auf seine Schultern. Als Nachfolger des Apostelfürsten hatte er für die Ausbreitung des Glaubens durch Entsendung von Glaubensboten und Gründung von Missionen zu sorgen; als Lehrer hatte er auf die Entwickelung und Reinerhaltung des Glaubens zu halten, hatte Glaubenssätze zu definiren, Entscheidungen in der Ordnung des Glaubens zu fällen und die Glaubenslehren gegen alle und allerlei Angriffe in Schutz zu nehmen; als oberster Priester und krönendes Schlußglied in der Ordnung der Hierarchie hatte er für die Gründung neuer Bisthümer und für die Besetzung der bestehenden mit tauglichen Oberhirten, nicht minder aber auch für die Erhaltung, Entwickelung und Förderung des Cultus und der Liturgie Sorge zu tragen; als oberster Hirte mußte er unausgesetzt in Verkehr stehen mit den Oberhirten auf dem ganzen Erdenrund, mußte ihre Rechte vertheidigen, mußte über die Erfüllung ihrer Pflichten, über die Unverletzlichkeit der christlichen Sitte und der gesunden Moral wachen; als oberster Gesetzgeber hatte er das Gesetz des Denkens und des Handelns, des Glaubens und des Lebens zu geben; als oberster Richter sollte er unfehlbare Schiedssprüche und Entscheidungen fällen in allen Fragen, welche an seinen unfehlbaren Richterstuhl gebracht werden, sollte in Fragen der Politik das Verhältniß der Kirche zu den verschiedenen Staatsregierungen regeln, die Rechte der Kirche gegen die Angriffe der Staatsgewalt durch den Abschluß von Concordaten oder durch sonstige Abmachungen feststellen und vertheidigen; endlich als Vater der Christenheit sollte er nach seinen besten Kräften allen christlichen Völkern Hülfe in geistlichen und leiblichen Nöthen bringen.

Das Alles war er geworden, das Alles sollte er leisten als Papst. Und nun gar König obendrein! Und das in einer Zeit, wo, ergrimmter denn je, die Mächte der Finsterniß im Bunde mit den Gewaltigen dieser Welt einen Kampf auf Tod und Leben gegen die weltliche Herrschaft des Papstes zu führen sich anschickten!

Kann es auf Erden eine Riesenbürde geben, die mit der zu vergleichen wäre, welche Pius IX. von der Vorsehung sich auferlegt sah, eine

Riesenbürde, an welche jede Stunde des Tages, jeder Tag der Woche vermöge der darauf anberaumten besondern Amtsgeschäfte ihn ohne Unterlaß erinnern mußte.

Freilich! könnte Einer sagen; aber dafür wohnte er nun auch in einem königlichen Palaste, dafür genoß er königliche Ehren und schwamm in einem Ocean von Glanz, Pracht und Wonne . . . Wirklich?! Sehen wir uns dieß Alles einen Augenblick an, und ich bin gewiß, keine Menschenseele wird den Erwählten des 16. Juni darum beneiden.

Schauen wir zuvörderst, wo Pius IX. wohnt, wie er dort eingerichtet ist und lebt.

Was die Wohnung betrifft, so stehen den Päpsten zwei großartige Paläste in der ewigen Stadt zur Verfügung, der Vatican und der Quirinal, in früheren Jahrhunderten auch der Lateranensische Palast. Weil der Vatican namentlich in heißen Sommern den ungesunden, oft Fieber erzeugenden Ausdünstungen der nahen Tiber ausgesetzt ist, so wurde er mehr als Winterpalast, der hoch und gesund und dazu in der Mitte der Stadt gelegene Quirinal dagegen mehr als Sommerpalast benutzt; jedoch hielt dieß nicht Regel. Pius IX. wählte Letzteren während der ersten drittehalb Jahre seines Pontificates zu seinem beständigen Aufenthalt. Der Quirinal hat seinen Namen von dem Hügel, auf dem er steht, der auch, wie bekannt, Monte Cavallo heißt. Von Gregor XIII. (1574) angefangen, wurde er endlich unter Paul V. durch Maderno vollendet. Urban VIII. legte den schönen Garten an; Alexander VII. erweiterte den Palast durch Bernini, von dem die weltberühmte Loggia über dem Eingang ist, aus welcher der neuerwählte Papst verkündigt wird. Schön vor Allem ist die nach Paul V. benannte, von Maderno erbaute Schloßcapelle. Sie ist ganz von Guido und Albani mit Bildern aus dem Leben der h. Jungfrau bemalt. In einem der vielen mit Meisterwerken der Malerkunst geschmückten Säle und Zimmer wird den Fremden, zumal den Deutschen, ein Deckenbild von ihrem berühmten Landsmann Overbeck gezeigt: es stellt, als Anspielung auf die gelungene Flucht Pius IX. im November 1848, Christus den Herrn dar, wie er seinen mordlustigen, ihrer Beute gewissen Verfolgern durch ein Wunder entgeht.

In diesen weitläufigen Palast — o, wie stach er gegen seine bisherige, bischöfliche Wohnung ab! — sah sich Pius IX. einige Tage, nachdem er sein geliebtes Imola verlassen hatte, wie durch einen Zauber versetzt. Wie mochte ihm zu Muthe sein bei der Erinnerung an jene verhängnißvolle Stunde, wo er an eben dieser Stätte einst als hoffnungsloser, der Verzweiflung naher Jüngling vor Pius VII., seinem väterlichen Freund, ihm seine Noth klagend, auf den Knieen gelegen und dann von ihm aus, durch himmlische Trostesworte aufgerichtet, den Pfad eingeschlagen, der ihn nach mancherlei Verschlingungen, gleichsam „durch Wasser und Feuer“, endlich an diesen Ort, wo er wohnen, aber ach! nicht ruhen sollte, geführt hatte?

Seine häusliche Einrichtung war in Bälde getroffen: es war dieselbe wie die seiner Vorgänger: fürstlicher Glanz und Pracht nach Außen, die größte Einfachheit und Bescheidenheit nach Innen. Wie die weiten Säle des noch ungleich herrlicheren Vatican (wovon an seinem Orte die Rede sein wird), so tragen auch die des Quirinals das Gepräge einfach gran-

dieser Würde an sich; die Wände sind durchgängig mit damastseidenen rothen Teppichen bedeckt, und außer dem päpstlichen Throne gibt es dort keine andern Sessel als einfache Tabourets — Stühle ohne Lehne.

Nach einer langen Reihe von Zimmern, in deren erstem sich die Schweizergarde mit ihrem althergebrachten, schwarzgelbrothen Costüm und ihren Hellebarden, im zweiten die rothgekleideten päpstlichen Cammerbedienten, im dritten die Bürgergarde, im vierten und fünften die Noblegarde befinden, kommt man in das Wartezimmer, wo die Fremden, die zur Audienz gelassen werden, verweilen, bis die Reihe an sie kommt; es ist zugleich der päpstliche Thronsaal, wo die feierlichen Audienzen stattfinden. Hier halten sich auch die dienstthuenden geistlichen und weltlichen Cammerherren auf. Dann folgt das letzte Vorzimmer, in welchem die Cardinäle und höheren Prälaten bis zur Audienz warten. Dieses ist durch die sogenannte Bussola oder Doppelthür von Tuch, wie man sie in Italien gebraucht, um den Schall zu vermeiden, von dem Wohnzimmer des h. Vaters getrennt. Dieses, sowie sämmtliche Gemächer Seiner Heiligkeit sind klein und einfacher als die andern. Das erste ist das Arbeitscabinet des Papstes, wo er den Tag über zahlreiche Audienzen ertheilt. Dasselbe ist sehr einfach; es zeigt außer den damastseidenen Tapeten, einem Marmortisch, auf welchem ein Crucifix steht, einem Arbeitstische mit dem erforderlichen Schreibmaterial, an welchem der Papst bei den Audienzen in einem Lehnstuhl zu sitzen oder sich stehend anzulehnen pflegt, einigen Tabourets zum Sitzen für Personen von Auszeichnung, keine anderen Zierrathen oder Möbel.

An dieses Cabinet schließt sich ein anderes, ganz ähnliches von derselben Größe, nur daß im Hintergrunde dieses Zimmers ein Bett mit rothen Vorhängen aufgestellt ist. Aus diesem, dem Schlafzimmer des Papstes, gelangt man in ein drittes, in ähnlicher Weise möblirtes Gemach, den Speisesalon. Den Schluß der Privatzimmer bildet die Bibliothek, ein großes, schönes Gemach mit vier oder fünf Fenstern, worin der Papst in der Regel Ministerrath hält.

Die Kleidung des Papstes ist ebenfalls sehr einfach. Sie besteht in einem weißwollenen Talar. Kein Orden, kein Zeichen irdischer Macht schmückt seine Brust: nur das Kreuz ziert dieselbe. Auf dem Kopfe trägt er ein Käppchen (solideo) von weißer Seide, der breite Gürtel um die Lenden ist von weißer Seide, mit Goldquasten verziert. Die Schuhe, welche noch den alten Namen „Pantoffeln" (Pianelle) haben, sind von rother Seide, vorn mit einem goldenen Kreuz gestickt. Dieses wird geküßt, nicht der Fuß. — Sobald der Papst sein Zimmer verläßt, beim Kirchenbesuch wie bei feierlichen Audienzen, legt er ein feines, mit Spitzen besetztes, leinenes Rochet mit der rothen Mozzetta darüber und eine goldgestickte Stola an. Den Kopf bedeckt er, wenn er ausfährt, mit einem großen Hut von rother Seide, der an beiden Seiten etwas aufgeschlagen und mit einer goldenen Quaste verziert ist.

Werfen wir schnell einen Blick auf des Papstes nächste Umgebung, die sogenannte famiglia Pontificia. Sie besteht gegenwärtig (1869) aus vier Eminenzen: dem Decan des h. Collegiums, Cardinal Mattei, aus dem Secretär der päpstlichen Breven, Cardinal Clarelli-Paracciani,

aus dem Secretär der Denkschriften, Cardinal Vannicelli-Casoni, aus dem Staatssecretär, Cardinal Jakob (Giacomo) Antonelli; ferner aus den Monsignori: Bartolomeo Pacca, Majordomus, Ricci, Maestro di Camera, Sagretti, Uditor, Spada, Magister des h. Palastes, Obercensor und Beichtvater Sr. Heiligkeit; endlich aus den Geheimen Cammerherren Monsignori: Franz Xaver v. Merode, Geheimer Almosenpfleger, Pacifici, Secretär der Breven an die Fürsten, Marini, Unterstaatssecretär, Merosi-Gori, Subdatar, Mercurelli, Secretär der lateinischen Briefe, Talbot de Malahida, Mundschenk, Negrotto, Gesandtschaftssecretär, Stella, Garderobenbewahrer, und noch etlichen Andern. In dem päpstlichen Palast wohnt auch der Präfect der Geheimen Vaticanischen Archive, der berühmte Oratorianer, Pater Theiner, ein geborener Schlesier. Der Geheime Cämmerer Graf von Merode ist aus der bekannten belgischen Familie; vor ihm war Groß-Almosenier der jetzige Cardinal Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ein Verwandter des vor etwa vierzig Jahren durch seine Wunderheilungen weit berühmten Fürsten Hohenlohe, Großpropsts und Weihbischofs von Großwardein. Vor Pacca war Hausmeister ein Verwandter des h. Carl Borromäus, Namens Borromeo-Arrese; der Geheime Cämmerer Talbot ist ein englischer Convertit aus berühmter Familie.

So zeigt sich selbst in der nächsten Umgebung des Vaters der Christenheit der universelle, katholische Charakter der Kirche, indem beinahe alle Hauptnationen der gesitteten Welt darin vertreten sind.

Das ist der Palast und dessen Einrichtung, das die nächste Umgebung des Papstes.

Welche ist nun des heiligen Vaters Lebensweise?

Elftes Capitel.

Des h. Vaters Lebensweise und Tagesordnung. — Die täglich eingehenden Bittschriften. — Einige Proben derselben. — Audienzen. — Bewunderungswürdiges Verhalten des h. Vaters während derselben. — Wer und was da nicht Allerlei vorkommt! —

Der h. Vater steht jeden Morgen gegen sechs Uhr auf. Bestrebt, so wenig als möglich Andere zu bemühen, pflegte er auch in jüngeren Jahren wenigstens sein eigener Barbier zu sein. Von den Gewohnheiten hochgeborener Standespersonen hat er hauptsächlich die außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit beibehalten, die sich — nach Aussage der Wenigen, die ihm beim Ankleiden behülflich sind — in einer ausnehmend sorgfältigen Waschung seines lilienweißen, fast wie Wachs durchsichtigen Körpers — ein Bild seiner reinen, den Leib durchleuchtenden Seele — zu erkennen gibt. Nach dem Morgengebete, das eine Stunde dauert, geht er täglich in seine kleine Capelle, welche an seine Privatzimmer grenzt, und feiert, gewöhnlich um halb acht Uhr, die h. Messe. Das allerheiligste Sacrament wird dort immer aufbewahrt und Pius IX. in seiner Verehrung für dasselbe sorgt persönlich, daß die beiden Lampen, die stets vor dem Tabernakel brennen, Nahrung erhalten, indem er selber täglich sie mit Oel füllt.

Um sich einen Begriff von Pius' IX. Heiligkeit zu machen, muß man ihn am Altare sehen und seiner Messe beiwohnen. Er steht da wie ein Engel, der vom Himmel gekommen, um das Opfer des unbefleckten

Lammes darzubringen, mit einem Antlitz, das von himmlischem Glanze, von Würde und Majestät strahlet. Pius IX. liest die h. Messe mit vernehmlicher Stimme, nicht schnell und nicht langsam, mit ungemeiner Würde und Salbung, das Kyrie spricht er sehr gemessen, mit dem Ausdruck tief innigen Flehens; man merkt ihm an, daß er für das gesammte Menschengeschlecht um Erbarmen fleht; alle Gebete betont er lebhaft und deutlich. Zwischen dem Sanctus und der Wandlung macht er eine lange Pause.

Man sieht, daß er mit Innigkeit der Kirche gedenkt, deren Oberhaupt, des Staates, dessen Beherrscher, und der Lebenden alle, deren Vater er ist. Oft rinnen Thränen über sein edles Angesicht, während er mit seinen geweiheten Händen den verborgenen Gott emporhält, dessen Stellvertreter auf Erden er ist. Das Pater Noster betet er mit großer Majestät und communicirt mit der zärtlichsten Andacht.

Nach seiner Messe wohnt Pius IX. mit tiefster Sammlung einer andern bei, die einer seiner Capläne lies't. Hierauf betet er knieend mit einem seiner Hausprälaten, gleich dem niedersten Geistlichen, die kleinen Tagzeiten des Breviers.

Um halb neun Uhr hat der Papst seine priesterlichen Pflichten erfüllt. Er hat seine Seele gelabt und gestärkt im Gebete und in der Communion. Sein Geist ist nun frei und gerüstet zu den Arbeiten und Anstrengungen des Tages.

Aus der Capelle geht er in sein Studiercabinet. Hier nimmt er ein leichtes Frühstück, indem er einige Zwieback, in eine Mischung von Kaffee und Chocolade — die Italiener nennen es mischio — getunkt, zu sich nimmt. (Ausnahmsweise ladet der Papst wohl Personen von Auszeichnung, die mit besonderer Erlaubniß seiner h. Messe beigewohnt und aus seiner Hand den Leib des Herrn empfangen haben, zum Frühstück ein, wo dann selbstverständlich Diesen etwas splendider servirt wird. Diese Erlaubniß ertheilt er jedoch nicht gerne, zumal Priestern nicht, da er es nur ungern sieht, daß diese, um aus seiner Hand die Communion zu empfangen, sich des höchsten Trostes, der einem Sterblichen zu Theil werden kann, der Darbringung des h. Meßopfers berauben. Auch aus dem Grunde liebt Pius IX. nicht sehr, daß man seiner Privatmesse beiwohnt, weil er eines Uebels am Beine wegen genöthigt ist, während eines Theiles der Messe, die er zur Danksagung anhört, sich zu setzen, und wenn Fremde zugegen sind, aus Furcht, daß man daran Aergerniß nehmen könnte, die ganze Zeit über auf den Knieen bleibt.)

Während des Frühstücks haben der Obersthofmeister, der Maestro di camera und die Geheimcämmerer Zutritt und nehmen die Befehle Sr. Heiligkeit für die Audienzen, die Ausfahrt, die Polizei und Verwaltung des Palastes entgegen. Darauf empfängt er die an ihn gerichteten, täglich ihm zuströmenden Briefe und Bittschriften, die mitunter höchst seltsamer Art sind und deren Durchsicht eine unerschöpfliche Geduld erheischt. Da schreibt z. B. ein wunderlicher Engländer an den Papst, er sei des Gebrauches seiner Glieder beraubt und bitte Se. Heiligkeit, er möge als Nachfolger des Apostelfürsten ihm zurufen: „Stehe auf und wandele", wie ja nach dem Berichte der Apostelgeschichte der h. Petrus einst bei dem Gelähmten gethan habe. Als Antwort hierauf läßt Pius dem

Schreiber zehn Thaler übersenden, mit dem Bedeuten, daß er nicht die Wunderkraft des h. Petrus besitze.

Da kommt es vor, daß eine geisteskranke Dame den Vater der Christenheit wegen der zartesten Angelegenheit ihres Geschlechts — einer Heirath nämlich — die ihr angetragen worden und die einzugehen sie wohl Lust und auch wieder nicht Lust hat, in's Vertrauen zu ziehen wünscht und um Rath fragt. Pius legt dann mit einem Lächeln und einer Geberde, welche starken Verdacht über den Geisteszustand der Bittstellerin aussprechen, das umfangreiche Schriftstück stillschweigend an die Seite.

Ein anderes Mal bittet Jemand um „die bescheidene Summe" von 150 Thalern aus keinem andern Grunde, als weil diese Summe dem Bittsteller „gerade jetzt sehr willkommen sein würde". Oefters aber auch sind es Gnadengesuche und wohlbegründete Bitten um Unterstützung. Diese liest der h. Vater mit sichtlicher Rührung langsam und sorgfältig durch und übergiebt sie, nachdem er sie durchlesen, seinem Privatsecretär, um nähere Erkundigungen einzuziehen, oder, wenn es noth thut, sie auf der Stelle zu beantworten. Oft auch befinden sich unter den Briefen solche, die voll Schmähungen auf ihn sind; diese wirft er, ohne zu erzürnen, in den Papierkorb.

Während der h. Vater noch mit dem Durchlesen der eingegangenen Schriftstücke beschäftigt ist, wird es unter den Seiten-Gallerieen des Hofplatzes rege von den ab- und zugehenden Beamten und Bittstellern, und bald erdröhnt das Pflaster unter den Rädern der Equipagen, die herangerollt kommen, um ihre Insassen zu den Audienzen zu befördern; denn um 10 Uhr beginnen die täglichen Audienzen, die gewöhnlich 3—4 Stunden dauern. Zuerst werden in diesen mit den betreffenden Cardinälen oder Prälaten Geschäftssachen verhandelt; dann folgen die Höflichkeits-Audienzen. Fast jeder Fremde von einiger Auszeichnung begehrt in der Regel eine solche Audienz und erhält sie auch, nachdem man sich dazu bei dem Prälaten Maëstro di Camera gemeldet. Fürsten, einfache Priester, Gelehrte, Gläubige, Irrgläubige und Ungläubige, Alles kommt, aus allen Theilen der Welt, und verlangt dem Vater der Christenheit, dem höchsten Würdenträger der Welt seine Bitten, seine Huldigungen und seine Anliegen zu Füßen zu legen. Und der ehrwürdige Priestergreis empfängt sie Alle wie ein Vater, bescheidet sie mit seinem frommen Herzen und entläßt sie mit seinem Segen, oft auch noch mit einer kleinen Gabe zum Andenken beschenkt.

Der h. Vater verbleibt gewöhnlich sitzend auf seinem Sessel während der Audienzen; die ihm Nahenden verharren knieend oder stehen: meistens heißt er sie, nachdem sie knieend ihm ihre Huldigung dargebracht haben, aufstehen. Nur Cardinäle und Fürsten genießen das Vorrecht, auf den früher erwähnten Stühlen sich niederzulassen.

Die Sitte, dem Stellvertreter Jesu Christi auf Erden durch Kniebeugung und Hand- oder Fußkuß seine Verehrung zu bezeigen, ist — um das bei dieser Gelegenheit zu erwähnen — uralt, und sowohl im Alten als im Neuen Testamente[1]) finden sich Belege dafür. Auch brachten bereits die Kaiser Justin I. (525) und Justinian II. (711),

[1]) Is. 49, 23. Apostelg. 10, 25.

sowie dessen Gemahlin, den Päpsten Johann I. und Constantin I. durch Niederfallen auf ihre Kniee und Fußkuß ihre Huldigung dar. Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß nicht allein dem römischen Papst, als dem rechtmäßigen, sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Oberhauptes der Kirche, diese Huldigung widerfährt, sondern daß auch weltlichen Fürsten, z. B. der Königin Victoria, als Päpst in der englischen Hochkirche, eine ähnliche Ehre erwiesen wird. So oft sie nämlich ihre Erzbischöfe und Bischöfe zur Audienz empfängt, müssen diese vor dem königlichen Throne ihre Kniee beugen und auf den Knieen liegend ihrer geheiligten Majestät die Hand küssen. Wer mithin in Jenem eine Ungebühr finden wollte, müßte es aus leicht einzusehenden Gründen noch viel mehr in Letzterem.

Uebrigens erlangen nur Männer Zutritt in die Gemächer des Papstes. Damen, welche angemeldet worden, werden ein- oder zweimal in der Woche Nachmittags im Garten, und zwar in dem sogenannten Gartensalon oder in einem Saale empfangen, der zu den öffentlichen Museen des Vaticans gehört.

Wie in den Bittschriften, so sind auch die bei den Audienzen vorkommenden Anliegen oft gar wunderlicher Natur und bieten dem obersten Kirchenhirten zur Entfaltung seiner unvergleichlichen Geistes- und Herzenseigenschaften tausendfache Gelegenheit. Was da aber vor Allem und bei Allen Bewunderung erregt, ist ein seltenes Talent des Impromptu, das heißt das Geschick, bald im Scherz, bald im Ernst, ja manchmal mit einer erstaunlichen Rückhaltslosigkeit, aber stets mit Tact, Würde und Wohlwollen das Richtige, auf den Moment Passende und für den Betreffenden Heilsame zu sagen oder doch anzudeuten — ein Talent, das nicht selten eine höhere Inspiration vermuthen läßt und der Gabe der Herzensergründung und Geisterunterscheidung, wie wir sie bei vielen hochbegnadigten Seelen antreffen, vollkommen ähnlich sieht. In der That besitzen nur wenige Bevorzugte in dem Grade das Talent, sowohl in der Unterhaltung mit Einzelnen, als im Gespräche mit Vielen stets recht zu reden. Mühelos, fast spielend, giebt Pius IX. in den schwierigsten Fragen mit ein paar Worten die richtige Lösung. Ohne es zu ahnen, erhebt sich seine Sprache zur kunstgerechten Rede, die bald durch erhabene Betrachtungen das Gemüth Derer, die ihm zuhören, emporhebt, bald durch einfache, rührende Bilder wieder herabstimmt. Dabei leisten ihm seine langjährige priesterliche und bischöfliche Laufbahn, sein Umgang mit den verschiedenartigsten Personen, seine apostolische Mission in Süd-America vortreffliche Dienste. Aus allem Dem erklärt sich's, wie Pius IX., der überdieß vermöge seines erhabenen, weltumfassenden Amtes über den mannigfaltigsten Wissensstoff gebietet, mit Allen, die aus irgend welchem Beweggrunde ihm nahen, über Allerlei auf eine angenehme, belehrende und erbauende, ja begeisternde Weise sich zu unterhalten versteht. Nebst dieser Geriebenheit des Geistes verleugnet sich auch bei den Audienzen seine bekannte Mildthätigkeit und Opferfreudigkeit nicht. Gewohnt, den Eingebungen der Liebe zu folgen, kann Pius IX. der Lust, zu geben, nicht widerstehen. Er giebt Alles weg, was er besitzt. Kein dürftiger Bischof geht aus dem Quirinal oder Vatican, ohne irgend ein Geschenk, einen kostbaren Kelch oder sonst Etwas für seine Kirche mitzunehmen. Msgr. Mermillod bat Se. Heiligkeit bei

seinem Abschiedsbesuche um seinen Segen für die Stadt Genf. Pius IX. gab den Segen; dann ließ er einige Augenblicke seine Augen durch das Zimmer schweifen und rief aus: „Ah, sieh' da, die Statue der Madonna, vor der ich seit Jahren allabendlich bete. Die sollen Sie meinen Genfer Kindern mitbringen.“ —

Zu einem Bischofe, dem er mit einer Geldsumme geholfen, äußerte Pius: „Ich habe den Bettelsack des h. Franciscus, der jeden Tag leer und wieder voll wird von der Gnade Gottes und dem Almosen der Gläubigen.“ Und zu einem andern Oberhirten, der des Papstes Edelmuth zu mißbrauchen fürchtete, sagte er nöthigend: „Nehmen Sie, nehmen Sie immerhin. Morgen oder vielleicht heute schon wird Gott es mir wieder erstatten.“

Die gerühmte Geistesgewandtheit des h. Vaters bei den Audienzen betreffend, mögen einige Beispiele, die wir aus vielen, älteren und jüngeren Datums, auswählen, dem Gesagten als Belege dienen.

Es war um die Mitte der fünfziger Jahre, als Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen bei seiner Anwesenheit in der Siebenhügelstadt den Papst um ein schriftliches Andenken von seiner Hand bat und ihm zu diesem Behufe ein Bildchen darreichte, welches das Kindlein Jesus darstellte. Der heilige Vater nahm dasselbe und schrieb, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ein Bibelwort darauf, das für die Confession, welcher der hohe Bittsteller angehört, und für die Geistesrichtung, in welcher derselbe eben damals als Neuaufgenommener in den „großen Orient“ der Freimaurer, welche „Aufklärung“ auf ihre Fahne schreiben, sich befinden mochte, nichts weniger als schmeichelhaft war, gleichwohl aber, von dieser Hand niedergeschrieben, von heilsam anregender Wirkung für ihn sein mußte, die Worte nämlich, womit Zacharias, der gottbegeisterte Priester, den Beruf des nahen Erlösers, „des Oriens ex alto“, andeutete: „Illuminare his qui in tenebris... sedent“ — um Denen zu leuchten, die im Finstern (in Sünde, Blindheit und Elend)... sitzen“.[1]) Die Worte: et in umbra mortis (und im Todesschatten) hatte Pius vielleicht aus Zartgefühl weggelassen.

Ein Seitenstück drolliger Art bildet dazu das Nachfolgende:

Zur Zeit, wo französische Militärpersonen sich haufenweise um den hl. Vater drängten und ihn mit Bitten um einige Schriftzüge von seiner Hand derart bestürmten, daß es nachgerade untersagt werden mußte, nahte sich ein etwas einfältig aussehender Gemeiner mit einem Bildchen in der Hand dem h. Vater und hielt es ihm schüchtern hin. Pius nahm es und sah — sein eigenes Portrait, aber ein ganz außerordentlich häßliches. Er betrachtete es lächelnd und sagte dann gutmüthig: „Mio figlio, io sono brutto, ma cosi brutto non sono. Ja wohl, mein Sohn, ich bin häßlich, aber so häßlich bin ich doch nicht.“ Dann nahm er die Feder und schrieb unter das Bild die Worte, welche der Heiland nach seiner Auferstehung beruhigend zu seinen Jüngern sprach, als diese mit Schrecken ein Gespenst zu sehen vermeinten: „Ego sum, nolite timere — ich bin es, fürchtet euch nicht.[2]) Pius IX.“

---

[1]) Luk. 1, 79.
[2]) Luk. 24, 36.

Einem Franzosen, der sich bekanntermaßen als Verräther gezeigt und dennoch die Unverschämtheit hatte, bei seinem Abschiede von Rom, wie die übrigen französischen Offiziere, ein Andenken von Seiner Heiligkeit zu begehren, schrieb Pius auf ein dargebotenes Blatt die bekannten Worte seines göttlichen Meisters: „Amice, ad quid venisti? Freund, wozu bist Du gekommen?“ [1])

Zu mehreren Puseyiten, jenen frommen englischen Protestanten, die gleich ihrem Meister, dem gelehrten Professor Pusey durch ihre, auf das Studium der kirchlichen Vorzeit und der Kirchenväter gegründeten, gelehrten Abhandlungen eine katholische Richtung anbahnen und Tausende bereits in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt haben (ohne selber hineinzugehen), sagte der h. Vater bei Gelegenheit einer Audienz, die er ihnen bewilligte: „Seiet doch nicht länger wie die Glocken, welche die Leute in die Kirche rufen und selber-draußen bleiben.“

Sehet da etliche Pröbchen von den Audienzen und dem bewunderungswürdigen Benehmen des h. Vaters dabei.

Nach den Morgen-Audienzen zieht sich der Papst auf ein halbes Stündchen zur Geistessammlung und zum Gebete in seine Hauscapelle zurück.

Gegen zwei Uhr begiebt sich derselbe in den Speisesalon und nimmt sein höchst frugales Mittagsmahl, das nicht länger als 20 Minuten dauert, während dessen der Obersthofmeister und der Geheimsecretär ihm Gesellschaft leisten und mit ihm über die Privatangelegenheiten des Palastes sprechen. Zuweilen bei dringenden Geschäften fährt der h. Vater während des Mahles fort, öffentliche Angelegenheiten zu behandeln, oder seinen Secretären zu dictiren.

In Rom speist der Papst stets allein an einem mit rothseidenem Teppich bedeckten Tische. Diese Regel leidet nur eine Ausnahme während des Sommeraufenthaltes — der Villeggiatur — auf dem Lande, oder auf Reisen, wo Seine Heiligkeit wohl auch Eingeladene zur Tafel zieht. Alsdann ist zum Zeichen seiner hohen Würde sein Sitz, sowie der Tisch, auf welchem sein Couvert sich befindet, etwas über die der Andern erhöhet.

Nach dem Mittagsessen betet der h. Vater, allezeit knieend, den Schlußtheil der priesterlichen Tagzeiten, Vesper und Complet, und genießt dann, wie es in Italien und überhaupt in allen Ländern wärmerer Zone Gebrauch ist, ein halbes Stündchen Ruhe. Um drei Uhr macht er gewöhnlich seinen Spaziergang im Garten des Vaticans in Begleitung zweier geistlicher Cammerherren. Dabei werden dann verschiedene Zeitungen gelesen. Am Dienstag und Donnerstag pflegt der Papst jedoch vor Porta Angelica oder Porta Pia in's Freie zu fahren, wo er dann, um frische Luft zu genießen und sich Bewegung zu machen, gewöhnlich aussteigt und zu Fuß lustwandelt, oft nach einer Kirche oder Capelle, wo gerade ein Fest gehalten wird, oder auch nach einem Spital oder Gefängniß. Bei ungünstiger Witterung geht derselbe einige Male in dem Bibliotheksaale oder in den gedeckten Hallen des Palastes auf und ab.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung der Tagesordnung. — Der Papst auf seinen Spaziergängen.

Auf Spaziergängen in Gottes freier Natur, sich selber überlassen, entfaltet der Mensch in der Regel seine gemüthvollste Seite und zeigt

[1]) Matth. 26, 50.

sich so ganz, wie er ist. Das gilt vorzugsweise von Fürsten, die daheim, von den Vorschriften der Etikette eingezwängt, sich nur selten in ihrem wahren Wesen frei und frank darstellen können. Von berühmten Monarchen erzählt man sich sehr anziehende Geschichtchen, die sich auf Promenaden und Jagdpartieen zugetragen; aber schwerlich dürfte eine Chronik harmlosere und doch anziehendere Anekdoten mitzutheilen haben, als die Tagesgeschichte von des neunten Pius Fußwanderungen zu berichten weiß.

Dem Leser wird es angenehm sein, als Beiträge zur Charakteristik des h. Vaters und zum Beweise, daß die herben Erlebnisse sein Liebe athmendes Herz und seine zaubervolle Gemüthlichkeit auch um kein Härchen getrübt haben, einige derselben aus früheren und späteren Jahren bis auf den heutigen Tag, schon gleich hier zu vernehmen, was allerdings ohne ein jeweiliges Vorgreifen in die Zeitfolge der Begebenheiten nicht geschehen kann, aber gewiß gerne entschuldigt werden wird.

Möge zuvörderst ein Augenzeuge, der dem h. Vater sehr nahe stand, und ein schönes Buch über Rom und seine Beherrscher geschrieben hat, das, was er selber sah, erzählen.

„Eines Nachmittags", erzählt Maguire, „kehrte ich von einem Spaziergange auf dem reizenden Monte Pincio zurück, von dessen verschiedenen Kuppen man eine herrliche Aussicht auf Rom und seine Umgebung genießt. Plötzlich rief der mich begleitende Freund: „Sehen Sie, da ist der Papst!" Ich blickte nach der bezeichneten Richtung hin und sah einen Mann, der in eine Soutane von weißem Tuche gekleidet war; Kragen und Gürtel waren ebenfalls weiß, der breitrandige Hut war dagegen carmesinroth und mit einer goldenen Schnur verziert, welche den Hut umgab und in langen Troddeln von demselben kostbaren Stoffe auslief. Auf jeder Seite gingen zwei Studirende des Apollinaris-Collegiums (Kinder und Studirende sind und bleiben nun einmal die Lieblingsstaffage Pius' IX.), und hintendrein folgten mehrere Hausbeamte, von denen einer, wie es bei Ausgängen des Papstes Brauch ist, Almosen austheilte. Nach diesen kamen in einiger Entfernung mehrere (sechs) Noblegardisten und zuletzt zwei einfache Wagen, einer für Seine Heiligkeit, der andere für seine Begleiter. (Vorauf reitet allemal der Battistrada oder Vorreiter des Papstes, um ihm auf seinen Wegen Bahn zu machen). Mein Freund und ich schlossen uns ohne langes Besinnen dem Gefolge an, das den erhabenen Spaziergänger vom Fuße des Pincio-Hügels über den Popolo-Platz durch das gleichnamige Thor und fast noch eine halbe Stunde weit auf der Flaminischen Straße begleitete, welche letztere wegen des heftigen Windes ungewöhnlich staubig war. Als der Papst den Berg hinabging, begegnete er einer Gruppe von Studirenden der Propaganda. Se. Heiligkeit blieb sogleich stehen und unterhielt sich mehrere Minuten mit den jungen Männern. In gleicher Weise sprach er mit einigen Kindern, die sich an unschuldigen Spielen ergötzt hatten und welche bei der Anrede des h. Vaters Ehrfurcht ohne Blödigkeit an den Tag legten. Länger als eine halbe Stunde verfolgte der Papst seinen Weg, indem er mitten auf der Straße daherschritt und sich wenig um den Staub kümmerte, den ein Herbstwind aufwirbelte, welcher manchen Baum am Wege entblätterte. Alle Personen, denen der Papst auf seinem

Spaziergange begegnete, knieeten nieder, um seinen Segen zu empfangen. Alt und Jung, Reich wie Arm, der rohe Fuhrmann des seltsam aussehenden Marktkarrens wie der vornehme Reiter, alle ohne Ausnahme warfen sie sich bei der Annäherung des Papstes auf die Kniee, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, in welcher Stellung oder an welchem unbequemen Platze sie knieeten. Ich bemerkte insbesondere, daß mehrere Reiter, von denen mir einige als Glieder wohlbekannter edler Familien genannt wurden, sofort vom Pferde stiegen und eben so flink wie die ärmlichsten Fußgänger niederknieeten. Die Letzteren hatten wohl noch einen besondern Grund für ihre Huldigungsart, denn sie wußten, daß im Gefolge des Papstes sich der Almosenier oder dessen Stellvertreter befand, und daß er eine Börse bei sich führte, welche besonders für sie gefüllt war und deren Inhalt sich auch rasch entleerte." (Der Statthalter Christi wendet nämlich auch auf seine Promenaden das Wort seines Meisters an: Arme werdet ihr allezeit bei euch haben.[1]) Zuweilen auch schaut Pius den Feldarbeiten zu und nimmt von den Landmädchen, die von ferne schon die päpstlichen Wagen in Sicht genommen hatten, väterlich Blumensträuße und Stegreifcomplimente entgegen.

Wir überspringen mehrere Jahre und lassen das Journal Le Monde aus einem aus Rom datirten Schreiben vom 28. October 1862 Folgendes erzählen.

„Gestern" (am 27.), heißt es da, „hatte der h. Vater mit seiner gewöhnlichen Begleitung nach den Höhen des Monte Mario seine Richtung genommen und kam an jenen Osterieen oder Weinschenken vorüber, wo Leute aus den niederen Classen in den letzten Tagen des October — bekanntlich der Ferien- und Wonnemonat für die Römer — zahlreich sich einzufinden und bei Spiel und Tanz auf eine sehr anständige Weise zu belustigen pflegen. Wie sie den Papst ankommen sahen, diese munteren Schaaren, eilten sie, die Taschentücher schwenkend, ihm entgegen und riefen: Vivat, unser angebeteter Herrscher! Vivat der Papst-König! Lo vogliamo! Si, lo vogliamo! Resti sempre tra noi, per farci allegri! (Wir wollen ihn behalten, ja wir wollen ihn behalten! Er soll bei uns bleiben, um uns glücklich, um uns froh zu machen!) Und die Frauen, ihre kleine Schellentrommel (Tamburino) in der Hand, und die Männer, auf ihren Geigen, Guitarren und Flöten das Pio-Nono-Lied spielend, warfen sich auf die Kniee und schritten dann hinter ihm her. Viele warfen sich vor ihm in den Weg, erfaßten mit Inbrunst seine Hände, die Zipfel seiner Kleider und preßten, zur Erde gebeugt, auf seine geweiheten Füße ihre Lippen. Pius richtete, freundlich lächelnd, einige jener väterlichen und zutraulichen Worte an sie, wie seine Kinder sie von ihm gewohnt sind, und ließ sich einige Augenblicke von dem süßen Gefühl, sich geliebt zu sehen, zum Verweilen bewegen. Dann aber sagte er, um diesen Liebeserweisungen ein Ende zu machen, mit überaus zärtlicher Stimme: Basta, basta, figli miei (genug, genug, meine Kinder). Und die ihm unmittelbar nahe Gekommenen sagten ebenfalls zu den Andern: Basta, basta! — Was? Basta? entgegneten diese; weil Ihr das Glück hattet,

---

[1]) Matth. 27, 11.

ihn zu berühren, meinet Ihr, daß es genug sei? Selbstsüchtige! sollen denn wir leer ausgehen? Der Papst lächelte, hielt seine Hand weithin ausgestreckt, streichelte sanft die Wangen Derer, die er erreichen konnte, suchte gemach dieser kindlichen Zudringlichkeit sich zu entwinden, und die Prälaten und die Noblegardisten ließen sie gewähren oder leisteten nur sehr schwachen Widerstand. Als Pius IX. seine Fußwanderung fortsetzte, wurde er noch lange von den Musikanten und den tanzenden, ihre Tambourine schwingenden Frauen gefolgt und von Weitem noch konnte er das Freudengeschrei und die Evvivarufe seiner guten Unterthanen hören."

„Da sieht man recht — fügt das französische Blatt bei — was es um die christliche Königswürde, oder besser gesagt, um die königliche Vaterwürde ist: wie selbe den Kleinen gegenüber sich milde, huldvoll und hingebend, dagegen den von Hochmuth, Neid und kirchenräuberischem Ehrgeiz aufgeschwollenen, frechen und vermessenen Großen gegenüber sich voll Majestät, unbeugsam, ja furchtbar zeigt." Da sieht man, was von den schnöden Zeitungsberichten zu halten, die unaufhörlich in die Welt hinausposaunen, jene papstfreundlichen Kundgebungen seien lediglich Machwerke der Polizei und der „Ultramontanen", der Papst unterstehe sich niemals anders als mit achtunggebietender Waffenmacht öffentlich zu erscheinen, sein Volk liebe ihn nicht und lebe obendrein in Elend und Schmutz. Die Lügenblätter! Jene nahezu 500 Menschen auf der Straße nach Monte Mario, die schon von Weitem Pius' IX. harrten und nur mit Mühe sich von ihm losreißen konnten, fühlten sie sich etwa unglücklich? Hatten sie etwa ihren Monarchen nicht lieb? Und waren sie in Folge des guten Schluckes, den sie genommen, nicht in einer Gemüthsstimmung, wo das Herz sich ohne Rückhalt ausspricht?

Gegen Ende August 1867, wo die Cholera ihren Höhepunkt erreichte, ging der Papst zu Fuß aus der Porta Angelica, hinter dem Vatican, um zu lustwandeln, hinaus. Unterwegs sah er vor einer Schenke eine Familie rund um den Tisch sitzen und Gurken essen. Ein Polizei-Erlaß hatte damals der Seuche wegen den Verkauf dieser Frucht verboten. Der h. Vater ging treuherzig auf sie zu und sagte zu den Zuwiderhandelnden: „Kinder, habt Ihr denn nichts Anderes zu essen? Ihr wisset doch, daß dieses Nahrungsmittel verboten ist?" — „Ja wohl, h. Vater", war die sichtlich verlegene Antwort; „aber habet die Güte und segnet diese Gurken, so werden sie uns nimmer schaden." — „Das hieße Euch den Sterbesegen ertheilen", versetzte Pius IX.; „ich weiß ein besseres Mittel." Er rief einen seiner Cammerdiener, hieß ihn die Gurken wegwerfen, dem Garkoch ein anderes, gesunderes Gericht für die Familie auszahlen und setzte dann seine Promenade fort.

Als er ein paar Monate später während der Octoberfeste ebenfalls in dieser Richtung lustwandelte, blieb er, um auszuruhen, auf dem Abhange des Monte Mario vor einem Gehöfte stehen, wo junge Mädchen bei den Klängen einer Drehorgel tanzten. Er ließ sich einen Augenblick auf eine Bank nieder, sah zu, wie sie sich belustigten, dann näherte er sich ihnen und sagte lächelnd: „Recht so, recht so, meine Töchter! ich sehe gern, daß man sich eine Freude macht." Und wahrscheinlich, um den kleinen Tänzerinnen einen längeren Genuß des Orgelspiels und einiger

Erfrischung zu gestatten, ließ er jeder von ihnen einen Papetto (ungefähr 10 Silbergroschen) austheilen und wünschte ihnen mit jenem Wohlwollen, das nur ihm, dem ehemaligen Waisenvater, eigen ist, einen guten Tag.

Drei Zöglinge des Collegium Romanum kamen von einem Spaziergange heim. Wie sie um eine Straßenecke biegen, erscheint die Carosse Sr. Heiligkeit; alsbald werfen sie sich auf die Kniee und empfangen mit aller Andacht und Sittsamkeit, kaum aufblickend, den päpstlichen Segen. Nichtsdestoweniger bemerken sie, daß Pius IX. ihnen mit der Hand ein Zeichen giebt, gleich als lade er sie ein, sich ihm zu nahen. Sie schauen genauer zu, und richtig, der h. Vater ruft sie. Doch im Galopp ist der Wagen verschwunden und in den Vatican, der ganz nahebei war, eingefahren. Da gab es nun großen Rathschlag. Was thun? Endlich beschließt unser Kleeblatt einstimmig: sie wollen sich in corpore in den Palast verfügen, um zu erfahren, ob der Papst wirklich sie zu sprechen wünsche. Sie gingen also hin und erhielten trotz der Abweisungsversuche des dienstthuenden Offiziers Zulaß. Ihre Vermuthung war richtig. Wirklich wollte der heilige Vater sie sprechen. Voller Freude treten die drei Studenten vor, und Pius IX. empfängt sie mit einem milden Lächeln. „Ihr kommt, glaube ich, vom Spaziergange zurück." — „Ja wohl, heiligster Vater." — „Irre ich nicht, so läßt man Euch allzeit zu Dreien ausgehen. Aber sagt mir", fügte Pius mit einer schalkhaft geheimnißvollen Miene bei, „dürftet Ihr bisweilen nicht wohl auch zu Vieren sein?" — „Heiliger Vater, das geschieht auch wohl." — „Gut denn! heute sollt Ihr zu Vieren nach Hause zurückkehren. Allein der vierte Gesell, den ich Euch beigeben will, kann nicht gehen; Ihr werdet ihn also tragen müssen." Dieß sagend, trat der h. Vater in ein Nebengemach. Bald kam er zurück mit einem Gemälde des seligen Johannes Berchmanns: „Da", sprach er, „das ist Euer neuer Gefährte." Schon wollten die drei Studirenden unter tiefen Dankbezeugungen sich zurückziehen, als Pius IX. wieder anhob: „Wenn ich Recht habe, so seid Ihr Philosophen; dieses Porträt ist mithin für Euch. Nun würden aber die Theologen eifersüchtig sein, wenn ich ihnen Nichts gebe." „Da, dieses ist für sie." Und hiermit händigte er ihnen ein zweites Gemälde, den h. Aloys darstellend, ein. Daß die drei Besucher überglücklich waren, braucht nicht erst versichert zu werden. Als sie mit ihrem Schatz zu Hause ankamen, war daselbst großes Jauchzen. Die beiden Gemälde wurden an einem Ehrenplatze ausgestellt, und der Pater Rector des Römischen Collegs hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu Seiner Heiligkeit zu verfügen und ihm seinen Dank zu Füßen zu legen.

Anfangs Februar (1868), abermals bei einer Fußwanderung auf dem Monte Mario, begegnete Pius IX. einem kleinen Knaben und einem kleinen Mädchen, die aus der Schule kamen. Er näherte sich den beiden Kindern, die am Rande des Weges auf den Knieen lagen und riefen: „Santo Padre, la benedizione! (Heiliger Vater, den Segen!)" Er segnete sie auf eine gar liebreiche Weise, und der kleine, eben nicht schüchterne Knabe rief: „Santo Padre, dammi qualche cosa! (Heiliger Vater, gieb mir Etwas!)" Pius IX. nimmt darauf das Körbchen, das

das junge Mädchen in der Hand hielt, öffnet es und langt ein Stück Brod heraus. „Willst Du", sagte er zu dem Kinde, „daß ich Dein Brod diesem Knaben gebe?" Nach einer Pause antwortete es: „Ja". „Aus gutem Herzen, im Namen Gottes, nicht wahr?" fragte der Papst. „Ja." — „Nun, so wisse denn, daß der liebe Gott Alles, was wir aus gutem Herzen und in seinem Namen thun, belohnt. Im Namen Gottes gieb Dein Brod dem kleinen Knaben da."

Und nachdem das Mädchen dies gethan, verließ der h. Vater sie. Man sagt jedoch, er habe, der Gnade Christi, dessen Stellvertreter er ist, zuvorkommend, dem Kinde und dessen Familie unverweilt eine Belohnung zu Theil werden lassen.

Ein anderes Mal hatte Pius eine Spazierfahrt nach der Campagna jenseits des Thores San Giovanni gemacht. Er war eben aus dem Wagen gestiegen, als er bemerkte, daß ein Knabe auf einem einsamen Fußwege daherkam, der auf seinen Schultern eine schwere Last Holz trug. Der Papst hieß ihn näher kommen und sein Bündel abwerfen. Hierauf fragte er ihn, zu welcher Pfarrei er gehöre und ob er fleißig dem Unterrichte seines Pfarrers beiwohne. Dann prüfte Seine Heiligkeit des Knaben Kenntnisse in Bezug auf die Geheimnisse unsrer heiligen Religion, und als er ihn für sein Alter hinreichend unterrichtet fand, lobte er ihn und schenkte ihm einige Goldstücke als Unterstützung für seine armen Eltern.

So weiß der edle Greis mit dem Angenehmen das Gute und Nützliche zu paaren und ist wie auf dem Lehrstuhl im St. Petri-Dom, so auch in seinen Erholungsstunden für Kleine und Große ein Lehrer der Wahrheit, Weisheit und Tugend.

Dreizehntes Capitel.

Fortsetzung und Schluß der Tagesordnung. — Wochenordnung des Papstes. — Wie Pius IX. auf Ersparnisse bedacht war und zu welchem Zwecke. — Uebertriebene und tendenziöse Erzählungen davon. — Der Tisch des Papstes im Vergleiche mit dem anderer Souveräne. — Was dabei in Anschlag zu bringen.

Doch wir haben uns, fürchte ich, von dem Anziehenden der Spazierfahrten des h. Vaters zu weit fortreißen lassen und eilen nun mit ihm in den Quirinal, wo er damals residirte, zurück.

Nach der Rückkehr von seiner Promenade betet der Papst die Matutin und Laudes für den folgenden Tag. Es ist mittlerweile Abend geworden und die Glocken der ewigen Stadt läuten zum Ave Maria. Da sehen wir den Vater der Christenheit niederknieen und mit seiner Umgebung den Gruß des Engels an die heiligste Jungfrau und den Bußpsalm De profundis für alle während des Tages in der ganzen Welt verstorbenen Gläubigen beten, wie es seit langer Zeit alle Päpste gethan.

Dann beginnen die Audienzen und zwar die rein amtlichen aufs Neue. Man legt dem Papst die Schriften vor zum Unterzeichnen, Schriften, welche die religiösen Angelegenheiten der ganzen katholischen Welt oder die politischen des Kirchenstaates betreffen. Und diese Audienzen währen wieder bis 10 oder 11 Uhr des Nachts. Dann erst nimmt der erschöpfte Greis ein leichtes Nachtessen, verrichtet in seinem Schlafzimmer, wo über seinem Betschemel ein von Murillo gemaltes Bild des

h. Joseph hängt, der das Jesuskind in seinen Armen hält, lesend, betend und meditirend seine Abendandacht und sucht in einer kurzen Nachtruhe auf einem Lager, welches an Einfachheit dem des bescheidensten Studirenden zu Rom gleichkommt, die nothwendige Stärkung für die nämlichen Anstrengungen am folgenden Tage. Baladelli, der treue Diener von Imola her, ist regelmäßig beim Schlafengehen des h. Vaters zugegen. Er erzählt ihm, was sich den Tag über drinnen im Palast zugetragen, und verläßt ihn nicht eher, als bis Seine Heiligkeit eingeschlummert ist. Dann macht er die Vorhänge zu, überzeugt sich, ob der Diener, der in einem Verschlag in einer Ecke des Schlafgemaches des Papstes seine Lagerstatt hat, auf seinem Posten ist und zieht sich zurück. (Baladelli ist — sicherem Vernehmen nach — erst vor ein paar Jahren gestorben.)

Bei einer Persönlichkeit, wie Pius IX., ist kein Umstand gleichgültig. Man wünscht sogar zu wissen, was er mit Vorliebe zu lesen, worüber er zu betrachten pflege. Und siehe! da kommt uns eine Aeußerung zu Statten, die der h. Vater in einer vertraulichen Unterredung dem hochverdienten Weihbischofe von Genf, Monseigneur Mermillod, vor nicht gar langer Zeit gethan: „Ich kenne", versicherte ihm Pius, „nichts Schöneres, Kräftigeres und Rührenderes, als Das, was der h. Franz von Sales gedacht; seine Schriften sind der Gegenstand meiner Betrachtung und meiner geistlichen Lesung für jeden Tag."

So ist denn Pius IX., wie es jeder wahre Priester sein soll, ein Mann des Gebetes und der Betrachtung, und sein Lehrer und Vorbild ist der große, liebenswürdige Bischof von Genf, der h. Franz von Sales! Wir erwähnten Eingangs dieses Werkes der von Biographen geäußerten Vermuthung, wonach Mastai's Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder vornehmlich die Mutter des h. Franz von Sales sich zum Muster genommen habe.

Diese Vermuthung wird durch jene Aeußerung ihres erhabenen Sohnes so gut wie außer Zweifel gestellt und erklärt zugleich seine Vorliebe für jenen Heiligen und seine treffende Charakter-Aehnlichkeit mit demselben, zumal seine Sanftmuth, seine Heiterkeit, seine an geistreichen Einfällen stets fruchtbare Laune und seine gewinnende Menschenliebe — Eigenschaften, welche Früchte des h. Geistes und ein Vorrecht der größten, ja der strengsten Heiligen, z. B. eines h. Romuald und einer h. Theresia von Jesu sind.

Daß Pius IX., als höchster Lehrer der Kirche, durch Studium und Meditation namentlich auch mit dem Inhalte des Buches aller Bücher, der Bibel, auf das Innigste vertraut, ja, daß Letzterer bei ihm so zu sagen in Saft und Blut übergegangen sei, zeigt der gewandte und leichte Gebrauch, den er bei vorkommenden Gelegenheiten sowohl in öffentlichen Ansprachen als in der Privatunterhaltung aus dem Stegreif davon zu machen weiß.

Wir kennen nun den Tageslauf des h. Vaters und in etwa die Beschaffenheit seiner Privat-Audienzen. Doch das ist nicht Alles.

Mit Ausnahme außergewöhnlicher Audienzen, welche zu jeder Stunde stattfinden, ist ein bestimmter Tag für Audienzen besonderer Art festgesetzt, in denen alle Fragen zur Verhandlung kommen, welche sich auf die innere Verwaltung des Kirchenstaates oder auf rein kirchliche Angelegenheiten beziehen. Gegenwärtig finden sie in folgender Ordnung regelmäßig an den einzelnen Wochentagen statt.

Montag. Vormittags: Se. Eminenz der Cardinalsecretär der Bittschriften und der Waffenminister. Am ersten Montage des Monats der Präsident der Akademie für Adelige. Am ersten und dritten Montage der Secretär für die Disciplin der Ordensgeistlichkeit. Am zweiten Montag der Promotor Fidei, (so heißt der Prälat, welcher bei obschwebenden Untersuchungen behufs Selig- oder Heiligsprechung eines im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen, von Amtswegen Bedenken zu erheben hat und deswegen auch advocatus diaboli — des Teufels Anwalt — genannt wird). Am vierten Montag der Armenanwalt. Abends: Der Cardinalpräfect der Segnatura (d. h. derjenigen Gerichtsbehörde, welche auf erhobenen Recurs über die Zulässigkeit der Appellationen, Nichtigkeitsbeschwerden u. dgl., sowie auch über solche außerordentliche Rechtssachen erkennt, worin man zur Entscheidung an die persönliche Gnade des Papstes recurrirt); der Staatssecretär der Administration und Secretär der Breven an Fürsten.

Dienstag. Vormittags: Der Cardinalsecretär der Breven, der Cardinal-Prodatarius und der Subdatarius — als Berichterstatter über eingelaufene Gnaden-, Dispens- und ähnliche Gesuche. Am ersten und dritten Dienstag des Monats der Cardinalvisitator des apostolischen Hospizes vom h. Michael, der Almosenpfleger. Abends: Der Magister Sacri Palatii — um über Angelegenheiten der Congregation des Index — und der Commendator von Santo Spirito — um über den Stand dieses großartigsten aller Spitäler zu referiren und Entscheidung entgegen zu nehmen. Am zweiten Dienstag jedes Monats der Präsident der Consulta — des Staatsrathes — zur Besprechung von Regierungsgeschäften.

Mittwoch. Vormittags: Der Minister der öffentlichen Bauten, der Minister des Innern und der Polizei, und der Finanzminister. — Abends: Der Assessor des h. Officiums, der Secretär des Consistoriums, der Secretär für kirchliche Angelegenheiten und der Secretär der lateinischen Breven.

Donnerstag. Vormittags: Die Congregation des h. Officiums. Abends: Der Auditor Sr. Heiligkeit und der Secretär der Schreiben an Fürsten. Jeden ersten Donnerstag des Monats der Secretär der Congregation der Riten.

Freitag. Vormittags: Der Cardinalsecretär der Breven, der Cardinal-Prodatarius und der Subdatarius, der Cardinalsecretär der Bittschriften, der Secretär der Congregation der Riten. Abends: Der Cardinalpönitentiar und der Secretär der Congregation für Angelegenheiten der Bischöfe und Ordensgeistlichen.

Samstag. Vormittags: Der Minister des Innern und der Polizei, der Finanzminister. Abends: Der Cardinalvicar von Rom, der Secretär der lateinischen Schreiben; am dritten Samstage jedes Monats der Secretär der apostolischen Visitationen.

Sonntag. Nachmittags: Der Secretär der Propaganda, der Auditor Sr. Heiligkeit und der Secretär der Studien.

Das ist die tägliche, die allwöchentliche Beschäftigung, die der neue Papst-König bei der ersten Umschau, welche er über das unermeßliche Gebiet seiner geistlichen und weltlichen Wirksamkeit hielt, theils genau

nach seiner Amtsvorfahren Vorgang, theils nach Befund der Umstände in etwas veränderter Ordnung und Form sich vorgezeichnet und auferlegt sah. Mußte es bei diesem Ueberblick Pius IX. nicht zur Gewißheit werden, daß er mit der höchsten Erdenwürde auch die schwerste Erdenbürde, wahrhaft ein Joch, ein Kreuz überkommen, daß er in Wahrheit „ein Knecht der Knechte Gottes" geworden und fortan Allen Alles, sich selber Nichts zu sein, von der Vorsehung berufen, ja gewissermaßen verurtheilt sei? — In der That, wo ist der weltliche Fürst, und wäre er auch der thätigste und frömmste, der ein so geplagtes, entsagungsvolles, aber auch ein so gemeinnütziges, segensreiches Leben führte, wie die geistlichen Scepterträger zu Rom? Wo sind da die Diners, die Jagdpartieen, die Theater und musikalischen Soireen, welche den weltlichen Monarchen für der Geschäfte Last und Sorgen so reichlichen Ersatz bieten? Der Vater der Christenheit kennt sie nicht. Er sucht seinen einzigen Ersatz im stillen Verkehr mit Gott, in der Süßigkeit des Gebetes und der Hoffnung auf dereinstige ewige Freuden.

Nachdem Pius IX. durch Feststellung einer bestimmten Tages- und Wochenordnung Regel in sein nunmehriges, völlig neues Leben und Wirken gebracht, warf er einen prüfenden Blick auf das ihn zunächst Berührende, seinen Hofhalt. Schlicht und einfach, wie er selber, sollte auch, wo immer die Repräsentation der Fürstenwürde mit Fug unterbleiben konnte, seine ganze Haus- und Hofeinrichtung das Gepräge edler Einfachheit und Würde an sich tragen. Darum vermied er, wie er es auch als Bischof gethan, fast mit Aengstlichkeit jeden unnöthigen Aufwand, jede überflüssige Ausgabe. Sein Grundsatz war: „Man muß so sehr als möglich sparen; denn die Zahl der Armen nimmt täglich zu und die Mittel nehmen ab." Das Letztere war buchstäblich wahr: betrug doch das Deficit der Staatscasse, welches Pius IX. vorfand, nicht weniger denn 37,000,000 Scudi, eine ungeheure Summe, zu deren allmäliger Deckung allerdings zunächst außerordentliche Ersparnisse, sodann aber auch ein Appell an die Vaterlandsliebe der Begüterten angezeigt erschienen. Um den Wetteifer der Laien zu wecken, bot Pius die Welt- und Ordensgeistlichkeit zu einer Steuer auf. Jedes Kloster verstand sich dazu, drei Jahre nacheinander zehn Scudi, jeder Pfarrer einen Scudo zu zahlen.

Bei diesem Streben, der schreienden Finanznoth durch möglichst tiefgreifende, am höchsteigenen Hofe, ja am eigenen Mund beginnende Ersparnisse abzuhelfen, lag es selbstredend dem edlen Herzen Pius' IX. fern, dadurch auch nur einen Schatten des Vorwurfs auf seinen Amtsvorgänger und dessen Hofeinrichtung hervorrufen und glauben machen zu wollen, als wären diese prunkliebend und verschwenderisch gewesen, und so dem öffentlichen Tadel in dieser Richtung, der ohnehin schon laut und bitter genug zum Vorschein kam, einen Anhaltspunkt zu bieten. Das wäre auch, wenigstens in Vielem, nicht gerecht gewesen; denn wenn auch Gregor's XVI. Pontificat nach Außen groß und glänzend war, wenn er auch, die Staatsfinanzen nicht strenge genug von dem kirchlichen Finanzetat sondernd, allzu große Hospitalität gegen viele vertriebene Bischöfe und Priester Spaniens, allzu große Milde und Wohlthätigkeit gegen Gelehrte und Künstler übte, so war er doch für seine Person so wenig ein Freund des

Luxus, daß er vielmehr, wie bereits erwähnt, das strenge Leben eines Camaldulensermönches bis an seinen Tod fortsetzte. Die eigentliche Schuld an dem großen Loch im Staatsbeutel trugen, wie wir in Obigem dargethan, die erbittertsten Tadler desselben, die Radicalen selbst, durch ihre ewigen Wühlereien, Aufstände und Aufstandsversuche, zu deren Niederhaltung und Erstickung außerordentliche Streitkräfte und Vertheidigungsanstalten auf Kosten des Staates unterhalten werden mußten.

Trotz aller Discretion entgingen die wohlgemeinten, weisen Einschränkungen, welche Pius IX. vornahm, mit nichten der ärgsten Mißdeutung zu Ungunsten des verewigten Staatsoberhauptes, während sie dem neuen von Seite der „Fortschrittsmänner" mit anekelnder Lobhudelei gutgeschrieben, bis in's Kleinliche vermerkt und ausgeschrieen wurden. So hätte, ihnen zufolge, Pius von vornherein viele Cammerherren entlassen, die Zahl der Pferde in dem päpstlichen Marstall von 90 auf 25, die Ausgaben für die päpstlichen Gärten von 30,000 auf 6000 herabgesetzt, auch täglich an Gefrorenem einige Thaler erspart. Als ein Wundermärchen erzählt man sich die Geschichte von der Pomeranze, die in die ersten Tage seiner Regierung fällt, wie nämlich Pius IX., als er zum ersten Male eine Pomeranzenlimonade verlangte, sehr überrascht gewesen sei, da die Lakaien eiligst allerlei Erfrischungen und Backwerke herbeitrugen. Man mußte ihm, gewissermaßen zur Entschuldigung, erklären, daß es früher so üblich gewesen sei. Er aber habe darin eine Verschwendung erblickt, Alles zurückgewiesen und sich dann ein Messer und eine Pomeranze bringen lassen, aus welcher es selber den Saft in ein Glas auspreßte. Zugleich habe er angeordnet, daß man ihm von nun an Nichts weiter bringen dürfe, so oft er seinen Durst löschen wollte. Was daran Wahres sei, möge dahin gestellt sein. So viel ist gewiß: Der Tisch der Päpste vom 16. Jahrhundert an war immer einfach und frugal. Leo's XII. gewöhnlichstes und liebstes Gericht war der trockene Neufundländer Stockfisch, der baccalà der Italiener. Unter Gregor XVI. kostete, wie der mehrerwähnte Clavé versichert, jeder Tag 3 Scudi. Daß Pius' IX. Tafel eben auch nicht von Leckerbissen strotzte, wissen wir bereits aus seinem Gespräche mit dem Hausmeister in Imola. Wie er als Bischof und Cardinal an seiner Tafel nicht mehr als einen Scudo brauchte, so wollte er es auch als Papst halten. Als der Hausmeister kopfschüttelnd meinte, das heiße doch für einen so hohen Potentaten die Sparsamkeit zu weit treiben, und mit solcher Oekonomie werde er wenig Ehre einlegen, soll ihm Pius geantwortet haben: „Die päpstliche Würde zwingt mich nicht, besser oder mehr zu essen; ich bin nach wie vor ein armer Priester des armen Jesus Christus, und Sie werden es sich daher angelegen sein lassen, meinen Tisch nach diesem Maßstabe zu bestellen." Mit dieser frugalen Tafel der römischen Päpste vergleiche man die luxuriösen Diners anderer Souveräne, z. B. der Königin von England, wo an einem Tage Küche und Keller mehr verschlingen, als die des Papstes in Jahr und Tag. Und das in Ländern, wo nach amtlichem Ausweis jährlich Tausende dem Hungertode verfallen, während die Qual des Hungers, geschweige der Hungertod im Staat der Päpste etwas Seltenes ist, ja letzteres geradezu unerhört ist.

Vierzehntes Capitel.

Pius' IX. echt evangelische Gesinnung und Handlungsweise in Hinsicht auf seine Verwandten. — Des Papstes nächste Verwandten: die Armen. — Der Besuch in der Engelsburg.

Nachdem Pius IX. mit seinem Hofhaushalt sich in's Reine gesetzt, dachte er an seine Verwandten, aber nicht, wie man aus dem zärtlichen Briefe, den er gleich nach seiner Wahl an seine Brüder in Sinigaglia schrieb, vielleicht denken könnte, nicht, um sie zu sich nach Rom einzuladen, sondern vielmehr, um sie von Rom möglichst weit entfernt zu halten. Nicht, als ob seine Liebe zu ihnen abgenommen hätte, o nein, er blieb ihnen unwandelbar in Liebe gewogen. Allein ihm war bekannt, wie, theils mit Recht, theils mit Unrecht, aber jedenfalls zum großen Nachtheil für die Religion, der Vorwurf des Nepotismus — der ungerechten Begünstigung der Verwandten — auf vielen seiner Vorgänger lastete. Der Möglichkeit dieses Vorwurfs in Betreff seiner wollte Pius IX. sofort durch zwei Schreiben begegnen, die er an zwei Brudersöhne richtete, wovon der eine als Lieutenant im päpstlichen Heere diente, der andere ohne bestimmte Stellung zu Rom lebte.

Dem ersteren schrieb er:

„Mein Freund, immerhin magst Du auf meine Zuneigung und meine Freundschaft rechnen; aber auf meine besondere Protection nie und nimmer. Man hat mir gesagt, Du hofftest auf eine schleunige Beförderung; betrüge Dich nicht, mein Sohn, wenn Du diese der Gunst zu verdanken hoffest; ich bin allerdings Dein Onkel, aber ich bin auch der Vater Deiner Cameraden. So wird denn die Beförderung stets nur dem wahren Verdienste zu Theil werden, wie ja die Belohnung dem Würdigsten gebührt."

Das Schreiben an den Andern lautete:

„Mein Theurer! Du bist nicht reich genug, um den Fürstentitel, den nach alter Sitte meine Stellung Dir zuerkennt, mit angemessenem Glanze zu führen. Mein Privatvermögen ist nicht beträchtlich genug, Dir die Mittel dazu zu beschaffen. Auch soll es das Erbtheil meiner armen Unterthanen sein, die mir näher als meine Neffen, die meine Kinder sind. Kehre daher nach Sinigaglia zurück und bedeute meine Verwandten, daß auch sie dort bleiben sollen, daß sie durch ihr Herüberkommen nach Rom mein Herz nur betrüben würden."

So gereichte denn Pius' IX. Erhöhung seinen Verwandten nicht nur nicht zur Beförderung und Begünstigung, nein, sie legte ihnen geradezu Opfer und peinvolle Beschränkungen auf.

Ja, Opfer und Beschränkungen. Das folgende, obwohl der Zeit nach etwas spätere Vorkommniß möge dafür ein Beleg sein.

Seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung unter Pius VII. genoß die gräfliche Familie Mastai zu Sinigaglia das Vorrecht, auf dem dortigen Jahrmarkte, dem bedeutendsten in ganz Mittel-Italien, die Präsidentschaft zu führen. Obschon dieses Amt im Grunde mehr Ehre als Gewinn einbrachte, da die daran geknüpften Erträgnisse sich kaum auf etliche tausend Franken beliefen, so legte gleichwohl die Familie Mastai ein großes Gewicht darauf, und da sie einmal die angesehenste Familie des Ortes war, so fiel es Niemanden ein, ihr den Genuß desselben streitig zu machen. Als nun beim Ableben des letzten Titularen seine Wittwe, die Gräfin Mastai, sich mit der Bitte an den Papst wandte, er wolle huldreichst ihren Sohn, (Pius' IX. rechten Neffen), ungeachtet seines noch jugendlichen Alters mit dem väterlichen Amte bekleiden, das dann bis zu dessen Großjährigkeit von dem Grafen Mastai (des Papstes und des

Verstorbenen Bruder), verwaltet werden könne, überwieß der Papst die Angelegenheit an den Finanzminister und forschte nach, ob nicht durch Aufhebung der Präsidentschaft des Jahrmarktes zu Sinigaglia ein Ersparniß zu erzielen sei.

Der Minister, als er die Absicht merkte, enthielt sich aus Zartgefühl der Meinungsäußerung und schützte das Unerhebliche der Sache vor; nachdem er jedoch auf des Papstes Befehl den Director der Douanen zu Rathe gezogen, erklärte er, die Stelle sei lediglich ein Ehrenposten und ein einfacher Commis könnte für etliche hundert Franken die damit verbundenen Obliegenheiten wahrnehmen. „Gut denn!“ meinte der Papst, „so ernennet einen Commis.“ Der Minister mochte noch so sehr auf das Mißvergnügen aufmerksam machen, welches die Familie Mastai und der Adel in den Marken über diese Entscheidung empfinden würden, der Befehl wurde ausgefertigt. Als derselbe zu Sinigaglia ankam, wurde der Graf derart davon betroffen, daß er erkrankte. Man hinterbrachte diese Nachricht dem Papste mit der Bitte, den Befehl zurückzunehmen; indessen Pius begnügte sich mit der Erwiderung: „Ich bin nicht Papst, um die Interessen meiner Familie, sondern die des Staates, wie es sich gehört, wahrzunehmen“; und der Posten blieb unbesetzt.

Groß, ja göttlich muß die Religion sein, die solche Gesinnungen einflößt in dem Augenblicke und auf solcher Höhe, wo es wohl dem Stärksten in etwa könnte nachgesehen werden, wenn er einmal schwach würde und dem Rausche der Macht und Größe unterläge!... Wer erkennt in dieser edelmüthigen Verleugnung des eigenen Fleisches und Blutes nicht den Stellvertreter und Geistesverwandten Dessen, der, als man einstmals zu Ihm sprach: „Siehe, Deine Mutter und Deine Brüder (d. h. Deine Vettern) stehen draußen und suchen Dich“, antwortete: „Wer ist meine Mutter, und welche sind meine Brüder?“ und dann, die Hand nach seinen Jüngern ausstreckend, sprach: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder! Denn wer immer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, derselbe ist mir Bruder, Schwester und Mutter?“[1])

In den oben erwähnten Briefen hatte Pius erklärt, daß er die Armen und Nothleidenden als seine Verwandten, ja, als seine Kinder ansehe und daß seine Ersparnisse alle vorzüglich ihnen zu Gute kommen sollten. Daß das keine leeren Worte waren, bewies er gleich in den ersten Tagen seines Pontificates unter andern durch folgende Züge.

Dem Papste war einerseits eine herzerschütternde Schilderung von der außerordentlichen Armuth einer gewissen Familie gemacht, andererseits dagegen die Noth derselben in Zweifel gezogen worden. Um von dem wahren Sachverhalte selber Einsicht zu nehmen, begab sich Pius IX. eines Abends, wie ein einfacher Priester gekleidet, mit Monsignor Corboli in Person dahin. Nachdem sie mehrere Straßen und Gassen durchwandert, traten sie in eine der elendesten Wohnungen, um nicht zu sagen Spelunken Roms. Dieselbe diente einer sehr armen Familie, bestehend aus einer Wittwe, zwei erwachsenen Töchtern, eine von 14, die andere von 18 Jahren, und zwei kleinen Knaben zum Aufenthalte. Nein! die Schilderung der

---

[1]) Matth. 12, 47—50.

Noth war nicht übertrieben. Ein Blick genügte, um dem erhabenen Besucher die ganze Größe des Elendes zu zeigen, in welchem die arme Familie sich befand. Dem Zuge seines mitleidigen Herzens folgend, ließ er, ohne Jemanden zu fragen oder ein Wort zu sagen — was bedurfte es auch der Frage, und wer hätte ihm zu antworten vermocht? — seine Börse in den Händen der kleinen Kinder, und traf, in seinen Palast zurückgekehrt, sofort Maßregeln, daß den 5 Unglücklichen für die Zukunft ausgiebige Unterstützung zu Theil wurde.... Außer diesem Werke, welches wider seines Urhebers Willen an die Oeffentlichkeit gekommen, wer zählt die vielen seiner Werke, die der demüthige Diener der Diener Gottes in den Schleier undurchdringlichen Geheimnisses zu hüllen verstand und die nirgends verzeichnet stehen, als in dem Buche der ewigen Vergeltung?

Am 2. Juli, dem Festtage der Heimsuchung Mariä, wandelte der Papst zu Fuß vom Quirinal, um in dem Kloster der Salesianerinnen am Fuße des Janiculus, die an diesem Tage ihr Titularfest feierten, die h. Messe zu lesen. Als er aus der Kirche trat, kam ein Kind an ihn heran und sagte: „Bist Du der Papst?" „Ja, mein kleiner Freund, der bin ich", erwiderte Se. Heiligkeit. „Ich habe keinen Vater mehr", fuhr der Kleine fort. „Dann will ich Dein Vater sein", antwortete Pius, indem er den Kleinen an sein Herz drückte. Das Versprechen wurde auch redlich erfüllt. Als sich der h. Vater durch Erkundigungen überzeugt hatte, daß der Kleine die Wahrheit gesprochen, gab er sogleich Befehl, ihn in seinem Namen und auf seine Kosten sorgfältig zu erziehen und für sein Fortkommen zu sorgen.

Unter den Unglücklichen, für welche das liebreiche Herz des Papstes mit besonderer Theilnahme schlug, standen die Gefangenen in erster Reihe. Klagen über deren harte Behandlung waren an sein Ohr gedrungen und er wollte sich persönlich von der Wahrheit oder dem Ungrunde derselben überzeugen. Da erinnerte er sich eines Vorfalles aus seinen Priesterjahren, der ihm die schicklichste Veranlassung zur sofortigen Ausführung seines Vorhabens an die Hand gab. Der Vorfall war folgender:

Eines Tages im Jahre 1823 wurde zu Rom ein junger Mann von 17 Jahren, Namens Gaetano, der Verschwörung angeklagt, zum Tode geführt. Ein junger Priester, welcher vorüberging, war von den sanften und interessanten Zügen und namentlich von der Jugend des Verbrechers gerührt; er bat Die, welche ihn führten, ihre Schritte zu verlangsamen, eilte nach dem Quirinal und bat den Papst — es war Se. Heiligkeit Pius VII. — so inständig für den Unglücklichen, daß dieser das Todesurtheil in lebenslängliches Gefängniß umwandelte. Mit dem Befehl des Papstes ausgerüstet, eilte der Priester dem traurigen Zuge nach und Gaetano wurde nach den Gefängnissen der Engelsburg gebracht. Dieser junge Geistliche war der Vorsteher einer Waisenanstalt, Mastai. Seitdem waren 23 Jahre vergangen und aus dem jungen Waisenvater war ein Vater der Christenheit geworden, der nunmehr selber im Quirinal wohnte. Oftmals hatte er an den unglücklichen Gaetano gedacht; jetzt kam er ihm ganz ausnehmend in den Sinn. Er erkundigte sich nach ihm und vernahm, daß noch ein Verbrecher, Namens Gaetano, unter den Gefangenen der Engelsburg sich befinde. Sofort war sein Entschluß

gefaßt. Er ließ zuerst die Mutter Gaetano's aufsuchen und theilte ihr seinen Plan mit, dann keidete er sich als einfacher Priester und machte sich Abends allein auf den Weg nach der Engelsburg.

Der Gefangenwärter war ein brutaler Mensch. Als er den Papst kommen sah, den er für einen einfachen Geistlichen hielt, wollte er ihn fortschicken; aber Pius IX. war mit einem Befehl versehen, welcher dem Gefangenwärter auftrug, den Vorzeiger desselben eine Stunde lang bei Gaetano zu lassen; brummend öffnete er die Thüre des Gefängnisses und Pius IX. trat ein. Bei seinem Anblicke zitterte der Gefangene; er ahnte nicht, daß es der Papst und daß der Papst jener Abbate war, der ihm das Leben gerettet. „Was wollen Sie?" fragte er mit schwacher Stimme. — „Ich bringe Nachrichten von Ihrer Mutter." Bei diesem süßen Namen rief der Gefangene: „Meine Mutter! Sie lebt also noch? Gott sei gedankt!" — „Sie lebt und schickt mich zu Ihnen, um Ihnen die Hoffnung einer bessern Zukunft zu bringen." Der Gefangene sank vor Freude in die Arme des Priesters, der ihn liebevoll an sein Herz drückt. „Gott erbarmt sich also meiner, indem er mir einen Engel des Trostes schickt." — Nachdem die ersten Augenblicke dieser rührenden Scene vorüber waren, erzählte ihm der unglückliche junge Mann die Geschichte seiner 23 Lebensjahre. „Sie hätten sollen an den Papst schreiben", sagte ihm der Geistliche, „und seine Gnade anrufen. Ein Verbrechen, im 17ten Jahre begangen, haben Sie wohl schon schwer gebüßt." — „Ich schrieb, aber meine Briefe blieben ohne Antwort." — „Schreiben Sie noch einmal." — „Mein Brief würde aufgefangen, ehe er zu Gregor XVI. käme." — „Gregor XVI. lebt nicht mehr, schreiben Sie an Pius IX." — „Wer wird ihm den Brief übergeben?" — „Ich, schreiben Sie, hier ist Papier und Bleistift." Der Gefangene schrieb einen Brief, ohne Bitterkeit und voll edler Gefühle. „So, noch diesen Abend soll der Papst den Brief haben. Leben Sie wohl, mein Freund, vertrauen Sie auf Gott, bitten Sie ihn für Pius IX. und hoffen Sie."

Der Gefangenwärter kehrte zurück, er war wüthend. „Zum Teufel!" sagte er, „Herr Abbate, Sie haben sich schwer vergangen. Sie sollten nur eine Stunde hier bleiben und jetzt sind schon zwei Minuten darüber; machen Sie, daß Sie fortkommen." — „Ihr versündigt Euch durch das Fluchen, wenn das der Papst wüßte!" — Der Wärter zuckte spöttelnd die Achseln. „Wenn er es auch wüßte? Der Papst kümmert sich so wenig um mich, als ich mich um ihn." — „Ihr kennt den Papst nicht, sonst wüßtet Ihr, daß der Papst Niemanden verachtet, sondern jeden Menschen liebt. Wie heißt Ihr?" — „Das geht Euch nichts an, schert Euch zum Kuckuck!" — „Wie, so redet Ihr mit einem Priester!"

Der Papst begab sich augenblicklich zum Gouverneur der Engelsburg. Dieser war nicht weniger in einer schlechten Laune: „Abermals ein Lästiger!" rief er; „rasch, schnell nur, Herr Abbate, was wollen Sie? Ich bin beschäftigt." — „Ich fordere die Freiheit für Ihren Gefangenen Gaetano." — „Sie scherzen, nur der Papst kann begnadigen." — „Ich komme auch im Namen des Papstes, mich an Sie zu wenden." — „Der Beweis?" — „Hier!" Pius der IX. nahm die Feder und schrieb die Begnadigung:

„Ich befehle dem Gouverneur der Engelsburg, Gaetano sogleich frei zu lassen und seinen Gefangenwärter fortzujagen.

Unterzeichnet: Pius, Papst."

Der Gouverneur stürzte dem Papst zu Füßen und flehte um Gnade wegen seines barschen Benehmens. Gaetano wurde nun alsogleich in Freiheit gesetzt und eilte, seine Mutter zu umarmen. Und der Gefangenwärter? — Der wurde fortgejagt — aber nach zwei Monaten erhielt er vom Papst Gnade und zugleich einen kleinen Posten, nachdem er versprochen, nicht mehr zu fluchen und nicht mehr brutal zu sein. Er hielt Wort.[1])

Fünfzehntes Capitel.

Vorbereitungen für, und Bedenklichkeiten wider die Amnestie.

Am Abende des Tages, wo Pius des Neunten Krönung Statt gehabt und wo ganz Rom in einem Meer von Wonnen schwamm, hatte in den Salons des Quirinal Cardinal Ferretti den Grafen Rossi bei Seite gezogen und ihm in's Ohr geflüstert: „Nur Geduld, Herr Gesandter, wir werden Eisenbahnen und eine Amnestie bekommen, und Alles wird gut gehen." In der That hatte Pius am Tage nach seiner Wahl eine Amnestie — einen Straferlaß für politische Verbrechen — in Aussicht gestellt. Das Volk erwartete dieselbe bereits am Tage der Krönungsfeier, und als sie da nicht verkündigt wurde und inzwischen einige vereinzelte Begnadigungen, wie die des Professors Orioli, des Advocaten Leoni und mehrerer anderer Verbannten oder Gefangenen bekannt geworden waren, so glaubte das Volk, der Papst wolle auf diese besonderen Gnadenacte seine Huld beschränken und fing bereits an, ihn der Unzuverlässigkeit und Schwäche zu beschuldigen.

Hatte es ja keine Ahnung von den Hindernissen und Schwierigkeiten, womit Pius IX., während er bei Nacht und Tag in heißem Gebete zu Gott und in vertrauten Berathungen mit Gleichgesinnten dem Plan einer allgemeinen Amnestie nachsann, zu kämpfen hatte. Letztere sollte schrankenlos sein, zugleich aber auch Bürgschaft für ein loyales Verhalten in der Zukunft bieten. Das war so leicht nicht, als es der heißblütigen, in Hoffnungen schwelgenden Menge wohl scheinen mochte. Da war vornemlich Zweierlei zu beachten, erstens: nicht so ohne Weiteres mit den seitherigen Staatsgrundsätzen zu brechen, was einer nicht sehr geziemenden Verurtheilung des Verfahrens Gregor's XVI. ähnlich gesehen haben würde, sodann die ehrfurchtsvolle und stille, aber gleichwohl nicht zu verkennende, tiefgehende Opposition einiger Cardinäle zu schonen, welche man damals die Gregorianische oder auch östreichisch-jesuitische, sanfedistische, retograde, reactionäre Partei zu nennen beliebte.

Unter den Männern, welche Pius IX. in Bezug auf die Art und Weise der Ausführung und den Umfang der Amnestie zu Rathe zog — denn die Amnestie selber war bei ihm eine beschlossene Sache — sollen zwei alte Bekannte, der Stiftsherr Graziosi und Pater Ventura, einen vorwiegenden Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Den Ersteren kennen wir bereits genauer aus der Lobrede, welche Letzterer bei seiner Leichenfeier

[1]) Pius IX. v. Ferd. J. Hummel. Von Andern wird bestritten, daß Pius IX. jemals in einfacher, geistlicher Tracht sich in den Straßen Roms gezeigt habe.

auf ihn gehalten. Auch diesem, der bereits hinübergegangen, sind wir einige Worte schuldig.

Zu Palermo in Sicilien von angesehenen Eltern im gleichen Jahre wie Mastai geboren, widmete sich Joachim Ventura, wie dieser, dem geistlichen Stande und studirte zu Rom unter des nämlichen Lehrers Anleitung die Theologie. Nach vollendeten Studien gingen die Wege beider gleich hoffnungsvollen Jünglinge auseinander, um sich erst spät wieder in seltsamer Weise zu begegnen. Ventura, von hohen Ideen, aber leider auch von maßlosem Ehrgeiz getragen, ließ sich Anfangs unter die Jüngerschaar des heiligen Ignatius aufnehmen, verließ aber (wie es heißt, weil er sich mit der Lehrmethode derselben nicht befreunden konnte) die Gesellschaft Jesu, um in den Orden der Theatiner zu treten, zu dessen höchsten Würden er sich von Stufe zu Stufe emporschwang. Des Postens als General-Oberer dann wieder enthoben, bekleidete Ventura eine Zeitlang die Lehrcanzel des kanonischen Rechts an der römischen Hochschule, erweckte hier aber durch rücksichtslose Darlegung seiner allzufreien, demokratisch gefärbten Anschauungen in maßgebenden Kreisen dergestalt Unzufriedenheit, daß er abberufen wurde, und lebte seitdem als einfacher Ordenspriester in seiner Zelle, die er nur verließ, um als Advents- und Fastenprediger in den größeren Kirchen Roms, wie St. Andrea della Valle und St. Peter, ganz Rom und die ausgezeichnetsten Fremden um seine Canzel zu schaaren und durch den Glanz seiner Beredsamkeit derart zur Bewunderung hinzureißen, daß er bald der Lieblingsprediger der Römer und seine Zelle das Stelldichein für alle politischen und literarischen Berühmtheiten Italiens und des Auslandes wurde. Daß Pius IX. gleich nach seiner Erhebung auf den h. Stuhl zu einem so genialen, hochgesinnten und hochgeachteten Manne, zu einem Manne, an dessen Seite er drei Jahre lang den Unterricht des besten der Lehrer genossen, und der ihm, ohne irgendwie dazu veranlaßt worden zu sein, aus reinem Wohlwollen vor der Papstwahl ein so glänzendes, vielleicht nicht ganz einflußloses Zeugniß ausgestellt hatte, sich hingezogen fühlte und Vertrauen mit Vertrauen erwidern zu müssen glaubte, wer könnte das auffallend finden?

Beim ersten Gerücht, das sich von dem bevorstehenden Erscheinen des Amnestiedecretes in diplomatischen Kreisen verbreitete und bei der allgemeinen Spannung, die in Folge dessen sich kundgab, zitterten die Gesandten eben jener Fürsten, die im Jahre 1831 Gregor XVI. durch das berüchtigte „Memorandum" zu eben den Reformen und Freilassungen aufgefordert hatten, die sie jetzt sich vorbereiten sahen. Der Gesandte Oestreichs, Graf von Lützow, obwohl sein eigener Kaiser (Ferdinand) nach seiner Krönung in Mailand eine Amnestie für politische Verbrecher erlassen hatte, wagte es, dem Papste deßhalb Vorstellungen zu machen und ihm mit dem allerhöchsten Mißfallen Seiner k. k. Majestät zu drohen. Ludwig Philipp, als er (etwas später) den Jubel Italiens ob der ersten Regierungshandlungen Pius' IX. vernahm, rief in halber Verzweiflung aus: „Dieser Papst wird mein Untergang sein. Ce pape me perdra!"[1]) Auch Neapel und die kleineren italienischen Mächte blickten

---

[1]) Pie IX. par Hippolyte Castille. Paris 1850.

mit Eifersucht und Furcht auf den vom Papste eingeschlagenen Reformweg und zitterten für ihre unumschränkte Herrschaft, die ihnen, so klein auch ihr Gebiet war, doch sehr am Herzen lag.

Auch die Cardinäle hatten in Ansehung der vorhabenden Amnestiemaßregel ihre schwer in's Gewicht fallenden Bedenken. Die Mehrzahl hielt dieselbe mindestens für verfrüht. Schon gleich jetzt erlassen, meinten sie, könne sie den Kirchenstaat wieder in die Unruhen zurückstürzen, die bei Gregor's XVI. Thronbesteigung Platz gegriffen; die Geächteten würden im Falle ihrer Freilassung den alten, durch zwölfjährige Haft oder Verbannung noch giftiger gewordenen Geist der Empörung nach Rom zurückbringen. Von Neuem würde man die geheimen Gesellschaften sich bilden, die Agenten des Carbonarismus die Truppen mit Geld verführen sehen. Der Aufstand würde unfehlbar in den Provinzen losbrechen. Mit der weltlichen Herrschaft der Päpste werde es aus und vorüber sein! Und die Verantwortlichkeit für alles Dieses würde Dem zur Last fallen, der durch allzu schrankenlose Güte es hervorgerufen.

Alle diese Einreden hatten vor der liebeglühenden Beredsamkeit Pius' IX. die Segel streichen müssen. Um jedoch seine Unparteilichkeit für oder gegen Irgendwelchen zu beweisen, hatte Pius eine Congregation von Cardinälen mit der Erörterung der Amnestiefrage beauftragt. An dem bestimmten Tage berief er sie in den Quirinal. Bei dem Einzelverhöre schienen Alle mehr oder weniger auf seiner Seite zu sein. Als man jedoch zur Stimmensammlung schritt, fand es sich, daß sämmtliche Kugeln in der Urne schwarze waren.

Da bediente sich Pius IX. eines Geniestreiches, welchen ihm sein überströmendes Herz eingab und der zugleich den Kirchenfürsten die Augen über den Standpunkt öffnen sollte, welchen er als souveränes Oberhaupt in vorkommenden Fällen, angesichts ihrer, zu behaupten entschlossen sei. Er nahm sein weißes Scheitelkäppchen, legte es auf die schwarzen Kugeln und sagte dann lächelnd: „Nun sind es lauter weiße!" — Das war die letzte Förmlichkeit, die dem Gnadenact der Amnestie vorherging.

Sechszehntes Capitel.

Das Amnestie-Decret. — Unmittelbare Wirkungen der Amnestie. — Ueberschwängliche und eben darum verdächtige Dankbetheuerungen. — Ein Schriftstück als Probe, welchen Calibers viele der Amnestirten gewesen.

Am 17. Juli, gerade einen Monat, nachdem Pius IX. zum ersten Male auf dem Balcon des Quirinals erschienen, wurde gegen Abend ein großes, vollständig bedrucktes Blatt Papier an allen Straßenecken angeschlagen. Es war bereits spät und kaum noch hell genug zum Lesen. Man nahm daher Anfangs kaum Notiz von den Anschlagezetteln, bis ein Vorübergehender aus Neugierde näher trat und trotz der Dunkelheit dazu kam, den Titel des Manifestes zu entziffern. Alsbald stieß er einen Freudenschrei aus, es war die Amnestie.

Dieser Schrei pflanzte sich fort von Thüre zu Thüre, von Straße zu Straße, durch alle Rionen Rom's.

Tausende von Personen eilten aus den Häusern, den Cafee's, den

Schenken und begaben sich auf die Plätze, wo gewöhnlich öffentliche Bekanntmachungen angeschlagen wurden. Lichter wurden zu beiden Seiten des glückbringenden Placates an den Mauern in die Höhe gehalten. An jeder Straßenecke stellte sich ein Leser auf, und war er unter dem Freudenrufe Aller zu Ende gekommen, mußte er noch einmal lesen: man konnte sich nicht satt hören, man wollte noch immer mehr hören. Während des Lesens weinte man; hatte man gelesen, so umarmte man sich; es war ein Rausch, ein Glück, ein Taumel . . . .

Das Decret lautete, wie folgt:

„In diesen Tagen, da Unser Herz bei dem Anblick der Freude Aller über Unsere Erhebung zur Papstwürde froh bewegt ist, können Wir ein Gefühl der Trauer nicht unterdrücken, wenn Wir bedenken, daß viele Familien an dieser Freude nicht theilnehmen können, weil sie über Vergehen trauern, welches eines ihrer Mitglieder gegen die Gesellschaft oder gegen die geheiligten Rechte ihres rechtmäßigen Fürsten begangen hat.

Wir wollen nun gern einen mitleidigen Blick auf die unerfahrenen Jünglinge werfen, welche von politischen Wirren umgeben, durch trügerische Hoffnungen verblendet worden und eher als Verführte denn als Verführer zu betrachten sind. Aus diesem Grunde wollen wir, in herzlicher Liebe zum Frieden, diesen mißleiteten Kindern die Hand zur Versöhnung reichen, wenn sie aufrichtige Reue an den Tag legen. Jetzt, da Unser gutes Volk seine Liebe gegen Uns, seine fortdauernde Verehrung gegen den heiligen Stuhl und für Unsere Person bewiesen hat, sind Wir überzeugt, daß Wir ohne Gefährde Amnestie bewilligen können. Wir verordnen daher, daß der Beginn Unserer Regierung durch folgenden souveränen Gnadenact feierlich eingeweihet werde:

1. Wir bewilligen allen Unsern Unterthanen, welche eine Strafe für politische Vergehen verbüßen, vollständigen Nachlaß derselben, wenn sie ein schriftliches Versprechen auf ihr Ehrenwort abgeben, daß sie in keiner Weise und zu keiner Zeit diese Gnade mißbrauchen, und daß sie in Zukunft die Pflichten guter und getreuer Unterthanen erfüllen wollen.

2. Denjenigen Unserer Unterthanen, welche in Folge von politischen Verbrechen in andere Länder geflüchtet sind, soll diese Amnestie ebenfalls zu Gute kommen, wenn sie vor Ablauf eines Jahres den apostolischen Nuntien oder anderen Vertretern des heiligen Stuhles anzeigen, daß sie von diesem Unserm Gnadenacte Vortheil zu ziehen wünschen.

3. Wir bewilligen ferner auch Denjenigen Begnadigung, welche wegen Theilnahme an irgend einer Verschwörung gegen den Staat unter politischer Aufsicht stehen oder zur Uebernahme bürgerlicher Aemter für unfähig erklärt worden sind.

4. Es ist Unser Wunsch, daß alle Criminalprocesse wegen politischer Vergehen, welche noch nicht endgültig entschieden sind, sofort niedergeschlagen und daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden sollen, es sei denn, daß der Eine oder der Andere die Fortsetzung der Procedur wünsche, um seine Unschuld zu beweisen.

5. Die Bestimmungen in den vorhergehenden Artikeln finden keine Anwendung auf die kleine Zahl von Geistlichen, von höheren Militärpersonen und von Staatsbeamten, welche bereits verurtheilt oder geflohen sind, oder sich gegenwärtig wegen politischer Vergehen in Untersuchung befinden. In Bezug auf die genannten Personen behalten Wir Uns die Entscheidung vor, bis Wir über jeden besonderen Fall nähere Erkundigungen eingezogen haben.

6. Von der gegenwärtigen Amnestie sind ferner Verbrechen und gemeine Vergehen ausgeschlossen, welche vor die bürgerlichen Gerichte gehören. (Es waren ihrer siebenzig.)

Gerne geben Wir Uns der zuversichtlichen Erwartung hin, daß Diejenigen, welchen Unsere Gnade zu Gute kommt, zu jeder Zeit ihre Pflichten zu erfüllen und ihre Ehre zu wahren wissen werden. Wir hoffen zudem, daß ihre Herzen, durch Unsere Begnadigung besänftigt, allen Bürgerhaß ablegen werden, der jederzeit die Ursache und die Wirkung politischer Aufregung ist, daß sie dagegen die Bande des Friedens um so fester anziehen werden, welche, wie Gott wünscht, alle Söhne desselben Vaters umschließen sollen. Sollte Unsere Hoffnung jedoch getäuscht werden,

so würden Wir mit bitterm Schmerze daran erinnern müssen, daß, wenn Gnade als süßestes Attribut der Herrschergewalt erscheint, Gerechtigkeit ihre erste Pflicht ist.

Gegeben zu Rom am 16. Tage des Juli 1846, im ersten Jahre Unseres Pontificats. Pius P. P. IX."

Diesem Decret folgte die Ausführung auf dem Fuße nach. Sofort wurden die wegen politischer Vergehen obschwebenden Criminalproceduren niedergeschlagen und die wegen eben dieser Verbrechen Angeklagten oder Verurtheilten aus ihrer Haft entlassen oder kehrten in ihre Heimath zurück, nachdem sie das im § 1 erwähnte schriftliche Versprechen abgegeben hatten, welches also lautet:

„Ich Unterzeichneter erkenne als besondern Gnadenbeweis die edelmüthige und freiwillige Verzeihung an, welche die Nachsicht des h. Vaters und meines gesetzlichen Souveränes, des Papstes Pius IX., für meine Betheiligung an allen Versuchen, die öffentliche Ordnung zu stören und die gesetzlich bestehende Autorität in seinen weltlichen Staaten zu stürzen, mir bewilligt hat. Ich verspreche auf mein Ehrenwort, diesen Gnadenact auf keine Weise und zu keiner Zeit zu mißbrauchen, und verbürge mich außerdem, daß ich getreulich alle Pflichten eines treugesinnten Unterthanen erfüllen will."

In Folge dieses Versprechens wurden mehr denn 1500 in der Verbannung Lebende, welche längst alle Hoffnung, die Ihrigen wiederzusehen, aufgegeben hatten, ihren Familien zurückgegeben. Nur das Schicksal einiger weniger Schuldigen blieb noch vorbehalten, aber alle Hoffnung war auch ihnen nicht abgeschnitten. Das war in der That eine Amnestie, ein Strafnachlaß von einer Tragweite, wie die kühnste Einbildungskraft sie kaum zu hoffen gewagt hatte. Konnte die Begeisterung dieserhalb wohl zu groß sein?

Kaum was das glückverkündende Manifest gelesen und bekannt geworden, da ertönte endloser Jubel in Rom, von Minute zu Minute steigend. Die Stadt begann sich zu beleuchten. Plötzlich riefen einige Stimmen: Nach dem Monte Cavallo! Nach dem Monte Cavallo! und die Menge eilte nach dem Quirinal-Palaste, um dem Papste zu danken.

Es war neun Uhr. Pius IX. vernahm durch das Dunkel und Schweigen der großen Gärten des Quirinals den entfernten Lärm, ein sicheres Zeichen, daß seine Friedensbotschaft zu seinem Volke gelangt sei. Er sah den ungewöhnlichen Lichtschimmer nach und nach über allen Stadttheilen erscheinen und mit einer Freudenglorie die ewige Stadt krönen. Bald schien es ihm, als ob der Lärm sich nähere, dumpfes Murmeln drang den Hügel herauf wie ferner Donner oder wie das Geräusch steigender Fluth. Jetzt hörte er einzelne Rufe, es ist sein Name, der von tausend Lippen tönt; man kommt ihm zu melden, daß sein Volk da ist, welches ihn sehen will, welches nach ihm verlangt!

Pius begab sich auf den großen Balcon. Er wurde mit stürmischem Jubel empfangen. In den seltenen Pausen, wo es stiller ward, drangen einzelne Rufe zu ihm: Dank, heiliger Vater, Dank! — Du hast ein großes und schönes Werk vollbracht! — Dein Volk dankt Dir! — und tausend ähnliche Zurufe, wie dieß im Charakter der Römer liegt.

Nachdem er die Menge gesegnet, zog sich der Papst, von übergroßer Anstrengung erschöpft, in sein Betzimmer zurück, um zu den Füßen des Gekreuzigten sein von Glück überströmendes Herz in einem Strom von Thränen zu erleichtern. Aber um 10 Uhr mußte er sich von Neuem

zeigen. Waren Anfangs 10,000 Menschen gekommen, so standen jetzt 20,000 da. Aber auch dieß war noch nicht der letzte Segen, den er an diesem Abend spendete; denn um elf Uhr rief ganz Rom ihn zum dritten Male. Man hatte die Musiker aus den Theatern geholt, die Verkaufsläden gestürmt, um Fackeln zu erhalten, die Mauern und den Fuß des Obelisken erklettert, um dort bengalische Feuer anzuzünden, und der ganze Platz glänzte wie im vollen Sonnenlichte.

Am folgenden Tage hatte man überall über dem Amnestiedecrete Kronen angebracht und es mit Blumen-Guirlanden umwunden.

Am nächsten Tage darauf (es war ein Sonntag) begab sich der Papst bei Gelegenheit des Festes des h. Vincenz von Paula in die Missionskirche. Das benutzte man zu einer Huldigung; in einem Nu waren alle Häuser der Corsostraße mit Teppichen und Fahnen in den päpstlichen Farben geschmückt, der Pfad war mit Blumen bestreut, Inschriften, Verse und Sprüche wurden an die Mauern angeheftet.

Nachdem die Feier geendet, bestieg der Papst seinen Wagen und fuhr zum Quirinal zurück. Aber die Fahrt konnte nur langsam vor sich gehen, denn eine ungeheure Menschenmenge wogte durch die Straßen. Endlich kam er auf dem Platze Colonna an; da war es unmöglich weiter zu kommen. Eine Menge junger Männer, meist Zöglinge der Hochschule, welche auf den Knieen lag, versperrte den Weg und bat den h. Vater, daß er ihnen gestatten möge, die Pferde auszuspannen und den päpstlichen Wagen zu ziehen. Aber solch eine Huldigung widerstrebte des Papstes Bescheidenheit. — Nein, nein, rief er, Ihr seid ja Menschen. Doch schon war es zu spät . . . . Die Pferde, durch 100 kräftige Arme ausgespannt, waren bereits auf dem Wege nach dem Monte Cavallo. Hier befanden sich alle Diejenigen aufgestellt, welche wenige Stunden vorher aus dem Staatsgefängniß der Engelsburg waren entlassen worden. Dieser Anblick hob die Begeisterung auf ihren Gipfel. Dieser Fürst und Vater Aller, welcher, Thränen vergießend und segnend, unter einem Blumenregen dahinfuhr, diese auf den Knieen liegende, die Arme emporreckende Menge, die wehenden Tücher, die flatternden Fahnen, die Häuser bis auf die Dächer mit Menschen besetzt, all' dieß Glück, all' diese Liebe, all' dieser Jubel machten einen überwältigenden Eindruck, welchem selbst die kältesten Herzen nicht zu widerstehen vermochten.

In dem Triumphzuge zog ein merkwürdiger Mann, Graf Rossi, der Botschafter Frankreichs, durch sein eigenthümliches Benehmen die Augen Aller auf sich. Er schritt, mit der Menge um die Wette sein Evviva rufend, in so augenfälliger Begeisterung neben dem Kutschenschlage des h. Vaters einher, daß die Römer, auf seine Vergangenheit anspielend, seitdem ihm den Beinamen l'amnestiato — „der Amnestirte" — gaben. — O, wenn der Mann hätte ahnen können, welch' herbe Frucht zunächst für ihn in nicht gar ferner Zukunft aus dieser Freudensaat erwachsen würde! . . . .

Am Abende dieses schönen Tages vernahm man, daß Pius IX. aus seinen Privatmitteln eine beträchtliche Anzahl Schuldgefangener losgekauft habe. Alsbald ahmten die Römer dieses edle Beispiel nach. Eine zu Gunsten der Armen eröffnete Subscriptionsliste war im Nu mit zahl-

reichen Unterschriften bedeckt, und so konnte ganz Rom sich der Huld seines väterlichen Herrschers erfreuen.

Die Provinzen hatten, um auch ihrerseits ihrem Freudentaumel Luft zu machen, nicht auf Anregung aus der Hauptstadt gewartet. Kaum war das Amnestiedecret erschienen, als allenthalben Illuminationen, Bankette und Feste die Runde machten. Jede Stadt hatte ihre Denkmäler, ihre Inschriften und Lobgedichte. Bologna stellte das Brustbild Pius' IX., mit einer Inschrift verziert, auf seinem Hauptplatze auf. Ancona ließ das motu proprio — das dem freien Herzen entquollene Gnadendecret — in goldenen Buchstaben auf eine Marmortafel eingraben, nachdem es während der Nacht von einem Uebelwollenden war abgerissen worden. Kurz, ganz Italien gerieth ob der Bewegung, die von Rom ausging, in ein fieberhaftes Entzücken, das hinwiederum zündend auf das höchst erregbare und zu Kundgebungen geneigte römische Volk zurückwirkte, dergestalt, daß es selbst dem hochgesinnten Urheber dieser Freude dabei unheimlich ward und deßhalb von Seiten des Staats-Secretariats am 20. die nachstehende Bekanntmachung erlassen wurde:

„Seine Heiligkeit, unser Herr, ist durch die freien Aeußerungen kindlicher Liebe, welche die Bewohner dieser seiner Stadt an den verflossenen Abenden ihm bethätigten, lebhaft gerührt worden. Er fühlt sich gedrungen, ihnen dafür recht sehr zu danken. Doch mehrt den Werth alles schönen Handelns sein rechtes Maß. Indem somit den außerordentlichen Zeichen aufrichtiger Freude Grenzen gesetzt werden, wünscht der h. Vater jetzt neue Beweise von Folgsamkeit des guten römischen Volkes zu sehen. Er weiß in dieser Beziehung, daß sein Wunsch demselben Befehl zu sein pflegt."

Daß das huldreiche Anerbieten des väterlichen Herrschers (mit Ausnahme Weniger) von Denjenigen, die es betraf, keineswegs verschmäht, sondern mit beiden Händen angenommen wurde, zeigte sich ungesäumt. Schaarenweise strömten die aus ihren Gefängnissen Entlassenen, worunter viele Römer waren, ihrem heimathlichen Herde zu und warfen sich, aus Verlorenen nun Wiedergefundene geworden, ihren Anverwandten in die Arme. Das war ein Jubeln und Jauchzen, ein Küssen und Herzen in Stadt und Land, jeder Tag brachte einen neuen Ankömmling und mit ihm Wonne und Glück in die Stätte, wo bisher Trauer geherrscht; da erneuerte sich der Jubel, da flossen auf's Neue Ströme von Freudenthränen, da stiegen wiederholte Segenswünsche für Pio Nono, den Befreier, den „Göttlichen" zum Himmel, vermischt mit Verwünschungen Gregor's XVI., des „Tyrannen", des „Henkers", in Bezug auf welchen nun Niemand mehr sich dankbar zu erinnern wußte, daß auch er einst bei seiner Thronbesteigung durch eine Amnestie, freilich eine nicht so ausgedehnte, Tausende von Thränen getrocknet und die freudigsten Hoffnungen wach gerufen hatte, und das zu einer Zeit, die noch eine andere war, wie die gegenwärtige, zu einer Zeit, wo Meutereien gegenüber Ernst und Strenge Noth that. Die Gefühle des Dankes und der Begeisterung für den Edlen, der so zuvorkommend ihre Kerker geöffnet, ihre Bande gelöst hatte, waren so überströmend, daß Viele sich nicht begnügten, ihr Ehrenwort abzugeben — die einzige Bedingung, welche ihnen der Wortlaut der Amnestie auferlegte —, sondern aus freiem Antriebe dankbare Betheuerungen folgender Art hinzusetzten: „Ich schwöre bei meinem Haupte und bei den Häuptern meiner Kinder, daß ich Pius IX. bis zum Tode

treu bleiben will." — „Ich schwöre, all' mein Blut für Pius IX. zu vergießen." — „Ich verzichte auf meinen Antheil am Paradiese, wenn ich jemals das eidliche Gelöbniß breche, welches mich an Pius IX. bindet." Ja, einige Hauptrevolutionäre, wie Galetti und Renzi, wollten ihrem Befreier in Person ihren Dank zu Füßen legen, und Pius der Gütige empfing sie. Galetti warf sich dem Papst zu Füßen, vor Rührung unvermögend, ein Wort zu sprechen, er, der durch seine strömende Beredsamkeit früherhin so Viele mit sich in's Verderben gerissen und der in der Folge noch schlimmeres Unheil anrichten sollte. Es heißt, daß er dem h. Vater eine im Gefängniß abgefaßte Denkschrift über die Verwaltung des Kirchenstaates überreicht, daß dieser sie huldreich entgegengenommen und Jener darauf voll Begeisterung nach Bologna, seiner Geburtsstadt, zurückgeeilt sei. Wahrlich, der Mann hatte auch Ursache, froh zu sein und dankbar dazu: war er doch wegen Theilnahme an der Verschwörung im Jahre 1845, die Gregor's XVI. Lebensabend so unsäglich trübte, zum Tode, dann aus Gnade zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden, dessen Pforte nun durch die allgemeine Amnestie geöffnet worden war. Sein Verbrechen war in folgendem Document enthalten, das bei der Untersuchung gegen ihn vorlag, und worin es u. A. hieß:

„Der Ausschuß muß 2) namentlich auf Diejenigen ein wachsames Auge haben, welche, gleichviel ob im Staatsdienst angestellt oder nicht, sich offen als unsere Feinde gezeigt und uns auf alle mögliche Weise Hindernisse in den Weg gelegt haben; — diese müssen vorzugsweise aus dem Leben geschafft werden. Am Besten wird es sein, sie ohne Aufsehen und zur Nachtzeit aufzuheben und dann im Gefängniß zu tödten. Es muß dabei die größte Vorsicht und Heimlichkeit beobachtet werden, und man muß aussprengen, sie hätten sich versteckt, oder sie seien aus dem Lande geflüchtet oder vorsichtshalber in's Gefängniß gesetzt worden. Alles muß geschehen, ohne daß Tumult entsteht oder Schrecken erregt wird, wie dieß bei den Septembermetzeleien (zur Zeit der ersten französischen Republik) geschah. Sie müssen rasch und ohne Gnade zu Tode gebracht werden."

Hatte ein Mann von solchen Grundsätzen und Bestrebungen nicht doppelt und dreifach den Tod verdient, und war die Strafmilderung durch Gregor XVI. und mehr noch der volle Straferlaß durch Pius IX. nicht ein Gnadenact, den man fast ein Wagniß nennen könnte?

Siebenzehntes Capitel.

Das erste geheime Consistorium. — Allocution des h. Vaters. — Cardinal Macchi's Antwort auf dieselbe. — Der bedeutungsvolle Festbesuch. — Die seltsame Abendmahlsfeier. — Cardinal Gizzi wird Staatssecretär. — Ausgelassene Freude darüber. — Rechtfertigung Pius' IX. gegen Solche, die ihn des Haschens nach Volksgunst verdächtigen wollten, und Darlegung seiner wahren Beweggründe.

Zehn Tage nach Erlaß des Amnestiedecretes (am 27. Juli) hielt Pius IX. das erste geheime Consistorium. In dem Saale des Consistors hatten sämmtliche in Rom anwesende Cardinäle, der am Tage zuvor an sie ergangenen Einladung zufolge, sich versammelt, angethan mit der Cappa magna, dem Rochet und rothen Birett. Der h. Vater erschien, wie es beim ersten Consistorium Brauch ist, in Chorcappe und Mitra. Nachdem er auf dem Throne Platz genommen und sämmtliche Eminenzen nach der Ordnung ihres Amtsalters ihm die Hand geküßt, richtete er an sie seine erste Allocution. Die Anrede des h. Vaters bei dieser ersten amtlichen Zusammenkunft mit seinem ehrwürdigen Senate, sowie dessen

Antwort darauf sind für die erhabenen Gesinnungen Beider zu bezeichnend, als daß wir sie hier wörtlich mitzutheilen unterlassen könnten.

„Wenn wir", sprach der h. Vater, „heute zum ersten Male von diesem Orte auf Eure erlauchte Versammlung schauen, und im Begriffe, Euch anzureden, ehrwürdige Brüder, ergreift Uns dasselbe Zagen, von welchem Ihr uns erschüttert sahet, als Wir durch Euere wohlwollende Wahl an die Stelle Gregor's XVI. glorreichen Andenkens erhoben wurden. Denn es ergreift Uns wieder der Gedanke, daß ja mehrere Cardinäle der h. römischen Kirche, durch Geist und Umsicht, durch Erfahrung in Behandlung der Geschäfte und alle Arten von Tugenden im In- und Auslande hochberühmt, da gewesen sind, welche Unsere Trauer über den dahingeschiedenen Papst lindern und selber mit Recht ihm hätten nachfolgen können: Ihr aber habet ohne alle Rücksicht auf menschliche Klugheit, mit seltenem Eifer einzig auf die über ihre Wittwenschaft trauernde katholische Kirche schauend, zur Freude und neuen Stärkung derselben dermaßen zusammengewirkt, daß Ihr nicht ohne einen geheimen Trieb der göttlichen Vorsehung nach einem kaum zweitägigen Conclave mit höchster Einstimmigkeit Uns gewählt habet, obgleich Wir dessen nicht würdig sind, zumal in einer für Kirche und Staat so traurigen Zeit, wie die gegenwärtige ist. Weil Wir indessen wissen, daß Gott gerade in den Schwächsten seine Macht bewähret, damit die Menschen nicht übermüthig werden und Dem die Ehre geben, welchem sie allein gebührt, deßhalb haben Wir in seine unerforschlichen Rathschlüsse Uns gefügt und sind jetzt ruhig im Vertrauen auf seinen himmlischen Schutz. Während Wir indessen vor Allem dem allmächtigen Gotte Dank sagen und ewig Dank sagen werden, daß er Uns, obgleich unwürdig, zu einer so hohen Würde erhoben, müssen Wir auch Unsere Dankbarkeit aussprechen gegen Euch, die Ihr als Dolmetscher und Diener des göttlichen Willens ein so ehrenvolles, wenn auch unverdientes Urtheil über unsere Niedrigkeit gefällt habet. Nichts soll uns also je so sehr am Herzen liegen, als Euch Unser besonderes Wohlwollen durch die That zu beweisen, und Wir werden keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo Wir die Rechte und die Würde Eueres Standes schützen und Euch selbst persönlich etwas Angenehmes erweisen können.

„Was aber nun Euch betrifft, so erwarten Wir von Eurer wohlwollenden Gesinnung gegen Uns mit aller Bestimmtheit, daß Ihr Unserer Schwäche stets mit Rath und That und gutem Willen beistehen werdet, damit Kirche und Staat in Folge dieser Unserer Erhebung keinen Schaden leiden. Denn Wir müssen mit höchster Eintracht darauf hinwirken, das Wohl und die Herrlichkeit Unserer gemeinsamen Mutter, der Kirche, zu fördern, die Würde des apostolischen Stuhles tapfer und standhaft zu vertheidigen, endlich die Ruhe und gegenseitige Eintracht der Christenheit sorgfältig zu pflegen, damit sie unter Gottes Segen wachse und von Tag zu Tag an Zahl und Verdiensten zunehme. Fahret also fort, Euch Verdienste um Uns zu erwerben, wie Ihr bereits angefangen habet, und lasset uns Alle in unausgesetztem Gebete Das von Gott erflehen, daß Wir, von Ihm gewählt, auch in seinen Fußstapfen wandeln mögen, lasset uns, nachdem Wir vorher die Fürbitte der Allerseligsten Jungfrau Maria und der h. Apostel Petrus und Paulus angerufen, inbrünstig zu Jesus, dem höchsten Stifter Unserer Religion und Unseres Apostolates, flehen, daß Er herabschaue von dem heiligen Berge Sion auf Uns und in Gnaden annehmen möge den guten Willen von Uns Allen, für Seine Ehre zu arbeiten; denn nur so werden alle Unsere Thaten und Bestrebungen für die ganze Kirche sowohl, als für die Unserer eigenen Herrschaft unterworfenen Völker gesegnet sein und einen heilsamen Erfolg haben."

Diese Rede des h. Vaters wurde von dem Cardinal Macchi folgendermaßen beantwortet:

„Heiligster Vater! Das väterliche Wohlwollen, welches Deine Heiligkeit so eben dem Collegium der Cardinäle in Gnaden geäußert hat, ist Deiner herrlichen, wahrhaft päpstlichen und fürstlichen Gesinnung so würdig, daß wir dem allmächtigen Gotte unsern innigsten Dank dafür abstatten müssen, daß er gerade Dich zur Freude aller Stände auf den erhabenen Stuhl des Fürsten der Apostel erhoben hat. Keines Menschen Rath, sondern der h. Geist hat die Augen des h. Collegiums auf Dich hingelenkt. War ja doch Dein makelloses Leben, Deine Frömmigkeit gegen Gott, Deine allumfassende Liebe, Deine Begeisterung für die katholische Religion, Deine

Sorgfalt für das Heil der Seelen, Deine Gerechtigkeit, Weisheit, Standhaftigkeit und Milde, kurzum Deine Tugenden jeglicher Art Allen bekannt und unsere h. Mutter, die Kirche, frohlockt darum, daß ein solcher, in seiner Demuth Nichts ahnender Mann in Folge einer fast einstimmigen Wahl durch göttliche Fügung den apostolischen Stuhl bestiegen hat. Uns schwebte allerdings dabei vor, daß die Kirche in gegenwärtiger Zeit eine vielfach bedrängte sei, und daß verlorene Menschen durch eine zügellose Presse allenthalben die Sitten zu verderben, Unerfahrene in Irrthum zu führen und die katholische Kirche, wie überhaupt alle Gewalt zu vernichten, sich abmühen. In so schwierigen Zeiten mußten wir einen Papst wählen, der im Geiste seiner heiligsten Vorgänger sich muthig gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule diesen gefährlichen Feinden der Kirche und des Staates entgegenstellt und alle ihre gottlosen Bestrebungen vernichtet, als ein von Gott aufgestellter Schirm und Hort des öffentlichen Wohles. Christus der Herr aber, der auf diesen Felsen seine Kirche gebaut und Dir die Schlüssel des Himmelreiches übergeben hat, wird durch seine himmlische Gnade das begonnene Werk vollenden, damit Du, umgürtet mit der Kraft von Oben, auch unter den schwierigsten Verhältnissen das schwere Dir übertragene Amt zum Heile der gesammten Heerde des Herrn gedeihlich verwaltest. Was das h. Cardinalscollegium betrifft, welches für die Religion, für die Kirche, für den apostolischen Stuhl und den Statthalter Jesu Christi sein Blut zu vergießen bereit ist, so wird dieses mit Gottes Hülfe seiner Pflichten nie vergessen und Alles, was Deine Heiligkeit ihm aufträgt, schnell und gewissenhaft erfüllen. Unterdessen aber wollen wir den Vater der Barmherzigkeit bitten, daß Er Dich uns recht lange Jahre erhalte, damit unter Deiner Führung und Leitung überall Ruhe einkehre und auch das h. Schifflein Petri zur Ruhe gelange und die Dir untergebenen Völker, welchen diese große Wohlthat zu Gute kommt, Gott, dem Geber alles Guten, danken in Freude und Frohlocken."

Wenige Tage nach diesem ersten feierlichen Austausch der Gefühle zwischen dem h. Vater und dem Collegium der Cardinäle that Ersterer einen Schritt, der von großer Willenskraft zeugte und dem die Absicht einer ernsten Gesinnungskundgebung zu Grunde lag. Es war am 31. Juli, dem Gedächtnißtage des Gründers der Gesellschaft Jesu, des h. Ignatius von Loyola, ein hoher Festtag für die zahlreichen Mitglieder und Verehrer dieses berühmten Ordens in und außer Rom. Zweimal im Jahre pflegten die Päpste die Hauptkirche der Jesuiten, al Gesù genannt, zu besuchen, nämlich am Vorabende des Neujahrstages — des Namensfestes der Kirche und des gesammten Ordens — um dem Tedeum beizuwohnen, und während des 40stündigen Gebetes an den drei letzten Tagen der Fastnacht. Pius IX. dauerte es bis dahin zu lange; ihn drängte es, schon jetzt Freunden und Feinden seine Verehrung für den vielgeschmähten und doch so verdienstvollen Männerbund kundzugeben. Er beschloß daher, an dem vorgedachten Tage in der Jesukirche die h. Messe zu lesen und unter derselben dem Volke die Communion zu reichen. Der Ruf hiervon hatte selbst aus benachbarten Städten zahllose Gläubigen herbeigelockt. Aber eine sehr starke Unpäßlichkeit, welche den h. Vater in Folge der Anstrengung, mit welcher er sich trotz der außerordentlich großen Hitze der Jahreszeit den Geschäften hingab, am Vorabende des Festes überfiel, nöthigte ihn, auf die Freude, dem Volke selbst die h. Communion zu reichen und das h. Meßopfer vor ihm darzubringen, zu verzichten. Er besuchte also nur die Kirche, und wohnte der h. Messe, die von einem seiner Hofprälaten am Altare des h. Ignatius gelesen wurde, bei. Die großen Räume des Tempels waren so gedrängt voll, daß es fast eine Unmöglichkeit war, sich von der Stelle zu bewegen; dennoch herrschte während der heiligen Feier (wie dieß in dieser Kirche vorzugsweise der Fall ist) die erbaulichste Ruhe

und — Dank dem unbeschreiblich schönen, von Römern und Fremden bewunderten Gesange der deutschen Jesuitenzöglinge daselbst — die gehobenste Andacht. Nach Beendigung des h. Opfers begab sich Seine Heiligkeit in das Ordenshaus, frühstückte und ließ dann die Ordensleute und die Zöglinge des deutschen Collegiums — Collegium Germanicum — zum Fußkusse zu. (Es ist dieses Collegium ein auf den Rath und nach dem Plane des h. Ignatius durch Papst Julius III. 1552 zu Rom gegründetes Institut zur Erziehung deutscher Jünglinge für den h. Priesterstand, welche später als Männer von musterhaftem Wandel und wissenschaftlichen Kenntnissen in ihr Vaterland zurückkehren und dem weit verbreiteten Protestantismus mit dem Lichte der katholischen, reinen Lehre und des entsprechenden Lebens entgegentreten sollen.)

Bezeichnend für das Streben einer schon jetzt rührigen Partei war bei diesem Besuche folgender Umstand. Beim Aussteigen aus dem Wagen schrieen zwei Subjecte aus der Hefe des Volkes dem Papste zu: „Heiliger Vater! die Chocolade der Jesuiten ist vergiftet!" Warum nicht lieber der Opferwein der Messe? sagte ein wohlgekleideter Mann aus den Umstehenden. Nichtsdestoweniger nahm Pius nach der Messe sein Frühstück, und jene beiden Warner, polizeilich über ihren Ruf befragt, bekannten, ein fremder Signore, den sie nicht gekannt, habe ihnen für diese grida Geld gezahlt.[1])

Eine etwas sonderbare Feier hatte Tags darauf, am Gedächtnißtage der Kettenfeier des h. Petrus, in der Kirche San Pietro in Vincoli Statt. Hier wollten — angeblich zur Danksagung dafür, daß, wie einst ein Engel dem Petrus, so auch ihnen ein Engel in der Gestalt Pius IX. die Ketten gelöset — die vom Papste begnadigten Staatsverbrecher, nachdem mehrere von ihnen, wie Sterbini, Renzi und der bereits erwähnte Galetti vorher vom h. Vater wahrhaft väterlich als wiedergefundene Söhne waren zur Audienz zugelassen worden, aus den Händen ihres großmüthigen Befreiers die heilige Communion empfangen. Die Rührung war oder schien wenigstens bei Vielen groß: das Communiontuch war mit Thränen getränkt, und als sie Pius IX. den Ring küßten, fühlte er manche heiße Zähre auf seine Hand gleiten.

Hätte Pius der Gütige ahnen können, daß Viele von Denen, welchen er aus seiner Hand als Unterpfand vollkommener Aussöhnung den Leib des Herrn reichte, sich binnen Kurzem schon als Judasse, ihre vergossenen Thränen sich als Krokodilsthränen erweisen sollten! Ja, daß sie mit dem h. Abendmahl weiter Nichts als eine Maskerade veranstalteten und mehr als Einer sich rühmen würde, vor der Communion ein fettes Frühstück mit Rostbraten und Cotelettes gehalten zu haben!!

Und welch' herzliche, ja romantische Theilnahme fanden diese Unwürdigen selbst bei den Guten und Besten! Man sammelte für die Dürftigen unter ihnen Beiträge, sogar in Klöstern und Sacristeien, eröffnete Einzeichnungslisten zu ihren Gunsten und hielt Versammlungen. Bereits waren in einer Versammlung, die zu diesem Ende Statt gehabt, namhafte Summen zusammengeflossen, als der Papst Monsignor Marini,

[1]) Historisch-politische Blätter. Jahrg. 1850. Erster Band. S. 764.

den Gouverneur von Rom, zu sich kommen ließ und ihn mit Besorgniß fragte, was man eigentlich mit jener Zusammenkunft bezwecke. Marini antwortete: er vermuthe bei den angeblichen Unterzeichnern ein politisches und gefährliches Endziel, aber näher darüber sich aussprechen wollte er nicht. Der Papst bemerkte, er wolle über die Sache nachdenken. Marini entfernte sich. Einen Augenblick nachher rief Pius ihn zurück und sagte zu ihm: „Ich weiß, was ich thue, geben Sie mir die Einschreibeliste.“ Dann zeichnete er 100 Scudi für die Familie Mastai, 16 Scudi für Monsignor Marini und verlangte nunmehr, daß man die Liste in den vornehmsten Häusern Roms circuliren lasse.

Die von den Römern so überschwänglich gefeierte Amnestie-Verordnung war gleichwohl, wie bereits erwähnt, nicht die erste freisinnige Maßregel Pius IX. Eine Reihe wahrhaft liberaler und väterlicher Entscheidungen war diesem großen Acte bereits vorhergegangen. Der Papst hatte die in der Romagna noch bestehenden verhaßten Militär-Commissionen aufgehoben; er hatte festgesetzt, daß sein Palast allwöchentlich jeden Donnerstag für Jedermann, der eine Gnade von ihm zu erbitten oder irgend eine Klage und Beschwerde vorzubringen habe, offen stehen solle, und hatte wirklich am 30. Juli zum ersten Male etwa 40 Personen nacheinander eine öffentliche Audienz gegeben; er hatte die vorzüglich naturhistorische Zwecke verfolgende, seit längerer Zeit aufgehobene Akademie de' Lincei unter seinen Schutz nehmen und den Zusammentritt wissenschaftlicher Congresse in seinen Staaten eher begünstigen als hindern zu wollen erklärt; er hatte sich für den Bau von Eisenbahnen günstig ausgesprochen. So erheblich dieses Alles auch an und für sich war, so bekam es in den Augen des Volkes doch erst seinen vollen und rechten Werth durch die Amnestie, wie diese hinwieder jenen welterschütternden Freudensturm mehr durch das Weitere, was man daran knüpfte, als durch das Unmittelbare, was sie gewährte, hervorrief.

Etwas Wichtiges, was man außer der Amnestie noch erwartete, war die Ernennung des Cardinals Gizzi zum Staatssecretär. Die Römer waren, wie wir gesehen, in Gizzi nun einmal wie vernarrt. Da sie ihn nicht zum Papst bekamen, hatten sie schon am Tage der Wahl Pius' IX. die Hoffnung laut werden lassen, Cardinal Gizzi werde an Mattei's Stelle als Staatssecretär des Innern und Cardinal Altieri an Lambruschini's Stelle als Staatssecretär des Aeußern treten. Ein Herrscher wie Pius IX. und an seiner Seite als Ministerpräsident ein Mann wie Gizzi: das müßte, meinten sie, ein gottgleiches Regiment sein! Diesem Gedanken und Begehren gab das bereits in etwa verzärtelte Volk, oder richtiger gesagt, der durch Geheimbündler bearbeitete Pöbel, bei jeder Gelegenheit und in allen Tonarten Ausdruck, und der Notabeln viele stimmten ihm bei.

Pius IX., obwohl ihm des Cardinals schwankende Gesundheit und manches Andere Besorgniß einflößte, gab nichtsdestoweniger dem allgemeinen Verlangen nach. Unter'm 30. Juli wurde durch amtliches Schreiben dem diplomatischen Corps, den apostolischen Nuntien u. s. w. die Ernennung der Cardinals Gizzi zum Staatssecretär bekannt gegeben und zwar dabei eine wesentliche Veränderung zur Anzeige gebracht. Unter Gregor XVI. nämlich war, der früheren Sitte zuwider, das Amt des

Staatssecretärs getheilt gewesen, so zwar, daß ein Anderer den inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates vorstand, ein Anderer die Verhandlungen mit den auswärtigen Höfen leitete. Gizzi ward alleiniger Staatssecretär sowohl für die innern als die äußern Angelegenheiten, und seine Verwaltung zerfiel in eine erste, die ausländische Section, und eine zweite, die inländische Section. Für die Vereinfachung und schnellere Abwickelung der Geschäfte mußte diese Einrichtung von der besten Wirkung sein, da die ganze Regierung sich dadurch centralisirte und vereinfachte.

Rom schwamm von Neuem in Freude. Doch gab es schon jetzt Tieferblickende, welche in den allgemeinen Jubel nicht einstimmen mochten, dieweil sie in den ungeheuren, Pius IX. vergötternden Weihrauchwolken jener ersten Honigwochen die verpestenden Dämpfe verspüren wollten, die nur in allzu kurzer Frist jene Weihrauchwolken in schwarze, mit Aufruhr, Brand und Mord geschwängerte Wetterwolken umwandelten. Ja, es fehlte nicht an Solchen, die sogar des Papstes Absicht verdächtigten, indem sie diese rasch aufeinander folgenden, tief eingreifenden Veränderungen einer allzu großen Nachgiebigkeit gegen das Volk und diese einem Haschen nach dessen Gunst und begeisterungsvollen Evvivarufen zuschrieben. Diese verkannten jedoch Pius IX. ganz und gar und thaten ihm offenbar Unrecht an. Nein! Pius, der Demüthige und Fromme, haschte nie und zu keiner Zeit nach dem Beifall der Menge. Namentlich waren ihm, wie er dieß selber zu öfteren Malen äußerte, die Rufe: Evviva Pio Nono, weil sie lediglich seiner Person und der Politik galten, gründlich zuwider; dagegen klang der Ruf: Evviva il Santo Padre — es lebe der h. Vater! — weil der Religion entspringend und dem Nachfolger des h. Petrus geltend, süß in seinen Ohren.[1])

Nein! Pius IX. kannte seine Leute recht wohl und wußte sie richtiger zu behandeln, wie irgend Jemand; er schloß die Uebelwollenden in die Arme der Gnade, überzeugt, daß, wenn je ihre Sinnesänderung noch gehofft werden dürfe, dieß nur so der Fall war. Gott hatte ihm ein helles Verständniß der Uebel der Zeit und ein tieffühlendes Herz für dieselben verliehen; er wollte den falschen Liberalismus durch den wahren ersetzen, wollte — mit Festhaltung der von Gott bestimmten Ordnung in Verwaltung der Kirche und der mit dieser übereinstimmenden Formen und Gesetze des Staates — dem Volke Das wahrhaft geben, was der Liberalismus ihm bisher nur trügerisch versprochen hatte; er wollte, die Unvermeidlichkeit einer Umwälzung vorhersehend, durch so weit als möglich gehende Bewilligungen den Umsturzmännern jeden vernünftigen Vorwand zu einer Revolution benehmen und dem Liberalismus den mächtigen Hebel, den er bis jetzt mit so großem Glück gegen die ewigen Grundsätze der christlichen Ordnung gehandhabt hatte, zu entwinden suchen. Mißbrauchten dann Jene diese Güte und Milde, verharrten sie in ihrem Verrath und in ihrer Empörung gegen Gott und die Kirche noch mehr, dann sammelten sie sich selbst glühende Kohlen auf das Haupt, und Italien, Europa, die ganze Welt mußte sehen, daß sie verkommene, unverbesserliche Geister, daß sie ein niederträchtiges, undankbares, rebellisches Gezücht sind,

---

[1]) Pie IX. par Castille. S. 34.

gegen das sich alle vernünftigen, ordentlichen Menschen zusammenthun müssen, um es aus der Gesellschaft zu verbannen, die sie mit ihrem Athem verpesten und mit der Fackel der Rebellionen in Brand und Flammen setzen.

Von Interesse dürfte es sein, aus jener Zeit über Pius' IX. Politik das Urtheil eines Staatsmannes zu vernehmen, der mit Recht als eine Autorität gilt. Guizot, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Tuilerien-Hofe, schrieb unterm 5. August 1846 an den Grafen Rossi:

„Was Sir mir inhaltlich Ihrer ersten Audienz bei Sr. Heiligkeit berichten, ist ein Beweis, mit welch' richtigem Urtheil und erhabenem Geiste der Papst sich seiner Stellung bewußt ist, und wie gründlich er die Zeit kennt, in der Gott ihn berufen hat, in seiner Doppel-Eigenschaft als Kirchenoberhaupt und als Souverän des Kirchenstaates eine Mission zu erfüllen, welche, wenn sie jederzeit außerordentlich war, in unseren Tagen, nach den Stürmen, die wider die Religion tobten, und wo es gilt, Letzterer die heilsame Obmacht über die Gesellschaft, die sie, allen Wandlungen des Zeitgeistes und der Staatsverfassungen zum Trotz, allzeit ausüben soll, wieder zu verschaffen, mehr als außerordentlich, über allen Ausdruck erhaben und schwierig ist."

Da haben wir den Schlüssel zu der Absicht, in der Pius IX., von seinem gerechtigkeitsliebenden und väterlich milden Herzen geleitet, Alles that und unternahm, was immer er that und unternahm.

Achtzehntes Capitel.

Einige Züge der Gerechtigkeitsliebe und väterlichen Güte Pius' IX. — Der erste falsche Berichterstatter. — Verschiedenartige Kundgebungen der Liebe aller Classen.

Einige Züge der Gerechtigkeitsliebe und väterlichen Güte Pius IX., wie sie in jenen Tagen bekannt wurden und Pius IX. zum Abgott des Volkes machten, wie niemals ein Fürst es war und zu sein verdiente, mögen hier, obwohl sie der Zeit nach etwas auseinander liegen, ihrer innern Zusammengehörigkeit wegen auch äußerlich zusammengestellt werden und sein Characterbild vervollständigen.

Ein Beamter hatte dem Papste einen falschen Bericht eingereicht, auf welchen hin Letzterer seinen Entschluß wirklich schon gefaßt hatte. Als er jedoch von einem Cardinal erfuhr, daß die Sache sich anders verhalte, ließ er den Beamten selbst kommen und ersuchte ihn um Aufschluß. Dieser bestand auf seinem ersten, offenbar falschen Berichte, worauf ihn der h. Vater sofort mit den Worten entließ: „Sie sind der Erste, der mich zu täuschen gewagt hat, kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen."

Als ihm eines Tages für eine zu Sanct Peter erledigte Domherrnstelle mehrere vornehme Candidaten vorgeschlagen worden waren, bemerkte der Papst, das seien zwar lauter sehr wackere Leute, allein er habe seine Wahl bereits getroffen, er wolle den Abbate Poncileone, einen gelehrten und eifrigen Priester, der sein ganzes Leben guten Werken gewidmet, zum Domherrn machen. Solche Männer seien ihm werth und er wolle sie auf angemessene Weise befördern.

Ein Beamter beklagte sich beim Papste über die Zurücksetzung, welche man ihm unter dem Vorwande zugefügt, daß er unfähig sei, diese Stelle zu versehen, auf welche er schon seit zwanzig Jahren gehofft habe. Pius antwortete ihm nicht gleich, sondern gab ihm drei schwere, auf jenes Amt sich beziehende Fragen zu beantworten. Der Beamte löste

die Aufgabe des Papstes zur Zufriedenheit. Darauf ließ dieser den Präsidenten zu sich rufen, von dem jener Beamte zurückgesetzt worden, und sagte zu ihm: „Bedenken Sie wohl, daß ein Mann, der einer solchen Arbeit fähig, auch des Amtes fähig ist, welches Sie ihm verweigern; ich will, daß er binnen zwei Tagen in jenes Amt eingesetzt werde, und daß ähnliche Fälle nicht mehr vorkommen.“ Auf diese Weise belohnt Pius IX. in seinem Reiche das Verdienst und handhabt so Recht und Gerechtigkeit!

Und handhabt sie gegen Jeden, ohne Unterschied, mit Verstand und mit Wohlwollen. Davon diese Probe:

In Folge der väterlichen Sorgfalt Pius' IX. war auch die Straßenpolizei eine geordnetere und thätigere geworden. Zur Erleichterung des Verkehrs und um die Unfälle zu verhüten, welche die Versperrung öffentlicher Wege gewöhnlich verursacht, untersagte sie den Kleinhändlern die Aufstellung ihrer Waaren auf den erhöheten Fußwegen längs den Straßen, (den Trottoirs). Diese so einfache und gerechte Maßregel erregte das Murren der Eigenthümer, welche seit lange die Frontseite ihrer Häuser zu diesem Zwecke vermietheten und durch jenes Verbot sich eines Gewinnes beraubt sahen, der für Einige sich auf beträchtliche Summen belief. Ein Adeliger, dem diese Maßregel ein bedeutendes Einkommen schmälerte, kam zum Papste, um sich darüber zu beschweren. Pius nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Güte auf und suchte ihn zu beschwichtigen. Wie er aber den geringen Erfolg seiner Trostworte merkte, richtete er an den Edelmann die Frage: „Diese Polizeiverordnung verursacht Ihnen also eine große Geldeinbuße?“

„Ja! Heiliger Vater, eine Einnahme von 3000 römischen Thalern kommt mir dadurch auf einmal in Wegfall.“

„Und seit wie lange beziehen Sie schon eine so schöne Miethe für den Theil des öffentlichen Weges, der längs Ihrem Palaste sich hinzieht?“

„Die erste Pacht datirt vom Jahre 1791. Seit dieser Zeit habe ich diese Miethe ohne Unterbrechung bezogen.“

„56 Jahre zu 3000 Scudi, das macht 68,000 Thaler, die Sie eingenommen haben: das ist eine namhafte Summe.“

„Gewiß“, sagte der Hochgeborene, der auf seines Fürsten Angesicht bereits die Zurücknahme des Polizeiverbotes zu lesen vermeinte.

„Nun gut, mein Sohn“, versetzte Pius, „ich rathe Ihnen, gehen Sie ruhig nach Hause und vertrauen Sie Niemanden das Geständniß an, das Sie mir da gemacht haben, wenn die Stadt Rom wüßte, welche enorme Summe sie das Recht hat, von Ihnen zurückzufordern, so würde sie einen Prozeß gegen Sie anstrengen und ihn gewinnen, denn das Trottoir Ihrer Straße ist Municipaleigenthum. Seien Sie also klug. Was mich angeht, so können Sie auf meine Verschwiegenheit rechnen.“

Eines Tages begab sich der Papst zur gewöhnlichen Spazierzeit in den Garten des Quirinal. Wie er vorüberging, tritt ein Soldat vor und händigt dem Offizier der Noblegarde, der Se. Heiligkeit begleitete, eines von jenen Commisbroden ein, die man den Truppen zur Nahrung verabreicht. Aus den Händen des Offiziers geht das Brod sofort in die des Papstes über, der es kostete und außerordentlich schlecht fand. Er läßt den Soldaten rufen, fragt ihn, ob das Brod immer so schlecht

sei, und befiehlt ihm, am nächsten Morgen ein neues Brod zu bringen, wie es eben ausgetheilt worden. Als diese zweite Probe die erste bestätigte, befahl Pius, die Sache zu verfolgen, und eine strenge Untersuchung gegen die Brodlieferanten nimmt ihren Anfang; mittlerweile läßt er auf ihre Kosten bei den andern Bäckern der Stadt alles für die Garnison nothwendige Brod kaufen, was sich da vorfand. Um jedoch den Soldaten, dessen Vertrauen in die Gerechtigkeitsliebe seines Fürsten diesen strafbaren Betrug an das Licht gezogen hatte, vor jedem Verweis und vor jeder Rache sicher zu stellen, so befahl der h. Vater dem Offizier der Garden, ihn auf seinen Posten zu begleiten und ihn in seinem (des Papstes) Namen seinem Vorgesetzten zu empfehlen.

Eines Morgens begab sich Pius IX. unangemeldet auf das Polizei-Amt. Als er aus dem Fenster sah, bemerkte er eine Menge Landleute, welche bereits eine Stunde auf ihre Pässe warteten, weil der dienstthuende Beamte noch mit seinem Frühstück beschäftigt war. Der Papst ließ ihn rufen, gab ihm einen ernsten Verweis und fügte hinzu: „Jetzt geben Sie diesen Leuten noch 50 Paoli (etwa sieben Thaler) zum Ersatze für die Zeit, die Sie ihnen gestohlen haben.“ „Soviel Geld habe ich nicht bei mir“, entgegnete verdutzt der Beamte. „Hier ist es“, sagte der Papst, „aber es soll Ihnen vom Gehalte abgezogen werden.“

Eines Abends kam ein Mann in einfacher geistlicher Kleidung in ein Hospital, und da er einen Kranken sehr schmerzlich stöhnen hörte, näherte er sich theilnehmend dem Bette desselben. Der Leidende war ein armer französischer Handwerker, welcher sein Ende nahe fühlte und sich sehr nach einem Priester sehnte. Der Hausgeistliche war nicht zu finden, aber der Papst — denn er war der Fremde — reichte die Sterbesacramente dem armen Dulder, der auch in seinen Armen starb. Der Geistliche wurde am folgenden Tage seiner Stelle entsetzt.

Dieser strengen, aber doch stets mit Zartheit und möglichster Schonung geübten Gerechtigkeit des Papstes ging von Anfang an bis zu dieser Stunde eine wo möglich jene noch überstrahlende, wahrhaft väterliche Milde und Güte gegen Alle, insbesondere auch, wie wir bereits gesehen, eine engelgleiche, fast spielende Herablassung gegen die Kleinen zur Seite.

Ein Bewohner der Monti, dem kein anderes Erwerbsmittel für sich und eine alte, kranke Mutter zu Gebote stand, als ein elender Karren, und dem sein Gaul gefallen war, gerieth auf den Gedanken, dem Papste im Quirinal seine Noth zu klagen und ihn um ein Pferd aus den päpstlichen Ställen zu bitten, um eines von den Ausschußpferden, die keine Dienste mehr thun. Glücklicher Weise begegnete er dem Secretär Sr. Heiligkeit, der ihm seine Bittschrift abnahm, und der Papst fand den Einfall so vortrefflich, daß er dem armen Menschen ein Pferd und noch obendrein zwei Goldstücke geben ließ, um seine Angelegenheiten wieder zu ordnen. Die Freude dieses Mannes hätte Einer sehen sollen. Stolz auf seinem neuen Pferde sitzend und die beiden Goldstücke hoch in die Luft haltend, sprengte er in das Quartier der Monti hinein und rief in Einem fort: Viva Pio Nono! Viva Pio Nono!

In den ersten Tagen des Winters 1846 versuchte ein kleiner Knabe mit Thränen in den Augen, durch die Reihen der Schweizergarde zu

dringen, um eine Bittschrift zu überreichen. Der Papst, der die Störung bemerkte, fragte nach der Ursache und ließ sich die Bittschrift einhändigen. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: „Heiliger Vater! Meine Mutter ist alt und kränklich. Ich bin noch zu jung, um uns beide zu ernähren. Unser Hauswirth, ein schlimmer Mann, will uns morgen aus dem Hause weisen, wenn wir die rückständigen vier Scudi nicht bezahlen. Geruhen Sie, uns dieselben vorzustrecken. Ich will das Geld zurückzahlen, wenn ich größer geworden bin." — „Wie heißest Du, mein gutes Kind, und wie alt bist Du?" fragte der Papst. — „Ich heiße Paul und bin zehn Jahre alt." — „Was hat Dein Vater für ein Geschäft?" — „Er wartet schon zehn Jahre im Himmel auf uns", erwiderte der Kleine mit erregter Stimme. — „Und Deine Mutter?" fragte der Papst weiter. „Sie stickt und betet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht." — Nachdem der Papst noch nach der Wohnung des Knaben gefragt hatte, gebot er ihm, am nächsten Tage wiederzukommen, er wolle ihm dann das nöthige Geld für seine Mutter geben. Mittlerweile ließ Pius Erkundigungen einziehen, welche die Angaben des Knaben bestätigten, und als dieser wiederkam, gab er ihm zehn Scudi. „Ich habe aber nicht um zehn gebeten", sagte der Kleine, und legte sechs wieder auf den Tisch. — „Behalte sie nur, mein gutes Kind", versetzte der Papst, „und sage Deiner Mutter, daß ich in Zukunft für sie sorgen werde."

Bei einer jener öffentlichen Audienzen, welche der h. Vater alle 14 Tage gab und bei denen Jedermann Zutritt hatte, erschien in dem Vorzimmer des Papstes auch ein Schulknabe. Er hatte seinen Namen aufgeschrieben und war, wie alle Andern, durch ein amtlich ausgefertigtes Billet zur Audienz zugelassen worden. Er trägt sein Gesuch vor, welches darin besteht, Geld zum Ankaufe von Schulbüchern zu erhalten. Der Papst gibt ihm eine Doppie (ein Goldstück in Betrage von drei Scudi und zwei Paoli). Der Junge dankt, sagt aber ganz naiv, das sei nicht genug; er übergibt dem h. Vater eine Liste, wonach sich sein Bedarf auf fünf Scudi beläuft. Er erhält sofort eine zweite Doppie, und jetzt antwortet der zuversichtliche Bittsteller eben so naiv, er sei nicht im Stande herauszugeben, worauf natürlich der Papst erwidert: „Schon gut, schon gut!" und ihn entläßt. Da der Junge wirklich zu dem Buchhändler Marini gegangen war, um sich für das erhaltene Geld den nöthigen Bücherbedarf zu kaufen, und es sich überdieß zeigte, daß er der Sohn einer armen Wittwe sei, schickte ihm der Papst noch 10 Scudi in das Haus.

Aus allem Diesem erklärt sich die namenlose, an's Fabelhafte grenzende Zuneigung des Volkes, der Hohen und Niedern, der Männer und Frauen zu ihrem Pio Nono und der fast in's Kleinliche und Lächerliche gehende Wetteifer, mit dem man diese an den Tag legte. Die prächtige, begeisternde, von Rossini componirte Pius-Hymne — man kann sie die römische Marseillaise nennen — wurde an allen Orten, zu jeder Zeit, selbst von Kindern gesungen. Alles trug die päpstlichen Farben, Weiß und Gelb, zur Schau. Die ganze elegante Damenwelt prangte in diesen beiden Farben; die Männer trugen entweder weiß-gelb eingefaßte oder gestreifte Halsbinden oder Westen, weiße Hüte mit gelbem Band und Quasten; selbst die Taschentücher waren päpstlich und meistens noch

besonders mit dem Bilde des Papstes und dem des Cardinalstaatssecretärs Gizzi verziert. Das Volk machte seinen überströmenden Gefühlen der Liebe und Verehrung durch laute, vertraulich klingende Zurufe, wo immer der h. Vater sich sehen ließ, Luft.

Als zu Anfang Septembers (des nächstfolgenden Jahres) sich das Gerücht verbreitete, der h. Vater liege krank darnieder, entstand eine große Bewegung in Trastevere; alles Volk wollte in den Quirinal und sich mit eigenen Augen vom Zustande seiner Gesundheit überzeugen. Da man jedoch einsah, daß ein solcher Besuch für einen Kranken doch gar zu geräuschvoll und lärmend sein mußte, so wurde endlich der Beschluß gefaßt, eine Deputation abzusenden, und es kamen demgemäß vier Männer in den Quirinal, die den Papst sehen wollten. Weil gerade kein öffentlicher Audienztag und Pius in seinem Studirzimmer beschäftigt war, wurden ihnen Anfangs einige Schwierigkeiten gemacht, die jedoch das Verlangen der Abgesandten nur noch steigerten, weil sie einen neuen Beweis darin sahen, daß der h. Vater wirklich krank, ja gefährlich krank sei. Als die guten Leute unabweislich darauf bestanden, Se. Heiligkeit zu sehen, ließ sie der h. Vater, bei dem man angefragt hatte, ohne Weiteres eintreten. — „Nun, meine Kinder", sprach er, „was wünschet Ihr?" — „Nichts, h. Vater. Wir wollen Sie bloß sehen, und da in Trastevere das Gerücht verbreitet ist, Eure Heiligkeit sei krank, so wollten wir uns bloß überzeugen, ob es wahr sei oder nicht." — Der Papst dankte und gab ihnen die Versicherung, daß er sich recht wohl befinde, was sie ja daraus ersehen könnten, daß er so fleißig arbeite. „Heiliger Vater", sagten sie zum Abschiede, „vergessen Sie nicht, daß Sie auf uns zählen können, wenn Sie unser je bedürfen sollten."

Eine ähnliche loyale Gesinnung, wie die Trasteveriner sie hier äußerten, ist auch bei den Bewohnern der Monti gegen das jeweilige päpstliche Regiment erblich. Mit mütterlicher Zärtlichkeit beobachteten insbesondere die Frauen aus dem Volke dieses Stadttheiles die Gesichtszüge ihres väterlichen Herrschers; die leichteste Veränderung auf dem Gesichte desselben flößte ihnen Besorgniß ein und zutraulich riefen sie ihm zu: „Heiliger Vater, tragen Sie für Ihre Gesundheit Sorge!"

Dieser Rath war mit Rücksicht auf die erdrückende Last von Arbeiten und Sorgen, die den Papst Tag und Nacht in Anspruch nahmen, wahrlich nicht überflüssig. Kommen wir jetzt auf sie zurück.

Neunzehntes Capitel.

Vorbereitungen zu Reformen. — Ein Erlaß zu Gunsten der Proletarier. — Die neue Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder. — Wie obiger Erlaß von Einigen gedeutet wird. — Pius IX. und die Jesuiten. — Das Schulfest im Collegium Romanum. — Der 8. September. — Wiederbesetzung des durch Mastai erledigten bischöflichen Stuhles von Imola. — Der erste Besuch in San Michele.

Der neue Staatssecretär war rücksichtlich aller Verwaltungsgegenstände Anfangs mit dem Papste im besten Einverständniß. Alles Gute, was seinem Dafürhalten nach unbeschadet der Ordnung und Kraftentfaltung der Staatsgewalt sich ausführen ließ, auszuführen, war er redlich entschlossen. Reformen in der Staatswirthschaft, Eisenbahnen, Verbesserungen im Zoll-, Post- und Polizeiwesen, Reform des criminal-

und civilrechtlichen Verfahrens, Einrichtung eines allgemeinen, unentgeltlichen Erziehungssystems für die Kinder der armen Classen, Abschaffung der Bettelei und selbst des Müßigganges: alle diese und ähnliche Maßregeln, welche zwischen dem Papste und ihm besprochen und den dazu niedergesetzten Commissionen überwiesen wurden, fanden im Princip seine vollste Billigung; nur hinsichtlich der Grenzmarke, wieweit die Bewilligungen ohne Gefahr gehen dürften, waren ihre Ansichten hin und wieder abweichend.

Aus den ersten Regierungsacten des neuen Cabinets sprach unverkennbar der Geist des ehemaligen Zöglings der Piaristen zu Volterra, des Directors von Tata Giovanni und San Michele. Ueberzeugt, daß Nichts gefährlicher für die öffentliche Ruhe und Ordnung sei, als die Proletarier (die ärmste Volksclasse), wenn ihnen nicht von Jugend auf Religion eingepflanzt wird und sie an ein thätiges Leben gewöhnt werden, widmete Pius IX. vorzugsweise ihrer Erziehung alle Aufmerksamkeit. Es erging daher unter dem 24. August ein Rundschreiben an die Statthalter der Provinzen und die Communalbehörden, in welchem unter Anderm vorgeschrieben war: „In jeder Legation oder Delegation ist nach vorausgegangener Berathung der Provinzialstände eine Anstalt in's Leben zu rufen, und sind darin arme und hülflose Knaben der untersten Volksclasse zu verwahren und zu erziehen. Die Kosten der ersten Anlage, sowie des Unterhaltes der Institute tragen die Provinzen. Es soll erlaubt sein, die öffentlichen Gebäude, auch ganz oder fast gänzlich verlassene Wohnungen geistlicher Körperschaften, diese jedoch gegen eine angemessene Vergütung, zu verwenden. Die Regierung wird durch ihre Autorität die Ueberlassung von dergleichen Gebäuden erwirken, falls sie nicht Communal- oder Provinzial-Eigenthum wären. Bis zur völligen Einrichtung sind die jungen Proletarier provisorisch in die Centralinstitute Roms abzuliefern. Die Provinzialräthe haben zu entscheiden, ob die Anstalt eine landwirthschaftliche oder eine industrielle sein soll. Ihre ökonomische und disciplinarische Verwaltung ist außer dem Monsignor Delegaten und einem Geistlichen ausschließlich hohen Laien anvertraut, welche im Staats- oder Communaldienste stehen. Den Provinzialräthen ist am Jahresschlusse Rechnung abzulegen. Die jungen Proletarier dürfen bei ihrer Aufnahme nicht jünger als acht Jahre sein; sie verbleiben in der Anstalt bis zum zwanzigsten Jahre. Es ist ein Patronat zu gründen, welches diejenigen Jünglinge wenigstens ein Jahr hindurch streng überwacht, die das Institut verlassen haben. Die unverbesserlichen Individuen sollen an die bestehenden Correctionshäuser oder eigens für sie zu stiftenden Strafanstalten abgegeben werden. Die Zöglinge lernen in den landwirthschaftlichen Instituten lesen, rechnen und schreiben, in den industriellen auch zeichnen. Der Religionsunterricht ist einem Geistlichen anvertraut, den der Bischof des Ortes zu ernennen hat."

Dieser Erlaß erregte natürlich allgemein große Freude. Die „Fortschrittspartei" las darin obendrein Manches, was ihr genehm war, zwischen den Zeilen, z. B. die Vorbedeutung parlamentarischer Theilnahme der Stände an der Besprechung und Leitung nationaler und öffentlicher Angelegenheiten; ja, in den Worten des Circulars: „Seine Heiligkeit würden gern sehen, daß in allen Gesellschaftsclassen die jungen Leute ohne

bestimmte Beschäftigung sich militärischen Uebungen widmen", wollte sie eine Anspielung auf eine demnächst in's Leben zu rufende allgemeine Volksbewaffnung „behufs Behauptung der eingeführten und noch einzuführenden Reformen jedem Einspruch der Fremden gegenüber" erblicken.

Minder erfreulich, ja geradezu niederschlagend klang nun freilich für diese Heißsporne der Schluß des Umlaufschreibens, wo es hieß: Seine Heiligkeit habe mit Verwunderung in Erfahrung gebracht, wie man in seinen Bemühungen, die Wohlfahrt des Staates zu fördern und gerechten Wünschen seiner Unterthanen zu entsprechen, einen Beweis gesucht habe, daß er gewisse moderne Theorieen über das Staatswesen begünstige. Wie er fest entschlossen sei, für die Wohlfahrt des Staates Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, so werde er jenen Theorieen, welche vielmehr die Wohlfahrt der Völker untergraben und Nichts als Unheil hervorbringen, sich stets abhold zeigen.

Dieser abgedrungenen Erklärung gab der h. Vater unmittelbar darauf durch einen auffälligen Schritt noch tiefern Nachdruck. Die Radicalen gaben sich fortwährend alle Mühe, das Volk zu überreden, daß der Papst ein Feind der Jesuiten und diese hinwieder Feinde des Papstes seien. Vielleicht sollten diese Aussprengungen eine den Letzteren warnende Kundgebung wegen der Ehre sein, die er am Ignatiustage den verhaßten Loyoliten bewiesen. Der h. Vater achtete indessen dieses so wenig, daß er vielmehr dem General der Gesellschaft, dem heiligmäßigen Pater Roothaan sagen ließ, er möge doch auf all' das Gerede keinen Werth legen und sich nicht beunruhigen lassen. Weil man aber auch, wie bemerkt, sich bemüht hatte, die Jesuiten ihrerseits als Feinde des Papstes, die ihm unter Anderem auch wegen der Amnestie gram wären, zu schildern, so veranstalteten diese am Schlusse des Schuljahres (2. September) in der Kirche des römischen Collegiums eine feierliche Schul-Akademie zu Ehren des Papstes, welche eine so große Aufmerksamkeit erregte, daß sie in vollem Sinne des Wortes das Tagesgespräch bildete. (Das besagte Collegium Romanum ist nämlich die vorzüglichste, von Gregor XIII. errichtete und von Pius VII. wiederhergestellte Jesuiten-Universität.)

Die zahlreichen Schüler dieses Collegiums nun benutzten diese Festlichkeit, um auch ihrerseits der allgemeinen Freude über das Gnadengeschenk der Amnestie-Acte Ausdruck zu geben und den „Triumph der Milde" zu feiern. Sie thaten dieß in einer Reihe von Gedichten, die zum Theil declamirt, zum Theil mit Gesang und Musik vorgetragen wurden. Selbstredend war der Gegenstand nicht von seiner politischen Seite, sondern in rein menschlicher und religiöser Beziehung aufgefaßt. Der vorherrschende Gedanke war, daß Pius IX., als Statthalter Gottes auf Erden, auch die göttliche Milde und Barmherzigkeit gegen die Sünder, und besonders den Geist Desjenigen, der am Kreuze für seine Peiniger bat, in seinen Handlungen habe offenbaren wollen, und daß er das Zutrauen zu seinem Volke gehegt, die Offenbarung dieses Geistes werde stärker auf die Gemüther wirken, als jedwede Strenge. Die Revolution aber wurde schlechtweg als „gottloses Wagniß", als „Verbrechen" und dergleichen bezeichnet. Sechs Cardinäle, mehrere Bischöfe und Prälaten, Hunderte von Priestern und eine Menge angesehener Bürger und Beamten waren zugegen. Der

Beifall war sehr groß, aber viel größer der Eindruck, den dieses Schulfest auf das ganze Publikum machte. Man redete davon wie von einem Ereigniß, und nachdem die Liberalen so lange gesagt hatten, daß die Jesuiten alles Mögliche gethan, um die Amnestie zu verhindern, wußten sie jetzt Nichts zu erwidern, als daß sie — Heuchler seien.

Mochte es dem h. Vater nun lieb sein oder nicht, eine neue, glänzende Festfeier war ihm auf den 8. September zugedacht. An diesem Tage, dem Feste der Geburt Mariä, pflegen die Päpste sich zu der am äußersten Ende des Corso auf dem Platze gleichen Namens gelegenen Kirche Santa Maria del Popolo zu begeben.

Die Fahrt dahin — so wollte es das römische Volk — (wir werden bald gewahr werden, welche eigentlich dahinterstaken) sollte für Pius IX. ein wahrer Triumphzug sein. Eine lange vorher zu diesem Behufe in Umlauf gesetzte Subscriptionsliste verschaffte die erforderlichen Geldmittel dazu. Der Architekt Felix Cicconetti erhielt den Auftrag, am Eingange des Platzes einen Ehrenbogen zu errichten, unter welchem der Papst hindurchfahren sollte. Die ausgezeichnetsten Literaten Roms erboten sich die Inschriften, die Maler die sinnbildlichen Darstellungen zu fertigen. Auf einer Seite las man: „Ehre, Preis Pius dem Neunten, dem ein Tag hinreichte, seine Unterthanen zu trösten und die Bewunderung der Welt auf sich zu ziehen!" und auf der andern: Zur Feier des Triumphes des Friedens errichtet das römische Volk diesen Bogen Pius dem Neunten. Er besiegte die Zwietracht durch die Güte, gewährte die öffentlichen Audienzen, traf Anstalten zur Anlage von Eisenbahnen, eröffnete damit eine Quelle der Gesittung und des Reichthums. Klatschet Beifall, Nationen! Pius ist der Liebesname, den alle Jahrhunderte segnen werden."

Auf der Corsostraße mußte das Gefolge des Papstes sich durch einen Blumenregen hindurcharbeiten; die Mauern der Häuser verschwanden unter ganzen Behängen von Sammet und Seide. Rechts und links wehten Fahnen, hingen Gemälde, Wappenschilde, Sinnbilder, welche theilweise etwas ganz Anderes, als die Verherrlichung Pius' IX. bedeuteten. Man sah da die Landkarte von Italien, reich umkränzt; man sah da Bildnisse von Gioberti und Ganganelli (der Eine als Schriftsteller, der Andere als Papst der Jesuiten Feind), und in deren Mitte das Bild Pius' IX.: eine höchst sonderbare Zusammenstellung, deren Zweck wir bereits errathen können. Unzählbare Massen besetzten die Estraden, die Fenster, die Altane und die Trottoirs. Der Fahrweg war in seiner ganzen Breite von einem Trupp junger Leute besetzt, die in Reihe und Glied aufgestellt, abwechselnd Fahnen und Oelzweige emporhielten. Von der Erregung der Menge, als sie den Papst in einfacher weißer Kleidung daherkommen sah, kann man sich kaum einen Begriff machen. Die Begeisterung riß selbst die weniger Wohlwollenden mit sich fort, selbst Fremde sah man Thränen vergießen.

Bei der Rückkehr in den Quirinal gab der Papst vom Balcon herab den Segen. Abends kam das Volk wieder, vorauf ein Banner, auf welchem die Worte standen: „Ewige Treue Pius dem Neunten!" Und noch einmal mußte der Gute hervortreten und die knieende Menge segnen, unter der — sagen wir es nur schon gleich — Viele waren, die ins-

geheim dieses Segens und der „langen Kreuze", welche die Frommen bei Empfang desselben schlugen, spotteten.

Am 21. desselben Monats fand im Quirinal ein Consistorium Statt, das man nicht so bald erwartet hatte. In demselben ernannte Pius IX. den allgemein verehrten Prälaten Monsignor Baluffi zu seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl von Imola. Es scheint, daß der h. Vater durch diese beschleunigte Ernennung seinen ehemaligen Diöcesanen einen Beweis seiner fortdauernden Zuneigung habe geben wollen. (Baluffi wurde später auch Cardinal und ist Verfasser einer schönen Schrift unter dem Titel: „Die Römische Kirche als die wahre Kirche Christi nachgewiesen aus ihrer Nächstenliebe.")

Am 29. stattete Se. Heiligkeit dem Apostolischen Hospiz San Michele, das an diesem Tage sein Patronsfest begeht, seinen ersten Besuch ab. Mit welcher Freude er diese Anstalt wieder begrüßte, deren oberster Vorstand er eine Zeitlang gewesen, und wie freudig ihm dort alle Herzen entgegenschlugen; mit welcher Theilnahme und Sachkenntniß er Alles und Jedes in diesem großartigen Polytechnikum in Augenschein genommen, haben wir bereits bei einer andern Gelegenheit umständlicher erwähnt und können deßhalb hier darauf zurückweisen.

Zwanzigstes Capitel.

Der October in Rom mit seinen Belustigungsorten und Volksfesten.

So war der October gekommen, der Wonnemonat der Römer. Da feiern die Canzleien, die Schulen. Da sind an den Sonntagen und Donnerstagen der Monte Testaccio (ein von Scherben aufgehäufter, einem natürlichen Rasenhügel ähnlich sehender Berg), die Osterieen (Speise und Schenkwirthschaften) von Trastevere, die Villen (prachtvolle, fürstliche Landhäuser), vorzüglich die Villa Pamfili-Doria und die Villa Borghese, die Vereinigungsplätze, wo die Römer und Römerinnen bei Wein, Spiel und Tanz (boccali, morra und saltarello) sich der Sorgen und Kümmernisse des Alltagslebens entschlagen und ihres Daseins sich freuen.

Unter den vielen Villen um Rom sind die schönsten, eigentliche Prachtvillen, die Villa Albani, Bolognatti-Torlonia, Ludovisi, Doria-Pamfili, die Villa Pinciana oder Borghese. Vorzüglich die beiden Letzteren werden im October stark besucht. Den größten und reizendsten Park hat die Villa Doria-Pamfili, er hat sechs Miglien an Umfang, ist herrlich gelegen, voll der lieblichsten Anlagen, die Kunst hat hier die Natur sehr geistreich unterstützt, Landschaftsgemälde hervorgebracht und die Natur der Kunst viel Stoff geliefert. Pinienwäldchen, Grotten, majestätische Buchen, schattige Bosket's, Wasserkünste, große Wiesenplane, Pomeranzenhaine u. s. w. bieten viele Abwechselung. Nur Schade, daß sie so weit von der Stadt entfernt liegt und ein so unangenehmer Weg dahin führt.

Näher der Stadt und bequemer als die oben genannte befindet sich die ebenfalls sehr schöne, drei Miglien umfassende Villa Borghese, zunächst der Porta del Popolo. Ein hohes Portal führt in die großartigen, sehr gut erhaltenen Gartenanlagen, darin die Baumgruppen besonders ausgezeichnet sind, zwischen denen oft weiße Marmorstatuen durchschimmern.

Die Nähe dieser Gärten macht sie zur beliebtesten Promenade und es herrscht hier viel Leben, am Meisten aber im October, wenn der durch seine Freigebigkeit ausgezeichnete Fürst Borghese die bekannten Octoberfeste (Ottobrade) veranstaltet. Mit diesen können ähnliche Feste, wie sie in Deutschland, z. B. in München und Wien (Brigittenau) um dieselbe Zeit gefeiert werden, nicht in die Schranken treten. Es wird hier nicht gewalzt und getrunken, es hat Alles noch das Aeußere des alten, aber durch das Christenthum veredelten Rom. Die Biga's (zweiräderige Wagen) mit schneeweißen Rossen, worin die wettrennenden Jünglinge und Mädchen, im altrömischen Costüm, mit goldenen Helmen und flatternden Fahnen, die auf den terrassenförmigen Erhöhungen und auf Tribünen sitzenden Römerinnen, der Anblick der großen Rennbahn, der ungeheure Wiesenteppich, das fröhliche, beifallklatschende, heitere, nicht unanständig ausgelassene Volk, Alles mahnt gewissermaßen an die Wettrennen der Alten, und höher und begeisterter erscheint Einem das Ganze, als unsere Volksfeste mit Bier und Lampenbeleuchtung und Johlen und dem übrigen Geklimper. Dabei die Luft so stille, so milde, so duftig, der Himmel so blau — man fühlt den Süden in allen Pulsen. Es sind oft 50- bis 60,000 Zuschauer aus allen Ständen, kein Taumelnder, und was noch mehr zu wundern, kein Bettler sichtbar. Die Ordnung musterhaft. In anderen Partieen des Gartens sieht man fröhliche Volksgruppen, die bald einem heftig gesticulirenden Improvisator (Dichter aus dem Stegreif) zuhorchen, bald den Saltarello, einen langsam anfangenden, dann immer rascher, feuriger und lebendiger werdenden Tanz, tanzen, bis endlich nicht bloß die Füße, sondern der ganze Körper in Bewegung ist. Die Musikbegleitung ist die Guitarre. Die Rückfahrt von einem solchen Volksfeste bietet ein glänzendes Residenzbild, eine unabsehbare Wagenreihe, in der Mitte wogende Menschenmassen, die sich auf dem prächtigen Platze del Popolo, auf den Seiten in die langen Straßen Babuino, Ripetta und den Corso ergießen — eine malerische Fernsicht, eine Perspective, wie sie kaum Paris, London und Wien zeigen können, und dabei schaut der Obelisk von Heliopolis im alten Aegypten so erhaben ruhig darein. [1])

Abends geht es dann in die Vorstellungen der Burattini oder Marionetten, die im Erdgeschoß des Palastes Fiano ihre Bühne haben.

Während in dieser Weise die römische Bevölkerung das heiterste Bild eines in sich reichen und beglückten Volkslebens bietet, benutzen auch viele Cardinäle und hohe Beamte die kurze Ferienzeit zu Ausflügen auf das Land, namentlich auf die reizenden Höhen von Tivoli, Albano und Frascati, wo sie dann längere oder kürzere Zeit ihre Villeggiatur halten.

Auch die Päpste pflegen seit Urban VIII. (1623—1644) während der Ferienzeit auf dem hoch auf einem Hügel in der Nähe des wundervollen Albanersee's gelegenen, von einem Städtchen mit hübscher Kirche umgebenen Landschlosse, Castell Gandolfo, der hier herrschenden gesunden Luft wegen, eine Weile von ihren erdrückenden Sorgen und Arbeiten

[1]) Eine Reise nach Rom von Dr. Ignaz Jeitteles. Siegen und Wiesbaden 1844. Jeitteles war ein gelehrter Wiener Jude und Handelsmann. Er schaute also die Dinge zu Rom gewiß nicht durch eine allzu rosenfarbige Brille. Seit der Revolution (1848) wurde die Villa für dergleichen Volksfeste geschlossen.

auszuruhen, wenn sie anders nicht vorziehen, in Rom zu bleiben, wo sie dann an den October-Donnerstagen, während das Volk sich auf seine Weise belustigt, ihre Freude darin finden, durch unerwarteten Besuch den Kranken in den Spitälern und den in ewiger Abgeschlossenheit lebenden frommen Ordensfrauen in ihren Klöstern eine Freude zu bereiten. Pius IX. zog, wie auch sein Vorgänger in seinem letzten Lebensjahre dieß gethan, vor, statt eines längeren, allemal mit größeren Kosten verbundenen Aufenthaltes auf dem gedachten Schlosse nur einige Spazierfahrten dahin und in benachbarte Ortschaften anzustellen und die darnach übrig bleibende Zeit auf die angedeutete Weise zu verwenden. Am 7. October begab er sich nach Albano und von dort nach Castell Gandolfo. Rührend war die herzliche Freude, womit das gute Volk zu Albano den h. Vater empfing und ihn überall hin in großer Menge begleitete. Als er gleich nach seiner Ankunft in den Dom kam, um das Hochwürdigste anzubeten, vergaß die dichtgedrängte Menge, welche das Gebäude füllte, die Heiligkeit des Ortes und brach (nach echt italienischer Sitte) in ein lautes Freudengeschrei aus. Se. Heiligkeit bestieg unverweilt die Stufen des Hochaltares, und kaum hatte er ein Zeichen mit der Hand gegeben und auf das hochwürdigste Gut hingewiesen, als auch sogleich das tiefste Stillschweigen erfolgte, während dessen sodann der h. Vater mit dem gesammten Volke eine geraume Zeit in stiller Anbetung des h. Sacramentes zubrachte. Sobald er aber den Dom verlassen, empfing ihn wieder der Jubel der Menge, der erst gegen Mitternacht, als der h. Vater längst nach Rom zurückgekehrt war, verhallte. Er hatte übrigens absichtlich seine Rückkehr etwas verzögert, um in Rom nicht mit lauten Freudenbezeugungen empfangen zu werden. Allein er konnte dadurch nicht verhindern, daß Viele ihm eine Stunde weit entgegenfuhren, und ein zahlreiches Volk ihn in der Stadt erwartete. Die Straßen, durch die er fuhr, waren zum Theil erleuchtet, und die Menge, welche sich vor dem Quirinal versammelt hatte, verließ den Platz nicht eher, bis der h. Vater sich auf dem Balcon gezeigt und den Segen gegeben hatte.

Acht Tage später stellte Pius eine ähnliche Lustreise nach Tivoli an und kehrte, auch hierin dem Beispiele seines erhabenen Vorgängers folgend, bei den Jesuiten ein. Noch ein paar andere Spazierfahrten wurden im Laufe dieses Monats gemacht; der h. Vater hatte aber bereits vor seinen Ausflügen (am 8. October) Maßregeln getroffen, daß die Städte, welche er besuchte, zu seinem Empfange durchaus keine kostspieligen Vorbereitungen machten, und zwar durch einen Erlaß des Cardinalstaatssecretärs an die Legaten und Delegaten der Provinzen. Es ist dieser Erlaß ein neues urkundliches Zeugniß wie von der landesväterlichen Gesinnung, so auch von der Weisheit und Festigkeit, womit Pius IX. gewissen, schon jetzt sich kundgebenden unbotmäßigen Bestrebungen entgegentrat, wozu ein fast gleichzeitiger Erlaß Mazzini's (siehe unten) aufforderte. Der Erlaß des Staatssecretärs lautete also:

„Die Aeußerungen festlicher Freude, durch welche die Einwohner des Kirchenstaates unseres allergnädigsten Herrn Pius' IX. Erhebung auf den Thron und sein öffentliches Handeln seither feierten, sind überzeugende Beweise von der Höhe des über so glückliche Ereignisse Alle begeisternden Jubels. Die Freude, welche mit dem Volke sein Oberhaupt und dessen Regierung theilen, hat den höchsten Hohepriester

rührend bewegt. Sein Geist indessen, nur darauf bedacht, das wahre Wohl seiner Unterthanen eigener Verherrlichung vorzuziehen, betrübt sich in etwa bei der Erwägung, daß jene Feste durch freiwillige Geldzusammenschüsse veranstaltet wurden. Er kann nicht zugeben, daß seine Unterthanen seiner Person wegen durch nicht unbedeutende Ausgaben belästigt werden. Zudem sieht er mit Schmerz, daß viele Volksmassen, solchem Enthusiasmus sich hingebend, ihre häuslichen Beschäftigungen verabsäumen, welche ihnen in den verschiedenen Berufsthätigkeiten ihren Lebensunterhalt gewähren. Sein väterliches Herz trauert so doppelt über diesen zwiefachen Verlust eines Theiles seiner vielgeliebten Unterthanen. Er will daher aus den dargelegten Gründen, daß diese kostspieligen Festlichkeiten aufhören und Jeder seiner gewohnten Berufsthätigkeit sich wieder zuwende, ruhig den Ausgang der die Regierung für das Beste des Staats beschäftigenden Berathungen erwartend. Ew. ꝛc. wollen Sorge tragen, daß diese Absichten des h. Vaters zur öffentlichen Kenntniß kommen, vorzüglich bei der Gelegenheit, wo Sie von den Gemeindebehörden und Andern um Gestattung neuer Festlichkeiten und Wanderzüge großer Volkshaufen von einem Orte zum andern ersucht werden. Wären hier und da bereits Geldsammlungen für eine ähnliche Feier vorgenommen und wäre nicht möglich, die Beiträge den Einzelnen zurückzuerstatten, so könnten sie zu Nutz und Frommen für den Winter mittels öffentlicher Arbeit am Schönsten verwendet werden" u. s. w.

Dieser Erlaß drang Vielen wie ein Nagel in's Fleisch und wurde nebst manchem noch Schlimmerem, z. B. angebliche Vergiftungsversuche des Papstes, der eingebildeten Gegenpartei, die nun einmal der Prügeljunge für alles Mißliebige sein mußte, in die Schuhe geschoben. Die Verständigeren unter dem Volke sahen die Zweckmäßigkeit der obigen Verordnung ein und billigten sie; daß ihr aber dennoch keine Folge gegeben ward, dafür sorgten Einige, deren Bekanntschaft zu machen nunmehr an der Zeit ist.

Zuvor jedoch ist noch der Besuche zu gedenken, womit Pius IX. während des Octobers verschiedene Klöster und Spitäler überraschte. So geschah es (am 20. halb zehn Uhr Morgens) den Klosterfrauen vom h. Herzen Jesu auf Trinità dei Monti. Hier führte die ehrwürdige Mutter Makrena Mieczyslawska, gewesene Aebtissin von Minsk, in tiefster Zurückgezogenheit ein der Buße und Abtödtung gewidmetes Leben. Wegen ihrer Standhaftigkeit im römisch-katholischen Glauben war sie von der russischen Regierung auf eine unmenschliche Weise körperlich mißhandelt und überdieß als Betrügerin arg verleumdet worden. Dafür ward ihr von dem h. Vater, der davon sichere Kunde erhalten, eine glänzende Genugthuung zu Theil. Bei der äußerst huldreichen und herablassenden Unterhaltung mit ihr bediente sich Pius IX. des Jesuitenpaters Rollo (der bald nachher in seine Mission nach Africa abreiste) als Dolmetschers und gab dadurch von Neuem den Beweis, daß er in die Väter der Gesellschaft Jesu, aller erdenklichen Verdächtigungen derselben ungeachtet, kein Mißtrauen setze.

Weniger erfreulich lief der Besuch des h. Vaters für ein Mannskloster ab, bei welchem derselbe einige Zeit nachher vorsprach. Es war bereits Abend und ziemlich spät, als Pius, nur von einem Kammerdiener begleitet, an die Klosterpforte anklopfte und den Prior zu sprechen begehrte. — „Kommt morgen wieder", gab der halb eingeschlafene Pförtner zur Antwort; „der Prior ist bereits zu Bett und der ganze Convent liegt schon im Schlafe."

— „Geht und sagt Eurem Prior", entgegnete der Papst, seiner Stimme Nachdruck gebend, „Bruder Mastai sei da und wünsche ihn unverweilt zu sprechen."

Wie er das Wort Mastai hört, reibt der Pförtner sich die Augen und erkennt Se. Heiligkeit Papst Pius IX. Bebend öffnet er und läßt den Papst und seinen Begleiter ein. Pius IX. hieß durch Namensaufruf sämmtliche Hausbewohner vorladen, und da Zwei abwesend waren, erkundigte er sich nach ihrem Aufenthaltsorte. Man sagte ihm, sie seien der großen Hitze wegen ausgegangen, um frische Luft zu schöpfen. Am folgenden Morgen nahmen die Betreffenden jeder eine Zelle in einem geistlichen Besserungshause ein.

Daß auch die Zufluchtsstätten der Leidenden von Pius IX. nicht unbesucht blieben, und daß jeder dieser Besuche mit geistlichen und leiblichen Wohlthaten bezeichnet war, ist wohl selbstverständlich. Erzählte man sich doch sogar damals schon von einem Besuche des Papstes im Spital zum h. Geiste, wobei eine außerordentliche Krankenheilung vorgekommen. Als nämlich Pius beim Eintreten in den Saal, wo die an der Gliedergicht Leidenden lagen, bemerkte, daß ein altes Mütterchen, welches auf sein persönliches Verwenden in das Spital war aufgenommen worden, sich abmühete, aufzustehen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, reichte er ihr die Hand zum Kusse dar, indem er sagte: „Macht Euch keine Mühe, meine gute Mutter.“ Die Kranke, kühner als jenes Weib im Evangelium, das kaum den Saum des Kleides Jesu zu berühren wagte, erfaßte die Hand, welche bindet und löset, stand auf und fing an zu gehen, wie in den Tagen ihrer Kraft und Jugend... Mögen Ungläubige diese Heilung durch eine Wirkung des Magnetismus zu erklären suchen, immerhin! Das aber werden sie zugestehen müssen, daß dieser Magnetismus der Liebe und des Glaubens allen andern Heilversuchen durch Magnetisirung weit vorzuziehen sei.

Einundzwanzigstes Capitel.

Angelo Brunetti, zugenannt Ciceruacchio.

Was vor 200 Jahren ein Fischer, Namens Masaniello, für die Bevölkerung Neapels gewesen, das war zu dieser Zeit für das römische Volk ein gewisser Angelo Brunetti, welcher unter dem Zunamen Ciceruacchio eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Er war zur Zeit, von der es sich hier handelt, ein guter Vierziger, groß und stark gebaut, ein schmucker, vom jungen Weibsvolk gern gesehener Tänzer, aber ein Spieler und Raufer erster Classe. Er griff rasch nach dem Dolche, fluchte und wetterte wie ein Türke, zerriß gar manches Wamms und lag nicht selten mit dem Gerichte in Zwist; aber da er hinter seinem frischen, offenen Gesicht einen verschmitzten Geist barg, so wußte er sich die meisten Male aus der Patsche zu ziehen.

26 Jahre alt, gründete er einen eigenen Hausstand. Sein Häuschen in der Ripettastraße, nahe beim Popoloplatze, war das beständige Stelldichein für alle Volksbewegungen. Dazu war die Lage ausnehmend geeignet: vermittelst eines Dutzend Leute aus dem Volk, die wie ein Generalstab fortwährend auf den Bänken der Osteria ihm gegenüber lagerten, konnte er in einem Nu von hier aus die ganze Stadt in Bewegung setzen.

Er war Kärrner von Gewerbe und schaffte den Wein für die Gast-, Schenk- und Kneipwirthe eines großen Theils von Rom herbei; daneben trieb er Handel mit Kohlen und Heu aus den von ihm gepachteten umfangreichen Wiesengründen. Er stand besonders in Beziehung mit den Schiffern, nicht minder aber mit den Kärrnern und zwar vorzüglich mit Denen, welche die verwegensten und mit Messer- und Dolchstichen am Schnellsten bei der Hand waren, und diesen vertraute er vorzugsweise die Fuhren an, wobei den Carabinieren gegenüber Etwas zu riskiren war. Schon seit dem Jahre 1831 hatte er sich den Carbonari, die damals in Rom selbst

ihre Hütten aufgeschlagen hatten, wo der Exkönig Jerome, unter der Maske guter Gesinnungen, zu Gunsten der Napoleoniden die päpstliche Herrschaft unterwühlte, mit Leib und Seele verschrieben und den Auftrag erhalten, das gemeine Volk von Rom lüderlich und schlecht zu machen, indem er die Leute an Trunk und Spiel und Ueppigkeit gewöhnte; aber er wußte so täuschend seine Heucheleien zu treiben, daß die Behörden in Rom keine Veranlassung fanden, ihn besser zu beobachten, ja, daß Gutgesinnte und Ehrenmänner ihn lange Zeit für einen Volksmann im guten Sinne des Wortes hielten und sogar Grafen und Fürsten ihm die Hand drückten, ihn nur so im Wamms in ihren Wagen nahmen und mit ihm über den Corso in das Café Nuovo fuhren.

Des ihm gewordenen Auftrages wußte der „Volkstribun" sich seitdem auf das Geschickteste zu entledigen. Unter allen Gestalten und Vorwänden wußte er Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Zu dem Zwecke verschmähte er es selbst nicht, in dem Habit eines Bettelbruders, die Geldbüchse in der Hand, Collecten für die Armenschulen abzuhalten.

Während des Sommers hatte er behufs der Heuernte auf den umfangreichen, von ihm gepachteten Wiesen in der Campagna manchmal nahezu 3000 Mäher in seinen Diensten: er bezahlte und hielt sie gut; wozu und womit, das sollte die Folge lehren.

Selbst das Cholerajahr 1837 suchte die niemals rastende Revolution für ihre Zwecke auszubeuten. Ihr Werkzeug war der Händler Brunetti. Er reizte mehrere Schiffsleute und Lastträger auf, einige öffentliche Gebäude in Brand zu stecken, um so die Sicherheitsbehörden zu beschäftigen, während dessen Mord und Plünderung vor sich gehen sollte. Die Polizei entdeckte jedoch den Plan noch rechtzeitig und ergriff viele der Schuldigen; Brunetti aber, der mit ausgesuchter Schlauheit das Ganze geleitet, konnte in keiner Weise überführt werden![1])

Etwas eingeschüchtert durch das stramme Regiment Lambruschini's, hielt der Schlaukopf sich ruhig bis zum Jahre 1846, wo sich seiner Wirksamkeit ein nie geahntes Feld öffnete. Den Operationsplan, nach welchem zu Werke gegangen werden sollte, hatte Mazzini, das Haupt des „jungen Italiens", den wir unten näher werden kennen lernen, der größeren Deutlichkeit und Einstimmigkeit wegen, in folgendem Sendschreiben, das wir auszugsweise mittheilen, im October 1846 von Paris aus zur Kenntniß der Seinigen gebracht:

„. . . Der Papst", heißt es darin, „wird aus Grundsatz und aus Nothwendigkeit sich der Reform in die Arme werfen. . . . Benutzet die geringste Bewilligung, um die Volksmassen zu versammeln, wäre es auch nur, damit sie ihre Dankbarkeit an den Tag legen. Festzüge, Gesänge, Versammlungen knüpfen mancherlei Beziehungen unter Menschen von verschiedener Denkungsart an, begünstigen die Ausbreitung von Ideen, geben dem Volke die Ueberzeugung seiner Kraft und machen es lüstern nach der Herrschaft . . . Die Hauptsache dabei ist, daß der Abgrund der großen Revolution ihnen unbekannt bleibt; wir dürfen sie nie mehr als den ersten Schritt dazu sehen lassen. In Italien besitzt die Geistlichkeit große Schätze und das Vertrauen des Volkes. Ihr müßt sie in beiden Beziehungen gehörig zu behandeln wissen und ihren Einfluß Euch möglichst zu Nutze machen. Könntet Ihr einen Savonarola — einen einflußreichen, schonungslosen Tadler der Geistlichkeit im Mönchsgewande — in jeder Hauptstadt schaffen, so würden wir mit Riesenschritten weiter kommen. Die Geistlichkeit ist freisinnigen Staatseinrichtungen nicht abhold. Sucht sie daher für dieses erste Werk zu gewinnen, welches als nothwendige Vorhalle zum Tempel der Gleichheit zu betrachten ist. . . . Sprechet oft, viel und überall vom Elende und den Bedürfnissen des Volkes. Das Volk versteht es nicht, aber der thatkräftige Theil der Gesellschaft wird durch diese Theilnahme für das Volk gewonnen und geht früher oder später zum Handeln über. . . . Es giebt einige Schlagwörter, welche Alles ausdrücken, was dem Volke öfter in's Gedächtniß gerufen werden muß. Freiheit, Menschenrechte, Fortschritt, Gleichheit, Brüderlichkeit — das sind Wörter, welche das Volk schon versteht, besonders, wenn man sie mit Ausdrücken, wie Despotismus, Vorrechte, Tyrannei, Sclaverei u. s. w. in einen gehörigen Gegensatz bringt. . . . Erläßt ein Fürst ein freisinniges Gesetz, so spendet ihm Lob und bittet um ein anderes, welches diesem folgen muß. Zeigt ein Minister einige Neigung für den Fortschritt, so posaunet ihn als ein Muster der Staatsklugheit

---

[1]) La rivoluzione Romana l. 1. c. 3.

aus. . . . Das stehende Heer ist der größte Feind der Ausbreitung des Socialismus. Man muß ihm durch die moralische Erziehung des Volkes (d. h. durch Entchristlichung in confessionslosen Schulen, durch Turnanstalten und Bürgerwehr) ein Gegengewicht schaffen. . . . Die geistliche Gewalt ist personificirt in den Jesuiten: der Haß, der sich an diesen Namen knüpft, ist bereits eine Macht für die Socialisten. Benutzet diese Macht. . . . Stiftet Vereine! stiftet Vereine! In diesem Worte liegt Alles. Die geheimen Gesellschaften geben der Partei, welche sich auf sie stützen kann, eine unwiderstehliche Macht. . . . Vermöge dieser Mittel werden die Gesinnungsgenossen zu ihrem Erstaunen sehen, wie Könige, Adelige, Reiche und Priester, welche das Fachwerk des alten socialen Gebäudes bildeten, bloß vor der Gewalt der öffentlichen Meinung davonfliehen. ‚ Also nur Muth und Ausdauer!"

Mit diesem Mazzini'schen Programm vergleiche man Brunetti's Vorgehen und man wird gestehen müssen, daß er treu nach Wortlaut und Geist desselben gehandelt habe.

Als Mitte Juni die Cardinäle in ihrem Conclave mit bewunderungswürdiger Umsicht den Cardinal Giovanni Maria Mastai, der den Namen Pius IX. annahm, zum Oberhaupte der h. Kirche gewählt hatten, und vollends, als derselbe einen Monat später jenes alle Erwartung überflügelnde Amnestie-Decret erließ, da sollte (zum Dank dafür!) der von der Partei aufgenommene Plan in Ausführung gebracht, der edelste und einflußreichste Fürst Italiens durch die Schmeicheleien und Huldigungen des Volkes gewonnen, ihm die Lockspeise des Lobes vorgeworfen, er mit Beifall berauscht, mit Rosen bekränzt werden, um ihn so nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen und durch ihn die andern Machthaber in ihr Garn zu locken. Da war es also an Ciceruacchio, sich zu zeigen. Und er zeigte sich. Sofort durchrannte er in allen Richtungen die Stadt, blies die Begeisterung der Menge, die sich in dichten Massen auf dem Popolo-Platze versammelte und von ihm die Parole empfing, zur lichterlohen Flamme an. Während der drei Festtage, die der Amnestie folgten, stand ganz Rom unter seinem Commando.

Ciceruacchio leitete die Dankbezeigungen, bezahlte die Fackeln und die Erfrischungen, die er im Uebermaß herumreichen ließ. Als dann zum Besten der armen Amnestirten eine Einzeichnung zu freiwilligen Beiträgen eröffnet wurde, da war wieder er es, der die Listen in Umlauf setzte und durch sein Vorgehen mehr denn eine Börse sich zu öffnen zwang. Von ihm auch ging, trotz der wiederholten Abmahnungen des Papstes gegen Dergleichen, die erste Idee zur Errichtung jenes Denkmals zu Ehren Pius' IX. am 8. September auf dem Popoloplatze aus, das dann auch Dank seiner Bemühungen auf das Glänzendste zu Stande kam.

Man erzählte sich, am 8. September habe der h. Vater, von der sinnreichen Anordnung des Festes überrascht, den Wunsch geäußert, dem Veranstalter desselben persönlich seine Genugthuung auszusprechen. Der aber habe sich (weislich) zurückgehalten und Se. Heiligkeit bedeuten lassen, nicht Einer, sondern das ganze römische Volk sei des Festes Veranstalter.¹)

Die Ernte (1846) war eine unergiebige gewesen. Mit Angst sahen Viele dem Winter entgegen und dieselbe Partei, deren Hauptagent im Cholerajahre 1837 durch einen so fluchwürdigen Bubenstreich im Trüben zu fischen gesucht hatte, benutzte diesen panischen Schrecken, um die Gefahr zu vergrößern und das Vertrauen der Einwohner in die Regierung zu erschüttern, zumal man wohl wußte, daß von dem völlig erschöpften Staatsschatz keine Hülfe zu erwarten war. Allein Pius IX. hatte bereits vorgesorgt. Lange bevor andere Staaten daran gedacht, hatte er die Getreideeinfuhr von Außen her gestattet und durch Erlaß der Einfuhrzölle dazu eingeladen. So herrschte in Rom anstatt Mangel Ueberfluß, und die Getreidemagazine von Bologna konnten Neapel und Toscana mit Mehl versorgen.

Für Ciceruacchio und seine Partei war dießmal kein Wasser auf ihre Mühle geflossen; das geschah aber buchstäblich bald nachher. Am 10. Dezember erwachten alle niedrig gelegenen Stadtviertel Roms unter einem Schrei des Entsetzens. Die Tiber, durch Regenströme angeschwollen, war über Nacht ausgetreten und bedeckte mit ihrem schlammigen Wasser bereits mehr denn ein Drittel der Altstadt. Einen

¹) Vie et portrait de Pie IX. par Félix Clavé. Paris 1848. p. 164. Clavé schrieb sein Buch, noch ehe Ciceruacchio sich in seinem wahren Lichte zeigte. Das entschuldigt einigermaßen seine naive Schwärmerei für ihn.

ganzen Tag lang blieb die Fluth am Steigen, von Minute zu Minute neue Rionen erfassend, die niederen Stockwerke der Häuser unter Wasser setzend und deren Bewohner mit zweifachem Tode, dem des Verhungerns und dem des Ertrinkens bedrohend.

Brunetti, dessen Wohnung nahe am Tiberufer lag, war Einer der Ersten, die, durch das Brausen der andringenden Wogen aufgeschreckt, die Gefahr merkten. Und da entfaltete er, unterstützt von seinen zwei Söhnen, eine Geistesgegenwart, eine Thatkraft und Opferwilligkeit, die ihn, wäre seine Triebfeder, wie mit Grund zu bezweifeln, eine edele, seine Absicht eine lautere gewesen, des Ehrentitels als Volkschef (capo popolo Romano) in der That hätten würdig erscheinen lassen. Nachdem er das Beispiel gegeben, schlossen sich ihm in Bälde der Hülfeleistenden viele aus allen Classen und Ständen an.

Wer aber in jenen Tagen der Bedrängniß vor Allen sich groß erwies, das war Roms Herrscher und Vater, Pius IX. Lebensmittel, Geld, Kleidungsstücke, Alles, was den von der Ueberschwemmung Betroffenen von Nutzen sein konnte, ließ er ihnen auf's Reichlichste aus dem Quirinal verabfolgen. Seine väterliche Bekümmerniß war für seine Umgebung wahrhaft rührend anzusehen. Angesichts der stets steigenden Gefahr wollte er seinen Palast verlassen und sich in die von den Fluthen überschwemmten Stadttheile begeben, um die Opfer der Geißel zu trösten und ihre Befreier aufzumuntern: nur mit Mühe konnte man ihn davon zurückhalten. Als die Ueberschwemmung vorüber war, eröffnete er selber eine Subscription, welche die erlittenen Schäden jeder Art zu ersetzen bestimmt war. Er unterschrieb sich mit 3000 Scudi. Sein Name an der Spitze des Verzeichnisses rief in allen Provinzen des Kirchenstaates einen bewunderungswürdigen Wetteifer wach; alle, in Niederungen wie auf Höhen gelegenen Städte suchten sich in der Ziffer ihrer Beiträge zu überbieten. Sieben Monate lang währte das Zuströmen der Opfergaben aus den Provinzen. Allerwärts veranstaltete man aus dem Stegreif — wir begreifen schon, aus welchem Anlaß — Bankette, Feste, Schauspiele und Concerte „zum Besten der Ueberschwemmten". Der Ertrag der Einzeichnungen deckte weit über das Bedürfniß hinaus die Folgen des Mißgeschicks. So liefen die von der Natur gelegten Hindernisse — anscheinend zu des Papstes Verherrlichung — in der That aber zur Förderung der Umtriebe und schlimmen Absichten der Geheimbündler aus.

Als Rom von der schmerzvollen Aufregung, worein jene Tage es versetzt hatten, wieder zur Ruhe gekommen, äußerte Pius den Wunsch, die Menschenfreunde, die bei jenem Schreckensereigniß vor Allen sich hervorgethan, in Audienz zu empfangen. In eigener Person wollte er ihnen seinen Glückwunsch und seine Anerkennung aussprechen. Daß Angelo Brunetti da nicht vergessen wurde, braucht nicht erinnert zu werden. Dießmal begab er sich in den Palast. Der Papst und der geheime Mazzinist, der edelste Mensch und ein abgefeimter Schurke standen sich da Auge in Auge gegenüber. Ciceruacchio's innere Erregung war sichtbar. Man versichert, Pius IX. habe ihn aus der Menge errathen. — „Der Große da, der mich mit so hellen Augen anblickt, ich bin gewiß, das ist mein Capo popolo." Er ließ ihn näher treten und richtete einige wohlwollende Worte an ihn. Brunetti, dessen Redseligkeit ihm eben den Spitznamen Ciceruacchio (Ciceröchen), den der eitle Mann für Ernst nahm, erworben hatte, konnte in des Papstes Gegenwart (man begreift leicht, warum) keine Worte finden. Er beugte das Knie, küßte den Pantoffel und als er, aufstehend, die Hand des Papstes sich ihm zuneigen sah, berührte er mit seinen Lippen den Fischerring.

Zu erwähnen ist noch, was als Schlüssel zu vielem Folgenden dienen kann, daß Ciceruacchio's Einfluß sich nicht auf Rom beschränkte, sondern weithin bis in die Provinzen reichte, die um ihn die Römer beneideten und nicht selten — natürlich zur Förderung „patriotischer Zwecke" — ihn in ihre Mitte einluden.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wieder ein echt landesväterlicher Erlaß zur Abwehr der Volksnoth. — Wie das Gespenst des Socialismus und Communismus noch in elfter Stunde gebannt werden könne, lehren die Päpste. — Was kommen wird, wenn auf das Commando der Freimaurer der päpstliche Thron fallen sollte. — Wie und zu welchem Zwecke vermuthlich in Bologna der Pöbel verhetzt ward. — Vermittelnde Entscheidung des h. Vaters. — Zeitungslügen der verschiedensten Art. — Welche Bewandtniß es eigentlich mit der s. g. Gregorianischen Partei hatte. — Wie der Name Pius IX. in der ganzen Welt gefeiert ward.

In Obigem wurde der Besorgniß erwähnt, welche der im Ganzen mittelmäßige, nur in einigen Gegenden des Kirchenstaates schlechte Ausfall

der Ernte in Vielen wachrief, welcher aber die Regierung durch weise und kräftige Maßregeln fürsorglich entgegentrat. So nöthigte sie, unter Anderem, nicht nur im Interesse der Armen die Getreidehändler zur Preisherabsetzung von Korn und Brod; sondern, in der Ueberzeugung, daß man die leibliche Noth der leidenden Menschheit lindern müsse, wenn man sittliche Besserung von ihr erwarten will, fertigte Cardinal Gizzi unter'm 10. October den betreffenden Oberbehörden eine noch durchgreifendere Verordnung durch nachstehendes Schreiben zu:

„Sehr löblich ist die beinahe von allen Gemeinden des Kirchenstaates beobachtete Sitte, in minder fruchtreichen Jahren der nothleidenden Classe öffentliche Wohlthätigkeits-Arbeiten zu beschaffen, damit derselben besonders in den ersten Wintermonaten, wo die Landwirthschaft wenige Quellen für Tagelohn darbietet, der nöthige Unterhalt nicht fehle. Wenn auch der verflossene Sommer nicht derartig karg war, um besorgnißvolle Vorsichtsmaßregeln anzurathen, so würde doch, um von armen Arbeitern jedwede Besorgniß in Bezug auf Dinge von so hohem Belange für sie fern zu halten, Se. Heiligkeit sehr gerne sehen, wenn die Gemeinden des Kirchenstaates im nächsten Dezember und Januar jenem Zwecke gemäß Arbeiten darböten, die nöthig oder wenigstens für sie selbst nützlich wären, oder daß sie die Ausführung der für die Zukunft vorbereiteten vorab vornehmen ließen. Inmitten der schweren Sorge um die Kirche und den Staat vergißt der h. Vater die Noth der armen Classe seiner Unterthanen nicht, denn er hegt für sie eine besonders väterliche Liebe, und ich bin gewiß, daß Sie, die sorgende Voraussicht Sr. Heiligkeit theilend, aus allen Kräften mitwirken werden, indem Sie die Gemeindebehörden zur Beihülfe mittelst weiser Maßregeln einladen, wobei die Gemeindebehörden vorzüglich jene Fonds verwenden könnten, über die sie verfügen dürfen, um den betreffenden Einwohnerschaften so wenig als möglich Lasten aufzubürden."

Sind das nicht — um noch einmal auf die Lebensfrage der Gegenwart zurückzukommen — sind das nicht kostbare Worte, oder besser: sind das nicht Maßregeln, die der Regierung Pius' IX. und seiner gleichgesinnten Vorgänger zu unvergänglichem Ruhm gereichen? Maßregeln, die, wenn sie rechtzeitig von allen Regenten und Verwaltungsbehörden nachgeahmt worden wären, das rothe Gespenst des Socialismus und Communismus (— zwei verwandte Parteiansichten, welche die schroffe Kluft zwischen Reichthum und Armuth, Arbeitgebenden und Arbeitthuenden, Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen den Menschen überhaupt, zu überbrücken suchen, aber zu diesem Behufe falsche, ruchlose, Recht, Glauben und Sittlichkeit auflösende Mittel in Vorschlag bringen —) ein Gespenst, das in den zahllosen Arbeiterverschwörungen und Empörungen unserer Tage — den sogenannten Strike's — bereits Fleisch und Blut angenommen, nicht hätten aufkommen lassen, und wenn sie noch jetzt in elfter Stunde in's Werk gesetzt würden, dasselbe vielleicht noch beschwören und in den Abgrund, dem es entstiegen, zurückbannen könnten? — Maßregeln, die, in der christlichen Nächstenliebe, der Charitas wurzelnd, das Geheimniß enthalten, woran die vorgeblichen Volksheilande, ein Lassalle, Schulze-Delitzsch, Proudhon, Fourier, Considérant und Andere sich vergeblich die Köpfe zerbrochen haben und noch fortwährend zerbrechen. Aber — es sind Maßregeln des Römischen Papstes, und weil Der nach Allerhöchster Ordre der geheimen Gesellschaften auf das Regieren sich nun einmal nicht versteht, auch kein Recht dazu haben soll, darum werden diese Maßregeln keiner Beachtung werth gehalten, viel weniger Jenem zum Ruhme angerechnet. Ja, trotz alledem soll und muß sein Thron fallen, Scepter

und Reich ihm genommen werden: so lautet nun einmal die Parole, welche „die Brüder in Beelzebub" von Pol zu Pol in allen Sprachen und Tonarten sich zurufen. Aber ob, wenn ihr Plan gelingen, wenn des Papstthums Thron — was Gott verhüte! — wirklich zertrümmert werden sollte, ob es dann besser werden würde? Ob die Hungersnoth, die, ausgenommen im Kirchenstaate, wo der Hungertod seit Menschengedenken etwas Unbekanntes ist, nahezu in allen sogenannten Culturstaaten die Runde macht, dann aufhören und dem Wohlstand und dem Ueberflusse weichen werden? Nie und nimmer! Nein, nicht aufhören, sondern zunehmen wird und muß sie mit logischer Nothwendigkeit. Denn, ist der älteste und heiligste Thron der Welt und mit ihm das einzige Bollwerk, das noch Sitte, Recht und Ordnung schützet, gebrochen, dann bleibt den bejammernswerthen Adamskindern nur mehr noch zwischen Zweierlei die Wahl: entweder eine allgemeine, Alles unter Schutt und Trümmern begrabende Umwälzung, oder ein eiserner Militär-Despotismus, wie er bereits in schönster Blüthe steht, ein Despotismus, der die ganze Steuerkraft des Landes, Blut und Schweiß des Volkes für gezogene Kanonen, Hinterlader, Panzerfregatten und andere Mordwerkzeuge in Anspruch nimmt und dabei stets auf gespanntem Fuße mit benachbarten Großmächten bleibt. In beiden Fällen liegen Handel, Wandel und Gewerbe darnieder, giebt es keine Arbeit, keinen Verdienst, kein Brod, und weil mit der Religion auch die Liebe erkaltet, Hungersnoth und Hungertod. . . .

Ungeachtet ihrer löblichen Fürsorge für das Proletariat konnte die Regierung nicht allen Ausschreitungen von Seite des Pöbels vorbeugen. So ließen beiläufig 30,000 Proletarier in Bologna, aller Wahrscheinlichkeit nach durch Uebelwollende, deren es in jener üppigen Universitätsstadt nicht wenige gab, verhetzt, mehrfache Angriffe auf Personen und Eigenthum sich zu Schulden kommen. Da die Polizei dem Unfuge nicht zu steuern vermochte, so beantragten die städtischen Behörden — und das war vermuthlich der geheimen Anstifter beabsichtigter Zweck gewesen — die Bildung einer Nationalgarde, worauf indessen der Cardinallegat Vanicelli nicht einging. Die Weigerung des Cardinals brachte, wie zu erwarten stand, eine große Mißstimmung hervor, und auf erhobene Beschwerde in Rom erließ der h. Vater eine vermittelnde Entscheidung, die von großer Mäßigung zeugte und einstweilen wenigstens alle Parteien zufriedenstellte. Es sollte nämlich eine provisorische Bürgergarde, deren Mitglieder von den durch die päpstliche Regierung eigens dazu bestimmten Offizieren ausgewählt wurden, gebildet und dieser der Schutz der Personen und des Eigenthums übertragen werden, wodurch man die Befürchtungen beseitigt glaubte, die hie und da gegen eine allgemeine Bürgerbewaffnung (ob mit Recht oder Unrecht, sollte die nächste Zukunft beweisen) sich erhoben hatten. Die vornehmsten Einwohner von Bologna erließen darauf eine Proclamation, in welcher sie, unter dem wärmsten Danke gegen den h. Vater, die Bürgerschaft zur Ruhe und zum Vertrauen aufforderten. Ein Studentencrawall, der ein paar Tage nachher wegen der Ernennung eines ihnen mißliebigen Professors der Rechte (Giannardi) Statt hatte, zeigte, daß die Aufforderung ziemlich wirkungslos gewesen.

Unglaublich ist es, welche Entstellungen nicht allein von diesen und andern Thatsachen, sondern welche bare Erdichtungen über die Regierung Pius' IX. so manche Zeitungen im Auslande verbreiteten, die in Rom bei Allen, welche einigermaßen wußten, was vorging, fortwährend Erstaunen und Unwillen erregten. Dahin gehörte, was man von einer Gefangennahme der Cardinäle della Genga und Falconieri, von einer beabsichtigten Aufhebung der Klöster, von einem Breve, das den Jesuiten fromme Stiftungen und Erbschaften anzunehmen verbiete, fabelte, und überhaupt alle die schönen Anekdoten, welche beweisen sollten, daß der h. Vater dem Jesuitenorden abhold sei, und derlei mehr. Die Radicalen, die solche Widersinnigkeiten verbreiteten, glaubten bei allem Lärm, den sie machten, selber nicht, was sie sagten, und wußten sehr wohl, wie sie mit Pius IX. daran waren. Sie benutzten nur die Gelegenheit, die Aufregung der Gemüther, die in einer Zeit großer Erwartung und im Werden begriffener Neuerungen natürlich ist, zu unterhalten und zu vermehren, weil sie, je mehr Unordnung sie hervorbrachten, desto eher Etwas für ihre Sache hoffen zu dürfen vermeinten. Dabei reizten sie durch die unanständige Weise, in der sie für Pius und gegen Gregor eiferten, Diejenigen, welche, ohne Feinde der jetzigen Regierung zu sein, sich immer als treue Unterthanen der früheren betragen und als solche eine Gegenpartei gegen die Radicalen gebildet hatten. In diesem Sinne konnte, mehr ihnen als dem regierenden Papst gegenüber, allerdings von einer Gregorianischen Partei, oder wie man sie, weiß Gott, noch sonst nennen mochte, die Rede sein.

Alles Dessen ungeachtet nahm, durch das Bekanntwerden immer neu hinzukommender Züge von Gerechtigkeitsliebe und Großmuth stets von Neuem angefacht, die Achtung und Liebe, das Vertrauen des Volkes zu seinem Fürsten in immer steigendem Maße zu, und erwartete man von den Schritten, die er mit großer Anstrengung, aber weiser Besonnenheit vorbereitete, das Beste. Ja, die Bewunderung für den neuen Papst, die sich von Rom aus dem ganzen Abendlande mittheilte, machte auch im Morgenlande nicht allein auf die Katholiken, sondern auch auf die den Papst nicht als ihr Oberhaupt Anerkennenden (Schismatiker), auf die der Irrlehre Huldigenden (Häretiker) und auf Ungläubige einen tiefen Eindruck. Türkische, nichtunirt griechische und armenische Zeitungen lieferten ihren Lesern alle Einzelnheiten über die Papstwahl, die Zusammensetzung des h. Collegiums und die meisten Thatsachen, welche über das frühere Leben und die Thronbesteigung Pius' IX. bekannt geworden, und begleiteten sie mit Betrachtungen, deren anständige, würdige Haltung nur zu loben war.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Possesso oder die feierliche Besitznahme der Lateranensischen Basilika.

Nach dem wonnevollen October mit seinen Volksbelustigungen und wohlthuenden Erholungen für Groß und Klein, Reich und Arm war der November herangekommen, und die Fremden aus dem Norden, welche bereits in großer Anzahl in Rom eingetroffen waren, erwarteten mit ungeduldiger Sehnsucht den Tag, wo sie die noch rückständige, alther=

kömmliche Herrlichkeit der Besitznahme des h. Vaters von der Basilika des Laterans, den berühmten Possesso, sehen sollten, — eine Besitznahme, mit der zugleich der erste Besuch der dort bewahrten Heiligthümer und die Entgegennahme der Schlüssel verbunden ist, worunter die Besitznahme aller Kirchen der katholischen Christenheit verstanden wird, in so ferne ja die Lateranensische Basilika „die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises" ist. Die Vorfahren des jetzt regierenden Papstes seit Pius VI. vollzogen die Besitznahme ohne allen äußern Glanz. Pius IX., keineswegs aus Prunksucht, sondern vermuthlich um den vielen, ihm als weltlichem Fürsten, trotz ihm, veranstalteten Volksaufzügen einmal einen altherkömmlichen, ihm als geistlichem Oberhaupt über die ganze Christenheit, als Bischof der Bischöfe, und nicht als weltlichem Fürsten über ein winziges Landesgebiet, geltenden Festzug entgegenzusetzen und so seinen oberstthirtlichen Character recht augenfällig hervorzuheben, wünschte die alte, seit mehr denn 70 Jahren unterbliebene Cavalcade wieder aufzuführen, und befahl, daß der ganze Hof zu Pferde vor seinem Wagen einherziehen solle. Daß damit den schaulustigen, prunkliebenden Römern eine seltene und dazu recht patriotische Augenweide gewährt würde, konnte gewiß ein sehr erlaubter Nebenzweck sein. In der That hatte sich Arm und Reich auf dieses Fest gefreut und sich weidlich darauf vorbereitet.

Der achte November war der dafür ausersehene Tag. Um 1 Uhr Mittags verkündete ein Kanonenschuß auf der Engelsburg die Abfahrt des h. Vaters. Den großen, glanzvollen Zug eröffnete eine Schwadron Dragoner mit Bärenmützen, weißgelben Federbüschen, glänzend weißen Schleifen und geflochtenen Quasten darunter, mit rehledernen Stulphandschuhen, großen Reiterstiefeln und braunen, schlafledernen Schabracken. Darauf kamen nach einem Zwischenraume die Trompeter der Schweizer in Stahlcürassen, mit gestreiften und ausgezackten Waffenröcken, mit Fahnen von reichem Brocat mit Goldfransen, den Schlüsseln und der dreifachen Krone darauf.

Es folgten die Ehrencämmerer auf wunderschönen Pferden und reichen, geschmückten Schabracken, in der italienischen Tracht des 16. Jahrhunderts. Sie trugen schöne, schwarzsammtene Oberkleider mit geschlitzten Aermeln, glatter Achsel und faltenreichem Schooß, eng anliegende Beinkleider und Halbstiefel. Um ihren Hals liefen feine Verzierungen, und über die Brust herab hing ihnen eine goldene Kette mit einem Kreuze. Auf dem Kopfe hatten sie ebenfalls ein schwarzsammtenes Barett, auf dessen linker Seite eine feine, schwarzbraune Feder herabschwankte, was sich besonders hübsch ausnahm.

Die geistlichen Cämmerer trugen den großen, purpurnen Mantel mit rothseiden ausgefütterter Kapuze; die weiten Mäntel flossen majestätisch herunter und hüllten die Rosse in ihr flammendes Roth, so daß es ein herrlicher Anblick war.

Hinter ihnen kamen die Collegien der Prälaten in violetter Gewandung; die Bischöfe, welche dem Throne assistiren, trugen außerdem noch einen grünen Hut, der mit langen Quastenschnüren unter dem Kinne festgemacht war. Die Pferde dieser Monsignori hatten Sättel und Decken

von amarantfarbenem Sammet und waren mit goldenen Schnallen und Behängen auf Brust und Kreuz geschmückt.

Die Capläne und Hausgeistlichen und die übrigen Personen vom päpstlichen Hofstaat trugen violette Tuchkleider, mit Mantel und Pelzkragen oder mit Hermelin und Zobelfellen auf dem Arme. Alle Bischöfe und Prälaten hatten zwei Diener, welche die Pferde führten. Zuletzt kam der Monsignore Sacristan auf einem weißen Maulesel mit der großen Filzkappe, das Kreuz auf einer Stange tragend.

Pius IX. im weißen Talar, in der Mozzetta und mit der Stola, saß in dem großen Staatswagen und spendete, während das Volk überall ehrfurchtsvoll niederknieete, nach allen Seiten hin freundlich grüßend, den Segen. Den Wagen zogen 6 Rappen, auf denen dunkelroth gekleidete Lakaie saßen; der Wagen zeigte einen solchen Reichthum von Arbeiten und war mit einem solchen Glanze umstrahlt, daß man glaubte, einen Goldberg sich durch die Straßen Roms bewegen zu sehen. Um den Wagen befanden sich die Schweizer, zu Pferd und zu Fuß, nach der alten Art mit Pickel- und Sturmhauben, mit Halskrausen, schönen goldeingelegten Panzern, Degengehängen und Buckeln bekleidet und in Waffenröcken mit Abzeichen; die Fußknechte hatten Spieße, Hellebarden, pfeilförmige Lanzen und Aexte.

Darauf folgten die päpstlichen Wagen, vier- und sechsspännig, dann die Wagen der Cardinäle mit reichen, prachtvollen Livreen, nach ihnen die Wagen des römischen Senates, welchem die berittenen Trompeter mit goldenen Fähnlein an den Trompeten vorausgingen, der Gouverneur von Rom auf weißem Pferde, die Herolde mit dem Schilde, auf welchem mit Goldbuchstaben das alte: S. P. Q. R. (Senatus Populusque Romanus, Senat und Volk von Rom) zu lesen war, und die Stabträger zu Fuße, welche vor den Pferden herschritten.

Im ersten Wagen saß der Senator in großem Mantel von Goldflor und in dem andern die Conservatoren in schwarzsammtenen Mäntelchen und Oberröcken mit weißem Rückschlag auf der Brust; am Wagenschlage gingen die Diener des Capitols zu Fuß in gelber Livree und Scharlachmäntelchen, an den Nähten ihrer Kleider liefen die Farben des Senats in Streifen herab und herum. Die Nobelgarde und Abtheilungen der verschiedenen Truppengattungen schlossen den Zug.

Man denke sich alle öffentlichen Plätze und die beiden Seiten der Straße, durch welche sich der Zug bewegte, mit improvisirten Logen geschmückt, diese auf das Prächtigste ausgestattet und von einer unermeßlichen Volksmenge besetzt, deren Freudenruf sich mit demjenigen vereinigte, der von den Fenstern der Paläste und Häuser ausging; und man hat eine blasse Vorstellung von der Schönheit und Majestät dieses großartigen Schauspiels. Das auf dem Wege liegende Coliseum, diese blutgetränkte Marterstätte von Tausenden von Christen, schien neuerdings zum Amphitheater geworden zu sein, angefüllt mit christlichen Zuschauern, welche den Statthalter des Königs der Märtyrer begrüßten. Der Triumphbogen des Titus, jener des Constantin und das Coliseum, diese drei Denkmale, welche die heidnische Macht zusammengestellt hat, um gleichsam mit Einem Blicke den Sturz des alten und den Triumph des

neuen Gesetzes übersehen zu lassen, bildeten für den Zug des Papstes die feierlichste Decoration. Ueber alle jene, durch die Grausamkeit der Tyrannen und durch das Blutbad der Märtyrer berühmten Plätze schreitet der Nachfolger Petri, des Galiläers, als Triumphator hin. Vom Bogen des Titus bis zum Kolosseum hatten die für ihren zweiten Moses, wie sie Pius IX. nannten, dankbar begeisterten Bewohner des Ghetto den Weg mit Teppichen belegt und ihn links und rechts mit Aufschriften und Sprüchen aus dem alten Testament besetzt, welche Nichts als Glückwünsche und auf das Wappen, die Tugenden und Thaten Pius' IX. Bezug habende Anspielungen enthielten. (Das Familienwappen des Papstes besteht aus vier Fächern, wovon zwei schräg gegenüberstehende auf silbernem Grund rothe Balken, die zwei anderen auf blauem Grunde zwei aufrecht stehende Löwen zeigen.)

Bei der Basilika angekommen, wurde der Papst zuerst durch den Senat, sodann von dem Cardinal-Erzpriester im Namen der Stiftsherren, die ihm nach ihrem Range den Fuß küßten, begrüßt. Die Schlüssel der Basilika, ein goldener und ein silberner, wurden ihm in einem Becken von im Feuer vergoldetem Silber, mit Blumen gefüllt, dargereicht. Nachdem der Papst in die Kirche eingetreten und anbetend vor dem Hochwürdigsten geknieet, verehrte er die vorzüglichsten Reliquieen des Tempels, die Häupter der hh. Petrus und Paulus, küßte den Hochaltar und empfing die Huldigung der Cardinäle. Nach beendigter Ceremonie begab er sich auf den großen Balcon und gab von da aus den Segen über eine Volksmenge, wie Rom sie lange nicht gesehen hatte. Artilleriesalven trugen weithin die Kunde von dem, was in diesem Augenblicke in der Basilika, welche sich das Haupt und die Mutter aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises nennt, sich zutrug.

Der Zug kehrte in derselben Ordnung, wie er angekommen war, in den Quirinal zurück, und abermals drängte sich auf dem Wege eine unermeßliche Volksmenge, um den vorüberfahrenden apostolischen Oberhirten mit ihren begeisterungsvollen Beifallsrufen zu begrüßen, und von dem Balcon des Quirinals aus noch einmal den päpstlichen Segen zu empfangen!

Das war ein schöner Tag, so schön und hehr, wie die ewige Roma so bald keinen ähnlichen wieder erleben sollte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Encyclica vom 9. November 1846 oder das erste oberhirtliche Rundschreiben, welches Papst Pius IX. „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit“ ergehen ließ.

Gleich am folgenden Tage nach dem zaubervollen Feste, womit Pius IX., als Papst gleichsam seine Installation feierte, erschien die Antritts-Encyclica, das erste oberhirtliche Rundschreiben Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX. Sie fiel wie ein mild befruchtender Regen auf das Ackerfeld der Kirche, aber fuhr wie ein Wetterschlag in das Lager ihrer Feinde. Waren nämlich, wie erwähnt, Manche, engeren Herzens, der Meinung, das Maß der Nachsicht sei von Pius überschritten, er gehe in seinen Bewilligungen zu weit, so frohlockten dagegen Andere, der Papst weiche von der Bahn seiner Vorgänger ab, und aus diesem Schritte, als

dem ersten, lasse sich auf eine Reihenfolge anderer hoffen, durch welche dem politischen Liberalismus und dem religiösen Indifferentismus (der Lauheit und Gleichgültigkeit in Religions- und Glaubenssachen) ein Triumphzug in die katholische Kirche geöffnet werden würde. Letztere Meinung namentlich war in dem protestantischen Norden unseres Vaterlandes, wo gerade die rongeanische oder deutsch-katholische Secte ihren Umzug hielt, so verbreitet, daß man dort keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne auf des Papstes Wohl, dessen Leben man zu einem wahren Roman ausgesponnen hatte, aus schäumendem Pokale zu trinken. Obwohl nun kein nur in etwa unterrichteter Katholik in Bezug auf Rechtgläubigkeit und Glaubensfestigkeit des an Christi Statt erwählten Oberhauptes seiner von Gottes Geist geleiteten Kirche auch nur den mindesten Zweifel hegte, folglich auch keiner Beruhigung bedurfte, so gereichte es dennoch der ganzen katholischen Christenheit zur größten Freude, daß es dem h. Vater so bald gefiel, durch seinen Mund die Stimme Petri ertönen zu lassen. Diese dem katholischen Ohr und Herzen so wohlbekannte und so wohlthuende Stimme sprach laut und vernehmlich durch das besagte Rundschreiben, welches Pius IX. unter'm 9. November des Jahres 1846 „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit" ergehen ließ.

In demselben schilderte Pius IX., nachdem er in Demuth seiner unverdienten Erhebung auf den apostolischen Stuhl Erwähnung gethan, den Oberhirten der Christenheit den dermaligen, überaus beklagenswerthen Zustand der Welt, weiset sie hin auf den alle höhere Offenbarung verschmähenden, stolzen Vernunftglauben — den Rationalismus — als auf den Hauptirrthum der Zeit, welcher in sich alle philosophischen, religiösen und gesellschaftlichen Irrthümer umfaßt; auf das neue Heidenthum und die Lehranschauungen Derjenigen, welche — wie schon Tertullian zu seiner Zeit beklagte — ein den altheidnischen Philosophenschulen entlehntes, „stoisches, platonisches und dialektisches (aristotelisches) Christenthum" zum Vorschein gebracht. Sodann zeigt er ihnen die geheimen Gesellschaften, „welche zum Verderben und zur Verwüstung sowohl der Religion als der Gesellschaft aus der Finsterniß emporgestiegen"; er bestätigt gegen dieselben die Constitutionen seiner Vorgänger auf dem h. Stuhl; er verdammt die Bibelgesellschaften, welche einen Kunstgriff der alten Irrlehrer erneuern und sich anmaßen, das Privaturtheil an die Stelle des untrüglichen Lehramtes der Kirche zu setzen; er verwirft den Indifferentismus in Sachen der Religion, welcher Christus mit Belial zu vereinigen sich unterfängt; er deutet hin auf die im fleischlichen Sinne wurzelnde Verschwörung gegen die gebotene Ehelosigkeit (den Cölibat) der Geistlichen, die verderbliche Lehre des Communismus, auf die Schlingen Derjenigen, welche im Schafskleide unter der christlichen Heerde eine Niederlage anzurichten trachten. Nach Darlegung des betrübenden Zustandes der Religion und der Zeitumstände ermuthigt sich der Hirt der Hirten, im Vertrauen auf Den, der ihn dazu erkoren, zu dem Gelöbniß, seinerseits mit dem Aufgebot all' seiner Kräfte für das Wohl der Christenheit einzustehen. Dann empfiehlt er den Bischöfen auch ihrerseits Wachsamkeit und Starkmuth im täglichen Kampfe mit den Feinden des Glaubens und der Kirche,

Eifer in Ausübung des Oberhirtenamtes, treues Festhalten am Stuhle Petri, Lehrweisheit, vor Allem aber Güte und Geduld, „da gegen Tadelnswürdige oft mehr die Güte vermag als die Strenge, mehr die Ermahnung als Drohung, mehr die Liebe als die Macht.“[1]) Ferner empfiehlt er den Bischöfen, den Gläubigen einzuschärfen den schuldigen Gehorsam und die Unterwerfung unter die Fürsten und Machthaber, indem er mit dem h. Paulus lehrt, daß keine andere Obrigkeit bestehe, als die von Gott stamme, und daß Diejenigen der Anordnung Gottes widerstehen und der ewigen Verdammung sich schuldig machen, welche der Obrigkeit widerstehen.

Da es aber Nichts gebe, was Andere mehr zur Frömmigkeit und Gottesverehrung anspornt, als das Leben und Beispiel der Priester, so ermahnt Pius die Bischöfe zur Behutsamkeit und Strenge in der Auswahl, Prüfung und Händeauflegung Derer, die zum Kirchendienst sich melden; „denn es sei besser, wenige Diener des Altares zu haben, aber fromme, taugliche und nützliche, als viele, aber unnütze und unwürdige.“[2]) Den Geweiheten sollen die Oberhirten Fleiß und Eifer im Predigtamte einschärfen, zugleich aber sie bedeuten, daß sie nicht sich selber, sondern Christum den Gekreuzigten predigen, daß sie ihre Amtspflichten treu üben, ihre priesterlichen Tagzeiten nach Gebühr verrichten, die Zierde des Hauses Gottes lieben u. s. w.

Behufs Erziehung und Bewahrung der Sittenreinheit der Geistlichkeit legt er den Bischöfen die Errichtung geistlicher Seminarien und das Institut der geistlichen Exercitien mit aller Wärme an das Herz. Gegen das Ende hin bittet und beschwört er die Oberhirten selber, nach Christi, des guten Hirten, Beispiel „das Vorbild der Hirten und der Heerde“ zu sein. Dazu spricht er ihnen, bei allem Gefühl der Ohnmacht selber muthvoll, Muth und Gottvertrauen ein. „Erschrecket nicht, sondern seiet stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft, der da auf uns, die er in den Kampf für seinen Namen gestellt hat, von Oben herabblickt, unsern Willen kräftigt, unserm Streite hilft und unserm Siege die Krone verleiht.“[3])

Schließlich richtet sich sein apostolisches Mahnwort an die Großen der Erde, an die Fürsten und Könige, sie erinnernd, daß die königliche Gewalt nicht bloß zur Regierung der Welt, sondern ganz vorzüglich zum Schutze der Kirche ihnen übertragen sei, die dann hinwiederum durch Christi Rechte ihre Herrschaft beschützen werde.

Doch statt dieser matten Inhaltsanzeige mögen einige Kraftstellen, die wir wörtlich mittheilen, uns diese Erstlings-Encyclica des Erwählten des 16. Juni in ihrem volleren Glanze erscheinen lassen.

„Keinem von Euch, Ehrwürdige Brüder, ist es unbekannt, daß in unserm beweinenswerthen Zeitalter ein überaus heftiger und furchtbarer Krieg gegen Alles, was katholisch ist und heißt, von jenen Menschen angeschürt wird, die, unter sich zu frevelhaftem Bunde vereinigt, unfähig, die gesunde Lehre zu erlangen, und ihr Ohr von der Wahrheit abwendend, sich mühen, Trugmeinungen aller Art aus dem Dunkel hervorzuziehen, sie auf alle Weise auszuspinnen und zu verbreiten und zur Geltung zu bringen. Ja! wir erschaudern in Unserem Innern und erliegen dem bittersten

[1]) Conc. Trid. Sess. III. cap. 1 de Reformat. [2]) Benedict XIV. [3]) Der h. Cyprian.

Schmerze, wenn Wir alle jene gräulichen Irrthümer und die vielgestaltigen und mannigfaltigen Kunstgriffe, Listen und Ränke erwägen, wodurch diese Feinde der Wahrheit und des Lichtes und überaus erfindungsreichen Betrüger jede Liebe zur Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Tugend in Aller Herzen auszulöschen, die Sitten zu verderben, alles göttliche und menschliche Recht zu verwirren, die katholische Religion und die bürgerliche Gesellschaft zu erschüttern, zum Wanken zu bringen, ja, wenn es je geschehen könnte, von Grund aus zu vernichten, auf das Angestrengteste arbeiten. Denn Ihr wisset, Ehrwürdige Brüder, daß diese erbittertsten Feinde des christlichen Namens, von einer blinden Wuth rasender Gottlosigkeit elend fortgerissen, in ihrer Verwegenheit so weit im Wahne fortschreiten, daß sie in unerhörter Dreistigkeit „ihren Mund zu Lästerungen öffen vor Gott“[1]), und frei vor der ganzen Welt zu lehren nicht erröthen, Dichtungen und Menschenerfindungen seien die hochheiligen Geheimnisse unserer Religion, die Lehre der katholischen Kirche sei dem Nutzen und dem Wohle der menschlichen Gesellschaft zuwider, ja, daß sie sich nicht schämen, selbst Christum und Gott abzuschwören. Und damit sie desto leichter die Völker zum Besten haben, und vorzüglich die Unvorsichtigen und Unerfahrenen täuschen und mit sich in die Irrthümer fortreißen, verkündigen sie, ihnen allein seien die Wege zur Wohlfahrt bekannt, und tragen kein Bedenken, sich den Namen von Philosophen anzumaßen, als wenn die Philosophie, deren ganze Aufgabe doch die Erforschung der Wahrheit in der Natur ist, Dasjenige verschmähen müßte, welches der Urheber der ganzen Natur in seiner unumschränkten Macht und Güte aus besonderm Wohlwollen und Erbarmen den Menschen zu offenbaren sich gewürdigt hat, damit sie ihr wahres Wohl, Glück und Heil erreichen. Daher hören sie nicht auf, durch verkehrte und höchst trügerische Schlüsse die Kraft und die Vorzüge der Vernunft hervorzuheben, sie gegen den h. Glauben Christi geltend zu machen, und pochen verwegen, daß dieser der menschlichen Vernunft widerstreite. Gewiß kann aber Nichts erdacht und ersonnen werden, welches unsinniger und gottloser und selbst der Vernunft mehr entgegen wäre, als gerade jene Behauptung. Denn wenn auch der Gegenstand des Glaubens über die Vernunft hinausliegt, so kann doch zwischen beiden kein eigentlicher Widerspruch, kein Widerstreit gefunden werden, da beide von einem und demselben Quell der unwandelbaren und ewigen Wahrheit, nämlich von dem überaus gütigen und größten Gotte, ihren Ursprung haben, und sich wechselseitig so unterstützen, daß die Vernunft, recht gebraucht, die Wahrheit des Glaubens beweiset, schützt und vertheidigt; daß hingegen der Glaube die Vernunft von allen Irrthümern befreit, und sie in Erkenntniß der göttlichen Dinge wundersam erleuchtet, kräftigt und zu ihrer Vollendung führt.

Mit nicht geringerer List, Ehrwürdige Brüder, erheben jene Feinde der göttlichen Offenbarung den menschlichen Fortschritt zu den Wolken, und möchten ihn auch in die katholische Religion in wahrlich verwegenem und gotteslästerlichem Wahne hineintragen, als wenn selbst die Religion nicht Gottes, sondern Menschenwerk oder eine Erfindung der Philosophen wäre, die auf menschliche Weise zur Vollendung geführt werden könnte. Auf jene so erbärmlichen Schwätzer findet seine Anwendung, was Tertullian den Philosophen seiner Zeit vorwarf, „welche ein stoisches, ein platonisches und ein dialectisches Christenthum zu Tage gefördert haben.“[2]) Und wahrlich, da unsere h. Religion nicht von menschlicher Vernunft erfunden, sondern von Gott selber den Menschen gnädigst offenbart ist, so wird Jeder leicht einsehen, daß diese Religion selbst ihre ganze Glaubenswürdigkeit von der Wahrhaftigkeit eben des Gottes, der sie offenbarte, erhält, und nicht von menschlicher Vernunft entwickelt oder vervollkommnet werden kann. Allerdings muß die menschliche Vernunft, um nicht bei einem so wichtigen Geschäfte getäuscht zu werden und zu irren, die Thatsache der göttlichen Offenbarung fleißig untersuchen, damit sie fest davon überzeugt sei, Gott habe gesprochen, damit sie Ihm, wie der Apostel sehr weise lehrt, einen vernünftigen Gehorsam leisten könne.[3]) Denn wer weiß nicht oder könnte es nicht wissen, daß man Gott, wenn Er zu uns spricht, unbedingt Glauben schenken müsse,

---

[1]) Geh. Offenbar. 13, 6. [2]) Tertuil. de prascript. cap. VIII. Xeno, der Gründer der stoischen Philosophenschule, Plato und Aristoteles, der Vater der Dialektik, waren berühmte heidnische Weltweise, deren unchristliche Anschauungen manche christliche Gelehrte sich allzusehr aneigneten, und so ein halbheidnisches Christenthum zu Tage förderten. [3]) Röm. 13. 1.

und daß Nichts der Vernunft mehr zusagt, als Dem beizupflichten und fest an Das zu halten, was sich als Offenbarung Gottes, Der nicht irren, noch betrügen kann, herausgestellt hat.

Aber wie viele, wie bewunderungswürdige und schlagende Gründe liegen nicht vor, wodurch die menschliche Vernunft sich ganz davon überzeugen muß, daß die Religion Jesu Christi eine göttliche sei, daß der Grund aller unserer Glaubenswahrheiten dort oben wurzele in dem Herrn der Himmel,[1]) und daß es daher nichts Sichereres, nichts Gewisseres, nichts Heiligeres gebe, als unseren Glauben, und Nichts auf gewisserer Grundlage ruhe. Denn dieser Glaube, der das Leben regelt, zum Heile den Weg weiset, alle Laster austreibt und die Fülle der Tugenden erzeugt und nähret; dieser Glaube durch die Geburt, das Leben, den Tod, die Auferstehung, die Weisheit, die Wunderthaten und Prophezeihungen seines göttlichen Urhebers und Vollenders Jesu Christi bestätigt, rings umglänzt vom Lichte überirdischer Lehre und begabt mit den Schätzen himmlischen Reichthums, verherrlicht und strahlend durch so vieler Propheten Vorhersagung, so vieler Wunder Glanz, so vieler Märtyrer Festigkeit, so vieler Heiligen Herrlichkeit; dieser Glaube, Christi heilbringende Lehre verkündend, täglich selbst durch die grausamsten Verfolgungen größere Kräfte gewinnend, hat er den ganzen Erdkreis durchschritten, Land und Meer, vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang, bloß mit dem Siegeszeichen des Kreuzes; hat den trügerischen Götzendienst vernichtet, die Finsternisse des Irrthums verscheucht, über jegliche Art von Feinden gesiegt, und alle Völker, Geschlechter und Nationen, in welch' schrecklicher Verwilderung sie auch leben, wie verschieden sie auch sein mochten nach Anlagen, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen, durch das Licht göttlicher Erkenntniß erleuchtet, indem er Allen Frieden verkündete, Allen herrliche Güter verhieß. In allem Diesem strahlet göttliche Weisheit und Macht in so reinem Glanze, daß eines Jeden Sinn und Verstand leicht einsieht, der christliche Glaube sei Gottes Werk. Hat nun so die menschliche Vernunft aus diesen ebenso glänzenden als sichern Beweisen Gott als den Urheber dieses Glaubens klar und deutlich erkannt, dann kann sie nicht weiter gehen, sondern muß sich mit gänzlicher Beseitigung und Entfernung von jeglicher Bedenklichkeit und jeglichem Zweifel diesem Glauben ganz anheimgeben, da sie davon überzeugt ist, daß Gott Alles geoffenbart habe, was dieser Glaube selbst den Menschen zu glauben und zu thun vorhält.

Und hieraus erhellet deutlich, in wie großem Irrthume auch Jene sich befinden, welche durch Mißbrauch ihrer Vernunft Gottes Aussprüche für Menschenwerk halten und frevelnd es wagen, jene nach eigenem Gutdünken zu erklären und zu deuten, da doch Gott selbst eine lebendige Gewährschaft dazu angeordnet hat, den wahren und eigentlichen Sinn seiner göttlichen Offenbarung zu lehren, festzustellen und jegliche Streitigkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten durch unfehlbares Urtheil zu beseitigen, damit die Gläubigen nicht durch jeglichen Wind der Lehre umhergetrieben würden in der Schlechtigkeit der Menschen zu des Irrthums Verstrickung.

Dieses lebendige und unfehlbare Lehramt lebt nur in der Kirche, welche von Christo unserm Herrn erbaut auf Petrus, dem Haupte, Fürsten und Hirten der ganzen Kirche, dem Er einen Glauben verhieß, der nie abnehmen würde, die immer ihre rechtmäßigen Oberhirten hat, die in ununterbrochener Reihe bis zu Petrus hinauf, ihren Ursprung zurückführen, auf seinem Stuhle sitzen, seine Lehre, Würde, Ehre, Machtvollkommenheit ererbt haben, sie wahren und schützen. Und weil, wo Petrus, dort die Kirche,[2]) und Petrus durch den römischen Bischof redet[3]) und immer in seinen Nachfolgern fortlebt und Gericht übt,[4]) und den Suchenden den wahren Glauben spendet,[5]) deßhalb sind die göttlichen Offenbarungen gerade in dem Sinne zu nehmen, den fortwährend festhielt und festhält diese römische Kirche des h. Petrus, welche als Mutter und Lehrerin aller Kirchen,[6]) den von Christo unserm Herrn überkommenen Glauben immer unversehrt und unverletzt bewahrte, ihn den Gläubigen lehrte, Allen den Weg des Heiles zeigte und die Lehre unverfälschter Wahrheit mittheilte. Dieses ist nämlich die vorzüglichste Kirche, aus welcher die priesterliche Einheit stammt;[7]) dieses die Mutterkirche der Frömmigkeit, in welcher sich der In-

[1]) Joh. Chrysost. Hom. 1 über Isai. [2]) H. Ambrosius Ps. 40. [3]) Kirchenrath von Chalcedon. Act 2. [4]) Synode zu Ephesus. Act 3. [5]) Brief des h. Petrus Chrysol. an Eutyches. [6]) Kirchenrath von Trient. Sitz. 8. [7]) H. Cyprian an den Papst Cornelius.

begriff der christlichen Religion unversehrt und vollkommen befindet,[1]) in welcher immer der Vorrang des apostolischen Richters fortlebte,[2]) mit welcher wegen ihres vorzüglicheren Vorranges nothwendig jegliche Kirche übereinstimmen muß, d. h. alle Gläubigen, wo sie auch immer sein mögen,[3]) und mit der Jeder sammeln muß, wenn er nicht zerstreuen will.[4]) Wir nun, Ehrwürdige Brüder, durch einen unerforschlichen Rathschluß Gottes auf diesen Stuhl der Wahrheit erhoben, fordern Euern trefflichen Hirtensinn dringend im Herrn auf, mit aller Sorgfalt und allem Eifer dahin zu streben, daß Ihr die Eurer Obhut anvertrauten Gläubigen beständig ermahnet und anfeuert, daß sie an diesen Grundsätzen festhalten, und sich nie von Denjenigen täuschen und in Irrthum führen lassen, die in der abscheulichen Richtung, welche ihre Forschungen genommen, unter dem Vorwande menschlichen Fortschritts den Glauben zu zerstören, ihn der Vernunft frevelnd zu unterordnen und Gottes Offenbarungen zu verkehren trachten, und sich nicht scheuen, Gott selbst die größte Schmach anzuthun, der sich herabließ, durch Seine himmlische Religion für Glück und Wohlfahrt der Menschen aufs Liebreichste zu sorgen.

Ferner sind Euch wohlbekannt, Ehrwürdige Brüder, andere ungeheure Irrthümer und Bethörungen, wodurch die Söhne dieses Jahrhunderts (die Kinder dieser Welt) die katholische Religion und das göttliche Ansehen der Kirche und ihre Gesetze mit Heftigkeit anzukämpfen und die Rechte geistlicher und bürgerlicher Gewalt mit Füßen zu treten sich unterfangen. Hierher gehören die schändlichen Umtriebe gegen diesen Stuhl des h. Petrus zu Rom, auf welchen Christus die unüberwindliche Grundveste seiner Kirche errichtet hat. Hierher jene heimlichen Secten, welche zum Untergange und zur Vernichtung kirchlicher und bürgerlicher Ordnung aus der Finsterniß hervorgetaucht und von Unseren Vorfahren, den römischen Päpsten, wiederholt in ihren apostolischen Schreiben[5]) mit dem Fluche belegt sind, Schreiben, welche Wir in Unserer apostolischen Machtvollkommenheit bestätigen und für welche Wir gewissenhafte Beachtung fordern. Dasselbe Ziel verfolgen mit großer Verschmitztheit die Bibelgesellschaften, welche, den alten Kunstgriff der Irrlehrer erneuernd, die Bücher göttlicher Schriften, zuwider den h. Regeln der Kirche, in jede Volkssprache übersetzt und durch oft verkehrte Erläuterungen erklärt, in großer Anzahl von Exemplaren und mit ungeheuren Kosten allen und allerlei Menschen, auch den weniger gebildeten, unentgeltlich auszutheilen, ja aufzudringen nicht unterlassen, auf daß mit Zurückdrängung der göttlichen Tradition, der Lehre der Väter und des Ansehens der katholischen Kirche, Alle die Aussprüche des Herrn nach ihrer Privatmeinung erklären, ihren Sinn verdrehen und so in die größten Irrthümer fallen. Diese Gesellschaften hat, dem Beispiele seiner Vorgänger nacheifernd, Gregor XVI. hochseligen Andenkens, in seinem apostolischen Schreiben[6]) verdammt, und Wir, sein Nachfolger, wiewohl ohne seine Vorzüge zu besitzen, verdammen sie gleichfalls. Hierhin gehört die schauderhafte und sogar dem natürlichen Lichte der Vernunft höchst widerstrebende Lehre von der Unterschiedslosigkeit aller Religionen in Bezug auf das ewige Heil (das System des religiösen Indifferentismus), wonach, mit Aufhebung jeglichen Unterschiedes zwischen Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum, Gut und Böse, die Menschen, wie jene Verschlagenen aufbringen, in der Uebung jeglicher Religion das Heil erlangen können, gleich als wenn irgend je eine Theilnahme der Gerechtigkeit am Unrechte oder eine Gemeinschaft des Lichtes mit den Finsternissen und eine Uebereinkunft zwischen Christus und Belial möglich wäre. Hierhin gehört jene schändliche Verschwörung gegen den h. Priestercölibat, welche leider auch von einigen Geistlichen begünstigt wird, die ihrer eigenen Würde kläglich vergessend, sich von den Lockungen und Reizen der Vergnügungen überwinden und betäuben lassen; hierhin jene verkehrte Lehrweise, besonders in den philosophischen Wissenschaften, welche die unvorsichtige Jugend auf beklagenswerthe Weise täuscht, verdirbt und ihr das Gift des Drachen im Kelche Babels zutrinkt; hierhin die schändliche und sogar dem Naturrecht im höchsten Maße zuwiderlaufende Lehre vom sogenannten Communismus, mit

---

[1]) Synodalbrief des Johannes von Constantinopel an Papst Hormisdas. Sozom. III. 8. [2]) H. Augustin Br. 162. [3]) H. Irenäus wider die Ketzer. III. 3. [4]) H. Hieronymus an Papst Damasus. [5]) Clemens XII. Const. In eminent: Benedict XIV. Const. Providas. Pius VII. Ecclesiam. Leo XII. Const. Quo graviora. [6]) Gregor XVI. In seinem Rundschreiben an alle Bischöfe, welches anfängt: Inter pracipuas machinationes.

deren Annahme alle Rechte, Verhältnisse, Eigenthum und selbst sogar die menschliche Gesellschaft von Grund aus zerstört werden würden; hierhin die in tiefes Dunkel versteckten Nachstellungen jener reißenden Wölfe, welche im Schafspelze unter dem erlogenen und trugvollen Scheine einer lauteren Frömmigkeit und einer ernsteren Tugend und Wissenschaft demüthig heranschleichen, ihr Opfer liebkosend angreifen, mit weichen Banden fesseln, unbemerkt es tödten und die Menschen von aller Uebung der Religion abschrecken und die Schafe des Herrn schlachten und zerreißen. Hierher endlich, um Anderes, was Ihr wohl kennt und würdigt, zu übergehen, der scheußliche Wust so vieler sittenverderbenden Flugschriften und Libellen, die in einem schönen Style und voll von Trug und Ränken, mit großen Kosten aller Orten zum Verderben des christlichen Volkes zerstreut, überall verderbenbringende Lehre verbreiten, bei Unvorsichtigen vorzüglich Sinn und Gemüth verderben und der Religion gar vielen Abbruch bereiten. In Folge dieser Fluth von überall schleichenden Irrthümern und dieser entzügelten Willkür zu denken, zu reden und zu schreiben, sind die Sitten verschlechtert, die hochheilige Religion Christi verschmähet, die Majestät des Gottesdienstes verkannt, die Macht dieses apostolischen Stuhles von allen Seiten angefochten, das Ansehen der Kirche bekämpft und in schmähliche Knechtschaft gebracht, die Rechte der Bischöfe mit Füßen getreten, die Heiligkeit der Ehe entweiht, die Handhabung jeglicher Gewalt unsicher gemacht und so viele andere Nachtheile für Kirche sowohl als Staat eingetreten, welche Wir zugleich mit Euch in vereinter Klage zu beweinen uns gedrungen fühlen, Ehrwürdige Brüder . . . ."

Der Schluß der herrlichen Encyclica, worin sich des Papstes absonderliche Verehrung zu Maria, der Jungfrau und Gottesmutter, ausspricht, lautet wörtlich, wie folgt:

„Auf daß alle diese Wünsche zu Heil und Segen in Erfüllung gehen, treten Wir mit Vertrauen, Ehrwürdige Brüder, hin zum Throne der Gnade, und beschwören wir einstimmig in Demuth Unseres Herzens den Vater der Barmherzigkeit und den Gott aller Tröstung mit unablässigen, flehenden Gebeten, daß Er durch die Verdienste Seines eingeborenen Sohnes unsere Schwachheit mit der Fülle aller himmlischen Gnadengaben überhäufen wolle, und mit der Kraft Seiner Allmacht unsere Feinde niederkämpfe, und den Glauben, die Frömmigkeit, die Gottesfurcht und den Frieden überall mehre, auf daß Seine h. Kirche nach gänzlicher Bewältigung aller Widerwärtigkeiten und Irrthümer der erwünschtesten Ruhe genieße und Ein Schafstall werde und Ein Hirt. Damit aber der allgütige Gott Sein Ohr unsern Bitten leichter zuwende und unsere Wünsche gewähre, so laßt uns die heiligste Gottesgebärerin, die unbefleckte Jungfrau Maria, stets um ihre Fürbitte bei Gott anrufen; ist Sie ja unser Aller süßeste Mutter, Mittlerin, Vertreterin, zuverlässigste Hoffnung und festestes Vertrauen; ist ja Ihre Fürsprache bei Gott über Alles mächtig, über Alles wirksam. Rufen wir auch den Apostelfürsten an, dem Christus selbst die Schlüssel des Himmelreiches übergab, und den Er setzte zum Felsen Seiner Kirche, den die Pforten der Hölle nie werden überwältigen können; rufen wir seinen Mitapostel Paulus an und alle h. Himmelsbewohner, die schon gekrönt die Palmen tragen, auf daß sie die ersehnte Fülle göttlicher Gnaden der gesammten Christenheit erflehen.

Zur Vermittelung aller himmlischen Gaben und zum Zeugnisse Unserer herzinnigen Liebe zu Euch, empfanget schließlich den apostolischen Segen, den Wir aus innerstem Herzen Euch selbst, Ehrwürdige Brüder, und allen Geistlichen und dem Eurer Sorgfalt anvertrauten gläubigen Volke wohlwollendst ertheilen.

Gegeben zu Rom bei Santa Maria Maggiore, den 9. November 1846, im ersten Jahre Unseres Pontificats."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Pius IX. verkündet einen Jubelablaß. — Was es damit für eine Bewandtniß hat. — Geistliche Uebungen als Vorbereitung auf die Jubiläumsfeier. — Ein Regierungscircular, die ökonomische Regelung der geistlichen Stiftungen betreffend. — Msgr. Marini wird zum Cardinal erhoben. — Allgemeiner Unwille darüber. — Die erste Namenstagsfeier des Papstes. — Wie man dem Papst und seinem Schützling für erwiesene Unbill Genugthuung angedeihen ließ. — Pius IX. wohnt dem feierlichen Jahresschlusse in der Jesuitenkirche bei. — Der Neujahrstag 1847.

Die Stimme des Apostelfürsten war nunmehr erschollen, voll und

rein, durch den Mund seines Nachfolgers: der oberste Hirte hatte gesprochen zu den Oberhirten und mit zitternder Freude hatten diese sein Wort vernommen und weiter getragen zu ihren Unterhirten und es tief eingegraben in Geist und Herz. Aber nicht diese, nicht die Schafe allein, auch die Lämmer, die Gläubigen alle auf dem ganzen Erdenrund, sollten durch die amtliche Kunde von dem Amtsantritt ihres neuen obersten Hirten und Vaters erfreut, ja, was mehr ist, beglückt werden durch eine Amnestie, umfassender und heilbringender als jene, welche wenige Monate vorher einer Schaar Undankbarer zu Theil geworden, ich meine mit dem Gnadengeschenk eines vollkommenen Ablasses.

Es verhält sich damit also. Wie schon im alten Bunde Gott in Folge der Buße und Bekehrung des israelitischen Volkes die Geißel seines gerechten Zornes von demselben fern hielt, wie er stets mit besonderer Gnade und Liebe auf das Volk, wenn es sich geheiligt hatte, hernieder sah, so fordert auch, im neuen Bunde, zur Zeit irgend einer Bedrängniß der Statthalter Christi mit väterlicher Stimme zur Buße und zum Gebete auf, und verbindet mit seinem Aufruf, als Lockung zu freudigem Nachkommen, das Anerbieten der Gnade eines vollkommenen Ablasses. Solches that noch in den letzten Jahren seines Pontificats Gregor XVI. für das (wie eben jetzt wieder) durch den Radicalismus und die Geheimbünde geknutete, bedrängte Spanien. Solches that in seiner überaus schwierigen Lage, uraltem Brauche huldigend, auch Pius IX. In einem vom Cardinal Lambruschini unterzeichneten apostolischen Ausschreiben vom 20. November 1846 kündigte er der ganzen katholischen Welt einen Ablaß in Form eines Jubiläums an, der allen und jeden Christgläubigen beiderlei Geschlechts, welche innerhalb Roms vom 6. bis zum 27. Dezember, außerhalb Roms aber innerhalb drei von ihren Diöcesanoberen zu bestimmenden Wochen die von Jenen zu bezeichnenden Kirchen oder eine derselben besuchen, daselbst einige Zeit andächtig beten, am Mittwoch, Freitag und Samstag einer dieser drei (sonst nicht mit einer Botfast belasteten) Wochen fasten, die hh. Sacramente der Buße und des Altars würdig empfangen, überdieß nach Vermögen ein Almosen den Dürftigen spenden würden, zu Theil werden sollte.

Der Vater der Christenheit sprach in diesem Schreiben mit einem von Liebe überströmenden Herzen zu allen seinen gläubigen Kindern; er wandte sich an die Bischöfe, Priester und Laien, er gedachte der Kinder und Kranken, und vergaß selbst der Seefahrer, Reisenden und Gefangenen nicht; Niemand sollte ausgeschlossen sein von den Wohlthaten des Jubel-Ablasses, wofern er nur guten Willens ist.

Voll Mitleiden blickte er vom Stuhle Petri herab in die Gefängnisse und Kerker; er sah Viele vom Arme der weltlichen Gerechtigkeit wegen ihrer Vergehen gezüchtigt; sie waren ausgeschlossen durch die Gefängnißmauern von der übrigen Menschheit, gegen deren heilige Rechte und Eigenthum sie gefrevelt; aber sie sollten nicht ausgeschlossen sein von der Liebe und der Sorgfalt des h. Vaters. Er reichte auch ihnen die Hand entgegen, nannte auch sie seine Kinder, die vollen und ungeschmälerten Antheil haben sollten an den Gnadenschätzen, die Christus seiner Kirche hinterlassen hat. Er machte ihnen das Bekenntniß der Sünden

und die Lossprechung von denselben um Vieles leichter, da er jedem Beichtvater die größten Vollmachten gegeben hatte.

Vergaß aber Pius des Verbrechers nicht, um wieviel weniger der unschuldigen Jugend! Auch sie sollte sich der Uebernahme seines Pontificats zu erfreuen haben; denn die Kinder konnten nach ausdrücklicher Erklärung des h. Vaters gleichfalls des Ablasses theilhaftig werden, wenn sie auch noch nicht die h. Communion empfangen hatten. Auch das Kind sollte die Händchen falten und mit dem reinsten Herzen zum Vater der Barmherzigkeit für das Oberhaupt der Kirche flehen.

Keinen Kranken, keinen Seefahrer und keinen Reisenden hatte Pius in seiner Liebe vergessen, jenen bot er Erleichterung in den zur Gewinnung eines Ablasses vorgeschriebenen guten Werken, diesen gewährte er eine längere Zeitfrist, ließ sie zurückkehren und in Ruhe sich sammeln, damit sie über das Irdische und die Sorge für zeitlichen Gewinn nicht das Eine verlieren, was allein Noth thut, das Heil der unsterblichen Seele. — So drang Pius' IX. Mahnruf über den ganzen Erdkreis, jedem Gläubigen Gnade, Heil und Segen in Christo dem Herrn bietend, der ihn zu seinem Stellvertreter auf Erden geordnet, und wie freudig dem Mahnrufe dieses Einen zum Gebete, zur Bekehrung und Heiligung des Lebens die Millionen und Millionen Gläubigen in allen Theilen der katholischen Welt nachkamen, davon liefen aus allen Sprengeln die erfreulichsten Berichte ein.

Daß des Papstes Bischofsstadt, Roma, die ewige, den Gebetsreigen eröffnete, lag wohl in der Natur der Sache. Gleichwie jedoch im alten Bunde Gott der Herr bei ähnlichen Gelegenheiten befahl, daß zuerst die Leviten sich reinigten, um alsdann auch das Volk zur würdigen Feier des hohen Festtages desto besser heiligen zu können, so wollte auch sein Statthalter auf Erden, daß die Diener des Altares und des göttlichen Wortes vom Höchsten bis zum Niedrigsten sich selbst zuerst im Geiste erneuerten, um dann mit desto größerer Frucht unter dem Volke zur Zeit des Jubiläums zu wirken. Diesem in der milden Form einer Einladung ausgesprochenen Wunsche des h. Vaters bereitwilligst entsprechend, versammelten sich vom 20. bis zum 27. November zwei Stunden vor Sonnenuntergang mehr als 5000 Weltpriester und Ordensleute ohne Unterschied der Würde und des Ranges, die Ersteren in der Kirche des h. Philippus Neri, die Letzteren in St. Andrea della Valle, um unter Anleitung zweier berühmter Redner (Cardinal Ferretti und P. Ventura) die hohen Wahrheiten des Glaubens in tiefster Geistessammlung zu überdenken und sich so durch ihre eigene Heiligung zur Heiligung der Seelen Anderer im Laufe des Jubiläums vorzubereiten. War es rührend, unter dem Weltklerus achtzigjährige, hochberühmte Cardinäle, wie Macchi, Bianchi, Mezzofanti, Mai u. a. neben den ärmsten Priestern dasitzen zu sehen, so gab doch das mächtigste Beispiel und jener ehrwürdigen Versammlung die höchste Weihe — die Theilnahme Pius' IX. selber an diesen geistlichen Exercitien.

Nach so erhabenem Vorgange konnte denn auch das Volk bei den für dasselbe bestimmten geistlichen Uebungen nicht zurückbleiben, welche während der ersten zehn Tage des Jubiläums in 17 Kirchen und 10

sog. Nachtcapellen (d. i. in solchen, worin gegen Abend sich die Männerbruderschaften zu versammeln pflegen) gehalten wurden, nicht zurückbleiben. Und in der That übertraf die Betheiligung desselben alle gehegte Erwartung.

Noch vor Eröffnung des Jubiläums, am 30. November, gab Pius einen Beweis, wie seine Hirten- und Herrschersorgfalt über Alles, auch über das mit den geistlichen Körperschaften in Verbindung stehende Materielle sich erstreckte. Am genannten Tage nämlich wurde ein von Cardinal Ostini ausgefertigtes Rundschreiben versandt, welches die wirthschaftliche Ordnung und Hebung der geistlichen Stiftungen in einer vorläufig angesetzten financiellen Controlle einleitete. Es wurden darin die Verwalter von Nonnenklöstern, von Bewahranstalten (Conservatorien), Bruderschaften, Hospitälern und Leihhäusern (im Kirchenstaate sind Letztere milde Stiftungen von Privatleuten unter Obhut des Staates) eingeladen, einen Bericht über den Stand aller Klöster ihres Ordens in den römischen Staaten, die Zahl der in denselben befindlichen Ordensleute und die Dotation derselben sowohl an Grundstücken als an Staatsrenten einzureichen. Ebenso wurden die Vorstände der verschiedenen Stempel- und Einregistrirungsämter angewiesen, eine Liste über alle Kaufs- und Verkaufs-Contracte anzufertigen, welche in den letzten fünf Jahren von den religiösen Corporationen abgeschlossen worden waren. Wie es hieß, hatte Seine Heiligkeit die Absicht, die kleinen Klöster aufzuheben und die Einkünfte derselben auf fromme Stiftungen, auf andere Orden von anerkannter Armuth und Nützlichkeit oder endlich auf arme Bisthümer, wie es deren im Kirchenstaate noch manche gibt, zu übertragen. In der That wurde bald nachher das einst so berühmte Kloster des h. Alexis in Rom, welches früher den Hieronymiten gehörte, und in welchem in letzter Zeit nur noch zwei Mönche wohnten, den regulirten Klerikern von Somasco, welche dem Jugendunterrichte sich widmen, übergeben. Ebenso wurden in Narni die Einkünfte eines andern kleinen Klosters dem Bischofe dieser Stadt überwiesen.

Daß das obenerwähnte Decret bei den Einen Beifall, bei den Andern Mißbilligung und Tadel fand, daß die Liberalen darin einen Anfang von Klosterstürmerei begrüßten, wie sie damals gerade in der Schweiz in höchster Blüthe stand: wie hätte das anders sein können?

Eine weit allgemeinere und doch, wie sich schon bald zeigte, ungerechte Mißbilligung fand die Erhebung des bisherigen Gouverneurs der Stadt Rom, Msgr. Marini, zur Cardinalswürde, welche in dem Consistorium vom 21. Dezember gleichzeitig mit der des Msgr. Baluffi, Bischofs von Imola, statt hatte. Marini hatte das Unglück gehabt, in der Verwaltung seines Amtes großes Mißfallen zu erregen, besonders seit Ernennung des neuen Papstes, dessen Absichten er, so behauptete man, (aber wie sich bald nachher herausstellte, mit Unrecht) mehr als einmal entgegengehandelt hatte. Man wünschte, man erwartete daher allgemein seine Entlassung; statt dessen sollte man ihn nun im Purpurschmucke glänzen und unter den Fürsten der Kirche seinen Platz einnehmen sehen! Das erregte bei den ruhigen und gutgesinnten Bürgern sowohl, wie bei den ohnehin schon verdutzten und ergrimmten Liberalen einen Sturm der

Unzufriedenheit, der so weit ging, daß er in einer Art Pasquill, das man an einer Straßenecke las — die erste feindselige Kundgebung gegen den bisher auf Händen Getragenen — Luft machte. Man war daher allgemein gespannt, wie der 27. Dezember, das Namensfest des Papstes, verlaufen würde. Man zweifelte sehr, ob der beabsichtigte Fackelzug stattfinden würde; aber man hatte sich geirrt; er fand statt und zwar auf eine viel glänzendere und würdevollere Weise, als man erwarten konnte. Am Vorabende des Festes versammelte sich das Volk auf der Piazza del Popolo und bewegte sich von dort über den ganzen Corso langsam und in bester Ordnung zum Quirinal. Hinter dem Musikchor, der dem Zuge vorausging, erblickte man zunächst eine Schaar römischer Adeligen; die Fackeln, mehr als 1000 an der Zahl und in Gruppen von je 50 vertheilt, trennten das Volk in verschiedene Züge. Man schätzte die Menge auf 30,000.

Als der Zug auf dem Platze vor dem Palast angekommen, und Se. Heiligkeit, umgeben von einem Theile seines Hofes, auf dem Balcon erschienen war, drückte ein Bürger die Wünsche des Volkes für das Wohl des h. Vaters in wenigen, aber herzlichen Worten aus, und die Menge ergoß sich in lautes Freudengeschrei. Als hierauf der Papst den Segen, den das Volk knieend und in tiefstem Stillschweigen empfing, ertheilte und sich unter dem abermaligen Lebehoch zurückgezogen hatte, wurden die Fackeln gelöscht und die ganze Masse zerstreute sich in großer Ruhe und ohne die geringste Unordnung. Der Jubel vor dem Palaste war so stark gewesen, daß man ihn über eine Viertelstunde weit, selbst in den Häusern auf das Deutlichste vernahm. — Dieser Fackelzug und dieser weithin schallende Jubel waren eine glänzende Gegendemonstration des Adels und überhaupt der ganz conservativ gesinnten Bürger Roms gegen jene sich zuerst an das Licht wagende Kundgebung des Liberalismus und eine erfreuliche Genugthuung für den h. Vater. Eine gleich begeisterungsvolle Liebe und Anhänglichkeit des römischen Volkes sprach sich feierlich aus bei Gelegenheit des Besuches der Jesuitenkirche al Gesu, den der Papst, altem Herkommen gemäß, am letzten Tage des Jahres gegen Abend abstattete, um dem Te Deum beizuwohnen, das der Sitte des Ordens gemäß als Danksagung für die im Laufe des Jahres empfangenen Wohlthaten gesungen wird. Obgleich das Wetter ungünstig war, hatte sich das Volk in ungewöhnlich großer Menge versammelt, und ein Theil desselben harrte auf dem Platze vor der Kirche im Regen aus, um den h. Vater bei seiner Rückkehr mit einem zweiten Lebehoch begrüßen zu können. Tags darauf versammelte sich das Volk trotz des anhaltenden Regenwetters von Neuem mit einem Musikchore auf dem Quirinal, um dem h. Vater als Glückwunsch zum neuen Jahre einen Blumenstrauß darzubieten, und Abends gab der musikalische Verein (Academia filarmonica) in den Gebäuden des Capitols zu Ehren des Papstes ein großes Concert.

Daß der unvermeidliche Ciceruacchio bei jenen Veranstaltungen seine Hand mit im Spiele hatte und als Capopopolo das Banner trug, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

So schloß das Jahr 1846 mit einem Freudensturm für Pius IX.

Auch das neue Jahr begann mit einem solchen, obwohl die dunkeln Wetterwolken, die über der ewigen Stadt hingen, denselben eben nicht begünstigten und in ihrem Schooße die Blitze zu bergen schienen, die hin und wieder bereits unheimlich durch das Dunkel zuckten.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Feier des h. Dreikönigsfestes zu Rom. — Das Sprachenfest in der Propaganda. — Die Volksmission in St. Andrea della Valle und Pius IX. als Prediger am Schlusse derselben.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Altehrwürdigem Brauche folgend, hatte Pius IX. am Vorabende desselben gegen 10 Uhr Nachts in Sta. Maria Maggiore, nachdem er zuvor mit den Chorherren dieser Basilika in einfachem, schmucklosem Gewande die Metten und Laudes mit abgesungen, vor der Krippe des Erlösers, die zu diesem Behufe in feierlicher Procession war auf den Altar getragen worden, das Hochamt celebrirt.

Am Nachmittage des Hochfestes hatte die Kinderwelt Roms in der Kirche Santa Maria in Ara celi — einer merkwürdigen Kirche hoch auf dem Platze des Capitols, der Sage nach an derselben Stelle, wo der Palast des Kaisers Augustus gestanden — um die Krippe des armen Christkindleins (eine sinnreiche Erfindung der armen Franciscanerbrüder) sich versammelt und dem darin gebetteten, hochverehrten, wunderthätigen Bambino oder Jesuskindlein in kindlichen, bis zu Thränen rührenden Vorträgen ihre Huldigung dargebracht.

Nun war wieder ein anderes Fest da, das der Erscheinung des Herrn, oder wie das Volk es nennt, das Fest der h. Dreikönige, das die Berufung der Heiden darstellt. Das römische Volk nennt es la beffana (von Epiphania) und begeht es im Familienkreise, zur Erinnerung an die Geschenke, welche die Weisen aus dem Morgenlande dem „neugeborenen Könige der Juden" darbrachten, sehr sinnreich durch gegenseitige Beschenkung. Es ist das eines der rührendsten Feste und in der Kirche von jeher auch sehr feierlich begangen worden. Wohl nirgends aber wird dasselbe in jeder Beziehung großartiger und sinnvoller gefeiert, als in Rom. Wer das Glück hat, in diesen Tagen dort zu sein, nimmt mit seinen Augen das große Wunder des Christenthums wahr: die Verschiedenheit aller Völker in der Einheit des Glaubens. Lebhaft veranschaulicht wird dasselbe durch die Gottesdienstfeier und das sogenannte Sprachenfest in dem mehr erwähnten Collegium der Propaganda. Hier bringen während der Octave der Epiphanie die Priester der verschiedenen Riten des Morgen- und Abendlandes, welche sich in Rom befinden, dem Herkommen gemäß, das erhabene Opfer in dem Speisesaale dar, von welchem unaufhörlich die Sendboten aller Nationen ausgehen. Priester aus dem Abendlande und dem Morgenlande, Griechen, Armenier, Kophten, Maroniten, Brüder, die sich nie gesehen hatten und sich nie wieder sehen werden, finden sich da, nachdem sie Alle auf demselben Altare dasselbe Opfer dargebracht, an demselben Tische zu einem einfachen Frühmahle, wie bei jenen Liebesmahlen der christlichen Urzeit, zusammen, essen Alle dasselbe Brod, reden dieselbe Sprache, haben dieselben Empfindungen.

Um den Anblick der lebendigen Einheit des Katholicismus vollständig zu machen, folgt auf das Liebesmahl das Sprachenfest. Es wird all-

jährlich gefeiert, einmal vor den Cardinälen und Prälaten, das andere Mal und zwar am Octavtage der h. Dreikönige, für das allgemeine Publikum. Nichts unter'm Himmel ist malerischer und ehrfurchtgebietender. Denken wir uns einen Augenblick demselben anwohnend.

Die Tribüne des Chores ist mit den Zöglingen der Propaganda angefüllt, deren Gesichter alle Schattirungen von Weiß und Schwarz zu vertreten scheinen. Die Wände des Chores von der Kirche sind (nach italienischem Brauch) ausgeschlagen mit rothseidenem Damast. Das Hochwürdigste ist selbstverständlich entfernt. Auch der Altar ist mit rothem Damast, auf welchem das Portrait Pius' IX., des erhabenen Mittelpunktes der Einheit, hängt, verdeckt. Auf einer Estrade und durch die ganze Kirche sind Sitze angebracht, dort für die Bischöfe der Propaganda, hier für die Zuschauer. Die Cardinäle nehmen Platz in dem vorbehaltenen Raum, und das Fest beginnt.

Ein junger Americaner, der für dießmal das Amt des Präsidenten versieht, eröffnet die Sitzung mit einer lateinischen Rede. Er erinnert an den ewig denkwürdigen Tag, wo die Sonne der Gerechtigkeit sich über der Welt erhoben hatte, an die Einheit des Glaubens, welche die Weisen des Morgenlandes an der Krippe wiederfanden, an die Ergießung des wohlthätigen Lichtes des Katholicismus bis in die dunkeln Forste der neuen Welt u. s. w. Nach ihm treten, von allgemeinem Beifall begrüßt, der Reihe nach 30—40 andere jugendliche und kindliche Redner auf. Da hört man abwechselnd hebräisch und zwar die Schriftsprache und das rabbinische Hebräisch; syrisch, samaritanisch, chaldäisch, arabisch, türkisch, armenisch, persisch, sabäisch, griechisch, peguanisch, tamulisch, kurdisch, georgisch, irländisch, schottisch, illyrisch, bulgarisch, polnisch, deutsch, englisch, holländisch, indisch, spanisch, portugiesisch, französisch, albanisch, kophtisch, äthiopisch und chinesisch aller Art reden. Jeder Theil des Erdkreises hat da seine Vertreter und Organe, von denen Jeder in seiner Mundart die große katholische Einheit verkündigt. Es ist da in der That wie am Tage der Pfingsten zu Jerusalem, wo gottesfürchtige Männer aus allen Nationen, welche unter dem Himmel sind, zugegen waren, und in ihren Sprachen die großen Thaten Gottes verkündigten.

Um aber nebst der Einheit des katholischen Glaubens auch die dazu gehörige Reinheit und Heiligkeit des katholischen Lebens theils darzustellen, theils zu bewirken und zu fördern, wird in der ewigen Stadt am Dreikönigstage selbst und die ganze Octave hindurch in der Kirche Sanct Andrea della Valle eine Volksmission gehalten, während welcher das h. Meßopfer in den verschiedenen anerkannten Riten dargebracht und das Wort Gottes in fast allen europäischen Sprachen verkündet wird.[1]) Jeden Abend wird dann der Gottesdienst, dem die Zöglinge der verschiedenen römischen Seminarien und Collegien abwechselnd beiwohnen, mit einem feierlichen Segen beschlossen.

---

[1]) Der Verfasser dieses Buches, der in den Jahren 1843, 1844, 1858 und 1859 in Rom lebte und des unvergeßlichen Glückes gewürdigt wurde, sowohl bei Sr. Heiligkeit Papst Gregor XVI., als bei Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. in längeren Audienzen zugelassen zu werden, hatte im Jahre 1844 auf gütige Veranlassung des berühmten Präfecten der päpstlichen Archive, Herrn P. Augustin Theiner, die Ehre,

Eine so durch und durch katholische Feier konnte natürlich dem hellblickenden Auge Pius' IX. nicht entgehen. Nach Rücksprache mit dem Hauptprediger dieser Kirche, P. Ventura, verstand er sich dazu, am Schlußtage der Festoctave an des Letzteren Stelle die Canzel zu besteigen und dem Volke Roms das Wort Gottes zu verkündigen, insbesondere jenes vor einem Laster zu warnen, welches derart überhand genommen, daß bereits mehrfach Rede davon gewesen war, ein förmliches Gesetz dagegen zu erlassen, das Fluchen nämlich und Gotteslästern.

Darüber, daß der Papst selber predigen würde — ein Ereigniß, das seit dem h. Papst Leo dem Großen, der auch am Dreikönigsfeste gepredigt, also seit 1400 Jahren in Rom nicht wieder vorgekommen — war, um einen allzugroßen Volkszudrang zu vermeiden und um die regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes nicht in ihrer Andacht zu stören, das strengste Geheimniß beobachtet worden. Man denke sich daher das Staunen und die freudige Ueberraschung, als in dem Augenblick, wo die Predigt anheben sollte, anstatt des erwarteten Pater Ventura — Se. Heiligkeit Papst Pius IX. aus der Sacristei hervortrat, auf die Bühne, die in den italienischen Kirchen die Stelle der den Prediger so oft hemmenden, engen Canzel vertritt, zuschritt und eine vortreffliche Rede hielt, aus der wir Folgendes hervorheben:

„Nicht ohne tiefe Bewegung, meine vielgeliebten Kinder, kann ich mich jener Beweise der Liebe erinnern, die Ihr am ersten Tage des neuen Jahres mir dargebracht habt. Mein Herz gab Euch dankend dafür seine besten Wünsche zurück und indem ich pflichtgemäß Alles auf die Ehre Gottes bezog, was Ihr mir, seinem unwürdigen Stellvertreter, zu Ehren thatet, lud ich Euch ein, den Namen des Gesalbten mit diesen Worten: Sit nomen Domini benedictum (der Name des Herrn sei gebenedeit!) zu segnen! Alle antwortetet Ihr mit dem lebhaften Ausdruck des Glaubens: Nun und in alle Ewigkeit! Ex hoc, nunc et usque in saeculum! Dieses feierliche Angelöbniß möchte ich Euch hiermit in die Erinnerung zurückrufen; denn ich weiß, es giebt in dieser Stadt, dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit, wenn auch nur in geringer Zahl, Menschen, die den h. Namen Gottes durch Lästerungen entweihen. O, wisset es und verkündet es allüberall, daß ich von diesen Menschen nichts Gutes hoffe. Sie schleudern gegen den Himmel den Stein, der zurückfallend sie zermalmen muß. Das heißt das Maß des Undankes überfließend voll machen, wenn man den Namen des allgemeinen Vaters, der uns das Leben und mit dem Leben alles Gute giebt, dessen wir uns erfreuen, lästert und schmähet. Saget Denjenigen meiner Söhne, die Ihn durch derartige Schmähungen beleidigen, daß sie doch fürderhin dieses Aergerniß in der h. Stadt nicht mehr geben —“

Dann ging der h. Vater auf das Laster der Unlauterkeit über, indem er also fortfuhr:

„Auch vom Fastengebot will ich ein paar Worte zu Euch reden. Aus den Klagen gar vieler Familienväter muß ich mit Betrübniß abnehmen, daß der Dämon der Unlauterkeit seine Verheerungen unter den jungen Leuten immer weiter auszudehnen droht. Wider dieses Laster hat der Herr selber in den h. Evangelien uns die Waffen an die Hand gegeben, nämlich das Gebet und das Fasten. Ja, nur durch Gebet und Fasten vertreibt man jenen verheerenden Teufel, der verwüstend auf Erden herumgeht und der nicht bloß die Quellen des Lebens der Einzelwesen, der Familien und der gesammten Gesellschaft vergiftet, sondern ganz vorzugsweise das Verderben der unsterblichen Seelen vollendet. Hoc genus daemoniorum in nullo potest ejici, nisi in oratione et jejunio. Zu diesen Waffen also, Vielgeliebte, zu den Tugendübungen der Fasten oder der Abtödtung und des Gebetes ermahne ich Euch Euere Zuflucht zu nehmen, damit Ihr dadurch zugleich das Gesetz

---

nebst dem dermaligen Rector der deutschen Animakirche, Msgr. Gassner, während der Octave der Epiphanie in Sanct Andrea della Valle die deutsche Predigt zu halten.

der Kirche erfüllet, welche insbesondere während der bevorstehenden vierzigtägigen Fasten ihre Kinder zum Empfange der Sacramente, zum Fasten und Beten verpflichtet."

Gegen das Ende hin wendete sich der h. Vater an Jesus Christus und empfahl ihm seinen auserwählten Weinberg, die Kirche, mit Worten, die jenen Geist der Liebe athmeten, von der er durchglüht war.

„Suche, o Herr!" sprach er, „suche diesen Weinberg heim, den deine Rechte gepflanzt, und den du mit deinem kostbaren Blute befruchtet hast. Visita vineam istam, quam plantavit dextera tua. Aber laß, o Herr! diese Heimsuchung keine Heimsuchung der Gerechtigkeit sein, um die schlechten Bearbeiter desselben zu strafen, laß es eine Heimsuchung der Barmherzigkeit sein, welche sie bekehre und selig mache." Alsdann empfahl er Gott Rom und den Staat, daß er sie in Frieden bewahre, und hier und überall die bürgerlichen Zwiste fern halte; die Familien, daß in ihnen Glaube und Frömmigkeit blühen; die Jugend, daß sich an ihr jene zwei Tugenden, die sie Gott und den Menschen angenehm machen, die Sittsamkeit und Gelehrsamkeit offenbaren; die Wächter Israels, damit sie mit kluger Festigkeit die ihrer Sorge anvertrauten Völker bewahren möchten; die vom Irrthum und Unglauben verheerten Länder, um sie zur wahren Religion zurückzuführen; betete endlich um Fernhaltung der Feinde der Kirche, um Segen und Frieden für die ganze Christenheit, für die ganze Welt, und schloß damit, daß er dem von heiliger Freude trunkenen Volke den apostolischen Segen ertheilte.

Unglaublich in Wahrheit war der Eindruck, den diese Rede auf das Publikum hervorbrachte. Man wurde unwillkürlich an die fast elektrische Wirkung erinnert, welche die Amnestie geübt. Namentlich war die Jugend vor Begeisterung ganz außer sich, und mehr als ein edler Jüngling sprach es laut aus, daß er auf öffentlicher Straße jedem Flucher und Gotteslästerer sich zu Füßen werfen und ihn beschwören wolle, der rührenden Ermahnung des h. Vaters eingedenk zu sein. Protestanten, die zufällig in der Kirche St. Andrea della Valle waren, weinten vor Freude.

Wahrlich, wenn es nicht so fortwährte, wenn der ausgestreute Same nicht die Frucht brachte, die man erwarten durfte — an Dem, der ihn ausstreute, hat die Schuld nicht gelegen!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Pius IX. bewilligt größere Preßfreiheit. — Wie bald dieselbe mißbraucht wurde. — Vincenzo Gioberti. — Das neue Censurgesetz. — Eine weise Maßregel zur Beschränkung der Bettelei. — Hungersnoth in Irland. — Wie brav das irische Volk, wie es allgemeine Theilnahme verdiente und fand. — Was namentlich Pius IX. für dasselbe gethan. — Ein Aufruf. — Bezeichnender Schluß des päpstlichen Hirtenschreibens.

Wie der h. Vater durch sein persönliches Auftreten vor dem Volke seine Liebe und sein Vertrauen zu demselben an den Tag legte, so bekundete er insbesondere das letztere in fast überschwänglichem Maße auch dadurch, daß er gleich zu Anfang des neuen Jahres der Tagespresse, die seither in sehr engen Schranken gehalten wurde, auf den Wunsch Vieler eine größere Freiheit bewilligte. Das war nun allerdings eine Bewilligung, die gerade in der Zeit zu den sehr bedenklichen gerechnet werden mußte und daher von mehreren Seiten dem Papste sehr übel genommen wurde. Wirklich ging es denn auch hier in Bälde wie überall: in mehreren mit dem neuen Jahre erschienenen neuen Zeitschriften und Tageblättern (sie hießen: il contemporaneo (der Zeitgenosse), l'Italico, la bilancia (die Wage), l'epoca (die Zeit), la speranza (die Hoffnung), denen sich nach und nach noch gemeinere, wie die Pallas, la strega (die Hexe),

Don Pirlone u. s. w. bis unter der Republik 70 an der Zahl, in allen Farben, Sprachen und Formaten beigesellten), nahmen Männer das Wort, welchen man es am Ersten hätte verbieten sollen. Bald hörte man von allen Seiten bittere Klagen über das Unwesen, das der trotz seiner Scheinheiligkeit seinen Pferdefuß stets deutlicher hervorstreckende Liberalismus im Mittelpunkte der katholischen Kirche zu treiben begann. Um den Unwillen auf's Höchste zu steigern, hatten nun einige allerdings talentvollere und gelehrtere, aber auch als Führer und Häupter der liberalen Partei seit lange bekannte Männer, wie d'Azeglio, Taparelli und der Graf Balbo in diesen Blättern die Stimme erhoben und sie als Organe benutzt, durch die sie Anreden an das Volk hielten. Sogar ein als Priester längst verrufener, als „katholischer Philosoph", wie er sich nannte, höchst verdächtiger Mann, der oben bereits als Jesuitenfeindlicher Schriftsteller erwähnte Vincenzo Gioberti, (der als Caplan des Königs Carl Albert wegen Theilnahme an der Mazzinischen Verschwörung aus seiner Vaterstadt Turin verjagt und vom Cardinal-Erzbischof von Mecheln, in dessen Diöcese, zu Brüssel, er bei einem in öffentlichem Concubinat lebenden Priester als Hauslehrer sich aufhielt, suspendirt war, dann Cammerpräsident und Minister zu Turin wurde, um schließlich als „Zopfmann und Verräther" der Verachtung und dem Elend preisgegeben zu werden), hatte die Unverschämtheit, eine „Anrede an Pius IX." abdrucken zu lassen, worin er unter den widerlichsten Lobsprüchen Pius, „den Titus des Pontificats, die Wonne des Menschengeschlechts", auffordert, sich an die Spitze eines italienischen Staatenbundes, einer lega italiana, zu stellen und so sein Vaterland, „jenes Musterland, von welchem alle anderen Völker Bildung und Sitte zu lernen haben", zu der Höhe zu erheben, auf welche die Vorsehung es gestellt wissen wolle. Diese Frechheit hatte jedoch das Gute, daß wenige Tage, nachdem Gioberti's Rede gedruckt war, am 16. März, vom Staatssecretär im Namen Sr. Heiligkeit ein Edict, das ein neues Censurgesetz enthielt, bekannt gemacht wurde. Es hieß in demselben, daß Pius IX., gleich den früheren Päpsten, auf der einen Seite den geistigen Verkehr durch die Presse begünstigen und fördern wolle, aber auf der andern ebenso fest entschlossen sei, die Gefahren desselben von seinen Unterthanen abzuwenden. Wie also schon Leo XII. eine besondere Censurbehörde für die religiösen und wissenschaftlichen Schriften angeordnet, so habe auch er eine Commission von fünf Censoren für politische Werke und namentlich für die Zeitschriften ernannt. Den Vorsitz führte der Maestro del sacro Palazzo und von seiner Entscheidung fand keine Berufung statt. Aehnliche Commissionen wurden in allen Provinzen ernannt; was in Rom verworfen worden, konnte in diesen nicht von Neuem der Censur vorgelegt werden, und nur für bedeutendere Werke wurde eine Appellation aus den Provinzen nach Rom gestattet. Die Regeln, nach welchen die Censoren zu entscheiden hatten, waren im Ganzen strenge und wurden gleich Anfangs, wie es hieß, ernstlich in Anwendung gebracht. Einigen Nummern wurde die Druckerlaubniß geweigert. Allein damit war wenig geholfen, die Journale waren einmal da und waren gleichsam die Röhren der Fontainen, welche die Stadt und den Staat bewässerten und tränkten, aber

nicht mit reinem, gesundem Wasser, nicht mit wahren Mittheilungen, mit vernünftigen, heilbringenden Rathschlägen und Grundsätzen, sondern mit schlammigem, schmutzigem und faulem Wasser, mit Lügen und Gerüchten, mit Gift, Fieber und Tod, wie es bei der heillosen Quelle, der sie zum Wehe Italiens entsprangen, nicht anders sein konnte. Diese Quellen waren und sind noch — die geheimen Gesellschaften, dieses weitverbreitetste, unheilvollste Uebel der Jetztzeit.

Eines ungetheilteren Beifalles als jene, die begreiflicherweise Vielen nicht gefiel, hatte sich die fast gleichzeitig von dem neuen Governatore Roms, Mfgr. Grassellini, getroffene Maßregel, in Folge deren 200 einheimische Bettler in Armenhäusern untergebracht und die übrigen in ihre Heimath zurückgeschafft wurden, bei Römern und Fremden zu erfreuen. Da gab es seither Hinkende, Krüppel und Bettler aller Art, die von allen Seiten nach Rom strömten und namentlich im Winter mit ihren oft künstlichen Gebrechen ein wahres Handwerk trieben, obgleich Viele von ihnen in ihrer Heimath ganz wohlhabende Leute waren. Diesem Unfuge war nun gesteuert und die wahre Armuth konnte dabei nur gewinnen.

Eine wahre Armuth herrschte aber, wie in einzelnen Provinzen des Kirchenstaates, wo sie sogar, wie in Cesena, zu unruhigen Auftritten, zu Erstürmungen der Fruchtspeicher u. dgl. führte, so ganz außerordentlich in dem unglückseligen Irland. Dieses seit 700 Jahren von den Engländern planmäßig ausgesaugte und zertretene, den rechtmäßigen Besitzern geraubte und nur von armen Pächtern bewohnte und bewirthschaftete Land hat, wie uns der Matthatias der Irländer, der edle O'Connell, in seinem Buche: „Irlands Zustände alter und neuer Zeit" sagt, 8,000,000 Einwohner, und auf diese 8,000,000 kommen 2,300,000 Arme, welche nur von Almosen leben, — und dieses in einem der fruchtbarsten Länder der Erde!! Die Kartoffel ist die einzige Speise. Der Irländer kennt nur einen einzigen Tag im Jahre, wo er Fleisch ißt, das ist Weihnachten. Kann man dreimal im Tage Kartoffeln essen, so gehört die Haushaltung zu den glücklichen; nicht ganz arm wird derjenige genannt, welcher zweimal an solcher Speise sich sättigen kann, ein großer Theil aber hat nur einmal am Tage Kartoffeln. Man denke sich nun das Unglück des Landes, wenn die Kartoffelernte mißräth, wie dieß in den Jahren 1845 und 1846 der Fall war. Ist es da zu verwundern, wenn die armen Irländer zu Tausenden des Hungertodes starben und aus dem Hunger selbst ansteckende, mörderische Fieber sich entwickelten? In der That erzählten die irischen Blätter Schauderscenen, die man nicht ohne Thränen lesen konnte. Tausende starben des wirklichen nackten Hungertodes. Man wandelte buchstäblich in Irland zwischen Leichen und Gräbern. Es war, als ob die ganze Nation im Hunger und an der Seuche als Folge des Hungers aussterben sollte.

Und dieses blutarme Land und das biedere irische Volk hatte und hat, wie kaum ein anderes, Ansprüche auf die Theilnahme und Hülfe der Katholiken; denn die Irländer sind ein katholisches, und mehr noch ein durch Jahrhunderte vom Protestantismus auf's Grausamste verfolgtes, katholisches Volk, das des heiligen Glaubens wegen seinen Hunger und seine Leiden trägt. Dabei ist es ein edles, friedliches, geduldiges Volk, ein Volk, das bei aller Armuth

und Dürftigkeit, worin es seit Jahrhunderten schmachtet, dennoch überaus gastfreundlich und freigebig ist, letzteres namentlich, wo es die Unterstützung seiner Glaubensgenossen gilt. So hatte es im vorhergehenden Jahre noch 150,000 Franken für die auswärtigen Missionen abgeliefert, und noch fortwährend geht eine namhafte Zahl irischer Priester in die Missionen ab. Ist es da zu verwundern, wenn die ganze Welt Mitleid trug und noch trägt mit Irland, wenn damals America, ja China und Africa, ja wenn selbst Muselmänner beisteuerten, und den Unterthanen der reichsten Krone der Erde das Almosen ihrer Menschenliebe spendeten?

Und Pius, der Papst mit dem milden, väterlichen Herzen, er hätte taub bleiben können bei dem Klagegeschrei des irischen Volkes? Wer vermöchte das nur zu denken? Nein, er erfüllte seine Vaterpflicht auf das Schönste. Kaum war der Schmerzensruf des bedrängten Volkes zu seinen Ohren gedrungen, so fand solcher auch in seinem liebevollen Herzen einen schnellen Widerhall. Er schenkte nicht nur einen für seine beschränkten Mittel bedeutenden Beitrag (1000 Scudi) zu dem Unterstützungsfonds, sondern ließ auch in den Kirchen Roms durch die Geistlichkeit eifrig zu Unterstützungen auffordern. So wurde vom 24. bis 27. Januar zu St. Andrea della Valle eine dreitägige Andacht mit Predigten in italienischer, französischer und englischer Sprache für Irland abgehalten und die bei dieser Gelegenheit eingesammelten milden Gaben der Gläubigen für die unglückliche Schwesterinsel betrugen nahezu 11,000 römische Thaler. Ja, mit allem Diesem noch nicht zufrieden, erließ Pius IX. unterm 25. März einen Aufruf an alle Bischöfe der Christenheit, worin er sie auffordert, eben so wie es in Rom geschehen, in den Domen oder sonstigen Gotteshäusern dreitägige öffentliche Gebete auszuschreiben, „damit Gott der Vater der Erbarmnisse sich erbitten lasse, und das irländische Volk von einem solchen Elende befreie und ein so großes Mißgeschick auch von den übrigen Kirchen und Landen Europas abwende." Und damit dieß mit größerem Eifer und größerem Nutzen geschähe, verlieh er aus der Fülle seiner apostolischen Machtvollkommenheit einen Ablaß von 7 Jahren Denen, die einmal diesem Gebete beiwohnen, Denen aber, welche alle drei Tage an den Gebeten theilnehmen und in dieser Woche die hh. Sacramente der Beichte und Communion andächtig empfangen würden, einen vollkommenen Ablaß. Aber nicht zum Gebete allein, auch zu Almosen, zu recht reichen und milden Almosen zur Linderung der Noth Irlands sollten — so ermahnt der h. Vater — die Bischöfe die Gläubigen ihrer Diöcesen auffordern und sie durch Vorhaltung großer Beispiele dazu ermuntern. Der Schluß des Hirtenschreibens ist zu bezeichnend für die Zeitlage, als daß wir ihn nicht wörtlich hersetzen sollten.

„Wir könnten — dieß sind des h. Vaters Worte — jetzt schließen; allein, wenn Ihr, Ehrwürdige Brüder, Uns willfahret und die öffentlichen Gebete verkündiget, so können Wir es Uns nicht versagen, Euch auch daran zu erinnern, wozu Uns Tag und Nacht der tägliche Drang und die Sorge für alle Kirchen treibt. Es schwebt Uns nämlich jener fürchterliche und heftige Sturm vor Augen, der jetzt schon lange auf die Kirche losgelassen ist; es schaudert Uns, daran zu denken, wie groß die

Verwüstung sei, die der böse Feind im Heiligthum angerichtet, welch gottloses Gebahren überhaupt gegen den Herrn und seinen Gesalbten sich kund gebe. Darum empfehlen Wir Euch auch das noch ganz besonders, daß Ihr bei Gelegenheit dieser öffentlichen Gebete für Irland das Euch anvertraute Volk zugleich zum Gebete für die ganze Kirche anleitet ..."

Ist das nicht völlig die Sprache des Völkerapostels, wo er, heiliger Kümmerniß voll, den Christen zu Korinth die Leiden und Bedrängnisse aufzählt, die sein Vorsteheramt ihm zuwege gebracht „in Gefahren von meinem Volke, in Gefahren von den Heiden, in Gefahren von falschen Brüdern, in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigen Nachtwachen . . . ohne jenes, was noch von Außen kömmt, der tägliche Andrang zu mir, die Sorgfalt für alle Gemeinden. Wer wird schwach, ohne daß ich schwach werde? Wer wird geärgert, ohne daß ich brenne?" [1])

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Carneval zu Rom. — Wie dem profanen Fasching zu Rom ein geheiligter zur Seite geht. — Wie namentlich der h. Vater mit allen Frommen Roms den Carneval und die darauf folgende Fastenzeit zubringt.

Wenn wir im vorigen Capitel den Vater der Christenheit mit Trauernden Trauer empfinden und der Weinenden Thränen trocknen sahen, so sehen wir ihn nunmehr mit Fröhlichen wenn auch nicht gerade lachen und ihre Freude theilen, so doch mit väterlicher Liebe ihren harmlosen Ergötzlichkeiten zuschauen oder, wenn wir so wollen, gutherzig ein Auge dabei zudrücken. — Die Belustigungen, die hier gemeint, sind die des weltbekannten römischen Carneval oder der Fastnacht, welche ungefähr um diese Zeit einfiel.

Die Fastnacht, d. h. der Tag oder die Zeit vor den großen Fasten der römischen Kirche, wo dem Genusse von Fleischspeisen auf eine Zeit lang Lebewohl (carne, vale!) gesagt und gewissermaßen als Entschädigung für die 40tägige Enthaltung und Bußstrenge und zur Stärkung auf dieselbe dem alten Adam im Menschen eine Art Henkermahl bereitet, ihm zu guter Letzt noch einmal recht bene gethan und dem angeborenen Muthwillen freier Lauf gelassen wird, verdankt ihren Ursprung einem ganz natürlichen Gefühle, einem Gefühl, das an sich harmlos und nur der Ausschreitungen wegen, wozu es gar oft führt, zu tadeln ist. Vernünftiger Weise kann nur da, wo die Fasten geboten und üblich sind, also nur in katholischen Ländern von einer eigentlichen Fastnacht (einem Carne vale) die Rede sein, und muß letztere selbstverständlich gerade dort, wo das kirchliche Fasten- und Abstinenzgebot von jeher mit besonderer Strenge gehandhabt und dadurch dem ganzen öffentlichen Leben ein empfindlicher Drücker aufgesetzt wird, auch am Ausgeprägtesten in die Erscheinung treten; das Eine wie das Andere, ist nun just in Rom, dieser uralten, ewig denkwürdigen Stadt jenseits der Berge, der Fall. Daß an diesen natürlich erklärbaren Ursprung des römischen Carneval Nachklänge der ehemaligen heidnischen Saturnalien (wo die Sclaven während einiger Tage als frei betrachtet und von den Herren selbst zum Scherze

---

[1]) 2. Kor. 11, 26—29.

bedient wurden) sich anschließen mögen, soll damit nicht in Abrede gestellt sein. Kurz, der Carneval ist einmal da und die Römer sind seit unvordenklicher Zeit in ihn vernarrt, so daß ein Versuch, denselben aufzuheben, ein Eingriff in das Herz des Volkslebens und als solcher nicht ohne schwere Bedenken sein würde.

Sehr weislich hat daher die Regierung die Leitung des Stromes dieser im heißen Blute der Südländer wurzelnden Volkslust in ihre Hand genommen. Die Eröffnung des Carnevals (am Sonnabende vor Sexagesima) wird durch die große Glocke des Capitols, welche nur bei diesem Anlasse und beim Tode des Papstes läutet, angekündigt. Schlag 12 Uhr läßt sie sich hören. Alsdann kommt der Gouverneur Roms im großen goldgestickten Seidenmantel, von Garden und reichgekleideten Edelknaben begleitet, in einer fensterreichen, goldschimmernden Carrosse den berühmten Hügel herab; er fährt über die Corsostraße von einem Ende bis zum andern. Seine Gegenwart zeigt dem guten Volke an, daß es beginnen darf. Kaum hat die Galakutsche den Corso verlassen, so gibt ein Kanonenschuß das Signal des Festes. In einem Nu füllt sich der Corso — denn auf diesen beschränken sich fast alle Belustigungen — mit zwei ununterbrochenen Reihen von Equipagen an, welche sich langsam bewegen, und deren doppelte Bewegung des Hin- und Zurückfahrens eine bewegliche Kette vom Platze del Popolo bis zum Venetianischen Platze bildet. Bis zu den höchsten Stockwerken sind die Fenster und Erker mit rothen Teppichen behangen, mit Zuschauern besetzt, welche wetteifernd Confetti auf die Equipagen werfen. Diese Confetti sind eine Art Bonbons aus Gyps oder Mehl von der Größe einer Erbse oder einer kleinen Haselnuß, die im Niederfallen zerstieben. Es regnet auch Blumen und kleine Stücke Chocolade von derselben Größe wie die Confetti. Fürsten oder Fürstinnen, Niemand wird verschont. Um sich vor dem Hagel zu schützen, von dem sie angefallen werden, bedecken sich die Lustwandler mit einer Maske von Eisendraht. Nichts aber schützt ihre Kleider, welche nach einigen Augenblicken weiß wie die der Müller sind. Die Equipagen sind mit Körben voll unschuldiger, aus Blumensträußen und Aehnlichem bestehenden Wurfgeschosse versehen, und erwidern so gut und schnell als möglich.

Mitten unter den Kutschen wandeln, Luftsprünge machend, tanzend, singend, dichtend aus dem Stegreif, Hunderttausende von Masken in allen Gestalten und allen Farben daher. Auf den Fußsteigen zu beiden Seiten drängt sich eine dichte Menge, welche mit den Augen das komische Schauspiel verschlingt, sich leidenschaftlich dafür interessirt, in Bravos und lautschallendes Gelächter ausbricht und vor Freude trunken zu sein scheint. (Wirklich Betrunkene sind auf öffentlicher Straße eine Seltenheit.) In der That sind die Witze, Possen und Geberden oft so beißend und drollig, daß auch die Nüchternsten ihre Heiterkeit nicht bemeistern können, und das Lachen, von Balcon zu Balcon sich fortpflanzend, wahrhaft homerisch wird.

Gegen Abend läßt sich ein Kanonenschuß hören; er kündigt den Equipagen an, daß sie sich bereit halten sollen, den Corso zu verlassen, und alle Kutschen stehen still. Einige Minuten darauf gibt ein zweiter Kanonenschuß das Signal zur Abfahrt: in einem Augenblick ist die Straße

leer, nur die Trottoirs bleiben noch mit Fußgängern bedeckt. Zwei Piquets Dragoner sprengen über den Corso seiner ganzen Länge nach, um den Platz für das Pferderennen zu säubern.

Auf dem Popoloplatze halten sieben wilde Pferde (barberi). Diese prächtig mit Bändern geschmückten Thiere sind mit Papierblättern und eisernen Rollen bedeckt, deren Anreiben und Stechen sie erschreckt und reizt, so daß sie mehr fliegen als laufen. In einigen Minuten haben sie Rom durcheilt, ohne daß man sie weder rechts noch links von ihrem Wege abgerathen sieht; das zuerst angekommene erhält den Preis. Nach dem Rennen verkündigt ein vierter Kanonenschuß das Ende der Ergötzungen für diesen Tag. Jedermann kehrt nach Hause zurück; alle Masken fallen, die Verkleidung allein kann sich erhalten. Und man sieht dieses ganze Volk, gehorsam wie ein Kind, sich dieser weisen Vorschrift pünktlich unterwerfen. Am folgenden Tage beginnt und endigt das Fest in der nämlichen Weise. Vor dem Signal ist keine Maske auf den Straßen, nach dem Abendläuten ist keine Maske mehr vor den Gesichtern.

Am letzten Tage vor Aschermittwoch folgt auf das Pferderennen das Spiel der Moccoletti. Dieß ist der Höhepunkt des Carneval. Die Moccoletti sind kleine Lichtstümpfchen, die Jedermann in der Hand hält, man zählt sie nach Tausenden, so daß der Corso vom Pflaster der Straße bis zu den höchsten Stockwerken wie durch Zauber beleuchtet ist. Nun gilt es, den Moccolo seines Nachbars auszulöschen. Alles dient dazu: Blumensträuße oder Hände voll Confetti, der Hut und das Sacktuch; Dieser bläs't ihn mir nichts dir nichts vor der Nase des Trägers aus; Jener klettert hinten an den Kutschen hinauf, und bläs't mit einem Male die Moccoli der ganzen Equipage aus; während er diesen Possen spielt, thut ihm ein Anderer dasselbe; man sieht Solche, welche, mit langen Stangen bewaffnet, die Lichter auf den Erkern auslöschen, und jeder Erfolg wird mit donnerndem Gelächter und dem Gespötte begrüßt: Senza Moccolo, senza Moccolo!! (Kein Licht mehr, kein Licht mehr!) Dieses ganze Volk nun, das sich nach allen Richtungen hin bewegt, dieß Freudengeschrei, dieß lang andauernde Lachen, diese Tausende von ausgelöschten und dann wieder angezündeten Lichtern bilden das lebhafteste und drolligste Schauspiel, das man sich denken kann, aber auch ein prächtiges Schauspiel, wenn man nämlich weiter hinschaut und diese unermeßliche Beleuchtung überblickt, deren Bewegung dem Corso das Ansehen eines wogenden Feuerstromes gibt. Ungefähr zwei Stunden nach dem Abendläuten, also gegen acht Uhr Abends kündigt ein Kanonenschuß das Ende an, und alle Moccoli erlöschen. Dies ist der Carneval Roms, von dem man nur sagen kann, daß er vollkommen schön und vollkommen närrisch ist, und daß er wohl nirgends in der Welt so nüchtern, so in Ordnung und ohne Verletzung des Anstandes und der Sitte verläuft, wie eben in Rom.

Indessen hat die Religion mit der leichtsinnigen Seite dieser Ergötzungen einen Charakter des Ernstes zu verbinden gewußt, den man nur in Rom wiederfindet. So sind an dem Freitage, so wie an den beiden Sonntagen während des Carneval die Lustbarkeiten untersagt, d. h. es gibt weder Masken, noch Spiele, noch Rennen. Wenn aus diesem Grunde der Carneval nicht volle 11 Tage (die dafür festgesetzte

Zeit), sondern nach Abzug obengenannter Tage und in Betracht, daß mit Ausnahme von etwa zwei Tagen die Belustigungen niemals vor dem späten Nachmittage ihren Anfang nehmen und gleich nach dem Abendläuten aufhören, nur ein paar volle Tage dauern kann, so wird der Ueberschuß des Preises für das Pferderennen, der ungefähr 1000 Thaler beträgt, armen Genossenschaften als Almosen gegeben. So wird ferner während desselben besonders der Armen gedacht und ihnen Gelegenheit gegeben zur Freude und Erholung, womit dann religiöse Erbauung Hand in Hand geht. Zu dem Zwecke werden sie in vielen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt während der Carnevalstage zur wohlbesetzten Tafel gezogen, und am Nachmittage und Abend werden dann dramatische Stücke religiösen Inhalts zur Aufführung gebracht. Für Gesang und Musik zieht man hierbei die besten Kräfte heran. Solches geschieht im sog. Oratorium des h. Philipp Neri, im Hospiz St. Michele, im Seminar von St. Peter, in der Propaganda u. s. w. Allein das ist nicht Alles. Gleich Job, welcher bei den unschuldigen Festen, wo seine Kinder versammelt waren, dem Herrn Opfer darbrachte, damit die Fehler gesühnt würden, deren sie sich dabei schuldig machen konnten, bringt auch die Kirche, besorgt wegen des Verhaltens ihrer Kinder während dieser Tage der Zerstreuung und des Vergnügens, Gott ein Sühnopfer dar und ordnet längere und feierlichere Gebete an. So werden von Samstag-Abend vor dem Sonntag Sexagesima an bis zum Dienstage vor Aschermittwoch in verschiedenen Kirchen zur Feier des „geheiligten Carneval" Betstunden bei ausgesetztem Hochwürdigsten Gute, Predigten, geistliche Uebungen und andere Andachten, z. B. Besuch der sieben Kirchen, und im Coliseum täglich unter zahlreicher Betheiligung von Andächtigen aus allen Klassen die heil. Kreuzweg-Andacht gehalten. 40stündiges Gebet findet in wenigstens vier Kirchen Statt: im Oratorium Caravita, in St. Lorenzo in Damaso, wo sämmtliche Cardinäle der Feier beiwohnen, in St. Peter und al Gesù. Hier macht gegen Abend der Segen mit dem Hochwürdigsten Gute, dem der Senat beiwohnt, den Schluß des „geheiligten Carneval".

Daß Pius IX., während er in väterlicher Gutherzigkeit (aber wohl nicht, wie viele Andere, ohne alle Besorgniß ob möglicher Ruhestörungen) die einmal herkömmlichen, mit dem Volksleben so zu sagen verwachsenen Faschings-Lustbarkeiten ihren gewohnten Gang gehen ließ, mit Vorliebe der Kehrseite derselben, den kirchlichen Veranstaltungen, seine Theilnahme zuwenden würde, stand zu erwarten. In der That besuchte er, der frommen Sitte seiner Vorfahren getreu, in den ersten Tagen der Fastnacht außer den Hospitälern und andern milden Stiftungen die Andachten in der mit dem römischen Collegium verbundenen Capelle, Caravita genannt, in den letzten Tagen das feierliche 40stündige Gebet in der Kirche al Gesù; und so hatten die Söhne des h. Ignatius die Freude, während der 11 Tage des Carnevals den h. Vater zweimal in ihren Kirchen und nachher in ihrem Hause zu empfangen. In der Peterskirche, wohin an den drei letzten Tagen eine lange Bußprozession zieht, setzte der h. Vater selber das h. Sacrament zur 40stündigen Anbetung aus.

Am Aschermittwoche nahm der Papst, wie üblich, umgeben von den

Cardinälen, in dem apostolischen Palast die Segnung und Austheilung der Asche vor. Nachdem er mit deutlicher und klangvoller Stimme die Benediction der Asche gesungen und darauf von dem Cardinal-Großpönitentiar, Castracane, der auch das Hochamt gefeiert, als der Höchste der Sterblichen auch zuerst die Asche empfangen und eine auf die Feier bezügliche Predigt in lateinischer Sprache vom Generalprocurator der Theatiner angehört, theilte er selber die Asche aus. Ein wahrhaft ergreifendes, ernst erhabenes Schauspiel! Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und andere hochgestellte Herren mit Stern und Orden auf der Brust — auch sie, wie der Aermste, Kinder des Staubes und dem Staube geweiht, sinken Alle ohne Unterschied vor dem Papst auf die Kniee, während er ihnen auf das Haupt oder auf die Stirne das Aschekreuz zeichnet mit den Worten: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris! (Bedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst!)

Einige Tage vorher (am 11. Februar) hatte Pius sämmtliche Prediger nicht nur der öffentlichen Kirchen, sondern auch der Capellen, Klöster und anderer Anstalten zugleich mit allen Pfarrern Roms und der nächsten Umgebung zu sich berufen und ihnen eine Mahnungsrede gehalten, in der er ihnen hauptsächlich die Pflicht an das Herz legte, nicht bloß mit dem Munde, sondern nach dem Vorgange Jesu, von dem geschrieben steht: „er fing an zu handeln und zu lehren" (Apostelg. 1.), also auch mit den Beispielen eines gottseligen Lebens zu predigen.

„Sie sollten", sagte er, „das Wort Gottes predigen, jenes Wort, das zu uns herabgestiegen, von welchem Alles, was es in unseren Seelen und überhaupt auf Erden Gutes giebt, herkommt. Sie sollten es predigen mit Kraft und mit Milde zugleich. Vor Allem aber sollten sie, wie der Apostel uns lehret, ein Vorbild der Gläubigen im Worte, im Wandel, in Liebe, im Glauben und in der Keuschheit sein." (1. Tim. 4, 12.)

„Unsere Zeit", so schloß der h. Vater, „wird vorzüglich von zwei Uebeln heimgesucht, dem Hochmuthe des Geistes und der Verhärtung des Herzens. Diese beiden Uebel müsset Ihr also auch vorzüglich bekämpfen. Seid Ihr nun Nachfolger Jesu Christi, so werden Euere Worte voll des göttlichen Geistes alle Dünste dieses Hochmuthes wie ein Sturmwind hinwegwehen. Seid Ihr Nachfolger Jesu Christi, so werden Euere Worte von Liebe glühen und die verhärteten Herzen werden diesem Feuer gegenüber weich werden wie schmelzendes Wachs. (Psalm 21, 15.) In diesem Geiste ertheile ich als Euer Oberhirt Euch Euere göttliche Mission. Möchtet Ihr sie erfüllen zum Heile des Euch anvertrauten Volkes und zu Euerer eigenen Heiligung!"

Mit dem Aschermittwoch haben die Feierlichkeiten der Fastenzeit begonnen. Von da an finden in allen von dem Cardinalvicar bezeichneten Kirchen, Samstags ausgenommen, alle Tage der Fastenzeit um 11 Uhr Vormittags, in der französischen Kirche (San Luigi) Sonntags, Mittwochs und Freitags jeder Woche um halb vier Uhr Predigten statt, zu deren Abhaltung die besten Prediger berufen werden. Vom Sonntag Laetare an werden außerdem zur Vorbereitung auf die österliche Communion in den dazu bestimmten Kirchen von halb fünf bis halb sechs Uhr insbesondere für die Erwachsenen zusammenhängende Christenlehrvorträge gehalten. Aber wie das Wort Gottes nicht bloß für die Kleinen, sondern auch für die Großen da ist, Keinen ausgenommen, so hört denn auch an allen Sonn- und Feiertagen der Fastenzeit das Kirchenoberhaupt, umgeben von seinem ehrwürdigen, jetzt nicht in Purpur, sondern zum Zeichen der Buße

in Violett gekleideten Senate in der Sixtinischen Capelle, mit der Einfalt eines Kindes eine Predigt in lateinischer Sprache an, welche dem Herkommen gemäß am ersten Sonntage vom Generalprocurator der Dominicaner, an den nachfolgenden von den Generalprocuratoren der Minoriten, der Augustiner, der beschuhten Carmeliten und der Serviten gehalten wird. Am vierten Sonntage findet die Benediction der goldenen Rose statt. Ursprünglich segnete der h. Vater ohne Zweifel eine wirkliche Rose als Sinnbild des mit dem Frühlinge wieder erwachten Lebens in der Natur. Jetzt ist die Rose wie bemerkt von kostbarem Metall und wird in der Regel einer um die Kirche verdienten katholischen Königin geschenkt.

An allen Freitagen der h. Fastenzeit werden die Reliquien der Leidenswerkzeuge, welche in der Peterskirche sich befinden, auf dem Hochaltar zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Da erscheint denn der h. Vater, wenn die Predigt in der Sixtinischen Capelle beendigt ist, mit den Cardinälen und einem zahlreichen Gefolge in dem hehren Dome. Nach Anbetung des Hochwürdigsten in einer Seitencapelle zur Rechten, wohin zuerst sich stets der ganze Zug begiebt, verrichtet er seine Andacht vor den ausgestellten Heiligthümern. Besonders rührend ist dann zu sehen, wie der Stellvertreter Gottes auf dem Wege zum Hauptaltare der im Obigen beschriebenen bronzenen Statue des h. Petrus, gerade wie der gewöhnlichste und ärmste Gläubige, den Fuß küßt und sein geweihtes Haupt unter denselben herniederbeugt.

Nachmittags vier Uhr versammelt sich an denselben Tagen das fromme Rom im Coliseo um die Canzel eines armen Franciscanerpaters, um nach angehörter Predigt den Erlöser an der Stelle, wo so Viele mit ihm und für ihn des Martertodes starben, auf seinem Kreuzeswege im Geiste zu begleiten.

So feiert das christliche Rom, so feiert das Haupt der Christenheit, strenge fastend und nur bei der Mittagsmahlzeit sich den Genuß von Milch, Fett und Fleischspeisen erlaubend, die 40tägige Gnadenzeit. Man zeige uns eine Stadt in der Welt, wo dieselbe ernster und würdiger begangen wird.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Eine ottomanische Gesandtschaft in Rom. — Ursache und Anlaß zu derselben. — Vergebliches Intriguenspiel der hohen Diplomatie. — Chekib Effendi's Ankunft zu Ancona und vor Rom. — Dessen harte Geduldprobe in Rom. — Reiche Entschädigung dafür durch den glänzenden Empfang im Quirinal. — Eine geheime Conferenz. — Des Papstes Huld gegen den Türken und des Letzteren kleine Malice gegen den Botschafter Frankreichs. — Chekib's Abreise von Rom nach Wien über Sinigaglia.

Während der Faschingstage wurde der Siebenhügelstadt ein Schauspiel geboten, desgleichen ihr im Kreislauf der Jahrhunderte erst einmal und seit Innocenz VIII. (1492) nicht wieder zu Theil geworden, nämlich die feierliche Aufnahme eines türkischen Abgeordneten im Quirinalpalaste.

Die Sache, um die es sich dabei handelte, war diese. Seit die Christen im Morgenlande gegen die Bedrückungen von Seiten der Türken unter den Schutz mehrerer christlichen Mächte (Frankreichs, Oestreichs, Rußlands, Englands und Preußens) gestellt waren, machten Letztere, unter dem Vorwande dieses Schutzrechtes, im Grunde aber aus Eifer-

sucht gegen einander und zum Nachtheil ihrer Schutzbefohlenen, der Hohen Pforte zu Constantinopel so viel zu schaffen und häuften ihre Beschwerden und Forderungen dergestalt, daß diese endlich, der unablässigen Plackereien müde, sich entschloß, die unter ihrer Herrschaft lebenden Christen einfach und vertrauensvoll unter den Schutz einer rein sittlichen und geistlichen Macht, unter den des h. Stuhles zu Rom, zu stellen. Kaum hatte die hohe Diplomatie von diesem bis dahin geheim gehaltenen Vorhaben Wind erhalten, als sie auch Alles aufbot, den jugendlichen Großherrn, Abdul-Medjid, zur Zurücknahme desselben zu bewegen. Besonders rührig war zu diesem Zwecke der russische Botschafter, Baron von Bourqueney, im Einverständnisse mit dem Gesandten Frankreichs. Er wußte den rathlosen Großherrn dergestalt gegen Rom einzunehmen und ihm das Mißlingen eines sothanen Versuches an einem „so unduldsamen Hofe" und die darnach auf die Hohe Pforte zurückfallende Schmach und Schande so wahrscheinlich darzustellen, daß der junge Sultan in seinem Entschlusse wankend wurde. Erst in Folge neuer Zusicherungen einer würdevollen Aufnahme von Seiten Roms und auf das Anerbieten des Abbate Demauri, der die desfallsige Correspondenz mit dem ihm befreundeten P. Ventura geführt hatte, bis zur Rückkehr des türkischen Gesandten als Geißel in des Großveziers Reschid-Pascha's Händen zu bleiben, wurde die Gesandtschaft zur That, und Chekib Effendi schickte sich zum andern Mal zur Abreise an.

Als Herr von Bourqueney diese nicht verhindern konnte, setzte er es durch einschüchternde Hindeutung auf den Christenhaß der Alttürken beim Sultan durch, daß der Gesandte nicht als Ueberbringer eines eigenhändigen Schreibens von Jenem, sondern nur mit einem solchen vom Großvezier nach Rom reisen, und daß dort der französische Botschafter, Graf Rossi, sein Führer und Rathgeber sein solle.

Alle diese Ränke blieben dem h. Vater kein Geheimniß. Er nahm darnach seine Maßregeln.

Der ottomanische Gesandte stieg am 11. Februar zu Ancona an's Land. Er wurde wie ein Prinz von Geblüte empfangen. Auf dem ganzen Wege eilten die Behörden zu seiner Begrüßung herbei, stellten ihm fürstlich eingerichtete Absteigequartiere zur Verfügung und zahlreiche Escorten gaben ihm von Station zu Station das Geleite. Aller Orten drängte sich, durch die Neuheit des Schauspiels angezogen, das Landvolk um seinen Wagen und bewillkommte ihn mit freudigen Hochrufen.

So ging es zu des Botschafters Freude bis vor die Thore der Hauptstadt. Hier nahm urplötzlich Alles eine andere Gestalt an. Die Etikette und Rücksichten gegen Frankreich untersagten einem nicht unmittelbar von seinem Monarchen abgeordneten Geschäftsträger officiellen Empfang. Einzig Graf Rossi nahm beim Eintritt in die ewige Stadt Chekib Effendi in Empfang. Trübe Ahnungen beschlichen diesen. Ein katholischer Armenier, den er mitgenommen, diente ihm als Dolmetsch. Dieser erfuhr insgeheim durch Ventura des h. Vaters Absicht und beruhigte den fast der Verzweiflung anheim fallenden Gesandten. Dieser, stets am Leitseile des Grafen Rossi, übergab am 16. Februar (dem letzten Carnevalstage) dem Cardinal-Staatssecretär sein Beglaubigungsschreiben und bat durch

ebendenselben Se. Heiligkeit um eine Audienz. Cardinal Gizzi erwiderte innerhalb zwei Stunden seinen Besuch und beschied ihn auf Samstag Morgens (20.) in den Quirinal. Drei Tage warten müssen, das war für den gebeugten Muselmann vollends zum Verzweifeln.

Als der Morgen des 20. gekommen, holte, außer Graf Rossi, Niemand den Gesandten ab. Man stieg in den Wagen und fuhr dem Monte Cavallo zu. Eine gaffende Menge drängte sich in den Straßen: das war auch Alles; höchstens, daß die Wachposten den Equipagen beim Vorüberfahren die militärischen Ehren erwiesen. Finster und schweigsam sah der Muselmann darein, des Franzosen Antlitz strahlte.

Der erste Wagen rollte unter der Thorwölbung des Quirinals herein, nach ihm der zweite; endlich fuhren die beiden Staatsmänner in den großen Hof ein. Hier verwandelte sich auf einmal die Scene. Pius IX. hatte gesagt: „Möge in der Stadt die Etikette immerhin ihr Recht behalten; aber im eigenen Hause will ich Herr sein." Die Nobelgarden, die Schweizer, die Carabinieri und die Grenadiere der päpstlichen Garde standen in Paradeuniform zu beiden Seiten des Ehrenhofes in Reihe und Glied aufgestellt. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Musik aller Truppengattungen spielte: es war ein wahrhaft königlicher Einzug. Nie war Graf Rossi mit solchem Glanz empfangen worden, selbst da nicht, als er vor 6 Monaten den Prinzen Joinville zu den Füßen des h. Vaters geleitete. Chekib Effendi blickte dem Geschäftsträger Frankreichs in's Antlitz: das Lächeln war davon verschwunden. In dem Vorhof, die Treppe entlang, in den Vorzimmern überall Wachen und Diener in Unzahl; überall präsentirten die Soldaten das Gewehr, überall machten beim Vorübergehen der erlauchten Gäste die Domestiken tiefe Bücklinge. Höher noch ging es in der großen Gallerie vor dem Thronsaale her. Da standen in zwei dichten Reihen ihrem Range nach die Generäle, mit Gold bedeckt, die Prälaten im Hermelin, die Geheimcämmerer in ihren violetten Roben, die Ordensobersten in ihren so mannigfaltigen Costümen, die Conservatoren und die vornehmsten Glieder des römischen Adels aufgestellt.

Aber aller Glanz dieser Versammlung erblaßte in den Augen der Herren, wie sie in den Thronsaal eintraten: der Papst, auf seinem Throne sitzend, nahm den Hintergrund desselben ein; ihm zur Rechten und zur Linken trugen, auf immer höher ansteigenden Stufen stehend, die Cammerherren und diensttuenden Edelleute die Insignien der päpstlichen Gewalt; ein weiter Halbkreis von Cardinälen, im ganzen Reichthum ihrer Gewandung, schien sich zu öffnen, um den Gesandten des Großherrn zu den Füßen des Kirchen- und Staatsoberhauptes durchzulassen. Von allen Seiten glänzten Gold und Purpur, funkelten Edelsteine. Die ganze Majestät des h. Stuhles, aller Glanz der Kirche war dem prachtliebenden Sohn des Morgenlandes zu Liebe und zur Verherrlichung eines so großartigen, hoffnungsreichen Ereignisses aufgeboten. Chekib Effendi war entzückt, verwundert, vernichtet.

Unter dem üblichen Ceremoniell vor den Thron geführt, kniete er nieder; Pius IX. hob ihn auf, reichte ihm die Hand zum Kusse und gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen. Chekib Effendi hielt nun in türkischer

Sprache eine Rede, welche sein Dolmetsch sofort in's Französische übertrug und die ungefähr Folgendes besagte.

Der Sultan, sein Gebieter, habe, sobald er die alle Welt erfreuende Nachricht von der Thronbesteigung Sr. Heiligkeit vernommen, ihn (Chekib Effendi) mit dem ehrenden Auftrage beglückt, der Ueberbringer der Glückwünsche seines Kaisers an Se. Heiligkeit zu sein und so eine Verbindung mit dem h. Stuhle anzubahnen, wie sie seither nimmer bestanden. Es spreche sich darin die Freude aus, welche Sultan Abdul-Medjid über jenes glückbringende Ereigniß theile, aber auch das Vertrauen, das er zu Sr. Heiligkeit hege — ein Vertrauen, welches diese gewiß zu würdigen wissen werde. Er, der Botschafter, erachte sich überschwenglich beglückt, wenn es ihm sollte gelungen sein, das Wohlwollen Sr. Heiligkeit zu erwerben.

Pius antwortete in huldreichen Worten: Er danke dem Großherrn für die guten und loyalen Gesinnungen in Ansehung seiner, denen er durch den Mund einer so erlauchten Persönlichkeit Ausdruck gegeben; mit Freude nehme er die süße Hoffnung hin, zwischen der Hohen Pforte und dem Heiligen Stuhle freie und herzliche Beziehungen in's Leben gerufen zu sehen, von denen vor Allen die in dem umfangreichen ottomanischen Reich lebenden Christen Nutzen ziehen würden.

Dieser Gedanke mache ihm die freundschaftlichen Anträge, welcher der Großherr ihm übermittelte, noch ungleich kostbarer.

Darauf stellte der Gesandte dem Papst seinen Sohn und Secretär, Arit-Bey, so wie die ausgezeichnetsten Personen seines Gefolges vor, an welche alle der h. Vater Worte voll der Güte und Höflichkeit richtete.

Während dieses feierlichen Empfanges war natürlich Graf Rossi ein wenig in den Hintergrund getreten und zwischen einer Gruppe von Eminenzen verschwunden. Ob es ihn auch ärgern mochte, alle Hoffnung, zwischen dem Papst und dem Botschafter des Großherrn eine geheime Unterredung zu verhindern, vereitelt zu sehen, es nutzte ihm nicht. In der That sah er bald nach den ausgetauschten Reden Se. Heiligkeit langsam vom Throne heruntersteigen, dem Chekib Effendi die Hand reichen und ihn nebst seinem Dolmetsch in sein Cabinet einladen. Chekib entgegnete, er begehre keinen anderen Dolmetscher als den des Papstes; er folgte also Pius IX., welchen Cardinal Mezzofanti, jenes berühmte Sprachenwunder, begleitete, und als Alle Drei eingetreten waren, schloß sich hinter ihnen die Thüre zu.

Die Conferenz dauerte nahezu eine Stunde. Was in ihr zur Verhandlung gekommen, haben später die Ergebnisse an das Licht gebracht.

Chekib Effendi eröffnete, so wurde erzählt, dem Papste, daß der Sultan von Seiten der Gesandten, die ihn umgeben, die peinlichsten Schwierigkeiten erfahre. Se. Heiligkeit erwiderte, daß er in seinen Beziehungen mit den Repräsentanten der Mächte nicht viel glücklicher sei. Der Gesandte setzte darnach die Beweggründe auseinander, die es seinem Herrn erwünschlich machten, daß der h. Stuhl selber den Schutz der Christen des Morgenlandes in seine Hand nehme. Unter diesen Beweg-ursachen waren etliche rein politischer Natur, andere aber derartig, daß sie die Freunde der Kirche höchlich interessiren müssen. Chekib erklärte, der Sultan zähle in seinen Staaten 1 Million Armenier, griechischer Religion, welche selbstverständlich unter Rußlands Schutzherrschaft gestellt seien; nun aber verlangen diese Dissidenten Nichts sehnlicher, als in den Schooß des h. Petrus zurückzukehren und Beziehungen abzuschütteln, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes bedrohen. Diese ihre Stimmung möge Rom begünstigen, es möge ihnen die Arme öffnen: so würde in dem Reiche des Halbmondes für den h. Stuhl 1 Million Unterthanen mehr, für den Sultan 1 Million Russen weniger sein. Die beiden Mächte hatten folglich mehr als eine Ursache, sich zu verständigen. Pius IX. versprach, diese Eröffnung in ernste Erwägung zu ziehen.

Es lag etwas eigenthümlich Ergreifendes in dem Schauspiel, diese zwei rücksichtlich der Religion so entgegengesetzten Männer mit Offenheit

ihre Ansichten austauschen und aus gerechten Gründen, in bester Absicht, wider eben Di: sich verbünden zu sehen, deren Pflicht es gewesen wäre, als natürliche Vermittler eine Einigung zwischen Jenen herbeizuführen.

Als die Thüre sich wieder aufthat, schien das Antlitz Beider strahlend; es war offenbar: etwas Großes und Hehres mußte zu beiderseitiger Zufriedenheit zwischen ihnen vereinbart sein.

Chekib sprach es bei seinem Weggehen laut aus, daß dieser Tag der schönste seines Lebens gewesen. Der Papst schickte ihm sein Porträt, reich in Diamanten eingefaßt. Chekib hing es sofort um seinen Hals und erschien, auf diese Weise decorirt, bei dem Grafen Rossi, der ihm zu Ehren eine Abendpartie veranstaltete und nicht ohne geheimen Aerger dieses Geschenk bewundern mußte, das der dadurch Beglückte ihm (wohl nicht ganz ohne schalkhafte Nebengedanken) triumphirend unter die Augen hielt.

Während der übrigen Zeit seines Aufenthaltes zu Rom war Chekib Effendi unerforschlich. Graf Rossi konnte Betreffs des Ergebnisses der Gesandtschaft lediglich Vermuthungen anstellen; diese theilte er getreulich dem Ministerium Guizot mit, das dann seinerseits die Ordre zur Verdoppelung des Intriguenspiels gab, wodurch Pius IX. verhindert werden sollte, aus den Eröffnungen der Pforte Gewinn zu ziehen.

Drei Tage nach seiner Vorstellung nahm Chekib Effendi vom h. Vater Abschied, nachdem er zuvor seinen glänzenden Empfang und die vortrefflichen Eigenschaften des römischen Papstes mit begeisterten Worten nach Stambul — so nennen die Türken Constantinopel — berichtet hatte.

Hier verursachte diese Nachricht die lebhafteste Freude. Abdul-Medjid war derart davon entzückt, daß er den Abbé Demauri rufen ließ und ihn mit der Uebersendung eines eigenhändigen Schreibens an den h. Vater beauftragte, worin er seine Freundschaftsbetheuerungen gegen den h. Stuhl erneuerte und den Wunsch aussprach, recht bald einen apostolischen Nuntius bei sich ankommen zu sehen. Chekib Effendi aber konnte es sich auf seiner Reise nach Wien, wo er den Großherrn vertreten sollte, nicht versagen, in Sinigaglia Rast zu machen, um Pius' IX. Wiege zu besuchen. Bei der Besichtigung des Palastes, wo der größte Mann seines Jahrhunderts zur Welt kam, legte er aufrichtige Rührung an den Tag. Allen Verwandten des Papstes wollte er vorgestellt sein und hinterließ den Armen der Stadt ein Geschenk, welches besser, als seine Worte, die Gefühle kund gab, die er aus der Hauptstadt der Christenwelt davontrug.

Wir werden nachträglich sehen, welche Früchte aus der Saat seiner Mission hervorgesprossen.

Dreißigstes Capitel.

Die Charwoche zu Rom und der Papst in ihr. — Nachmittags Messe der katholischen Armenier.

Die prunkvolle ottomanische Gesandtschaft und der drollige Carneval waren im Strudel der bewegten Zeit und über den ernsten Eindrücken, welche die ringsum mit Kraft erschallenden Fastenpredigten hervorriefen, längst vergessen. Die 40tägige Fastenzeit nahete der letzten und feierlichsten ihrer Wochen. War Rom zu allen Zeiten wie ein geheimniß-

voller Magnet, der die Völker anzieht, so übt das christliche Rom ganz vorzugsweise diese Anziehungskraft um diese Zeit. Da strömt eine Menge von Fremden aus allen Nationen und Ständen zusammen zur Feier der Charwoche, die nirgends in der Welt mit so vollem Recht den Namen der großen, der h. Woche verdient, wie gerade hier. Sagen doch alle Reisenden beinahe einstimmig, daß schon die Freude, die Ceremonieen der h. Woche in Rom zu sehen, eine Reise nach Italien verlohnet.

Daß der Zudrang der Fremden in diesem Jahre ein ganz außerordentlich großer war, dazu trug ohne Zweifel der Ruf Pius' IX., mit dessen Thronbesteigung eine neue Aera begonnen und der die Erwartung Europas in Spannung hielt, gar Vieles bei.

Am Palmsonntage nahm derselbe in St. Peter (wohin Gregor XVI. die Feier, die seither in der Sixtinischen Capelle stattfand, verlegt hatte) in üblicher Weise die Weihe und darnach die Vertheilung der Palmen an die Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Ordensgeneräle u. s. w. und die durch ein Billet des Oberhofmeisters zugelassenen Fremden vor. Unter diesen sehen wir berühmte, mit Ordenssternen reichgeschmückte Staatsmänner, deutsche, französische und englische Offiziere in ihren Uniformen. Darauf die Procession. Der Stellvertreter des Gottmenschen, auf seinem Throne getragen, zieht durch die Basilika, und das Hosanna und die übrigen Gesänge, von zwei Altstimmen gesungen, mit den ausdruckvollsten Ceremonieen vermischt, schildern zugleich den Einzug unseres Herrn in Jerusalem und den Einzug des Menschengeschlechtes in den Himmel, dessen verschlossenes Thor durch das Kreuz geöffnet ward. Nach der Prozession wohnte der h. Vater, auf seinem Throne sitzend, der von einem Cardinalpriester celebrirten Messe bei, während welcher von drei Priestern und dem Chore die Leidensgeschichte des göttlichen Opferlammes (die Passion) dramatisch, schön, in einfacher, aber umfassender, die Worte mit ergreifender Wahrheit wiedergebender Harmonie gesungen wird.

Am Mittwoch Nachmittag fuhr Se. Heiligkeit vom Quirinal zum Vatican und blieb dort bis nach Beendigung der gottesdienstlichen Feier am Ostersonntage, um dem Brauche gemäß dem Gottesdienste in der Peterskirche und der Sixtina ungestörter beiwohnen und zum Theil denselben halten zu können.

Am selbigen Nachmittage begann in der Sixtina als Vorfeier des Gründonnerstages die sogenannte düstere Mette. Psalmen Davids wechseln mit Lesungen aus der h. Schrift und den h. Vätern. Alles hat Bezug auf die Ereignisse dieser Tage. Es erschallen die Klagelieder Jeremiä des Propheten, der da trauert über den Untergang Jerusalems und des Tempels, und zum Zeichen, daß für die von Gott verlassene, zerstörte Stadt, auf deren Trümmern der Prophet saß, (ein Bild der von der Sünde entstellten und entweihten Seele) noch Hoffnung vorhanden, wird all' diesen Klagesängen die Bitte hinzugefügt, die so durchdringend ist, daß sie eine Seele von Erz erschüttern könnte: „Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum (Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zu dem Herrn, deinem Gott!)."

Nach der Antiphon Traditur autem (Er aber wird verrathen) legt der Papst seine weiße Mitra ab und wirft sich auf einen Betstuhl am

Fuße des Altares auf die Kniee. Die ganze Versammlung wirft sich nieder. Dann beginnt der Gesang des Miserere. (Dasselbe wird Mittwochs, Donnerstags und Freitags nach den unsterblichen Compositionen von Baini, Bai und Allegri gesungen.) Es ist so zu sagen ein langer, schmerzvoller Seufzer über das an dem Gottmenschen verübte Verbrechen, ein gedehnter Schrei nach Barmherzigkeit, der aus der Brust des gemeinsamen Vaters aller Menschen und aller um ihn versammelten, von Schmerz überwältigten Seelen gegen Himmel steigt. Ein sinnvoller Gebrauch bei dieser Feier verdient noch besonders hervorgehoben zu werden: auf einem dreieckigen Leuchter stehen 12 Seitenkerzen, oben in der Mitte, die Spitze bildend, steht eine einzige. Die 12 werden nach kurzen Zwischenräumen gelöscht, nur die dreizehnte flammt noch. Die 12 Seitenkerzen deuten hin auf die 12 Apostel, die dreizehnte auf den Meister der Jünger, Jesus. Das allmälige Erlöschen will anzeigen, daß die Jünger nach und nach verschwunden sind und den Herrn verlassen haben, der allein vor seinem Richter stand. Auch die oberste Kerze wird am Ende weggetragen, Christi Tod zu bezeichnen. Das nun eintretende vollständige Dunkel erinnert an die Verfinsterung der Sonne beim Tode des Erlösers. Die Andacht endet mit einem Getöse, zum Andenken, daß die Erde bebte, die Felsen zersprangen, des Tempels Vorhang zerriß, als der Herr sein Haupt neigte und starb.

Der Gründonnerstag ruft in der katholischen Welt die rührendsten Erinnerungen an die Fußwaschung, die Einsetzung des Altarssacramentes, das Leiden und den Tod des Herrn hervor; in Rom aber spricht er auf die ergreifendste und vollständigste Weise davon. Nachdem der Cardinal-Decan vor dem h. Vater in der Sixtina die Messe celebrirt, setzte sich die Procession in Bewegung und schritt durch den sogenannten Königssaal nach der paulinischen Capelle. Während der Procession wird ein prächtiger Traghimmel, von Bischöfen gehalten, über dem Papst ausgespannt, welcher das h. Sacrament trägt; alle Cardinäle gehen barhaupt mit einer angezündeten Wachskerze in der einen Hand und mit der Mitra in der andern: der Chor singt das Pange lingua. Am Fuße des Altares in der paulinischen Capelle angekommen, übergiebt Se. Heiligkeit das h. Sacrament dem Prälaten-Sacristan, der es in den Kelch des Grabes legt, wo dasselbe unter wundervoller Beleuchtung, wie man sie nur in Italien findet, zur Anbetung ausgesetzt wird. Auf diese doppelte Erinnerung der Einsetzung des h. Abendmahles und des Todes des Herrn folgt die Darstellung der zwei Acte der erhabenen Demuth, wodurch er sein Leben krönte. Begleitet von seinem ganzen Hofe, begiebt sich der h. Vater in die Peterskirche, hier findet in der Capelle der hh. Processus und Martinian die Ceremonie der Fußwaschung Statt, die der Papst an 13 Priestern, meistens Pilgern aus verschiedenen Ländern, vornimmt. Sie sitzen weißgekleidet, mit eigenthümlicher Kopfbedeckung, zur Linken vom päpstlichen Throne auf einer langen Estrade. Der Papst, umgürtet mit einer weißleinenen Schürze und von einigen Hofbedienten und zwei Cardinaldiakonen begleitet, steigt zu ihnen herab, wäscht der Reihe nach einem jeden der Pilger den rechten Fuß mit Wasser, das ein Bedienter ausgießt, trocknet ihn mit einem Leintuch ab, küßt ihn und

verbeugt sich. Nach der Fußwaschung empfängt jeder „Apostel" aus der Hand des Papstes ein Handtuch und einen Blumenstrauß und aus der Hand des Schatzmeisters zwei Medaillen, die eine von Gold, die andere von Silber.

Doch bei diesem Liebesdienste, den das erhabene Haupt der Christenheit an diesem Tage 13 armen Pilgern erweist, hat es noch nicht sein Bewenden. Im großen Saale über dem Säulengang der Peterskirche ist ein Tisch aufgestellt; er ist lang, zierlich mit gefältetem Linnen, mit Blumenvasen, verschiedenen Goldarbeitergegenständen und 13 Statuetten von im Feuer vergoldetem Silber, welche unsern Herrn und die 12 Apostel darstellen, geschmückt. Von Entfernung zu Entfernung sieht man gleichmäßig aufgestellte Vasen mit Früchten und Zuckerwerk. Am Platze eines jeden „Apostels" ist ein Gedeck von Silber mit zwei kleinen Broden. Die „Apostel" selbst stehen hinter dem Tisch und erwarten die Ankunft des Papstes. Bei dessen Erscheinen beugen Alle das Knie. Nachdem der h. Vater mit einer feinen leinenen Schürze umgürtet und ihm ein silbernes Becken gereicht worden, treten die Pilger der Reihe nach vor den Papst, der ihnen Wasser zum Waschen giebt: hierauf kehren sie auf ihren Platz zurück und setzen sich nicht eher, als bis der h. Vater den Tisch gesegnet hat. Nach dem Segen beginnt ein Caplan das Vorlesen. Sogleich sieht man aus dem Hintergrunde des Saales Bischöfe und Prälaten vortreten, welche, das Knie beugend, dem h. Vater Schüsseln bringen. Dieser empfängt sie aus ihren Händen und reicht sie den Aposteln, denen er mehrmals Wein und Wasser reicht. Während des Mahles sah man Pius IX., den König seines Jahrhunderts, gleich einem dienstbeflissenen Kellner auf der Estrade vor dem Tisch hin und hergehen, bald dem Einen, bald dem Andern liebreich zureden und darüber wachen, daß Nichts mangele. Im Augenblicke des Fortgehens wusch sich der h. Vater die Hände, segnete die „Apostel" und zog sich zurück. Die abgetragenen Speisen, so wie die Kleidung, womit sie angethan sind, gehört den „Aposteln".

Das ist eine von jenen Scenen, die Derjenige, der sie zu sehen das Glück hatte, niemals vergessen kann, die ihm so recht die wunderbare, durch das Christenthum in den Anschauungen und Sitten der Menschen bewirkte Umgestaltung: die Liebe an Stelle der Gewalt, die Hingebung an Stelle der Selbstsucht, kurz die richtige Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen zur Anschauung bringen.

Nachmittags wohnte wieder, wie am Tage zuvor, der h. Vater der sogenannten Rumpelmette in der Sixtinischen Capelle bei. Welch ein Anblick von Trauer und Betrübniß! Die ganze Capelle ist ihrer Behänge und Zierrathen entkleidet; der Thron des Papstes ist ohne Lehne, die Bank der Cardinäle ohne Teppich, die Tribüne der Fürsten hat keinen carmesinrothen Sammt mit Goldfransen; das Pflaster der Capelle ist seines großen grünen Teppichs beraubt; der Altar ist entblößt; das Bild des Altarblattes ist mit einem violetten Schleier und das Kreuz mit einem schwarzen bedeckt. Der h. Vater wie das h. Collegium zeigen sich im Trauergewande; die Hellebardiere und Scepterträger tragen die Hellebarden und Scepter umgekehrt. Wenn sich mitten unter diesem

traurigen und düstern Anblick eine Stimme der Sänger mit den Klagen des Jeremias oder dem Miserere vernehmen läßt, so kann man sich einer tiefen und allgemeinen Ergriffenheit nicht erwehren. Hier ist eine Leichenfeier, und — großer Gott! welch' eine Leichenfeier!

Am Charfreitage dieselbe Trauerscene, nur noch düsterer und ergreifender. Nachdem alles aus den Büchern Moses und den Propheten auf den Tod des Gerechten Bezügliche vorgelesen, nachdem dessen Leidensgeschichte in der oben erwähnten Weise gesungen worden und die hohenpriesterlichen Gebete zu Ende sind, enthüllt der den Dienst thuende Cardinal nach und nach, wie um das große Geheimniß des Calvarienberges kund zu geben, die Arme des Kreuzes. Hat er dieses auf ein reiches Kissen niedergelegt, so verläßt der h. Vater seinen Thron, tritt, aller Zeichen seiner höchsten Würde entkleidet, mit bloßen Füßen und gefalteten Händen zum unteren Ende der Bänke des h. Collegiums. Nachdem man ihm hier auch die Mitra abgenommen, beugt er dreimal das Knie, während er sich dem Kreuze naht, das er anbetet und küßt. Dreimal berührt die Stirn des erhabenen Greises das Pflaster des Heiligthums; und liegt er so mitten in der Capelle und ruhen seine Lippen auf den heiligen Wunden des gekreuzigten Gottes, so jauchzt der Glaube des Christen, da er sieht, daß dieses Kreuz, einst der Gegenstand der Schmach, an diesem Tage, nachdem es die Welt unterjocht, die Huldigung von Allem empfängt, was das Größte auf Erden ist. Nach dem h. Vater schreiten alle Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, die Bischöfe, die Ordensgeneräle barfuß und mit gefalteten Händen zur Anbetung, jeder, nach dem Vorgange des h. Vaters, in ein silbervergoldetes Becken zur rechten Seite des Kreuzes eine Börse mit Gold als Tribut für den gekreuzigten Gottkönig hineinlegend.

Nach dem Officium setzt man auf dem Altare einen beträchtlichen Theil des wahren Kreuzes aus, wo er bis nach der Rumpelmette bleibt. Nachdem diese mit dem wundervollen Miserere Allegri's geschlossen, begab sich die ganze schweigende Versammlung mit dem h. Vater, sein Geleite vorauf, in die Peterskirche zur Verehrung der großen Reliquieen, die dort als kostbare Denkmäler des Leidens unseres Herrn und unserer glücklichen Erlösung von der Tribüne der h. Veronika herab von zwei Kanonikern schweigend gezeigt werden.

Am selbigen Abende überraschte der h. Vater das (bereits bei einer früheren Veranlassung erwähnte) große Pilgerspital zur h. Dreifaltigkeit mit einem Besuche und wiederholte daselbst das Werk der Demuth, das er Tags zuvor in St. Peter geübt, die Fußwaschung. Es existirt nämlich in Rom eine sehr große, vom h. Philipp von Neri gegründete Bruderschaft, welche für die Verpflegung der Pilger, deren Zahl zu Ostern 3 bis 400 beträgt und deren gegen 1000 in allen Refectorien zusammen bedient werden können, in jenem Spital Sorge trägt. Unter mehrere andere Werke christlicher Demuth und Liebe gehört auch die Fußwaschung am Charfreitagabend. Es begeben sich die Mitglieder der Bruderschaft, d. h. die Fürsten und höchsten Adeligen Roms in das Spital; die Männer waschen den Pilgern, die Frauen den Pilgerinnen die Füße, und bedienen sie nachher am Tische. Der h. Vater hatte einst zu dieser

Bruderschaft gehört. Gegen 8 Uhr erschien er unerwarteter Weise in ihrer Mitte, und nahm Theil an allen Verrichtungen der Liebe und Andacht. Es war ein deutscher Geistlicher (der nunmehr bußfertig verstorbene, wegen seines abenteuerlichen Lebenswandels am Niederrhein nur allzubekannte Th. L—, ehemals Caplan zu C—), der Se. Heiligkeit, umgeben von den Cardinälen Mezzofanti, Massimo und Simonetti, zu seinen Füßen liegen und ihm demuthsvoll die niedrigsten Dienste verrichten sah.

Am Charsamstage sah die Sixtinische Capelle den h. Vater im rothen Chormantel und der gelbdurchwirkten Mitra und die Cardinäle im violetten Chormantel wieder an ihren Plätzen. Wie in allen katholischen Kirchen begann das Officium mit der Weihung des neuen Feuers und der Osterkerze. Bei dem Freude weckenden Exultet stand Jedermann auf wie beim Evangelium, und vernahm das schönste Recitativ, welches nach dem Urtheil der Kenner das Ohr des Menschen auf Erden vernehmen kann. Auf seine letzten Melodieen folgte der abwechselnd ernste und schwermüthige Gesang der Weissagungen und der feierlichen Litaneien. Das ganze Alterthum zieht da an unsern Augen vorüber und man meint in jene glänzenden Nächte versetzt zu sein, wo die erste Kirche ihre zahlreichen Schaaren von weißgekleideten Katechumenen zu den h. Quellen führte und auf alle diese Erben des Himmels den Schutz der glorreichen Bewohner des h. Jerusalems herabrief. (Im Lateran hatte zu gleicher Zeit dieselbe Feierlichkeit Statt, mit dem Unterschiede, daß hier in der nahe gelegenen, prachtvollen, constantinischen Taufcapelle die Taufhandlung nach altem Brauch an jüdischen oder mohamedanischen Katechumenen, oder in deren Ermangelung an irgend einem Christenkinde vollzogen und demnächst die allgemeine Ordination vorgenommen wird.) Darnach beginnt die Messe. Es ist die nach dem Papste Marcellus II. genannte Messe, welche der berühmte Musikdirector Paläſtrina im Auftrage einer kirchlichen Commission, an deren Spitze der h. Cardinal Carl Borromäus stand, componirte, und welche für die Beibehaltung der Kirchenmusik, über die das Concil von Trient wegen ihrer Ausartung bereits den Stab gebrochen hatte, entscheidend war. Sie wird von einem Cardinal celebrirt. Bei'm Gloria wird von unsichtbarer Hand der Teppich des Altarblattes, welches die Auferstehung unseres Herrn darstellt, aufgedeckt. In diesem Augenblick theilte sich der ganzen Versammlung eine wonnige Freude mit. Die Nobelgarden erhoben ihre seit dem Tage vorher gesenkten Degen, die Schweizer ihre Hellebarden, die Scepterträger ihre Stäbe, alle seit dem Gründonnerstage verstummten Glocken läuteten fröhlich und vermischten ihre Freudentöne mit dem feierlichen Geräusch der Mörser der Schweizergarde und der Kanonen der Engelsburg.

Nach dem Gloria kam ein Subdiacon, mit der weißen Tunica bekleidet und von einem Ceremonienmeister begleitet. Er machte eine Kniebeugung vor dem Altare und begab sich zum päpstlichen Throne, wo er mit lauter Stimme sprach: „Heiliger Vater, ich verkündige Dir eine große Freude, es ist Alleluja.“ Bei diesen Worten wirft er sich nieder, küßt die Füße des Papstes und geht in die Sacristei zurück, um nicht mehr zu erscheinen. Nach der Ankündigung singt der Celebrirende drei-

mal das Alleluja, indem er allmälig, dem Wachsthum der Freude in seiner Brust entsprechend, die Stimme höher hebt.

Gegen vier Uhr Nachmittags feiern die katholischen Armenier in der Kirche der h. Maria von Aegypten die erste Ostermesse. Die fremdartige morgenländische Bekleidung des celebrirenden Bischofs, des ihn zahlreich umgebenden Klerus, ihre Sprache, ihr Gesang, ihr Ritus geben dieser Opferfeier ein großes Interesse und entrollen den ihr mit Andacht Anwohnenden (deren Zahl leider gerade hier äußerst gering ist) eine herrliche Seite unseres ehrwürdigen Alterthums und der Einheit in der Verschiedenheit und Allgemeinheit. Den Charsamstag beschließt in mehreren Kirchen, namentlich in St. Marcell auf dem Corso, eine Freudenfeier zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter, um sie, mit der man Tags zuvor als mit der Mutter der Schmerzen bei der Leiche ihres Sohnes geweint hatte, nun im Erguß kindlicher Zärtlichkeit wegen der Auferstehung ihres Eingeborenen zu beglückwünschen . . . . . Wie zart und sinnvoll sind doch alle diese Gebräuche, und wie würdig leuchtet in ihnen die Residenzstadt des kirchlichen Oberhauptes, das päpstliche Rom, der ganzen Welt vor!

Einunddreißigstes Capitel.

Die Osterfeier zu Rom. — Das Pontificalamt in St. Peter. — Benediction vom Balcon der Peterskirche. — Beleuchtung der Peterskirche. — Die Girandola.

Von dem Augenblicke an, wo in der Sixtina das Alleluja ertönte, gewinnt die Stadt Rom ein festliches Aussehen; Jubel strahlt von allen Gesichtern, die Straßen sind voll Menschen, die aus den verschiedenen Kirchen strömend, einander ein seliges Osterfest — la buona Pasqua zuwünschen. Nach alter Sitte werden auf verschiedenen Plätzen der Stadt Freudenfeuer angezündet und dabei irdene Töpfe zerschlagen, zum Zeichen, daß die Fastenzeit vorüber ist.

Und nun erst am Ostersonntage selbst! Schon am frühesten Morgen kündigt der Donner der Kanonen von der Engelsburg das Grauen desselben an. Ganz Rom, verstärkt durch einige 60,000 Fremde, strömt über die Engelsbrücke zu Fuß und in einer unabsehbaren Wagenreihe zu dem Dome von St. Peter, dessen weite Hallen jetzt mehr denn je sich füllen. Von den Eingängen der Vorhalle, das Mittelschiff entlang bis zur Confessio bilden die päpstlichen Regimenter Spalier. Die Schweizergarden, die Noblegarden, die Generäle der römischen Truppen paradiren im großen Costüm.

Nachdem der h. Vater, auf einer Sänfte getragen, mit leiser Handbewegung die zu beiden Seiten knieenden Tausende segnend, in festlichem Aufzuge, unter feierlichem Gesange bis zu seinem Throne gelangt, dort die Huldigung der Cardinäle entgegengenommen und zur Rechten und Linken des Thrones und auf den Stufen desselben Cardinäle, Bischöfe, Ordensoberen, Prälaten, der ganze Hof und die vornehmsten Beamten einen Ehrenkranz um den Papst und Herrscher bilden, wie kein Hof in der Welt ihn zeigt, beginnt die Messe. Die Feier hat selbstverständlich Aehnlichkeit mit einem bischöflichen Pontificalamte, nur daß, der Würde des Oberhauptes der Kirche angemessen, sich ein größerer

Glanz entfaltet. Zur Erinnerung an die alte Einheit der morgenländischen und abendländischen Kirche, zum immerwährenden Zeugniß der Katholicität des Glaubens, der alle Sprachen geredet hat und bis an's Ende reden soll, werden die Epistel und das Evangelium von den Diakonen Roms zuerst lateinisch, dann von einem mit ihrem prächtigen orientalischen Costüm bekleideten armenischen Subdiakon und Diakon griechisch gesungen. Darnach stimmt der Papst das Credo (Ich glaube) an, jenes erhabene Bekenntniß, welches unsern ganzen Glauben umschließt und die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft. Kaum hat der oberste Hirt mit voller, weithin tönender Stimme es gesungen, so stimmen die um ihn versammelten Oberhirten, paarweise zum Zeichen brüderlicher Gemeinschaft einander zugewandt, halblaut nachbetend, in dasselbe ein, mit ihnen, wenigstens im Herzen, die versammelten Gläubigen Alle, so daß dieses gemeinschaftlich gesungene und gebetete Credo ein wahrhaft erhebendes Bild katholischer Einheit im Glauben und in der Liebe darbietet.

Kommt der Augenblick der Consecration (der Wandlung), so steigt der h. Vater von seinem Throne herab und begiebt sich in glänzendem Geleite zum Altare. Nachdem er jene geheimnißvollen Worte, die Worte des Lebens, welche Brod in Gott, und Wein in sein Blut verwandeln, gesprochen, knieet er anbetend nieder, nimmt das h. Opfer in seine Hände, erhebt es über seinem Haupte und hält es nach altgriechischer Weise zu den vier Gegenden des Himmels hin; dann giebt er, eh' er es wieder auf den Altar legt, der Welt schweigend den Segen. In der Stille, die in diesem Augenblick unter dieser ungeheueren, auf die Kniee niedergefallenen Menge, darunter Fürsten und Könige, herrscht, liegt etwas fast Erschreckendes. Jeder liegt wie festgebannt, Aller Blicke sind auf den Stellvertreter Christi gerichtet und man fühlt, daß etwas Uebernatürliches vor sich gegangen. Und er, o wie strahlend und verklärt ist sein Angesicht!

Nach der Wandlung kehrt der Papst auf seinen Thron zurück und die Communion wird ihm durch den Cardinaldiakon gebracht. Das ist abermals ein Glanz- und Höhepunct, der mit jenem vorerwähnten um die Palme ringt.

Der Cardinaldiakon tritt vor den Altar, nimmt die Patene, hebt sie empor und legt sie auf ein prächtiges Velum, welches der vor ihm knieende Subdiakon um die Schultern trägt und dieser bringt sie zu dem Throne. Er selbst nimmt dann den mit Edelsteinen geschmückten Kelch, hält ihn hoch empor, steigt die Stufen hinab und trägt ihn unter dem Vortritt von Lichtern langsam und feierlich zu dem Throne hin. Man hört, wie die Degenspitzen den Boden berühren und die Scheiden auf das Marmorpflaster stoßen, während die Noblegarden niederknieen und die Volksschaaren sich demüthig anbetend beugen vor dem König der Könige, dem Herrn der Heerschaaren, der unter unscheinbarer Hülle an ihnen vorübergeht. In diesem Augenblicke giebt es keine Irrgläubigen, keine Ungläubigen mehr; man sieht selbst Engländer mit kaltem Herzen, mit von den Genüssen des Lebens vertrockneter Seele, wie von geheimer Macht gezwungen in die Kniee sinken. Wie der Diakon mit gemessenen Schritten, in würdiger Haltung dem Throne näher kam, stand der Papst

auf und knieete ehrfurchtsvoll nieder. Eine tiefe und innige Andacht belebte seine schönen Züge und leuchtete aus seinen seelenvollen, himmelwärts gerichteten Augen; und so sehr auch seine Person mit weltlichem Pomp und kirchlicher Pracht umgeben war, sein Geist dachte offenbar nur an die Gegenwart des Einen und stand allein vor Diesem, wie einst Moses auf dem Sinai.

Der h. Vater nahm die h. Hostie mit gefalteten Händen und ehrerbietig geneigtem Haupte und communicirte sich selber; dann nahm er eine andere und reichte sie dem Cardinaldiakon dar, welcher aus der Hand des Stellvertreters Jesu Christi stehend communicirte. Der Diakon kehrte zum Altare zurück, von welchem er mit denselben Ceremonieen das kostbare Blut brachte, von dem der h. Vater mit einem goldenen Rohre nach dem Gebrauche der ersten Kirche trank, dem zufolge der Diakon das Uebrige auf dieselbe Weise zu sich nahm . . . Wie mahnt dieser Augenblick an die erste Communion der Apostel, die an Einem Tische mit ihrem Herrn und Meister sitzend, von Einem Brode mit ihm aßen, aus Einem Kelche mit ihm tranken!

Nach dem Hochamt werden die größeren Reliquieen (ein Theil des h. Kreuzes, das Schweißtuch der Veronica und ein Stück der Lanze, womit Longinus die Seite des Heilandes durchbohrte) gezeigt; dann erfolgt der feierliche Segen von der großen Loggia herab.

Gegen das Ende des Pontificalamtes bot der Platz von St. Peter einen auf Erden einzigen Anblick dar. Die riesig großen Treppen, welche von der Kirche zu ihm hinabführen und die großen Absätze zwischen denselben sind mit einem Teppich ganz eigener Art, nämlich mit Gruppen von Landleuten, Männern, Frauen und Kindern, aus den benachbarten Städten und Dörfern, Frascati, Albano, Nettuno u. a., in den verschiedenartigsten, malerischesten Costüms bedeckt. Einige stehen in gespannter Erwartung da, andere, ruhiger zuwartend, liegen lang ausgestreckt auf dem Boden. Auf dem tiefer liegenden Platze stehen ganze Reihen von Equipagen, eine brillanter denn die andere, es sind die Staatskutschen der Cardinäle, der Gesandten, der Prälaten, der Fürsten, Könige und Kaiser und des ganzen römischen und fremden Adels. Die Mitte des Platzes gegen den Obelisk hin ist von den Truppen der Infanterie und Cavallerie eingenommen, welche ein großes Viereck bilden, in dessen Mitte ein glänzender Stab von der Sonne bestrahlt wird. Auf der großen Front gegen den h. Vater hin steht die Musik der verschiedenen Regimenter. Kurz, auf dem ganzen Umfang des kolossalen Platzes bis zur Schwelle der Basilika, auf der mit Statuen geschmückten Gallerie der um den Platz laufenden Säulenhallen drängt sich eine so dichte Menge, daß jede Bewegung unmöglich zu sein scheint; es sind ohne Uebertreibung wenigstens 100,000 Zuschauer da. Und was hat sie alle aus Nah und Fern, ja aus weitester Ferne herbeigeführt? Weshalb haben Viele von ihnen stundenlang die sengende Sonnengluth ertragen? Um einen einzigen Mann, den von aller Welt gefeierten, ja vergötterten Pio Nono, zu sehen und seinen feierlichen Segen zu empfangen oder um doch wenigstens Zeuge der wundervollen Weise zu sein, wie die Gewalt zu segnen ausgeübt wird. Da horch! Das Geläute aller Glocken des St. Petersdomes, die

Kanonen der Engelsburg, vermischt mit dem Wirbeln der Trommeln und dem Schmettern der Trompeten, sie verkünden die nahe Ankunft des h. Vaters. Im Nu sind, so verschiedenartig auch die Gefühle sein mögen, alle Augen auf Einen Punkt, auf die Loggia gerichtet. Schon ist sie mit Bischöfen angefüllt, jetzt kommen die Cardinäle, werfen, ihr Erstaunen ausdrückend, einen Blick über die ungeheuere Menschenmenge, und ziehen sich dann zurück; das Kreuz erscheint, die von Gold schimmernden Tiaren werden auf die Brustwehr des Balcons gesetzt, und alsbald erscheint, auf seinem Sessel getragen, mit der dreifachen Krone geschmückt, Pius IX., das Haupt unserer h. katholischen Kirche, der Stellvertreter Christi, der glorreich regierende Papst und König. Die Glocken verstummen, die Musik verhallt, eine lautlose Stille, nur durch das plätschernde Geräusch der beiden Fontainen unterbrochen, tritt ein, die zahllose Menschenmenge mit entblößtem Haupte harrt, seinen Segen zu empfangen. Ein Augenblick der größten inneren Erregung! Man fühlt, daß etwas Geistiges, etwas Uebersinnliches sich vollziehe. Nachdem ein Prälat, im Namen Aller, tiefgebeugt das Confiteor, das offene Schuldgeständniß gesungen (Demuth ist die Grundbedingung jeder Gnade) sprach der h. Vater mit fester Stimme die üblichen Gebete. Ihm zu Seiten knieeten zwei Bischöfe, der eine die angezündete Kerze haltend, der andere das die Gebete und Ceremonieen angebende Buch, das Pontificale darreichend. Hierauf erhob sich der h. Vater, mit dem goldbesetzten Chormantel angethan und die Stirn mit der dreifachen Krone geschmückt, majestätisch, als schwebe er in der Luft, öffnete weit seine Arme, streckte sie nach Oben, wie um aus dem Himmel den Segen zu holen, den er der Welt ertheilen will, segnete dann, dreimal das Zeichen des Kreuzes bildend, mit lauter klangvoller Stimme im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit die vor ihm auf den Knieen liegende unzählbare Menge und die durch sie vertretenen Millionen und Millionen und schloß sie wieder auf seiner Brust zusammen, wie ein Vater, der sein Kind umarmt und es an das Herz drückt.

Während der letzten Worte des Segens hatte sich der h. Vater wieder gesetzt, das Amen war viermal feierlich von der unermeßlichen, wie Meeresbrausen dröhnenden Stimme der Menge wiederholt worden, als plötzlich eine noch stärkere Stimme es auf ihre Weise wiederholte. Die Glocken des St. Petersdomes, die Kanonen der Engelsburg, die Trommeln und Trompeten der Militärmusik, die Hochrufe der begeisterten Menge brachten, zugleich erschmetternd, den Segensruf des allgemeinen Vaters und das Dankeslallen seiner Kinder bis zu den fernen Bergen Sabiniens und Latiums. Die zwei assistirenden Cardinäle lasen, der eine lateinisch, der andere italienisch, die Formeln des vollen Ablasses für die Gläubigen, welche mit rechter Gemüthsfassung den Segen empfangen. Diese gedruckten Formulare wurden unter das Volk geworfen: der h. Vater war, wie eine Vision, die einen Augenblick dauert, verschwunden. Alles war zu Ende.

Die bewegte Menge entfernte sich langsam, die Fremden ihre Gasthöfe und Speiselocale, die Einheimischen ihre Familien aufsuchend, um nach urchristlicher Sitte gemeinschaftlich das Liebesmahl zu halten und einander die gesehenen Herrlichkeiten von St. Peter, vor Allem aber die

unvergleichliche Würde und Anmuth Pius' IX. in seinen amtlichen Verrichtungen und seine himmlische Andacht und Sammlung, wenn er betet, zu erzählen . . . . Die Armen aber, die Obdachlosen, wo bleiben sie, wer sorgt, daß auch sie an der allgemeinen Freude ihren bescheidenen Antheil haben? Sehet da wieder das christliche Rom. Die Armen werden im Vatican unterstützt, reichliche Almosen unter die Gefangenen vertheilt oder dürftigen Familien gebracht und Gefangene in Freiheit gesetzt. Rom ahmt so dem göttlichen Erlöser nach, dessen Erscheinung in der Unterwelt für die Gerechten das glückliche Zeichen der Befreiung war. Und wie vor wenigen Tagen in allen Kirchen und Schulen, hohen wie niederen, der Todesschmerz des Opfers auf Golgatha Gegenstand der Feier gewesen war, so wird heute um die Wette in Gotteshäusern und wissenschaftlichen Versammlungen durch Rede, Dichtkunst und Gesang der Triumph des Todesüberwinders verherrlicht.

Am Abend giebt sich die öffentliche Freude durch die berühmte Beleuchtung der Peterskirche und deren Kuppel kund. Wie der Segen am Ostermorgen, ist sie von der Art, daß keine andere Hauptstadt den erstaunten Blicken des Reisenden ein ähnliches Schauspiel darzubieten vermag. Man denke sich den prächtigsten Tempel der Welt mit seinen riesenhaften Verhältnissen, mit seiner Kuppel von 424 Fuß Höhe, mit seinem unermeßlichen, 100,000 Menschen umfassenden Platz, umgeben von einer vierfachen, mit Tausenden von Marmorstatuen gezierten Säulenreihe, und dieses ganze Gebäude in einen Feuerberg umgestaltet! 4400 Lämpchen mit umschleiertem Feuer sind an der äußern Façade des Tempels und der Säulenhallen vom Boden an bis zum Ende des Kreuzes des Domes angebracht. Diese Lämpchen zeichnen alle Kanten des Gebäudes ab, dessen architektonische Linien sie bezeichnen, indem sie sich krümmen, wo diese sich krümmen, aufhören, wo diese aufhören, sich brechen, wo diese sich brechen.

Die erste Beleuchtung beginnt um 8 Uhr; um 9 Uhr findet eine Abwechslung des Feuers Statt. Beim ersten Glockenschlag läuft etwas Flammiges, Sternschuppen ähnlich, über den Dom, das Kreuz, die kleinen Kuppeln, die Façade, den Säulengang, die Säulenreihe, den Platz, läßt sich überall sehen und weilt nirgends; beim letzten Schlag der Glocke bewegt es sich unerklärlicher Weise nicht mehr und wird nicht mehr gesehen; dagegen sind 791 neue Feuer angezündet worden, und Einsatzrosen, Blumengewinde, Armleuchter, Heerde mit einer glänzenden Flamme vermischen sich mit den von der ersten Beleuchtung ein wenig angelaufenen Linien. Keine Worte vermögen diesen wie durch einen Zauber bewirkten schnellen Wechsel des Feuers und das Großartige dieses Brandes der Kuppel zu beschreiben. Man glaubt sich der Erde entrückt, in das himmlische Jerusalem versetzt, und statt der streitenden Kirche die triumphirende im Himmel vor sich zu sehen. Der Zauber erklärt sich aber folgendermaßen: 365 Pietrini, (so heißen die eigens für St. Peter angestellten Arbeiter) an Stricken hängend, haben plötzlich diese zaubervolle Wirkung hervorgebracht, ohne daß sie wahrgenommen werden konnten und in wenigen Augenblicken 5191 Lämpchen angezündet!

Doch damit hat Rom seine Wunder noch nicht erschöpft, noch Eine Freude ist den Römern, noch Eine Ueberraschung ihren fremden Gästen

auf den Abend des zweiten Ostertages vorbehalten, die Girandola. Man giebt diesen Namen dem Kunstfeuerwerk, das von der Engelsburg (späterhin vom Monte Pincio und dem Janiculus aus) als Freudenbezeugung wegen der Auferstehung des Erlösers abgebrannt wird. Ganz Rom wohnt diesem Schauspiele bei, dem schönsten, das man nebst denen des vorhergehenden Tages sehen kann. Dreiviertel auf neun Uhr geben mehrere Kanonensalven das Signal dazu. Da schaut das entzückte, staunende Auge die großartigsten, die schreckenvollsten, schönsten und anmuthigsten Feuergebilde, die man sich nur vorstellen kann, wie zum Beispiel außerordentlich natürliche Nachahmungen des Ausbruches des Vesuvs, gelieferter Schlachten, wobei schnell aufeinander folgende Kanonenschüsse die Täuschung vermehren, der großen und kleinen Wasserfälle bei Tivoli, ungeheure Kronen von funkelnden Garben, deren jede einer Aloe gleicht, römische Lichter, Kometen, Raketen. Alle diese glänzenden Meteore lassen, in der Luft zerplatzend, Heere von kleinen geflügelten Fischen entrinnen, welche mit einander zu kämpfen, dann einen Augenblick nach ihrem Entstehen zu sterben scheinen; endlich sieht man einen Strauß aus einer Masse von römischen Lichtern sich bilden, welche, nachdem sie zu einer großen Höhe sich erhoben, alle unter Kanonendonner zugleich zerspringen und im Herunterfallen eine unermeßliche Garbe von Flammen bilden, deren lebhafte Schattirungen wie Rubinen, Diamanten und Topase in den Sonnenstrahlen funkeln.

Die Girandola schließt die Osterfeste, die in ihrer Veranlassung (denn sie knüpfen sich an die erhabensten, die Christen aller Bekenntnisse interessirenden Erinnerungen), so wie wegen ihrer Beschaffenheit der Weisheit, dem Kunstsinne, der Gastfreundlichkeit der Stadt der Päpste, der Vertreterin des katholischen Erdkreises, alle Ehre machen.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Der Mai- oder Marienmonat. — Die Reise nach Subjaco. — Der Ghetto oder das Judenquartier. — Verschiedene Feste.

Inzwischen war der Mai herangerückt. Wie in der Natur, so hat auch im Reiche der Gnade jeder Monat sein besonderes Zeichen, welches irgend ein Kirchenfest demselben aufdrückt. So ist der Maimonat Maria, der Mutter der schönen Liebe, der geheimnißvollen Rose, der Lilie unter den Dornen, der Jungfrau aller Jungfrauen gewidmet. Ist er allerorten schön der Wonnemonat, so vorzugsweise unter dem azurblauen Himmel Italiens: wird er allenthalben in der Christenheit sinnvoll gefeiert, so vor Allem in der Hauptstadt der Christenheit, wo die Idee, den naturschönsten, sinnlich reizendsten Monat unter den Schutz der reinsten, duftendsten und glanzreichsten Himmelsblume, der liebreichsten Mutter, der Lilie der Unschuld, der „Ursache unserer Freude", „unserer Süßigkeit und Hoffnung" zu stellen, eigentlich ihren Ursprung genommen und von da weiter hinaus nach allen Richtungen hin ihre Verbreitung gefunden hat. Ist es nicht bemerkenswerth, daß Pius IX., dieser hochbegeisterte Verehrer und Pflegesohn der h. Jungfrau, gerade in ihrem Monat das Licht der Welt erblickte, und daß ein anderer Pius, der Fünfte

und Heilige, ebenfalls ein treues Marianisches Pflegekind, in eben diesem Monat durch des Todes Thüre in den Himmel eingegangen?

Ich sagte eben, der Marien-Monat würde nirgends sinnvoller und mit tieferer Poesie begangen, als in Italien, wo Alles Liebe zu Maria athmet, wo die Liebe zu Maria dem Säugling mit der Muttermilch eingeflößt wird und mit ihm groß wächst, wo selbst der Verbrecher mit der letzten Faser seines von Gott abgefallenen Herzens an Maria festhält und eben dadurch bisweilen im letzten Stündlein noch die Gnade der Bekehrung erlangt. Ja, da sehe Einer in Städten die feenhaft in einen Blumengarten umgewandelten, von tausend malerisch gruppirten Kerzen und Lämpchen erleuchteten, mit den geschmackvollsten Draperieen geschmückten Kirchen, da höre Einer die schmelzenden Litaneien und das vom ganzen Volke bis zum lallenden Kindlein begeisterungsvoll mitgesungene ora pro nobis. Da gewahre Einer in freier Natur die frommen Landbewohner, wie sie andächtig am Fuße einer bewachsenen Anhöhe hingeknieet liegen; in dem Laubwerk ist eine Nische angebracht, worin sich eine Madonna befindet. Alle Abende schaaren sie sich um dieselbe, um die ihr gewidmete Litanei abzusingen. Der Gesang hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes und Angenehmes, sein zarter Ausdruck ergreift das Herz mit wunderbarer Regung.

Bei der ungemeinen Verehrung, welche Pius IX. zu Maria im Herzen trägt, ist es wohl selbstredend, daß auch er der frommen Sitte der Maiandacht mit Freuden huldigt. Wirklich macht Pius jeden Tag die Uebung der Maiandacht. Gegen halb sechs Uhr begiebt er sich mit seinem ganzen Hofe in die Peterskirche. Hier wird seit Jahrhunderten in der Gregorianischen Capelle das Gnadenbild der Madonna del soccorso (Mariähilf) aufbewahrt. Vor diesem liegt der Stellvertreter des Sohnes der Jungfrau während einer Viertelstunde auf den Knieen und betet mit der Andachtsgluth eines Seraphs für die Bedürfnisse der Kirche, um Frieden und Einigkeit der christlichen Fürsten und Nationen und betet zweifelsohne auch nach dem Beispiele seines Meisters für seine verirrten Kinder, die seine Verfolger geworden.

Am 5. desselben Monats trieb es den h. Vater aus einem doppelten Grunde nach der Basilika Sta. Maria Maggiore, einmal, weil es sich ziemte, der Maikönigin in ihrem herrlichsten Tempel, gleichsam in ihrem Thronsaale, die Aufwartung zu machen, sodann, um seinem ihm gleichgesinnten und gleichnamigen Vorgänger auf St. Petri Stuhl, dem fünften Pius, dessen Leib hier unverweset ruht, an seinem Todes- oder vielmehr Geburtstage zum ewigen Leben den Zoll der Verehrung zu widmen. Das war bekannt geworden, und sieh, eine große Schaar Amnestirter begab sich ebenfalls dahin, um, wie sie sagten, das Fest des h. Papstes Pius V. zu feiern und aus den Händen Pius' IX. die Communion zu empfangen. Und in der That, die Menge Derer, welche sich dem Altare näherten, war sehr groß. Aber als der h. Vater, nachdem er das göttliche Sacrament den ersten Reihen ausgetheilt, sich zurückzog, um die h. Messe fortzusetzen, und statt seiner ein anderer Priester zur Ertheilung der h. Communion erschien, standen Alle auf und das Communiongitter wurde leer. Und als ob dieß des Scandals noch nicht genug wäre,

entweihete man am Abende desselben Tages die Kirche Sta. Maria degli Angioli, wo der berüchtigte Barnabit, P. Gavazzi, einer der Prediger der Revolution, den Kreuzzug nicht etwa gegen die Türken, sondern gegen die angeblichen Feinde Pius' IX. und Italiens predigte.

So wurde auf Anstiftung der Geheimbündler unter dem trügerischen Aushängeschilde der unbezähmbaren Liebe zu Pius IX. jede Gelegenheit zu festlichen Veranstaltungen und zu Jubelrufen benutzt. Dadurch sollte das Volk im Taumel erhalten und zu immer schwärmerischeren Hoffnungen für die Zukunft angeregt werden. Auch nahmen sie daher einen sehr scheinbaren Grund, den angebeteten Pio, „die Wonne des Menschengeschlechts", trotz allem-allemdem für einen Mann der Freiheit und des Fortschrittes, folglich ihre Tendenzen mit den seinigen völlig übereinstimmend auszugeben. Die Menge der Festlichkeiten, von denen die eine die andere verdrängte, sollte überdieß den harmlosen Bürger abziehen von seiner Arbeit und von seinen täglichen Geschäften, um ihn später, wenn die Erwerbsquellen (wie es nicht ausbleiben konnte) zu versiegen drohten, sicher in der Zahl der Unzufriedenen zu haben; sie sollte aber auch zugleich die thörichten Erwartungen des Pöbels von dem goldenen Zeitalter Italiens, die durch Afterphilosophen, wie Gioberti, durch Dichter, wie Guerrini, Gherardi, Sterbini, Meucci und Thomassini in verschiedenen Weisen ausgemalt wurden, derart erregen, daß der Enttäuschte und Verarmte nachher zu desto größerem Antheil an der Empörung bestimmt werde. Solcher Festlichkeiten boten sich unzählige. Die Jahrestage der Erwählung und Krönung des Papstes waren ohnehin schon politische Feste; dazu kamen, abgesehen von der glänzenden Feier des Possesso im Lateran noch die verschiedenen Namenstage des Papstes, Johannes und Pius, die Festtage der früher heilig gesprochenen Päpste des Namens Pius, dann Neujahr u. s. w. Der Gedächtnißtag der Amnestie sollte fortan alljährlich feierlich begangen werden; jede eigene Verordnung, jedes Gesetz veranlaßte, trotz wiederholten Abmahnungen von Oben, eine neue Feier; ja jede Ausfahrt des geliebten Pius war ein solches Fest und damit eine neue Gelegenheit, die Masse noch mehr zu unterwühlen. Unzähligemal zog der fanatisirte Pöbel vor den Quirinal und verlangte den feierlichen Segen, den die früheren Päpste nur bei hohen Kirchenfesten und sonst wichtigen Anlässen und möglichst sparsam zu ertheilen gewohnt waren. Ein schöner Anblick war es freilich, die jauchzende Menge vor dem auf den Balcon heraustretenden Papste plötzlich verstummen, und auf den Knieen seine Benediction empfangen zu sehen; aber hinter dem scheinbaren Triumph der Religion verbarg sich der wahre Triumph ihres Todfeindes, und hinter den Blumen der Anhänglichkeit lauerte die Schlange des Verraths und des Verderbens. Die religiöse Feier und mit ihr Pius selbst sollten bald abgenutzt, verbraucht und veraltet werden; die Scheu der Ehrfurcht sollte sich verlieren, und was jetzt noch mit dem Reiz der Neuheit erquickte, das sollte in kurzer Frist als etwas Alltägliches, Gemeines und Werthloses erscheinen. (Wirklich konnte man binnen Kurzem den Jan Hagel spotten hören: Der Papst giebt zehn Benedictionen für einen Bajocco.) Von diesen geheimen Absichten der radicalen Partei wußte das eigentliche Volk, die gutgesinnte, aber kurz-

sichtige und leicht bethörbare Bürgerclasse Nichts; daher ließ es sich vom Strome fortreißen, blieb aber nichtsdestoweniger seinem gutherzigen Fürsten aufrichtig, ja mit Begeisterung, nach wie vor, ergeben. Das zeigte sich bei mehreren kurz nach einander folgenden Veranlassungen. Eine solche bot z. B. der 13. Mai, der in diesem Jahre mit dem Himmelfahrtsfeste zusammentraf. Auf seiner Rückkehr aus dem Lateran, wo Pius dem Brauche gemäß von dem Balcon herab den feierlichen Segen ertheilt hatte, wurde er wie gewöhnlich von der jubelnden Menge begrüßt. Ein Zug junger Leute empfing ihn mit Blumensträußen auf den Stöcken. Als er nach einer kleinen Weile herauskam auf den Balcon, begrüßte er die Menge zuerst mit ausgebreiteten Armen. Dann faltete er die Hände zum Gebet und ertheilte den Segen. Zuletzt, nachdem er mit wunderbar ausdrucksvoller Geberde seinen Dank für die Freudenbezeugungen am festlichen Tage ausgedrückt hatte, deutete er mit der Rechten nach Oben. Ein Blumenregen ging der Ceremonie voran und schloß sie. Beim Ausbreiten des rothen Tuchs flog zur Freude der Menge eine Taube auf, die wahrscheinlich unter dem Balcon ihr Nest hatte.

Einen anderen Anlaß zu einer außerordentlich lebhaften Freudenbezeugung bot die Rückkehr des Papstes von einer Reise nach Subiaco am letzten Tage des Monats Mai. Bei diesem Städtchen befinden sich zwei berühmte Klöster des Benedictinerordens; in dem einen lebte der h. Ordensstifter selbst, in dem andern seine Schwester, die h. Scholastica. Seit lange war es Sitte, daß ein Cardinal zum Abte von Subiaco ernannt wird. Das Kloster wird alsdann vom Prior verwaltet, und der Cardinal übt nur eine Art von Protectorat aus, bezieht jedoch die ziemlich bedeutenden Einkünfte des Abtes. Pius nun hielt, wie schon ein und der andere Papst vor ihm, diese durch den Tod des Cardinals Polidori erledigte Abtstelle sich vor, um die Einkünfte zum Besten der Bewohner Subiacos zu verwenden. Seine Reise dahin hatte den Zweck, von der Abtei Besitz zu nehmen, um die Einrichtungen, welche er zum Besten jener Gegend treffen wollte, vorzubereiten. Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel er dort empfangen wurde; aber auch seine Rückkehr glich einem Triumphzuge.

War der Wonnemonat in dieser Weise glanzvoll beschlossen, so hatte sich im Laufe desselben noch etliches Andere zugetragen, was auf die Vatersorgfalt des geliebten Herrschers für alle seine Unterthanen ein herrliches Schlaglicht wirft und ihm die Liebe namentlich der Israeliten noch in einem höheren Grade zuzog, als er sie bereits besaß.

Wir erwähnten bereits des Ghetto. Es liegt dieses Judenquartier in einer so niedrigen Gegend, daß die Wohnungen zu ebener Erde fast alle mehrere Fuß unter dem Straßenpflaster stehen, und deßhalb auch bei dem kleinsten Uebertritt der Tiber augenblicklich unter Wasser gesetzt werden. Fenster fehlten fast überall, nur durch die Thüre konnte frische Luft eintreten. Es waren daher auch diese Wohnungen in einem Grade übelriechend, daß Jedem, der sie zum ersten Male betrat, der Athem verging. Die greuliche Luft rührte auch zum Theil von der Menge der Personen her, die in einem und demselben Zimmer zusammen lebten. Es gab einzelne Zimmer, in denen drei Familien zusammen wohnten

mit nur zwei Betten, oft sogar mit einem, mit Betten, über denen Blechrinnen angebracht waren, damit man gegen das eindringende Regenwasser schlafend sicher wäre. Kein Wunder, daß man in diesen Höhlen des Elends auf erblindete Menschen stieß, erblindet in und wegen dieser verpesteten Luft. Indeß existirt das Elend, welches hier zu herrschen scheint, nur auf der Außenseite. Unter den Lumpen, hinter den Trümmern und dem Schmutze bergen sich Schätze und ein bedeutender Reichthum an Edelgestein und kostbaren Metallen. Aus dem Ghetto kommen die prachtvollen Geräthe, womit für die Fremden die Paläste des verarmten Adels ausgestattet werden, welche diese leer und zerfallen an Jene vermiethet. Uebrigens muß man, um gerecht zu sein, jenes Elend im Ghetto nicht so ganz, ja geringsten Theils, auf Rechnung der Papstkönige schreiben. Findet sich ja das Nämliche in vielen anderen Großstädten, z. B. Frankfurt, Prag, Amsterdam. Viele Schuld trägt daran der Juden allbekannte, gemächliche Unreinigkeit, ihr Eigensinn und Eigennutz; denn als sich in den letzten Jahren Gregor's XVI. der reiche Banquier und Baron, Carl von Rothschild von Neapel, bei seiner Anwesenheit in Rom für seine unglücklichen Glaubensgenossen verwendete und beim Papst um Erweiterung des Ghetto bat, zeigte sich dieser keineswegs abgeneigt; einige jüdische Hausbesitzer aber, um in ihrem Zins nicht geschmälert zu werden, protestirten kräftiglichst dagegen. Was konnte da der Papst thun? Auch an christlicher Liebe gegen die Juden — Ausnahmen giebt es überall — lassen es die Römer nicht fehlen. Die Kranken des Ghetto werden durch fromme Bruderschaften in den Häusern untergebracht und verpflegt, auch ihre Religionsübung wird ihnen duldsam gelassen: fünf Tempel und Betzimmer sind ganz nahe beisammen; sie haben ihre Prediger und Rabbinen, ihre eigenen Aerzte und Chirurgen. [1])

Damit verträgt es sich recht wohl, ja das Gegentheil müßte befremden, daß ihnen Gelegenheit geboten wird, von der Falschheit ihres mosaischen Bekenntnisses und von der Wahrheit des Christenthums sich zu überzeugen. Zu diesem Behufe findet in der Kirche St. Angelo in Pescheria alle Samstage eine Belehrung für die Juden Statt: wenigstens das Drittel Derjenigen, welche über 12 Jahre alt sind, muß derselben beiwohnen. Die Canzel wird von einem Dominikaner, welcher Doktor der Theologie und im Hebräischen sehr bewandert ist, eingenommen. Er erklärt das Alte Testament und besonders die Propheten, welche von der Ankunft und den Kennzeichen des Messias sprechen und beweist die buchstäbliche Erfüllung an unserem Herrn Jesus Christus. Zahlreiche Bekehrungen sind die Frucht dieser liebreichen Anstalt, welche man dem Papst Gregor XIII. verdankt. Es giebt für die Juden in Rom noch eine andere nicht minder beredte Predigt, und diese können sie alle Tage vernehmen. Am Portal der Kirche gegenüber dem Eingang des Ghetto ist ein sehr großes Kreuz; auf den beiden Seiten desselben sind mit großen lateinischen und hebräischen Buchstaben die von Isaias ausgesprochenen Worte des Erlösers eingeschrieben: „Expandi manus meas tota die ad popolum incredulum." Den ganzen Tag breitete ich meine

---

[1]) Dr. Ignaz Jeitteles: eine Reise nach Rom.

Hände aus nach dem ungläubigen Volke.[1]) So kann der Jude in Rom sein Quartier nicht verlassen, ohne vor seinen Augen diese große Leidensgestalt zu sehen, ohne diese rührenden Worte zu lesen, deren heilsame Erinnerung ihn wider seinen Willen mehr als einmal mitten unter seinen Handelsbeschäftigungen belästigen muß.

Findet man das von „liberalem" Standpunkt mit der Gewissensfreiheit unvereinbar und tadelnswerth: warum hat man denn kein Wort des Tadels dafür, daß katholische Cadetten und Militärs in protestantische Kirchen hineincommandirt, katholische Kinder in protestantische Schulen und Christenlehren von Polizei wegen genöthigt, ja, daß Hunderttausende katholischer Polen und Russen gewaltsam, unter Anwendung barbarischer Foltern, zum griechischen Schisma gezwungen werden?

Zu der oben beschriebenen Misère im Ghetto war im verwichenen December noch die bewußte Ueberschwemmung gekommen und hatte die Noth daselbst auf die Spitze getrieben. Da bewährte sich nun Pius IX. recht als jenen Samaritan des Evangeliums, der dem Elend und der Hülfsbedürftigkeit gegenüber keinen Unterschied der Religion und Nationalität kennt. Schon gleich in den ersten Tagen seiner Regierung hatte er sich den Israeliten gegenüber sehr wohlwollend gezeigt. Diese, obwohl zu Rom im Ganzen meistentheils ebenso menschenfreundlich und christlich behandelt, wie irgendwo sonst, waren nichtsdestoweniger etwelchen Beschränkungen und drückenden Ausnahmemaßregeln unterworfen gewesen. So waren sie z. B. bisher von den päpstlichen Almosenspenden ausgeschlossen und mußten, einem alten Herkommen gemäß, am ersten Tage des Carneval in feierlichem Aufzuge die Steuer entrichten, welche sie der Capitolinischen Kammer schuldeten. Pius IX. ließ sie sofort nach seinem Regierungsantritt nach Verhältniß ihrer Anzahl gleich allen anderen Unterthanen an seinen Almosen Theil nehmen, und als (am 13. Juli 1846) eine Gesandtschaft der Juden ihm dafür ihren lebhaftesten Dank aussprach, nahm sie dafür aus seinem Munde die Versicherung entgegen, daß er mit der nämlichen väterlichen Sorgfalt über sie, wie über die Christen wachen würde, weil er in seinem Herzen keine Scheidewand ziehe zwischen den menschlichen Geschöpfen, über die Gott ihm das Regiment anvertraut. Wie aufrichtig ihm das gemeint war, zeigte sich binnen Kurzem. Einige Tage bevor die gedachte Carnevalsceremonie Statt haben sollte, ließ Se. Heiligkeit die Israeliten benachrichtigen, daß sie nicht mehr verpflichtet wären, in Prozession zum Capitol zu kommen, und daß diese ihnen auferlegte Steuer mit Nächstem abgeschafft werden sollte. Außerdem befahl er, daß die Thore des Ghetto, die bis dahin allabendlich beim Läuten des Englischen Grußes geschlossen wurden — eine Maßregel, die im Mittelalter zum Schutz der Juden gedient hatte, nachgerade aber lästig geworden war — die ganze Nacht offen bleiben sollten.

Doch darauf sollte sich Pius' IX. Regentensorge für den nichtchristlichen Theil seiner Unterthanen nicht beschränken. Veranlaßt durch die immer mehr Bestand gewinnenden Gerüchte von ansteckenden Fiebern, die in Folge der letzten Ueberschwemmung in dem sumpfigen Ghetto zum

---

[1]) Is. 65, 2.

Ausbruch gekommen und der Stadt gefährlich wurden, beauftragte Pius IX. in den ersten Tagen des Mai eine Commission mit der Anfertigung eines Planes zur Anlegung eines neuen Stadtviertels, als Wohnort für die den Ghetto verlassenden Israeliten, deren (Anfangs beabsichtigte) Uebersiedelung in die Stadt leicht eine Ueberfülle der Bevölkerung hätte zuwege bringen können. Diese Commission, als deren Vorsitzender der Cardinal-Vicar (Patrizi) ernannt ward, bestand aus dem Gouverneur von Rom, dem Staatsschatzmeister, dem Fürsten von Teano und dem Grafen von Malatesta. Während die Berathschlagungen dauerten, war es den Juden freigestellt, ihr Quartier nach Belieben zu verlassen.

Diese Maßregel verursachte einen kleinen Auflauf besonders in den Stadtvierteln von Trastevere und der Regola, deren Bewohner sich mit dem Gedanken, mit den ungewaschenen, knoblauchduftenden Abrahamssöhnen auf freundnachbarlichem Fuß zusammen zu leben, nicht vertraut machen konnten. Das war nun wieder ein rechtes Fahrwasser für Ciceruacchio. Mit großem Eclat nahm er nebst noch einigen anderen Volksmännern Partei für die Israeliten gegen ihre Widersacher, die er durch seine Zungenfertigkeit zu entwaffnen wußte, so daß sie freudig in das Ghetto hineinstürmten und hier die durch den Höllenlärm eingeschüchterten, sich kaum hervorwagenden jüdischen Insassen als Brüder titulirten und Arm in Arm mit ihnen Evviva's bald auf Ciceruacchio, bald auf Pio Nono brüllten. Durch den Lärm herbeigelockt, drängten sich von allen Seiten Gruppen nach dem dunkelen, unwirthlichen Ghetto hin, das nun von Freudengeschrei widerhallte und Abends von Tausenden von Lämpchen flimmerte.

Was war dieses Hallohs Zweck und Ende? Des alten Carbonaros Verherrlichung vor dem „Volke" und Förderung der alle Religion aufhebenden Zwecke Jung-Italiens. Und das Alles unter dem erlogenen Anschein, ihren „göttlichen Pio Nono" gegen die geheimen und offenen Umtriebe der „gregorianisch-östreichisch-sanfedistischen" Partei in Schutz zu nehmen. Völlig im Sinne Mazzinis eröffnete Brunetti eine Subscription zu zwei Paoli per Kopf für ein Volksfest. Juden und Christen figurirten auf der Liste in beinahe gleicher Zahl neben einander. An dem bestimmten Tage sah man 5000 Zecher sowohl aus den Vorstädten als aus dem Ghetto, in den Ruinen der Kaiserpaläste um ungeheure Tische bei wohlgefülltem Glase zusammen sitzen und Brüderschaft trinken. Eine Art von Siegeszeichen, aus Faschinen gebildet und mit Bändern in den päpstlichen Farben geschmückt, war in der laubreichen Umgebung, wo das Mahl Statt hatte, aufgestellt. Kurz vor des Festes Schluß, als bereits die Sterne am Nachthimmel funkelten, gab Ciceruacchio ein Zeichen, und an die Trophäe wurde Feuer gelegt; dann erhob sich der Volksheld, streckte gegen die der Gesellschaft zur Beleuchtung dienenden Flammen seine Rechte aus, und rief: „Römer! seien wir eingedenk unserer Ahnen! Wie sie schworen zu siegen oder zu sterben, so lasset auch uns ewige Eintracht unter uns und Treue gegen Pius IX. schwören!" Alle Hände erhoben sich, alle Stimmen schworen den Eid.

War das eine saubere Verbrüderung zwischen den Christen und den Juden, eben so sauber, wie diejenige, welche eben kurze Zeit zuvor

zwischen dem Adel und dem Volke war vollzogen worden, „durch Pius IX. im Verein mit Ciceruacchio!“[1])

Aus der Anlage eines neuen Stadtviertels wurde nun zwar Nichts. Dagegen ließ Pius IX. das Judenquartier sorgfältig untersuchen und den erwähnten Nothständen auf alle mögliche Weise abhelfen, indem er verordnete, daß diese Quartiere zu möglichst ordentlichen Zimmern hergerichtet, gelüftet und andere Neubauten hergestellt wurden. Um aber auch die Juden aus ihrer anererbten Unsauberkeit aufzuschrecken und sie selbst zur Reinhaltung der neuen oder verbesserten Quartiere anzuspornen, wurde auf die stete Beobachtung der gegebenen Reinlichkeitsvorschriften durch eigene Sanitätsbehörden gedrungen.

(Die nämliche Sorgfalt für das Wohlergehen der israelitischen Gemeinde in Rom hat der h. Vater noch in neuester Zeit dadurch bewiesen, daß er den Aerzten und Nichtärzten, welche ihren Religionsgenossen während der Cholera hülfreich zur Seite standen, dieselbe goldene Verdienstmedaille, wie den christlichen Collegen, zu Theil werden ließ, nur mit der veränderten Aufschrift: „Asiana lue afflatis opem ferenti suo sunt a Deo praemia. An. 1867.“ Dem den Cholerakranken Hülfe Bringenden ist von Gott Lohn verheißen.)

Zu diesen wohlthätigen Einrichtungen, wodurch sich die päpstliche Regierung den Dank der Juden verdiente, kam ungefähr um eben diese Zeit noch eine persönliche Edelthat des h. Vaters, welche großes Aufsehen machte.

In der Nähe des Ghetto lag eines Tages ein Greis bewußtlos auf der Erde und wälzte sich in krampfhaften Zuckungen. „Es ist nur ein Jude“, hörte man geringschätzend die Vorübergehenden sagen, ohne dabei an Hülfe zu denken. „Es ist ein Mensch“, rief aus einem stattlichen Wagen, der herangerollt kam, eine kräftige Stimme, „es ist ein leidender Mensch, dem muß geholfen werden.“ Der Wagen hielt, und heraussteigt — Pius IX. (Vielleicht kam ihm beim Anblick dieses Unglücklichen ein junger Mensch zu Sinn, der auch einmal auf dem Straßenpflaster bewußtlos daliegend gefunden worden.) Unterstützt von den Prälaten, die ihn begleiteten, legte Pius selber Hand an, ließ den Greis in seinen Wagen und mit diesem in seine Wohnung bringen, wo er nicht eher von seiner Seite wich, als bis er sich überzeugt hatte, daß der Kranke wieder zu sich gekommen.

Daß über alles Dieses großes Jauchzen in Israel war, daß man Pius IX. in Gesängen und Lobliedern pries und verherrlichte als den päpstlichen Samaritan — als den zweiten Moses, ja als den Messias: wer fände das nicht natürlich?

Aber selbst die Dankbezeugung der Beglückten wußte der liebreiche Herrscher in neue Wohlthaten für sie umzuwandeln. — Das erfuhr jene Deputation, die eines Tages (es war am 13. Juli 1846) dem Vater der Christenheit, der auch der ihrige war, eine antike Urne, ein Meisterwerk der Kunst, das seit zwei Jahrhunderten in dem Ghetto aufbewahrt wurde, huldigend zu Füßen legte. „Gut, meine Kinder“, sagte der Papst

---

[1]) Félix Clavé: Vie et portrait de Pie IX. S. 202.

liebreich zu ihnen, „ich nehme Euer Geschenk mit Vergnügen an und danke Euch dafür. Wie viel kann die Urne wohl werth sein? Ich rede nicht von dem Kunstwerth, der entzieht sich jedweder Schätzung, sondern vom Metallwerth." — „Sie wiegt 500 römische Thaler", antwortete ihm das Haupt der Gesandtschaft.

Flugs schrieb Pius IX. auf das erste beste Stück Papier, das ihm in die Hände fiel: Gut für 1000 Scudi, siegelte es und gab es dem israelitischen Abgeordneten mit den Worten: „Nehmen Sie Ihrerseits diese geringe Summe, und vertheilen Sie dieselbe in meinem Namen unter die dürftigen Familien des Ghetto."

Der gerechte Dankesjubel der Israeliten beschränkte sich nicht auf Rom und die Grenzen des Kirchenstaates: weit, weit darüber hinaus bezeigten sie ihn.

Ein reicher Kaufmann zu Livorno, der um diese Zeit mit Tode abging, vermachte in seinem Testamente Pius IX. 30,000 Scudi. Der Papst erklärte, er könne ein Vermächtniß, das die Erben des Verstorbenen einer so beträchtlichen Baarschaft beraube, nicht acceptiren. Dagegen erwiderten Jene: abgesehen davon, daß es ihre Pflicht sei, dem Willen des Erblassers sich in Gehorsam zu fügen, seien sie allesammt reich genug, um zu Gunsten eines so hochherzigen Wohlthäters ihrer Glaubensgenossen dieses kleine Opfer ohne Beschwerde bringen zu können. So mußte denn Pius IX. die Summe wohl annehmen. Was that er aber? Er theilte sie in zwei Hälften, die eine ließ er unter die Armen zu Livorno, die andere unter die des Ghetto zu Rom vertheilen.

Doch ein süßerer Lohn für den obersten Hirten war die Rückkehr einiger verlorenen Schäflein des Hauses Israel in den Schafstall des guten Hirten Jesus. Dieser Lohn ward ihm am Vorabende des Pfingstfestes (22. Mai) zu Theil, wo er in der Lateranensischen Basilika vier erwachsene Israeliten, welche den Glauben angenommen hatten, durch das Bad der Wiedergeburt in die Kirche Christi aufnahm und bei diesem Anlasse eine Ansprache hielt, die namentlich die jüdische Bevölkerung an diesem Tage in große Aufregung versetzte.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Der Monat Juni. — Cardinal Antonelli. — Wie und wodurch der erste Jahrestag der Erwählung und der Krönung Pius' IX. gefeiert ward. — Verschiedene Erlasse. — Das Aloysiusfest im römischen Collegium. — Die Leichenfeier O'Connell's und Ventura's Trauerrede.

Bedeutungsvoller noch an politischen Acten von Seiten der Regierung und an Kundgebungen von Seiten der Bevölkerung war der Monat Juni. Zunächst kommt hier die Allocution, welche der h. Vater in dem Consistorium vom 11. Juni hielt und worin er nebst dem Decan der Rota Msgr. Bofondi, den französischen Bischöfen Giraud und Dupont, den seitherigen Schatzmeister, Jakob Antonelli, zu Cardinälen creirte, in Betracht. Das Lob, welches Pius bei diesem Anlasse Letzterem spendete, war außerordentlich. Pius sagt von ihm: Antonelli habe während seiner Amtsführung unbestechliche Treue, unermüdliche Anstrengung, ausnehmende Geschicklichkeit, Thätigkeit und Geschäftsklugheit auf eine Weise an den Tag gelegt, daß er weniger um des Amtes willen, das ihm Anspruch

auf den Cardinalshut gab (das Staatsschatzmeisteramt gehörte nämlich bisher zu den sogenannten posti cardinalitii) als wegen seiner ausgezeichneten Verdienste, demselben sein besonderes Wohlwollen und Vertrauen zugewendet habe.

Wahrlich, wenn je ein Mann die von ihm gehegte gute Meinung bewährt hat, so ist es Giacomo Antonelli. Seine Ernennung macht dem Scharfblick des h. Vaters alle Ehre. Hier vorläufig nur ein paar Worte über ihn. Seine Geschichte als Cardinal ist mit der des Pontificates Pius' IX. auf das Innigste verflochten.

Jakob Antonelli, am 2. April 1806 zu Sonnino bei Terracina, von wohlhabenden, sehr achtbaren Eltern geboren, diente, wie man zu sagen pflegt, von der Pike an in den wichtigsten Zweigen der kirchlichen und bürgerlichen Verwaltung, bis er im genannten Jahre Cardinal-Diakon wurde. Lag nun der Grund in der Ueberladung mit weltlichen Geschäften oder in des Mannes Demuth, genug, Antonelli blieb bis jetzt einfach Diakon und ließ sich nicht zum Priester weihen. Dieser unter den Cardinaldiakonen gar nicht ungewöhnliche Umstand hat Anlaß gegeben zu ganz mißverständlichen Deutungen. Nach der Rückkehr von Gaëta ernannte ihn der Papst (zum zweiten Male) zu seinem Staatssecretär, was er, allen Anfeindungen und allen Gerüchten von seinem bevorstehenden Rücktritt zum Trotz, bis heute geblieben. Die beste Lobrede auf ihn ist die Wuth seiner Feinde, die schon öfter Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt, sowie das unerschütterliche, mit jedem Jahr und jedem Tage stets mehr gerechtfertigte Vertrauen des h. Vaters zu ihm.

Antonelli ist von ziemlich großer, mehr hagerer Statur. Dieses blasse, durch und durch italienische Gesicht, diese großen, dunkeln Augen, die stets in Bewegung sind, diese geöffneten Lippen, welche die glänzenden Zähne durchschimmern lassen, das schwarze Haar, die abgemagerten, aber muthbeseelten Züge voll Scharfsinn, Willenskraft und Selbstvertrauen mögen für den ersten Anblick etwas Hartes, Zurückstoßendes haben. Indeß im Gespräch beleben sich diese Züge sofort zu einer gewinnenden Freundlichkeit. Der Cardinal ist bei aller Thatkraft ein Feind aller Uebertreibungen und bis zum Aeußersten gehenden Maßregeln, wozu Andere den Papst bisweilen treiben möchten. Seine feine Gewandtheit, seine unentwegliche Gemüthsruhe, verbunden mit unbeugsamer Festigkeit in wesentlichen Dingen, bildet das Kreuz der Diplomaten . . . . Wolle Gott, daß dieser Ehrenmann, einer der merkwürdigsten Menschen unserer Zeit, noch viele Jahre auf seinem Posten bleibe und mit seinem vielgeprüften Herrn den Triumph der Kirche erlebe!

Kaum waren die Festlichkeiten, welche die gedachten Cardinalsernennungen üblicher Weise im Gefolge hatten, vorüber, als der erste Jahrestag der Erwählung oder vielmehr Wahlverkündigung Pius' IX. (der 17. Juni), eine neue erwünschte Veranlassung zu einem Volksfeste darbot. Ciceruacchio hatte dasselbe in Scene gesetzt und aus den umliegenden Orten und in Rom selbst eine zahllose Masse Volkes aus allen Ständen dazu auf die Beine gebracht. Sie war in geordnete Haufen, je ihren Führer oder Hauptmann mit einer Fahne an der Spitze, abgetheilt und geschieden, dazwischen die entsprechenden Musikbanden. Die Inschriften

der Fahnen bezeichneten, was das Volk als Wohlthat hingenommen: Amnestie, Municipalverfassung, Provinzialdeputirte, Verbesserung des Unterrichts, Ueberwachung und Reform der Klöster, neues Gesetzbuch, Concession zu Eisenbahnen, größere Freiheit der Presse und Censurcollegium. Der Zug ging Schritt für Schritt voran, in guter Ordnung, und nach dem Schlusse der Musikstücke erhob er oft ein lauttönendes Geschrei von wiederholten Lebehochs auf Pius IX., auf den Fortschritt, auf die Freiheit, auf Gioberti und auf Italien. Auf dem Quirinal angelangt, stellte er sich in Reihen auf dem Platze auf, empfing vom Papste den Segen, den der Allzugute mit großer Rührung ertheilte, und kehrte in der nämlichen Ordnung, nach einem langen Umwege durch die Stadt, auf das Capitol zurück, wo er sich auflöste. Aber am Nachmittage las man das wenige Volk, das sich noch nicht zerstreut hatte, zusammen, zog damit in die große Kirche S. Maria degli Angioli, wo der elende Gavazzi wieder eine Rede voll Schwulst und Bombast hielt und sang dann, gleichsam zum Hohn auf die Religion, ein Tedeum. Abends war die Stadt erleuchtet.

Der h. Vater aber erließ an diesem für ihn so wichtigen Tage ein Rundschreiben an sämmtliche Oberen der verschiedenen Ordensstände, worin er die Ernennung einer Congregation von Cardinälen ankündigt, um über Reformen, die man in dem Regularklerus einführen könnte, zu berathschlagen. Bei diesem Anlasse sprach Pius sein Wohlwollen und seine ganz besondere Hochachtung gegen den Stand des Ordensklerus aus und betonte in den kräftigsten Ausdrücken, daß er durch die Gründung einer neuen Congregation nichts Anderes bezwecke, als die Vorsteher der Ordensleute in der Ausübung ihrer Pflicht kräftig zu unterstützen, d. h. mit ihnen gemeinsam dahin zu wirken, daß die Einrichtungen und Regeln jedes Ordens vollkommen beobachtet und dadurch der jedem eigenthümliche Geist unterhalten und gepflegt werde.

An demselben Tage (ihm zu Ehren) bildete sich unter den Auspicien Sr. Heiligkeit eine „Gesellschaft zur Wiedervereinigung aller Christen des Morgenlandes durch das Gebet und die Wissenschaft." Wie das Gebet das innere Mittel, so sollte die Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung das äußere Mittel sein, dessen sich der Verein zur Erreichung seines Zweckes bediente, und zwar durch Herausgabe von einschlägigen Schriften, durch Gründung von Schulen und kirchlichen Bildungsanstalten.

Daß dieser Gebetsverein, wie von jedem ähnlichen zu erwarten, seine guten Früchte getragen, beweist die seitdem erfolgte Rückkehr vieler seither getrennten orientalischen Christen, (z. B. der Bulgaren), zur römischen Einheit und würde sich erst vollends gezeigt haben, wenn das so hoffnungsvoll begonnene Vaticanische Concil seinen ungestörten Fortgang genommen hätte.

Außerdem ward der 17. Juni 1847 verewigt durch die Wiedereinsetzung und Reorganisirung des von Pius IV. eingesetzten Pius-Ordens, als Belohnung für Diejenigen, welche sich um den heil. Stuhl und um die päpstliche Regierung verdient machen würden.

Die für die Verwaltung des Kirchenstaates wichtigste Verordnung des h. Vaters machte endlich am erwähnten Tage das römische Amtsblatt (diario di Roma) bekannt. Es war die Einsetzung eines aus den beiden Stellvertretern des Staatssecretärs für die innern und die auswär-

tigen Angelegenheiten, aus dem Schatzmeister, dem Governatore oder Polizeidirector, dem Waffenminister und dem Justizminister bestehenden Ministerrathes. Derselbe sollte seine regelmäßigen Versammlungen unter dem Vorsitze des Staatssecretärs haben, der somit als Ministerpräsident zu betrachten. Dieser Erlaß war abermals ein bedeutungsvoller Dämpfer auf das Triumphgeschrei der Radicalen. Diese hatten die Hoffnung genährt, ja die sichere Erwartung ausgesprochen, daß von nun an nicht alle Minister dem geistlichen Stande angehören würden. Sie fanden sich arg getäuscht. Auch nach dem neuen Gesetze sollten nicht nur die Minister, sondern auch die Secretäre des Staatsrathes ohne Ausnahme aus der Prälatur erwählt werden, und der h. Vater nennt in diesem Acte — ohne Zweifel mit Absicht — den Kirchenstaat ein priesterliches Reich (il nostro sacerdotale imperio).

Ein fernerer Drücker war ein Erlaß der Regierung vom 22. Juni, der alle dergleichen Feste, zu welchen das Volk versammelt und durch Proclamationen aufgefordert wurde, verbot, mit Ausnahme derjenigen, welche Se. Heiligkeit bereits zu erlauben geruht hatte. Dieser waren drei, das schon am 17. Juni gefeierte, ein anderes am Tage der Krönung, den 21. Juni, und endlich das dritte zur dankbaren Erinnerung an die Amnestie. Aber auch diese Festlichkeiten wurden nur mit Beschränkungen gestattet. Den Liberalen waren hiermit die Mittel, durch die sie bisher das Volk, dessen Begeisterung für den neuen Papst mißbrauchend, in eine gereizte und gespannte Gesinnung zu setzen versuchten, entwunden. Deßhalb ward diese allerhöchste Verordnung mit Verachtung aufgenommen und — so standen die Dinge bereits — ohne Weiteres zerrissen. Am 21. fand zwar außer der gottesdienstlichen Feier und einer mäßigen, an diesem Tage gewöhnlichen Beleuchtung der Stadt, fast gar keine Demonstration statt; dagegen fing man sogleich an, wieder Geld einzufordern für eine andere, noch größere öffentliche Demonstration, welche am Jahrestage der Amnestie statthaben sollte. Aber was die Männer des Fortschritts vollends theils niederschlug, theils zum Zorne reizte, war ein Fest ganz eigener Art, das der Papst in eben diesen Tagen selber veranlaßte. Er hatte nämlich dem Rector des römischen Collegiums sein Vorhaben mitgetheilt, bei Gelegenheit des Festes des h. Aloysius, in der Kirche des Collegiums die h. Messe zu lesen und der Schuljugend mit eigener Hand die Communion auszutheilen: eine Güte, wie sie noch kein Papst seit der Gründung der Universität durch Gregor XIII. bethätigt hatte. Auf den Vorschlag des Rectors gestattete er gern, daß er nach dem Gottesdienste von den Studirenden in einer Art von Akademie feierlich empfangen würde. Da das Fest des h. Aloysius gerade auf den Tag der Krönung des Papstes, den 21. Juni fällt, so wurde die gewöhnliche allgemeine Communion auf den Sonntag in der Octave, den 27. Juni, verlegt.

Gegen sieben Uhr Morgens erschien der h. Vater, brachte am Altare, unter welchem die Gebeine des h. Jünglings ruhen, das h. Meßopfer dar und reichte 300 Studirenden, die aus allen Schulclassen durch das Loos gewählt waren, die h. Communion; die übrigen, gegen 700 bis 800, erhielten sie aus der Hand zweier gerade in Rom gegenwärtigen

italienischen Prälaten (Monsignor Angeloni, Erzbischof von Urbino, und Monsignor Truchi, Bischof von Anagni). Nach der Messe und Anhörung des Dankamtes seines Caplans begab sich Se. Heiligkeit zum Frühstück in die aus drei großen Zimmern bestehende, reich und prachtvoll ausgestattete Apotheke, und unterhielt sich während desselben freundlich mit dem Cardinal Castracane und anderen angesehenen Prälaten.

Gegen halb zehn Uhr fand der feierliche Empfang Sr. Heiligkeit inmitten der studirenden Jugend Statt. Man hatte dazu den inneren Hof des Collegiums, der ein Viereck bildet und von einem Säulengange umgeben ist, gewählt. Dieser Gang war reichlich und geschmackvoll mit damastenen Tapeten, Gemälden und Inschriften geziert. Der Papst durchwandelte die so gezierten Gänge, während ein aus vier Abtheilungen bestehender Chor von 100 Studirenden eine von dem bekannten Pater de Vico componirte Hymne sang. Als sich dann der Papst auf den für ihn bereiteten Thron niedergelassen, wurden ihm von jeder Schule mit einer kurzen Anrede entsprechende Gaben dargereicht. Die Schüler der Theologie, Philosophie, Rhetorik und Poesie überreichten ihm jede einen Band von Arbeiten, als den Früchten ihres Fleißes und des Unterrichtes, den sie genossen. Se. Heiligkeit antwortete mit Milde und Liebe, und entfernte sich mit sichtbarer Gemüthsbewegung. . . .

Drei Tage lang wurde dem römischen Volke die Gelegenheit geboten, die Ausschmückung der Gallerieen zu besuchen, und wirklich war auch das Gedränge der Herzuströmenden so groß, daß die Väter nur mit Mühe aus- und eingehen konnten. . . .

Wer hätte geglaubt, daß republikanische Ruchlosigkeit und Wuth bald darauf jenen schönen Saal ausrauben und zertrümmern und das ganze herrliche Gebäude des Collegium Romanum mit Feuer zu verwüsten suchen würde, um durch Flammen und Trümmer die Ehre des schönen Tages auszulöschen?

Und doch äußerte sich schon jetzt der Unmuth der liberalen Partei in Rom wie in den Provinzen auf eine Weise, die Besorgniß einflößte. Das oben erwähnte Gesetz hatte Allen die Augen geöffnet und man mußte befürchten, daß sie Das zu ertrotzen suchen würden, was sie nicht erschmeicheln konnten.

Einen grellen Gegensatz zu dem eben geschilderten bildete ein anderes Fest, das Tags darauf in der Kirche St. Andrea della Valle begangen wurde und das nicht, wie das gestrige, einem Lebenden, sondern einem Verstorbenen, nämlich dem auf seiner Reise nach Rom zu Genua verstorbenen, weltberühmten Agitator und Sachwalter Irlands gegen die Tyrannei Britanniens, Daniel O'Connel, galt.

Zum Zeugniß der glühenden Liebe und unwandelbaren Treue, womit er stets dem katholischen Glauben und dem Oberhaupte der Kirche zugethan gewesen, hatte derselbe sterbend verordnet, daß sein Herz, welches stets für die Sache der Religion und der Freiheit geschlagen, nach Rom, sein Körper aber, ebenfalls einbalsamirt, nach Irland gebracht werden sollte, um dort zu ruhen bis zum Tage der glücklichen Auferstehung.

Dem Vermächtniß des großen Mannes, als es, von den Thränen der Christenheit begleitet, in der ewigen Stadt ankam, ziemte sich ein angemessenes Begräbniß. Pius IX. beschloß, daß dasselbe in einer der

größten Kirchen Roms gefeiert und daß dabei des Verewigten auf eine seinen Verdiensten entsprechende Weise gedacht werden solle. Der Tag dazu wurde auf den 28. Juni festgesetzt. Mit seiner Armuth sich entschuldigend, händigte Pius dem Theatiner-Pater Ventura, welchem selbstverständlich die Rolle des Leichenredners zufiel, die Summe von 400 Scudi ein; das Weitere, was zu einer ehrfurchtgebietenden Leichenfeier nöthig war zu beschaffen, machte sich der Ordensmann anheischig.

Das Leichenbegängniß überstieg alle Erwartungen. Das Todtenamt feierte Msgr. d'Andrea, der spätere Cardinal traurigen Andenkens. Die Meßgewänder waren auf besonderen Befehl Sr. Heiligkeit aus der päpstlichen Capelle hergegeben worden. Die Sänger der päpstlichen Capelle, unter Mitwirkung eines zahlreichen und gewählten Orchesters, führten den Gesang aus. Nach der Absolution bestieg Pater Ventura die Canzel und hielt die Trauerrede. Als Vorspruch hatte er die Worte der Schrift gewählt: „Simon der Große, welcher sein Volk erlöste vom Verderben und bei seinen Lebzeiten den Tempel befestigte.“[1]) Diese Worte, in vollkommen geeigneter Weise auf den Gegenstand angewendet, bildeten die Eintheilung der Rede. Im ersten Theile wies der Redner nach, wie der von Gott zu dem Martyrervolke gesandte außerordentliche Mann dasselbe vom Untergang errettet, indem er sich des mächtigen Hebels der Religion bediente, um die Freiheit zu erwerben; in dem zweiten legte er dar, wie der Befreier sich hinwiederum der errungenen Freiheit bediente, um den Triumph der Religion zu sichern.

Diese Rede, die nahezu drei Stunden bloß zum Lesen in Anspruch nimmt, und daher auch an zwei verschiedenen Tagen gehalten ward, wurde von Anfang bis zu Ende von den Tausenden, welche dicht gedrängt die weiten Hallen der Kirche füllten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört, ja zu wiederholten Malen wie in einem Schauspielhause mit lautem Beifallklatschen und mit den Rufen bravo und bravissimo unterbrochen. Ihren Höhepunct aber erreichte die Begeisterung, als der Redner, nachdem er die Kirche geschildert, wie sie die Häuptlinge der Barbaren tauft und salbt, um aus der Barbarei die Wunderherrlichkeit der christlichen Monarchie zu schaffen, ausrief:

> „Sollten denn eines Tages die Nachfolger jener Barbaren-Häuptlinge, dem alten heidnischen Element die Herrschaft über sich gestattend, die Lehre von der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche nicht mehr verstehen wollen, dann wird die Kirche auch wohl ihrer zu entrathen wissen: sie wird dann an die Demokratie sich wenden: sie wird diese wilde Heldin taufen; sie wird sie zum Christenthum bekehren, wie sie bereits die Barbarei zum Christenthum bekehrt hat; sie wird auf ihre Stirn das Siegel ihrer göttlichen Heiligung drücken und ihr sagen: Herrsche! und sie wird herrschen!“

Bei diesen Worten vermochte der Enthusiasmus sich nicht mehr zu halten. Zu dreien Malen machten, trotz der wiederholten Ermahnungen zur Stille, die Beifallsbezeugungen sich Luft, und länger als 10 Minuten dauerte es, bis die Menge wieder ihrer Aufregung Herr geworden.

Wie vorherzusehen war, erregte diese Rede in den höheren Kreisen Roms einen entsetzlichen Sturm, dessen Brausen auch dem h. Vater zu

---

[1]) Eccle. C. 50. V. 1.

Ohren kam. „Wenn Se. Heiligkeit zulassen", hieß es, „daß Volkstribunen in der Mönchskutte von der Canzel herab das Feuer der Revolution schüren, so werde man binnen drei Monaten ein Schreckensregiment in Rom haben und Pius IX. werde das Loos Ludwig's XVI. theilen." Pius soll seines alten Lehrers und Freundes, Graziosi's, Urtheil über die vielbesprochene Predigt verlangt haben, und als dieser in dem ihm zugeschickten Manuscript nichts Anstößiges und der Kirchenlehre Zuwiderlaufendes gefunden, den Druck derselben gestattet haben.

Der Sicilianer war von da an der Held des Tages, ein capo popolo in der Kutte, welchen seine Bewunderer gerne im Purpur gesehen hätten, weßhalb der gut instruirte Pöbel mehrmals dem Papste auf seinen Spazierfahrten zurief: Santo Padre, il cappello al P. Ventura. (Heil. Vater, den Cardinalshut für P. Ventura!) Doch daran kehrte sich Pius nicht. Er achtete allerdings den berühmten Redner und beliebten Volksmann und bediente sich seiner in vorkommenden Fällen. Das hielt jedoch den unbestechlichen Statthalter Christi nicht ab, demselben, wo er es verdiente, herbe Nasenstüber zu geben, und das geschah öfter, als das Publikum gewahr ward.

Die Trauerrede auf O'Connel war für Italien ein Ereigniß. Mittelst der von O'Connel in Gang gebrachten, von Ventura gepredigten „gesetzmäßigen Agitation" errangen sich Florenz, Lucca und Turin ähnliche Einrichtungen wie die, welche man zu Rom errungen. Hier aber begannen die sog. dimostrazioni in piazza, die von geheimen Wühlern veranstalteten und geleiteten Kundgebungen der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit des Volkes mit den Maßregeln der Regierung auf öffentlichen Straßen und Plätzen. Die Kundgebungen waren zwar oft noch begeisterungsvoll, wenn die Regierung etwelche dem „Volke" sehr angenehme Maßregeln verfügte; öfters aber auch waren sie kalt, ja drohend, wenn die Dinge den Ungeduldigen nicht schnell genug von Statten gingen. Vermöge welcher unwahrnehmbaren Uebergänge das Volk so schnell von der begeistertsten Dankbarkeit zu dieser halben Undankbarkeit übergegangen war, möchte schwer zu sagen sein. Das der politischen Erziehung ermangelnde Volk war, wie überall, ein Spielball in den Händen der Schlauern. Es fand nachgerade an diesem Herumfackeln, diesem Parademachen und Absingen von patriotischen Liedern sein Behagen. Aber wie gefährlich, abgesehen von der vergeudeten Zeit, von dem verlorenen Arbeitsgewinn, diese Straßenagitation der Regierung eines schönen Tages werden könnte, sollte sie leider allzubald erfahren.

Vierunddreißigstes Capitel.

Cardinal Gizzi's letztes Wirken als Staatssecretär. — Veranstaltungen zur Feier des Jahrestages der Amnestie. — Die h. Stadt birgt eine Räuber- und Lasterhöhle in sich. — Die Mähr von einer Verschwörung. — Die Bürgerwehr. — Der neue Progovernatore Morandi und der neue Staats-Secretär Cardinal Ferretti.

Das erste Jahr des neuen Pontificats war abgelaufen, und ungeachtet der guten Absichten des h. Vaters, ungeachtet seiner Arbeiten und Verheißungen, waren heißgewünschte Reformen, wie die Einführung von Municipalitäten; von Bürgergarden, einer Nationalversammlung, bloße Projecte geblieben. Die Schuld dieser Zögerung maß man insgemein den hohen Angestellten Pius IX., welche jämmtlich unter Cardinal Lam-

bruschini gedient hatten, insbesondere Msgr. Cordoli-Bussi, dem Unterstaatssecretär, bei; allein mit Unrecht. Die Hauptschuld lag in der Kränklichkeit und Bedenklichkeit des Cardinal-Staatssecretärs selber. Drängte ihn der h. Vater, so drohete er versteckt mit der Bitte um Entlassung.

Die Mißhelligkeit kam über einem erheblichen Punct zum Ausbruch. Pius IX. wollte den Jahrestag der Amnestie mit der Einführung des Instituts der Bürgerwehr gefeiert wissen. Während der Verhandlungen hierüber ward Gizzi von der Gicht befallen. Diese Zwischenzeit benutzte der Papst, dem Unterstaatssecretär die Grundgedanken eines Motu proprio betreffs der Nationalgarde zu dictiren und ihn mit der Abfassung desselben zu beauftragen.

Als Gizzi nach seiner Wiederherstellung die ihm zugedacht gewesene Arbeit bereits ausgeführt fand und die Artikel des Motu proprio, welche alle Bürger unter die Nationalgarde beriefen und die Anfertigung der Verzeichnisse jedes Stadtviertels einer Commission von Notabeln anvertrauten, gelesen hatte, betheuerte er, es sei ihm unmöglich, seinen Namen unter eine Ordonnanz zu setzen, die der Untergang und das Ende des päpstlichen Ansehens sei, lieber lege er sein Amt nieder.

„Herr Cardinal", entgegnete Pius, ohne erregt zu werden, „mir ist vor meinem Volke nicht bange; ich nehme Ihre Entlassung an."

Da sprach Gizzi mit bewegter Stimme zum Papste: „Um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß Ew. Heiligkeit an meiner Ergebenheit zweifeln, und bin daher bereit, wenn Sie es für nützlich halten, noch bevor ich aus dem Ministerium scheide, die Verordnung zu unterzeichnen." Auf einen Wink des Papstes nahm er die Feder und unterschrieb; dann fügte er hinzu: „Möchten Ew. Heiligkeit der Güte Ihres Herzens doch nicht allzuviel trauen! Möchten Sie auf Ihrer Hut sein, daß Sie Sich nicht bittere Reue bereiten! Das Volk, o es ist ein gar bewegliches Element!"

Während Gizzi noch redete, schrieb Pius IX. seinem Vetter, dem Cardinal Ferretti, er solle schleunigst kommen und die erledigte Stelle eines Staatssecretärs übernehmen. Das Schreiben schloß: „Komm' eiligst, Gott ist mit uns!" Ein Eilbote wurde auf der Stelle nach Pesaro, wohin der Cardinal erst vor Kurzem als Legat abgegangen war, abgefertigt.

Am selbigen Abende (5. Juli) noch war das Decret, welches die Einführung der Nationalgarde befahl, an allen Mauern Roms zu lesen und rief neue Freudenkundgebungen hervor. Beinahe im nämlichen Augenblick verbreitete sich die Nachricht von dem Rücktritt des Cardinal-Staatssecretärs in der Stadt, ohne daß das Publikum einen wahrscheinlichen Grund dafür anzugeben wußte. Trug denn nicht das Bürgerwehr-Decret seine Unterschrift? Welche Mißhelligkeiten mochten zwischen ihm und dem Papst aufgetaucht sein? Erst nachher erfuhr man des Räthsels Lösung, und da erkannten denn die Fortschrittsmänner, wie sie sich an ihrem „Abgotte" versehen hatten.

Wenige Tage nachher, am 17., sollte das Jahrgedächtniß der vom Papste den Staatsverbrechern ertheilten Amnestie begangen werden. Ganz Rom wandte seine Blicke auf diesen Tag und man sprach von nichts Anderem und dachte an nichts Anderes, als wie man denselben zu einem Feste erheben könne, das alle früheren weit hinter sich zurücklasse. Triumphbogen, riesige Standbilder,

Erker mit herrlicher Aussicht, — alles sollte gleichsam einen unermeßlichen Tempel der Unsterblichkeit bilden. Aber während die Leute harmlos den öffentlichen Zubereitungen zuschauten, rüstete das an die Stelle der Carbonarie getretene Jung-Italien im Geheimen ganz andere Maschinen, um seinerseits Triumphe zu feiern und zwar über die Freiheit Roms und das Wohl Italiens.

Mazzini, das Haupt der Giovane Italia, hatte in der Versammlung von Häuptern des Socialismus, die er am 4. März (1847) in Paris gehalten, entschieden, Rom sollte erst das geheime Nest und dann der offene Heerd jeder Verschwörung und jeder Neuerung gegen die alten Einrichtungen Italiens werden, da keine Stadt dazu so günstig gelegen wäre, als Rom, die Königsstadt der ganzen Christenheit.

Schon waren auf Befehl des „Alten vom Berge" — so nannte das Volk Mazzini — die unbändigsten und verschlagensten Trabanten vom jungen Italien, von Deutschland, Polen und der jungen Schweiz, Einer nach dem Andern, von den Alpen herab nach Rom gekommen, unter ihnen Meuchler und Straßenräuber. Unter falschem Namen und unter der Maske von Kaufleuten, Druckern, Handwerkern oder Vornehmen, ja von Geistlichen mit ihren verabredeten Zeichen und Winken, hatten sie ihre Zusammenkunftsorte, mischten sie sich in alle Gesellschaften, forschten, horchten, beobachteten und prüften sie, welcher Art die Stimmung der Herzen in Rom sei und welche Aussicht auf Erfolg sich ihnen darbiete. Hier warfen sie ein Schlagwort hin, dort schmiedeten sie eine Lüge, hier spielten sie die Päpstlichen, dort den Republikaner, wie es für den Kreis paßte, in den sie sich gedrängt hatten.

Um den Nachforschungen der Polizei zu entgehen, hatten sie keinen festen Aufenthaltsort, sondern nahmen ihr Quartier bald in diesem, bald in jenem Gäßchen. Aus demselben Grunde wechselten sie oft ihre Kleidung.

Die wahre Lasterhöhle befand sich jedoch hinter der Lungara; dort in jenen entlegenen und verlassenen Orten kamen sie alle Nächte zusammen, schmiedeten und zettelten die Aufstände, Verschwörungen und Meucheleien an; hier erhielten die Brandstifter und Giftmischer ihre Parole. Dort waren die Pressen, wo teuflische Blätter gedruckt wurden, die zur großen Ueberraschung der Guten Nachts an den Straßenecken Roms angeklebt wurden und worin das römische Volk zu den verruchtesten Handlungen aufgestachelt wurde.

In diesem Schlupfloch war das Nest jeder Schändlichkeit und Frevelhaftigkeit; dort erhob sich „der Altar Satans". Um diesen Altar tanzten jede Nacht 12 schamlose Dirnen und brachten, zu Priesterinnen geweiht, ihr schaudervolles Opfer dar. Ja — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — diese Dirnen gingen des Morgens scheinbar aus Frömmigkeit an den Tisch des unbefleckten Lammes und, nachdem sie die allerheiligste Hostie in ihren schmutzigen Mund empfangen, hielten sie das Taschentuch vor das Gesicht und spieen dieselbe wieder aus, um sie Nachts darauf in die fluchwürdige Versammlung mitzunehmen.

Wenn der Altar zugerüstet, das Feuer angezündet und Weihrauch darauf gestreut war, wurden die h. Hostien in einen Kelch geworfen, die Henker traten mit gezückten Dolchen heran, ihr Oberpriester rief — den

Satan an, gab ihm alle göttlichen Namen und brachte ihm unter Lästerungen, wie nur die Verdammten sie ausstoßen können, den Leib und das Blut Christi, als seines größten Feindes, zum Opfer, damit er mit ihm thue nach seinem Wohlgefallen. Und dann nahmen sie die geweihten Hostien, durchstachen dieselben um die Wette mit den Dolchen, zerstückelten und zerbröckelten sie und warfen sie als Brandopfer für den Dämon in das Feuer.

Diese grauenvollen Sacrilegien wurden in Rom fast jede Nacht verübt, dort auf dem Janiculus, wo Petrus zum Zeugnisse seiner Liebe und seines Glaubens an Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland, gekreuzigt worden ist, auf jener Erde, welche das Blut so vieler Legionen Martyrer getränkt hat; neben dem erhabenen Lehrstuhle der Wahrheit, unter den Augen des h. Kirchenfürsten, welcher, während Jene Christum schlachteten, vor demselben auf den Knieen lag und lange Nächte im Gebete verbrachte, damit er Erbarmen und Mitleid mit Rom haben möge, die Geister erleuchte und die Herzen so vieler Ruchlosen rühre, welche die Hauptstadt der christlichen Welt besudelten. Und das blinde, unglückselige Volk hüpfte von Fest zu Fest und tanzte über dem höllischen Vulkane, der in seinem Busen losbrechen sollte.[1])

Ein solches, über einem Abgrund angelegtes Fest sollte, wie gesagt, der Jahrestag der Amnestie, der 17. Juli, darbieten. An demselben sollte die von Mazzini so dringend empfohlene, am 5. Juli vom Cardinal-Staatssecretär Gizzi mit wenig befriedigenden Beschränkungen bewilligte Bürgerwehr, koste es, was es wolle, in's Leben treten und das den Radicalen am Meisten im Wege stehende, darum ihnen tödtlich verhaßte Beamtenpersonal aus dem Wege geräumt werden.

Um diese wirkliche Verschwörung der Radicalen zu maskiren, erdichtete man eine in Wahrheit nie bestandene Verschwörung der sogenannten östreichischen oder gregorianischen Partei gegen Pius IX. und seine Regierung. Und der Plan dazu war so teuflisch fein geschmiedet, daß sehr Viele, auch sonst wohl Unterrichtete und Gutgesinnte lange an das Vorhandensein einer wirklichen Verschwörung gegen den geliebten, hochverehrten h. Vater geglaubt haben.

Wer dieses Intriguenspiel hauptsächlich in Scene gesetzt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Angelo Brunetti und seine Trabanten brachten falsche Zeugnisse bei, daß die „Gregorianer" ihnen und Allen, die es mit der Freiheit und mit Pio Nono hielten, nach dem Leben trachteten. Selbst Ventura wurde von ihnen hinter's Licht geführt und soll den Schutz des Quirinals für sie angefleht haben. Mag dem so sein, oder nicht: bald nacheinander verließen einige der verhaßtesten „Gregorianer", z. B. der Polizeichef Nardoni, der Governatore Grasselini, ja „der Schlimmste der Schlimmen", Lambruschini, Rom, ohne den Befehl dazu zu erwarten. Inzwischen bearbeitete Ciceruacchio mit seinem Generalstabe die 14 Rioni der Stadt und brachte auch die Carabinieri, die sonst so vortreffliche Gendarmerie, auf seine und des „Volkes" Seite.

In der Nacht vom 14. auf den 15. verursachte die Verfolgung

---

[1]) Der Jude von Verona. S. 106 u. fgg.

eines sehr verhaßten ehemaligen Polizeiagenten, Minardi, der sich in ein Oratorium gegenüber der Kirche St. Andrea delle fratte geflüchtet hatte und wobei wieder P. Ventura in's Mittel trat, einen furchtbaren Auflauf.

Unter sothanen Umständen gewann das durch ganz Rom cursirende Gerücht von einem ganz nahen und offenen Aufstande, der von Mord, Verwüstung und Plünderung begleitet sein sollte, von Dolchen, die jeden Tag in großer Anzahl verfertigt würden, von gedungenen Meuchelmördern, die zu Hunderten herumstrichen, von Personen und Häusern, die als Opfer bezeichnet seien, immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Das Volk, an ähnliche Lügen noch nicht gewöhnt, glaubte Alles, und im höchsten Grade entsetzt und bestürzt, erwartete es jeden Augenblick das Eintreten des schauerlichen Ereignisses. Dazu kam, daß man seit einigen Tagen an den belebtesten Orten der Stadt geschriebene Zettel angeheftet fand, worauf in langen Reihen die Namen der angeblichen Verschworenen standen. Diese Zettel und Namen sah man vom 13. bis 15. Juli stets wieder verändert und vermehrt, je nach dem Gefallen von Menschen, welche durch dieses Mittel irgend eine ihnen mißliebige Person dem Volkshasse preisgeben wollten. Als Verschwörer wurden Männer bezeichnet, welche durch Ansehen, Rang und Ehrenhaftigkeit sich auszeichneten, und insbesondere solche, welche unter der Regierung des verstorbenen Papstes sehr thätigen Antheil an der Unterdrückung der Revolution von 1831 genommen hatten. Es wurden außer den bereits Erwähnten ausdrücklich genannt: Freddi und Alai, Oberofficiere der Carabinieri, der Advocat Pietro Benvenuti, Generalassessor der Polizei, alle Jesuiten, der Kaiser von Oestreich, der König von Neapel, der Herzog von Modena, die Herzogin von Parma; darunter mischten sie auch einige Namen niedriger, lasterhafter und dem Volke verhaßter Menschen, um ihrer Erfindung Glauben zu verschaffen.

Kein vernünftiger Mann, zu welcher Partei er gehören mochte, konnte durch die eben so abgeschmackte als freche Anklage getäuscht werden; allein man hatte es auch nur darauf abgesehen, den großen Haufen gegen Die, welche man beseitigt wünschte, aufzureizen; der große Haufe aber ist in Rom, wie allerwärts, leicht in das Garn zu locken; aber auch der Vernünftigere, der an die angebliche Verschwörung nicht glaubte, fürchtete doch, die Urheber der Lüge möchten vielleicht wirklich zum Verderben Roms sich verschworen haben, und so war die Furcht eine allgemeine. Diese Furcht erreichte ihre größte Höhe am 15. Juli, so daß man gegen den Abend nur wenige Menschen durch die Straßen der Stadt gehen sah. Jedermann stand im Verdachte, ohne zu wissen, warum; Freunde und Unbekannte wurden in gleicher Weise gemieden. Bei einem Jeden vermuthete man Degen, Dolche und Stilette. Die Frauen jammerten, die Kinder schrieen, die Greise seufzten: „Ach Gott, was sind das für Dinge; ach, wir Armen — uns Alle ermorden!" „Welch ein Glück, daß man es noch zur rechten Zeit erfahren und daß Padron Angelo uns zu Hülfe gekommen." Ueberall war Alles in Bewegung und Verwirrung, man schaarte sich zusammen: der Eine brachte einen Pallasch daher, ein Anderer hatte eine verrostete Muskete auf der Schulter, ein Dritter kam mit Patrontasche und Bayonnet, der Vierte hatte einen runden Hut, der

Fünfte ein Barett mit Cocarde auf dem Kopf. „Wohlan, schließt Euch zusammen!" hieß es, „auf's Marsfeld hinunter! der Tambour schlage Sturm!" Die Menge eilte hinterher; Alles stand unter den Thüren und an den Fenstern und rief: „Was giebt's doch?" — die Bürgergarde, war die Antwort.

Das war's eben, das hatte man gewollt. Um der allgemeinen Verwirrung ein Ende zu machen, oder doch ihr Schranken zu setzen, hatte der gütige h. Vater im Verlaufe des 16. Juli an Grassellini's Stelle den Msgr. Morandi, einen wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und Redlichkeit allgemein beliebten Advocaten zum Progouverneur von Rom ernannt, und durch sein allzugutes Herz sich verleiten lassen, ein Edict zu unterzeichnen, das über die Concession vom 5. Juli weit hinaus ging. In Folge dessen schritt man nun sogleich, nicht allein in Rom, sondern im ganzen Staat, in jedem Dorf, ohne daß im Geringsten an die Beobachtung der ersten, immer noch eine Schranke setzenden Bestimmungen, z. B. der bis auf später vorbehaltenen endgültigen Regulirung, gedacht ward, mit einer, alle Mannszucht von vornherein vernichtenden Eile zur Organisation dieser neuen Miliz der Revolution. Selbst nach den am 22. und 30. Juli veröffentlichten gesetzlichen Bestimmungen war man niemals mehr im Stande, dieselbe von einer Menge Personen zu säubern, welche sich durch eigene Bemühung oder mittelst Anderer den Eintritt zu verschaffen gewußt hatten — aber zu einem ganz anderen Zwecke, als um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Jetzt hatte man das Ersehnte erreicht. Eine Hauptsorge war nur noch die Anschaffung der Uniform, wozu man nach langem Probiren den piemontesisch-preußischen Waffenrock und den altrömischen Helm erkor.

Dann ging es an's Exerciren. Alles exercirte, Klein und Groß: äfften doch bald die Kinder das Treiben der Großen nach, so daß sich selbst ein Knabenbataillon, das Bataillon der Speranza, bildete.

Am 16. mit sinkender Nacht bewegte sich, Fackeln tragend, eine zahllose Volksmenge nach dem Palaste des Polizeipräsidiums, um dem neuen Progouverneur ihre Huldigung darzubringen, die derselbe denn auch, mit wenigen passenden Worten dankend, tactvoll entgegennahm.

Gegen 11 Uhr, als man eben auseinander gehen wollte, verbreitete sich das Gerücht, der neue Staatssecretär, Cardinal Ferretti, sei eben vor der Porta del Popolo angekommen. Sofort strömte die Menge ihm entgegen: man hielt seinen Wagen an und wollte die Pferde ausspannen. Der Cardinal verbat sich jedoch diese etwas zweideutig gewordene Ehrenbezeugung und fuhr unter schallenden Lebehochrufen durch den hell illuminirten Corso im Triumphe bis zu seiner Wohnung.

Am andern Morgen, dem gefürchteten 17., hatten — Dank weisem Gegenbefehle von Oben — statt öffentlicher Belustigungen nur Sondermahle Statt, an denen sich hauptsächlich die im Jahre zuvor an demselben Tage Amnestirten betheiligten. Ein solches Privatbanket veranstaltete unter andern der „Römische Cirkel", — von allen politischen Vereinen Roms zur Zeit der Republik der gefährlichste und ruchloseste — dem „capo popolo" zu Ehren. Hier fand sich Held Ciceruacchio zum ersten Male mitten unter den Repräsentanten des hohen Adels, den

Rospigliosi, Rignano, Borghese, Aldobrandini, Piombino, Canino, der Fürstin Belgiojoso, dieser Amazone des neuen Heldenthums und den Berühmtheiten jeder Nation. Gegen Ende des Mahles sprach der Vorsitzende des Vereines, Fürst Aldobrandini, dem Volksmanne den Dank der Stadt Rom für seine vielen Verdienste um dieselbe, insbesondere auch während der Ueberschwemmung, aus und überreichte ihm eine goldene Medaille, 70 Scudi schwer, die der circolo Romano ihm zu Ehren hatte prägen lassen.

Am nämlichen Tage noch trat Cardinal Ferretti sein neues Amt als Staatssecretär an. Sein erster Regierungsact war eine Adresse an das römische Volk, in welcher er demselben seine Anerkennung wegen der Mäßigung aussprach, die es unter dem Wirrwarr der letzten Tage bewiesen, dann aber auch bedeutungsvoll die Stelle des Amnestiedecrets vom vorigen Jahre in Erinnerung rief, worin Pius IX. erklärt, daß Gerechtigkeit die erste seiner Pflichten sei, und demgemäß versichert, gegen alle Feinde der Ordnung strenge Gerechtigkeit zu üben. Zum Schlusse dankte er — und das war für die Herren von der Bürgerwehr des Pudels Kern — im Namen Sr. Heiligkeit den Soldaten und „Officieren der Bürgergarde" für den Eifer, den sie entwickelt. „Also — folgerten sie — erkennt die Regierung die von den Bürgern selbst gewählten Officiere als solche an und hat ihnen die Genehmigung ertheilt; folglich steht der Bürgergarde das Ernennungsrecht ihrer Befehlshaber zu." — Das war eine Entdeckung und zugleich eine Errungenschaft, welche sie überglücklich machte und sofort eine neue Ovation für Pius IX. zur Folge hatte.

Der „große Proceß", wie der (seine gepriesene Ehrlichkeit hier nicht beweisende) Advocat Morandi ihn nannte, ward alsogleich begonnen, über ein Jahr hinausgezögert und zuletzt fallen gelassen, weil sich Nichts vorfand, um ihn aufrecht zu halten; nichtsdestoweniger aber wurden einige Verhaftete, wie die unschuldigen Hauptleute Alai und Freddi erst lange nachher, andere niemals in Freiheit gesetzt. Von der „Verschwörung" sprach man einen Monat später kein Wort mehr, wie wenn sie niemals bestanden hätte; und dieß war auch ganz richtig.

Indessen blieb die Bürgerwehr, um deren willen eben die Fabel von der „Verschwörung" erfunden worden war, bestehen. Und das war ein wahrer Triumph der Umsturzmänner, welche nunmehr in der guardia civica ein gefügiges Werkzeug für ihre Zwecke und eine ebenbürtige Gegenmacht gegen die regulären Truppen hatten, die man von Anfang an zu demüthigen suchte, indem man sie stets bei jeder Gelegenheit der Bürgergarde nachsetzte. Das mußte natürlicher Weise böses Blut sogar bei Denen verursachen, welche guten und redlichen Sinnes waren. [1])

---

[1]) Die römische Revolution. Augsburg 1852. S. 59.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Ferrara von östreichischen Truppen besetzt. — Außerordentliche Aufregung darüber in Rom. — Notenwechsel bis zu endlichem Zurückweichen von Seiten Oestreichs. — Zwei wichtige Motu proprio's, das eine die Einsetzung der römischen Municipalität, das andere die Institution des Staatsraths betreffend. — Des Volkes Freude darüber. — Valerga wird zum Patriarchen von Jerusalem ernannt. — Lord Minto kommt nach Rom, von Lord Palmerston gesandt. — Eröffnung der Staatsconsulta. — Des Papstes Antwort auf dessen Dankrede. — Trauriger Ausgang des Schweizerischen Sonderbundskrieges und Rückwirkung davon auf Italien, insbesondere Rom. — Entschiedenes Entgegentreten des h. Vaters durch die Allocution vom 17. December und durch seinen Besuch der Jesuitenkirche am Sylvesterabende. — Motu proprio über den Ministerrath.

Am 20. Juli ward in Rom durch öffentlichen Anschlag bekannt, daß ein ungefähr 1000 Mann starkes Corps Oestreicher in Ferrara eingerückt sei und sich dort in Schlachtordnung aufgestellt habe.

Der Bericht besagte die Wahrheit. Oestreich hatte von seinem Recht, die Besatzung, welche es in Ferrara hielt, zu verstärken, Gebrauch gemacht. Der Artikel 103 der Wiener Congreßacte, der dem Papste die Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara zurückgab, hatte trotz Consalvi's Einsprache festgestellt, daß Oestreich in den Städten Ferrara und Comachio das Besatzungsrecht haben solle. Das war freilich eine schwere Beeinträchtigung der päpstlichen Ehrenrechte, allein der Papst mußte es sich gefallen lassen. Aber warum von Seiten Oestreichs diese Demüthigung durch eine Verstärkung der Besatzung und durch die Ausdehnung der Oestreicher innerhalb der Stadt, die durch den Wiener Congreß nicht gerechtfertigt schien, noch erschweren? Wozu diese offenbar auf Einschüchterung der päpstlichen Regierung abzielende Maßregel? Uebrigens war diese militärische Parade nur ein Vorspiel. Am 13. August ließ General Auersperg auch die Hauptwache und die Thore der Stadt besetzen.

Der Umstand, daß der Einzug der kaiserlichen Truppen in Ferrara gerade mit dem Jahrestage der in Wien so ungern gesehenen Amnestie, mit dem Tage zusammentraf, an welchem dem Gerüchte nach in Rom eine Meuterei Statt haben sollte, ließ in den Augen der Erregten keinen Zweifel mehr übrig, daß die östreichische Gesandtschaft bei dem Complot ihre Hände im Spiel habe. Diese Nachricht rief einen Sturm der Entrüstung vor allem in der Civica hervor — so nannte sich kurzweg die Bürgerwehr — welche die Verletzung des apostolischen Ländergebietes mit ihrem Blut zu rächen schwor. Der Bericht von dem entschiedenen Verhalten des Cardinallegaten von Ferrara, welchen die Regierung glaubte mittheilen zu müssen, diente vielmehr zur Aufregung als zur Beschwichtigung der nationalen Entrüstung.

Cardinal Ciachi hatte nicht allein den Oestreichern die verlangten Quartiere verweigert, sondern auch unverzüglich dem Gesandtschaftssecretär, Doctor Eliseo Monti, einen kräftigen und würdevollen Protest in die Feder dictirt, von welchem eine Abschrift dem Befehlshaber der feindlichen Macht, eine andere dem h. Stuhl, eine dritte der Municipalität von Ferrara zugestellt wurde. Der Volksverein erkannte einstimmig dem Cardinal Ciachi eine goldene Medaille zu. Jedweder wollte für sein Theil mit protestiren und zwar mit dem Gewehr in der Faust. Listen wurden aufgelegt, um die Namen der Freiwilligen, die sich einzeichnen wollten, aufzunehmen. Man organisirte die Reserve der Bürgerwehr und, wohl voraussehend, daß es bald Wichtigeres zu thun geben werde,

als in Rom's Straßen und Gassen zu patrouilliren, wurden die Oberen ermächtigt, zweimal des Tages Manöver anzustellen.

War das ein seltsames Schauspiel, welches jetzt die in einen Waffenplatz verwandelte h. Stadt darbot! Von allen Seiten hörte man Nichts als den Lärm von Trommeln und Trompeten. Das alte Rom schien wieder aufzuleben: das Marsfeld nahm jeden Tag neue Bataillone auf; zwischen den umgestürzten Säulen des Forum, auf den Rasenplätzen der Villa Borghese, an den Orten, wo bis zum Tage des Triumphzuges die sieggekrönten Consuln ihre Legionen lagern ließen, bis hin zu den Ruinen der Kaiserpaläste sah man sie rottenweise, in Reihe und Glied aufgestellt, exerciren. Die, welchen es an Zeit gebrach, so weit zu gehen, kamen in den Höfen der Paläste zusammen: da dienten Soldaten oder Offiziere der Linientruppen ihnen als Lehrmeister. Die Geistlichen, durch ihren Stand am persönlichen Eintritt verhindert, wollten wenigstens durch Geldbeiträge für des Vaterlandes Vertheidigung mitwirken und ließen zu diesem Ende in den Pfarreien Subscriptionslisten in Umlauf setzen, auf denen sie sich zu einer jährlichen oder wenigstens monatlichen Beisteuer durch ihre Namensunterschrift verpflichteten. Wie die Geistlichen unter sich, so veranstalteten auch Andere Collecten, um die an Vaterlandsliebe reichen, aber an Geld armen römischen Jünglinge zu uniformiren. Es gab keine Thüre, an der nicht angeklopft wurde. Die Institute, Bruderschaften, Mönche, Priester und Küster, sogar die Nonnen, Alles mußte zu dem großen Beginnen Contributionen zahlen.

Dieser Eifer für die Vertheidigung des vaterländischen Bodens erstreckte sich bis auf die Provinzen: im ganzen Kirchenstaat ward die Bürgerwehr organisirt. Aus allen Städten liefen Adressen ein, worin die Bürger ihre Brüder zu Rom versicherten, daß sie eben so wie sie bereit seien, ihren letzten Blutstropfen für das Vaterland zu vergießen. Die Bevölkerungen tauschten gegenseitig Fahnen oder Waffen aus.

Während Rom aus den Städten der Provinz Zufluß erhielt, schworen diese alle örtlichen Feindseligkeiten und Eifersüchteleien ab, nachdem die in stetem Bruderzwist gelegenen Städtchen Zagarolo und Paläſtrina dazu das Beispiel gegeben. So stand die ganze Bevölkerung des Kirchenstaates wie Ein Mann der drohenden Haltung Oestreichs gegenüber. Daß diese patriotische Begeisterung weniger eine natürliche als eine künstlich erregte war, wodurch der schon lange aus seinem Schlummer geweckte italienische Nationalstolz bis zur Fieberhitze gesteigert, der Haß gegen das leidige Oestreich noch mehr aufgestachelt und die damit zusammenhängende Idee einer Vertreibung „des Fremden" bis über die Alpen noch mehr in Fleisch und Blut übergehen sollte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Unter diesen schwierigen Umständen ließ es übrigens die päpstliche Regierung weder an Umsicht noch an Thatkraft fehlen. Den oben erwähnten lebhaften und dringenden Protesten des Cardinals Ciacchi folgte ein vom Diario di Roma veröffentlichtes Manifest der Regierung und Reclamationen an das Wiener Cabinet. Oestreich erwiderte, es habe das ihm zustehende Besatzungsrecht stets je nach den Umständen, bald in mehr, bald in weniger ausgedehnter Weise geübt. Es schob die Aufwiegelung

der Presse und die dadurch herbeigeführte Aufregung der Geister zu Rom vor. Es berief sich auf die Jahre 1831 und 1832, wo unter ähnlichen Verwickelungen Oestreich in die Romagna, Frankreich in Ancona eingerückt sei. Allein damals besetzte Oestreich in Folge einer Empörung und auf die ausdrückliche Bitte des Papstes jene Provinzen, und Frankreich, während es seine Truppen zu Ancona an's Land setzte, erklärte, dadurch das Gebiet des Kirchenstaates nicht beeinträchtigen zu wollen: es sollte keineswegs ein politischer Eingriff in die Souveränetät des h. Vaters, sondern nur eine militärische Ueberwachung der Operationen Oestreichs sein.

Nicht so standen die Sachen 1847. Pius IX. erklärte mit Nachdruck, er denke seine Angelegenheiten allein zu ordnen; Nichts läge vor, was zu einer so unbestimmten Ausdehnung eines in seinem Ursprunge ungerechtfertigten, nur mit Widerstreben von Rom angenommenen Rechtes Anlaß böte. Die Haltung des h. Vaters war energisch und würdevoll. Er gab dem Cardinal Ciacchi Recht und stellte Oestreich einen leidenden Widerstand und lebhafte Proteste entgegen, die endlich, zumal da auch Frankreich, England und ganz besonders Piemont sich für den Papst erklärten, zum Ziele führen mußten und wirklich dahin führten. Kurz, die Differenz mit Oestreich war bis zum 23. December ausgeglichen, wo in Folge der zwischen dem Cardinallegaten Ciacchi und dem Grafen Lützow abgeschlossenen Uebereinkunft die Oestreicher den päpstlichen Truppen die Wachtposten an den Thoren und innerhalb der Stadt Ferrara überließen; aber die durch diesen Zusammenstoß begünstigte Erbitterung gegen Oestreich blieb, und die radicalen Clubs sahen dadurch ihre Pläne wesentlich gefördert.

Inzwischen setzte der h. Vater, weder durch das Grollen von einer, noch durch die Glückwünsche von anderer Seite beirrt, langsam aber beharrlich das Werk der Reformen fort. Cardinal Ferretti hatte versprochen, daß noch vor Jahresablauf zwei große staatliche und administrative Institutionen sollten in's Leben gerufen werden. Sein Versprechen blieb nicht unerfüllt. Zwei Motu proprio's erschienen zu Anfang October, das eine setzte unter dem Namen eines Senates die Municipalität Roms ein, das andere decretirte unter dem Namen eines Staatsrathes eine Art von repräsentativer Nationalversammlung.

Das Motu proprio bezüglich der römischen Municipalität legte zu Rom die Grundlage einer von Vielen längst gewünschten Laienverwaltung. Bis dahin hatte Rom keine Municipal-Magistratur, wie die anderen Städte des Kirchenstaates. Der neue Senat nun sollte bestehen aus einem Senator, acht Beigeordneten und hundert Mitgliedern. Der Papst behielt sich die erste Ernennung der Mitglieder des Senats vor; später sollte er durch eigene Wahl sich vervollständigen.

Am 2. October erschien diese denkwürdige Verordnung. Der folgende Tag war ein wahres Nationalfest. Die Bevölkerung, in der bekannten Weise von Ciceruacchio angeführt, dankte mit Freudengejauchze dem h. Vater für diese Anordnung, welche Roms theuerste Erinnerungen wieder wach rief und ihm seinen ehemaligen Glanz und Vorrang über die jüngeren Städte zurückgab. Der Cardinal Fürst Altieri eröffnete (am 24. Novbr.) in seiner Eigenschaft als Vorsitzender die erste Sitzung

des Municipalrathes durch eine Rede, worin er zu des Papstes Lobe unter Anderem sagte: „Er fragt nicht darnach, ob das Werk schwer sei, er erkennt es als nutzbringend, und setzt sich über jedes Bedenken hinweg." Der damals der Politik Pius' IX. sehr ergebene Fürst Corsini wurde fast mit Einstimmigkeit zum Senator ernannt.

Einige Tage nachher, am 15. Octbr., erschien ein zweites Decret, welches unter dem Titel Staats-Consulta eine nicht souveräne, sondern nur berathende Versammlung berief, an deren Spitze ein Cardinallegat stehen und die aus 24 durch den Papst nach einer Liste von je drei durch jede Provinz bezeichneten Candidaten zu ernennenden Rathsherren zusammengesetzt sein sollte. Sie war in vier Sectionen eingetheilt, welche, jede für sich, die auf die Finanzen, auf das Innere, auf die öffentlichen Arbeiten, auf die Gerechtigkeitspflege bezüglichen Gesetzentwürfe ausarbeiten sollten. Diese vier Comitee's sollten an gewissen Tagen zu einer Generalversammlung zusammentreten und gemeinschaftlich die von jedem Einzelnen ausgearbeiteten Gesetzentwürfe erörtern.

Nach des h. Vaters Absicht sollte die Consulta zwischen einer Nationalvertretung und einem Regierungsrathe die Mitte halten. Das in seinen Hoffnungen überschwängliche, in seinen Begehrungen nimmersatte Volk sah dieselbe bereits als eine souveräne, gesetzgebende Versammlung an. Daraus erklärt sich die unbändige Freude, die am selbigen Abende in einem ungeheuren, von der Piazza del Popolo aus, den erleuchteten Corso entlang, unter den schmetternden Klängen der zum Volksliede gewordenen Piushymne nach dem Quirinal sich hin bewegenden Fackelzuge und in den nicht endenden Lebehochrufen einen beredten Ausdruck fand. Es war ein bezaubernder Anblick, als der Papst, nachdem er endlich auf dem Balcon mit seinem Gefolge erschienen, mit einer vollen, sonoren Stimme den Segensspruch über sein Volk sang und dieses weltlich erregte, eben noch „Freiheit und Unabhängigkeit" schreiende Volk nun todtenstill auf den Knieen lag und sein Haupt beugte wie Ein Mann.[1])

Wir berichteten im Obigen, daß zu Anfang der Fastenzeit ein ottomanischer Gesandter in Rom erschien und daß auf der Hohen Pforte Wunsch, trotz dem Entgegenwirken namentlich der französischen Diplomatie, der h. Stuhl den Entschluß gefaßt hatte, auch seinerseits einen Nuntius nach Constantinopel zu schicken. Der Erfolg der zwischen Rom und der Pforte gepflogenen Unterhandlungen war, der wiederholten Protestation Guizot's ungeachtet, die Ernennung eines katholischen Bischofs oder lateinischen Patriarchen von Jerusalem für Syrien, Mesopotamien und Persien in der Person des seitherigen Missionars und Generalvicars in Hispahan, Msgr. Joseph Valerga, wovon Pius IX. in dem geheimen Consistorium vom 4. Octbr. dem h. Collegium Meldung that.

Das Erscheinen des ehrwürdigen Franziscaner-Paters, welchen Pius IX. zur Uebernahme der Patriarchenwürde über das mit Constantinopel zu einer Provinz verbundene Patriarchat Jerusalem, aus dem tiefen Morgenlande herbeschieden hatte, machte in der ewigen Stadt kein geringes Aufsehen. Pius selber nahm in der Paulinischen Capelle dessen Consecration

---

[1]) Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking. S. 149.

zum Bischofe im Beisein der Cardinäle, der Prälaten, römischen Fürsten, fremden Gesandten vor; Graf Rossi glänzte durch seine Abwesenheit!

In den ersten Tagen des November, im Augenblicke, wo Monsgr. Valerga sich anschickte, Rom zu verlassen, traf ebendaselbst Lord Minto aus England ein. Er wurde, wie Lord Cochrane am 23. Mai 1850 im englischen Parlamente offen gestand, mit dem Auftrage nach Italien gesendet, um den bereits entbrannten Aufruhr in Neapel, Rom und Toscana noch mehr anzuschüren. Und zwar war sein Auftraggeber kein Geringerer, als Lord Palmerston, der Premierminister Englands, der Großmeister aller Freimaurer des Erdkreises, ein Freund und Correspondent Mazzini's, ein Mann ohne Character, aber voll satanischen Hasses gegen Rom und das Papstthum, ein Wüstling, welcher Frauengunst seine raschen Beförderungen verdankend, noch am Spätabende seines langen Lebens der Hauptstadt Großbritanniens das Aergerniß einer Gerichtsverhandlung darbot wegen eines Vergehens wider die Sittlichkeit, das kaum der heißblütigen Jugend zu verzeihen ist. Ein solcher Mann mußte es sein, der mit dem edeln Pius IX. in die Schranken trat und der vor Allen Schuld war, daß die Freiheit in Rom nicht gedeihen konnte und die schlimmsten Früchte trug. Eines solchen Auftraggebers vollkommen würdig war denn auch sein Geschäftsträger, Lord Minto. Die Taschen voll englischer Guineen und Mazzinischer Instructionen, kam er in der ewigen Stadt an. Wie fand er hier den Boden für seine goldene Aussaat vorbereitet! Welch ein weites Feld öffnete sich hier, unter dem Schutze seines halbamtlichen Characters, seinem ruchlosen, völkerrechtswidrigen Treiben! Mit Lobgesängen nahmen ihn die Revolutionäre auf, führten ihn in die Räume des berüchtigten „Römischen Cirkels" ein. Er schloß innige Freundschaft mit Brunetti und dessen Sohn Lorenzo, dem er bei seiner Abreise nach Neapel einige Verse zum Lobe seines Vaters in's Stammbuch schrieb. Lord Minto hätte zu keiner gelegeneren Zeit in Italiens Hauptstadt eintreffen können — denn es stand gerade die Eröffnung der Staatsconsulta bevor.

Diese so lange und so ungeduldig erwartete Ceremonie hatte am 15. November Statt. Um 9 Uhr Morgens versammelten sich die seit einigen Tagen zu Rom eingetroffenen Abgeordneten der Provinzen im Thronsaale des Quirinals. Se. Eminenz, Cardinal Antonelli, als Vorsitzender, brachte dem Papst den Dank und die Huldigungen der Versammlung dar. Pius IX. antwortete auf diese Rede in folgenden Worten:

„Ich danke Ihnen für Ihre guten Intentionen und lege für das Gemeinwohl viel Gewicht auf sie. In Absicht auf Letzteres habe ich, vom ersten Augenblick meiner Thronbesteigung an, nach den Rathschlüssen, die Gott mir eingegeben, Alles gethan, was ich konnte, und bin noch, mit Gottes Beistand, auch fernerhin Alles zu thun bereit, ohne gleichwohl von der Souveränetät des Papstthums das Geringste zu vergeben. Wie ich dieses von meinen Vorgängern voll und ganz überkommen, ebenso muß ich es voll und ganz meinen Nachfolgern übermachen. Zu Zeugen habe ich drei Millionen Unterthanen, zum Zeugen habe ich ganz Europa für das, was ich bisheran gethan, um mich meinen Unterthanen zu nähern, sie mit mir zu einigen, um möglichst genau ihre Bedürfnisse kennen zu lernen und denselben abzuhelfen .... Hauptsächlich zum Zwecke, diese Bedürfnisse besser kennen zu lernen und den Anforderungen des Gemeinwesens möglichst gerecht zu werden, habe ich Sie hier zu einem permanenten Staatsrath vereinigt; um nöthigenfalls Ihre Ansichten zu vernehmen, um behufs meiner souveränen Entschließungen, wobei ich mein Gewissen zu

Rathe ziehen werde, mich derselben bedienen und mit meinen Ministern und dem h. Collegium darüber zu conferiren . . . . . Der würde sich höchlich irren, welcher in den Amtsverrichtungen, die Sie vornehmen werden, etwas Anderes erblicken wollte, der würde sich höchlich täuschen, welcher in der von mir geschaffenen Staats-consulta die Verwirklichung seiner eigenen Hirngespinnste und den Keim einer Institution erblicken wollte, die mit der hohepriesterlichen Souveränetät unvereinbar wäre. (Diese Worte sprach der h. Vater, der wohl wußte, daß ein großer Theil der Bevölkerung von dieser Consulta sich Ungebührliches versprach und daß mehrere Abgeordnete von ihrem Mandat sich allzu hohe Begriffe machten, mit sichtlicher Erregung.)

„Diese Lebhaftigkeit — fuhr Se. Heiligkeit fort — und diese Worte gelten Keinem von Ihnen, deren christliche und loyale Gesinnung mir bereits bekannt war, als ich zu Ihrer Wahl schritt. Auch der nahezu ganzen Gesammtheit meiner Unterthanen gelten diese Worte nicht; denn ihrer Treue und ihres Gehorsams bin ich gewiß. Ich weiß, daß die Herzen meiner Unterthanen in der Liebe zur Ordnung und Eintracht mit dem meinigen eins sind. Aber es giebt leider Einige, (freilich nur wenige, aber es giebt deren doch) welche, da sie Nichts zu verlieren haben, die Unordnung und Empörung lieben und sogar von den Zugeständnissen Mißbrauch machen. Jenen gelten diese Worte; mögen sie deren Bedeutung wohl erfassen! In der Mitwirkung der Herren Abgeordneten erblicke ich lediglich eine feste Stütze von Seiten Solcher, die aller Selbstsucht baar, mit mir, vermittelst ihrer Rathschläge, am Gemeinwohl arbeiten werden, ohne sich durch die eitelen Reden unruhiger und unverständiger Leute beirren zu lassen. Sie werden mit ihrer Weisheit mir das finden helfen, was für die Sicherheit des Thrones und für das wahre Glück meiner Unterthanen am Nützlichsten ist."

Nach diesen Worten erhob sich der Papst, gab der Versammlung seinen Segen und forderte sie zum sofortigen Beginn ihrer Arbeiten auf.

Als die Deputirten den Quirinal verließen, erwartete eine unzählbare Menge sie auf dem Monte Cavallo, wo 24 prachtvoll geschmückte Wagen sie aufnahmen. Dem Zuge vorauf ritt eine Abtheilung päpstlicher Dragoner. Den Wagen eines jeden Mitgliedes der Consulta umgab eine Deputation von Bürgern aus der Provinz, welche derselbe vertrat. Diese Deputationen trugen ein altrömisches Feldzeichen mit dem Wappen ihrer Legation und zwei Banner, auf welchen der Name der Stadt und Dessen, der sie vertrat, geschrieben standen. Linientruppen und ein Corps der Bürgerwehr schlossen den Zug. Alle Straßen, durch welche die Wagen fuhren, waren gedrängt voll und widerhallten von Freudenrufen und dem Gesange des Piusliedes. Nachdem man in der Peterskirche der Heiligen-Geist-Messe beigewohnt, begab sich die Consulta in den Vatican, wo sie ungesäumt den für sie bestimmten Sitzungssaal in Besitz nahm und ihre Arbeiten mit einer Adresse an Pius IX. anfing. Die Adresse, von dem jugendlichen Schriftführer der Commission, Minghetti von Bologna, entworfen, war würdevoll und ehrerbietig. Gleichwohl klang bei aller Mäßigung und Ehrfurcht, welche sie äußerte, ein unverkennbarer Ton von Selbstgefühl durch, indem man der Regierung des h. Vaters zwar die loyalste Beihülfe zusicherte, zugleich aber sich erlaubte, Se. Heiligkeit auf einige Punkte aufmerksam zu machen, und so thatsächlich ein Recht der Initiative oder Gesetzesvorlage in Anspruch nahm.

Abends schlossen sich die in Rom befindlichen Ausländer bei feenhafter Beleuchtung dem Zuge der Abgeordneten an. Der aus jungen Leuten aller Länder und eines großen Theiles der Stadt zusammengesetzte Zug machte der Reihe nach unter den Fenstern der Minister von Toscana und Sardinien und denen Lord Minto's Halt, indem er die Papsthymne sang und Lebehoch's auf Pio Nono, auf die Einigung Italiens — die

italienische Ligue — und den Zollverein ausbrachte. Die Repräsentanten Leopold's und Carl Albert's erschienen auf ihren Balconen und sprachen begeisternde Worte zu der Menge. Den tollsten und lärmendsten Enthusiasmus rief aber Lord Minto hervor, indem er, sein Taschentuch schwenkend, aus vollem Halse schrie: „Hoch Italien! Hoch der italienische Bund! Hoch die italienische Unabhängigkeit! Hoch Pius IX.!"

Wie in Folge dieser Vorgänge in Rom, dem Herzen Italiens, Freiheitsgedanken, gleich elektrischen Funken zündend, die ganze Halbinsel vom Golf von Messina bis jenseits der Alpen durchflogen und unter dem Ruf Viva Pio Nono! die Fürsten zu ähnlichen Bewilligungen, wie Rom sie errang, nöthigten, ebenso drang andererseits von den Alpen herab nach Rom eine Strömung, die bald alle Dämme der Gesetzlichkeit durchbrach und der Staatsumwälzung Thür und Thor öffnete.

In der Schweiz war, trotz der schmählichen Niederlage, welche (am 1. April 1845) die Freischaaren nach einem zweimaligen Ueberfalle des Cantons Lucern erlitten hatten, das Bestreben der Radicalen, unter dem Vorwande, daß es nur den verhaßten Jesuiten gelte, die katholische Religion zu vernichten, immer offener und frecher an den Tag getreten. Das hatte die 7 katholischen Stände Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis bewogen, zur Abwehr der bevorstehenden Gefahren sich enger zu verbinden und einen besondern Vertheidigungsvertrag zu schließen, wozu sie durch den eidgenössischen Bund nicht nur berechtigt, sondern selbst verpflichtet waren. So kam der sogenannte Sonderbund zu Stande. Darin fand der Präsident der neuen Berner Regierung, der Freischaaren-General Ochsenbein, einen erwünschten Anlaß, die katholischen Regierungen der 7 Stände zu vernichten. Die radicale Tagsatzungssitzung des Jahres 1847 erklärte den Sonderbund als unverträglich mit dem eidgenössischen Bunde und befahl dessen Auflösung. Als die 7 katholischen Stände dawider protestirten, rüsteten die 12 radicalen Stände, und so kam es Anfangs November zum Kriege, der am 24. desselben Monats mehr durch Verrath, als durch die Waffen eines über 90,000 Mann starken Heeres unter der Führung des Generals Düfour (— die katholische Armee führte der General von Salis-Soglio —) mit der Einnahme Lucerns endete und die traurigsten Folgen für die katholischen Cantone der Schweiz herbeiführte.

Zu diesen Wirren im romantisch schönen Alpenlande und deren Nachwirkungen in der fieberhaft erregten Tiberstadt, kamen am Schlusse des Jahres 1847 Nachrichten von Ruhestörungen in Messina; ein Aufruhr stand in Palermo vor der Thür und die Unzufriedenheit wuchs in Mailand mit jeder Stunde. Dieß waren die ersten Stöße des allgemeinen Erdbebens, welches kurz darauf in den einflußreichsten Hauptstädten Europas — die Stadt der Päpste nicht ausgenommen — zum Ausbruch kommen sollte.

Hier, wo die Kunde von der Niederlage des Sonderbundes zufällig mit dem Jubel über die von den 100 neuen Gemeinderäthen vollzogene Wahl des Senators (Corsini) und der 8 Conservatoren zusammentraf, richtete sich, von den Radicalen der Schweiz angefacht, nachdem sie dem schweizerischen Consul in lärmender Weise ihre Evviva's gerufen, die

Wuth der Freiheitsmänner zunächst gegen die Jesuiten, deren Schulanstalt, das römische Collegium, sie durch Verbreitung von Schmähschriften und durch Drohungen, wenn nicht zu stürzen, doch auf eine so geringe Anzahl von Schülern herabzubringen suchten, daß man später gegen dasselbe, als hätte es nämlich das Zutrauen der Bürgerschaft verloren, mit Erfolg handeln könne. Das gelang indessen, Dank einigen Vorsichtsmaßregeln der Regierung, nicht. Im Gegentheil: die Schulen wurden ohne die geringste Störung eröffnet, und die Anzahl der jungen Leute, welche sie besuchten, wurde gerade in dem Jahre bedeutend vermehrt. Nicht wenige Väter, die sonst in den Häusern der Jesuiten nicht gesehen wurden, führten ihre Söhne selbst in das Collegium, und übergaben sie den Lehrern mit lauten Versicherungen ihres Zutrauens. Das war eine Thatsache und zwar nicht die einzige, aus der man abnehmen konnte, daß in Rom nicht Alles dem Schwindelgeist des Fortschrittes huldigte.

Diesem Schwindelgeist trat abermals in entschiedener Weise der souveräne Vater der Christenheit erstens durch die Allocution, die er am 17. December in einem geheimen Consistorium hielt, sodann durch sein persönliches Verhalten in den letzten Tagen des Jahres entgegen. In jener Allocution, die man nicht ohne einige Spannung erwartet hatte, redete der h. Vater über die Lage der Kirche in Spanien und Rußland, über die Schweiz und den politischen Zustand des Kirchenstaates. Er drückte seine Freude aus, daß in Spanien durch die Anstrengungen des Apostolischen Nuntius wenigstens ein glücklicher Anfang zur Wiederherstellung der kirchlichen Verwaltung gemacht worden; er beklagte, daß dagegen die Verhandlungen mit dem russischen Hofe noch zu keinem beruhigenden Ergebnisse geführt; sprach dann mit besonderem Schmerz von dem Schicksale der Katholiken in der Schweiz, und schloß, indem er sich über die Gerüchte beklagte, die man in Betreff seiner Absichten und Maßregeln in der Verwaltung des Kirchenstaates, namentlich auch rücksichtlich der von ihm ertheilten Amnestie verbreite, gleich als ob er dadurch „jenes gottlose System von der Gleichgültigkeit einer jeden Religion" begünstige — eine Verleumdung, gegen die er seinen Abscheu nicht kräftig genug auszusprechen vermöge.

War das fest und mannhaft gesprochen, so war nicht minder fest und entschieden des h. Vaters demnächstiges Handeln. Am St. Johannestage (27. December), des Papstes Namensfeste, fand verabredetermaßen, trotz des herabströmenden Regens, einer jener Aufzüge Statt, wobei man nebst den Glückwünschen für den h. Vater auch die „Wünsche" des Volkes vorbrachte, unter welchen für dießmal, wie das Geschrei auf den Straßen bewies, nebst dem Laienministerium die Vertreibung der Jesuiten obenan stand. Man glaubte daher, mit Rücksicht auf diese Stimmung, am Vorabende des Neujahrstages, wo, wie bereits bemerkt, das Cardinals-Collegium und gewöhnlich auch der Papst selber dem feierlichen Jahresschlusse in der Jesuitenkirche beiwohnt, Letzteren dieses Mal um so weniger erwarten zu dürfen, als er an einer Erkältung litt, die er am gedachten Festtage durch sein Erscheinen auf dem Balcon, bei dem heftigen Gewitterregen sich zugezogen hatte, und noch Tags zuvor das Bett hüten mußte. Nichtsdestoweniger wollte er gerade jetzt nicht fehlen, und setzte den

Vorstellungen, die man aus verschiedenen Beweggründen machen mochte, ein festes: „Ich will" entgegen. Wirklich kam er und stimmte, obschon mit heiserer Stimme, das Te Deum an. Die große Kirche und die Straßen ringsumher waren mit dichten Volksmassen angefüllt, und der Freudenruf, welcher (das Zischen einiger Wenigen übertönend) bei des h. Vaters Ankunft und Rückkehr erscholl, bewies, daß die radicalen Unruhestifter sich hier mit eben so großem Unrecht, wie vielfach anderwärts, für die Repräsentanten des Volkes ausgaben.

Am Tage vorher (30. December) war, gleichsam zum freundlichen Abschiede von dem zu Ende gehenden Jahre, ein Motu proprio über den Minister-Rath erflossen, wodurch der Papst dem letzthin so dringend geäußerten Verlangen nach einem Laienministerium wenigstens in etwa nachgab, das aber, wie so manches Andere, bald günstig, bald ungünstig beurtheilt wurde. Am Meisten gefiel, nebst der ausgesprochenen Verantwortlichkeit der Minister, die Bestimmung, daß 24 Auditoren, gleichsam als diplomatische Pflanzschule, dem Ministerium beigegeben werden sollten, und zwar die Hälfte von weltlichem Stande; hier sah man doch wenigstens die Keime des so heißersehnten Laienministeriums. Zu Denen, welche dasselbe lebhaft befürwortet hatten, gehörte auch Graf Rossi. Zu ihm wandte sich daher, nach Erlaß jenes Motu proprio, Se. Heiligkeit und sagte scherzend: Ebbene, signor ambasciatore, l'avete dunque, vostro elemento laico. (Nun, Herr Gesandter, jetzt haben Sie also ihr Laien-Element!)

Sechsunddreißigstes Capitel.

Verhängnißvoller Anfang des Jahres 1848. — Einladungsschreiben an die getrennten Orientalen zur Wiedervereinigung mit dem Römischen Stuhl. — Neapels König giebt eine ständische Verfassung. — Auch Pius IX. bereitet eine Constitution vor. — Hetze gegen die Ordensgeistlichen. — Bofondi's, des neuen Staatssecretärs, strenger Erlaß dagegen. — Wie der Segen, den Pius IX. über Italien herabflehete, mißdeutet ward. — Erstes (theilweises) Laienministerium: Galetti wird Polizeicommissar. — Anerkennung der Reformbestrebungen Pius' IX. von Seiten der Vereinigten Staaten Nord-America's. — Die Februar-Revolution in Paris. — Rückschlag derselben auf Rom. — Pius IX. verheißt eine Constitution und führt sie alsbald ein. — Ein verstärktes Laien-Ministerium. — Erneuerte, noch wüthigere Jesuitenhetze. — Endlicher Abzug der Verfehmten. — Was man zuletzt unter „Jesuit" verstand. — Aufstand in Wien. — Carl Albert von Piemont und Savoyen beginnt den Krieg gegen Oestreich. — Wie der verhetzte Pöbel zu Rom seine Wuth an dem Wappenschilde Oestreich's ausläßt. — Carl Albert's siegreiches Fortschreiten in Oberitalien. — Die Versammlung im Kolosseum. — Traurige Verblendung und Schwäche der gutgesinnten Römer.

Verhängnißvoll brach das neue Jahr 1848 an. Wie eine Sciroccoschwüle lag es auf den Gemüthern; Alles war in Unruhe und Beängstigung. Daß ein Sturm drohe, ahnten Viele; woher aber, das war den Wenigsten klar. Sie wußten es, die das Volk am Leitseil führten und jene Liste von „Volkswünschen" aufgestellt hatten, die das „Volk" vom Papste fordern, ja nöthigenfalls ertrotzen müsse. Unter den 34 Postulaten waren einige, welche die Partei des gemäßigten Fortschrittes selber mißbilligte, z. B. Preßfreiheit, Entfernung der Jesuiten, Bewaffnung der Bürgergarden, Italienischer Bund, Juden-Emancipation, Besetzung aller Beamtenstellen mit Weltlichen, Freilassung der von der Amnestie noch ausgeschlossenen 24 Gefangenen. Am Neujahrstage wollten die Radicalen mit Gewalt bis zum Papste dringen, um diese bereits an mehreren öffentlichen Plätzen angeschlagenen „Volkswünsche" ihm selber zu über-

reichen, und nur das Einschreiten des Governatore, so wie die geschlossenen Thore des Palastes und die auf dem Quirinalplatze aufgestellten bewaffneten Truppen hielten sie davon ab. Darüber gerieth die Masse in Wuth. Sie einigermaßen zu beschwichtigen, mußte Fürst Corsini, der neue Senator, zum h. Vater gehen und die „Volkswünsche" befürworten. Da der Papst jedoch eine mit solchen Aufträgen abgesendete Deputation nicht vorließ, ehe dieselben dem Staatssecretär überreicht waren, so kam der „Volkstribun" Ciceruacchio mit diesen zu Ferretti. Dieser las das Blatt und warf es entrüstet dem Ueberbringer vor die Füße. „Ihr Schurken (birboni)! rief er aus, seid ihr nie zufrieden? Seid ihr unersättlich? Wie weit soll euere Unverschämtheit noch gehen?" Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, erschrak der Bote der öffentlichen Meinung und stammelte zitternd: Eminenz, ich wußte nicht, was auf dem Blatte steht; einige Volksfreunde haben es mir übergeben. „Ich weiß es, sprach der Cardinal, daß nicht Ihr der Hauptschurke seid, Ihr seid das willenlose Werkzeug Anderer. Aber Ihr nehmt keinen Rath an, Euch ist nicht zu helfen." Solche Vorgänge verschwieg die wühlerische Presse freilich; aber desto mehr stieg ihre Wuth gegen den Cardinal. Ja, sie stellte später sogar die Sendung des „Volkstribun" an den Staatssecretär in Abrede, und erklärte sie für ein eitles Mährchen.[1])

War es auf Zudrängen des Senators Corsini, wie es hieß, um einen größeren Aufstand zu vermeiden, der zu drohen schien; war es zufälliger Entschluß: der h. Vater fuhr den folgenden Tag zur Erholung aus und machte eine Spazierfahrt durch die Hauptstraßen der Stadt. Kaum erfuhren dieß die Revolutionäre, so waren sie alle schleunigst in Bewegung. Die Vereine kamen zusammen, die Fahnen wurden entfaltet, man ließ den Corso „freiwillig" festlich schmücken, und eine Menge von Bürgerwehrmännern, athemlosen Laufes, traf endlich auf dem Popolo-Platze den Wagen des Papstes, der von der Straße Ripetta zurück in den Corso einlenkte. Sie hielten ihn an, umgaben ihn ringsum, und Ciceruacchio schwang sich mit einem Sprunge auf den Hintertheil des zweiten Wagens, und stehend hielt er da an einer Stange eine große wehende Fahne in der Hand, mit der Inschrift: „Heil. Vater, Gerechtigkeit für das Volk, das mit Dir ist!" So begleiteten sie ihn, ähnlich wie einst der rebellische Pöbel Ludwig XVI., den „Vater des Volkes", von Versailles nach Paris geleitete, unter lärmendem Schreien, Schritt für Schritt, bis zum Quirinal, während alle Guten, die verständigen Sinnes waren, vor Schmerz darüber weinten, da sie auf diese Weise von den Schlechten die päpstliche Würde erniedrigt, und zum Spott und Spiele eines zügellosen Pöbels gemacht sahen. Der h. Vater aber wurde, so versichert man, von dem Geschrei, das im Vorhofe des Palastes erhoben wurde, so ergriffen, daß man ihn ohnmächtig in seine Gemächer tragen mußte. Als am Abende desselben Tages (2. Januar) der Senator Corsini im Theater erschien, wurde er mit einem rauschenden Evviva empfangen. In der darauf folgenden Stille hörte man von einer der Tribünen herab den Ruf: Morte ai Gesuiti! (Tod den Jesuiten!) — Dieser Schrei

---

[1]) Histor.-pol. Bl. Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen. 1850. 1. Bd. S. 622.

fand aber nicht nur keinen Widerhall, sondern — laute Mißbilligung; von vielen Seiten her forderte man, daß der Schreier ergriffen und eingesperrt werde, was auf Befehl des Senators denn auch geschah. Wieder ein Beweis, daß die besseren Elemente der Bevölkerung den Haß des Pöbels gegen jene Ordenspriester nicht theilten, und daß man den erkauften Pöbel und seine Anstifter nicht mit dem römischen Volke verwechseln dürfe. Letzteres konnte man an eben diesem Tage auf die verschiedenen Hoch's der von den Fortschrittsmännern zusammen getriebenen Pöbelhaufen vielfach mit einem Viva la religione! antworten hören.

Von der Unpäßlichkeit, die ihn wiederholt nöthigte, das Bett zu hüten, und wozu nicht allein die einheimischen, sondern auch die auswärtigen politischen Ereignisse gar viel beitrugen, kaum wieder hergestellt, richtete der h. Vater, der bei aller Drangsal in unmittelbarster Nähe unverdrossen auch das Fernste, die großen Interessen der allgemeinen Kirche Betreffende im Auge behielt, unterm 6. Januar — dem Feste der Offenbarung des Herrn an die Weisen des Morgenlandes — ein „Sendschreiben an die Orientalen", worin er, die Sendung des Erzbischofs von Sida, Innocenz Ferrieri, als Gesandten nach Constantinopel zum ottomanischen Reiche benutzend, seine Worte zunächst an die katholischen Bischöfe, Geistlichen und Laien, welche in der Gemeinschaft des geistlichen Stuhles verblieben oder später zu derselben zurückgekehrt sind, schließlich aber an die Getrennten richtet mit der herzlichen Aufforderung und Bitte, ohne Verzug zurückzukehren zur Gemeinschaft mit dem h. Stuhle Petri. Zu diesem Behufe bewies er ihnen die Einheit der Kirche und den Primat des Papstes, hauptsächlich aus den orientalischen Kirchenvätern, und versprach ihnen die unveränderte Aufrechthaltung ihrer Liturgieen, den zur Einheit zurückkehrenden Bischöfen und Priestern aber die Beibehaltung ihres Ranges und ihrer Würde und die Verwendung derselben zu der Seelsorge unter ihren Landsleuten.

Elf Tage später (17. Januar) erhob Pius IX. in einem geheimen Consistorium den sehr geschätzten Prälaten, Carl Vizzardelli, den wir in Bälde auf dem Felde der Politik seine Thätigkeit werden entfalten sehen, zur Cardinalswürde.

Unter den vorerwähnten auswärtigen politischen Ereignissen war das jüngste, die politische Umwälzung des Königreichs beider Sicilien, das bedeutendste. Die Regierung von Neapel, bisher die unbiegsamste in ganz Italien, hatte, durch die Umstände gedrängt, allen andern voraneilend, zur allgemeinen Ueberraschung (am 29. Januar) dem ganzen Reiche eine ständische Verfassung, eine Constitution, bewilligt. Da war es nun vorauszusehen, daß die revolutionäre Partei in Toscana, in Piemont und im Kirchenstaat jetzt mit Ungestüm das Gleiche fordern würde.

Und als wirklich bald nachher Turin und Florenz eine ständische Verfassung verlangten und erhielten, begriff der h. Vater recht wohl, daß nun auch er seinerseits nicht werde widerstehen können. Wenn er dieserhalb noch mit sich in Zweifel stand, so geschah das nicht bloß aus politischen, sondern vorzüglich auch aus religiösen Gründen. Vor ihrer Krönung nämlich müssen die Päpste unter andern auch den Eid ablegen, daß sie die Souveränetätsrechte über den Kirchenstaat ihren Nachfolgern,

ungeschmälert überliefern wollen. Auf diesen Eid hatte Pius schon bei verschiedenen Anlässen, auch öffentlich, hingedeutet und erklärt, lieber Blut und Leben hinzugeben, als ihn zu verletzen. „Wir wissen", hatte er schon im November 1847 einem italienischen Schriftsteller gesagt, „wohin diese Leute (die Demagogen) Uns führen wollen. Wir werden nachgeben, so lange das Gewissen es Uns gestattet, und am äußersten Puncte angekommen, den Wir bereits in's Auge gefaßt, werden Wir keinen Schritt mehr weiter gehen, lieber Uns in Stücke zerhauen lassen." Um sicher zu gehen, versammelte der h. Vater deshalb Anfangs Februar sämmtliche Cardinäle in einem außerordentlichen Consistorium, welches so geheim war, daß nicht einmal der Secretär zugegen sein durfte, in Folge dessen eine Commission ernannt wurde, die ihr Gutachten namentlich darüber abgeben sollte, ob die Constitution mit dem päpstlichen Ansehen verträglich sei. Man erzählte sich mit Verwunderung, daß unter den mit dieser Untersuchung betrauten Theologen der berühmte Dogmatiker, der Jesuiten-Pater Perronne das allerliberalste Gutachten abgegeben habe. Und siehe! auf Grund dieses durchaus ungegründeten Geredes wurde dem besagten Ordenspriester und mitunter den Jesuiten überhaupt, denen man noch vor wenigen Tagen Tod und Untergang zuschrie, öffentlich Evviva zugerufen.

Inzwischen ging es auf den Straßen Roms und in den Clubs, zumal in dem „Volksverein", der Seele und dem Mittelpunct aller Bewegungen, immer tumultuarischer zu, aber nicht in Rom allein, auch in den Provinzen. Namentlich in Letzteren häuften sich die verbrecherischen Attentate und Gewaltthätigkeiten insbesondere gegen geistliche Körperschaften, welche entweder förmlich vertrieben, oder veranlaßt wurden, ihre Häuser aus Furcht vor größerem Unglück zu verlassen. So ging es im Laufe des Monats Februar den Jesuiten zu Faenza und Fano, den Schulbrüdern zu Ancona und Sinigaglia. Dieß veranlaßte den Cardinal Bofondi, der seit dem 7. Februar an Ferretti's Stelle Staatssecretär geworden (er blieb nur einen Monat, Antonelli 3 Monate, Ciacchi 27 Tage am Ruder), zu einer Depesche an sämmtliche Legaten und Delegaten der Provinzen, worin das Mißfallen oder vielmehr die Entrüstung, welche diese verbrecherischen Vorgänge in Sr. Heiligkeit hervorgerufen, in den stärksten Ausdrücken ausgesprochen, die gerichtliche Verfolgung gegen die Thäter, so wie Berichterstattung über das Geschehene und über die Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Verbrechen auf das Strengste anbefohlen wurde. Das war Alles in den Wind geredet. Selbst die improvisirte Anrede Pius' IX., die er am 11. desselben Monats an die vor dem Quirinal versammelte und auf seinen Segen harrende Menge hielt, die, kraftvoll und liebreich zugleich, einen Stein hätte rühren können, sie verhallte wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, sie wurde auf der Stelle selbst mit Aeußerungen des Unwillens und mit Drohungen erwidert. Ehe er den Segen gebe, sagte der Papst, wolle er einige Worte sprechen; er mahne zu Ruhe und Eintracht und Mäßigung in ihren Wünschen; sein Volk möge sich vor Leuten hüten, die es zu verführen und zur Stellung von Forderungen aufzureizen suchten, die er weder bewilligen könne, noch dürfe, noch wolle. Das non posso, non debbo, non voglio ammettere sprach er

mit der größten Entschiedenheit und mit dem vollen Gefühl seiner Würde. Dann hob er Hände und Augen himmelwärts und flehete zu Gott, daß er Italien segnen und ihm sein kostbarstes Gut, den Glauben bewahren wolle, den Glauben, den die Apostel, die Martyrer und die Königin aller Heiligen bekannt. Alles Andere in dieser schönen Anrede wurde von den Empörern überhört. Nur das Eine, daß Pio Nono des Himmels Segen über Italien herabgefleht, hatte für sie Werth; darauf beriefen sie sich einzig und allein und machten aus diesen Worten gleichsam eine Losung zum Kriege behufs Wiedergewinnung der (wie sie es nannten) natürlichen Grenzen Italiens und Säuberung des italienischen Bodens von „dem Fremden", womit vorzüglich das verhaßte Oestreich gemeint war. Ja, die Pallas, ein höchst schändliches Blatt, das sich später durch seine Feindseligkeit gegen die Religion so sehr hervorthat, wollte von da an die päpstlichen Worte: „Ich segne Italien", als Aufschrift an seine Stirne setzen.

Am 12. Februar wurden die ersten Laien als wirkliche Minister zur Regierung zugelassen; es waren ihrer drei: der Graf Johann Pasolini, der Advocat Sturbinetti und der Herzog Gaetani. Aber schon einen Monat später beschloß man, dem Drang der Umstände nachgebend, das ganze Ministerium neuzubilden, das jetzt, den Cardinal Antonelli und Msgr. Morichini ausgenommen, ganz aus Laien zusammengesetzt war. Minister des Innern wurde Gaetano Rechi, ein alter, durch die Amnestie aus der Verbannung gerufener Geheimbündler, Polizeiminister Galetti, den wir bereits aus dem oben mitgetheilten Rundschreiben von seiner Hand kennen, ein Mann, dessen Namen nicht allein politische Verbrechen, sondern überdieß Verbrechen gemeiner Art befleckten, der die begeistertste Dankbarkeit gegen seinen Befreier heuchelte, während er, ein Scheusal der Undankbarkeit, an der Verschwörung gegen ihn fortwährend den thätigsten Antheil nahm. Wie unter einem solchen Polizeiminister die Dinge gehen mußten, kann ein Jeder sich unschwer vorstellen.

Zu nicht geringem Troste über den schnöden Undank, womit ein großer Theil seiner eigenen Unterthanen ihm lohnte, mußte dem h. Vater der außerordentliche Beweis der Anerkennung gereichen, welcher ihm gerade an diesem Tage von Seiten des freiesten Volkes der Welt und zwar aus einer Volksversammlung zuging, welche im December 1847 in einer der größeren Städte der Vereinigten Staaten, in New-York, nebst vielen anderen, zu dem Zwecke stattgehabt hatte, um dem glorreichen Freunde der Reform, in der Hauptstadt der Christenheit, Adressen voll Sympathie und Bewunderung seiner Maßregeln durch Abstimmung zuzuerkennen. Am gedachten Tage nämlich (12. Febr.) wurde Sr. Heiligkeit durch den americanischen Consul in besonderer Audienz der Major Smith von New-York vorgestellt, welcher die von jener Versammlung beschlossene Adresse überreichte, worin es u. A. hieß:

„Daß wir dem regierenden Papste unsern herzlichen und ehrerbietigen Glückwunsch wegen seines edeln Benehmens gegen seine Unterthanen darbringen; daß wir, bekannt mit den Schwierigkeiten, die ihn zu Hause umgaben und mit den Angriffen, die ihn von Außen bedrohten, ihn um so mehr wegen der milden Festigkeit ehren, womit er die ersteren überwunden, so wie wegen des echten Muthes, womit er die andern zurückgewiesen hat."

Se. Heiligkeit nahm dieses Zeugniß der Liebe, der lebhaften Theilnahme und der Verehrung des americanischen Volkes von New-York mit schönen und verbindlichen Worten an und drückte zugleich herzliche Wünsche für das zunehmende Wohlergehen jener großen Nation aus.

Die Verehrung Americas gegen Pius IX. hatte noch ein anderes freudiges Ereigniß zur Folge, nämlich die Beglaubigung eines Gesandten der Vereinigten Staaten bei dem päpstlichen Stuhle in der Person des Herrn Martin, welche am 19. August Statt hatte.

Wenige Tage später (23. und 24. Februar) brach in der Seinestadt der anscheinend feste, in Wirklichkeit aber durch und durch morsche Thron des „Bürgerkönigs" Louis Philippe elendiglich zusammen. Unmittelbar vorher hatte ein preußischer Staatsmann von Paris aus seinem Monarchen gemeldet: Louis Philippe habe nie fester auf seinem Throne gesessen, als eben jetzt. Aber das Gewürm, welches Jahre lang nächtlicher Weile am Throne genagt, und welchem der verblendete Monarch alle Freiheit gelassen hatte, während er die Kirche, so weit seine Macht reichte, in unwürdige Fesseln schlug, war dem Auge jenes Staatsmannes unbemerkt geblieben. Die geheimen Gesellschaften, geführt von Ledru-Rollin, Blanc, Proudhon, Albert und Consorten, hatten, unter dem Vorwande, wegen der verhinderten und verbotenen Reformbankette das Ministerium Guizot zu stürzen, das Königthum selber gestürzt. Sie hatten das verworfenste, ausgelassenste Arbeiter-Gesindel von Paris bewaffnet, die Straßen verbarricadirt und durch Aufzüge von Blousenmännern, schlechten Dirnen und Beutelschneidern den constitutionellen Thron Louis Philippe's in Trümmer gelegt, und das Alles mit solcher Windeseile, daß der in seinem Palast überfallene greise Monarch, unter dem wiederholten Ausruf: „Gerade wie bei Carl X.!" sich mit genauer Noth an der Hand seiner Gemahlin in einen Einspänner flüchten und durch diesen glücklich, aber (für den Augenblick wenigstens) bettelarm, nach England entkommen konnte. Dieselben Herren aber, die seinen Thron in ihren geheimen Winkeln untergraben, riefen nun anstatt der constitutionellen Monarchie die Republik aus und bedachten sich dabei selbstverständlich mit den höchsten und einträglichsten Stellen.

Die Kunde von diesen Vorgängen, die am 3. März eintraf, rief, wie überall, so insbesondere in Rom eine ungeheure Aufregung hervor. Kaum hatte sich dieselbe verbreitet, so erhob — nicht das eigentliche römische Volk, sondern der größtentheils aus Fremden, Flüchtlingen und Auswürflingen der Galeeren bestehende Pöbel ein Freudengeschrei, zog in dichten Haufen nach dem Quirinal und forderte ungestüm die verheißene Constitution. Jedoch erst, als das förmliche Gesuch um Bewilligung der Constitution in anständiger Form durch den Senator Fürst Corsini und die acht vornehmsten Glieder des Municipalrathes dem h. Vater vorgetragen wurde, gab dieser mit Würde und Freimuth, wohl betonend, daß das Geschenk einer ständischen Verfassung längst Gegenstand seiner Ueberlegung gewesen, somit keine Folge ihrer Forderung sei, Folgendes zur Antwort:

„Die Ereignisse", so lauteten des h. Vaters Worte, „welche, ich will nicht sagen, auf einander gefolgt sind, sondern sich förmlich überstürzt haben, entschuldigen

das Gesuch, welches die Senatoren im Namen des Magistrats und des Staatsrathes an mich gerichtet haben. Jedermann weiß, daß ich unabläßig bemüht gewesen bin, eine Regierungsform einzuführen, wie jene Herren sie wünschen und wie das Volk sie fordert. Jeder muß aber auch die Schwierigkeiten erkennen, welche sich Dem entgegenthürmen, der die zwei höchsten Würden zusammen bekleidet. Was in einem weltlichen Staate in einer Nacht vollbracht werden kann, bedarf in Rom der reiflichsten Prüfung, da hier eine Trennungslinie zwischen beiden Gewalten gezogen werden muß. Dennoch hoffe ich in einigen Tagen eine Verfassung entwerfen und eine neue Regierungsform verkündigen zu können, durch die hoffentlich das Volk und insbesondere auch der Senat und der Staatsrath, welche die Sachlage und den Zustand des Landes besser kennen, zufrieden gestellt werden. Möge der Allmächtige meine Absichten und meine Mühe segnen! Wenn nur der Religion daraus Vortheil erwächst, will ich mich gern zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes werfen und Ihm danken für die Ereignisse, die Sein heiliger Wille zugelassen hat, und ich werde mehr als Oberhaupt der allgemeinen Kirche, wie als weltlicher Fürst mich freuen, wenn sie zur größeren Ehre Gottes gereichen."

Bald darauf (am 15. März) Mittags, wurde die so ungestüm verlangte Constitution durch Maueranschlag verkündigt.

Folgendes waren die Hauptgrundzüge:

„Das Cardinalcollegium bleibt ein von der Person des Papstes untrennbarer Senat. Für die Gesetzgebung werden zwei Rathsversammlungen mit berathender Stimmkraft eingesetzt. Die eine Kammer heißt der hohe Rath, die andere der Deputirtenrath. Der Papst beruft, vertagt und schließt beide. Die Sitzungen dauern jährlich nicht über drei Monate. Drei Monate nach erfolgter Auflösung wird der Deputirtenrath auf's Neue durch Wahl berufen. Behufs einer gültigen Sitzung muß die Hälfte der Mitglieder anwesend sein. Stimmenmehrheit entscheidet. Die Sitzungen sind öffentlich und die Verhandlungen werden gedruckt. Die Mitglieder des hohen Rathes werden auf lebenslänglich ernannt; hohe Staatsämter, wissenschaftliche Verdienste und 4000 Scudi Einkommen befähigen dazu. Die Deputirtenkammer wird gewählt, so daß auf je 30,000 Seelen ein Deputirter trifft. Wähler sind außer den Ortsobern und Gemeindevorständen alle mit 12 Scudi jährlich Besteuerten. Wählbar sind die Besitzer eines Capitals von 3000 Scudi oder solche, die 100 Scudi Steuer zahlen, dann Collegienmitglieder, Universitäts-Professoren u. s. w. Die Wähler müssen 25, die Wählbaren 30 Jahre alt sein. Die Deputirtenkammer wählt ihren Präsidenten und Vicepräsidenten selbst. Die Mitglieder beider Kammern dienen unentgeltlich. Alle Gesetze und Auflagen müssen von beiden Kammern erörtert und durch Abstimmung beschlossen werden. Kraft erhalten sie durch die Genehmigung des Souveräns. Die Gesetzvorschläge gehen vom Ministerium oder von einer der Kammern auf Verlangen von 10 Mitgliedern aus. Kirchliche Angelegenheiten gehören nicht zum Bereiche der Kammern; ebenso nicht die diplomatischen kirchlichen Angelegenheiten des h. Stuhles. Finanzsachen und Handelsverträge müssen den Kammern vorgelegt werden. Directe Auflagen werden für ein Jahr, indirecte für mehrere Jahre zugestanden. Vorschläge, die in der einen oder andern Kammer verworfen werden, dürfen in derselben Session nicht mehr vorgebracht werden. Nur die Deputirtenversammlung hat das Recht, den Minister in Anklagestand zu versetzen. Jeder großjährige Bürger hat das Petitionsrecht. Die päpstliche Civilliste ist auf 600,000 Scudi gestellt. Die Justiz ist für unabhängig erklärt; die persönliche Freiheit verbürgt; alles Eigenthum ohne Ausnahme hilft die Staatskosten tragen; die Bürgergarde ist Staatsinstitut. Die Censur in politischen Dingen hört auf; die kirchliche besteht fort, und ebenso bleiben die Theater der Censur unterstellt."

Das war der weitgreifendste Act des Pontificates. Mit ihm trat Rom vollberechtigt in die Sphäre der constitutionellen Staaten. Groß war der Jubel, der darauf die ewige Stadt erfüllte. Die Ernennung eines zu drei Vierteln weltlichen Ministeriums unter dem Vorsitz des Cardinal-Staatssecretärs Antonelli erfolgte einige Tage später. Mehr konnte Pius IX., um die Interessen und die Wünsche seines Volkes zu

befriedigen, nicht thun; mehr thun wäre so gut wie abdanken gewesen. Aber dazu eben wollte die radicale Partei, die schon jetzt in republikanischen Hoffnungen sich zu wiegen begann, ihn nachgerade zwingen und war mithin, bis sie dieses erreicht, durch keine noch so großartige Concession zu befriedigen. Der Erreichung jenes hochgesteckten Zieles standen aber, das muthmaßte sie, als der mächtigste Damm die Jesuiten entgegen; sie mußten vorher, koste es, was es wolle, fallen. Und da man seit dem 3. März, wo der Papst, trotz allen vorhergegangenen Kundgebungen, abermals die Jesuitenkirche besucht und in der Sacristei die Bewohner des Profeßhauses und wer durch diese Zutritt erhalten, namentlich mehrere Ausländer, zum Fußkuß vorgelassen hatte, alle Hoffnung aufgegeben, dieß durch ein Edict des Papstes zu erreichen, so mußte es durch andere Mittel versucht werden. Solche Mittel waren nächtliche Ruhestörungen, Aufläufe, Drohungen, öffentliche Verhöhnungen, welche gewöhnlich an einem Dienstage Statt hatten und die um so häufiger und rasender wurden, als man die Vertreibung der Jesuiten aus Fano, Faenza, aus ganz Piemont und Sicilien, ja sogar aus Neapel vornahm, wo der gutgesinnte König, unfähig, sie länger zu schützen, ihnen eines seiner Landhäuser zu Baja anwies. Dennoch hielten sich, von der Gunst des h. Vaters und aller Bessergesinnten getragen, die an Verfolgung gewöhnten Ordensmänner so lange, bis auf Galletti's Vortrag die Regierung dem Papste erklärte, daß sie außer Stande sei, für Sicherheit und Leben der Glieder dieses Ordens gut zu stehen und sie wider allenfallsige gewaltsame Angriffe zu beschützen, weshalb ihnen der Rath zu geben sei, nicht mehr als Gesellschaft in Rom zu leben, sondern einstweilen sich zu zerstreuen, bis günstigere Zeiten eintreten würden; alle ihre Rechte und die Güter ihrer Collegien sollten inzwischen gewahrt bleiben. Mit dieser Erklärung erschien endlich am 28. März der dem Orden besonders gewogene Cardinal Castracane im Profeßhause der Jesuiten. Noch denselben Tag beschloß der General mit seinen Räthen die Auflösung der Ordenshäuser: nach zwei Tagen waren sie geräumt. Nur das deutsch-ungarische Colleg, welches bekanntlich unter der Leitung der Jesuiten steht, setzte unter dem Rectorat eines römischen Prälaten seine Thätigkeit fort.

Einige der bedeutendsten Männer des Ordens suchten die Rädelsführer selber in Rom zu erhalten, namentlich die berühmteren Professoren, als Perronne, de Vico, Patrizi, Marchi, Secchi, Pianciani, Passaglia. Allein die Meisten zogen vor, die Verbannung mit ihren Brüdern zu theilen.

So war denn die sehr harte Prüfung eingetreten, welche Mutter Makrena Mieczyslawska schon vor einiger Zeit der Gesellschaft prophezeiht, aber auch den Trost hinzugefügt hatte, dieselbe werde nur von kurzer Dauer sein und ihr werde eine glorreiche Auferstehung folgen. Pius IX. wußte wohl, wozu man ihn gezwungen; er war selber tief ergriffen, als man ihm die Abreise der meisten Mitglieder dieser Congregation meldete. Aber auch vielen Anderen war bange und weh. Am letzten März und am ersten April, wo die meisten Jesuiten schon das Profeßhaus verlassen hatten, sah man früh Morgens vor den verschlossenen Thüren der Kirche al Gesù zahlreiche Schaaren von andächtigen

Besuchern dieser Kirche, besonders aus dem ohnehin mehr der Frömmigkeit zugewandten Frauengeschlechte, klagend, händeringend stehen, und endlich mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes von dannen gehen. Der Gottesdienst ward später erst durch Weltgeistliche besorgt.

Nun, nachdem die Jesuiten aus dem Wege geräumt waren, zeigte sich bald, was leicht vorauszusehen war, daß die Oppositionswuth der Radicalen nicht allein und zunächst ihnen, sondern dem gesammten Welt- und Ordensklerus, den Cardinälen, ja dem Papste selber gegolten habe. Pius IX. war zuletzt der Jesuit, der gestürzt werden mußte. Und wie jetzt schon der Ruf nach Säcularisation, das heißt Veräußerung der Kirchengüter zu weltlichen Zwecken immer stürmischer wurde, so sollte in Bälde auch der Ruf nach Säcularisation des Kirchenstaates laut und immer lauter werden. In den Provinzen wollte man schon jetzt keinem geistlichen Beamten mehr gehorchen. In Rom schrie man über die ungeheuren Summen, die der Klerus beziehe und verprasse. Selbst als die Geistlichkeit später sich bereit erklärte, zur Abhülfe der finanziellen Verlegenheit des Staates die Summe von vier Millionen Scudi zu zahlen, da war man immer noch nicht zufrieden und murrte fort über die Hartherzigkeit der habsüchtigen „Pfaffen", die kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe anerkennen wollten; da waren Alle Jesuiten, die nicht eben so locker und gewissenlos wie sie über Mein und Dein, über Recht und Unrecht dachten.

Die Gewissenlosigkeit jener Partei äußerte sich besonders auch in ihrer Feindseligkeit gegen das Ausland, vor allen Oestreich, und in dem Kriege, den sie gegen dasselbe anstrengte, wozu der obenerwähnte Ausbruch der französischen Staatsumwälzung sein nicht geringes Scherflein beitrug. War doch die Revolution vom 24. Februar gleichsam der Funke, der, bei dem allerwärts angehäuften Brennstoff, binnen wenigen Tagen ganz Europa in Flammen setzte.

Am 13. März brach ein Aufstand in Wien aus, der dem Ministerium Metternich den Garaus machte und den Kaiser Ferdinand zur Flucht in's Tyrol nöthigte. Bei der Kunde von der Empörung Wiens erhob sich (17. März), gleichzeitig mit dem Aufstande in Berlin, unter den Rufen: Hoch Pius IX! hoch die italienische Unabhängigkeit! Mailand gegen die starke östreichische Besatzung und trieb nach einem wüthenden Kampfe die Soldaten aus der Stadt, aus dem Castell und aus allen militärischen Positionen. Die lombardischen und venetianischen Städte, die Lagunenstadt an der Spitze, griffen auf Manin's und Tommaseo's Ruf ebenfalls zu den Waffen, und das Heer des Marschalls Radetzky, in seinen Stationen überrascht, sah sich allenthalben umringt, und vermochte sich bei dem plötzlichen heftigen Sturme nicht zu sammeln und dem Strome zu begegnen, welcher über es hereinbrach. Statt des kaiserlichen Doppeladlers wehte die Fahne der Republik von den hohen Segelstangen auf dem St. Marcusplatze. Ganz Italien, vom Po bis zur Tiber widerhallte von dem Geschrei Fuor i Barbari. (Hinaus mit den Barbaren!) Carl Albert, der schon als Prinz von Carignan Freimaurer war, „das Schwert Italiens", wie seine Schmeichler ihn nannten, ergriff gierig die günstige Gelegenheit für die Ausführung seiner lang

gehegten Wünsche, den Staat zu vergrößern und ein italienisches Reich vom Po und von den Lagunen an bis zu den Alpen, von einem Meere zum andern zu gründen. Er entfaltete sein Kreuzesbanner, jenes Banner, das vom Augenblick an das Kreuz für Pius IX. werden sollte, warf seine Legionen über den Ticino und marschirte geschlossen in das Herz der Lombardei (am 23. März), er selber mit seinen Söhnen, den Herzogen von Genua und Savoyen an der Spitze.

Noch waren sie nicht weit über die Grenzen hinaus vorgedrungen, als sich die Herzogthümer Parma und Modena gegen ihre Herren empörten, sie verjagten und sich Carl Albert in die Arme warfen, der ihnen durch seine geheimen Sendlinge den Genuß unendlich vieler Privilegien und Freiheiten unter der Fahne des weißen, ruhmreichen savoyischen Kreuzes versprach. Inzwischen strömte die lombardische und toscanische Jugend, durch die lauten Freiheitsrufe angefeuert, welche die Bannerführer der „Unabhängigkeit" durch alle italienischen Lande erschallen ließen, in Waffen von allen Seiten herbei, um sich mit dem piemontesischen Heere, das unter dem stolzen Rufe: Italia farà da se (Italien wird sich selber helfen) von Sieg zu Sieg fortschritt, zu vereinigen und mit ihm den „heiligen" italienischen Krieg zu kämpfen.

Rom konnte der allgemeinen Begeisterung, welche die jungen Männer der oberitalienischen Länder beseelte, nicht gleichgültig zuschauen, namentlich zu jener Zeit, wo es der Heerd der zügellosesten Demagogie, der Sammelplatz aller Flüchtlinge von ganz Europa und die Hauptkloake des ganzen Abschaums der geheimen Gesellschaften geworden war. Das zeigte sich besonders am 21. März, nachdem kurz vorher die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Wien angelangt war. Schon vom frühesten Morgen dieses Tages an hatten die Casino's und die Vereine ihre Laufburschen und Büttel ausgeschickt, um in jedem Winkel der Stadt die große Neuigkeit zu verbreiten und Volk zusammen zu bringen, das als Zuschauer und Theilnehmer Dessen, was sie zu thun vor hatten, dienen sollte. Nachdem nun eine zahllose Menge Menschen auf dem venetianischen Platze, gegenüber der Amtswohnung des Gesandten von Oestreich, zusammengekommen war, begannen Alle, so arg sie nur konnten, zu fluchen, zu toben und zu schreien: „Tod dem Grafen von Lützow!" „Tod den Deutschen!" „Es lebe die Unabhängigkeit!" Dann wurden Leitern an die Mauer gelegt, und die zwei großen kaiserlichen Wappen abgerissen, welche über dem Hauptthore des Palastes zu beiden Seiten aufgestellt waren. Kaum waren sie auf den Boden gekommen, so fiel, nicht ein Haufen Menschen, sondern ein Rudel wilder Thiere, darüber her! wilder Thiere; denn dieß schienen sie nach ihren gräßlichen Mienen, ihren wüthenden Geberden, ihrem rohen Geschrei. Sie schlugen nun das Holz der Wappen in Trümmer, und diese wurden dann theils verbrannt, theils unter dem Hohngeschrei: „Tod den Kroaten!" „Zum Teufel mit den Deutschen!" durch die öffentlichen Straßen geschleift.

Mit der nämlichen Wuth und unter dem nämlichen Treiben wurden auch die andern kaiserlichen Wappen zu Boden geworfen, welche über den Palästen und Kirchen in Rom standen; und zu gleicher Zeit, zum Zeichen des Jubels über den glücklichen Ausgang der glorreichen Erhebung,

zwang man mit Gewalt, alle Glocken zu läuten, und auf den Thürmen und an der Vorderseite der Kirchen die dreifarbigen Fahnen aufzupflanzen, während die Bürgerwehrmänner und die Soldaten jeder Waffengattung mit unzähligen Schüssen die Luft erschütterten.

Und damit war der Tumult noch nicht zu Ende. Des Nachmittags wurde von Neuem das Volk zusammengetrieben; Ciceruacchio reihete in viele Abtheilungen, unterbrochen von Musikbanden, die Leute aus dem Volke, die Soldaten, die Geistlichen, und sogar die Weiber; und so zogen sie dann in langen Reihen durch den Corso, und kamen, an dem venetianischen Palaste vorübergehend, auf das Capitol. Nachdem sie dort in die Hand der Reiterstatue des Marc Aurel die dreifarbige Fahne gesteckt hatten, traten sie in die Kirche St. Maria in ara celi und sangen ein feierliches Te Deum. Am Abende war mit der gewohnten „Freiwilligkeit" (d. h. wer nicht mitthat, dem wurden die Fenster eingeworfen) die ganze Stadt beleuchtet, und auf dem Corso zündete man die Moccoletti an: was sonst nur am letzten Faschingstage im Brauche ist, was aber dieses Jahr sogar in der Fastenzeit geschah, um die Freude eines so herrlichen Tages vollkommen zu machen.

Wo waren denn, während eine so öffentliche, gegen alles Völkerrecht verstoßende Beschimpfung dem Vertreter einer Großmacht angethan wurde, mit der man im Frieden lebte, wo waren denn da die Diener der öffentlichen Ordnung? Ach! der Polizeiminister war ja Galetti: das erklärt Alles. Und der gute h. Vater? Ach! ihm blutete das Herz; aber ihm waren die Hände gebunden: schon stand er — da die Gutgesinnten, theils von falschem Patriotismus verblendet, theils aus Feigheit sich zu einer compacten Gegenpartei zusammen zu schaaren nicht entschließen konnten — machtlos der Revolution gegenüber, die mit Riesenschritten sich ihm nahete. Sein Wort, noch wohl geachtet, wurde nicht mehr befolgt; man verneigte sich vor ihm, aber das Herz war rebellisch. Man überschritt offen seine nachdrücklichsten Befehle, sobald man ihm aus den Augen war.

Zwei Tage später (23. März), gerade an dem Tage, wo Piemonts König mit seinen Legionen den Tessin überschritt, fand zu Rom (gewiß nicht zufällig) in dem ehrwürdigen Kolosseum eine Scene Statt, die, wäre ihr Gegenstand ein würdigerer gewesen, großartig genannt werden könnte. Auf Befehl seiner Häuptlinge hatte sich hier in der alterthümlichen Arena früh Morgens das ganze Volk, wie ein unermeßliches Auditorium, versammelt. Adelige, Bürgersleute, Handwerker, Fürsten, Soldaten, Niemand fehlte; Priester fanden sich in großer Anzahl ein, Mönche von jedem Orden, alle Collegien und Congregationen waren mit ihren Mitgliedern vertreten. Es galt, des Volkes Willen in Betreff der Kriegsfrage zu vernehmen. Sie sollte und mußte hier ihre Lösung finden. Der h. Vater sollte durch die begeisterungsvolle Einstimmigkeit dieser großen, von Vaterlandsliebe berauschten Versammlung aus seinem Neutralitätssystem herausgerissen und für den „Kreuzzug" gewonnen werden. Das bezweckten die schwulstigen, phantastischen Ansprachen, in denen der Barnabiter-Mönch Gavazzi Alle, selbst Sterbini und Ciceruacchio überbot. Das Resultat dieser abenteuerlichen Versammlung war

die Eröffnung von Einschreibelisten, die Aufstellung von Tischen in verschiedenen Winkeln der Stadt zur Aufnahme der patriotischen Opfergaben, und eine nahezu drohende Kundgebung auf dem Quirinal, wo man den h. Vater zwingen wollte, die Fahnen zum Feldzuge gegen Oestreich zu segnen.

Und wer sollte es glauben! Die guten Römer, die mit Hartnäckigkeit an ihren Ideen von einem italienischen Bunde hingen, der nach ihrer Meinung die italienischen Staaten zu einer unsterblichen Wohlfahrt erheben sollte, bemerkten nicht die unheilvollen Dinge, welche das „junge Italien" der Halbinsel bereitete. Von den Heuchlern, welche den Krieg für einen heiligen und christlichen ausgaben, getäuscht, schwammen sie in Entzücken, als sie die Kreuze sahen, womit sich die Helden schmückten; sie hatten sich in den Kopf gesetzt, daß die Vertreibung der Deutschen aus der Lombardei ebenso viel bedeute, als zur Zeit der Kreuzzüge die Vertreibung der Saracenen aus Paläſtina und die Befreiung des h. Grabes unseres Erlösers. Wie viele Priester, wie viele Mönche und wie viele wackere Männer haben sich nicht in jenen Tagen in Rom, wie in ganz Italien, dieser kindischen Täuschung überlassen! Und wehe dem, der daran zweifelte! Der Zweifel galt als Befeindung des öffentlichen Wohles, als Verbrechen des Treubruches. — Die durch eigene Schuld Bethörten, wie haben sie ihre Thorheit büßen müssen!

Siebenunddreißigstes Capitel.

General Durando überschreitet gegen des Papstes ausdrücklichen Befehl die Grenze des Kirchenstaates. — Die in Rom zurückgebliebenen Schreier fordern den Papst zu einer Kriegserklärung gegen Oestreich auf. — Pius antwortet durch die Allocution vom 29. April. — Motu proprio an das Volk. — Das dem Papst aufgedrungene Ministerium Mamiani. — Wer Mamiani war. — Friedens- und Vermittelungsversuche des h. Vaters. — Gioberti feiert zur Schmach der Römer seine Triumphe. — Eröffnung der Kammer. — Mamiani's und der Kammer treulose Haltung; Spannung zwischen dem Papste und dem Ministerium. — Des Papstes Antwort auf die Adresse der Deputirtenkammer. — Mamiani dankt ab. — Ein Blick auf den Kriegsschauplatz in der Lombardei und Carl Albert's letzte Geschicke. — Zuchtloses Gebahren der aus der Lombardei zurückgekehrten Freischärler im Bunde mit der Bürgerwehr. — Die Bewegungspartei verlangt des Papstes Absetzung. — Edict des h. Vaters. — Oeffentliche Gebete.

Das Schauspiel im alten Kolosseum war gleichsam die Inauguration, die Selbsteinweihung des Volkes zum „heiligen Kriege gegen die Barbaren." Noch am selbigen Tage zog man, nachdem in größter Eile fast das ganze Militär in Kriegsbereitschaft gesetzt worden war und demselben eine Menge von Leuten jedes Standes und Ranges, besonders unerfahrene, verführte und betrogene Jünglinge, selbst Mädchen in Uniform, sich angeschlossen hatten, von Rom ab. Haupt und Führer der Armee war der General Durando, seine Adjutanten waren Massimo d'Azeglio und die Grafen Casanuova und Campello; für die geistlichen Bedürfnisse (!) hatten Männer wie die Mönche Gavazzi und Ugo Bassi und einige gleichgesinnte Weltpriester als Capläne der neuen „Kreuzritter" (crociati) sich angeboten. Der piemontesische General Durando war dem Papste vom Könige Carl Albert zugewiesen, um das päpstliche Militär zu ordnen; der Papst übertrug ihm mit dem General Ferrari die Leitung der römischen Legionen, um die Grenzen des Kirchenstaates zu bewachen. Die tapfern Römer, sagte er, möchten immerhin ausziehen, aber nur bis an die Grenzen seiner Staaten; würden diese angefallen, dann möchten sie die-

selben vertheidigen, nimmer aber überschreiten. Und siehe! des Generals erste That, als er mit seinem man darf wohl sagen Raubgesindel, — denn als solches hatten sich seine Leute auf dem Marsche über La Storta, Monterosi, Civita-Castellana, Narni, del Borghetto u. s. w. bewiesen — in Bologna ankam, war ein Act des Hochverraths. Er erließ eine Proclamation, worin er mit unverschämter Verlogenheit sich der Autorität Pius' IX. behufs Verherrlichung des Krieges bedienend, unter Anderem sagte: „Radetzky kämpft gegen das Kreuz Christi; Pius IX. hat Euere Schwerter im Bunde mit denen Carl Albert's gesegnet ..... Dieser Krieg der Civilisation gegen die Barbarei, er ist kein nationaler, er ist ein christlicher Krieg .... Mit dem Kreuz, und durch das Kreuz werden wir siegen; Gott will es!"

Dieser treulose Mißbrauch eines heiligen Namens zur Heiligung einer schlechten Sache, und die unmittelbar darauf folgende Ueberschreitung der Grenze zum Angriff auf fremdes Gebiet war die durch Nichts zu rechtfertigende Frevelthat eines sardinischen Feldherrn im Dienste seines Monarchen. Das crux de cruce — Kreuz vom Kreuze — ward von Stunde an für den Dulder Pius zur Wahrheit. Zu jenem Hochverrath und zu den Verleumdungen, die man daraus auf ihn wälzte, konnte und durfte er nicht schweigen, und er schwieg auch nicht, wie wir gleich hören werden.[1])

Zu Roms Verderben waren die lautesten Schreier für die Unabhängigkeit Italiens, die den größten Eifer zur Aufmunterung Anderer gezeigt, und versprochen hatten, selbst an der Spitze der Armee zu marschiren, feige und dem Wohlleben fröhnend, in Rom zurückgeblieben und ließen nun, da sie einmal die päpstlichen Unterthanen wider des Papstes Willen durch ihr Drängen über den Po vorgeschoben hatten, mehr zu ihrer eigenen Rechtfertigung, als aus wahrer Vaterlandsliebe, woran es ihnen ganz und gar gebrach, kein Mittel unversucht, um den Papst zu einer offenen Kriegserklärung gegen Oestreich zu vermögen. Die gesammte Bürgerwehr und der Stadtrath kamen mit deßfallsigen Gesuchen im Quirinal ein, und der hauptsächlichste Grund war der: damit Italien „seine natürlichen Grenzen" behalte. Ja, wer sollte es glauben? sie forderten, der Papst solle auf der Stelle den Oestreichern den Befehl ertheilen, sich ohne Verzug aus den „heiligen Grenzen" zu entfernen, und wofern sie dieß verweigerten, den schrecklichen Bannfluch gegen sie schleudern! Die Heuchler! als wenn sie Etwas um den Bannfluch gäben, sie, welche, als später jene Strafe aus den gerechtesten Gründen sie selber traf, in Wort und That so viel Schimpf und Verachtung dagegen häuften! Und was das Wunderbarste dabei: Der Erz-

[1]) Johann Durando starb, 65 Jahre alt, am 27. Mai 1869 in Florenz eines plötzlichen Todes. Am 27. Morgens fand ihn seine Frau todt im Bette, ohne daß er, außer einem kleinen Unwohlsein, über das er sich seit einigen Tagen beklagte, irgend ein Anzeichen seines so nahen und so unvorbereiteten Todes gegeben hatte. So nimmt der Herr die Feinde des h. Vaters nach und nach hinweg, ohne ihnen Muße zu einem christlichen Hinscheiden zu gönnen, nachdem sie die Zeit einer langen Heimsuchung unnütz verstreichen ließen. Durando war einer der wüthendsten Mithelfer, als dem Papste, dem er einst Treue geschworen, vier Fünftel von dessen Staaten geraubt wurden.

radicale, Doctor Peter Sterbini selber war es, der mit diesem paradoxen Einfall sich an's Licht wagte! Wie von der Gewissenhaftigkeit und Festigkeit Pius' IX. zu erwarten war, ließ er weder durch Adressen und Bitten, noch durch Drohungen und lärmende Volksversammlungen, noch durch List und Trug, wozu man, trotz der heiligen Zeit, worin man sich eben befand, es war die Charwoche, seine Zuflucht nahm, sich bewegen, den Krieg zu beginnen und im Namen der Religion die gewaltsame Verletzung des fremden Rechtes zu heiligen. Ja, durch die feierliche Erklärung, welche er in seiner Allocution in dem am 29. April abgehaltenen Consistorium aussprach, nahm er den Aufständischen alle Hoffnung in diesem Betreffe. Wir lassen einige Stellen aus diesem berühmten Actenstück in ihrem Wortlaut folgen:

„Man bemühet sich", heißt es darin, „allerlei Verdächtigungen über die Maßregeln zu verbreiten, welche Wir für die zeitliche Verwaltung Unserer Staaten getroffen haben und Wir wollen darum, um auch jeden Vorwand der Verleumdung gegen Uns zu beseitigen, Euch heute klar und laut den Ursprung und den Zusammenhang aller dieser Maßnahmen darlegen." Und nun erinnert Pius an den Rath, welchen die europäischen Cabinette bereits Pius VII., insbesondere aber 1831 in jenem berühmten Memorandum seinem Vorgänger Gregor XVI. in Bezug auf die weltliche Verwaltung ertheilt. „In dieser Schrift war unter Anderem die Rede davon, eine aus den gesammten päpstlichen Staaten gebildete Staatsconsulta nach Rom zu berufen, die Municipalitäten auf breiter Grundlage neu zu organisiren, Provinzialräthe und andere für das öffentliche Wohl gleich förderliche Institutionen einzuführen, endlich auch die Laien zu allen Aemtern der öffentlichen Verwaltung und der Rechtspflege zuzulassen. Die beiden letzteren Puncte namentlich wurden der Regierung als Lebensfragen bezeichnet. In anderen Noten derselben Gesandtschaften wurde auch auf einen allgemeineren Straferlaß hingewiesen, welcher allen oder fast allen päpstlichen Unterthanen gewährt werden sollte, die ihren Landesherrn verrathen hatten." Einige dieser Reformen habe Gregor XVI. bereits vollzogen, andere seien einer besseren Zukunft überlassen geblieben. Er habe nun sofort nach seiner Thronbesteigung einzig und allein aus glühender Liebe zu dem der zeitlichen Herrschaft der Kirche unterworfenen Volke, eine umfassende Amnestie allen politischen Verbrechern angedeihen lassen und alle jene Institutionen in's Leben gerufen, welche die europäischen Souveräne so dringend gewünscht hatten. Dafür sei er von seinen Unterthanen und von den benachbarten Völkern mit so vielen Zeugnissen der Dankbarkeit und Ehrfurcht umgeben worden, daß er alle Mühe gehabt, dieselben in den rechten Schranken zu erhalten.

Dann fährt der h. Vater bewegt fort:

„Sie sind Euch Allen noch bekannt, Ehrwürdige Brüder, die Worte Unserer Allocution in dem Consistorium vom 4. October des verflossenen Jahres, durch welche Wir den Fürsten ein väterliches Wohlwollen und liebevolle Gesinnungen gegen ihre Unterthanen an's Herz legten, wie Wir gleichzeitig die Völker zur Treue und zum Gehorsam gegen die Fürsten ermahnten. Wir haben Alles gethan, was in Unseren Kräften stand, um Alle zu bewegen, in fester Anhänglichkeit an die katholische Lehre, in getreuer Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche, an der Aufrechthaltung der gegenseitigen Eintracht, der Ruhe und Liebe gegen Alle zu arbeiten." Wenn nun leider, so fährt der h. Vater fort, der Erfolg seinen väterlichen Ermahnungen und Bemühungen nicht entsprochen, so sei das ihm nicht zum Verbrechen anzurechnen. Die Schuld davon liege in Ereignissen, die bereits lange vor ihm vollendete Thatsachen und gleichsam eine zwingende Macht für ganz Europa waren. Dann betheuert er den deutschen Völkern gegenüber, er sei eben so wenig, als viele andere Fürsten Europa's, denen weit bedeutendere Militärkräfte zu Gebote standen, vermögend gewesen, den Nationalitätseifer seiner Unterthanen zu zügeln. Uebrigens habe er den an die Grenze geschickten Soldaten keine andern Befehle gegeben, als die Grenzen des päpstlichen Gebietes zu schützen, und da man ihm zumuthe, in Gemeinschaft mit den Völkern und übrigen Fürsten Italiens, Oestreich

den Krieg zu erklären, so protestire er hiermit förmlich und laut gegen einen solchen Entschluß, als seiner Gesinnung völlig entgegen. Auch gegen die trügerischen Aussagen Derer legt er Verwahrung ein, die es gern sähen, wenn er sich an die Spitze einer neuen Republik stellte, welche von allen italienischen Völkern gebildet werden solle. Vielmehr ermahne und beschwöre er die italienischen Völker, sich vor so trügerischen, verderblichen Rathschlägen zu hüten, sich vielmehr innig an ihre Fürsten anzuschließen und sich nie von dem ihnen schuldigen Gehorsam abwendig machen zu lassen. Würden sie anders handeln, so würden sie nicht nur eine Pflicht verletzen, sondern Italien auch der Gefahr der Zerfleischung durch Uneinigkeit und Zwiespalt aussetzen.

Was ihn betreffe, so erkläre er noch einmal, daß alle seine Gedanken und Bestrebungen auf nichts Anderes gerichtet seien, als jeden Tag das Reich Christi, welches die Kirche ist, mehr auszudehnen, nicht aber die Grenzen jener irdischen Souveränetät zu erweitern, welche die göttliche Vorsehung dem h. Stuhle zur Wahrung der Würde und der freien Ausübung des höchsten Apostolates verliehen hat.

Das waren edele, beredte und freimüthige Worte. Das waren vortreffliche Rathschläge, gegeben von Dem, der, selber Italiener vom Kopf bis zum Fuß, bisher Italiens Augapfel, und dessen Name mit allem Edeln und Großen gleichbedeutend gewesen. Aber schon war es zu spät; das Friedenswort verhallte in dem Donner der Schlachten und dem Tumulte der Revolutionen. Die Allocution, welche am Abende des 29. April veröffentlicht worden, wurde mit spöttischem Beifallrufen und mit Zeichen des Schimpfes aufgenommen. Ciceruacchio und seine Leibtrabanten setzten die ganze Stadt in Bewegung. Sterbini kam auf den Spanischen Platz, stieg in einen Wagen und fuhr dem Corso zu. Ein weißes Taschentuch schwenkend, lud er die aus allen Gassen Herbeiströmenden ein, dem Palast Chigi zuzueilen. Pius IX. ist in Gefahr! hieß es. Die Cardinäle, die Schwarzen haben ihm die verfluchte Allocution eingeblasen. Tod den Cardinälen! Tod den Pfaffen! Am 30. April versammelten sich in außerordentlicher Sitzung alle Vereine und Casino's, so wie alle höheren Offiziere der Bürgerwehr zu einer Berathung. Von Letzteren wurde eine Adresse unterschrieben und durch den Senator Corsini dem Papste überreicht. Die Ersteren beraubten den Papst thatsächlich schon jetzt seiner Landeshoheit, indem sie zwei Ausschüsse, den einen für den Krieg, den andern für die öffentliche Sicherheit, einsetzten, und die „ganz getreue" Bürgerwehr, welche so oft betheuert hatte, daß sie ganz zum Schutze des Papstes und der öffentlichen Ordnung dienstbar sei — stellte sich ganz gehorsamst diesen Ausschüssen zur Verfügung. Sofort setzte sie sich denn auch in den Besitz aller Thore der Stadt und der Engelsburg, damit kein Geistlicher, am wenigsten ein Cardinal, auch nicht der Papst selber, von dem man befürchtete, er möge Rom verlassen und sich nach Subiaco zurückziehen, sich aus der Stadt entferne, stellte Wachen vor die Paläste der Cardinäle und machte diese so in ihren eigenen Wohnungen zu Gefangenen. Einige Cardinäle flüchteten in den Quirinal, andere, wie Bernetti und Della Genga, wurden öffentlich verunglimpft, wie auch der General der Bürgerwehr, Fürst Rospigliosi, der solchem Unwesen sich widersetzt hatte. Auf dem Postamt wurden einige Tage später alle Briefe aufgefangen, welche an Cardinäle und andere im Dienste der Regierung stehende Personen gerichtet waren, und dann von Ciceruacchio in die Säle des Capitols gebracht, um sie da zu öffnen und vor allem Volke zu lesen. Das Club-Regiment herrschte über die gesetzliche

Autorität: die Revolution hatte förmlich begonnen. Nur die Transteveriner, die vom Borgo und ai Monti zeigten auch hier treue Ergebenheit gegen ihr geheiligtes Oberhaupt und einigen Muth gegen die übermächtige Bürgerwehr, die in diesen Tagen völlig die Rolle der alten Prätorianer spielte. Uebrigens war, wie man später erfuhr, der ganze Handel durch Emissäre der piemontesischen Partei, deren Actien verzweifelt standen, und welcher deßhalb unendlich viel daran gelegen sein mußte, daß der h. Vater durch seine Kriegserklärung dem Kriege gegen Oestreich den Character eines heiligen aufgedrückt hätte, angezettelt worden.

Zwei Tage nach dieser berühmten Allocution, am 1. Mai, erließ der h. Vater ein an dieselbe sich anschließendes Motu proprio, worin er ungefähr das Gleiche dem Volke direct zu erwägen giebt, was er indirect demselben durch seine Ansprache an die Kirchenfürsten kundgethan hatte, namentlich daß er seinen Milizen und den Freiwilligen, die sich ihnen angeschlossen, die ausdrückliche Anweisung gegeben, an den Grenzen des Staates stehen zu bleiben, daß er in keiner Weise einen Krieg erklären werde, daß er übrigens (damit die ohne seinen Willen ausgerückten römischen Freiwilligen von den Oestreichern, dem Kriegsrecht gemäß, nicht als Banditen behandelt würden), als Vater und Fürst, aus freier, unverdienter Güte durch Legaten, die er in das Lager Carl Albert's gesandt, Fürsorge getroffen habe, daß Letzterer jene Freiwilligen als unter seinem Befehl stehende Hülfssoldaten unter seinen Schutz nehme.

Dann fährt Pius fort:

„Unsere oben erwähnten Worte (der Allocution) haben aber eine Aufregung hervorgebracht, welche droht in gewaltthätigen Handlungen hervorzubrechen, und ohne selbst der Personen zu achten, und jedes Recht mit Füßen tretend, versucht, (o großer Gott, es erstarrt Uns das Herz, indem Wir es aussprechen,) die Straßen der Hauptstadt der katholischen Welt mit dem Blute ehrwürdiger Personen zu färben, die als unschuldige Opfer bezeichnet sind, um die zügellosen Gelüste Derer zu sättigen, die keine Vernunft annehmen wollen. Und das soll der Lohn sein für die vielfältigen Beweise der Liebe, die ich, der souveräne Papst, meinem Volke gegeben? Mein Volk, mein Volk, was habe ich Dir gethan?“

Schließlich droht der h. Vater mit der geistlichen Strafgewalt, die Gott nicht umsonst in seine Hände gelegt, fleht aber gleichzeitig zu Gott, er möge die Anwendung derselben nicht nothwendig werden lassen.

Auf die Gemäßigten machten diese fast mit gebrochenem Herzen gesprochenen Worte einen tiefen Eindruck. Bei den Empörern fanden sie keinen Widerhall. Gleich nach dem Erscheinen des Motu proprio reichten am 2. Mai die Commissare von Sicilien, Venedig und der Lombardei dem h. Vater eine (leider von P. Ventura verfaßte) Adresse ein, die, anscheinend ehrerbietig, im sophistischen Gewande dem Papst erklärte, die den Worten seiner Allocution von Vielen gegebene Bedeutung stände im Widerspruch mit seinen bisherigen Handlungen; sie würden sich an letztere halten, und, der Beistimmung ihrer Regierungen und Völker gewiß, unter seiner Fahne auf den Wegen der Gerechtigkeit, der Religion und der Freiheit (das heißt, auf dem Wege der Revolution) vorschreiten.

Ja, ein gewisser Peter Querrini beantragte in einer Versammlung der Verschworenen, den früher vergötterten Pio Nono als Vaterlandsverräther zu bezeichnen und ihn völlig der Souveränetät zu entkleiden, Ihn, von dem bekannt war, daß er noch in demselben Monat, anstatt

für die namenlose Schmach, mit der man ihn überhäufte, Rache zu nehmen, zur Linderung der gräßlichen Noth, worein die Demokraten einen großen Theil der Bevölkerung gestürzt hatten, eine Geldspende von 4000 Scudi aus seinem Privatvermögen an die Armen hatte vertheilen lassen! Ja, nach mehreren Aussagen (die aus den Proceßacten der Ermordung des Grafen Rossi bekannt geworden sind) soll hier bereits den Clubhäuptern Sterbini, Mamiani, Galetti, Brunetti der Eid der Treue geleistet worden sein. Der erste gouvernementale Act der Clubregierung war die Ernennung des Ministeriums Mamiani (am 4. Mai), die dem h. Vater, nachdem er das eingereichte Entlassungsgesuch aller seitherigen Minister angenommen hatte, aufgedrungen wurde und die er im Drang der Umstände sich mußte gefallen lassen, obwohl der Name Mamiani keinen angenehmen Klang in seinen Ohren haben konnte. War doch Graf Mamiani vielleicht der Einzige, der die ihm angebotene Amnestie verweigert hatte und der sich, trotz des persönlichen Wohlwollens, das der h. Vater ihm gleich Anfangs in einer Privataudienz bewiesen, niemals, weder mündlich noch schriftlich herbeiließ, auf seine Ehre zu schwören, daß er dem Papste treu bleiben und auf keine Neuerungen im Staate hinarbeiten wolle. Darin war er wenigstens ehrlicher als die Anderen, die einen Verrath gegen ihr gegebenes Wort begingen. Seit dem September des vorigen Jahres, wo er nach langer Verbannung wieder in Rom war, hatte er um eine Ministerstelle ordentlich gebuhlt und deßhalb in seinen Ansprachen an das Volk förmlich erklärt, kein Priester solle fürderhin ein öffentliches Amt bekleiden, Pius IX. solle allerdings an der Spitze der Regierung bleiben, allein unter der Bedingung, daß er die Encyclica widerrufe und gegen Oestreich den Krieg erkläre; binnen Kurzem werde eine neue Truppensendung abgehen und ein amtliches Bulletin des großen Krieges veröffentlicht werden.

In diesem Sinne wählte Mamiani denn auch seine Amtsgenossen: den Grafen Marchetti (als Minister der äußern Angelegenheiten, obwohl des h. Vaters entschiedene Abneigung gegen diese Wahl ihm bekannt war), die Advocaten de Rossi, Galetti, Lunati, den Herzog Massimo und den Fürsten Doria. Zum Präsidenten des Ministerrathes wurde der (uns von Ferrara her bekannte) Cardinal Ciachi ernannt, dessen Stelle einstweilen der Cardinal Orioli vertrat.

Des neuen Ministers erste Handlung war ein Act des Ungehorsams, ja der Widersetzlichkeit gegen das Staatsoberhaupt, nämlich die Bekanntmachung einer Ministerialverordnung, in welcher er „mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zustände Italiens und auf die Anforderungen der nationalen Frage", die Errichtung eines Reservecorps von 6000 Mann anbefahl und allenthalben Einzeichnungen „für den heiligen Krieg" veranlaßte.

Inzwischen that Pius IX., was ein Steuermann thut, der das Steuerruder nicht mehr in seiner Gewalt hat. Er sandte einen Apostolischen Delegaten in die Lombardei, um Frieden zwischen den kämpfenden Parteien zu vermitteln, ganz der Aufgabe seines Amtes entsprechend, wie er denn auch (unter'm 3. Mai) einen Brief an den Kaiser von Oestreich geschrieben hatte, worin er, an dessen Gottesfurcht und Fröm-

migkeit appellirend, ihn auf's väterlichste ermahnt, seine Waffen zurückzuziehen von einem Kriege, der, ohne die Gemüther der Lombarden und Venetianer dem Kaiserreiche wiedergewinnen zu können, nur eine unheilvolle Kette von Weh und Unglück, das ohne Zweifel Se. Majestät selber verabscheue, nach sich ziehe. Auch die „hochherzige, auf ihre Nationalität mit Recht so stolze deutsche Nation" beschwor der Vater der Christenheit, ihren Haß abzulegen und mit Aufgebung einer Herrschaft, die, weil sie nur auf dem Schwerte beruhe, weder edel noch glückbringend sein könne, in ein freundnachbarliches Verhältniß zu der italienischen Nation, wie zu einer Schwester zu treten, wie sie ja beide seine geliebten Töchter seien.

Am 20. Mai ward endlich der bisherige östreichische Botschafter, Graf Lützow, einer der edelsten deutschen Männer, abberufen, weil, trotz der Hochachtung, die er beim Papst und bei allen Wohlgesinnten genoß, sein und der Seinigen Leben fortwährend in Gefahr schwebte.

Am 22. Mai ward die Deputirtenwahl vorgenommen, deren Ergebniß, bei der strafbaren Schlaffheit und Theilnahmlosigkeit des besseren Theils der Bürger, vorauszusehen war; weitaus die größere Mehrheit der Gewählten gehörte der Umsturzpartei an.

Um den blühenden Nationalitätsschwindel in Bezug auf den angestrebten italienischen Bund auf die Spitze zu treiben, einstweilen jedoch die republicanischen Gelüste zurückdrängend und insofern Etwas zur Beruhigung wirkend, traf Ende Mai der uns bereits bekannte Abbate Gioberti zu Rom ein und wurde mit Ehrenbezeugungen empfangen, wie sie nie ein Fürst oder Herrscher in der ewigen Stadt empfangen. Die Feier, welche ihm zu Ehren (am 4. Juni) in der Aula der römischen Hochschule (der Sapienza) Statt hatte und die übrigen Anstalten zu seiner Verherrlichung mußten den nüchternen, wohlgesinnten Beobachter wahrhaft anwidern und dem ohnehin schon über alle Maßen dünkelhaften „Philosophen" vollends den Kopf verdrehen. Und nicht bloß in Rom, sondern in ganz Italien, wo er nur immer durchzog, wurden ihm ein wahrhaft königlicher Empfang und die glänzendsten Festlichkeiten bereitet — ein Zeichen des Wahnsinns, in welchen die Geister der Italiener gerathen waren. Wie mußte dem h. Vater zu Muthe sein, wenn er seine Residenzstadt im Festschmucke und die höchsten Behörden derselben auf den Beinen sah zur Verherrlichung eines Mannes, der vom Priester Nichts als den Namen, schon längst nicht einmal mehr das Kleid an sich trug und anstatt zur Erbauung Vieler, Tausenden zum Aergerniß gereichte![1])

[1]) Durch ein Decret der h. Congregation des Index vom 23. Januar 1852 wurden Gioberti's sämmtliche Werke verurtheilt. Gioberti unterwarf sich nicht. Im Laufe des Monats November desselben Jahres starb der Abtrünnige, längst von seinen früheren Anbetern verlassen und als Landesverräther gestürzt, plötzlich zu Paris, vom Schlage getroffen. In seinem Werke gegen die Jesuiten hatte er gegen die Beichte geschrieben. Der Bejammernswerthe! Er entbehrte den Trost dieses Sacramentes in seiner letzten Stunde. Der abtrünnige, im Concubinat lebende Priester, Caggia, bei welchem Gioberti zu Brüssel wohnte, starb den Tod des Ketzers Arius in einer Ecke der Festungswälle zu Antwerpen, wo er, seine Leibesnoth verrichtend, ohnmächtig niederfiel und zerborst. — Wer erkennt da nicht die schrecklichen Gerichte Gottes? . . .

Am 5. Juni fand die Eröffnung der Kammern unter dem freudig erhebenden Eindrucke der Nachricht von der Uebergabe Peschiera's an die Piemontesen Statt. Die durch Cardinal Altieri vorgetragene Thronrede des h. Vaters war eine kraftvolle und rührende Ermahnung zur Eintracht. Sie drückte die Hoffnung aus, daß der gute Geist Aller diese neue Form des constitutionellen Staatslebens mit der Natur der päpstlichen Regierung vereinbar machen würde. Tags darauf (6. Juni) in der ersten Kammersitzung trug Mamiani, wider die constitutionelle Regel, wonach die Minister Stellvertreter ihrer Souveräne sind, anstatt des Papstes Gedanken, sein persönliches politisches Glaubensbekenntniß vor. Und was noch viel unverantwortlicher war: er suchte seine persönlichen Ansichten mit der Autorität Pius' IX. zu decken und dem Verlangen nach Krieg die Weihe dieses verehrten Namens aufzudrücken. Das war eine Lüge, welche selbst die laxeste Politik nicht entschuldigt. Ja, der Lüge fügte der Minister Hohn zu, indem er in der nämlichen Kammerrede Sr. Heiligkeit den Rath ertheilte, sich um Politik weiter nicht zu kümmern, sondern seine Wirksamkeit „in die heiteren Grenzen der Dogmen", d. h. auf das Glaubensgebiet, auf Beten, Segnen und Verzeihen zu beschränken.

Die Kammer, anstatt, wie der Papst es gehofft hatte und wie die Pflicht es erheischte, sich für den Frieden auszusprechen und die wohlwollenden Absichten des h. Vaters zu unterstützen, that in Allem das gerade Gegentheil. Sie bewilligte (21. Juni) dem kriegslustigen Minister Mamiani ein Vertrauensvotum. Das steifte den Mann noch mehr in seinem Unabhängigkeitsbestreben vom Papste und erweiterte den Riß zwischen Diesem und dem Ministerium, wie auch dem Volke derart, daß man (am 27. Juni) sogar des Papstes Absetzung decretirte. Doch legten sich immer noch einige ruhigere Köpfe in's Mittel; die Zeit der Entthronung des „verrätherischen Priesters" sei noch nicht gekommen, hieß es. Der h. Vater zeigte sich bei solcher Lage der Dinge selbstverständlich nur so selten als möglich dem Volke; man wollte Nichts von ihm wissen und thun, als wäre er gar nicht da; kaum nahm man mehr den Hut ab, wenn er ausfuhr. „Der Papst muß lernen, daß er vom souveränen Volke abhängt."

Und doch drang um eben diese Zeit die Stimme dieses in seiner eigenen Residenzstadt so verunglimpften Herrschers mit apostolischer Machtvollkommenheit von der Tiber bis zur Newa, selbst den gewaltigen Czar in seiner Kaiserburg an seine Pflichten mahnend. Es geschah dieß in der Allocution vom 3. Juli und in der Bulle von demselben Tage, welche den Angelegenheiten der katholischen Kirche in Rußland, nämlich dem Abschlusse des Concordats vom Jahre 1847 und der neuen Eintheilung der Diöcesen gewidmet waren. Pius IX. beweist darin seine Liebe zu den Katholiken des morgenländischen Ritus durch die Fürsorge, welche er für die religiösen Bedürfnisse derselben traf und durch seine Klagen über ihre bedauernswerthe Lage, welchen er die Versicherung beifügte, er werde Nichts unversucht lassen, um ihnen auf jede Weise zu Hülfe zu kommen, wie nicht minder durch die Ermahnungen an die katholischen Ruthenen, standhaft an der Einheit der katholischen Kirche festzuhalten, oder wenn sie von derselben losgerissen wären, zu ihr zurückzukehren.

Inzwischen hatte die Kammer eine Adresse in dem oben angegebenen

Sinne Mamiani's an den h. Vater einzureichen sich nicht entblödet. Sie bekam dafür ihre gebührende Abfertigung in der energischen Antwort, die der Papst (am 10. Juli) der Deputirtenkammer gegenüber abgab und die im Wesentlichen folgendermaßen lautete:

„Wir nehmen die Ausdrücke des Dankes an, welche die Kammer an Uns richtet, und empfangen die Antwort auf die Rede, welche der von Uns zur Eröffnung der beiden Kammern beauftragte Cardinal in unserm Namen gehalten hat, indem Wir erklären, daß Wir derselben einzig in dem Theile beipflichten, welcher sich nicht von Dem entfernt, was im Grundgesetze bestimmt worden ist.

„Wenn der Papst das Amt hat zu beten, zu segnen und zu verzeihen, so hat er auch die Pflicht zu lösen und zu binden; und wenn er als Herrscher, in der Absicht, den Staat besser zu schützen und zu kräftigen, die beiden Kammern beruft, in Gemeinschaft mit ihm zu arbeiten, so bedarf der Kirchenfürst die ganze Freiheit, welche seine Handlungen in allen Interessen der Religion und des Staates nicht lähmt, und diese Freiheit bleibt Ihm unangetastet, wenn, wie es den Herren bekannt, das Grundgesetz (vom 11. März 1848) und das Gesetz über den Ministerrath (vom 30. December 1847), die Wir aus freien Stücken bewilligt, unangetastet bleiben. Es war eine große Ueberraschung für Uns, im Widerspruche mit Unseren öffentlichen Erklärungen und in dem Augenblicke, wo Wir Friedensunterhandlungen angeknüpft, von den Kammern Worte des Krieges ausgesprochen zu finden, da doch die Eintracht unter den Fürsten, das gute Vernehmen unter den Völkern der Halbinsel allein zu der ersehnten Wohlfahrt führen können. Die Dankbarkeit, die Wir für die bewilligten freisinnigen Staatseinrichtungen von Ihnen beanspruchen, möge sich vor Allem in der Ehrfurcht vor den Rechten und den Gesetzen der Kirche und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Unabhängigkeit des Papstes kundgeben ....."

Dieser maßvolle, würdige Protest des Staatsoberhauptes und der indirecte Vorwurf der Undankbarkeit, der in ihm lag, durfte in der Deputirtenkammer nicht einmal verlesen werden und wäre vielleicht völlig unbekannt geblieben, wenn nicht das von Domenico Batelli seit dem 1. Juli herausgegebene, vom Papst selber unterstützte Tagblatt, il Constituzionale Romano, denselben unter das Publicum gebracht hätte. Die aufgeklärten Volksrepräsentanten setzten dem Papste die Verachtung des Stillschweigens entgegen, die schlechte Presse berührte seine Worte kaum und machte es ihm zum Vorwurf, daß er der am 17. Juli an ihn gelangten Petition, welche auch das Präsidium des Ministerrathes einem Laien übertragen wissen wollte, nicht entsprochen habe — ein Vorwurf, der natürlich den Papst selber nicht weniger berührte, als den Ministerpräsidenten Soglia und die Cardinäle überhaupt.

Dessen ungeachtet erregte der obenerwähnte Protest des Papstes im Publicum großes Aufsehen, nicht minder die freundschaftliche Audienz des Gesandten der französischen Republik, des Herzogs von Harcourt, beim h. Vater (7. Juli), welche geradezu auf eine Demüthigung des weltlichen Ministeriums abzielte; dazu kamen mehrere Anzeichen von geheimen, auf einen allgemeinen Aufstand hinarbeitenden Complotten, namentlich in Bologna, deren eigentliche Triebfeder der ränkevolle Mamiani war, wodurch diesem nachgerade der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Was ihm aber vollends seine Stellung unhaltbar machte, war die treffliche, gegen ihn gerichtete Rede des ehemaligen Professors und nunmehrigen Journalisten Orioli, eines der gelehrtesten und sinnigsten Italiener in der Kammersitzung vom 21. Juli. Und so verlangte er denn mehr aus Aerger, als aus eigener Neigung (Ende Juli) seine Entlassung, die er auch Mitte August erhielt, nachdem er noch bei den sogleich zu er-

wähnenden ekelhaften Spektakelstücken, welche die Characterlosigkeit der revolutionären Hefe der alten Roma während der Tage vom 23. Juli bis zum 1. August von ihrer verächtlichsten Seite darzustellen geeignet waren, eine hervorragende Rolle gespielt hatte. —

Doch hier müssen wir Rom auf einen Augenblick verlassen und dem „Schwerte Italiens" auf den Kriegsschauplatz in der Lombardei folgen.

Carl Albert war zum Schrecken der französischen Republik siegreich bis an die Etsch (Adige) vorgedrungen. Auch Neapels König sah den im Steigen begriffenen Machtzuwachs Piemonts höchst ungern und rief, nachdem er (am 15. Mai) einen blutigen Aufstand ruchloser Verschwörer in seiner Hauptstadt glücklich niedergeschlagen, das nur ungern in den lombardischen Krieg abgesandte Heer zurück, das denn auch, trotz den Bemühungen des Generals Pepe, dieses alten Anstifters von Revolutionen, es zurückzuhalten, sofort seinem Könige Gehorsam leistete und den Rückmarsch antrat.

Obschon vereinzelt und nur von zuchtlosen Banden Freiwilliger unterstützt, schlug König Carl Albert dennoch bei Goïto die Oestreicher (30. Mai) an demselben Tage, wo eine Abtheilung seines Heeres sich der Festung Peschiera bemächtigte; aber anstatt die Vortheile dieses Doppelsieges lebhaft zu verfolgen, verlor er in Unthätigkeit eine kostbare Zeit, welche Oestreich gestattete, sein Heer auf's Neue zu ordnen. Noch Anfangs Juni bot Oestreich die Etsch als Grenze seiner italienischen Besitzungen an: einen Monat später war Alles anders. Am 29. Mai schon hatten die öſtreichischen Säbel und Kanonen auf den blutigen Feldern von Montenara und Curtatone die Blüthe der toscanischen Jugend darnieder gemähet. Vicenza (11. Juni), Padua, Treviso fielen unter Radetzky's, der unterdessen Verstärkungen erhalten hatte, Gewalt zurück. Bei Custozza (am 25. Juli) geschlagen, auf Villafranca zurückgeworfen und genöthigt, die Minciolinie zu verlassen, sah sich Carl Albert bis jenseits des Oglio, dann der Adda verfolgt. Unter den Mauern Mailands geschlagen, warf er sich in die Stadt, die ihn nur mit Mißtrauen aufnahm, und capitulirte am 6. August, um Mailand die Schrecknisse und Drangsale einer Belagerung zu ersparen. Da rief er die Hülfe Frankreichs an; allein General Cavaignac nahm die Vermittelung Englands an, das die Fortsetzung des Krieges nicht wollte. Am 9. August wurde ein Waffenstillstand auf 45 Tage unterzeichnet und hernach auf unbestimmte Zeit verlängert; am 10. zog Radetzky wieder in Mailand ein. Piemont behielt von seinen Eroberungen Nichts: Venedig, das sich (6. Juli) Carl Albert übergeben hatte, kehrte zur Republik zurück und setzte seinen Vertheidigungskampf gegen Oestreich fort; das aufständische Sicilien, das den Herzog von Genua, einen der Söhne Carl Albert's, zum König ausgerufen hatte, kam nach der Einnahme von Messina (13. September) an König Ferdinand zurück. Das war der Verlauf des unglückseligen, „heiligen Krieges" für dieses Jahr (1848). Im März des folgenden Jahres (1849) versuchte der Sardenkönig, durch die demokratische Bewegung in seinem Lande getrieben, noch einmal das Glück der Waffen. Aber mit noch schlechterem Erfolge. Am 12. März 1849 kündigte er den Waffenstillstand, am 20. überschritt er den Tessin; allein die Oestreicher waren zu seinem Empfange bereit; sie zwangen ihn, sich

kämpfend zurückzuziehen und am 23. kam es unter den Mauern von Novara zu einer entscheidenden Schlacht. Die Piemontesen thaten Wunder der Tapferkeit, allein sie erlagen der Ueberzahl. Carl Albert wollte seine Niederlage nicht überleben. „Lasset mich", sagte er zu Denen, welche ihn zu einiger Vorsicht mahnten, „das ist mein letzter Tag gewesen." In der darauffolgenden Nacht dankte er zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emmanuel II. ab, welcher mit Oestreich Frieden schloß (6. August 1849), und begab sich nach Oporto in Portugal, wo er, der erste, der die Geschichte seines Hauses vergaß und das Kreuzesbanner seiner Dynastie zum Kreuze für den Gesalbten des Herrn machte, im Jahre darauf, von Aerger und Scham aufgerieben, in einem ärmlichen Zimmer sein ruhmloses, schicksalvolles Dasein endete.[1])

Man sollte glauben, die Nachrichten von diesen Mißerfolgen hätten das Müthchen der an ihrem Herd und hinter ihren Kaffeetischchen zurückgebliebenen Patrioten in der Siebenhügelstadt bedeutend abkühlen und ihrem Respect vor der Tapferkeit der neuen Quiriten bedeutend Abbruch thun müssen. Allein das gerade Gegentheil geschah. Als die 600 Mann, die in den „heiligen Krieg" gezogen waren, nach Rom zurückkamen, wurden sie, trotzdem daß sie in Vicenza (11. Juni) schimpflich hatten die Waffen strecken müssen, gleich den römischen Consuln empfangen, welche nach der Besiegung Galliens, Germaniens und Britanniens im Triumphe auf das Capitol zogen. Da sie alle ihre Gewehre an die Oestreicher hatten abliefern müssen, und ohne dieselben doch nicht wohl als „Sieger", wie der Senat sie angekündigt hatte, im Triumphe einziehen konnten, so sandte man ihnen auf einige Stunden Gewehre entgegen, die sie dann stolz wie die ihrigen trugen. Bis zum Ponte Molle kam ihnen der römische Senat mit den Fürsten und Herzogen und unermeßlichem Volk entgegen, das ihnen Lorbeerkronen auf das Haupt und auf die Degenspitze setzte, und sie unter dem Schalle der Musik und unter einem ganzen Hagel von Blumen, den man ihnen aus den Fenstern zuschüttete, durch die festlich geschmückten Straßen in die Stadt einführte. Hier wählten sie, mit Zustimmung des Ministers Mamiani, ihr Quartier in dem Profeßhause der Jesuiten, worin noch das deutsche Colleg sich befand, und verübten haarsträubende Greuelthaten. So mordeten sie unter der Pforte des Quartiers meuchlings einen ihnen als Verleger eines conservativen Witzblattes verhaßten Priester, Namens Ximenes, der gekommen war, um seine aus dem Kriege zurückgekehrten zwei Brüder zu umarmen. Sie verstümmelten und beschimpften auf teufliche Weise Crucifixe, Marienbilder und andere heilige Gegenstände, und überließen

[1]) Victor Emmanuel, geb. 14. März 1820, mußte, kaum einige Monate alt, wegen eines Aufstandes in Turin, von seinen Eltern zu seinem Großvater Ferdinand III., Großherzog von Toscana, gebracht werden, der die Flüchtigen in väterlichster Liebe aufnahm. Eines Tages brach Feuer im Palast aus, und der kleine Prinz Victor Emmanuel wäre ein Opfer des verheerenden Elementes geworden, wenn ihn nicht mit eigener Lebensgefahr Erzherzog Leopold von Oestreich, sein Oheim, gerettet hätte. Zum Danke dafür überzog, wie wir später sehen werden, der gerettete Prinz als König Ehrenmann, im Jahre 1860 seines Lebensretters Staaten mit seinen Truppen, stürzte ihn durch schändlichen Verrath und Treulosigkeit vom Throne und zog triumphirend in Florenz, dessen Hauptstadt, ein. (Moos, Feldzug der Revolution.)

sich, in Gemeinschaft mit dem revolutionären Pöbel Roms und den saubern Bürgerwehrmännern, den zügellosesten Ausschweifungen. Besonders geschah dieß in der Nacht des 31. Juli, wo Mamiani — wie es scheint, um den Getäuschten, nachdem sie den wahren Sachverhalt erfahren, den Muth der Verzweiflung einzuflößen — alle Glocken läuten ließ über den erlogenen Sieg des Königs Albert bei Custozza. Da wollte man durchaus, daß der h. Vater den Krieg förmlich erkläre und mit aller Anstrengung führe. Aber Pius beharrte bei der einmal gegebenen Antwort: daß er bereit sei, Alles aufzubieten, seine Staaten zu schützen, und zu diesem Ende die Maßregeln, welche ihm geeignet schienen, getroffen habe, daß er aber nun und nimmermehr sich an die lega Italiana anschließen werde, um für die Unabhängigkeit Italiens gegen die Oestreicher zu kämpfen. Am 1. August begab sich eine Deputation der Kammer zu Sr. Heiligkeit, um von Neuem die Forderung „des Volkes" vorzutragen. Als sie dann mit der oben erwähnten Antwort auch dießmal zurückkam, erhoben die vor dem päpstlichen Palast versammelten Haufen wildes Geschrei; man hörte deutlich die Drohung, den Papst der weltlichen Herrschaft zu berauben, und eine provisorische Regierung einzusetzen, ja, man stieß Verwünschungen gegen das Oberhaupt der Kirche aus, und drohte mit lautem Geschrei den Cardinälen und Priestern den Tod. Am 2. August erwartete man demgemäß wirklich die Einsetzung der provisorischen Regierung. Am 3. erklärte ein Edict, daß der Papst mit der Bildung eines neuen Ministeriums beschäftigt sei; aber dasselbe wurde abgerissen und in den Koth getreten. Der h. Vater sagte in jenem Edicte, „er müsse sich, in Ermangelung anderer Mittel und des Beistandes der gutgesinnten Bürger, begnügen, Rom dem Schutze der göttlichen Vorsehung zu überlassen, und hoffe auf die Fürbitte der h. Jungfrau und der hh. Apostel"; aber er fügte hinzu: „die Schandthaten, welche in der letzten Zeit hier verübt worden, seien zu groß, als daß er nicht die Strafen des göttlichen Zornes fürchten müsse."

Daß Pius IX. und sein frommgesinnter Cardinalvicar Patrizi unter diesen Umständen dasjenige Mittel nicht außer Acht ließen, von dem allein noch Hülfe zu hoffen war, läßt sich denken. In der That erging Anfangs Juli eine Aufforderung zum Gebete für den so sehr bedrängten obersten Hirten der Kirche, welche allenthalben den lebhaftesten Anklang fand.

Um dieselbe Zeit und zu gleichem Zwecke bildete sich in Frankreich ein Gebetsverein, der zuerst vom Bischof von Marseille, dann auch von Sr. Heiligkeit gutgeheißen und mit vielen Ablässen beschenkt wurde. Derselbe führte den Namen: Andacht zum heiligsten Altarssacrament, und hatte den Zweck, „von unserm im heiligsten Sacramente gegenwärtigen Herrn Jesus Christus den Sieg der Kirche, die Bewahrung und Ausbreitung des Glaubens zu erflehen."

So schaarten sich die Kinder Gottes den Menschenkindern gegenüber in geschlossenen Reihen. Der Kampf wird ein furchtbarer und der Sieg anscheinend auf Seite der Feinde sein. Doch fürchten und zagen wir nicht; unser Held ist Pius IX., und „mit dem ist Gott und seine Schaaren!"

Achtunddreißigstes Capitel.

Die Kammern werden vertagt. — Ein verfrühter Angriffsplan auf des Papstes Freiheit. — Ein apostolisches Donnerwort. — Die zurückgewiesenen Visitatoren. — Fabbri, kurze Zeit Minister. — Nach ihm Graf Rossi. — Wie viel und wie Großes der Ministerpräsident binnen Kurzem leistete. — Eine Mordprobe an einem Leichnam. — Der letzte Abend und letzte Morgen eines dem Dolche Geweihten. — Gefühlloses Verhalten der Kammer. — Abends nach dem Attentat.

Inzwischen hatten die Kammern, unter dem erniedrigenden Einflusse der Clubs, ihre Sitzungen fortgesetzt. Am 1. August nahm der Advocat Sereni, der bisher, obschon mit großer Mühe, unter den erhitzten Köpfen als Präsident noch in etwa die Ordnung gehandhabt hatte, auf Anlaß einer Beschimpfung, die ihm auf offener Straße angethan worden, seine Entlassung. Der eitle Mann erkannte nun, was es um die Volksgunst sei, nach der er so sehr gebuhlt. Mit seiner Abdankung wich auch der letzte Schein einer geordneten Versammlung aus dem Sitzungssaal der Deputirten. Mamiani, von welchem wegen seiner öfteren, nur halb gemeinten Abdankungsversuche Viele nicht wußten, ob er noch Minister sei oder nicht, blieb die Seele des Ganzen; ein Deputirter nach dem andern verließ die Stadt; dazu kam die erneuerte Wuth und das immer lauter werdende Kriegsgeschrei gegen Oestreich, bis endlich am 17. August die Kammern bis zum November vertagt wurden, wogegen Niemand Etwas einzuwenden hatte. Hatten dieselben ja weder für das Volk, noch für den Papst Etwas gethan. Für den Papst? Ach, der gute Pio Nono, von dem ein Wort, ein Blick einst Tausende beherrschte, ja bezauberte, Pio Nono, an welchen in öffentlicher Schrift einst Gioberti die Worte richtete: „Du bist, heiligster Vater, der Mächtigste der Fürsten, denn Du bist der Herrscher über die Herzen, der Lenker der Willen, der Leiter der Gedanken; mehr vermag ein Wort von Dir als ein Heer", Pio Nono war in Rom zu einem Schattenkönig herabgesunken, dessen Placate, welche man ehedem bekränzte, nun ungelesen herabgerissen und in den Koth getreten wurden. Ja, wer sollte es glauben? Schon war Anfangs August von radicalen Heißspornen ein Complot geschmiedet worden, demgemäß der Papst mit Gewalt aus dem Quirinal entführt, nach dem Lateranpalast gebracht und dort als Gefangener verwahrt werden sollte. Aber, wie der Heiland, als man ihn vom Berge herabstürzen und steinigen wollte, da seine Stunde noch nicht gekommen, so schritt auch Pius, nur von zwei Prälaten begleitet, am Morgen des verabredeten Tages mitten durch sie hin zu einem Kloster der Capuzinerinnen, in deren Kirche er das h. Meßofer feierte und mehreren Andächtigen die h. Communion reichte. Auf dem Rückwege folgte ihm eine große Menge Volkes unter steten, lebhaften, wiewohl aus Furcht vor republicanischen Dolchen gedämpften Jubelrufen, zum Quirinal. Aus vielen Augen quollen Thränen, Pius selber war tief gerührt, aber ruhig und männlich. Diese Ruhe und diesen Mannesmuth ließ ihm sein gutes Gewissen und das Gefühl seiner hohen Würde. Letzteres äußerte sich 10 Tage nach Vertagung der Kammern (27. August) mit einem Glanze, der an die schönsten Tage seines Pontificats erinnert. Es war am Feste des h. Joseph von Calasanza im Hause des von diesem Kinderfreunde gestifteten Ordens der Piaristen (wir wissen ja, in welcher Beziehung Pius zu diesen Ordenspriestern gestanden), wo die Seligsprechungsbulle des ehrwürdigen

P. La Nuzza, Priesters der Gesellschaft Jesu, feierlich verlesen ward. Nach der Verlesung derselben sprach der Papst, auf seinem Thronsessel sitzend, mit seiner klangvollen Stimme so laut und kräftig, daß er von den nicht allzuweit entfernt Stehenden recht wohl verstanden werden konnte, folgende Worte:

„Leider hört man immer von der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens predigen. Aber von wem haben denn wohl diese Prediger (es waren wohl besonders die abtrünnigen Priester Gioberti, Gavazzi, Bassi, vielleicht auch Ventura gemeint) ihre Sendung? Von wem, frage ich, ist ihre Mission? — Aus der Hölle. — Ja, ich weiß es wohl, wonach sie streben, was sie bezwecken. — Sie möchten den Unglauben und die Irrlehre nicht bloß auf unsere Halbinsel, sondern sogar hierher, in den Mittelpunkt der Christenheit, verpflanzen, diesen h. Stuhl der Apostelfürsten, ihn möchten sie stürzen. Ich weiß es. Auf meinem Tische habe ich Documente hierfür liegen. — Aber der da gesagt hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen", der lebt noch, der hat sich noch nicht seiner Allgewalt begeben; die Pforten der Hölle kämpfen vergebens. Non praeevalebunt, hat Er gesagt, — hört ihr's? — non praeevalebunt adversus eam (sie werden sie nicht überwältigen)."

Eine dunkle Röthe heiligen Zornes durchflog sein schönes Gesicht, und lebhaft schlug er mit der Hand auf die Armlehne seines Stuhles, da er diese kurzen Worte mit immer gesteigerter Kraft aussprach. Alles war erschüttert. Es war, wie wenn der Gottmensch zu jener Rotte, die gekommen war, um ihn gefangen zu nehmen, die niederschmetternden Worte sprach: Ich bin es. Die Officiere der Bürgergarde, diese Milchbrüder Iskarioth's, standen wie versteinert. Es hatte der Papst gesprochen; Gedanken, die sie von dem betrogenen und verrathenen Pius längst aufgegeben wähnten, traten da mit aller Kraft und Entschiedenheit hervor. Mit ernstem, fast drohendem Blick, wie man noch nie an ihm gesehen, ging er von dannen; man hätte glauben mögen, den Propheten, „der da kommen sollte", eine Geißel flechten und in heiliger Ereiferung die Tempelschänder von dannen treiben zu sehen.

Um nach keiner Seite hin Etwas unversucht zu lassen und Abhülfe von Nothständen zu schaffen, wo immer es sich thun ließ, schickte Pius in eben diesem Monat fünf Visitatoren, gewissermaßen als Missi dominici, in die Provinzen, um allenthalben an Ort und Stelle die billigen Wünsche und wahren Bedürfnisse der Bevölkerungen zu erkunden und je nach Befund denselben möglichst gerecht zu werden. Allein auch diese Maßregel, anstatt mit Dank und Freude begrüßt zu werden, fand nicht nur nicht die mindeste Beachtung: man wendete den päpstlichen Sendboten verächtlich den Rücken und hieß sie unverrichteter Sache dorthin zurückkehren, von wannen sie gekommen waren.

An Mamiani's Stelle, der, von den Gemäßigten im Parlamente, z. B. Franz Orioli, lebhaft bekämpft, von allen Besseren gehaßt, sein Portefeuille hatte niederlegen müssen, trat Mitte August der Graf Odoardo Fabbri, ein persönlich muthiger, aber schon wegen seines vorgerückten Alters der Sachlage nicht gewachsener Mann, in's Cabinet. Als er unter der Wucht seiner Aufgabe zu erliegen drohete, dankte er (am 14. September) mit dem ganzen Ministerium ab. Da richtete Pius IX., nachdem er vergeblich die bewaffnete Hülfe Frankreichs zur Wiederherstellung der völlig zerrütteten Ordnung angerufen, seine Augen auf einen bereits oft erwähnten, seltsamen Mann, den Grafen Pellegrino Rossi, der seit der Februar-Revolution ohne Anstellung in Rom gelebt hatte. Dieser Staatsmann, den Pius IX. mit fast unbeschränktem Vertrauen beehrte, der oft

von ihm in Privatunterredungen empfangen wurde und endlich als Opfer für die Sache des Papstes, die er als Gottes Sache ansah, dem Meuchlerdolche erlag, verdient gewiß wohl, daß wir ihm einige Worte widmen.

Pellegrino Graf von Rossi wurde 1787 zu Carrara von bürgerlichen Eltern geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, die er bereits in seinem 25. Jahre als Professor zu Bologna vortrug. Im Jahre 1815 in die Muratistische Verschwörung schwer verwickelt und von der päpstlichen Regierung verurtheilt, flüchtete er nach Genf, wo er mit vielem Beifall über Staatswissenschaft las und dann als Gesandter bei der Tagsatzung einer der Urheber des Bundesrevisions-Projectes von 1834 war. Hier zählte er schon nicht mehr zu den radicalen Elementen, galt vielmehr als eine Stütze des Conservatismus in so hohem Grade, daß er von Guizot und dem Herzog von Broglie nach Paris berufen und von Ersterem, nachdem er rasch nach einander von Stufe zu Stufe emporgestiegen, zum Grafen und endlich sogar zum Pair von Frankreich erhoben worden, als Botschafter Frankreichs nach Rom gesandt wurde. Rossi war ein ernster, verschlossener Character von mehr abstoßendem als gewinnendem Aeußeren. Nach Volksgunst trachtete er nicht, ja, er verschmähete es, zu gefallen. Seine Familie allein, sie wußte, welch' eine Seele unter dieser eiskalten Stirn sich barg, und eine wie tiefe Güte, ja Zärtlichkeit hinter dieser strengen und verschlossenen Haltung wohnten.

Was Rossi's Grundsätze in Sachen der Politik betrifft, so war er trotz seines Conservatismus gewiß ein Liberaler so sehr wie je ein Anderer: er hatte dieß vielfach durch eine lange Reihe von Jahren in Bologna, in der Schweiz, als Mitarbeiter an der Revue des deux mondes, und im französischen Parlamente bewiesen. Für die constitutionelle Regierung war er lebhaft eingenommen. Was seine Religiosität, seine Liebe und Ehrfurcht gegen den h. Stuhl betrifft, so bot seine Vergangenheit, zumal sein zweimaliger Religionswechsel, eben nicht die besten Belege dafür. Auch die Mission gegen die Jesuiten in Frankreich, womit ihn Guizot unter dem Pontificate Gregor's XVI. beauftragte, und sein Verhalten in der Angelegenheit des türkischen Gesandten Chekib Effendi gereichten ihm nicht zur besonderen Empfehlung. Daher begreift sich die Abneigung vieler Eminenzen gegen ihn, eine Abneigung, die ihn vielleicht Niemand empfindlicher fühlen ließ, als der damalige Decan des h. Collegiums, Cardinal Micara. Als Rossi in der Angelegenheit der Jesuiten Diesem einen Besuch abstattete, sagte er: „Eure Eminenz erinnern sich vielleicht meines Namens nicht?" „O! ja wohl, ja wohl!" rief Micara, höhnisch lachend, „ich entsinne mich Ihrer recht gut! Sie sind es, der in effigie am Galgen gehangen!"..... So bitter dieser Scherz war, Rossi selber mußte die Wahrheit desselben eingestehen.

Gleichwohl hätte der h. Vater unter den damals schwebenden Umständen eine bessere Wahl nicht treffen können. Rossi liebte die Ordnung und die Gesetzlichkeit, und hatte Muth und Festigkeit, um dieselbe um jeden Preis aufrecht erhalten zu wollen. Dabei war er in letzterer Zeit dem h. Stuhle, das hatte er öfters unzweifelhaft bewiesen, von ganzem Herzen zugethan. „Das Papstthum" — so lauten seine Worte in einem Schreiben aus dieser Epoche — „das Papstthum ist Italiens letzte noch lebende Größe."

Rossi, als Pius IX. ihm das Portefeuille antrug, sträubte sich lange und aus gerechten Gründen. Er stellte dem h. Vater Bedingungen, deren Annahme er von diesem kaum erwarten durfte, und er freute sich schon, als Pius sie wirklich ablehnte, hoffend, dadurch dem Loose, das ihn erwartete, entgangen zu sein. Allein, nach dem vergeblichen Versuche, ein neues Ministerium zu bilden, drang der h. Vater lebhafter in ihn, ihm zu Hülfe zu kommen, und bot ihm das Vollmaß seines Vertrauens und seiner Autorität an. Rossi fügte sich endlich und übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums, dessen wichtigsten Posten, das Innere und die Polizei, er für sich behielt. Mit ihm traten der Advocat Cicognani, der Professor Montanari, der Herzog von Rignano, die Cardinäle Soglia und Vizzarelli ein. Rossi stand damals in seinem 61. Lebensjahre.

Er trat in das Ministerium ein mit dem festen Entschlusse, den h. Stuhl zu retten. Dieser Aufgabe widmete er sich mit einem unglaublichen Feuereifer, mit einem seltenen Aufwande von Arbeitskraft und einer bewundernswürdigen Klarheit der Einsicht. Was er in weniger denn zwei Monaten leistete, setzt in Erstaunen. Vieles führte er aus und mehr noch bahnte er an. Vor Allem suchte er die Ordnung im Innern wieder herzustellen und den Gesetzen Geltung zu verschaffen. Zu dem Ende trug er Sorge für die Reorganisation der Gendarmerie und für Vermehrung der Truppen in Rom. Er verbot die zahllosen Zerr- und Spottbilder, machte mit verdächtigen Ausländern, mit Dieben, Räubern und Banditen, deren Zahl sich sowohl in den Provinzen, wie in Rom in furchtbarem Maße vervielfältigt hatte, kurzen Prozeß. Hatten doch in Rom sogar Pöbelhaufen das Judenviertel gestürmt, dessen Bewohner nun bitter zu bereuen hatten, daß sie (in der Charwoche) die schützenden Thore und Mauern niedergerissen. Gegen das aufständische Bologna und die von plündernden Banden beunruhigten Provinzen sendete er den General Zucchi, einen Ehrenmann und trefflichen Krieger, mit weitgehenden Vollmachten, wovon derselbe auch den vollesten Gebrauch machte. Auch hatte derselbe den gemessensten Auftrag, den Freischaarenführer Garibaldi, der erst vor Kurzem aus America zurückgekommen, von den Grenzen des Kirchenstaates, die er umschwärmte, fern zu halten. Um den Staatsschatz der Gefahr des Bankrottes zu entreißen, hatte Rossi mit geringer Mühe vom Klerus eine Beisteuer von drei Millionen Scudi zu erlangen gewußt. Als Erzitaliener war auch er der Bildung eines italienischen Staatenbundes nach Gioberti's und Rosmini's gesunderen Ideen nicht abhold, und hatte dieserhalb zu Turin, Neapel und Florenz Unterhandlungen eingefädelt, denen auch der mit ganzer Seele patriotisch gesinnte h. Vater, soweit seine Stellung als Vater und Haupt der Christenheit es nur gestattete, nicht fremd blieb. Allein zu allem Diesem gebrach die Zeit, Alles sollte bald in ein Chaos, in einen Abgrund von Wirrsal und Elend zurücksinken.

Rossi, früher schon nicht beliebt, wurde wegen seiner offenkundigen Anhänglichkeit an die Sache des Papstes und wegen seines kräftigen, rücksichtslosen Einschreitens gegen die Umsturzmänner nunmehr von diesen tödtlich gehaßt. Die im Solde der Schlechten stehende Presse, besonders die Organe Sterbini's, verunglimpften ihn und das ganze Ministerium

auf die unwürdigste Weise, und suchten immer größeren Einfluß auf die bevorstehenden Wahlen der Abgeordneten zu gewinnen. Man drohete dem verhaßten Minister in unterschriftslosen Briefen und Maueranschlägen, und verkündigte laut, wenn er in dieser Weise fortfahre, das Volk zu tyrannisiren, werde der Eröffnungstag der Kammern auch sein Todestag sein.

Bereits waren vom Turiner Congresse, wo auf Gioberti's Veranlassung die große Frage „des italienischen Bundes" zur Verhandlung gekommen, die von Seite Roms dazu Abgeordneten, Mamiani, Sterbini, Pinto, Lucian Bonaparte, zurückgekehrt. Letzterer sagte auf seiner Rückreise klar und deutlich in Genua, daß binnen etwa 14 Tagen die Lage der Dinge in Rom sich plötzlich ganz anders gestaltet haben würde. Auch in Livorno und zuletzt in Frascati war der Tod und Todestag Rossi's festgesetzt worden. In Rom selbst zischelte es an allen Enden und Ecken. Man erzählte sich von Prangern, von Zangen, Krallen, Schraubstöcken, Rädern und andern Folterwerkzeugen, welche zum Gebrauche der Inquisition in ganzen Karren Nachts vor die Pforte des h. Officiums angekommen seien — mit einem Worte, wie Graf Rossi den Scharfrichter Roms machen und es auf die Schlachtbank legen wolle. Durch solche Auslassungen sollte „der Henker der römischen Freiheit" ein Gegenstand des Fluches, sein Tod ein Gegenstand des Wunsches Aller werden.

Trotz allem dem war der October dem Scheine nach ziemlich ruhig verflossen. Nur in den Clubs herrschte die rührigste Thätigkeit. Als Pius, wie gewöhnlich am 4. November, dem Festtage des h. Carl Borromeo, nach der diesem Heiligen gewidmeten Kirche auf dem Corso zog, war dieser, sonst so geräuschvoll und belebt, völlig öde und verlassen; es kümmerte sich fast Niemand um den Papst, und die kirchliche Feier ging ruhig vor sich. Das war, ohne daß Jemand daran dachte, auf 16 Monate die letzte kirchliche Feier, welche der Papst durch seine Anwesenheit verherrlichte. Die scheinbare Ruhe blieb bis zum 14. November.

Inzwischen bereiteten die radicalen Blätter, wie die „Pallas" und der „Don Pirlone" durch eine herausfordernde und fast höhnische Sprache, durch gleichsam zufällig hingeworfene prophetische Winke die öffentliche Meinung auf das bevorstehende Ereigniß vor und deuteten bestimmt an, daß der Tag und die Stunde der Ermordung Rossi's auf den 15. November, gegen Mittag, festgesetzt sei. Die Mörder aber rüsteten sich auf ihr blutiges Werk. Ihrer mehr als zwanzig standen den Verschwörern zu Gebote. Sie waren in tiefster Nacht in einer Höhle des Esquilins zusammengekommen. Hier wurden durch's Loos die drei Mörder bestimmt, die Rossi erdolchen sollten. Als dieses geschehen und die übrigen entlassen waren, schritten die drei nebst ihrem Anführer und einem Fünften, der sich ihnen unterweges beigesellte, vorsichtig durch Gassen und Gäßchen nach dem „Spital der Unheilbaren", holten sich hier aus der Leichenkammer einen der dort befindlichen Cadaver, hüllten ihn in ein großes schwarzes Tuch und trugen ihn auf die Bühne des Theaters Capranica. Hier angekommen, wurde der Leichnam auf den Boden gelegt, von dem umhüllenden Tuche befreit und dann in aufrechter Stellung an eine Coulisse gelehnt. Nun schlossen sämmtliche Anwesenden einen

Kreis um den Leichnam. Dieser war bei der grellen Beleuchtung durch die Blendlaterne, mit seiner fahlen Todtenfarbe, mit den halbgeschlossenen Augen, deren gläserner Blick, wie zürnend ob des an ihm verübten Frevels, auf die Umstehenden gerichtet war, gräulich anzusehen. Selbst die Banditen fühlten ein unheimliches Grauen, nur der blasse junge Mann nicht, der Chirurg des Geheimbundes, der sich ihnen unterwegs angeschlossen hatte. Ohne die leiseste Gemüthsbewegung zu verrathen, wandte er sich mit der ruhigen Miene eines Professors an die Banditen, und lehrte sie, wohin sie stoßen müßten, wenn dieser Mensch lebendig wäre und sie ihn ermorden wollten. Er machte mit einem Rothstift am Hals des Leichnams ein kleines Kreuz und hieß nun einen der Banditen ausholen und mit einem scharf geschliffenen Stilet genau den Punct treffen, wo die zwei Striche sich durchschneiden. Der Mann that es, erst auf der einen, darnach auf der andern Seite des Halses, auch wo kein Kreuz gemacht war. Beide Male fuhr die Klinge bis an's Heft in den Hals des Cadavers, der mit Gepolter auf den Bretterboden fiel. Der Meister lobte seinen Schüler und munterte die Anderen, die mit zugesehen hatten, auf, im Verhinderungsfalle oder beim Fehlstoße des Einen genau das zu thun, was sie ihn hier hatten thun sehen. Der Leichnam wurde wieder in das schwarze Tuch eingehüllt und in das Hospital der Unheilbaren zurückgebracht, wo sie den Cadaver an seine frühere Stelle legten. Die Banditen hatten eine Repetizione, eine Probe, vorgenommen.

Am 15. November sollten die Kammern eröffnet werden. Es war dem Ministerium nicht unbekannt geblieben, daß sich die Verschworenen ein Stelldichein beim Canzleipalaste gegeben hatten und bei der Kammer-Eröffnung einen Volksaufstand in Scene zu setzen beabsichtigten. Deßhalb hatte Graf Rossi außer andern Vorsichtsmaßregeln zur Handhabung der Ordnung und Sicherheit den Befehl ertheilt, daß einige Carabinieri in bürgerlichem Anzuge, um unerkannt zu sein, im Hofe und auf den Stufen der Treppen des Palastes und sogar im Innern des Versammlungssaales aufgestellt werden sollten. Der Aermste! weder auf die Bürgerwehr, noch auf die Carabinieri konnte er sich verlassen. Alles wurde ihm mit unzähligen Versicherungen des Gehorsams und der Ergebenheit versprochen und Nichts — gehalten. War doch gerade der Oberst der Carabiniere, Angelo Calderari, er, der Alles, was er war und was er an Reichthum, Würden und Ehren besaß, ganz und gar der päpstlichen Regierung verdankte, einer der wüthendsten Geheimbündler, der schon als Oberstlieutenant sein Möglichstes gethan, um in seine Soldaten Gesinnungen der Empörung zu pflanzen!

Am Morgen des 15. November saß Graf Rossi im Kreise seiner Familie beim Frühstück. Er sah etwas angegriffen aus, denn er hatte nur wenige Stunden Schlaf genossen. Bis spät in die Nacht hatte er einem Ministerrath präsidirt. Es waren dabei die letzten Verabredungen in Beziehung auf die der Deputirten-Kammer gegenüber zu beobachtende Haltung der Regierung erörtert und die Vorsichtsmaßregeln berathen worden, welche man zur Aufrechthaltung der Ordnung bei der Kammer-Eröffnung für nothwendig hielt. Nach Aufhebung der Sitzung, welche bis nach Mitternacht gedauert hatte, war der Graf nach Hause gefahren,

um die Rede, womit er die Kammer zu eröffnen gedachte, und wovon er sich eine große Wirkung auf die öffentliche Meinung versprach, noch einmal zu durchgehen. Es war in der That eine treffliche Rede, es war die wahre Sprache einer constitutionellen Regierung an Stelle der zweideutigen, parteisüchtigen Sprechweise Mamiani's. Auch der h. Vater, als er ihm dieselbe vorlas, hatte sie gut geheißen. Sie begann also:

„Kaum hatte Se. Heiligkeit von dem päpstlichen Thron Besitz genommen, als der katholische Erdkreis in ihm die Milde des Hohenpriesters und die Weisheit des Herrschers bewunderte .... Die Welt sah durch die offenkundigsten Thatsachen die ungerechten Vorurtheile einer angeblichen Weltweisheit, welche das Papstthum als grundsätzlichen Feind verfassungsmäßiger Freiheiten erklärte, Lügen gestraft. Innerhalb weniger Monate hat Se. Heiligkeit aus eigenem Antriebe ein Werk zu Stande gebracht, das einer langjährigen Regierung würde zum Ruhme gereicht haben. Die unparteiische und unverfälschte Geschichte wird, indem sie die Thaten dieses Pontificates der Nachwelt überliefert, mit vollem Rechte die Wahrheit constatiren, daß die Kirche, unerschütterlich auf ihren gottgelegten Fundamenten und unbeugsam in der Heiligkeit ihrer Glaubenslehren, doch stets mit bewunderungswürdiger Klugheit den zeitgemäßen Veränderungen der Dinge dieser Welt und den von der Vorsehung dem Leben der Völker zur Nothwendigkeit gemachten Bewegungen Rechnung trägt, sie unterstützt und fördert." ... Der übrige Theil der Rede war eine feste und lichtvolle Darlegung der Ideen und der Politik Rossi's. Er erbat sich die loyale Mitwirkung der Kammer und gelobte auf Ehre, daß er die Verfassung treu halten werde.

Mit dieser Rede im Kopfe legte der Graf sich zur Ruhe.

Schon um 6 Uhr Morgens hatte er sich von seinem Kammerdiener wecken lassen, um abermals zu arbeiten. Kein Wunder also, wenn er beim Frühstück etwas angegriffen aussah. Während er sich eben mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit mit seiner Familie unterhielt, wurde ihm ein Brief überreicht. Er war von der Herzogin von Rignano. Sie beschwor ihn, nicht auszugehen; denn er werde ermordet werden. Die Gemahlin des Grafen, welche schon seit mehreren Tagen mit düsteren Ahnungen erfüllt war, frug schüchtern, ob der Brief etwas Unangenehmes enthalte. Rossi beruhigte sie, ging in sein Arbeitszimmer und beantwortete, mit ein paar Zeilen dankend und beruhigend, das Billet der Herzogin. Im Laufe des Vormittags erhielt der Graf einen zweiten Warnbrief. Auch durch ihn ließ er sich nicht irre machen. Er setzte sich mit unveränderter Gemüthsruhe zum Gabelfrühstück und speiste mit gutem Appetit, ja um die Besorgnisse der Gräfin zu verscheuchen, scherzte er sogar. Er saß noch bei Tisch, als ein Diener ihm meldete, daß eine Person da sei, welche vorgebe, daß sie ihm eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe. „Sie möge morgen wiederkommen", ließ ihr der Graf sagen. „Morgen ist es vielleicht zu spät", lautete die durch den Diener zurückgebrachte Antwort. Da hielt sich die Gräfin, welche dieses Alles angehört, nicht länger. Sie warf sich schluchzend an ihres Gatten Hals und beschwor ihn, wenn auch nicht um seinetwillen, doch ihr und den Kindern zu liebe, unter irgend einem Vorwand von der Kammer-Eröffnung fern zu bleiben. „Du bist kindisch", sagte er beschwichtigend. „Die Sache ist nicht halb so gefährlich, als Du sie Dir vorstellst. Die Wühler wollen mich nur einschüchtern. Zeigte ich mich jetzt schwach und unentschlossen, so wäre es um mein Ansehen auf immer geschehen, und diese Schwindler erheben das Haupt nur um so frecher. Trete ich ihnen aber furchtlos entgegen, so ducken sie sich wie Hunde,

denen man mit dem Stock droht. Ich kenne ja diese Leute; sie sind eben so feig als erbärmlich."

Er machte sich von seiner Gattin los, kleidete sich an und begab sich zum h. Vater. Der Papst, zu dessen Ohren dunkele Gerüchte gedrungen sein mochten, war traurig gestimmt und sprach zu ihm: „Herr Graf, gehen Sie nicht, jene Treulosen sind zu Allem fähig." — „Sie sind mehr feig, als treulos", entgegnete Rossi, empfing den Segen des Papstes und ging hinunter, um in den Staatswagen zu steigen, als ihm Msgr. Morini in Todesangst entgegentrat und zu ihm sagte: „Herr Graf, Ihre Hartnäckigkeit ist Ihr Verderben; es wartet Ihrer an der Treppe des Canzlei-Palastes der Tod." — „Ich danke Ihnen, Monsignore", antwortete der Minister; „ich fürchte Nichts, die Sache des Papstes ist die Sache Gottes." Furchtlos ging er weiter. Unten an der Treppe erwartete ihn sein Freund Righetti, Substitut im Finanzministerium. Rossi hieß ihn in den Wagen steigen. Unterwegs erzählte er ihm, was ihm eben mitgetheilt worden, und fügte bei: „Die Republikaner haben meinen Tod beschlossen. Ich könnte auf geheimen Wegen in die Kammer gelangen, aber ich mag dieß nicht. Ich will im Gegentheile beweisen, daß ich das Gelichter nicht fürchte. Wenn man mich sprechen läßt, so hoffe ich, werden wir heute die Revolution begraben."

Die Carosse, geführt von zwei muthigen Pferden, durcheilte schnell die Straßen von Rom, in denen eine dichte Volksmenge sich drängte. Beim Canzlei-Palaste angelangt, bemerkte der Minister zu seiner Verwunderung, daß, seinen ausdrücklichen Befehlen zuwider, der Hof wohl von zwei Bataillonen der Bürgerwehr, nicht aber von dem Piquet Gendarmen besetzt war. Schon dieser Umstand deutete an, daß Verrath im Spiele war. Kaum in den Hof eingefahren, ward der Wagen von einer Schaar finsterer Männer in langen Mänteln umgeben. „Da ist er, da ist er, er ist es selbst", hörte man einzelne Gruppen zu einander sagen. Ruhigen, freien Blickes steigt der Minister mit Righetti aus. Da erschallt aus der Menge ein wüstes Pfeifen und Schreien, drohende Fäuste erheben sich in die Luft und verschiedene Schimpfworte werden gegen ihn laut. Graf Rossi wirft auf die heulende Menge einen Blick der Verachtung und schreitet muthig die Treppe hinan. Als er den Fuß auf die erste Stufe setzte, giebt ein Mann mit langem weißen Bart dem Grafen einen Schlag mit seinem Stock auf die Schulter. Entrüstet wendet dieser sich um, um zu sehen, wer der freche Angreifer sei. In diesem Augenblick blitzt von der entgegengesetzten Seite ein Dolch in der Luft und senkt sich bis an's Heft in des Grafen Hals. Die Stelle, welche der blasse junge Mann im Theater Capranica an dem Leichnam mit einem rothen Kreuze bezeichnet hatte, war nur allzugut getroffen. Unter dem Seufzer: „O Gott!" sinkt das Opfer zusammen, während ein dicker Blutstrahl aus der Wunde strömt und sich über ihn und seinen Freund Righetti ergießt, der ihm beim Aufstehen behülflich ist. Nach einigen Augenblicken rafft er sich wieder auf, steigt noch drei Stufen hinan und sinkt von Neuem nieder. Die Masse der Verschworenen drängt sich um ihn; hinter ihnen ruft man: „Was giebt's?" viele Stimmen antworten gedämpft: „Ruhig, ruhig, es giebt Nichts!" — Righetti und der Diener

bringen den noch warmen Leichnam in die Gemächer des Cardinals Gazzoli, welche sich unmittelbar neben dem Saale befanden. Dort setzten sie ihn auf einen Sessel. Er entsendet einen Seufzer und haucht seinen Geist aus. Der herbeigeeilte Priester wie die Aerzte kamen zu spät, sie fanden eine Leiche. Es war 1 Uhr nach Mittag.

Righetti eilte zum Papst, um ihn von dem Geschehenen zu unterrichten. Mehrere Minuten war Pius IX. sprachlos. „Graf Rossi", sagte er endlich mit Resignation: „Graf Rossi ist als Märtyrer gestorben, er ruhe in Frieden."[1])

Mittlerweile waren die Deputirten im Sitzungssaale vereinigt, erwartend den Minister. Die Tribünen waren gepfropft voll von Leuten, welche zu dem Schauspiel der neuen Eröffnung des Parlamentes herbei gekommen waren. Da tritt, blaß und entstellt, der Minister Montanari herein und verkündet der Kammer den Tod des Premierministers. Keiner bewegt den Kopf, Keiner schlägt die Augen auf, Keiner verzieht eine Miene; jeder fuhr fort, auf seinem Sitze zu sprechen und zu schreiben. Kein Wunder! Mit Ausnahme von vier Deputirten, die im Centrum saßen, gehörten Alle der Linken an; die Rechte hatte nur Einen Vertreter, den Marquis Potenziani, dessen Antrag auf eine Ergebenheitsadresse an den Papst Niemand heftiger bekämpfte, als der rohe Napoleonide, Lucian Bonaparte, Fürst von Canino. Die Gesandten der auswärtigen Mächte und die Minister verließen, empört über die Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit der Abgeordneten, den Sitzungssaal, gefolgt von den ehrenhaften Deputirten Bologna's, deren College der ermordete Minister gewesen war.

Die Nachricht von dem begangenen Verbrechen hatte sich schnell in ganz Rom verbreitet, bei Wohldenkenden Entsetzen, bei dem rohen Pöbel cannibalische Freude erregend. Als der Abend hereinbrach, trugen die Verschworenen beim Scheine der Fackeln und bei Fahnenbegleitung einen Menschen, Namens Trentanove, der als Mörder bezeichnet wurde, über den zum Theil beleuchteten Corso, und Schaaren von Nationalgardisten, Carabinieren und allen Sorten Soldaten, Arm in Arm mit den Bürgern, sangen ein Lied, das Sterbini im Voraus auf den Tod Rossi's componirt haben soll und dessen Schlußreim lautete: „Gesegnet sei die Hand, welche Rossi erdolchte!" „Es lebe der neue Brutus!" Ja, um die ruchlose Bosheit auf das Höchste zu treiben, zogen die Unmenschen — wer schaudert nicht, wenn er es liest — in derselben Weise nach der Wohnung der gebeugten Wittwe, blieben da singend, schreiend und fluchend stehen, während Einer von ihnen auf der Spitze einer Stange den noch blutigen Dolch emporhob, womit der Graf ermordet worden. Der gräflichen Familie ward jedoch, zum Leidwesen jener Rasenden, der Schmerz dieses Anblickes erspart. Sie hatte sich, Schutz und Trost suchend, insgesammt in den Quirinal begeben, wo sie über eine Stunde verweilte, um aus dem Munde des Statthalters Christi, in dessen Dienst der

---

[1]) Rossi's Leichnam wurde, um ihn vor den angedrohten Mißhandlungen zu schützen, baldmöglichst in einem Gewölbe der Kirche Sanct Lorenzo in Damaso beigesetzt und nachher in dieser Kirche begraben. Das ihm später errichtete marmorne Denkmal trägt die Inschrift: „Ich habe die Vertheidigung einer guten Sache übernommen. Gott wird sich meiner erbarmen."

Gatte und Vater als Opfer gefallen war, alle Trostworte zu vernehmen, welche die Religion, durch Liebe und Schmerz verklärt, ihm auf die Zunge legte. Dann holte der edelgesinnte französische Gesandte, Herzog d'Harcourt, sie ab und bot ihr eine Zufluchtsstätte in seinem Palaste.

Das Ministerium, welches in dem Ermordeten seinen Präsidenten und mit ihm seinen Kopf verloren, auch es hatte sich in den Quirinal begeben, wo es bis gegen 3 Uhr nach Mitternacht versammelt blieb und dann insgesammt abdankte. Gleichzeitig tagte der Volksverein unter Sterbini's, Spini's und anderer Häupter Führung im Palaste Fiano, wo er einen Ausschuß der öffentlichen Sicherheit bildete und die Forderungen oder Grundprincipien bestimmte, welche nach der angeblichen Willensäußerung des „Volkes" am nächsten Tage vom ganzen „Volke" in corpore an den Papst gestellt werden sollten.

Mit einem Lebehoch, das man vor dem Gasthofe della Minerva, dem eben von Bologna mit Instructionen von Mazzini und Garibaldi in Rom angekommenen Galetti ausbrachte und welches dieser mit tausend Geberden und Worten voll der Höflichkeit erwiderte, schloß der blutige Tag, dem ein noch blutigerer unmittelbar nachfolgen sollte.

Neununddreißigstes Capitel.

Der Angriff auf den Quirinal. — Der Papst, um weiteres Blutvergießen zu verhüten, weicht der Gewalt, legt aber Protest dagegen ein. — Die zwei ersten Acte des revolutionären Ministeriums. — Die meisten Cardinäle verlassen, auf des Papstes Wunsch, Rom. — Die Gesandten rathen auch dem h. Vater zur Flucht. — Ein Brief aus Frankreich bestimmt ihn dazu. — Ungewißheit über das Ziel der Reise — Graf von Spaur übernimmt die Ausführung des Fluchtplanes. — Die letzte Ministervorstellung. — Die Schein-Audienz. — Die Verkleidung. — Ein gefahrvoller Zufall. — Der Papst entkommt glücklich aus dem Palast und dem Vorhofe desselben.

In Rom war nach dem verruchten Meuchelmord, im Gegensatz zu dem wilden Treiben der Presse, unter den Volksmassen eine Todtenstille eingetreten; man sah allenthalben Bestürzung. Auch die Kammer war in Schrecken, so kaltblütig sie sich auch vorher bei der Ermordung des Ministers benommen hatte; Niemand wußte, was werden sollte, mit Ausnahme Sterbini's und seiner Vertrauten. Mehrere von diesen waren schon Tags vorher gleich nach dem Meuchelmord von Caserne zu Caserne geeilt, um die Bürgergardisten und die Linientruppen zu bearbeiten und sie für den folgenden Tag auf die Piazza del Popolo, den verabredeten Vereinigungsort, einzuladen. Das war nicht vergebens geschehen. Am Morgen dieses Tages (16. November) versammelte sich am besagten Platze eine bedeutende Masse Volkes, die gegen Mittag auf fast 30,000 Mann anschwoll, darunter ein großer Theil der Truppen und in noch größerer Zahl die hochverrätherische Bürgerwehr, sammt beinahe allen höheren Offizieren der verschiedenen Corps und dem ganzen Abschaum der Vereine, mit ihren auf Stangen wehenden Fahnen und ihren Musikkorps in der Mitte. Zuerst zog man nach dem Canzlei-Palaste, um an die dort versammelten Abgeordneten eine Einladung zur Mitbetheiligung zu richten, die denn auch huldvollst entgegengenommen wurde. Dann ging es nach Monte Cavallo. Auf dem Wege dahin begegnete der Zug dem Wagen des Senators Corsini, welcher Galetti und Armellini bei sich hatte. Das kam wie gerufen! Sofort mußte Galetti aussteigen und sich der Deputation anschließen, welche vor dem Papst erscheinen sollte;

und so, unter Gesang und Musik, führten sie ihn auf den Quirinal, wo sie, kaum angelangt, lautes und wildes Geschrei erhoben und hier und dort, in verschiedene Schaaren geordnet, sich aufstellten.

Der Papst hatte schon am Morgen Nachricht von dem Aufstand erhalten, den man vorbereitete, und hatte mehrere Cardinäle davon in Kenntniß setzen lassen; aber niemals erwartete er, daß es so kommen würde, wie es in Wirklichkeit kam. Darum hatte er auch keine außerordentlichen Maßregeln zum Schutze und zur Vertheidigung des Palastes und seiner Person treffen lassen. Die brave Schweizergarde jedoch, nicht über 70 an der Zahl,[1]) nebst einigen Nobelgardisten, die allein dem Papste treu geblieben war und die Zugänge zum Palast besetzt hatte, zog sich Angesichts dieser auf's Aeußerste erregten bewaffneten Banden, in den inneren Hof des Quirinals zurück und schloß die Gitterthore, mit dem Vorsatz, ihren Souverän bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Pius IX. stand da in dem Palaste, an seiner Seite Cardinal Antonelli, um ihn herum, einen Kreis bildend, die Botschafter und Gesandten der christlichen Mächte, welche zu seinem Schutze herbeigeeilt waren, nämlich der Herzog von Harcourt, Botschafter Frankreichs, Martinez della Rosa, Botschafter Spaniens, Graf Spaur, bevollmächtigter Minister von Baiern, de Migneis-Venda-da-Cruz, bevollmächtigter Minister von Portugal, Graf von Boutenief, bevollmächtigter Minister von Rußland, Herr Liederkerke, bevollmächtigter Minister von Holland, Herr Figueiredo, Geschäftsträger von Brasilien, Herr de Maistre, Legations-Secretär aus Belgien und Herr von Kanitz, Legations-Secretär aus Preußen. Mittags 12 Uhr verabschiedete Pius sich von den Gesandten, welche ihn zum Verbleiben unter ihnen veranlassen wollten; es war dieß die Stunde, wo er für die ganze Christenheit sein Gebet vor Gott auszuschütten pflegte. Bald darnach erschien, der Hochverräther Galetti an der Spitze, die Deputation; sie wurde statt vom Papste selbst, vom Cardinal Soglia empfangen, dem sie die vorhin abgekarteten „Wünsche des Volkes" unterbreiteten. Diese waren 1) die Proclamation der italienischen Nationalität; 2) die Berufung einer constituirenden (gesetzgebenden) Versammlung; 3) förmliche Kriegserklärung gegen Oestreich; 4) Annahme des Programms Mamiani vom 5. Juni; 5) ein demokratisches Ministerium, bestehend aus Sterbini, Mamiani, Campello, Galetti u. a. Der Cardinal erklärte unumwunden, daß der Papst sich durch Gewalt Nichts abtrotzen lasse und daß er dem Aufstand nicht nachgeben werde. Als die Deputirten darauf bestanden, vom Papste selber empfangen zu werden, verfügte Cardinal Soglia sich zu Pius IX., um dessen Befehle einzuholen. Bald darauf kam er zurück und eröffnete den Deputirten ruhig und einfach, Se. Heiligkeit werde die Forderungen der Rebellen in Erwägung ziehen, inzwischen sei Galetti mit Bildung eines Ministeriums beauftragt. Diese Antwort des Cardinals, womit sie gewiß zufrieden sein konnten, übermittelte Galetti dem Volke von einem kleinen Balcon über der Hauptwache, dem Palast gerade gegenüber.

[1]) Nach Abbé Dümax: „Characteristische Züge aus dem Leben Pius IX." waren es 66 Schweizer und 6 Nobelgardisten. S. 99. E. de Saint Hermel giebt die Zahl der Schweizer auf 70 an. Pie IX. Paris 1854.

Während der größte Theil des Haufens still und unentschlossen zu sein schien, riefen die frechsten unter den Aufwieglern immer fort: „dem gerechten Verlangen des Volkes muß man augenblicklich nachgeben. Das Volk hat lange genug geharrt: jetzt will es sein Recht auf der Stelle haben. Demokratische Minister will das Volk! Nieder mit den Aristokraten!" Dabei wurden Verwünschungen der rohesten Art laut, Gewehre, Säbel, Dolche wurden drohend in der Luft geschwungen — die Gefahr wächst von Minute zu Minute. Galetti suchte (mit nahezu aufmunternden Geberden und Grimassen) das Volk von Amtswegen zu beschwichtigen und ging auf's Neue in den Quirinal. Während dessen ward der Lärm immer wilder; bereits suchten Viele in den päpstlichen Palast einzudringen. Da suchten die wackeren Schweizer die große Pforte desselben zu schließen und hielten den eindringenden Haufen mit ihren Hellebarden ab. Jetzt kam eine zweite Antwort: „der Papst werde durch Gewalt sich Nichts abtrotzen lassen, mit Ruhe und Besonnenheit, nicht mit Zorn und Aufruhr möge man verfahren." Da ward der Tumult noch furchtbarer: die Bürgergardisten brüllten: „Zu den Waffen! Ein demokratisches Ministerium!" Andere im Hintergrunde schrieen: „Nieder mit Pio Nono! Es lebe die Republik!"

Inzwischen war im Quirinal eine neue Deputation erschienen, bestehend aus Offizieren der Carabinieri. Der Papst empfängt sie, umgeben von den Mitgliedern des diplomatischen Corps. Die Carabinieri bitten den Papst, den Wünschen des Volkes nachzugeben, indem sie ihm vorstellten, daß im Weigerungsfalle das Schlimmste zu besorgen sei. Pius IX., der bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen andern seines bewegten Lebens, eine bewundernswerthe Ruhe und Fassung an den Tag legte, antwortete mit Festigkeit: „daß es seiner Würde als Souverän und als Oberhaupt der Kirche nicht angemessen sei, sich von den Rebellen Bedingungen vorschreiben zu lassen." Diese würdevolle Sprache des einst so geliebten und verehrten Fürsten machte die Elenden betreten, zumal auch Herr Martinez de la Rosa, der Vertreter Spaniens, und der Herzog von Harcourt, mit scharf einschneidenden Vorwürfen über die zweideutige Rolle, welche sie spielten, ihnen die Schamröthe, sofern sie noch Scham hatten, in die Wangen trieben. Unschlüssig zwischen dem Gefühle ihrer Pflicht und dem geheimen Vertrage, der sie an die Revolution band, verbeugten sich die Offiziere und zogen sich zurück. Der Papst hingegen begab sich von Zeit zu Zeit in seine Capelle, um zu beten. Und wahrlich, nie bedurfte er des Trostes und der Stärkung durch das Gebet mehr, als eben jetzt.

Während dieser Zeit wurden die vor dem Palast versammelten Banden, aufgehetzt von ihren Führern, immer ungeduldiger. Man sah Vorbereitungen treffen, die Thore des Palastes gewaltsam zu öffnen; ein Steinregen gegen die päpstlichen Fenster begann, Flintenschüsse wurden abgefeuert; an der andern Seite des Palastes, der gegen die Porta Pia geht, legte man Feuer an, das die päpstlichen Pompiers nur mit Mühe zu löschen im Stande waren. Da man vermuthete, der Papst würde auf den Balcon treten, von wo aus er schon so oft das undankbare Volk gesegnet hatte, stellte sich ein Mörder hinter dem Standbild

des Pollux auf und legte den Carabiner an, um auf den Papst zu schießen, sobald er sich zeigen würde. Aber der Engel der Kirche ersparte der Welt den entsetzlichen Vatermord; war es ja schon Schande genug für sie, daß nur der Gedanke daran gefaßt und die Vorbereitung dazu getroffen wurde. Die Gefahr erkennend, die dem Palast drohete, gab Cardinal Antonelli der Schweizergarde den Befehl, ihre Posten bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Alle Anwesenden erklärten, daß sie bereit seien, in der Vertheidigung des h. Vaters zu sterben und bewachten, 70 und einige Mann stark, die Thore. Unter den Anwesenden befanden sich, außer den Mitgliedern des diplomatischen Corps, sämmtliche höhere Palast-Beamte, die Cardinäle Antonelli und Soglia, der Capitän der Schweizergarde, Meyer von Schauensee, der Kammermeister Msgr. Medici, der Unterpräfect des apostolischen Palastes, Marquis Sachetti, der Hausarzt, die geheimen Kammerherren, 6 Nobelgardisten u. a. Das war der Hof und die ganze bewaffnete Macht des Hohenpriesters, der noch unlängst der Abgott seines Volkes und die Hoffnung der Welt gewesen. „Sie sehen, meine Herren", sagte der h. Vater zu den Gesandten, indem er sie auf seinen verödeten Palast hinwies, „alle Welt hat mich verlassen. Wären Sie nicht um mich, so stände ich mit dem Häuflein Braver, das mich vertheidigt, allein da." Dabei verließ das Vertrauen seine Seele, die Heiterkeit sein Antlitz nicht. Nur der Undank seiner Römer, die er so heiß geliebt und noch liebte, schnürte ihm das Herz zusammen.

Der Widerstand im Innern reizte nur noch mehr die Rebellen draußen. Manche, die unbewaffnet mitgezogen waren, holten sich ihre Waffen; ein großer Theil der Studenten von der Sapienza war bereits von Anfang an mit Waffen zugezogen. Generalmarsch ward geschlagen; mehrere Offiziere wurden gezwungen, mit den Insurgenten zu ziehen. Endlich war Alles bewaffnet. Der Volksverein, bald im „Café der schönen Künste", bald im Palast Fiano versammelt, übernahm bereits ganz die Rolle eines Wohlfahrtsausschusses oder einer provisorischen Regierung. Spini, Redacteur der Epoca, Vinciguerra, einige Abgeordnete, unter ihnen Peter Sterbini und Lucian Bonaparte, dessen Familie, als alle Länder ihr verschlossen waren, durch der Päpste Milde und Großmuth in Rom nicht nur Aufnahme und Schutz gefunden, sondern auch den Fürstentitel von Canino erhalten hatte, suchten die Bewegung in ihre Hände und zu ihrem Profit zu concentriren und waren die Helden des großen Tages, sie erließen Befehle und nahmen Betheuerungen der Anhänglichkeit entgegen. Die Furcht der Einen und die Unentschiedenheit der Andern begünstigten diese ehrgeizigen, nach der Macht des Augenblicks strebenden Intriguen.

Inzwischen dauerte das Gewehrfeuer bis 5 Uhr fort; die treuen Schweizer hielten sich tapfer. Barricaden wurden errichtet, der Oberst Calandrelli richtete die am Quirinal aufgefahrene Kanone gegen das Hauptthor des päpstlichen Palastes;[1]) man versuchte wiederholt, den Palast

[1]) Derselbe lebte deßhalb bis zum 20. Septbr. 1870 in Verbannung, aus der er erst mit Cadorna wiederkehrte. Er schrieb Anfangs März 1871 aus Rom: „Heute ist Jedermann Zeuge, daß es keinen Menschen mehr in Rom giebt, der die gegenwärtige (nämlich die piemontesische) Regierung nicht verflucht. (Bresl. Hausblätter. Nr. 75, 1871.)

in Brand zu stecken. Dieser war bereits von mehreren Kugeln durchlöchert, bis zu den Zimmern des Papstes waren sie gedrungen. Mehrere Opfer, unter andern Monsignor Palma, einer der Secretäre des Papstes, ehemaliger Professor der Kirchengeschichte an der Sapienza, waren schon gefallen, auf die Dauer konnten die Schweizer sich unmöglich halten; es wurde gedroht, bei Bestürmung des Schlosses werde Alles unerbittlich niedergemacht werden. Um halb sechs Uhr ward deßhalb Galetti zum Papste berufen; außer Stand sich fühlend, ferner wider das Unvermeidliche anzukämpfen, suchte Pius vor Allem dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Der „Volksverein" bestand auf Entwaffnung der Schweizer; auch der letzte Schutz sollte dem wehrlosen Monarchen entrissen werden; werde diese Forderung nicht gewährt, so hatte man bestimmt, dann sollte fortgestürmt werden, bis der Palast eine Ruine sei. Da ward auf ein Neues berathen; die Wahl war schwer, die Unruhe stieg auf's Höchste.

Auf einmal entstand eine augenblickliche Stille. Galetti war auf den Balcon des Quirinals getreten und bat um Ruhe. Nach einer langen Audienz hatte Pius IX. auf den Rath des diplomatischen Corps, um weiteres Blutvergießen zu verhüten, erklärt, daß er bereit sei, die ihm vorgelegte Liste eines demokratischen Ministeriums — Galetti für Inneres, Mamiani für Auswärtiges, Sterbini für Handel, Campello für Krieg, Sereni für Justiz, Lunati für Finanzen, Abbate Rosmini für öffentlichen Unterricht — anzuerkennen und daß er die übrigen Forderungen der Empörer der Entscheidung der Deputirtenkammer anheimstelle.

Diesen Beschluß des Papstes verkündete Galetti, triumphirend, vom Balcon herab mit lauter Stimme der versammelten Volksmenge, die darüber in einen unermeßlichen Jubel ausbrach und dann nach und nach sich zerstreute.

Der Papst aber trat in die Mitte der Vertreter der europäischen Mächte, um sie von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. „Meine Herren", sagte er mit ruhigem, feierlichen Tone, „ich bin hier ein Gefangener und von jeder Stütze, jeder Macht entblößt; ich habe nachgegeben, nicht weil ich die mir abgetrotzten Zugeständnisse für das Wohl des Kirchenstaates für ersprießlich halte, sondern weil ich um jeden Preis verhüten will, daß um meinetwillen Bürgerblut vergossen werde. Wissen Sie jedoch, und theilen Sie diese Erklärung auch Ihren betreffenden Souveränen und Regierungen mit, daß ich an der neuen Regierung keinerlei Antheil nehme, daß ich derselben vollkommen, selbst dem Namen nach, fremd bleiben will, und daß ich mir alle durch die Ereignisse des heutigen Tages beeinträchtigten Rechte meiner Krone bis auf Weiteres ausdrücklich vorbehalte. Und nun, meine Herren Gesandten", schloß Pius IX., „eilen Sie in den Schooß Ihrer Familien, dem Sie nur zu lange entzogen waren. Nehmen Sie meinen Dank für die Hingebung, womit Sie mir an dem heutigen schweren Tage zur Seite gestanden sind und empfangen Sie schließlich den apostolischen Segen, den ich Ihnen von ganzem Herzen spende." Bis zu Thränen gerührt, vernahmen die Gesandten den feierlichen Protest des h. Vaters, vermöge dessen er, ein Gefangener in seinem Palaste, gewissermaßen abdankte, um für die Ungerechtigkeiten, deren das neue Ministerium, wie er wohl voraussah, sich schuldig machen würde, in keiner Weise verantwortlich zu sein.

Am folgenden Tage (17. November) trat das neue Ministerium seine Functionen damit an, daß es erfüllte, was es Abends zuvor zur Beschwichtigung der tobenden Menge verheißen hatte: die Schweizer, diese „Palastcroaten", wie man sie verächtlich nannte, die Treuen, welche die letzte Schutzwehr des wehrlosen Monarchen bildeten, wurden gänzlich entwaffnet; ihre Stelle nahm die Bürgerwehr ein, die sich erfrechte, nicht bloß an den Thoren des Palastes, sondern auch am Fuße der Treppe und bis zu den Vorzimmern sich aufzupflanzen, und so als Spione und Kerkermeister zugleich, den Statthalter Christi in den heiligen Gemächern seiner Privatwohnung gewissermaßen belagert zu halten. Der zweite Act des Ministeriums war die Veröffentlichung eines politischen Programmes, das jedoch den Bewegungsmännern so wenig genehm war, daß ein neuer Aufstand bevorstand und nur durch das Zauberwort: „Organisation der Arbeit", das Sterbini auf's Tapet brachte, noch eben beschworen ward.

Unter den neuernannten Ministern befand sich, wie oben erwähnt, der Abbate Rosmini, der berühmte Philosoph von Roveredo, dem die Rolle eines Ministers des Unterrichts zugedacht war. Derselbe stand als angeblicher Jesuitenfeind bei den Bewegungsmännern, wegen seiner Gelehrsamkeit und sonstigen trefflichen Eigenschaften aber auch beim Papste in hohem Ansehen, und zwar bei Diesem in so hohem Grade, daß er vorhatte, den Philosophen zur Cardinalswürde zu erheben — ein Vorhaben, das jedoch wegen der kurz zuvor erschienenen, vielfach anstößigen Schrift Rosmini's: „Die fünf Wunden der Kirche" auf eine lebhafte Opposition von Seiten des h. Collegiums und zwar der bedeutendsten Mitglieder desselben stieß und daher nicht zur Ausführung gelangte. Es gereicht dem mit Recht gefeierten Manne zur Ehre, daß er das ihm angetragene Ministerportefeuille aus dem Grunde ausschlug, weil die Minister dem Papste nur aufgedrungen seien. So kam an seine Stelle, vom souveränen Volksverein eingesetzt, Msgr. Muzzarelli, ein Heuchler, der im Prälatengewande, ohne Geistlicher zu sein, unter dem Schein der Amtstreue gegen das Papstthum, seit Jahren ein eifriger Mazzinianer gewesen war. Sterbini selber ward noch energisch vom Papst zurückgewiesen; Lunati übernahm nur gezwungen das Finanzministerium, ebenso Galliléo das ihm übertragene Obercommando der Nationalgarde. Campello, der neue Kriegsminister, kam am 19. an und konnte bei den zügellosen, eidbrüchigen Truppen kaum Etwas ausrichten. Trastevere, das treue, war in großer Aufregung; das übrige Rom vor Schrecken gelähmt. Von Cardinälen und Prälaten verließ, vom h. Vater insgeheim dazu aufgefordert, Einer nach dem Andern die entwürdigte Stadt; nur die Cardinäle Tosti, Castracane, Bianchi und Mezzofanti blieben. (Letzterer starb jedoch schon am 14. März 1849, nicht minder von Herzensgram über die Zustände Roms, wie von Leiden und Altersschwäche getödtet.) Endlich ward auch das Staatssecretariat geschlossen. Es ist nicht zu sagen, wie man die Thore der Stadt bewacht, die Paläste umzingelt hielt, und welchen Gefahren die Fürsten der Kirche sich aussetzten, um der Arglist dieser Ungeheuer, die ihnen in so grausenhafter Weise nachstellten, zu entfliehen.

Unter diesen Umständen erachteten die Gesandten der christlichen

Mächte es für das Zweckdienlichste, den von seinen eigenen Unterthanen so tief beschimpften, um alle Macht gebrachten Herrscher mit gemeinsamen Kräften dahin zu vermögen zu suchen, daß er durch eilige und heimliche Flucht sein kostbares Leben und seine Freiheit in Sicherheit bringe. Sie gaben diese ihre Meinung dem Cardinal Antonelli kund, der dieselbe dem h. Vater mittheilte. Anfangs stutzte Pius und eine gute Weile schwebte er, es muß gesagt sein, in Ungewißheit, welchen Entschluß er fassen sollte. Mehr als irgend Jemand erkannte er selber die Nothwendigkeit der Entweichung; und dennoch zögerte er. Theuere, ruhmreiche Erinnerungen nicht weniger, als das Gewagte des Unternehmens und die Ungewißheit der Zukunft, lasteten auf seiner Seele und lähmten seinen Willen. Andererseits ängstigte ihn die Kunde von einem neuen, wilden, auf den 27. November angesetzten Aufstand, wodurch seine Verzichtleistung auf die weltliche Macht unter Androhung des Todes erzwungen werden sollte. Er begann also mehrere Tage hindurch zu Gott um Kraft und Erleuchtung zu flehen in solcher Bedrängniß! Und der Herr, der seinem Flehen nicht taub bleiben konnte, ließ ihm am 21. jenes Monats einen am 15. October geschriebenen Brief aus Frankreich, von dem Bischofe von Valence zugehen. Der Bischof (Petrus Chatrousse) schrieb darin, es sei auf sichere, unzweifelhafte Weise eine kleine silberne Büchse in seinen Besitz gelangt, deren sich einst Pius VI. glorreichen Andenkens zur Aufbewahrung einer consecrirten Hostie bedient habe, um das allerheiligste Sacrament als himmlische Tröstung auf den Wanderungen während seiner Verbannung in Frankreich und namentlich zu Valence, wo er starb, bei sich zu tragen; er rechne es sich zur Ehre, Sr. Heiligkeit, dem Erben des Namens, des Sitzes, der Tugenden, des Muthes und vielleicht auch der Prüfungen des großen Sechsten Pius, diese Büchse zu übersenden. Er hoffe zwar, dieselbe werde nicht wieder ähnliche Bestimmung haben, doch sei Gottes Rathschluß unerforschlich .... Er lasse die Pyxis in dem kleinen, seidenen Beutel, in welchen Pius VI. sie eingeschlossen hatte, und genau in demselben Zustande, in welchem sie war, als sie am Halse des unsterblichen Papstes ruhte.

Pius IX. war von Bewunderung ergriffen bei diesem Ereigniß, das ihm gleich einem Wunder schien und wie ein Fingerzeig der Vorsehung, welche ihm den Weg angab, den er in solchen Umständen einzuschlagen habe. Er trat einen Augenblick in seine Capelle, warf sich vertrauensvoll vor dem h. Tabernakel nieder, betete, vergoß Thränen und stand mit dem festen Entschlusse auf, Rom zu verlassen. Da fragte es sich nur noch: wohin? Die ganze christliche Welt stand dem Vater und obersten Hirten der Christenheit offen, und viele Staaten und Länder wetteiferten um die Ehre, ihn als Gast aufzunehmen. In Frankreich zum Beispiel brach ein wahrer Sturm freudiger Begeisterung in der Nationalversammlung aus, als (am 1. December) die Nachricht einlief, daß der Papst sich nach Frankreich begeben werde, und General Cavaignac, der Präsident der Republik, beorderte sofort vier Dampffregatten mit 3500 Mann zur Deckung der Einschiffung des h. Vaters nach Civita-Vecchia ab. Aber während der wackere Herzog von Harcourt sich alle Mühe gab, den Papst für Frankreich zu bestimmen, suchte Martinez de

la Rosa ihn zur Flucht nach Spanien zu bewegen; der baierische Gesandte, Graf Spaur, zugleich mit den östreichischen Geschäften beauftragt, wirkte dagegen zu Gunsten Neapels, während Andere wollten, Pius IX. solle sich vorläufig nach Civita-Vecchia begeben.

Graf von Spaur hatte schon zu wiederholten Malen, und nicht bloß im Auftrage seines Hofes, sondern auch — was demselben zur unsterblichen Ehre gereicht — aus persönlicher Ergebenheit dem h. Vater jede Dienst- und Hülfeleistung angeboten. Nun ließ ihm dieser (am 22.) durch Cardinal Antonelli zu wissen thun, daß er zur Abreise, und zwar vorläufig nach Gaëta, entschlossen sei und den Beistand des Grafen, als eines Mannes von erprobter Zuneigung und Treue, gerne annehme. So erbot sich denn der Graf, ihn nach Gaëta zu geleiten, wo Se. Heiligkeit ein Spanisches Schiff erwarten könne, das ihn, wie es des h. Vaters Wunsch war, nach den Balearischen Inseln bringen werde, wo der Spanische Hof ihm schon früher gastliche Aufnahme zugesichert hatte.

Auf diesen Bescheid pflog der Graf mit dem Herzoge von Harcourt und dem Botschafter Spaniens lange Verhandlungen, und man verabredete die ganze Art und Weise der Ausführung des überaus schwierigen Geschäftes, den Papst nach Gaëta zu geleiten, von wo aus seine Abfahrt nach den genannten Inseln auf dem zu erwartenden Spanischen Dampfboot sicherer zu bewerkstelligen war, als von Civita-Vecchia aus, wo die Mazzinianer möglicher Weise bereits ihre Häscher haben konnten. Es erheischte dieß selbstverständlich das strengste Stillschweigen, und daß dieß bei einer so großen Zahl Solcher, die nothwendig in das Geheimniß eingeweiht werden mußten — es waren ihrer mehr als fünfzig, [1]) theils Geistliche, theils Laien — so gewissenhaft beobachtet wurde, ist sicher als etwas Außerordentliches, wenn nicht Wunderbares zu betrachten. Dann kam man mit Filippani, dem geheimen Hausmeister Sr. Heiligkeit, einem Edelmanne von unverbrüchlicher Treue und Liebe, der zugleich klug und umsichtig war, überein, daß er das zu der Reise durchaus nothwendige Gepäck in Ordnung bringen und sogleich unter dem Mantel verborgen, dem Grafen Spaur übergeben, dieser es dann in einem Koffer seines Zimmers verschlossen aufbewahren solle, so daß Niemanden Etwas davon zu Gesicht komme. Bereits am 22. nahm der Graf seine Gemahlin Therese, Tochter des Grafen Giraud und Wittwe Dodwell, eine Frau von hohem Geist und festem, männlichen Gemüth — bei Seite und eröffnete ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit, wie er zugleich mit ihr erkoren sei, den Statthalter Jesu Christi aus den Krallen seiner treulosen Unterthanen zu retten und zu der Kirche und des Staates Heil an einen sicheren Zufluchtsort zu geleiten.

Inzwischen hatte der Botschafter Spaniens seine Boten an das Meeresufer zwischen Nettuno und Terracina ausgeschickt, um gleich bei dem Erscheinen des Schiffes am Horizonte die Signale zu geben. Der Herzog von Harcourt sollte die Wachen täuschen, indem er den Schein annahm, als ob er zu einer außerordentlichen Audienz zum Papste ginge.

---

[1]) Nach Bresciani's: „Der Jude von Verona", waren mehr als 20 Personen allein im Palaste. S. 371.

Cardinal Antonelli sollte mit Herrn von Arnao, Spanischem Gesandtschaftssecretär, mehrere Stunden voraus in fremder Kleidung abreisen; Filippani sollte, wie üblich, zum Palaste gehen, um das Abendessen anzuordnen, damit so in den kleinsten Dingen keine Veränderung geschehe, welche Vielen hätte auffallen können. Somit war Alles wohl vorbereitet auf den Abend des Vierundzwanzigsten.

Graf Spaur hatte bereits, um einen Vorwand seiner plötzlichen Abreise zu haben, verlauten lassen, daß er in Geschäften seines Königs sich an den Hof von Neapel begeben müsse; ebenso hatte dessen Gemahlin in ihrer Familie und anderwärts geäußert, daß sie am Morgen mit ihrem Sohne Maximilian und dessen Hofmeister abreisen und zu Albano den Grafen erwarten würde, der im Laufe des Tages einige Angelegenheiten eines gewissen Herrn d'Ohms, dessen Testamentsexecutor er war, erledigen wollte. Der Graf hatte seiner Gemahlin hinterlassen, daß er den Weg längs dem mittelländischen Meer einschlagen und sie von seiner Ankunft in Kenntniß setzen würde; sie sollte mit dem Reisewagen vor Ariccia zu ihm stoßen.

Am Morgen des 24. November stellten sich — nicht ahnend, daß es das letzte Mal sei, daß sie ihn sähen — die Minister der Revolution dem Papste vor. Um einen Begriff von der Bösartigkeit jener Unseligen und von der Unerschrockenheit Pius' IX. zu geben, seien hier die Worte angeführt, die jeder von ihnen bei dieser Zusammenkunft sprach, und die darauf ertheilten Antworten: Msgr. Muzzarelli sprach über die Nothwendigkeit, Galetti zum General der Carabinieri zu machen, und erhielt die Antwort: „Monsignore, Ihre Eingebungen kommen alle von dem Geiste der Finsterniß, und ich wünsche, daß die Reue über Ihr jetziges Betragen Ihnen nicht zu spät komme." Den Advocaten Sereni und Lunati, welche die Hülfe des Papstes in der Ausübung ihres Amtes nachsuchten, antwortete der Papst, daß er dieses nicht gewähren könne und nicht wolle; als sie dieses gehört, entfernten sie sich ehrerbietig. Dem Doctor Sterbini, der lamentirte über den, seiner Meinung nach, falschen Passus der Allocution vom 2. April, antwortete der Papst, daß er Dasselbe thun würde, wenn er es nicht gethan hätte. Dem Mamiani, der Se. Heiligkeit beglückwünschte über seine Ruhe inmitten solcher Unruhe und solchen Aufruhrs, erwiderte er, daß die Beruhigung des eigenen Gewissens ihm diese Ruhe gewähre. Endlich antwortete der Papst dem Galetti, der über den Gang der Geschäfte sprach, es bleibe ihm nichts Anderes übrig, als sich der Zurückgezogenheit und dem Gebete zu widmen, indem er erklärte, daß er an ihren Berathungen keinen Theil haben wolle. Das geschah am Vormittage. Nachmittags, Schlag 5 Uhr, kam verabredetermaßen der Herzog von Harcourt in einem Galawagen, Läufer vorauf, wie zu einem Feste oder zu einer feierlichen Audienz vorgefahren. Als er nach einigen Schwierigkeiten von Seiten der „Ehrenwache", d. h. der Gefängnißwärter, in das Cabinet des h. Vaters eingetreten war und nach dem Fußkusse den Segen empfangen hatte, setzte er sich hin und las laut und mit Feuer, gleich als wäre er in lebhafter Unterhaltung begriffen, in den Tagesblättern; Se. Heiligkeit zog sich in das Schlafgemach zurück, um die päpstliche Kleidung abzulegen. Filippani,

der ihn erwartete, hatte auf dem Bette das schwarze Priestergewand ausgebreitet. Der Papst betrachtete es, erhob die Augen zum Himmel, zwei stille Thränen flossen über sein hehres Angesicht; er sank am Fuße des Bettes auf die Kniee nieder und betete, das Haupt in beide Hände gesenkt. — Mein Jesus — so mag es gelautet haben, dieses dem tiefsten Schmerz entquollene Gebet — mein Jesus, sieh' Deinen Statthalter, den Hüter und Vater Deiner Kirche, der vor seinen Kindern, die er so heiß geliebt und mit Wohlthaten überhäuft, und die nun voll Hinterlist seinem Leben nachstellen, flüchtig werden muß, um in fernem Lande sein Dasein zu fristen. Stehe Du ihm bei, leite Du ihn, schirme Du ihn! Maria, Mutter des Herrn, ich übergebe mich in den Schutz und Schirm Deiner Liebe!"

Darauf erhob er sich mit gewohnter Seelenruhe, that die Purpurstola ab, küßte sie und legte sie gefaltet zu den Füßen des Gekreuzigten hin, dessen Bild neben dem Bette angebracht war. Dann legte er die weiße Sottana ab, zog einfache Priesterkleidung an, hüllte sich in einen dunkeln Mantel, schlang um das Priester-Collare eine große, braune Halsbinde, auf das Haupt setzte er einen runden, niederen Hut, und um die Züge seines Antlitzes unkenntlich zu machen, eine Brille auf die Augen, und kehrte in dieser Verkleidung zu dem Herzog von Harcourt zurück, der sich von Neuem zu seinen Füßen warf, und als er den Segen empfangen, zu ihm sagte: „Reisen Sie glücklich und sicher, h. Vater, die göttliche Weisheit hat Ihnen den Rathschluß eingegeben, die göttliche Macht wird ihn leiten und ausführen." Hierauf verließ er das Gemach durch eine Thüre, welche in öde Gemächer führte, die mit dem Corridor der Schweizerwache durch eine Pforte in Verbindung standen, welche wer weiß seit wie vielen Jahren nicht mehr geöffnet worden war. Der Herzog von Harcourt blieb, um den Flüchtenden Zeit zu lassen und die Wachen zu täuschen, laut lesend noch eine Weile in des Papstes Gemach allein zurück, ängstlich auf das Geräusch des Rollens der Räder jenes Wagens lauschend, den man absichtlich wie im gewöhnlichen Palastdienst mehrmals hatte kommen und gehen lassen und welcher den Papst aus seiner Wohnung wegführen sollte. Schon war er bestürzt, da er im Hofe kein Geräusch vernahm, als er plötzlich den h. Vater, ein Wachslicht in der Hand, wieder eintreten sah, indem er sagte, das alte Schweizerthor habe trotz allen Anstrengungen nicht geöffnet werden können. Der Botschafter wäre vor Schrecken beinahe zu Boden gefallen. Zum Glück eilte der treue Filippani herbei mit der Nachricht, die Thüre sei endlich geöffnet.[1]) So kehrten sie denn nochmals zurück, woher sie gekommen, erreichten den Corridor und ließen die Thüre bloß angelehnt, um nicht durch das Schließen derselben eben so viel Zeit zu verlieren, wie beim Oeffnen. Dieser Umstand hätte gleichfalls das ganze Unternehmen beinahe scheitern gemacht. Denn ein geschäftiger Kleinigkeits-

---

[1]) Nach Andern (s. Hummel: Pius IX. S. 34.) knieete der Papst, bis sein Diener wiederkam, in einer Ecke zum Gebete nieder und machte das Gelübde, den Wallfahrtsort der h. Jungfrau in Loretto zu besuchen, wenn er unter ihrem Schutze der drohenden Gefahr entginge. Auf seiner Rundreise im Jahre 1857 hätte denn der h. Vater sein Gelübde gelöst.

krämer, der zufällig über den Corridor ging und die Thüre offen sah, wollte als dienstthuender Kammerherr durchaus den Grund dieser Neuerung wissen und begann schon den guten Grafen Gabriel, des Papstes ältesten Bruder,[1]) der auf die Nachricht von den Vorgängen in Rom zum Trost und Beistand seines verehrten Bruders herbeigeeilt war, mit lärmenden Fragen in Betreff dieser Thür zu bestürmen. Glücklicherweise entstand weiter Nichts daraus und der Papst, von seinem treuen Hausmeister begleitet, ging die geheime Treppe hinunter und stieg in den Wagen. Auch hier war der Finger der Vorsehung sichtbar, denn grade, als der Papst in den Wagen steigen wollte, erkannte ihn einer seiner Diener. Gewohnt, seinem erhabenen Gebieter die schuldige Ehrerbietung zu bezeugen und keine Gefahr ahnend, warf sich derselbe vor dem Papste auf die Kniee, um dessen Segen zu empfangen. Glücklicherweise verstand er das Zeichen, welches man ihm eiligst gab, und sprang rasch wieder auf.

Der Ritter Filippani, der einen dreieckigen Hut, ein Päckchen mit den geheimsten päpstlichen Papieren, die Siegel, das Brevier, die päpstlichen Pantoffel, etwas Weißzeug und eine Schachtel goldener Medaillen mit dem Bildnisse des h. Vaters verborgen unter dem Mantel trug, stieg zugleich mit dem Papste in den Wagen, welcher darauf quer über den Vorplatz und den Hof des Quirinals fuhr. Der Hof war ganz mit Gardisten angefüllt, deren Aufmerksamkeit — man möchte fast sagen, wunderbarer Weise — in jenem entscheidenden Augenblick so beschäftigt war, daß sie den zwischen ihnen dahinfahrenden Papst nicht einmal ansahen, geschweige auf ihn achteten und ihn erkannten. In ähnlicher Weise mag einst Jesus mitten durch Diejenigen hingeschritten sein, die ihn vom Berge herabstürzen und ihn steinigen wollten.[2])

---

[1]) Derselbe starb am 13. Juli 1869 früh um 10 Uhr zu Sinigaglia im Alter von 88 Jahren an den Folgen eines Falles auf der Treppe, bei welchem er das Hüftbein gebrochen hatte. Die Nachricht gelangte sogleich durch den Telegraph an den Cardinal Antonelli, welcher sie dem Papste allmälig mittheilte. Diesen betrübte sie selbstverständlich auf's Höchste. Als er die Trauerbotschaft erhalten hatte, richtete er seinen Blick auf das in der Nähe befindliche Mariabild und sprach: „Bitte, o Madonna, den Höchsten für die Seele meines Bruders!“ Dann stellte Pius IX. einige Fragen an den Cardinal-Staatssecretär und schloß mit den Worten: „Es ist in meinem Alter recht traurig, Verwandte zu verlieren, wenn sie auch älter sind. Später werde ich sie wiedersehen. Ich wünsche allein zu bleiben für einige Stunden.“ Gegen 4 Uhr Nachmittags verließ der Papst seine Gemächer und begab sich nach der Capelle des h. Sacraments, welches durch eine neben dem Altar befindliche Thür mit dem Vatican in directer Verbindung steht. Hier betete er über eine Stunde vor dem Hauptaltar und kehrte nach 5 Uhr in seine Gemächer zurück. Kurz darnach begab sich der h. Vater zur Scala Santa und bestieg auf den Knieen deren 28 Stufen, um die mit dieser frommen Uebung verbundenen Ablässe zu gewinnen. Mehreren Hofprälaten, die ihn, unter Hinweis auf sein hohes Alter, davon abmahnen wollten, antwortete Pius IX.: „Seit ich Papst bin, habe ich bereits zweimal die Leidenstreppe des Erlösers knieend erstiegen: einmal für die Seelenruhe meines Vaters, das anderemal für das Seelenheil meines Bruders. Es ist billig, daß ich sie ein drittes Mal ersteige für meinen ältesten Bruder, der eben gestorben ist.“

[2]) Joh. 8, 59.

Vierzigstes Capitel.

Auf der Flucht. — In Gaëta. — Aus der Herberge in ein Königsschloß. — Gaëta wird Rom.

Als der treue Hausmeister mit seinem erhabenen Flüchtling glücklich den Wachen entkommen war, ließ er, aus Furcht, irgend ein Spion, wie deren überall waren, möge ihnen nachschleichen, den Kutscher, nachdem der Wagen den Platz des Quirinals passirt war, über die Via delle Canelle auf den Platz der h. Apostel, von da über den Corso und durch verschiedene Straßen bis an's Coliseum und von da über die Via Labicana nach einem Puncte fahren, von wo der Papst zu Fuße nach der Kirche San Marcellino e Pietro ging, die ehedem sein Cardinaltitel war. Hier stand Graf Spaur, in höchster Besorgniß wegen der langen Zögerung, mit einem andern Wagen bereit. Einen stillen Seufzer zu den großen Märtyrern emporsendend, die er in glücklicheren Tagen so innig verehrt, stieg er in des Grafen Wagen, drückte dem Filippani herzlich die Hand, und man schlug schweigend den Weg nach dem Lateran ein.

Welche Qual für das Herz des Papstes war es, an dieser Basilica, wovon er vor zwei Jahren eben im November, unter dem Vivat- und Beifallsrufe Roms, unter den freudigen Vorzeichen eines von Liebe und Wonne aufjauchzenden Volkes im Triumphe Besitz nahm, jetzt in der Dunkelheit der Nacht, in der tiefen Stille, die ihn umgab, unter Furcht und dem Schrecken der Flucht vorüberzufahren!

Der Wagen gelangte indessen zum Thore St. Giovanni. „Wer da!" rief der wachhabende Soldat. „Der baierische Gesandte!" „Wohin?" „Nach Albano!" „Passirt!" Und der Papst befand sich außerhalb Rom; er wandte sich um, betrachtete die Stadt, seufzte tief und setzte schweigend den Weg nach den albanischen Hügeln fort.

Die Gräfin war mit ihrem damals eben den Knabenjahren entwachsenen Sohne Maximilian und dessen Hauslehrer, Sebastian Liebl, einem Priester aus Baiern, schon seit der neunten Morgenstunde in Albano und befand sich in fieberhafter Aufregung zwischen Furcht und Hoffnung. Sie theilte den Beiden das Geheimniß der Flucht des Papstes mit, ließ unvermerkt die Wachslichter aus den Laternen ihres Wagens nehmen und wartete nur auf den Boten des Grafen, um sofort abzufahren und an der verabredeten Stelle mit diesem zusammenzutreffen. Schon war es sieben Uhr, schon war es halb acht, und der Diener des Grafen erschien nicht. Eine tödtliche Angst schnürte der Gräfin das Herz zusammen. Endlich tönte die wohlbekannte Stimme des alten Jägers Friedrich in das Gemach. Die Meldung war, der Graf sei da und erwarte sie bei Ariccia. Da leuchtete ihre Hoffnung wieder auf und ohne Verzug rollte der Wagen l'Ariccia zu.

Zu Rom verweilte unterdessen Herr von Harcourt in dem Gemache des Papstes, laut lesend, gleich als führe er ein lebhaftes Zwiegespräch, so lange, bis man seiner Berechnung nach eine gute Strecke von Rom entfernt sein mußte. Nachdem er weggegangen war, trat ein Prälat mit einem großen Hefte Papiere zum Berichte in Staatsgeschäften ein; darauf ein geheimer Cämmerer, um mit Sr. Heiligkeit das Brevier zu beten. Zur gewohnten Stunde wurde das Abendessen hereingetragen und die leere Schüssel an den Nationalgarden, welche im Vorzimmer

Wache hielten, vorübergetragen. Endlich sagte man, der Papst wolle sich, einer Erkältung wegen, zur Ruhe begeben, worauf die Anticamera und die „Ehrenwache" entlassen wurden.

Unterdessen war der Wagen des Grafen Spaur, sobald er das Thor San Giovanni hinter sich hatte, dem vorher entworfenen Reiseplan gemäß, von der Landstraße abgebogen und durch die sogenannte Gallerie von Castel Gandolfo gefahren. Es war schon tiefe und dunkle Nacht, der Himmel drohte mit schwerem Regen. Jenseit Ariccia, dort, wo das Thal zwischen diesem Ort und Genzano sich öffnet, angekommen, hielt der Wagen bei der Quelle, die sich auf der Hauptstraße nach Neapel, nahe bei dem Heiligenbilde von Galloro, befindet. Wenige Augenblicke später langte auch der sechsspännige Wagen der Gräfin an, der die Reisenden nach Gaëta weiter bringen sollte. Pius war mit dem Grafen aus dem Wagen, der sie hergebracht, ausgestiegen und lehnte sich, während sein geringes Reisegepäck eilig umgepackt wurde, gegen ein Geländer. In diesem Augenblick ritten drei patrouillirende Gendarmen vorbei und machten grade zwischen dem Papste und dem Wagen Halt. Ganz unbefangen grüßte sie, in seiner Verkleidung sich sicher fühlend, der h. Vater, indem er ihnen „guten Abend" zurief. Aber wer denkt sich den Schrecken der guten, durch Nachtwachen, Fasten und Anstrengung fieberhaft erregten Gräfin, als sie den erlauchten Flüchtling in dieser gefahrvollen Umgebung erblickte? Sie war vor Angst einer Ohnmacht nahe, faßte sich jedoch schnell und sprach in ungezwungenem, etwas gebieterischem Ton: „Beeilen Sie sich, Doctor, steigen Sie rasch ein! Es ist schon spät, und Sie wissen ja, wie sehr ich das Nachtreisen hasse." Der Gendarm öffnete den Schlag der bequemen Berline und ließ den Tritt herunter: der angebliche Doctor, auf den Arm des alten Bedienten gestützt, stieg ein und nahm an der linken Seite der Gräfin Platz; der Soldat schloß wieder und wünschte glückliche Reise mit der Versicherung, daß sie ruhig sein könnten, indem der Weg völlig gefahrlos sei. Dem Papst gegenüber saß der Priester Sebastian Liebl, der Gräfin gegenüber ihr Sohn Maximilian; der Graf mit seinem treuen Friedrich stieg auf den Kutschersitz: jeder von ihnen hatte für alle möglichen Fälle zwei geladene Pistolen.

Es war 10 Uhr Abends, als sie abfuhren. Anfangs herrschte lange Zeit tiefe Stille, in Allen unterdrückte Ehrfurcht selbst das Athmen; der Gedanke, sich in so unmittelbarer Nähe des Statthalters Christi zu sehen, preßte ihnen Schweiß aus. Die Gräfin Therese machte zuerst den Gefühlen ihres Herzens Luft, indem sie eine Entschuldigung stammelte, daß sie, anstatt so an dieser Stelle zu sitzen, nicht knieend dem Nachfolger des Apostelfürsten ihre Ehrfurcht beweise. Der h. Vater beruhigte sie, hinweisend auf das Allerheiligste, das er auf seiner Brust trage, in dem nämlichen Gefäße, worin Pius VI. es trug, als er, seinem Schafstalle entrissen, nach Frankreich geschleppt wurde; „Christus ist bei uns, er wird uns Schirm, Schutz und Heil sein." Bei diesen Worten hätten Alle in plötzlicher Aufregung auf die Kniee sinken mögen, und so ergriffen und erhoben beharreten sie und wagten kein Wort zu sagen; aber der gütige Papst sprach ihnen von Neuem Muth zu, und begann von den Begegnissen zu erzählen, die ihnen beim Ausgange aus dem

Palast zugestoßen waren, und von der besondern Fürsehung Gottes, die bis jetzt alle Hindernisse überwunden und die Augen ihrer Feinde geblendet habe. [1])

Zu Genzano schickte der Graf einen Postillon als Staffette voraus, um die Stellung der Postpferde zu beschleunigen, und zu Velletri wurden die Wagenlaternen angezündet, deren Nichtvorhandensein ihnen Allen in dem Augenblick, wo der Papst in den Wagen stieg, so zu gute gekommen war. Bei ihrem Lichte betete der h. Vater abwechselnd mit Don Sebastiano das für die Geistlichen vorgeschriebene Reisegebet und andere Gebete. Um Mitternacht genoß er einige Pommeranzenstücke, die man ihm zur Erfrischung anbot, und darauf, während man durch die pontinischen Sümpfe fuhr, schlummerte er ein wenig. Um drei Viertel auf sechs am folgenden Morgen kam man nach Terracina. Als sie den Ort verlassen, ersuchte Pius die Gräfin, ihn zu benachrichtigen, wann sie die Scheidelinie zwischen den beiden Staaten erreichten, und als er nach einer halben Stunde von ihr vernahm: Heiliger Vater, hier (bei Torre de' confini) ist die Grenze, — erhob er die Augen gen Himmel und stimmte freudig das Te Deum an, das Alle wechselweise abbeteten; hierauf betete er mit dem Priester das Brevier. (Bei dem Zollposten Portello ersparte ihnen der Name des baierischen Gesandten die Unannehmlichkeiten einer Durchsuchung.) In dem alten, zwischen Pommeranzengärten liegenden Fondi — einer nunmehr kleinen, regellos gebauten, von einer armen Menschenclasse bewohnten Stadt, in deren Dominicanerkloster der große h. Thomas von Aquin eine Zeit lang eine kleine, dunkle Zelle bewohnte — angekommen, bemerkte man, daß durch die schnelle Fahrt ein Vorderrad sich entzündet hatte, und man mußte ein wenig verweilen, um Wasser darauf zu gießen und die Naben zu schmieren. Da begegnete unserem apostolischen Flüchtling etwas Aehnliches, was lange vor ihm einem andern unglücklichen Herrscher, dem Könige Ludwig XVI. von Frankreich, auf seiner Fluchtreise aus Paris, aber freilich mit ungleich schlimmeren Folgen, begegnete. Unter den Neugierigen, die den Wagen umstanden, glaubte nämlich Einer, der öfters in Rom gewesen und den Papst gesehen hatte, Se. Heiligkeit zu erkennen, und betheuerte seinem Nebenmann steif und fest: es sei der Papst, was denn auch vom Volke so zuverlässig geglaubt wurde, daß man am folgenden Tage, als die ebenfalls aus Rom entflohenen Prälaten Pacifici und Fioramonti zu Fondi eintrafen, diesen sagte: „Monsignori, Sie sind vom Hofe des Papstes, der gestern Morgen hier vorbeifuhr, und Sie wollen ganz gewiß ihn einholen."

Von Fondi führt der Weg über Itri, wo sich durch wilde Oelbäume, womit die Straße besetzt ist, die Aussicht auf einen sehr großen Theil des Tyrrhenischen Meeres, den Golf von Gaëta, öffnet. In der Nähe steht ein alter, runder Thurm, auf dem ein kleines, viereckiges Gemäuer errichtet worden, das für Cicero's Grab gilt, der in dieser Gegend von den Meuchlern des Marcus Antonius ermordet und von seinen Sclaven begraben ward. Etwas weiter entrollt sich dem Blicke

[1]) Papst Pius' IX. Fahrt nach Gaëta. Von der Gräfin Therese von Spaur. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung. 1852.

ein ungeheures Panorama, das um so ergreifender wirkt, je unerwarteter es ist und je mehr es gegen den schmalen Gesichtskreis des einsamen Thales absticht, worin der von Rom kommende Reisende so lange sich bewegt. Vor dir das Meer, dessen Oberfläche wie ein unermeßlicher Spiegel in den Strahlen der Morgensonne funkelt; rechts Gaëta mit seinen schlanken Thürmen, das in der Ferne wie eine mitten in den Wogen erbaute Citadelle erscheint; vor dir weiterhin die Insel Ischia, die wie ein Berg im Meer steht, links die Insel Capri, dann die ganze bogenförmige Küste hinter Neapel bis zum Vorgebirge von Sorento; Mola, an's Ufer wie ein Belvedere zum Ueberblick dieser großen Scene gepflanzt, und diese ganze Scenerie von der frühen Morgensonne beleuchtet!

Noch waren unsere Reisenden, soviel ihre gedrückte Stimmung es ihnen zuließ, in den Anblick dieser paradiesischen Natur versunken, als sie eine Miglie vor Mola zwei Personen ihrem Wagen sich nähern sahen. Den Schlag öffnend auf der Seite, wo der Papst saß, ergriffen sie seine Hand, die sie mit heißen Thränen benetzten. Einer von ihnen war Don Gonzales d'Arnao, erster Secretär der Spanischen Gesandtschaft. Der Andere sah in seinem weltlichen Anzuge, besonders durch eine große, rothe Halsbinde so fremdartig aus, daß man ihn nicht eher erkannte, bis der Papst, die Arme kreuzend, sagte: „Herr, ich danke Dir, daß Du auch den guten Cardinal Antonelli wohlbehalten hierher geführt hast!"

Um halb zehn Uhr Morgens (25. November) in Mola di Gaëta angelangt, stiegen Alle in dem Gasthofe ab, den man Cicero's Villa nennt. Der Papst und sein glücklicher Entführer, Graf Spaur, gingen zuerst hinauf, hinter ihnen die übrige Reisegesellschaft, welcher sich des Papstes Neffe, Graf Luigi Mastai angeschlossen hatte, der schon am Tage vor der Abreise Sr. Heiligkeit, wie auf einer Lustreise, dort eingetroffen war.

In das dem h. Vater angewiesene Zimmer traten nun der Graf Spaur, der Ritter d'Arnao und der Cardinal, welcher dem Papst etwas Weniges von Speise reichte. Nachher nahmen auch die Anderen eine kleine Erfrischung. Darauf zog Se. Heiligkeit sich zurück und richtete an den König Ferdinand von Neapel folgendes einfache, rührende Schreiben:

„Majestät! Die Feinde des h. Stuhles und der Kirche triumphiren in Rom. Um seine Person und seine Würde nicht auszusetzen, sowie um selbst den Schein zu vermeiden, als heiße er durch sein Stillschweigen die unsäglichen Ausschreitungen gut, die in Rom begangen worden sind und begangen werden, fand der Papst, der Souverän des Kirchenstaates, sich in die Nothwendigkeit versetzt, Rom zu verlassen. Er ist in Gaëta, aber er weilt dort nur kurze Zeit, indem es durchaus nicht seine Absicht ist, Ew. Majestät und die Ruhe Ihrer Unterthanen zu gefährden, wenn diese seine Gegenwart daselbst irgendwie gefährden könnte.

„Der Graf Spaur wird die Ehre haben, Ew. Majestät dieses Schreiben zu überreichen. Er wird Ihnen das Mehrere sagen, was die Kürze der Zeit nicht erlaubt, hinsichtlich des Ortes beizufügen, an welchen der Papst sich bald zu begeben denkt.

„Im Frieden des Gemüthes, in der Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ertheilt er Ew. Majestät, Ihrer königl. Gemahlin und Familie den apostolischen Segen.

Mola di Gaëta, den 25. November 1848.

Pius, papa nonus."

Graf Spaur nahm die Bestellung dieses Briefes auf sich, und da er des Nachts unter seinem eigenen Namen nicht in Neapel ankommen wollte, nahm er den kleinen leichteren Wagen des Ritters d'Arnao, wie auch den spanischen Paß desselben, und ließ dem Ritter seinen Reise-

wagen und Paß mit dem Auftrage, bei dem Papste seine Stelle zu vertreten und als „Gesandter von Spaur" ihn und die ganze Familie nach Gaëta zu geleiten.

Nicht lange darauf, um die zweite Nachmittagsstunde, verließen die Uebrigen die Villa di Cicerone und nahmen, da man besorgte, die Wege von Borgo möchten für den großen Wagen zu enge sein, in zwei jener elenden, unbequemen Miethkutschen Platz, die dort gewöhnlich zur Verfügung stehen. In die eine stiegen der Papst, der Hofmeister Liebl und die Gräfin, in die andere der Cardinal, Herr d'Arnao, Max Spaur und der Gräfin Kammerfrau, die bis dahin in einem andern Gefährt gefolgt war. In solchem Aufzuge näherten sie sich der Festung Gaëta, wo der h. Vater sich zurückzuziehen beschlossen hatte, um weniger beobachtet zu sein. Die Veste Gaëta ist hoch, auf einem runden Vorgebirge auf Felsen erbaut. Dieses Vorgebirge hängt durch einen schmalen Isthmus mit der gekrümmten Küste zusammen. Auf der Küste erstreckt sich in schmaler Länge die Vorstadt von Gaëta, welche 14,000 Einwohner zählt. Die Festung zählt deren nur 3000. Ihre Werke sind in den Felsen eingehauen und erheben sich sehr hoch über das Meer. An der Spitze sieht man beide Meerbusen, welche dieses Vorgebirge bilden.

Als unsere Flüchtlinge bei den Thoren der Festung ankamen und die Pässe abgaben, ward ihnen bedeutet, sich unverzüglich dem Commandanten vorzustellen; man fuhr hinein zu einem Gasthause „Giardinetto" (Gärtchen) genannt, (ein besseres gab es in der sehr entlegenen Citadelle nicht) und richtete sich dort ein, so gut es eben ging. Der Papst wollte in Begleitung seines getreuen Antonelli in den bischöflichen Palast gehen und den Bischof in das Geheimniß einweihen; aber unglücklicherweise war Don Luigi Parisi abwesend, und der Diener des Hauses wies den ihm etwas sonderbar vorkommenden Besuch ab. So mußte denn Er, dem in seiner Residenzstadt zwei unermeßliche Paläste zur Verfügung standen, in einem fremden Hause mit einem elenden Stübchen fürlieb nehmen und in diesem ärmlichen Zufluchtsorte den Erfolg seines Schreibens an König Ferdinand abwarten. Der Cardinal und der Ritter erhielten zwei Betten in einer Kammer; der Gräfin und ihrer Kammerfrau, dem jungen Grafen Max und seinem Hofmeister trat der Wirth zwei andere Familienstübchen ab.

Nachdem man sich im „Gardinetto" einigermaßen zurecht gefunden, begab sich Cardinal Antonelli mit Ritter d'Arnao zu dem Commandanten der Festung, dem wackern Schweizerischen Brigadegeneral Groß, demselben, der während der Sicilianischen Empörung die Feste Palermo bis auf's Aeußerste vertheidigte und sie nur auf des Königs ausdrücklichen Befehl, zu seinem großen Herzeleid, den Rebellen übergab. Bei diesem Biedermanne erregte der Umstand, daß weder der sich laut seinem Passe als baierischer Gesandter vorstellende Ritter noch sein erlauchter Begleiter ein Wort Deutsch verstanden, trotz der versuchten Ausreden, gerechten Verdacht und hätte beinahe die Verhaftung Beider, als Spione, zur Folge gehabt. Aus besonderer Rücksicht begnügte sich jedoch der sonst militärisch strenge Mann mit einer unter höflichen Formen versteckten Auskundschaftung und Bewachung derselben, so wie der gesammten geheimnißvollen Reisegesellschaft.

Das Alles geschah am Samstage Nachmittags. Am Abende erbat man durch den Wirth für den morgigen Tag in der Kirche dell' Annunziata die h. Messe um 7 Uhr; der Papst aber, um durch seine Person kein Aufsehen zu erregen, blieb mit Don Sebastiano zu Hause; es war ihm schwer, dem heiligsten Opfer nicht wenigstens beiwohnen zu können, und er fand sich beinahe geneigt, auf einer Commode in seinem Zimmer die h. Messe zu lesen, in ähnlicher Weise, wie es zu Zeiten der grausamsten Verfolgung der Kirche wohl geschah und unter ähnlichen Umständen hier und da noch geschieht. Daß er dafür in seinem armseligen, stillen Kämmerlein desto glühendere Gebete zum Vater der Erbarmung und zum Gott alles Trostes aus der Tiefe seines Herzens emporgesandt habe, dürfen wir schon voraussetzen. Und sein Gebet sollte bald Erhörung finden.

Gegen 2 Uhr Nachmittags war, wie wir erzählten, der baierische Gesandte in dem leichten Gefährte des Herrn d'Arnao nach Neapel abgereist; gegen halb 11 Uhr Nachts kam er nach rascher Fahrt daselbst an und eine halbe Stunde später ward er durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius, Msgr. Garibaldi, an den er sich zunächst gewandt, trotz der ungewohnten Stunde zur Audienz bei Sr. Majestät zugelassen. Der Graf trat allein in das Gemach des Königs und überreichte ihm ehrerbietig das vom Papste erhaltene Schreiben. König Ferdinand war bei Lesung desselben augenscheinlich tief ergriffen, umarmte den Ueberbringer und entließ ihn mit den Worten: er möge um 6 Uhr am folgenden Morgen sich bereit halten, ihn nach Gaëta zu begleiten; er (der König) wolle in eigener Person dem h. Vater die Antwort überbringen. Darauf eilte er freudig in das Schlafgemach der Königin, die sich schon zur Ruhe gelegt hatte, und zu seinen Söhnen, die bereits schliefen. „Auf!" rief er, „hurtig, wir haben den Papst in Gaëta; morgen in aller Frühe müssen wir zu ihm, um zu seinen Füßen ihm unsere Ehrfurcht zu bezeigen." — Und ohne einen Augenblick zu verlieren, gab er Befehl, daß am nächsten Morgen um 6 Uhr der „Tancred" und zwei Dampffregatten zu seiner Verfügung bereit sein sollten, bestimmte die Personen und die Truppenabtheilungen, die sein Geleite bilden mußten und überließ es der Königin und ihren Damen, Silbergeschirr, Möbel, Mundvorrath, Leinwand und Sonstiges, was in dem kleinen Palast von Gaëta nicht zu finden sein mochte, für die Bedürfnisse Sr. Heiligkeit und Ihrer Begleitung einzupacken.

Um die bezeichnete Stunde schifften sich dann Alle auf zwei Dampfbooten ein. Graf von Spaur, vom Könige eingeladen, unter den Personen seines Hofes Platz zu nehmen, schloß sich diesen an, zu denen der General Fürst von Aci, die Majore, Nunziante, de Yongh und Steiger, die Marquise del Vasto gehörten.[1]) So gelangten sie mit der königlichen Familie an Bord des Tancred nach Gaëta, nachdem bereits in der Nacht der französische Botschafter, der fromme und edelgesinnte Herr von Harcourt auf dem Dampfboot „der Ténare" von Civita-Vecchia angelangt war, welches den Hofstaat und die Effecten des Papstes an Bord hatte.

[1]) Graf Carl von Spaur, der edelgesinnte Ritter, der sich um den h. Stuhl durch sein aufopferndes Benehmen unsterbliche Verdienste erworben, starb gegen Ende 1854 in Florenz. Er war seit 1839 Gesandter in Rom.

In Gaëta machte gegen Mittag (es war am Sonntage) die Gräfin Spaur mit Cardinal Antonelli und dem Ritter d'Arnao dem Commandanten auf dessen höfliche Einladung zu einer Tasse Chocolade einen Besuch; der Papst blieb mit Don Sebastiano zu Hause, um der priesterlichen Pflicht gemäß das ganze Officium — die kirchlichen Tagzeiten — bis zur Complet zu beten. Während man dort in lebhafter Unterhaltung begriffen war und die Gräfin dem Commandanten erzählte, wie ihrem Gemahle zu Mola Depeschen des Papstes an den König zugegangen seien, welche ihn nöthigten, unverzüglich nach Neapel zu gehen, und wie er, um bequemer zu reisen, das kleine Gefährt und den Paß des Ritters genommen, und dagegen, um seiner Familie Einlaß in die Festung zu verschaffen, dem Ritter seinen Paß eingehändigt, worin die Irrung von gestern ihren Grund habe, da erscheinen in kürzester Frist drei Boten, einer nach dem andern. Der Eine zeigte an, man erblicke auf der See Fahrzeuge mit königlicher Flagge; der Andere, es seien Truppen an Bord; der Dritte endlich, ein Mitglied der königlichen Familie müsse dabei sein. Der gute General, dem vom gestrigen Abende an nur Unerwartetes und Räthselhaftes begegnet, war wie aus den Wolken gefallen und frug in aller Hast hin und her. Da stürzt ein Offizier herein mit der Meldung: „Excellenz, der König ist eben in den Hafen eingelaufen." Bei dieser Kunde überließ der General die Chocolade, die er eben herumreichte, dem, der Lust dazu verspürte, entschuldigte sich kurz und eilte davon, um beim Landen seines Souveräns gegenwärtig zu sein. Der Cardinal und der Ritter folgten ihm zum Hafen. Es war etwa 1 Uhr Nachmittags, als der König mit seinem schon genannten Gefolge an's Land stieg. Seine erste Frage, als der Commandant hinzutrat und ihm seine Reverenz machte, war: „wo ist der Papst?"

„Der Papst?" wiederholte bestürzt der Commandant; „der Papst, Majestät, ist nicht hier, aber ich glaube, daß er ankommen wird. Vielleicht befindet er sich an Bord des französischen Dampfers, der diese Nacht angekommen ist."

Inzwischen war Cardinal Antonelli vorgetreten und sagte ehrerbietig, der Papst weile noch unerkannt im Gasthofe. Da wandte Se. Majestät sich lachend an den ganz verblüfft darein schauenden Commandanten und sprach: „Bravo, mein lieber Groß, Sie sind sehr wachsam, haben den Papst in der Festung und wissen nicht das Mindeste davon. O, ein gar wackerer Commandant!" Der König forderte alsbald den Cardinal und Herrn d'Arnao auf, den Papst ohne Verzug aus dem Gasthofe in seine eigene Wohnung zu führen, wobei er die Vorsorge traf, daß die Königin mit den königlichen Kindern sich direct in den Palast begebe; er aber, um zu verhindern, daß Gaffer sich um seinen hohen Gast ansammelten, stieg zu Fuß langsam den Weg hinan, der zu dem auf der Spitze des Vorgebirges sich erhebenden sogenannten Thurm Rolands, dem Grabmal des Munatius Plancus, eines Schülers des Cicero, (welcher letztere in dieser Gegend eine Villa hatte) und von da in seinen Palast führt. So konnte Pius IX., von Keinem beobachtet, als einfacher Priester gekleidet, auf den Stock des Herrn Liebl gestützt, den ärmlichen Gasthof verlassen und sich in die königliche Wohnung begeben. Kaum war er dort eingetreten, als auch der König ankam.

Wer vermöchte das edle und erhabene Schauspiel dieser Zusammenkunft mit Worten zu schildern? Der Papst, flüchtig vor der grausamen Wuth Derjenigen seiner Söhne, die er mit den größten Wohlthaten überhäuft hatte, nimmt zu diesem hochherzigen, gekrönten Haupte seine Zuflucht; und der fromme Monarch, umgeben von seinen Brüdern, den Grafen von Aquila und von Trapani und seinem Schwager, dem Infanten Don Sebastiano, nebst einem glänzenden Hofstaat, vor diesem hohen Gast auf den Knieen liegend, bewegt von tausend Empfindungen und in Thränen gebadet, küsset, umfängt und drückt an sich die heiligen Füße des Statthalters Christi, und giebt und weihet sich ihm ganz, mit seiner ganzen Familie und seinem ganzen Reiche! Keine Worte, keine Feder vermögen das zu schildern, nur ein edles, gottseliges Herz ist so glücklich, es fassen zu können.

Die Königin knieete mit ihren Kindern am Fuße der Treppe und wiederholte dem Vater der Gläubigen die Huldigung und die herzliche Bitte ihres königlichen Gemahls: nicht weiter zu ziehen, sondern hier in Gaëta zu bleiben. Diese Bitte sprach, in das Haus hinaufgestiegen, der König mit so warmer Liebe, mit so glühender Beredsamkeit aus und unterstützte sie mit so triftigen Gründen, unter andern, daß es Argwohn und Mißgunst erregen werde, wenn das Haupt der Christenheit eine Nation der andern, z. B. die Spanische der Französischen, die beide ihn ebenfalls so warm eingeladen, vorziehen würde, daß Se. Heiligkeit, insbesondere durch Letzteres bewogen, unter den lebhaftesten Dankbezeugungen sich entschloß, in Gaëta zu bleiben und die so liebreich und herzlich angebotene Gastfreundschaft des Königs anzunehmen. Ein nicht minder rührender Auftritt fand am Morgen des folgenden Tages Statt. Pius IX. ließ sich in die Dreifaltigkeitskirche fahren, um dem Ewigen sein Dankgebet darzubringen. König Ferdinand II. hatte sich mit dem ganzen Hofe ebenfalls dahin begeben. Das allerheiligste Sacrament wurde ausgesetzt. Der h. Vater hatte sich dem Altare genähert, um die fromme Versammlung mit dem Allerheiligsten zu segnen. Plötzlich hörte man ihn mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme voll Inbrunst an den dreieinigen Gott sein Gebet richten.

„Ewiger Gott! Höchster Vater und Herr!" flehte der Papst, „sieh' zu Deinen Füßen Deinen zwar unwürdigen Statthalter, welcher Dich aus ganzem Herzen anflehet, würdige Dich, über ihn von der Höhe des ewigen Thrones, auf dem Du sitzest, Deinen Segen auszugießen. Lenke, mein Gott, seine Schritte, heilige seine Absichten, beherrsche seinen Geist, regiere seine Handlungen, damit er da, wohin Du ihn auf wunderbaren Wegen geführt hast, und an jedem andern Orte Deiner Heerde, wo er sich befinden möge, ein würdiges Werkzeug Deiner Glorie und der Glorie Deiner Kirche sei, die, ach! so sehr von Deinen Feinden bekämpft wird. Wenn ein Opfer, und wäre es auch das Leben, Deinem Herzen wohlgefällig sein kann, um Deinen mit Recht durch so viele Unwürdigkeiten, die sie mit Worten, durch die Presse, und mit ihren Handlungen begehen, erregten Zorn zu besänftigen, so siehe sein Leben, von diesem Augenblicke opfert er es Dir auf. Du hast ihm dieses Leben gegeben, und Du allein hast das Recht, es zu nehmen, wenn es Dir gefällt. Aber doch! O mein Gott, es triumphire Deine Glorie, es triumphire Deine Kirche. Bestärke die Guten, halte aufrecht die Schwachen, erschüttere mit dem Arme Deiner Allmacht Alle, welche in der Finsterniß und im Schatten des Todes liegen!"

„Segne die Cardinäle und den ganzen Episkopat des Weltalls, damit Alle vereinigt auf dem Pfade Deines Gesetzes das heilsame Werk der Heiligmachung der

Völker vollbringen. Dann können wir hoffen, nicht nur in dieser irdischen Pilgerschaft vor den Netzen der Gottlosen und den Schlingen des Versuchers gerettet zu werden, sondern auch einzugehen in die Pforten des ewigen Himmels: ut hic et in aeternum, te auxiliante, salvi et liberi esse mereamur."

Bei diesen Worten, welche eher dem Himmel als der Erde anzugehören schienen, füllten sich alle Augen mit Thränen.

Dieses hohepriesterliche Gebet, in welches der Vater der Christenheit seine ganze Seele ausgoß, war gleichsam eine Dankhymne für die glückliche Rettung aus der Zwingherrschaft einer empörerischen Rotte und für die überaus gastfreundliche Aufnahme, welche ein frommer Herrscher in seinem Lande ihm bereitet, aber auch eine Quelle, welche sicherlich zu den vielen Segnungen beitrug, die dem Aufenthalte in Gaëta entströmten.

Kaum hatte Se. Heiligkeit zu diesem Aufenthalte sich entschlossen erklärt, als sofort der König die nöthigen Aufträge zur Unterbringung der Cardinäle und Hofprälaten gab. Ja, er überließ seinen Palast dem Papste und begab sich mit der Königin und der königlichen Familie in ein nahe gelegenes Schlößchen, von wo er täglich mit seiner Familie herüberkam, um seinen hohen Gast zu besuchen und mit ihm zu speisen.

Das spanische Dampfboot aber, welches, ungewiß über die Intentionen des h. Vaters, einige Zeit gezögert hatte, in den Hafen einzulaufen, warf nun, da man erfuhr, daß Se. Heiligkeit entschlossen sei, in Gaëta zu bleiben, auf der Rhede Anker und blieb dort mehrere Monate zugleich mit den Schiffen vieler anderer Nationen, derart, daß die ganze Rhede mit Schiffen bedeckt war und einen Anblick gewährte, den man nicht schöner sich denken kann. Alle diese Schiffe (unter denen ein americanisches sich befand, dem der Papst auf des Capitäns außerordentlich ehrerbietige und dringende Einladung die Ehre eines Besuches erwies) kamen mit Deputationen, welche dem h. Vater ihre Ehrfurcht bezeugten und gastfreie Aufnahme in ihrem Lande anboten. Auch folgten nicht allein alle Repräsentanten der katholischen Mächte, Oestreich, Spanien, Frankreich, Baiern, dem Papste huldigend nach Gaëta, sondern auch Nichtkatholische. Der protestantische König von Preußen, der edle Friedrich Wilhelm IV., stellte ihm ein Schloß in der Rheinprovinz zur Verfügung; der Admiral Parker kam zweimal im Auftrag der englischen Regierung nach Gaëta, um dem Papst einen Zufluchtsort auf der Insel Malta anzubieten; selbst das Cabinet von St. Petersburg sandte Beileidsbezeugungen an den Verbannten in Gaëta und ließ ihm Hülfe zur Wiederherstellung in seiner weltlichen und geistlichen Gewalt anbieten unter der aufrichtig gemeinten Versicherung, daß es keine Eifersucht fühle. Und wie die genannten Mächte, so legte der ganze katholische Erdkreis — wie davon Urkunden vorliegen[1]) — dem Statthalter Christi, dem Pilger in Gaëta, in mannichfaltigen Beweisen seine Huldigung zu Füßen und erklärte feierlich, daß er ihn nicht bloß als Haupt der Kirche, sondern auch als souveränen Herrn des römischen Staates anerkenne und verehre.

Aber auf eine noch wirksamere Weise wollte die katholische Welt ihrem Vater und Hirten ihre Theilnahme beweisen, nämlich durch Grün-

---

[1]) Orbe cattolico a Pio IX. Pontefice Massimo, esulante da Roma. 1848 bis 49. Napoli 1850. vol. 2. Dumax: Characterzüge u. s. w.

dung von Vereinen zu seiner Unterstützung und durch den sogenannten Peterspfennig. Doch davon später.

Freilich gab es nicht allein in Rom, sondern aller Orten auch Solche, die über das Geschehene jubelten. „Der Papst ist geflohen — mit dem Papstthum ist es zu Ende!“ So lautete das Geschrei, welches in Clubs, auf protestantischen Canzeln, auf liberalen Rednerbühnen, ja in pietistischen Conventikeln, vom rauschendsten Fortissimo bis zum lispelnden Piano wiederholt wurde. Solche Rufe — wie hinreißend tönten sie den Ohren fanatischer Menschen, wie betrübend und sinnverwirrend wirkten sie auf das Urtheil der Einfältigen, die, wie wir es ja namentlich im Jahre 1866 so auffallend erlebt, eine Sache nur nach ihrem Ausgang und Erfolge beurtheilen! Die Leute freilich, welche über die anscheinende Erfüllung ihrer heißesten Wünsche so sehr jubelten, kannten die Kirche und deren Geschichte wenig und noch weniger die Mittel und Wege, durch welche die Vorsehung einen weit längeren Zeitraum hindurch, als irgend eine der jetzigen Monarchieen bestanden hat, das Papstthum beschirmt und den Verlust seiner weltlichen Besitzungen verhindert hat.

War denn etwa Pius IX. der erste Papst, der sein und der Kirche Heil in der Flucht hat suchen müssen? O nein, und nach menschlichem Ermessen wird er wahrscheinlich auch nicht der letzte sein.

Gregor VII. wurde durch den Kaiser Heinrich IV. und seine Partei in Rom (1084) genöthigt, Rom zu verlassen, begab sich nach Monte-Cassino und von da nach Salerno, wo er starb. Ebenso wurde Gelasius (1118) durch den Kaiser Heinrich V. genöthigt, Rom zu verlassen und Schutz in Frankreich zu suchen; Eugen III. mußte, kaum 30 Jahre später, gleich unserm Pius aus Rom flüchten, weil sein Volk auf Anstiften Arnold's von Brescia sich empörte; Alexander III., 1159 gewählt, wurde von der Partei des Kaisers Friedrich Barbarossa bedroht, und um ihrer Wuth zu entgehen, durchwanderte der ehrwürdige Papst als Flüchtling Italien, Frankreich und Deutschland. Pius VI. starb sogar, wie wir gesehen, in der Verbannung. Was seinem Nachfolger Pius VII. widerfuhr, lebt bei Vielen seiner Zeitgenossen noch in der Erinnerung. Nun wohl, alle diese Verfolgungen haben — Dank der leitenden Hand der Vorsehung — wie es auch jetzt wieder handgreiflich an dem Verbannten in Gaëta sich bewährte — dem Papstthum und somit der Kirche nur zum Frommen gereicht: die Leiden und Demüthigungen, welche dem erhabenen Oberhaupte der Kirche auferlegt wurden, gewannen damals wie jetzt wieder dem Stuhle des h. Petrus desto innigere Sympathieen und eine desto größere Anhänglichkeit von Seiten aller Gläubigen. Ja, was in jeder Beziehung eine interessante Erscheinung war, selbst die englisch-protestantische Presse beobachtete damals den römischen Ereignissen gegenüber eine edle Haltung. Die „Times“ rief aus: „Der Papst hat unstreitig sehr klug gehandelt, das Gebiet des Königs von Neapel als Zufluchtsstätte zu wählen. Er beweist somit, daß er, trotz der Undankbarkeit seiner eigenen Unterthanen, die Gefühle und Rechte eines italienischen Fürsten nicht aufgegeben hat. Pius IX. beweist auch dadurch, daß er nicht gesonnen ist, sich dem Auslande in die Arme zu werfen.“ Sodann forderte sie — was als ein öffentliches Zeugniß der Mitschuld

Englands an den römischen Verwickelungen alle Beachtung verdient — Englands Minister auf, ihre bisherige, in Bezug auf Italien befolgte Politik aufzugeben, „um", so sagte sie, „uns die Schmach zu ersparen, Beschützer und Genossen unfähiger Rebellen und feiger Meuchelmörder genannt zu werden. Unser einziges Interesse und unsere ausschließliche Pflicht erheischt es, in Italien an der Wiederherstellung der Ordnung zu arbeiten." Ja, wie das Edelmetall im Feuer nur an Glanz gewinnt, so war auch Pius IX. niemals erhabener, niemals ruhmreicher, niemals einflußreicher als eben jetzt in seiner Verbannung. Sein Edelmuth, seine Würde, seine Haltung in so traurigen Zeiten erregten Staunen. Von seinen Feinden sprach er nicht anders als mit der größten Nachsicht und im Geiste der Versöhnung. Es bewährte sich in der That, daß, „wo Petrus, dort auch die Kirche ist", daß nicht Rom den Papst zum Papst, das heißt zum Oberhaupte der Kirche, sondern der Papst Rom zu Rom, das heißt zur Hauptstadt der Welt macht, und daß Rom ohne den Papst längst zu einer Provinzialstadt, ja zu einem Marktflecken herabgesunken wäre. Das kleine Gaëta, da es den Nachfolger Petri in seiner Mitte hatte, war jetzt gewissermaßen Rom geworden, indem nicht allein das h. Collegium in vielen seiner Mitglieder, sondern auch das diplomatische Corps daselbst vertreten war. — Was aber wurde aus dem von dem Papstkönige verlassenen Rom? Die nachfolgenden Capitel werden es uns zeigen.

Einundvierzigstes Capitel.

Wie man in Rom die Kunde von der Flucht des Papstes aufnahm. — Ventura, der Lobredner der Revolution. — Protest Pius' IX. vom 27. November. — Die Kammer setzt eine Staatsjunta ein. Abermaliger Protest Pius' IX. vom 17. December. — Aufruf Pius' IX. dagegen vom 1. Januar 1849. — Welche Mittel man anwandte, die Wahlen zur Constituente zu Stande zu bringen. — Zeitungslügen in Betreff der Theilnahme der Geistlichkeit, durch den „Constituzionale Romano" widerlegt. — Einzelne Abtrünnige. — Auf Sterbini's Antrag wird die Constituente beschlossen. — Eröffnung der constituirenden Versammlung. — Die Römische Republik kommt über Nacht zur Welt. — Der Vollziehungsausschuß.

Während die Wortführer aus dem Volksverein (Circolo Romano) in ihrer Bosheit und Arglist Rath pflogen über die Art und Weise, wie sie ihrem rechtmäßigen, edlen, einst so überschwänglich gefeierten Papst und Landesherrn schlechterdings die Zügel der Staatsregierung entreißen, ihn aus dem Palast verjagen und in das alte Kloster auf dem Lateran als Bischof von Rom einsperren könnten, da läuft auf einmal die Nachricht durch die Stadt: „der Papst ist auf und davon!" Pius IX. hatte nämlich noch unterwegs an den Hoffourier, Marchese Sachetti, einige Zeilen geschrieben, worin er durch Galetti die andern Minister von seiner Reise in Kenntniß setzt, ihnen die Ruhe Roms an das Herz legt, und ihm den Schutz der apostolischen Paläste anvertraut. Die Volksaufwiegler standen bei dieser Nachricht wie bedonnert, sahen einander wie Verrückte an; ganz Rom war in einer starren Betäubung. Man erschöpfte sich in Fragen und Vermuthungen, wie, wann und wohin der Papst entflohen. Im Uebrigen war die Stadt ruhig: es war die Ruhe des Entsetzens, denn sie wußte sich unter dem Schreckensregiment der Clubmänner, die sie gleichwohl, wäre sie nicht in Stumpfsinn verkommen gewesen, mit Hülfe ihrer Adeligen und Fürsten leicht hätte zu Paaren treiben und in alle Winde zerstreuen können. Dieser Stumpfsinn der Treugebliebenen

ermuthigte die Männer der That, ihre Sprache immer kecker zu reden und die Gemüther auf jegliche Weise in stets stärkere Gährung zu versetzen. Dazu benutzte man denn auch die Theilnahme, welche man (den alten Haß gegen die Deutschen ganz vergessend) seit einem Monat den unter Kossuth's Aufruhrfahne kämpfenden Ungarn und den Barricadenhelden Wiens widmete, eine Theilnahme, die in dem feierlichen Todtenamt, welches am 27. November (am dritten Tage nach der Entweichung des Papstes) „für die in Wien für die Sache der Freiheit Gefallenen" in der Theatinerkirche gehalten wurde, ihren bedauerlichsten Ausdruck fand. Und — wie tief doch ein Mensch fallen kann, wenn ungezügelter Ehrgeiz ihn stachelt! — der unglückliche Pater Ventura, der ungefähr seit einem Jahre die Canzel nicht mehr bestiegen und bei allen Parteien fast in Vergessenheit gerathen war, hielt dazu eine Rede, die wohl ein Gräuel an heiliger Stätte genannt werden darf. Jene Empörer waren ihm Märtyrer der Religion und des Vaterlandes: der Religion, weil man für diese stirbt, wenn man für die Freiheit stirbt. In leidenschaftlicher Heftigkeit eiferte der Redner wider den Kaiser von Oestreich, den König von Neapel und andere Fürsten, und pries mit dem Feuer zügelloser Schwärmerei die Revolutionen der neueren Zeit, selbst die französische vom Jahre 1793 nicht ausgenommen! Tags darauf wurde durch Rom feilgeboten, an den Straßenecken angeheftet, in den Kaffeehäusern laut gelesen ein Blatt, in welchem die Revolution über die Entfernung, d. h. über die völlige Besiegung des Papstes jubelt: „Mit der Aufpflanzung der Kanonen gegen seinen Palast, heißt es darin, hat eine neue Aera der christlichen Zeitrechnung begonnen, weil es dem Geiste des Christenthums entspricht, den Papst seiner weltlichen Macht zu berauben." Und als man mit Gewißheit erfuhr, daß nicht Frankreich, wie man Anfangs geglaubt, sondern Neapel das Ziel seiner Flucht gewesen, da entbrannte erst recht die Wuth gegen jenen „infamen Kartätschen-König", der den Statthalter Christi nun ganz und gar in seinen Klauen habe. Diesen Gedanken versinnbildete das ruchlose Witzblatt „Don Pirlone" durch eine abscheuliche Carricatur, wo der Papst abgebildet war — in einen Käfig eingesperrt, der an einer Bastion von Gaëta hing, und der König, eine kleine Orgel spielend, mit der Unterschrift: „So mußt Du singen!" Eine noch ärgere Sprache führten die Toscanischen Zeitungen und Flugblätter.

Aber auch Pius IX. schwieg nicht. An dem nämlichen Tage, wo Pater Ventura in Rom die Empörung heilig sprach, erhob der Papst aus seinem friedlichen Verbannungsorte laut seine Stimme vor dem Angesichte Europa's und der ganzen Welt gegen den Undank einer Schaar von Ruchlosen, die ihn von einem rechtmäßigen Thron und aus einer mit Wohlthaten überhäuften Stadt vertrieben. Hier die Hauptstellen aus dem Proteste:

„Die in den letzten Tagen wider Uns verübten Gewaltthaten und die ausgesprochene Absicht, deren noch ärgere zu verüben, haben Uns genöthigt, Uns auf einige Zeit von Unsern Kindern zu trennen . . . Unter den Beweggründen, welche Uns zu dieser Trennung bestimmten — und Gott allein weiß es, wie sehr sie uns das Herz zerreißt, — war in Unsern Augen der erheblichste der, völlige Freiheit zu haben in der Ausübung der höchsten Macht des h. Stuhles, da, wären wir in Rom geblieben, die katholische Welt unter den obwaltenden Umständen Uns mit Recht des

Vollbesitzes dieser Freiheit beraubt glauben könnte .... Wir legen laut und feierlich, wie Wir es auch am Abende des 16. und am Morgen des 17. November gethan, Protest und Verwahrung ein gegen die unerhörte und heiligthumsschänderische Gewalt, die Uns angethan worden, und erklären folglich alle Handlungen, die Uns durch jene Gewaltthaten abgenöthigt worden, für nichtig und kraftlos . . ."

Diesem hehren und rührenden Proteste fügte Pius eine Liste von Personen bei, welche während seiner Abwesenheit eine Regierungs-Commission bilden sollten. Es waren diese der Cardinal Castracane, Msgr. Roberto Roberti, die Fürsten von Roviano und Barberini, die Markgrafen Bevilacqua von Bologna und Ricci von Macerata und General Zucchi. Durch ein eigenhändiges Schreiben ward Castracane zum Vorsitzenden ernannt mit der Weisung, alsogleich die beiden Kammern zu vertagen.

Dieser Protest war ein Donnerschlag für das Ministerium. Es versuchte, durch Spitzfindigkeiten darauf zu antworten. Am 7. December erklärte die Kammer der Abgeordneten auf Sturbinetti's Antrag: der vom Papst unterzeichnete Act trage keinen verfassungsmäßigen Character an sich, sei somit null und nichtig, überdieß sei er unausführbar. Die Kammer, der es obliege, für eine Regierung Sorge zu tragen, erkläre, daß die gegenwärtigen Minister bis auf anderweitige Verfügung ihr Amt fortsetzen sollen. Eine Deputation solle ohne Verzug an Se. Heiligkeit abgesandt werden, um ihn zur Rückkehr nach Rom einzuladen.

Die zur Vertretung beider Kammern und des Staatsraths erwählten Deputirten wurden jedoch an der Grenze von den königlichen Commissären zurückgewiesen. Ihre drei Schreiben wurden durch eine Staffette nach Gaëta gesendet und bald darauf von Cardinal Antonelli beantwortet. Die Antwort lautete: der h. Vater könne die Deputation nicht empfangen, er habe für die Bedürfnisse Roms und des Staates schon zur Genüge durch die allerhöchst eigene Entschließung vom 27. November Fürsorge getroffen.

Neue arglistige Versuche und finstere Anschläge hatten keinen besseren Erfolg. Da beschlossen sie am 11. December und verkündeten gleich am folgenden Tage eine oberste provisorische Staatsjunta, als deren Häupter der Senator Corsini, Graf Camerata von Ancona und Galetti bestellt wurden, welchen die ganze Vollziehungsgewalt übertragen sein sollte. Dagegen erließ der h. Vater abermals einen Protest unter'm 17. December. Als derselbe in Rom angeschlagen wurde, riß man das Papier herab und trat es unter die Füße. Am 19. December berief man ganz unerwartet die gesammte Bürgerwehr unter die Waffen; und weil der größere Theil, da er nicht sah, zu welchem Ende diese plötzliche allgemeine Zusammenberufung führen sollte, zu gehen sich weigerte, so hatte man zugleich Trabanten bei der Hand, welche überall in den Stadtvierteln die Nachricht aussprengen ließen: diese ganze Bewegung habe den Zweck, Garibaldi, der mit seiner Freischärlerbande zum allgemeinen Mißvergnügen einige Tage zuvor aus der Lombardei angekommen war, aus Rom zu vertreiben.

Nachdem sie sich nun auf dem Platze der „zwölf Apostel" versammelt hatten und die Bataillone in geschlossenen Reihen eines hinter dem andern im Viereck aufgestellt waren, wurden an den Straßenmündungen mehrere Geschützstücke aufgefahren, welche man eigens dazu von der

Engelsburg hatte kommen lassen. In dieser Rüstung standen sie etwa drei Stunden in gespannter Erwartung; endlich sah man bei einbrechender Nacht auf einer Altane, dem Palaste Colonna gegenüber, Peter Sterbini erscheinen, der, nachdem er unter vielen Katzenbuckeln (der Mann hatte wirklich ein Gesicht dem einer wilden Katze gleich) nach allen Seiten gegrüßt und Stillschweigen geboten, um sich von vorneherein ein geneigtes Gehör zu sichern, die frohe Mähr verkündete, daß Held Garibaldi mit den Seinigen sobald als möglich sich aus Rom entfernen würde. „Möchtet Ihr etwa — setzte er dann mit banger und etwas zitternder Stimme fragend hinzu: „Möchtet Ihr etwa wieder unter die geistliche Regierung zurückkehren?" Und da ihm ungesäumt ein „Nein" unter tausend Flüchen von dazu Bezahlten und Eingeschulten entgegenhallte, so verbreitete er sich mit seiner gewohnten Geschwätzigkeit, um die Nothwendigkeit einer „Constituente" (einer gesetzgebenden Versammlung) zu beweisen und der Bürgerwehr ihren Dank zu sagen, die so verständigen Sinn an den Tag gelegt habe, indem sie sich für dieselbe erklärte.

Er hatte kaum geendet, als sich von mehreren Seiten rohes Geschrei erhob, und eine geraume Zeit der wiederholte Ruf: „Es lebe die Constituente!" erscholl. Viele sahen da einander an und wußten nicht, was sie sagen sollten; Andere fragten ihre Cameraden, was denn die Constituente oder Constituenza für ein Ding sei; Andere geriethen in Aerger und Zorn, und sagten offen, es sei dieß ein wahrhaft elender und schlechter Streich gewesen: aber diese wurden sogleich durch Drohungen zum Schweigen gebracht. Doch damit hatte das Spiel noch kein Ende. Die Offiziere und die Hauptleute höheren Ranges wurden in den Palast gerufen, und ihnen zur Stelle geboten, sich für die Constituente auch im Namen ihrer untergebenen Mannschaft zu unterzeichnen. Einige Wenige weigerten sich mit standhafter Festigkeit, dieß zu thun; Andere bequemten sich dazu aus eigener Neigung oder Furcht, und thaten es entweder in entschiedenen Worten oder in zweideutigen Ausdrücken. Nachdem dieß geschehen, wurden die Truppen der Bürgerwehr entlassen, und am andern Morgen brachte die amtliche Zeitung und nebst ihr alle übrigen Blätter mit Jubel die Nachricht: „daß die edelsinnige römische Nationalgarde insgesammt wie Ein Mann vereinigt, die Ausrufung der „constituirenden Versammlung" verlangt habe.

Das war halt ein Triumph für Pietro Sterbini und für seine Cumpane! War doch das Hauptziel der Geheimbündler bereits von 1831 die Einberufung einer „constituirenden Versammlung", um vermittelst ihrer mit einem Riesensprunge zur Republik zu gelangen. Nun war man diesem Ziele auf Haaresbreite nahe. Welch' neue Hoffnungssterne leuchteten da dem ehemaligen Heilkünstler von Vico und seinen von gleichen Hoffnungen getragenen Freunden!

Am 28. December lös'te sich nach einer sturmbewegten Sitzung, vom Publicum im Einverständnisse mit dem Ministerium gedrängt, die Kammer auf, und an dem darauf folgenden Tage (29. December) wurde unter dem Geläute der Glocken des Capitols und von Monte Citorio (dem Justizpalaste), und unter dem Donner von 101 Kanonenschüssen das berüchtigte Decret veröffentlicht, in welchem man erklärte, daß „in

Ansehung der Adressen und Kundgebungen der Hauptstadt sowohl, als aller Provinzen des Landes eine Nationalversammlung nach Rom einberufen sei, welche, die Fülle der Gewalt in sich tragend, den römischen Staat repräsentiren solle."

Bereits zwei Tage nachher, am 1. Januar, erließ Pius IX. von Gaëta aus einen Aufruf an seine Unterthanen. In diesem Actenstücke, welches das bittere Gepräge eines gekränkten Vaterherzens an sich trägt, erklärt derselbe: Vergebens habe er bis jetzt gehofft, daß in den Herzen seiner irre geleiteten und schuldigen Kinder das Gewissen erwache. Jeder Tag bringe neue Frevel; der jüngste sei die Verfügung der Zusammenberufung einer sogenannten allgemeinen Nationalversammlung des römischen Staates, welche über eine neue politische Form der päpstlichen Staaten zu beschließen haben sollte. Er verbiete hiermit Allen die Theilnahme an den Wahlen zu einer Nationalversammlung, widrigenfalls er sich gezwungen sehe, zu dem letzten Mittel seiner Machtvollkommenheit zu greifen, und sich mit dem geistlichen Schwerte zu waffnen, welches Jesus Christus den Händen seiner Stellvertreter anvertraut habe; wie er denn in Wirklichkeit die Excommunication gegen alle Jene verhänge, welche bei dem Aufrufe sich betheiligt hätten.

Am Schlusse des Aufrufes fügt der h. Vater bei, daß er tief betrübt sei, zu diesem Mittel greifen zu müssen, und verspricht, für die Schuldigen Gnade und Verzeihung von Gott zu erflehen, damit sie als reuige Sünder zu seiner Liebe zurückkehren möchten.

An demselben Tage veranstaltete man in Rom ein Fest auf dem Capitol, das unter dem lügenhaften Vorwande, eine von der Republik Venedig den Römern geschenkte Fahne feierlich in Empfang zu nehmen, im Grunde keinen andern Zweck hatte, als das Volk für die in den Geburtswehen begriffene constituirende Versammlung geneigt zu stimmen.

Unzählig und fabelhaft waren die Mittel, welche alle zu diesem Behufe von den Leithämmeln des Volkes in Anwendung gebracht wurden. Man stiftete eigens einen „Apostolat des Volkes". Jede Kneipe, jede Werkstätte, jeder Sammelplatz hatte seinen „Apostel", das Volk zu Gunsten der Republik zu bearbeiten, das heißt, es der Art sittlich zu Grunde zu richten, daß es zu Allem, auch dem Niederträchtigsten und Gottlosesten fähig ward. Sogenannte Kunstreiter, Seiltänzer, Taschenspieler, Spielleute, Guckkastenmänner u. s. w., — die Schaaren von feilen Dirnen, die wir bei allen öffentlichen Kundgebungen zahlreich vertreten sehen, nicht zu rechnen — alle diese gehörten zu diesem „Apostolate". Welchen es zum Besuche jener Spiel- und Lasterhöhlen an Geld gebrach, denen wurde es von dem jetzt recht in seinem Fahrwasser treibenden Padron' Angelo und seinen Adjutanten nebst Wein und Brod zur Genüge verabreicht. Welch' eine Zauberkraft dergleichen Mittel üben, wenn es sich um Stimmen für oder wider eine Person oder Sache handelt: wie oft haben wir nicht auch bei uns Gelegenheit gehabt, und werden sie wohl noch öfter haben, dieses zu erproben! Zu diesen gelinden, einschmeichelnden Mitteln kamen für die Widerhaarigen auch scharfe und ätzende: das waren Erlasse und Strafandrohungen, worin namentlich Minister Armellini Unerhörtes leistete: wurde doch als Schreckmittel

gegen etwaige Ruhestörer, d. h. gegen Ehrenmänner, welche überhaupt nicht oder nicht im Sinne der Fortschrittsmänner wählen wollten, sogar eine Militärcommission errichtet, deren allerhöchstes Urtheil unwiderruflich war und binnen 24 Stunden vollzogen werden sollte. Das thaten dieselben Männer, die ein paar Jahre vorher die Regierung Gregor's XVI. wegen der damals durch die äußerste Noth in's Dasein gerufenen Militärcommissionen als eine tyrannische in die tiefste Hölle verwünscht und verflucht hatten!

Zu obigen Mitteln, die so heiß ersehnte „Constituente" in die Welt zu setzen, kamen noch die Betrügereien, die so zu sagen endlos waren! Es war unter den Clubmitgliedern schon bestimmt und ausgemacht, wer zum Abgeordneten gewählt werden sollte; und diesen wollten sie um jeden Preis. Sie machten die Namen derselben, auf fliegende Blätter gedruckt, überall bekannt, und hefteten diese Zettel dann unter den höchsten Lobpreisungen an den besuchtesten Orten an. An mehreren Orten ertheilte man an die zur Wahl kommenden Landleute, die nicht einmal lesen konnten, schon eigens hergerichtete Zettel, auf welchen die beliebten Namen geschrieben standen. Und weil diese Leute nicht wußten, worum es sich handle, und daher fragten, was mit diesen Zetteln zu thun sei, so antwortete man ihnen: Nichts weiter, als sie nur in die Urnen zu werfen; es seien dieß Bittgesuche, welche man an das Ministerium richte wegen Abschaffung der Mehl- und Fruchtsteuer und anderer Abgaben. Viele gaben zwei- oder dreifache Zettel ab. Aller dieser Taschenspieler- und Gaunerkünste unerachtet, ließen sich nicht viele Wähler sehen und in mehreren Städten mußte man die für die Wahl anberaumte Zeit verlängern. Ciceruacchio führte in Rom schaarenweise das Bettelvolk zur Wahl, und drohte, ihnen das öffentliche Almosen zu entziehen, wenn sie sich nicht willfährig zeigten. Ja, man bettelte sogar die Stimmen zusammen bei den Betten der Kranken und Sterbenden in den Spitälern. Trotz allem dem posaunten die Zeitungen aus, es wäre eine Freude gewesen, das Volk, die Bettelorden voran, sich zur Abstimmung drängen zu sehen!

Wie von Ersterem, so war, zumal was die Geistlichkeit betrifft, gerade das Gegentheil wahr. Der Episkopat des Kirchenstaates und die gesammte Welt- und Ordensgeistlichkeit that in den äußerst schwierigen Umständen, in welchen sie sich befand, und trotz aller Drohungen und listigen Maßregeln, durch welche man sie irre zu leiten suchte, vollständig ihre Pflicht! Und, was ihnen besonders zur Ehre angerechnet werden muß, sie hatten den Muth, mit dem Geständniß ihrer Treue gegen ihr rechtmäßiges Staatsoberhaupt offen hervorzutreten. Der ebenfalls verleumdete Bischof von Terracina, die Pfarrer von Rom und die Mendicanten-Orden ermächtigten den „Constitutionale Romano" zu der Erklärung, daß kein Einziger von ihnen an den Wahlen Theil genommen. Und die radicalen Blätter hüteten sich wohl, diese Erklärungen als falsch zu bezeichnen.

Damit soll jedoch keineswegs behauptet sein, daß es in jener Leidenszeit der Kirche nicht auch unter dem Klerus Einige gegeben habe, welche die Rolle des Judas spielten. Aber ihrer waren im Verhältniß zu der großen Anzahl sowohl Welt- als Ordensgeistlicher im Kirchen-

staate, Gottlob! nur verschwindend Wenige, darunter ein Mitglied des Episkopates. Es war der Bischof Curoli von Rieti, traurigen Andenkens, ein durch häufige Anfälle der Epilepsie geistesschwacher Mann. Er hatte die Schwachheit, seinen Namen auf der Liste jener Pflichtvergessenen, welche für die verpönte Constituente stimmten, oben an zu setzen. Von diesem Acte der Treulosigkeit begab er sich weg in ein Frauenkloster der Stadt. Er drückte da in unzeitigem Scherze seine Verwunderung aus, wie man ihm als einem Excommunicirten doch den Eintritt durch die Klosterpforte habe gestatten können. Als er dieses sprach, stand er, von einem Schlaganfall getroffen, schon an der Pforte der Ewigkeit und noch am nämlichen Abende wurde er zur Rechenschaft hinüber gerufen. Er soll noch eben Zeit gehabt haben, dem Cardinal Castracane zuschreiben, nur die Furcht vor dem Tode habe ihn zu diesem Schritte verleitet. Unter den Abtrünnigen im Klerus haben Folgende eine traurige Berühmtheit erlangt: Gavazzi, Hugo Bassi, — (der sich vor seinem Ende aufrichtig bekehrte), Beide aus dem Barnabiten-Orden, de Sanctis, Achilli, Arduini, dell' Ongaro (Redacteur der „Römischen Staatszeitung"), die Kanonici Rambaldi und Johann Ghelli, der Pater Giambastiani, Bavei, Pfarrer von Santa Lucia Mazzapagiani, Joseph Cannonieri, Peter Guerrini und Serafinocola. Viele Schuld am Verderben des Klerus trug der mehrerwähnte Philosoph der Revolution, Abbate Gioberti, vielleicht auch Ventura! Daß der Abgefallenen nicht noch mehrere waren, ist beinahe zu verwundern, da für minder Sattelfeste so manche Verlockung nahe lag.

Anfangs Februar 1849 fanden sich die 200 zur Constituente gewählten Abgeordneten alle in Rom ein. Die Mehrzahl derselben gehörte nach Stand und Vermögen den niederen Gesellschaftsschichten an; daß daher die ihnen als Diäten für den Tag bestimmten 2 römische Thaler ihnen eine höchst willkommene Zugabe und kein geringer Sporn für ihre ohnehin schon galoppirende „Vaterlandsliebe" waren, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Am 5. desselben Monats versammelten sich die Männer auf dem Capitol und begaben sich von da in Procession in die Kirche Ara celi, um hier einem Hochamte beizuwohnen, welches, weil kein gewissenhafter Geistlicher sich dazu hergeben wollte, ein Priester ihres Gelichters hielt. Wie Gotteslästerung klang im Munde dieser 200 Excommunicirten der Hymnus „Komm, h. Geist!" den sie absangen, angeblich, um den h. Geist anzuflehen, da sie doch, durch den Geist Mazzini's geleitet, wenigstens der Mehrzahl nach bereits fest entschlossen waren zur verruchtesten aller Frevelthaten, zur Entthronung ihres rechtmäßigen Fürsten, des von aller Welt und einst von ihnen selbst so hoch erhobenen Pio Nono. Aus der Kirche schritten die Volksbeglücker mit ihren langen Bärten und geringelten über die Schultern wallenden Haaren, in kurzem Frack und straff gespannten Hosen, eine dreifarbige Schärpe quer über der Brust, in feierlichem Zuge, ähnlich, wie wir es bereits früher geschaut, nach dem Canzleipalaste, der für die Sitzungen der Versammlungen bestimmt war. Hier angekommen, bestieg der Minister des Innern, Advocat Armellini, die Rednerbühne, und hielt eine lange Rede, welche an Ausfällen gegen Papstthum, Geistlichkeit und Klöster selbst das Kühnste überbot, und mit

folgenden Worten schloß, die wir kaum niederzuschreiben uns unterstehen. „Unser Gewissen, sagte er, klagt uns in keiner Beziehung an . . Wir glauben eine überaus ehrenvolle Belohnung erhalten zu haben, wenn wir uns eifrige Diener dieses so guten, so großen, so erhabenen Volkes nennen hören, dieses unseres einzigen Souveräns, unseres wahren Gottes, dem allein wir von Herzen gerne unsere Ruhe weihen, und wenn es nöthig sein sollte, auch unser Leben weihen werden."

Und dieser Armellini, ehemaliger Consistorial-Advocat, hatte seinen Reichthum und sein Glück dem schmachvoll verhöhnten Gregor XVI. zu verdanken und dem Papste zu sechs verschiedenen Malen den Eid der Treue geschworen, ja, sogar zu Ehren des Papstthums ein merkwürdiges Reimgedicht verfaßt!

Nach dieser Rede, aus deren beifälliger Aufnahme man schon auf den Geist der Versammlung, sowie auf den Erfolg derselben schließen konnte, begannen die Berathungen. Zwei Parteien standen sich scharf geschieden gegenüber, die Mamiani's und die Mazzini's, oder des Fürsten von Canino, der schon vor Rossi's Ermordung den Freiheitsbaum der Republik in Bereitschaft hatte und auf den Präsidentenstuhl der Republik um so sicherer zu gelangen hoffte, nachdem in Paris sein gleichgesinnter Vetter kurz zuvor die Regierung der dortigen Republik übernommen. Beide Parteien waren über die Abschaffung des „Papstthums" vollkommen einig, nur daß der umsichtigere Mamiani und seine Anhänger diese Angelegenheit bis zu der in Aussicht stehenden, aber nie zu Stande gekommenen „italienischen Constituente" hinausgeschoben, die Mazzinianer dagegen sie sofort zum Beschluß erhoben wissen wollten. Letztere Ansicht trug den Sieg davon. Nachdem man am 8. lange hin und her geredet, gehadert, geschimpft und gelästert hatte, beschloß die sogenannte National-Versammlung, etwa eine Stunde nach Mitternacht, mit 142 gegen 23 Stimmen:[1]) 1) die Absetzung des Papstes als weltlichen Fürsten, mit Belassung jedoch seiner obersten geistlichen Macht (wie großmüthig!) 2) die Ausrufung der römischen Republik . . . . . . — ein Decret, ganz der finstern Stunde würdig, in welcher es zur Welt kam. Kaum war der Beschluß gefaßt und verkündigt, als die Studenten und Proletarier von der Gallerie, für deren Erweiterung der Fürst von Canino rechtzeitig Sorge getragen hatte, herunter stürmten und in viele Haufen vertheilt durch die Stadt rannten. Sie polterten mit Ungestüm die Priester und Sacristane aus dem Schlafe, forderten, daß sofort alle Glocken geläutet würden, und drohten, die Thüren zu erbrechen, wenn man nicht auf das Schleunigste ihrem Begehren Folge leistete. So kam denn das Glocken-geläute zu Stande, das die liberalen Blätter mit ihrer unausstehlichen Frechheit im Lügen dem Auslande als einen Ausbruch der Freude des gesammten Volkes schilderten, das den Tag nicht habe erwarten können, um die neue Republik zu begrüßen.

In der Frühe des folgenden Tages sah man Schaaren von Müßig-gängern durch die Straßen Roms streifen, mit großen rothen Mützen auf dem Kopfe, mit gespannten Flinten, gezückten Dolchen, und aus

---

[1]) Der Kirchenstaat. Von Hergenröther. S. 270.

Leibeskräften die Marseillaise singend und schreiend: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit!"

Um das nächtlich geborene Kind, Republik genannt, dessen Geburt der Minister des Aeußeren, Muzzarelli, gleich am folgenden Tage allen Höfen der Welt mit der Bitte um Anerkennung desselben, kund zu machen nicht ermangelte, recht auf die Beine zu bringen und im Gange zu erhalten, sowie auch für den Erfolg der Beschlüsse der Nationalversammlung in den Provinzen Sorge zu tragen, wurde ein Vollziehungsausschuß — ein Comitato esecutivo — ernannt, der aus drei verantwortlichen „Italienern" zusammengesetzt war. Diese „Italiener" oder vielmehr „Italianissimi" waren Armellini, Salicetti, (früherer Justizminister in Neapel[1]) und Montecchi, alle drei alte, wüthende Demagogen, deren Hauptverdienst darin bestand, bereits „um der Sache der Freiheit willen" zur Galeere oder zu anderen Strafen verurtheilt gewesen zu sein.

Daß das Beispiel der zur Republik erhobenen weltberühmten Roma nicht ohne Nachahmung bleiben würde, stand zu erwarten. Gleichzeitig und gewissermaßen als Filiale der römischen Mutterrepublik, wurde das Großherzogthum Toscana, nachdem der Großherzog einige Tage vorher sich zur Flucht genöthigt gesehen, unter Guerazzi's Leitung in eine Republik umgewandelt. Aber schon nach einigen Wochen wurde Leopold durch eine vom Volke selbst bewirkte Gegenrevolution zurückgeführt und die alte Ordnung wieder hergestellt. Nicht so ging es in der nunmehrigen „Hauptstadt der mittel-italienischen Republik". In ihr sammelten sich, wie in einer Verbrecher-Colonie, in kürzester Zeit mehr als 30,000 Menschen, Soldaten, Freischärler und Bürgerliche, revolutionäres Volk aus allen Ländern, so daß es in Wahrheit scheinen konnte, Rom, die Königin der Städte, die Mutter der Christenwelt, sei wieder das geworden, als was es einst der gotterleuchtete Seher auf Pathmos im Geiste erschaute: jenes „Babylon auf sieben Bergen, voll Lästernamen, betrunken vom Blute der Heiligen und vom Blute der Zeugen Jesu, eine Wohnung der Teufel, ein Aufenthalt aller unreinen und häßlichen Vögel."[2])

Zweiundvierzigstes Capitel.

Mazzini kommt nach Rom. — Wer Mazzini war und wie er geworden, was er jetzt ist. — Das Triumvirat. — Kirchenfeindliche und verbrecherische Maßnahmen der Republik. — Wie die päpstliche Bannerklärung aufgenommen wurde und welche Wirkung sie hatte. — Wie dessen ungeachtet die frommen (!) Triumvire den h. Charfreitag und Ostern feierten. — Die Domherren von Sanct Peter werden ungerechter Weise zu einer Geldstrafe verurtheilt. — Das Nahen der Nemesis.

Jetzt waren für Mazzini, den Fuchs, die Trauben reif. Zum ersten Male sah er sein so lange gesponnenes Hirngespinnst Fleisch und Blut annehmen und zu einer vollendeten Thatsache werden, freilich nur auf kurze Zeit — eine aus Lug und Trug emporgeblasene Seifenkugel. Flugs eilte er nach Rom, wo 9000 Stimmen ihn zur Beiwohnung der „Nationalversammlung" einluden. Von der Gallerie erschallte ein donnerndes Jubelgeschrei, als „der Alte vom Berge" am 6. März, einen Monat nach Eröffnung der constituirenden Versammlung, eintrat und zu seinem Ehrensitze an der Seite des Präsidenten geleitet wurde. Ein

[1]) Starb zu Turin 1862. [2]) Geh. Offbg. 17. 18.

triumphirendes Gefühl erfüllte die Brust seiner Schüler und Anhänger, als dieser Hohepriester der Revolution endlich angelangt war, um sich von dem glänzenden Erfolge seiner Ränke zu überzeugen und den kurzen Triumph einer Republik zu genießen, von der er selber nicht ahnte, daß sie so kurzen Bestand haben würde.

Allein hier dürfte es am Platze sein, dem bereits so oft genannten, schrecklichen Manne etwas genauer in's Gesicht zu schauen und nachzuforschen, wer und was er denn eigentlich ist und wie er das, was er ist, geworden.

Joseph Mazzini, der Mann, dessen fluchbeladener Name mit Verrath, Mord und Aufruhr gleichbedeutend ist, ist der einzige Sohn eines sehr achtbaren, vermöglichen Elternpaares aus Genua, wo er 1808 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war der Arzt Dr. Mazzini, Professor an der Universität, ein durch Tugend und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneter Mann, ein Mann von alter Treue und ausnehmender Rechtschaffenheit und darum Allen, die ihn näher kannten, theuer und lieb. Giuseppe hatte drei Schwestern. Die eine, ein Mädchen von himmlischer Gesinnung, starb als Nonne im Kloster der Turchine in Genua. Die andere Schwester, körperlich schwach, aber geistvoll und edelgesinnt, liebte die Dichtkunst, weshalb Giuseppe ihr manchmal die ersten Versuche seiner poetischen Muse vorlas. Als auch sie starb, blieb ihm nur noch eine verheirathete Schwester. An den Eltern, besonders der noch lebenden Mutter hing Mazzini mit zärtlicher Liebe, und sein größter Schmerz in der Verbannung war es, wie er es öfters in Briefen an seine Freunde aussprach, daß er ferne von ihr leben mußte.

Wie ist nun dieser mit so großer Sorgfalt erzogene und von einem wackeren Priester in der heiligen Zucht der katholischen Kirche geleitete Jüngling in diesen Abgrund von Verruchtheit und Boshaftigkeit gerathen? Ach! daß die Jugend, besonders die studirende, es sich wohl merke! — er fiel durch Verführung und Verlockung schlimmer Cameraden. Die Hochschule, wo er die Akademie der italienischen Literatur unter dem Abbé Bertora besuchte (der ihn so sehr liebte und welcher ganz untröstlich über seine Verirrungen war), die Hochschule war das Grab seiner Religiösität und Unschuld, und nun stürzte er sich mit Leib und Seele in die geheimen Gesellschaften, deren Grundsätze er bereits im Jahre 1831 in einer an Carl Albert gerichteten Schrift und in zwei von ihm gegründeten literarischen Zeitschriften Ausdruck gab. Beide wurden bald nacheinander, „weil sein Styl zu lebhaft, seine Ideen zu kühn" seien, von der Censur unterdrückt, er selber, als 1830 die Juliumwälzung ausbrach, mit mehreren anderen Genuesen verhaftet und nach der Festung Savona abgeführt. Nach einer fünfmonatlichen Untersuchung fand ihn das Gericht unschuldig, die Polizei aber erklärte ihn für verdächtig, so daß er gewärtig sein mußte, als Mitschuldiger jeder künftigen Verschwörung betrachtet und eingekerkert zu werden. Diese sichere Aussicht trieb ihn mit racheschnaubendem Herzen in das Ausland, nach Marseille. Hier erfuhr er den unglücklichen Ausgang des Aufstandes in der Romagna, die Besetzung des Kirchenstaates durch die Oestreicher und die eiserne Strenge, mit der man die Aufständischen verfolgte. Da erließ er, den allgemeinen Unwillen über die Verfolgung der Liberalen benützend, einen

Aufruf an die italienische Jugend, gründete, ermuthigt durch die republicanische Bewegung in Frankreich, im Jahre 1832 das Journal „La giovine Italia“ — das junge Italien — und forderte in der ersten Nummer das junge Frankreich, Polen und Deutschland auf, gleich ihm und seinen Freunden, gegen Adel, Königthum, Papstthum und Vergangenheit zu Felde zu ziehen und die Aufgabe der Männer von 1793 fortzusetzen. Da die neue Zeitschrift in immer weiteren Kreisen die beabsichtigten Früchte zu erzielen nicht ermangelte, so mußte Mazzini, aus Italien, Frankreich und der Schweiz (wo er in Grenchen, Canton Solothurn, als Bürger aufgenommen worden und den Haß der Radicalen gegen die Katholiken kräftigst geschürt hatte) verbannt, endlich 1842 nach England fliehen, wo er eine Schule für italienische Handwerker und eine Zeitschrift unter dem Titel: „Apostolo popolare“ (Apostel für das Volk), später aber (um die Mitte 1847) den „internationalen Völkerbund“ errichtete, der in London sein großes Tribunal, in allen größeren Städten aber seine Specialcomitee's hatte und der Mittelpunct der Verschwörung war, deren Fäden nach Malta und Korfu und von da nach den Küsten von Calabrien und Sicilien liefen. Die Thronbesteigung Pius' IX. schien auch ihm, wie so vielen Anderen, welche den Geist dieses großen Papstes, der die Quelle seiner Reformen war, nicht recht erfaßten, eine Aussicht auf Erfolg zu bieten. In einem Schreiben vom 8. September 1847 forderte er den h. Vater auf, im Vertrauen auf ihn (Mazzini) und seine Partei, sich an die Spitze einer revolutionären Bewegung zu stellen, die, von so hoher Stelle ausgehend, unfehlbar ganz Europa bewältigen, die Italiener zu dem ersten aller Völker erheben und ihm (dem Papst) eine einzige und universale Herrschaft in Europa gründen würde. Der Brief schloß so:

„Ich schreibe Dir, weil ich Dich würdig halte, der Anfänger eines gewaltigen Unternehmens zu sein. Wenn ich bei Dir wäre, so würde ich Gott anrufen, daß er mir die Macht gebe, Dich zu überzeugen mit meinen Bewegungen, dem Tone meiner Stimme und meinen Thränen .... Glaube, heiligster Vater, an die Gefühle der Ehrfurcht und der tiefsten Hoffnungen, mit denen ich bin u. s. w.“

Wem fällt, wenn er dieß lies't, nicht jene Begebenheit ein, die sich vor nahezu 1900 Jahren in einer Wüste Palästina's zutrug, wo ein noch größerer und unheimlicherer Großmeister als Mazzini dem „Zimmermannssohne“ aus Nazareth einen ähnlichen Antrag machte, indem er ihm alle Herrlichkeiten der Welt zeigte und sprach: „dieses Alles will ich Dir geben, wenn Du vor mir niederfällst und mich anbetest!“ .... Wie antwortete aber Pius IX. dem Versucher in dem Schurzfell und mit der Maurerkelle? Er antwortete, gleich seinem göttlichen Meister: „Weg von mir, Satan!“ Er antwortete mit der Allocution vom 17. December 1847, indem er eine feierliche Verwahrung einlegte gegen Jene, die seinem Namen und seiner apostolischen Würde die Schmach anthäten, ihm die Beförderung revolutionärer Umtriebe zuzumuthen.

Im October 1847 befand sich Mazzini im strengsten Incognito in Paris und pflog hier mit Lamennais, Ledru-Rollin, Marrat, Heltemann und mit den übrigen französischen und polnischen Häuptern der Revolution geheime Verbindungen. Die Frucht derselben trat im Februar des nächstfolgenden Jahres in dem Untergang der Monarchie zu Tage. Von

Paris eilte Mazzini nach Italien, um durch seine Anwesenheit das Unternehmen, mit Beseitigung aller gekrönten Häupter, (das „Schwert Italiens" nicht ausgenommen), die ganze Halbinsel zu einer großen Republik unter der Herrschaft des Volkes zu vereinigen, nach Kräften zu fördern. Denn von einem sogenannten italienischen Staatenbunde unter einem monarchischen Bundeshaupte, mochte dieß Carl Albert oder Pius IX. sein, wollte Mazzini so wenig wissen, daß er sogar, als es sich um die Vereinigung der Lombardei mit Piemont handelte, mit dem ganzen Gewicht seiner wachsenden Popularität dagegen auftrat. L'unita e non unione, Assemblea del popolo italiano e non dieta. — Einheit, nicht Vereinigung; eine Versammlung des italienischen Volkes, kein Bundestag, — l'unita e il popolo — die Einheit und das Volk: das war das Programm Mazzini's, womit er bei jeder Gelegenheit in Wort und Schrift mit der Begeisterung und Zuversicht eines Propheten hervortrat und wodurch er auf Zuhörer und Leser eine an Zauberei grenzende Wirkung ausübte. Kaum war er in Mailand angekommen, so gab er dort zu diesem Zwecke seine Lieblingszeitung „l'Italia del popolo" (das Italien des Volkes) heraus und sorgte für deren allgemeine Verbreitung. Mittlerweile hatte sein dienstbarer Geist Beltrami, den er gleich Anfangs 1848 nach Rom abordnete, dort im Einverständniß mit Galetti, Mamiani und Campello so thätig gewirkt, daß die Absetzung des Papstes bald eine beschlossene Sache und die Flucht des Papstes Folge davon war. Als Mazzini die Nachricht davon zukam, konnte er sich nicht länger halten und mit herben Worten machte er seinen Gesellen bittere Vorwürfe, „daß sie nicht in den ersten 24 Stunden nach des Papstes Entfernung die Republik ausgerufen hätten." Nun war es also für den Altmeister selber Zeit zu kommen und er kam, wie wir bereits sahen, von der Nationalversammlung gerufen, und nachdem er auf dem Wege alle Ehren- und Freudenbezeugungen empfangen, zog er fast im Triumphe in Rom ein, und auch sein Eintritt in die constituirende Versammlung, den er mit einer schwärmerischen Lobrede auf das nunmehrige Rom des Volkes, im Gegensatze zu dem vormaligen Rom der Cäsaren und der Päpste feierte, war ein Triumph. Die Republik erkannte in ihm ihr geborenes Haupt.

Sogleich nach seiner Ankunft war Mazzini zum römischen Bürger gemacht worden; am 29. März sollte ihm eine noch höhere, ja die höchste Ehre zu Theil werden. Anstatt des bisherigen Vollziehungs-Ausschusses, den man nur scherzweise Triumvirat genannt hatte, wurde nämlich von der constituirenden Versammlung nunmehr ein wirkliches Triumvirat gesetzt, „dem die Regierung der Republik übergeben ward, mit unbeschränkter Gewalt für Alles, was der gemeinsame Krieg Italiens und die Erhaltung der Republik erheischen könnte", und die neuen, „im Namen Gottes und des Volkes" gewählten Triumvire waren Mazzini, Saffi und Armellini. Mit dieser Dreimännerherrschaft trat die Republik in ihre Blüthezeit. Was während der fünf Monate ihres Bestehens Gräuelhaftes geschehen, wie die heilige, von Jesus Christus gestiftete katholische Religion in ihren Lehren, in ihren Anstalten, in ihren Dienern, den höchsten und niedersten, in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen verhöhnt, verfolgt, mißhandelt, bis zur Vernichtung bekämpft, dagegen der

Pantheismus (die Lehre, daß der Mensch, wie alle übrigen Dinge des Weltalls, nicht ein Geschöpf Gottes, sondern eine Art Gottheit selber, folglich nicht allein sein eigener Herr, sondern auch Herr und Meister über alles Andere sei) und der daraus hervorgehende Socialismus und Communismus theoretisch durch Schriften, thatsächlich aber durch Beschlagnahme und Plünderung von Kirchen, Klöstern und Palästen, gepredigt und eingeführt wurden, wie protestantische Wortsdiener und Schulen in dem Mittelpunct der katholischen Christenheit ihren Sitz aufschlugen, wie das Heiligste verhöhnt und mit Füßen getreten ward und Mord und Unzucht, wie in den üppigsten Zeiten des Heidenthumes, die h. Stadt, die Stadt der Märtyrer und Päpste befleckten: das Alles in seinem ganzen Umfange und in der genauen Zeitfolge, wie es sich zutrug, hier zu berichten, dagegen sträubt sich unsere Feder, das würde uns auch zu weit führen. Nur auf die Mittheilung solcherlei Einzelheiten müssen und werden wir uns beschränken, woraus sich eine Vorstellung von dem Zustande Roms unter der Herrschaft der Republik im Ganzen und im Großen machen läßt.

In seiner Proclamation vom 1. Januar hatte, wie wir sahen, der h. Vater sich dahin ausgesprochen, daß, in Gemäßheit der von den allgemeinen Kirchenversammlungen gegen die unrechtmäßigen Besitzergreifer des Kirchenstaates und der Besitzungen der römischen Kirche erlassenen Bestimmungen, die Mitglieder der constituirenden Versammlung dem Banne und zwar dem größeren, von aller Gemeinschaft der Gläubigen und von der Theilnahme an allen in der Kirche hinterlegten Gnaden ausschließenden Banne verfallen seien. Der Tag, an welchem die ersten Exemplare dieser päpstlichen Excommunications-Erklärung von Gaëta nach Rom gelangten, war ein fürchterlicher, ein grauenvoller Tag. Ueberall standen Gruppen zusammen und lasen den Bannspruch. Den Schlauesten zuckte ein bitteres Lächeln um den Mund, die Wüthendsten schüttelten den Kopf, stampften auf den Boden und drohten mit ihrem Dolch dem Himmel mit lärmendem Geschrei und Fluchen. Sie wußten wohl, daß der Bann, wenn auch für sie nur eine Lappalie, für das in seiner weitaus größeren Mehrheit noch gläubige Volk wie ein Erdbeben war, das ihm den Boden unter den Füßen wanken und die Häuser über den Kopf zusammenstürzen machte. Daher ihre unbändige Wuth darüber. Daß Meister Angelo hier wieder der Leithammel sein würde, war zu erwarten. Wirklich stürmt er mit seinem dienstbaren Gesindel durch den Corso und schreit: „Da seht Ihr's, Römer! Wir sind verrathen, die Inquisition ist neuerdings aus der Hölle aufgestiegen und droht uns zu Schanden zu machen. Herbei, herbei, es geht an's Leben; sie will Alle lebendigen Leibes verbrennen. Darum Muth, Römer! Nieder mit dem Bann, Tod dem Papst, Tod den Pfaffen!" Und nun trieb man mit den vorfindlichen Exemplaren der Bannformel allen erdenklichen Unfug und den gotteslästerlichsten Spott.

Dessenungeachtet erschienen wieder und wieder aus geheimen Pressen neue Exemplare des Bannes zu Hunderten. Je mehr die Republikaner zusammenrafften, zerrissen und verbrannten, desto mehr circulirten an allen Orten und Enden. Es war ein Spaß für die Gutgesinnten, ein

Aerger und Grauen für die Schlechten, in allen Gäßchen von Trastevere, an den Thüren und Säulen mehrerer Kirchen die verhaßten Bannzettel von unsichtbarer Hand angeklebt zu sehen. Ja, gottesfürchtige Frauen hingen sie bisweilen als beredte Gewissenswecker über den Schlafstätten ihrer Ehegatten auf. Andere heißblütige Republikaner fanden dieselben, von irgend einem Spaßvogel unvermerkt hineingesteckt, in ihren Taschen, und da war es ein Hauptspaß, zu beobachten, wie solche Eisenfresser auf einmal erblaßten, wie sie sich in die Lippen bissen und wie mehr als Einem die Kniee wankten. Und nicht ohne Grund war diese Bangigkeit, denn mehr als eine Thatsache schien zu beweisen, daß, wenn der Herr in seiner Langmuth zögert, sein Strafgericht nur um so furchtbarer sein werde. Hier einige solcher Thatsachen. Ein Advocat, der den Entwurf des Decretes, wodurch die Nationalversammlung zusammenberufen wurde, gemacht hatte, starb plötzlich, vom Schlagflusse gerührt. — Ein Offizier der berüchtigten römischen Legion bediente sich, um die Excommunication als wirkungslos zu verspotten, eines unsaubern Sprichwortes, und legte, um den Sinn desselben besser zu bezeichnen, die Hand an den Kopf; noch desselben Tages stürzte er vom Pferde und zerschellte sich den Schädel. — Ein junger Mensch trat in das Kaffeehaus zur Lilie, und begehrte lachend eine Tasse Kaffee „mit der Excommunication darin." Während er den ihm gereichten Kaffee trank, sank er todt zusammen. Zudem mußte noch in frischem Angedenken sein, was sich bei Gelegenheit der Wahl für die Constituente in Orvieto zugetragen hatte. Hier mißbrauchte ein Ordenspriester die Kanzel, um zu Gunsten der Constituente gegen den h. Vater zu predigen. Nach der Predigt sank der sündhafte Sprecher an der untersten Stufe der Kanzeltreppe leblos zu Boden. — Man sollte meinen, diese Thatsachen, welche sämmtlich verbürgt sind, hätten jedes nicht völlig in Unglauben verhärtete Gemüth erschüttern müssen; nichtsdestoweniger gelang es den Volkshäuptern, durch stolze Verhöhnung nicht bloß unter ihrer Partei die etwa aufwachende Furcht vor den Gerichten Gottes niederzuhalten, sondern auch durch Sophistereien Manchen, die nicht zu ihrer Sippschaft gehörten, Zweifel an der Gültigkeit der Excommunication beizubringen. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Keckheit, List und Spitzfindigkeit, nicht anders, als wären sie bei den Jansenisten in die Schule gegangen, die römischen Zeitungsschreiber (namentlich der Contemporaneo, die Pallas, die Epoca und besonders der Monitore Romano) zu beweisen suchten, daß dieser Act des Papstes nichts Anderes als ein Mißbrauch der geistlichen Gewalt zum Vortheil der weltlichen sei. Und doch ist das Wahre an der Sache, daß der Bann sie getroffen hatte im Mark ihrer Knochen, und wenn sie gleich den Kopf hoch trugen und sich ganz unbändig geberdeten, so ist es doch ganz zuverlässig, daß jede andere Züchtigung ihnen lieber gewesen wäre als diese.

Dazu kam nun noch der in Rom bekannt gewordene Aufruf des Papstes an die katholischen Mächte zum bewaffneten Einschreiten gegen die Republik. Da sie für alles Dieses an dem Urheber selber ihr Müthchen nicht kühlen konnten, so thaten sie es zuvörderst an seinen unschuldigen — Pferden, indem ein Decret der Republik vom 18. Februar „alle Pferde der sogenannten Apostolischen Paläste und des Corps der

sogenannten Nobelgarden für den Gebrauch der Artillerie-Batterieen requirirte;" sodann an den Geistlichen, die, dem Statthalter Christi gehorsam, die Excommunications-Erklärung ihren Gläubigen von der Kanzel bekannt machten: Verbannung, Einkerkerung oder Tod war ihr unausweichliches Loos. Dazu durften die Prälaten, so wenige ihrer noch im Kirchenstaate weilten — es waren ihrer nur sechs — diesen nicht mehr verlassen, und die ihn verlassen hatten, erhielten keine Zahlung mehr aus den ihren Stellen gehörigen Fonds.

Durch diese und ähnliche Maßnahmen der Regierung (welch' letztere sich mehr und mehr als ein Willkürregiment und obendrein als völlig kraftlos zur Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, wo sie diese bisweilen auch handhaben wollte, herausstellte) eingeschüchtert, verließen nicht allein viele hohe geistliche Würdenträger, sondern auch vornehme und begüterte Privatleute und sämmtliche Fremden, so rasch sie nur konnten, die sonst so gastliche, jetzt zur Räuberhöhle gewordene Papststadt. Es war eine förmliche Auswanderung, die in demselben Maße zunahm, wie die Republik ihre wahre Natur an's Licht kehrte. Rom schien ganz entvölkert zu werden; man rechnet, daß unter Mazzini's kurzer Herrschaft an 13,000 Personen weltlichen und 1000 geistlichen Standes die Stadt verließen. Was war natürlicher, als daß Stockung der Geschäfte, Arbeits- und Verdienstlosigkeit, Armuth, Elend und Verbrechen, namentlich unter den zahllosen Arbeitsleuten, Handwerkern, Künstlern, Lakaien u. s. w., in stets drohenderem Maße zunahmen? Das Uebel war zu schreiend, als daß es der Besorgniß der Regierung entgehen konnte. Um demselben einigermaßen Einhalt zu thun, hauptsächlich aber, um dem Volke, das im Ganzen und Großen allzeit ein religiöses war, eine neue Heuchlerbinde über die Augen zu werfen und sich selbst der Kirchen zu bemächtigen, verfiel Signor Sterbini auf ein absonderliches Mittel. Er ließ in seiner Eigenschaft als Minister der öffentlichen Arbeiten nicht allein alle in Rom anwesenden Arbeitslosen aus der niedern Classe durch Ciceruacchio und seine Trabanten aufsammeln und zu öffentlichen Arbeiten verwenden, sondern befahl auch durch ein Rundschreiben an alle Aebte und Rectoren der Kirchen Roms, daß unverzüglich alle Kirchen, Gemälde, Mosaiken, Standbilder u. s. w. neu hergestellt und aufgebessert werden sollten, und zwar warum? O, der schamlosen Heuchelei! „weil", so hieß es in dem Rundschreiben, „das Jubiläum des h. Jahres (1850) herannahe und ihm (Pietro Sterbini) die Pracht und Würde des Gottesdienstes und die Majestät der erhabenen Basiliken und anderen Kirchen der Hauptstadt der katholischen Welt am Herzen liege." Und damit diese Verordnung nicht bloß auf dem Papiere bliebe, sondern hübsch zur That würde, machte Se. Excellenz unmittelbar nach Erlaß derselben in höchst eigener Person, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, ein Gefolge von Künstlern und Handwerksleuten hinter sich, die Runde durch Kirchen, Kapellen und Sacristeien und wies, allen Reclamationen der Kirchenvorstände zum Trotz, ohne Weiteres seine Leute an, auf Rechnung der Kirchenfabrik diese oder jene Arbeiten vorzunehmen. Indessen so groß auch der Eifer und die pharisäische List war, mit welcher dieser Ministerialbeschluß veröffentlicht wurde, so blieb er dennoch ohne allen Erfolg. Kaum

hatte der Stellvertreter des Cardinalvicars, Msgr. Canali, Patriarch von Constantinopel, ein bejahrter, kranker, am Rande des Grabes stehender Prälat, von diesem eigenmächtigen Eingriffe von Seiten eines verbrecherischen Ministeriums in's Heiligthum Kenntniß erhalten, als er mit bewunderungswürdigem Muthe diesen heuchlerischen Menschen die Maske abzog, die bestimmteste Protestation erließ und in der That jenes auf eine Verschmelzung der Religion mit der zügellosesten Frechheit und Gottlosigkeit abzielende Gaukelspiel vereitelte.[1])

Den entschiedensten Schritt gegen die Kirche und ihre Diener, den man übrigens bereits seit längerer Zeit erwarten konnte, that die „constituirende Versammlung" am 21. Februar: sie erklärte kurzweg „im Namen Gottes und des Volkes" alle Kirchengüter des römischen Staates für Eigenthum der Republik. So fiel das Erbgut Christi und der Armen, das durch die freiwillige Liebe der Gläubigen geschenkt, durch die Sorgfalt der Diener des Heiligthums vermehrt, durch die begründetsten und unverletzbarsten Rechte gestützt, und durch alle natürlichen, göttlichen und menschlichen Rechte gesichert war, — in einem Augenblicke, gegen alle Gerechtigkeit und Billigkeit, auf die gewaltthätigste und roheste Weise in die Hände der Feinde Christi und der Kirche. Und obwohl die Geistlichen, einer deßfallsigen Verordnung des wachsamen Vicesgerens getreu, sammt und sonders ihre Zustimmung und jedwede Betheiligung an der Ausführung jener Gewaltmaßregel versagten, so vermochten sie doch nicht zu verhindern, daß man nun gewaltsam in die gottgeweihten Stätten einbrach und Alles, sogar die geringsten Geräthe und Schmucksachen, in das Inventar eintrug. Auch die päpstlichen Paläste sollten confiscirt werden. Der Aufseher verweigerte jedoch ihre Uebergabe und erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen, wobei es denn einstweilen sein Bewenden hatte.

Am folgenden Tage (22. Februar) forderte eine Ordonnanz des Finanzministers alle Beamten der öffentlichen Cassen des Staates und alle Privatleute auf, innerhalb 8 Tagen anzuzeigen, welche und wie große Summen bei ihnen hinterlegt seien, die der todten Hand, das heißt Kirchen, Klöstern und andern frommen Anstalten im ganzen Umfange des Kirchenstaates angehören, und warnte sie, bei Strafe doppelter Bezahlung im Uebertretungsfalle, von den erwähnten Depositen Nichts an die todten Hände, denen sie angehören, zu bezahlen, sondern die Summen in die Casse der betreffenden Provinz fließen zu lassen. Und um zu verhindern, daß die so um das Ihrige gebrachten Institute je wieder in's Leben treten könnten, erklärte ein anderes Gesetz (vom 14. März), „daß die Kirchen, die religiösen Corporationen, die kirchlichen Institute unfähig seien, in irgend einer Weise und unter irgend einem Titel Etwas zu erwerben."

Durch ein Decret vom 24. Februar — man sieht, das Triumvirat feierte nicht — ward befohlen, daß die „überflüssigen" Glocken von den

[1]) Dafür und für manches Andere noch mußte Msgr. Canali denn auch nach mehrfachen Verfolgungen zuletzt zu dem Mittel greifen, als Türke verkleidet sich in das Kloster der armenischen Mönche zu flüchten, auf welchem die Fahne und der Halbmond Mahomed's aufgepflanzt waren — Zeichen, welche von den Banditen Roms mehr respektirt wurden, als das Zeichen unseres Erlösers.

Thürmen genommen und aus dem Metall Kanonen zum Dienste der Republik gegossen werden sollten. In der That kam es aber so, daß nicht bloß die überflüssigen, sondern auch die dringend nothwendigen genommen, und daß sie nicht eingeschmolzen wurden, um Kanonen daraus zu machen, sondern daß man sie stückweise an die Gießer verkaufte, um für sich Geld daraus zu machen. Und — zur ewigen Schande jener Unholde sei es gesagt — selbst die durch Kunstwerth oder geschichtliche Erinnerungen ausgezeichneten Glocken, wie jene der Basilika von S. Maria Maggiore, der Kirche des h. Philippus Neri, sowie von der Kirche del Gesu, wurden nicht verschont. Das Gold und Silber der Kirchen wurde von Amtswegen geraubt, ja selbst alles Silbergeschirr der beiden päpstlichen Paläste, auch das der Paulinischen und Sixtinischen Capellen wurde in die Münze geschleppt.

Mit gleicher Brutalität wurden Klöster und andere geistliche Gebäude ganz oder zum Theil für Civil- und Militärbehörden in Besitz genommen oder in Casernen umgewandelt. Hier nur ein paar Beispiele. In St. Andrea, dem Noviziate der Gesellschaft Jesu, lebten ganz zurückgezogen gegen 30 Jesuiten, einige sie bedienende Laienbrüder ausgenommen, lauter kranke und bejahrte Männer. Man beschränkte sie auf den kleinern Theil des Hauses und verlegte in den größern eine Abtheilung von Soldaten der Republik. Nach wenigen Wochen erhielten die Ordensmänner Befehl, das Gebäude ganz zu räumen. Nur auf die Verwendung einiger Freunde wurde ihnen gestattet, schleunigst in das Kloster der Cisterzienser überzusiedeln, und weil es hier an dem Unentbehrlichsten für sie noch fehlte, wenigstens ihre Betten und einiges andere Hausgeräthe mitzunehmen. Alles übrige Eigenthum der Jesuiten stand nämlich unter dem fürsorglichen Gewahrsam des Finanzministers der Republik!

Den Nonnen vom guten Hirten — ein Orden, der bekanntlich den Beruf hat, unglücklichen Frauenzimmern, die auf den Weg der Tugend zurückkehren wollen, eine Zufluchtsstätte zu bieten — ward (am 24. März) erklärt, daß man ihr Haus besichtigen wolle; sie weigerten sich, die Clausur zu öffnen. Gegen Mitternacht waren die Trabanten der Republik von Neuem da, sprengten die Thüren, drangen in das Innere des Klosters und befahlen den Nonnen, sich in ein anderes Kloster ihres Ordens zu begeben. Die Oberin weigerte sich standhaft, die ihr anvertrauten Büßerinnen zu verlassen. „So können Sie bleiben bis morgen, die übrigen Schwestern müssen sich sogleich entfernen.“ „Ich bleibe nicht allein“, entgegnete die muthige Frau, „einige meiner Schwestern müssen bei mir bleiben.“ Man ließ ihr drei, mit denen sie des andern Tages in einem Wagen fortgebracht wurde. Aber dießmal hatte sich die Republik übereilt. Die Nonnen vom guten Hirten waren, die Oberin, welche eine Deutsche war, ausgenommen, sämmtlich Französinnen und suchten sogleich den Schutz ihres Consuls nach. Dieser trat energisch auf, und die Republik erklärte, daß dieser ganzen Maßregel ein Mißverständniß zu Grunde gelegen. Die Nonnen vom guten Hirten kehrten somit in ihr Haus zurück.

Doch nicht bloß zu ganz gemeinem Gebrauche umgewandelt, nein, als rein überflüssig und des Platzes, wo sie standen, nicht würdig, sollten viele Gotteshäuser nach Mazzini's Vorhaben gänzlich niedergerissen wer-

den, mochten sie auch noch so werthvolle Denkmale der Kunst sein. Was lag den Vandalen der glorreichen Römischen Republik daran? Auf Kunstschätze, sowie auf den Kunst- und Heimathssinn der römischen Bevölkerung legten sie so wenig Werth, daß sie selbst den herrlichen Brunnen auf der Piazza Navona, die Fontaine Trevi, die marmornen Rosse am Quirinal, die beiden Fontainen von St. Peter und noch mehrere andere in der Kunstwelt hochberühmte Gegenstände unterminiren wollten, bloß, um dem Papstkönige, wenn er wieder nach Rom zurückkehren sollte, die Lust am Regieren zu verderben, wenn nicht gar ihm die Regierung unmöglich zu machen. Dahin zielte auch die allen Begriff übersteigende Plünderung und Verschleuderung der Finanzen ab, wie sich darüber Sterbini gelegentlich unverhohlen in folgender Weise äußerte: „Entweder kommt der Papst nach Rom zurück, oder er kommt nicht dahin zurück. Wenn das Letzte, so haben wir gezehrt und gezahlt von dem Kirchengute; wenn das Erste, so haben wir seine Regierung unmöglich gemacht." Die Soldatesca handelte correct im Geiste ihrer Befehlshaber. Sie zerschlug in den ihr überwiesenen Klostergebäuden die herrlichsten Standbilder; der eine nahm für sich einen Kopf, der andere eine Hand, und die Kunstfreunde konnten später sehen, wie sie die zerstreuten Glieder — disjecta membra — der herrlichsten Meisterwerke wieder sammeln wollten. — Ja, so weit ging die Zerstörungswuth jener Schandmenschen, daß sie, als die Franzosen nahe daran waren, ihrer Republik ein Ende zu machen, auf den teuflischen Gedanken kamen, die herrlichste Basilika der Welt, St. Peter im Vatican, zu unterminiren und in die Luft zu sprengen, ein Plan, der zweifelsohne zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht einer von den 16 Häuptlingen, die an der Spitze des Unternehmens standen, von Gewissensbissen gefoltert, den Anschlag an einen braven, characterfesten Freund verrathen hätte. Dieser theilte denselben dem französischen Gesandschaftssekretair mit, der es dann durch Drohung mit dem Zorne aller europäischen Mächte bei Mazzini dahin brachte, daß von demselben Gegenordre erging. Nicht besser, wie mit St. Peters Dom hatten sie es mit der Paulskirche vor, die auf ein Neues ein Raub der Flammen werden sollte, indem sie Feuer auf das neue Holzwerk der Decke werfen wollten, und schon waren sie mit einer Barke voll Harz, Theer und Fett auf dem Wege, als dieselbe von den Franzosen, die von der Sache durch ihre Spione Nachricht erhalten hatten, noch rechtzeitig aufgefangen wurde. Dieselben Menschen, denen die Kirchen und das Glockengeläute ein Gräuel waren, mußten natürlich einen noch größeren Haß gegen die Beichtstühle empfinden. Das gaben sie eines Tages unter anderm in der Kirche von St. Lorenzo in Lucina recht sauber zu erkennen. Es war hier das Allerheiligste ausgesetzt und der Klerus sang eben das „Tantum ergo", als Ciceruacchio, welcher der böse Geist der Triumvire war, mit einer Bande „Ohnehosen", in die Kirche stürmte. Sie warteten, stehend, mit dem Hute auf dem Kopfe, kaum bis der Segen gegeben und die Monstranz wieder eingesetzt war, dann theilten sie sich in mehrere Rotten und begannen nun den Angriff gegen die Beichtstühle unter scheußlichem Grinsen und Lärmen. Die Gläubigen, besonders die Frauen, von Furcht ergriffen, brachen in ein lautes Wehegeschrei aus,

warfen im Fliehen Stühle und Bänke zu Boden und rannten davon. Unterdessen begannen die Rasenden, Gott und die Heiligen zu lästern, unter Gelächter und schamlosem Gespötte die beichthörenden Priester nachzuäffen, indem sie sich an ihre Stelle setzten und einige öffentliche Dirnen, die ihnen gefolgt waren, einluden zu beichten, was diese auch, unter den unverschämtesten Geberden und Aeußerungen mit nie gesehener Frechheit thaten. Darnach banden sie Stricke um die Kanten der Beichtstühle, rissen sie zu Boden, schleppten sie hinaus, um sie auf dem Platze zu verbrennen oder bei dem Barricadenbau zu verwenden. Dasselbe geschah binnen 4 Stunden mit 52 Beichtstühlen. — Erfaßt uns ein Grausen, wenn wir Solches lesen, wie muß uns zu Muthe sein, wenn wir vernehmen, welch' unerhörte Frevelthat jene Cannibalen selbst am hochheiligsten Sacramente begingen, wie sie es anspieen, mit Säbelhieben zerhackt, und, unter das Futter vermischt, Pferden vorgeworfen haben!

Und — o der beispiellos unverschämten Gleißnerei — diese Menschen, die, gottvergessener als die Heiden, solche Ruchlosigkeit ungestraft unter ihren Augen verüben ließen, sie wollten gleichwohl, dem gläubigen Theil des römischen Volkes gegenüber, den Schein retten, als ob auch sie treue Söhne der Kirche wären, denen am Glanz des Cultus Etwas liege. Dazu benutzten sie die Gelegenheit der Charwoche und des Osterfestes, das in dem Jahre auf den 8. April fiel. Am h. Charfreitag war früher eine Ceremonie im Brauch gewesen, die wegen mancher Aergernisse, die dabei an heiliger Stätte verübt worden, unter Leo's XII. Regierung (1824) in Wegfall gekommen. Sie bestand darin, daß in den letzten Tagen der Charwoche gegen Abend im Sanct Petersdome ein riesig großes Kreuz beleuchtet wurde, das von der Kuppel herabhing und ein unsicheres Licht durch die weiten Räume der Säulenhallen dieses Riesentempels verbreitete. Diese Ceremonie, welche früher so viel von sich reden gemacht, sollte heuer als etwaiger Ersatz für den Wegfall der übrigen Feierlichkeiten der Charwoche auf ein Neues in Scene gesetzt werden.

Auf Befehl der republikanischen Regierung, welcher es auf ein Bißchen Scandal mehr oder weniger nicht ankam, ja, welche gerade Scandal liebte, wurde also das Kreuz wieder erhoben. Die Beleuchtung wurde veranstaltet, das Licht, welches die Gräber der Apostel an dem Tage beleuchtete, welcher den Gläubigen Christi Leiden in das Gedächtniß rief, zog die Neugierigen schaarenweise wie zu einem Schauspiele, die Ausgelassenen zu einer Art Carneval herbei. Und es wurde ein Kunstfeuerwerk mit drei Farben angezündet, um in heiligthumsschänderischer Heuchelei die politischen Symbole mit den religiösen zu vermengen. Als sodann der hehre Ostersonntag erschienen war, wollte die gottselige Republik auch ihren feierlichen Gottesdienst haben, und zwar sollte nach demselben, wie sonst vom h. Vater, so jetzt von einem Priester oder Bischof, und zwar mit dem Hochwürdigsten, von der Altane der Segen dem Volke ertheilt werden. Dieses Vorhaben war den Kanonikern der Peterskirche bekannt geworden. Um nun nicht mit den ruchlosen und excommunicirten Kirchenräubern zusammenzutreffen, hielten sie in aller Frühe ihren feierlichen Gottesdienst und verschwanden darnach Alle, sammt den Caplänen und Kirchendienern, die Sacristei leer lassend. So mußte denn in Ermangelung eines Würdigern ein Feldcaplan, Namens Spola,

der, wie man behauptet, suspendirt war, von Gavazzi und leider! auch Ventura assistirt, das Hochamt singen. Der erhabene Tempel war in seiner ganzen festlichen Pracht; es assistirten die Triumvire, (Papst Mazzini saß auf dem päpstlichen Stuhle), viele Deputirte, Bedienstete, die Clubs, die Consuln von Toscana, der Schweiz, Nordamerika und England. Nach Beendigung seiner Messe verfügte sich Abbé Spola in Prozession auf die große Loggia der Peterskirche, die mit den Nationalfarben geschmückt war. Er trug das heiligste Sacrament in Mitte der revolutionären Standarten, und segnete die in Mitte des großen Platzes knieende Menge unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute aller Glocken. Auch Dictator Mazzini zeigte sich auf der Loggia dem gehänselten Volke, welches ihn und die Republik hoch leben ließ, während die Nationalgarde ihre Mützen auf die Spitzen ihrer Bajonnette erhob und ein donnerndes Hoch — dem neuen General Sturbinetti ausbrachte. Diese festliche Mummerei war, wie der von dem Apostaten dall' Ongaro redigirte Monitore Romano sich ausdrückte, das „neue Passahfest". „Der Statthalter Christi fehlte zwar", fügt der Schreiber hinzu, „aber ohne unsere Schuld, und wenn er auch fort war, so hatten wir doch das Volk und Gott."

Zwei Tage darnach (10. April) wurden die Domherren der Peterskirche durch ein Decret des Triumvirats, „weil sie sich geweigert, am Ostertage die von der Regierung vorgeschriebene gottesdienstliche Feier zu verrichten", zu einer Geldbuße von 120 römischen Thalern für jeden Einzelnen verurtheilt. Obgleich der Constituzionale Romano, dieses unerschrockene Organ der verfassungsmäßigen päpstlichen Regierung, schon am folgenden Tage nachwies, daß das Capitel keineswegs ermangelt habe, den Gottesdienst mit der gewöhnlichen Feierlichkeit am h. Osterfeste im Vatican zu halten, sondern daß nur seine Gegenwart bei einer gottesdienstlichen Verrichtung vermißt worden, der beizuwohnen es von Niemand aufgefordert worden war, der es aber auch, wenn die Aufforderung ergangen wäre, weder beiwohnen konnte, noch durfte, mußten die ehrenwerthen Domherren dennoch die ungerechte Strafe zahlen. Die Strafe galt aber nebenbei einem andern großen Verbrechen, dessen die besagten Domherren sich früher schon schuldig gemacht, nämlich ihrer Weigerung, zur Danksagung für das Gottesgeschenk der Republik den Ambrosianischen Lobgesang zu singen! Diese Strafe war indessen nur geringfügig im Vergleich zu derjenigen, welche der Propst der Kathedralkirche von Sinigaglia, der Heimathstadt des h. Vaters, wegen desselben Verbrechens erleiden mußte: der würdige Prälat wurde nämlich (am 21. März) ermordet. Und doch hatten diese Ehrenmänner allesammt aus Gewissensgründen nichts Anderes gethan, als eben das, was aus natürlichem Anstandsgefühl alle Machthaber der civilisirten Welt, selbst das dem Papstthum so feindselige England, gethan hatten: sie verweigerten Alle, nicht einer ausgenommen, der Republik Mazzini's, so viele Mühe man sich auch darum gegeben hatte, ihre Anerkennung. Und — was als eine Ironie des Schicksals oder vielmehr als eine gerechte Wiedervergeltung von Oben jedem Unbefangenen in die Augen fallen muß: einem republicanischen Volke, einer Republik und zwar der von der römischen, „im Namen des

Volks" mit so schwärmerischem Jubel begrüßten französischen Republik fiel die ruhmreiche Aufgabe zu, ihrer Afterschwester an der Tiber den Garaus zu machen.

So erhob sich ein Volk gegen gegen ein anderes, ja alle Völker Ein Volk für den erhabenen Verbannten von Gaëta. Die constituirende Versammlung der römischen Republik hatte in ihrem unter dem Datum des 2. März 1849 an alle Völker gerichteten Schreiben unter Anderem gesagt: „Das Volk hat gewollt. Wer ist über das Volk?" Wohlan, alle Völker im Einklange mit dem französischen haben gewollt, daß Pius IX. nach Rom zurückkehren solle als unabhängiger Souverän, und daß die römische Republik in den Morast zurücksinken solle, aus dem sie sich erhoben hatte. Wer ist über alle Völker?

Doch kehren wir hier auf eine Weile der schmachbedeckten, sogenannten Republik den Rücken, um den Faden ihres weiteren Verlaufes erst da wieder aufzunehmen, wo sie sich zum Kampfe auf Leben und Tod gegen Frankreichs Befreiungsheer anschickt, und wenden wir indessen unsere ganze Aufmerksamkeit dem apostolischen Dulder in der kleinen neapolitanischen Grenzfestung und seinem vom Geiste Gottes geleiteten Thun und Schaffen im Großen wie im Kleinen zu.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Wie in Pius IX. die Liebe und Verehrung Mariä mit den Jahren zugenommen: ein Beweis dafür das Rundschreiben vom 2. Februar 1849 aus Gaëta. — Der Papst ruft, da kein anderer Ausweg zur Rettung Roms ihm übrig bleibt, die Hülfe der katholischen Mächte an. — Auszug aus dem betreffenden Aufruf Antonelli's vom 16. Februar 1849. — Conferenzen der Bevollmächtigten, die als einziges Auskunftsmittel den Krieg gegen die römische Republik beschließen. — War denn der Krieg nicht ein allzu hoher Preis für die Wiedereinsetzung des Papstes als Landesherrn? — Als Antwort darauf eine kurze Belehrung über Ursprung und Bedeutung der weltlichen Gewalt der Päpste als Souveräne über den Kirchenstaat.

Aus den ersten Blättern dieses Buches ersahen wir, wie Johannes Maria Mastai Ferretti, nun Papst Pius IX., mit der Muttermilch bereits die Liebe und Verehrung zu Maria, der Jungfrau, eingesogen. Diese Liebe und Verehrung nahm in ihm mit den Jahren zu. Maria verdankte er, wie er selber oftmals geäußert, die Gnade der Berufung zum Priesterstande und die dazu erforderliche Gesundheit. Im Waisenhause Tata Giovanni, in den Pampaswüsten Chili's, in dem apostolischen Hospiz San Michele a ripa und zumal auf den Bischofsstühlen von Spoleto und Imola erglänzten die Andacht und der Eifer zu Maria mit jedem Tage in hellerem Lichte. Besonders ein Ehrenvorzug seiner geliebten Herrin war es, der ihm vor allen andern ihrer vielen Vorzüge am Herzen lag und der bislang doch nur noch als fromme Meinung in der Kirche gegolten, obwohl er 1800 Jahre hindurch erkannt, anerkannt und geglaubt, von keinem der seitherigen 258 Päpste in Zweifel gezogen, aber auch noch von keinem derselben als Glaubenssatz ausgesprochen worden war — der Ehrenvorzug nämlich der unbefleckten Empfängniß Mariä im Schooße ihrer h. Mutter Anna. Es war dieses von jeher ein Lieblingsgegenstand seiner Canzelvorträge, und seitdem er auf dem Stuhl Petri saß, war die förmliche und feierliche Anerkennung dieses hehren Geheimnisses von Seiten der gesammten Christenheit für ihn eine Herzensangelegenheit. Dazu kam der allseitige Wunsch und das unablässige

Drängen der Edelsten und Besten, diese Angelegenheit endlich bereiniget zu sehen. So richtete denn Pius IX., während alle Staaten Europa's in Gischt und Gährung brandeten und Geschützesdonner überall erdröhnte, in jener Vollgewalt, die Gottes Sohn ihm verliehen, an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der ganzen katholischen Welt jenes berühmte, aus Gaëta vom 2. Februar, dem Feste der Reinigung Mariä, datirte Rundschreiben, welches anhebt mit den Worten: Ubi primum. In dieser Encyclica erinnert der Papst zunächst an die Bitten, welche schon an seine Vorgänger und dann auch an ihn von Bischöfen, Domcapiteln und Ordensfamilien gelangt seien, daß in der h. Liturgie und insbesondere in der Präfation der Messe von der Empfängniß der allerseligsten Jungfrau das Wort Immaculatam, die Unbefleckte, eingeschaltet und öffentlich gesprochen und gesungen werden dürfe, und wie ferner sehr viele Bischöfe sich an seinen Vorgänger und an ihn mit der Bitte wendeten, die unbefleckte Empfängniß Mariens als Lehre der katholischen Kirche festzustellen.

Der Papst weist sodann auf die gelehrten Werke hin, in welchen Männer, die durch Talent, Tugend, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hervorragten, jene fromme Meinung so überzeugend darstellten, daß Viele sich wunderten, warum die Kirche und der Apostolische Stuhl der allerseligsten Jungfrau die Ehre noch nicht zuerkenne, was doch von der gemeinsamen Frömmigkeit der Gläubigen so sehr ersehnt werde. Ihm, der von Kindheit an der heiligsten Jungfrau mit besonderer Verehrung zugethan, seien diese Kundgebungen außerordentlich lieb gewesen und ein Sporn für ihn, die in Rede stehende Angelegenheit in noch ernstere Erwägung zu ziehen. Dazu dränge ihn ganz vorzugsweise die Noth der Zeit und die Hoffnung, durch Maria, die allzeit treue Helferin der Christen, daraus erlöset zu werden. Darnach theilt der Papst den Bischöfen mit, daß er eine besondere Congregation von Cardinälen, frommen Geistlichen und ausgezeichneten Gottesgelehrten niedergesetzt habe, um diese hochwichtige Angelegenheit nach allen Seiten sorgfältig zu prüfen und Ihm ihr Gutachten mitzutheilen, und fordert sie auf, nach ihrer besten Einsicht und nach ihrem Gutdünken öffentliche Gebete in ihrer Diöcese anzuordnen. Hierauf ertheilt Pius IX. den Bischöfen die Erlaubniß, in ihren Diöcesen den Geistlichen die Abbetung neuer besonderer Tagzeiten zur Empfängniß der allerseligsten Jungfrau, welche bereits der römische Klerus bete, gleichfalls zu gestatten, und schließt mit dem Apostolischen Segen.

Im Laufe der auf diese Encyclica folgenden fünf Jahre liefen nach und nach die erbetenen Antworten der Bischöfe in Rom ein, in deren Folge jener große, feierliche, kirchliche Act Statt hatte, von welchem wir zu seiner Zeit und an seinem Orte das Weitere melden werden.

An demselben Muttergottesfeste, wo die oben erwähnte päpstliche Encyclica ihren Rundlauf begann, sah Gaëta eine Feier, wie es wohl nie eine gesehen. Der h. Vater wohnte nach der h. Messe, die er unter Assistenz zweier Cardinäle feierte, in Gegenwart des Königs und der königlichen Familie der Veröffentlichung eines Decretes der Congregation der Riten bei, welches erklärte, daß die heldenmüthigen Tugenden des ehrwürdigen Dieners Gottes, Anton Maria Zaccaria, Gründers des

Barnabiten-Ordens, keinem Zweifel unterliegen, wodurch der Prozeß der Seligsprechung desselben um einen bedeutenden Schritt seinem Ziele näher gerückt wurde. Nach Verlesung dieses Actenstückes sprach Pater Varenna, der Generalprocurator der Barnabiten, Namens der Genossenschaft Sr. Heiligkeit den Dank dafür aus, worauf der Papst etwa in folgender Weise antwortete: Es freue ihn allemal und erfülle ihn mit Vertrauen in die Zukunft, so oft er Versammlungen dieser Art beiwohne. Er schöpfe daraus jedesmal auf's Neue die Ueberzeugung und das Vertrauen, daß der Herr auch in schlimmen Zeiten wie diese seinen Weinberg nicht verlasse, sondern Diener sende, wie der Obengenannte, brav und treu, die der Aufklärung und dem Unterrichte der Völker sich widmen, um die Krankheit von ihnen zu entfernen, die täglich sich auszubreiten strebt zu ihrem großen Schaden, ihrer großen Gefahr. Der Stolz, die Auflehnung gegen jede Unterordnung und die bei Manchen unverschämte Leidenschaft, zu befehlen und zu beherrschen, bereiten ein viel drückenderes und viel verderblicheres Joch, als was man zerstören wollte . . . . Das wirksamste Mittel gegen jene Krankheit sei das demüthige Gebet, das vom häuslichen Dach der Familie ausgeht und sich dann entfaltet unter den Gewölben des Hauses Gottes. Besonders rührend sind die Schlußworte:

„O Rom! Rom! Gott ist mein Zeuge, an jedem Tage erhebe ich meine Stimme zu dem Herrn und bete, flehend hingestreckt, zu ihm mit Inbrunst, daß er die Geißel abwende, die dich verwüstet und die täglich schwerer auf Dir lastet. Ich bete zu ihm, er möge den Einflüsterungen der verderblichsten Lehren Einhalt thun und von deinen Mauern und vom ganzen Staate die Verführer entfernen, die den Namen des Volkes mißbrauchen. Ingleichen bete ich zu ihm, daß er den König hier und die königliche Familie und dieses Reich schirme und bewahre vor der allgemeinen Erschütterung; er verdient es durch seine Frömmigkeit, das Volk durch seinen Glauben."

Bei der unaussprechlichen Liebe, die, wie eben wieder das obige Gebet beweist, Pius IX. für Rom im Herzen trug, läßt sich begreifen, was sein Herz empfinden mußte bei der Kunde von den Freveltaten, die mit jedem Tage sich häuften, von dem Druck, worunter die friedliebenden Bürger, die ihre Stadt, ihr Eigenthum und ihr Leben der Gnade gesetzloser Elenden preisgegeben sahen, seufzten und von ihrem Verlangen, ihren gütigen und wohlwollenden Herrscher wieder in ihre Stadt zurückkehren zu sehen — in die unglückliche Stadt, wo Handel und Gewerbe darniederlagen, wo die Hoffnung auf Beschäftigung geschwunden, und in Folge des in Cours gesetzten, werthlosen Papiergeldes der Credit erschüttert war, wo Miethwohnungen und Gasthöfe leer standen und in den Straßen eine müßige, darbende und verzweifelnde Volksmenge sich umher trieb! Ach! was konnte der h. Vater zur Abhülfe dieses Elendes thun? Sollte er vielleicht ohne Begleitung in die Gefangenschaft, der er fast durch ein Wunder entronnen war, zurückkehren und seine geheiligte Person der Laune eines Pöbels, der durch Müßiggang, Aufruhrscenen und Verbrechen ganz verthiert war, oder der Gnade von Männern anvertrauen, welche seit dem ersten Augenblicke ihrer Begnadigung nur auf seinen Sturz gesonnen hatten? Da wäre vielleicht Gefangenschaft in einem Kerker der Engelsburg, vielleicht Schlimmeres noch sein Loos gewesen.

Es blieb daher dem h. Vater nach weiser Ueberlegung nichts Anderes übrig als ein Appell an die großen katholischen Mächte und ein Gesuch an sie um bewaffnete Beihülfe. Dieß geschah denn auch in Folge eines im Consistorium vom 7. Februar gefaßten Beschlusses durch den Cardinal Pro-Staatssecretär Antonelli in einer trefflich abgefaßten eindringlichen Note, welche aus Gaëta vom 18. Februar 1849 datirt ist. Es wurden darin alle vom Papste gewährten Zugeständnisse und Verbesserungen aufgezählt, und die manchfachen Umtriebe und Ränke nachgewiesen, welche seine Bemühungen vereitelt und bewirkt hatten, daß das beabsichtigte Gute in das Gegentheil umgeschlagen war.

„Die Aufruhrmänner — so heißt es u. A. darin — hatten die ungerechtesten Unterschleife begangen, um ihre Helfershelfer zu belohnen, und ehrliche und gottesfürchtige Männer zu entfernen; sie hatten mehrere Meuchelmorde angestiftet, hatten Aufruhr, Irreligion und Unsittlichkeit begünstigt, hatten die unerfahrene Jugend verführt und die Stätten entweiht, die zur öffentlichen Gottesverehrung bestimmt waren, indem sie dieselben zu Tummelplätzen einer ausgelassenen, aus entlaufenen Sträflingen und auswärtigen Verbrechern bestehenden Soldatesca herabwürdigten. Durch alle diese Schandthaten wollten die Revolutionsmänner die Hauptstadt der katholischen Welt, den Sitz des h. Vaters, in einen Pfuhl der Gottlosigkeit verwandeln. Sie wollten wo möglich jede Erinnerung an die Souveränetät Desjenigen auslöschen, der von der Vorsehung bestellt ist, die allgemeine Kirche zu regieren, und der, gerade um seine Autorität über die ganze Welt frei und unabhängig auszuüben zu können, den Kirchenstaat als Erbtheil überkommen hat. Beim Anblick dieser Verwüstungen und Mordthaten konnte der h. Vater nur den tiefsten Schmerz empfinden und mußte weinend das Geschick seiner treu gebliebenen Unterthanen beklagen, welche ihn um Hülfe und Errettung aus der schmählichsten Tyrannei anflehten .....

Das sogenannte Grundgesetz — also fährt Antonelli fort — welches die römische constituirende Versammlung am 9. Februar erlassen hat, ist ein Act der schwärzesten Empörung und der schmählichsten Gottlosigkeit. Es erklärt insbesondere, daß der Papst factisch und rechtlich des weltlichen Thrones des römischen Staates entsetzt und daß die Republik eingeführt sei. Es verfügt ferner die Confiscation der Kirchengüter. Der h. Vater, welcher seine Würde als Papst und regierender Fürst dadurch gekränkt fühlt, protestirt vor allen Monarchen, vor allen Nationen und vor den Katholiken der ganzen Welt gegen diese gottlosen Anmaßungen und gegen einen Act der Gewalt, der ihn seiner geheiligten und unverletzlichen Rechte beraubt. Wird dieser Lage der Dinge nicht bald ein Ende gemacht, so wird die Hülfe zu spät kommen und der Kirchenstaat, der gegenwärtig eine Beute seiner grimmigsten Feinde ist, ganz ruinirt sein.

Der Papst — so lautet der Schluß — hat jetzt alle Mittel, die in seiner Macht standen, erschöpft. Durchdrungen von seiner Verpflichtung gegen die katholische Welt, das Erbgut der Kirche und die damit verknüpfte Souveränetät unverletzt zu bewahren, weil Beide unerläßlich sind, um seine Freiheit und Selbstständigkeit als Oberhaupt der Kirche aufrecht zu halten — tief bewegt durch das Flehen seiner getreuen Unterthanen, welche laut um Hülfe und Befreiung von dem unerträglich gewordenen Joche der Tyrannei rufen — wendet sich daher der h. Vater vertrauensvoll an die fremden Regierungen, insbesondere an diejenigen katholischen Mächte, welche so edelmüthig und rühmlich ihren festen Entschluß kund gegeben haben, seine gerechte Sache zu vertheidigen. Er hegt das Vertrauen, daß sie miteinander wetteifern werden, durch ihre moralische Intervention ihn wieder auf den päpstlichen Thron zu setzen und in die Hauptstadt seiner Staaten zurückzuführen, welche Letztere aus frommer Gesinnung zu seiner freien und unabhängigen Existenz ihm angewiesen und durch die Verträge, welche die Grundlage des Europäischen Völkerrechts bilden, ihm garantirt worden sind.

Da Oestreich, Frankreich, Spanien und das Königreich beider Sicilien durch ihre geographische Lage am Kräftigsten mitwirken können, im Kirchenstaate die Ordnung, welche durch eine Bande von Sectirern gestört worden ist, wieder herzustellen, so appellirt der h. Vater an das religiöse Gefühl dieser mit Macht ausgerüsteten

Söhne der Kirche und bittet mit vollem Vertrauen auf ihre bewaffnete Intervention, um den römischen Staat von dieser Empörerbande zu säubern, welche sich mit allen Verbrechen befleckt und den drückendsten Despotismus ausgeübt hat."

Diesem Aufrufe, zu welchem Pius IX. nur mit widerstrebendem Herzen sich entschloß, den aber der Wahnsinn seiner Feinde zu einer Nothwendigkeit machte, entsprachen die katholischen Mächte mit edelmüthiger Schnelligkeit und kindlichem Glaubenseifer. Unverzüglich statteten sie ihre Stellvertreter in Gaëta mit Vollmachten aus, um im Einvernehmen mit dem h. Stuhle die wichtige Frage zu erörtern, ob die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes auf friedlichem Wege zu erwirken sei. Nach einer reiflichen Prüfung erkannte man, daß dieses unmöglich, und die Gesandten berichteten demgemäß an ihre Höfe, daß nur der Krieg dem Unwesen in Rom ein Ende machen und die päpstliche Autorität daselbst wieder herstellen könne.

Also Krieg — könnte Einer hier denken — Krieg mit allen davon unzertrennlichen Gräueln und Schrecknissen um den Wiedergewinn der weltlichen Herrschaft des Papstthums! Ist das nicht ein allzu theurer Preis? Ist denn diese weltliche Herrschaft von solchem Belange für das Papstthum und die Kirche, daß Tausende von Menschenleben aufgeopfert, Ströme Blutes vergossen werden müssen, um dieselbe aufrecht zu erhalten, wenn sie bedroht, oder sie wieder zu erobern, wenn sie verloren war? Als Antwort hierauf vernimm, freundlicher Leser, folgende kurze Belehrung über Ursprung und Bedeutung des Kirchenstaates.

Der Kirchenstaat, d. h. der Theil Italiens, über den der Papst rechtmäßiger Herrscher, Gebieter und Souverän ist, bildete sich bereits unter der Herrschaft der griechischen Kaiser nach Justinian, d. h. im 6. und 7. Jahrhundert, bestand aber damals nur aus Rom. Die schwachen Byzantiner nämlich (so hießen die griechischen Kaiser von ihrer Residenzstadt Byzanz, dem späteren Constantinopel) waren theils zu ohnmächtig, theils zu fahrlässig, um Rom und ihre übrigen Besitzungen in Italien (das Exarchat) gegen den Andrang der Barbaren, zumal der Longobarden zu beschützen. Sie überließen dieß den Päpsten, die dadurch thatsächlich die Retter und auch die Herren eines großen Theiles von Mittel-Italien wurden, obgleich sowohl die Päpste wie die Römer noch den griechischen Kaiser als ihren Landesherrn anerkannten und bei ihm Schutz gegen die Longobarden suchten, die das Gebiet von Rom ärger als je bedrängten. Erst als alle Gesandschaften nach Constantinopel erfolglos blieben, erst als Papst Stephanus II. (III.) vergebens 20 Priester nach Pavia gesandt hatte, den Longobardenkönig Desiderius auf den Knieen zu bitten, er möge doch der ehrwürdigen Stadt schonen, reisete der Papst selber (753) zu Pipin, dem neuen Könige der Franken, ihn um Hülfe zu bitten gegen die Longobarden. Da rückte Pipin, der Kleine, über die Alpen und entriß in zwei Feldzügen (754 und 755) den Longobarden Alles wieder, was sie den Römern weggenommen hatten, und schenkte diese Landschaften dem Papste als Lehen. Freilich protestirte der griechische Kaiser (Constantin Kopronymus), aber Pipin antwortete ihm, er habe nicht für den Kaiser in Constantinopel erobert, sondern für den h. Apostel Petrus und zur Vergebung seiner Sünden. Dabei hatte es

sein Bewenden: Constantin war in der Folge dem Könige Pipin so wenig gram, daß er ihm (755) eine Orgel zum Geschenke sandte, die damals eben erfunden war. Pipin's Sohn, Carlmann, bestätigte die von seinem Vater ausgestellte Urkunde, in welcher er Ravenna mit dem Exarchate und die übrigen Städte, welche die Longobarden seit Luitprand erobert hatten, dem h. Stuhle übergab, und fügte zu den Vergabungen noch die Mark Ancona hinzu. Es war dieser Act (nach allen gleichzeitigen Schriftstellern) eine Zurückerstattung und Schenkung zugleich. Seit dieser Zeit war der Papst nicht mehr Unterthan des griechischen Kaisers, sondern selbstständiger Gebieter eines Landes. Carl der Große, des Vorgenannten Bruder, bestätigte die Schenkung seines Vaters und fügte (787) noch einige Districte im Herzogthum Benevent und in Toscana (Tuscien) hinzu und soll am Tage seiner Kaiserkrönung (25. December 800) eine förmliche Urkunde der erweiterten Schenkung auf St. Peters Grab niedergelegt haben. Durch Gregor VII. und seine nächsten Nachfolger, welche die Kirche von den weltlichen Fesseln frei und unabhängig machten, wurden auch die päpstlichen Besitzungen nicht nur in Unteritalien erweitert, sondern auch in Toscana und am Po durch die Erwerbung der reichen mathildischen Güter, welche die Markgräfin Mathildis in ihrem Testamente (1116) dem römischen Stuhle vermachte.

Wie man sieht, war die Stadt Rom in alle diese Schenkungen nicht namentlich einbegriffen. Juristisch — dem Gesetzesbuchstaben nach — stand es noch unter dem Kaiser, thatsächlich aber bereits lange, wie wir sahen, unter dem Papste, dem es übrigens ausdrücklich als Besitzthum zufiel durch einen Schenkungsact, welchen Ludwig der Fromme im Jahre 817 den Gesandten Paschalis' I. machte und den er in einem zu Aachen gehaltenen Convent sammt den von Pipin und Carl dem Großen der Kirche gemachten Schenkungen bestätigte. Daß der Papst wirklich als Herrn der Stadt sich ansah und als solcher auch anerkannt wurde, beweis't unter Anderm schon der Umstand, daß nach dem großen Brande Roms unter Leo IV. (852) dieser den abgebrannten Theil wieder aufbauen ließ, woher dieser Theil speciell den Namen Leo's Stadt erhielt. Zwar blieben auch seitdem die Päpste nicht im ungestörten Besitze Roms; von Zeit zu Zeit auftauchende republicanische Bestrebungen und die Eifersucht mächtiger Adelsparteien, sodann die deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause (936—1024) machten ihnen die Oberherrschaft über Rom streitig, und ein Pfalzgraf übte die kaiserlichen Rechte aus, bis endlich Innocenz III. vom deutschen Kaiser, Friedrich II., um 1215 auch die Souveränetät über Rom erlangte. Philipp der Kühne von Frankreich schenkte dem Papste die Grafschaft Venaissin (1273). Fünf Jahre später wurden von dem römischen Könige Rudolph von Habsburg alle Länder, worauf der Papst Anspruch machte, von Neuem der römischen Kirche bestätigt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwarb Clemens VI. durch Ankauf eine andere französische Besitzung, nämlich Avignon, wo die Päpste, durch Unruhen und Empörungen von ihrer Hauptstadt ferne gehalten, fast 70 Jahre hindurch in schmachvoller Abhängigkeit vom französischen Hofe ihren Sitz hatten.

Wie um den Besitz von Rom, so hat es den Päpsten im Laufe

der Jahrhunderte oft auch große Mühe gekostet, sich im Besitze ihrer übrigen Angehörigkeiten zu erhalten, oder die in den Kriegsstürmen verloren gegangenen wieder zu erlangen. Und daß sie dieß thaten, daß sie, was Gott ihnen so zu sagen in den Schooß geworfen, als Gottesgabe in Ehren hielten und gegen Raub und Frevel zu schützen oder das Geraubte mit allen erlaubten Mitteln wieder zu erlangen suchten, wer mag es ihnen verdenken? Nach und nach wurde es aber ihnen auch möglich, so manche der ihnen zustehenden Ansprüche durchzuführen und einzelne erledigte Lehne wieder einzuziehen. So unterwarf sich Julius II. im Jahre 1512 Bologna, das zum Kirchenstaate gehörig, ungerechter Weise von seinem Vorgänger unrühmlichen Andenkens davon abgetrennt worden war; so erwarben die nachfolgenden Päpste bis zum Jahre 1649 noch andere der Kirche zugehörige Gebietstheile für dieselbe zurück.

In der französischen Revolution gingen Avignon und Venaissin an Frankreich verloren; Romagna, Bologna und Ferrara kamen an die cisalpinische Republik. Pius VII. verlor, wie wir im Früheren gesehen, 1808 die vier am adriatischen Meere gelegenen Delegationen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino, die an das Königreich Italien abgetreten werden mußten, und der Kirchenstaat blieb auf das Gebiet von Rom beschränkt. Im folgenden Jahre wurde er durch ein Decret des Kaisers Napoleon's I. ganz vernichtet und mit Frankreich vereinigt. Allein diese Vereinigung war nicht von langer Dauer. Die Rache des Ewigen ereilte den Länderräuber, den Frevler, der es sogar gewagt, an den Gesalbten des Herrn Hand anzulegen: sein Reich stürzte gleich dem eines Nabuchodonosor zusammen. Durch die Wiener Schlußacte (9. Juni 1815) erfolgte die Wiederherstellung des Kirchenstaates und zwar unter der Souveränetät des Papstes. Durch das Gesetz vom 5. Juli wurde der Kirchenstaat in 20 Provinzen eingetheilt: in die Comarca oder Presidenza di Roma, sechs Legationen (Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, Urbino mit Pesaro, Velletri) und dreizehn Delegationen (Ancona, Ascoli, Benevento, Camerino, Civita-Vecchia, Fermo, Frosinone, Macerata, Orvieto, Perugia, Rieti, Spoleto und Viterbo.[1])

Das ist der Kirchenstaat mit seinen beinahe 3 Millionen Einwohnern auf 748 Quadratmeilen, so entstand er und mit ihm die weltliche Souveränetät der Päpste, und so ward er wiedergewonnen. Sowohl in der Art, wie er entstand, als wie er erhalten und wiedergewonnen ward, ist ein Weben und Wirken der göttlichen Vorsehung unverkennbar; denn die Päpste gelangten, wie wir sahen, in den Besitz des größten Theiles dieses Ländergebietes und der weltlichen Herrschaft darüber, ohne daran zu denken, ohne es zu wollen, ja, man kann wohl sagen, trotz ihres drei Jahrhunderte langen Widerstandes, rein durch göttliche Fügung, wenn wir anders nicht den blinden Zufall, sondern ein geistiges Prinzip, einen höheren Willen als Lenker der Geschicke der Welt und der Menschheit gelten lassen. Und wie sie durch göttliche Fügung in den Besitz des

[1]) Ausführlicher über den Kirchenstaat handelt das Buch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt oder die weltliche Papstgewalt weder mit dem Evangelium, noch mit der social-politischen Weltordnung in Widerspruch.“ Zwölf Abendunterhaltungen von Dr. H. G. Rütjes. Emmerich. J. L. Romen'sche Buchhandlung. 1863.

Kirchenstaates gelangten, so blieben sie in ihrem Besitze, und blieben darin länger als irgend ein anderes Königthum in Europa. Elfhundert Jahre sind darüber hinweggegangen. Gewaltige Reiche sind ringsum zusammengebrochen, mächtige Herrscherfamilien, unter ihnen die feindseligsten und verfolgungssüchtigsten gegen die Päpste, z. B. das gesammte Geschlecht der Hohenstaufen, sind gestürzt, Regierungsformen umgeändert worden, aber unter allen diesen großartigen, welterschütternden Ereignissen ist die weltliche Herrschaft der Päpste stehen geblieben! Und wer schützte sie? Etwa sie sich selber durch gewaltige, furchteinflößende Kriegsheere und ungeheure, von mörderischem Kriegszeug strotzende Arsenale? O, keineswegs! Die Päpste, weil an erster Stelle geistliche Fürsten, Priester, verstehen sich auf Waffen und Waffenführung wenig, und woher sollten sie bei der geringen Unterthanenzahl auch die Mittel zur Beschaffung und Unterhaltung großer, stehender Heere nehmen? Wer schützte denn, wer hielt denn, allen Welterschütterungen und den grimmigsten Anfeindungen zum Trotz, ihre weltliche Herrschaft aufrecht? Wer nicht staarblind und voreingenommen ist, wird antworten: die göttliche Vorsehung that das und sie that es theils dadurch, daß sie den Fürsten und Völkern eine heilige, ehrfurchtsvolle Scheu vor dem geistlichen Ansehen und der Macht der Päpste einflößte und sie so von Schädigung derselben abhielt, theils dadurch, daß sie, wenn sie geschädiget waren, die einheimischen schwachen Kräfte wunderbar zum Siege stärkte, wie dieß in den Seeschlachten gegen die Saracenen bei Ostia (849) und bei Lepanto (1571), geschah, oder aber Fürsten und Völker wie durch eine geheimnißvolle Macht zum Beistande derselben in die Schranken rief — wie dieß im achten und neunten Jahrhundert die fränkischen Könige, im neunzehnten Jahrhundert die Fürsten des Wiener Congresses und in neuester Zeit die französische Republik und der Kaiser der Franzosen beweisen, welcher letztere namentlich gegen Lust und Willen, lediglich durch eine höhere Macht gezwungen, dem Thron der Päpste seine Stütze lieh. [1])

Aber warum, wird man fragen, warum nimmt die göttliche Vorsehung denn mit so besonderer Vorliebe sich der weltlichen Herrschaft der Päpste an? Antwort. Hauptsächlich darum, weil die zeitliche Souveränetät des Papstes und seine Unabhängigkeit von jeder Regierung nothwendig ist, um die Väterlichkeit seines Apostelamtes frei ausüben zu können, und vor Allem, damit diese Ausübung „frei erscheine" in seinen Handlungen und in den Augen Aller.

Von welch' hoher Bedeutung für das Gesammtwohl der Kirche der Kirchenstaat in dieser Beziehung sei, dafür bietet der oben angedeutete, beinahe 70jährige Aufenthalt der Päpste in Avignon (sehr bezeichnend die babylonische Gefangenschaft der Päpste genannt) eine lehrreiche Erfahrung. Wurde in dieser Stadt, die doch den Päpsten angehörte, das freie Regiment der Päpste durch die Nachbarschaft der Könige Frankreichs

---

[1]) Diese Stütze entzog ihm Napoleon III. zufolge einer geheimen Zusammenkunft, die er am 2. September 1860 mit Farini hatte, um den Raub am Papste zu berathen. Gerade 10 Jahre später, am 2. September 1870, hatte der französische Kaiser wieder eine Zusammenkunft, nämlich mit dem Könige von Preußen bei Sedan, um sich ihm sammt seiner Armee gefangen zu geben. S. weiter unten.

auf eine so unheilbringende, tolle Weise gefährdet und geschädiget: um wie viel mehr müßte die Freiheit der Kirche in Frage gestellt sein, wenn der Papst innerhalb des Ländergebietes eines weltlichen Fürsten in der Weise wohnte, daß er diesem unterthan wäre. Ueberdieß gewährt der Kirchenstaat die Mittel zur Bestreitung einer Menge von Ausgaben für kirchliche Bedürfnisse, welche der gesammten Kirche zu Gute kommen, und andernfalls von den katholischen Fürsten und Völkern getragen werden müssen, wie dieß vor der Gründung des Kirchenstaates der Fall war, und wie es eben seit der Beraubung des h. Vaters durch die römische Republik im Jahre 1848 und mehr noch seit der Beraubung desselben durch die Piemontesen vom Jahre 1859 an bis auf heute der Fall ist.

Aus dem Obengesagten ist es schon einleuchtend, daß der Kirchenstaat nicht sowohl das Eigenthum der Päpste, als vielmehr der Kirche, d. h. der gesammten katholischen Christenheit ist. Demgemäß hat denn auch vor mehr denn 400 Jahren eine allgemeine Kirchenversammlung, eine der glänzendsten und zahlreichsten, die je über kirchliche Angelegenheiten zu entscheiden hatten, und wo nach Nationen, der deutschen, englischen, französischen, italienischen und spanischen — zusammen 18,000 Geistlichen — abgestimmt wurde, das Concil von Constanz (1414) den Kirchenstaat thatsächlich dadurch als Eigenthum der gesammten Kirche erklärt, daß es, während drei aus der rechten kirchlichen Gemeinschaft herausgetretene, Gott nicht im Herzen tragende Päpste die kirchliche Einheit zerrütteten, und während kein allgemein anerkanntes Cardinalcollegium vorhanden war, selbst den Kirchenstaat verwaltete.

Uebrigens legen auch gewichtvolle weltliche, selbst nicht katholische Stimmen Zeugniß für das gute Recht der Päpste auf den Kirchenstaat und für dessen Nothwendigkeit im Interesse der politischen und sittlichen Weltordnung ab. So sagt unter Anderen Johannes von Müller in seinen „Reisen der Päpste": „Wenn die Natürlichkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden."

Carl A. Menzel in seiner „Geschichte der Deutschen" sagt: „Die Gerechtigkeit der (Pipin'schen) Schenkung (an Papst Stephan III.) in Zweifel zu ziehen, ist so unbillig als ungereimt . . . . . Rom that unter seinen Bischöfen, was die Völker unter ihren Königen: es benutzte die Zeit, sich frei zu machen vom Joche der Herrschaft und unnatürlicher Verhältnisse. Kein Fürst, kein Volk Europa's hat ein anderes Anrecht auf seinen Boden aufzuweisen, als dieses und die Jahrhunderte. Beide aber zeugen für Rom. Unter diesen Zeugnissen verschwindet der geringere, obwohl auch gültige Rechtsgrund, daß der griechische Kaiser dem Papste die in Unteritalien liegenden Kirchengüter eingezogen hatte, und daß nichts natürlicher war, als daß der Letztere die dargebotene Entschädigung annahm. Die andere Frage, die man dabei aufgeworfen hat, ob das Amt eines Lehrers oder Bischofs der christlichen Gemeinde mit dem einer weltlichen Verwaltung vereinbarlich gewesen, war (jedoch lange vorher) schon beantwortet. Darum allein stand Rom noch, weil seine Bischöfe es beschützten. In der Dankbarkeit des Volkes hatten sie das beste Herrscherrecht gefunden, und lange vor der Schenkung Ravenna's waren sie, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, Fürsten von Rom."

Friedrich II. von Preußen schrieb in einem Briefe an Voltaire über die Unabhängigkeit des Papstes: Alle Potentaten Europa's würden einen Statthalter Christi, welcher der Unterthan eines andern Souveräns wäre, nicht anerkennen, und jeder Einzelne würde sich in seinem eigenen Reiche

einen Patriarchen ernennen. Nach und nach würde Jeder sich von der Einheit lossagen und zuletzt in seinem Reiche eine besondere Religion wie eine besondere Sprache haben."

Ein Mann, der (schon als Protestant) nicht allzusehr eingenommen ist für die Freiheit der Kirche, der berühmte französische Staatsmann Thiers, hat dennoch, von der Macht der Wahrheit bezwungen, unter Anderem in der Nationalversammlung des Jahres 1849 folgendes Geständniß für die geschichtliche Nothwendigkeit der weltlichen Unabhängigkeit des Papstes abgelegt, indem er sagte: „Für das Papstthum giebt es keine Unabhängigkeit, als die Souveränetät selbst. Sie ist ein Interesse ersten Ranges, welches verstummen macht alle besonderen Interessen der Nationen, wie im Staate das allgemeine Wohl das Wohl des Einzelnen überwiegt."

Aber steht die weltliche Souveränetät des Papstes nicht den berechtigten Interessen der italienischen Nation im Wege?

Darauf lassen wir einen Mann antworten, der in dieser Hinsicht gewiß völlig unverdächtig ist. Lord Palmerston schrieb am 11. September 1847 an Lord Ponsonby:

„Die Integrität (das ungeschmälerte Zusammenbleiben) der römischen Staaten muß als ein wesentliches Element der politischen Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel betrachtet werden."

Ein noch wichtigeres Zeugniß hierfür sind die zahlreichen Liebesgaben, welche fortwährend aus der ganzen Halbinsel und namentlich aus Piemont dem h. Stuhle zufließen, sowie die vielen Hunderttausende von Adressen, die im Jahre 1860 aus allen Theilen Italiens an denselben gerichtet wurden.[1])

Das war, wie bereits bemerkt, der Wille aller Völker gegen Ein Volk; alle sagten gegen das eine: Pius IX. ist mit Recht Herr des Kirchenstaates: er soll und wird es bleiben. — Auf welche Weise Völker und Fürsten diesen ihren Willen kundgaben und bethätigten, soll uns das folgende Capitel zeigen.

Vierundvierzigstes Capitel.

Begeisterungsvolle Theilnahme des katholischen Volkes für den h. Vater. — Diplomatischer Congreß in Gaëta. — Die Interventionsfrage in der französischen Nationalversammlung. — Abfahrt der Franzosen von Marseille und ihre Landung in Civita-Vecchia. — Des h. Vaters Fürsorge für das Seelenheil der Soldaten. — Ansprache Oudinot's an die Letzteren vor dem Aufbruch nach Rom. — Der 30. April, ein Unglückstag für die Belagerer.

Da kraft seines vor der Papstwahl geschworenen Eides Pius IX. auf die Souveränetät über den Kirchenstaat nicht verzichten durfte, da auch die Cabinette sammt und sonders, namentlich die Unterzeichner des Wiener Congresses, den Papst in seinem vollen Rechte anerkennen mußten, da sie ferner aus allgemein politischen Gründen und speciell im Interesse Italiens die Wiedereinsetzung des Papstkönigs in seine Staaten wünschen mußten, zugleich aber auch die Unmöglichkeit erkannten, dieß auf fried-

---

[1]) S. Votum des Katholicismus und katholischer Weltconsens über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft und Souveränetät des h. Stuhles. Von Dr. Carl Schrödl, Domcapitular. Freiburg 1867.

lichem diplomatischen Wege zu erzielen, so ward die bewaffnete Dazwischenkunft, d. h. der Krieg, als das einzig übrigbleibende Auskunftsmittel von den Cabinetten zum Beschluß erhoben. Vom Beschlusse bis zur Ausführung verstrich aber aus begreiflichen Gründen noch eine geraume Weile. Bis dahin zu warten, währte dem Liebeseifer der christlichen Nationen zu lange. Kaum war durch die öffentlichen Blätter, durch die Rundschreiben der Bischöfe, durch die Verlesung derselben von den Kanzeln das gläubige Volk in Stadt und Land von der Flucht und Bedrängniß ihres gemeinsamen, nun sogar der Einkünfte seiner Staaten beraubten geistlichen Oberhauptes, des hochverehrten, allgeliebten Pius' IX., in Kenntniß gesetzt und zu öffentlichen Gebeten und Liebesgaben für denselben aufgefordert worden, als allerorten eine kaum für möglich gehaltene Begeisterung sich kund gab. Frankreich, dessen Könige einst die allerchristlichsten hießen, gebührt das Verdienst, zuerst unter dem aus früherer Zeit bekannten Namen: „Werk des Sanct-Petri-Pfennigs" eine Sammlung von Geldmitteln eingeleitet zu haben. Das Werk wurde sofort von den Gläubigen freudig begrüßt, von den Bischöfen unterstützt und geordnet. Jedes Bisthum hatte seine besondere Casse.

In Deutschland, zunächst in den Diöcesen Breslau, Mainz, Cöln, Fulda, Münster, Osnabrück, Paderborn, Trier, bildeten sich (oder hoben sich, wo sie bereits bestanden) unter dem glorreichen Namen Pius und unter dem Protectorat der Bischöfe in allen bedeutenderen Orten Katholikenvereine, die von Zeit zu Zeit in Generalversammlungen zusammentraten und nebst der Unterstützung des h. Vaters durch Gebets- und Geldopfer überhaupt die Förderung katholischen Sinnes und Lebens durch Gründung guter Volksbibliotheken, durch Stiftung von Wohlthätigkeits-Vereinen (Bonifacius-, Vincenz-, Elisabethen-, Josephs-Vereine u. a.) sich zur Aufgabe stellten. Und diese Vereinigungen verbreiteten sich mit Blitzesschnelle nicht bloß durch Europa, sondern auch nach den beiden Amerika, nach Indien, nach China und den Philippinen. Jeder wollte nach seinem Vermögen beitragen, und selbst die Aermsten rechneten es sich zum großen Glück, wie die arme Wittwe im Evangelium, den Heller zu opfern, welcher die Frucht ihrer Anstrengungen und ein Ersparniß von ihrem armseligen Verdienste war. Selbst Knaben und Mädchen vom Handwerkerstande brachten ihren Tagelohn, Kinder ihre Sparpfennige in rührender Einfalt zum Opfer. Viele Nichtkatholiken waren erschüttert von dem glorreichen Unglücke des Papstes. Ein Biedermann, Namens Freytag aus Lübeck, richtete an Papst Pius IX. ein Geschenk von 30 Ducaten, begleitet von einem schönen Briefe, dessen Schluß also lautete: „Gestatten Sie mir, h. Vater, daß ich, voll der tiefsten Ehrfurcht für Ihre geheiligte Person, fortfahre in meinen Gebeten für Sie zu Christus, dem Erlöser, und würdigen Sie sich zum Entgelte, diese Familie zu segnen, welche, obgleich lutherisch-protestantisch, über Ihr geheiligtes Haupt die reichsten Segnungen von der Hand unseres Vaters im Himmel herabfleht, welcher ist die Liebe und die Heiligkeit selbst."

Von Sidney in Australien, von Guadalaxara im Staate Mexiko, von Guadeloupe, aus allen übrigen Theilen der Welt gelangten Briefe an den Papst, begleitet von Gaben, die um so kostbarer waren, weil sie,

indem sie gegeben wurden, zugleich hinwiesen auf die Armuth der Geber und auf ihr Verlangen, mehr zu geben.

So war der Peterspfennig ein Protest der ganzen katholischen Welt, welche den Papst frei wissen wollte, und damit er wirklich frei wäre, ihn, anstatt in einem fremden, wenn auch noch so frommen und gastfreundlichen, in seinem eigenen Hause wissen wollte; und diese Gabe bewies, daß, wenn die Aufruhrmänner in Rom die Beispiele Nero's und Caligula's, dieser ersten und grausamsten Christenverfolger, erneuert hatten, die Gläubigen in der ganzen Welt die Beispiele der ersten Christen erneuerten. Und hinter den Gläubigen blieben die Hirten und vor allen die von Gott bestellten Sionswächter, die Oberhirten, nicht zurück. In allen Theilen der Welt, in Europa, Asien, Amerika traten sie, vom obersten Pontifex dazu aufgemuntert, entweder in Provinzial-Synoden, z. B. Paris, Bordeaux, Rheims, Tours, Wien, Turin, Spoleto, Ravenna, Neapel, Imola, Florenz (vom November bis 8. December), Baltimore, Hongkong, oder zu Privatberathungen, wie zu Würzburg (November 1848), Cöln und anderswo, zusammen, nachdem sie zuvor ihrem verbannten Oberhaupte ihr Vorhaben kund gethan, von diesem den Umständen entsprechende Weisungen und Winke erhalten, theilten ihm dann in kindlicher Unterwürfigkeit die Ergebnisse ihrer Berathungen zur Begutachtung und Bestätigung mit, und stellten solchergestalt einen Wechselverkehr mit dem Mittelpunkte der katholischen Einheit her, wie er inniger, wärmer und lebhafter zu keiner Zeit bestanden.

So fuhr mittelst der Verfolgung, welche das Haupt der Kirche getroffen, ähnlich, aber weitaus kräftiger und nachhaltiger, wie nach der Gefangennehmung jener heldenmüthigen Kirchenfürsten von Cöln und Posen-Gnesen, ein belebender Frühlingshauch durch die gesammte katholische Welt, kraft dessen, wie es in einem Liede auf die Mainzer Generalversammlung hieß, allenthalben „ein frischer Glaubensmai" erblühte, ein Mai, der bis heute fortwährt und stets frischere und hoffnungsreichere Blüthen treibt.

Diese thatkräftige, opferwillige, Hand in Hand gehende Begeisterung des katholischen Klerus und Volkes konnte nicht anders als heilsam spornend auch auf die Cabinette wirken.

Wir erwähnten bereits, daß Pius IX. nach einem im Consistorium vom 7. Februar gefaßten und am 18. Februar den betreffenden Mächten mitgetheilten Beschlusse, Oestreich, Frankreich, Spanien und Neapel, mit Ausschluß Piemonts, um ihren Beistand anrief. Diesem Hülferuf großmüthig zuvorkommend, hatte schon am 21. December 1848 die spanische Regierung die zwei katholischen Großmächte, dann Portugal, Baiern, Neapel, Piemont und Toscana zu einem Congresse in Madrid oder Barcellona eingeladen, der die Mittel der Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in Rom berathen sollte. Sardinien, dessen Premierminister damals Gioberti war, hatte unter'm 6. Januar seinen Beitritt und seine bewaffnete Mithülfe zur Wiedereinsetzung des Papstkönigs zugesagt, aber dabei Anschauungen geltend gemacht, welche seine Absicht als sehr verdächtig, seine Mitwirkung als unerwünschlich erscheinen ließen. Ihnen gemäß sollte nämlich die Angelegenheit als eine rein italienische

behandelt, der fremde und vor Allem der östreichische Einfluß, der jede Versöhnung hindere, ferne gehalten und dem Papste dringend gerathen werden, bald nach Rom zurückzukehren und constitutionell zu regieren, während die „Gemäßigten" im Kirchenstaat ermuthigt und bestärkt werden sollten. Der beabsichtigte Congreß ward gleichwohl vom 23. März bis 22. September in Gaëta gehalten, nachdem schon Spanien und Neapel zum großen Mißfallen Piemonts vorbereitende Schritte für die Wiedereinsetzung des Papstes gethan hatten. Bei den Conferenzen war Oestreich durch den Grafen Moriz Esterhazy, Frankreich durch den Grafen Rayneval, Spanien durch Martinez de la Rosa, Neapel durch den Grafen Ludolf vertreten. Anfangs hatte man keinen Vertreter des h. Stuhles beiziehen wollen, um so freier berathen zu können; nachher lud man jedoch aus Rücksichten der Schicklichkeit den Papst ein, einen Repräsentanten zu senden, und es präsidirte nun Cardinal Antonelli mit dem an ihm gewohnten Tacte. Daß mit Waffenmacht eingeschritten werden müsse und solle, darüber waren Alle einverstanden, aber uneinig über die Art der Ausführung. Antonelli schlug vor, Frankreich solle Civita-Vecchia, Perugia und Spoleto, Oestreich die Legationen bis Ancona, Neapel Velletri, Frosinone und Ascoli, Spanien Rom und seine nächste Umgebung besetzen. Die Diplomaten schienen vorerst völlig zufrieden. Graf Rayneval erklärte die vorgeschlagene Theilung für ganz praktisch, natürlich und geographisch richtig.[1]) Aber der Präsident der französischen Republik — seit dem 10. December an des braven Generals Cavaignac Stelle mit einer Stimmenzahl von 6 Millionen, Louis Napoleon Bonaparte — wollte keine unter- oder nebengeordnete Rolle spielen; auf Rom war sein Augenmerk gerichtet; da sollten „die Großthaten Gottes durch die Franzosen" (gesta Dei per Francos) auf ein Neues ausgeführt und nebenbei einige Sonnenstrahlen des Ruhmes und der Volksgunst auf ihn, den Repräsentanten der „großen Nation", herübergelenkt werden. Hatte er doch, wie mit Grund vermuthet werden darf, in der nämlichen Absicht schon als Candidat der Präsidentschaft der Republik in einem zur Oeffentlichkeit gelangten Briefe an den päpstlichen Nuntius Fornari zu Paris geschrieben: „die zeitliche Souveränetät des ehrwürdigen Kirchenoberhauptes ist vom Glanze des Katholicismus wie von der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens absolut unzertrennlich."

Indessen — hatte dabei auch die französische Nationalversammlung ihr Wort mitzusprechen, und sie that es, in zwei Lager getheilt, auf die ihrer Landesart eigene, lebhafte Weise. Die Partei, welche sich zu Gunsten der Intervention aussprach, war an Zahl und Gewicht derjenigen, die keine Intervention, sondern höchstens Neutralität wollte, weit überlegen, und so entschied sich denn die französische Regierung für die erstere, die nun auch unverweilt in's Werk gesetzt ward.

Vernehmen wir in diesem Capitel noch den Anfang des Feldzuges bis zu der für die Franzosen so unglücklichen Affaire am 30. April, und zwar nach dem Berichte eines Offiziers, der den Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat.

---

[1]) S. der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Von Dr. Hergenröther. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1860.

Am 21. April 1849 ging die Expeditionsarmee unter Anführung des Generals Oudinot an Bord der Admiralfregatte „der Labrador“ zu Marseille unter Segel und landete am 25. April zu Civita-Vecchia, das am Mittage des folgenden Tages ohne Widerstand von 1800 Mann des Expeditionsheeres besetzt wurde. Es zeugte von der zarten Aufmerksamkeit und dem Seeleneifer des h. Vaters, daß er auf die Nachricht, daß sich bei dem französischen Heere keine Priester befänden, sofort alle in Gaëta anwesenden, der französischen Sprache mächtigen Priester nach Civita-Vecchia schickte, mit der Bestimmung, sich den Truppentheilen anzuschließen und den Verwundeten und Sterbenden die Tröstungen der h. Religion zu spenden — eine Anordnung, deren wohlthätige Wirkung die Franzosen in Bälde erfahren sollten. Am 28. April richtete Oudinot folgende Worte an das Heer:

„Soldaten! Die Ereignisse, welche Euch in den Kirchenstaat geführt haben, sind Euch bekannt. Kaum hatte der edle Pius IX. den Thron bestiegen und durch Einführung von freisinnigen Reformen sich die Liebe seines Volkes erworben, als eine aufrührische Partei, welche über ganz Italien Unheil gebracht, zu Rom unter dem Schatten der Freiheit sich bewaffnete. In Folge einer Empörung, welche mit dem ungestraften, ja vergötterten Meuchelmorde seines ersten Ministers begonnen hatte, mußte der Papst sich flüchten. Unter diesen Auspicien und ohne Mitwirkung des größeren Theiles der Wähler wurde die römische Republik aufgerichtet, welche von keiner einzigen europäischen Regierung anerkannt worden ist. Unterdessen wandte ich mich, kaum hier angekommen, an die Leute aller Parteien, indem ich hoffte, sie in der gemeinschaftlichen Unterwerfung unter den Nationalwillen zu vereinigen. Die Scheinregierung, welche zu Rom ihren Sitz hat, antwortete auf meine versöhnlichen Worte mit wiederholten Prahlhansereien. Soldaten! nehmen wir die Herausforderung an, rücken wir auf Rom los: wir werden daselbst weder an den Bürgern noch an den römischen Soldaten Feinde finden. Die einen wie die andern betrachten uns als Befreier. Nur die Geächteten aller Nationen, welche dieses Land unterdrücken, nachdem sie in ihrer Heimath die Sache der Freiheit zu Grunde gerichtet, haben wir zu bekämpfen. Unter dem französischen Banner dagegen werden die freisinnigen Einrichtungen, insoferne die Interessen und die Sitten der römischen Nation es gestatten, unbehindert sich entwickeln dürfen.“

Nachdem der General diese Worte gesprochen und eine Besatzung in Civita-Vecchia zurückgelassen hatte, begann er seinen Marsch gegen Rom und nahm am folgenden Tage zu Castell di Guido sein Hauptquartier.

Bis dahin hatte noch keine Spur von thätlicher Feindseligkeit sich gezeigt. Als aber der General seinen Ordonnanz-Offizier, von einigen Jägern begleitet, bis zu den Vorposten vorausschickt, und dieser, ungefähr drei Meilen vom Lager entfernt, auf sie stößt und friedliche Worte an sie richtet, werden diese mit einem Gewehrfeuer beantwortet, das einen der Jäger in den Sand streckt. Dessen ungeachtet marschirt man, jedoch ohne des Feindes ansichtig zu werden, weiter. Am 30. unter den Mauern Roms — diesen alten, ehrwürdigen, noch von Aurelian erbauten, jetzo mit Sorgfalt befestigten Mauern — angekommen, nahmen sie auf dem Plateau, der flachen Höhe, welche diese Stadt durch das Thor Pertusa beherrscht, ihre Stellung, in der Absicht, einen letzten und feierlichen Appell an die Eintracht zu machen. Aber, ach! das rothe Banner wehet auf einem jeden der Forts, beleidigende Aeußerungen fallen und die Spitze der Colonne wird von einem außerordentlich lebhaften Feuer begrüßt. Nun besetzen die Franzosen, jedes andere Gefühl als das der Ehre vergessend, da sie ihr Leben von allen Seiten bedroht

sahen, trotz allen Hindernissen, die Höhen zur Rechten und zur Linken der Straße, und Fußvolk und Geschützmannschaft erwidern lebhaft das Feuer aus der Stadt her.

Um eine Diversion zu machen und die Streitkräfte der Belagerten zu theilen, erhielt die Brigade des Generals Levaillant Befehl, eine angreifende Bewegung nach Links in der Richtung des Angelica-Thores zu machen. Diese Bewegung wurde trotz mancherlei Schwierigkeiten mit Muth und Glück ausgeführt.

Weil von Morgens an bis nahezu Mittag einige römische Tirailleurs die Flanke der Colonne des Generals Levaillant ziemlich stark angegriffen, wurde der Commandant Picard abgeschickt, sie zurückzutreiben. Dieser erfüllte seine Mission brav und trieb den Feind bis an das San-Pancrazio-Thor vor sich her, wo derselbe gegen die Kugeln unserer Soldaten eine Zuflucht suchte.

Hierbei hätte Picard es bewenden lassen sollen; allein da er in Erfahrung gebracht, daß sein General sich auf einen andern Punkt zu werfen beabsichtigte, bedroht er plötzlich das San-Pancrazio-Thor, um diejenigen der Belagerten, welche sich auf Widerstand gefaßt machten, zusammen zu locken und sie so von dem Punkt, den der General in Aussicht genommen hatte, hinweg zu lenken. Eine unheilvolle Idee das; denn die Belagerer wurden durch die Ausführung derselben von den heimtückischen Garibaldianern unter dem Scheine der Aussöhnung und Freundschaft in eine Schlinge gelockt, woraus sie trotz löwenmuthiger Gegenwehr nur mit dem Verluste von 600 Mann an Todten und Verwundeten sich zu retten vermochten.

Sobald die Franzosen außerhalb der Mauern und aus dem Bereiche der Geschützstücke waren, wurde ihr Rückzug nicht weiter behelligt und sie konnten ruhig, zwar enttäuscht, aber nicht entmuthigt und vor Begierde, ihre Brüder zu rächen, brennend, Posto fassen. Sie brachten die Nacht eben dort zu, wo der Kampf begonnen hatte.

Dieser Tag — der 30. April — war für die Soldaten des Befreiungsheeres der verhängnißvollste; sie verdankten ihn wälscher Tücke und Hinterlist.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Siegesrausch der Belagerten, denen von allen Seiten Hülfe zufließt. — Weitere Gewaltmaßregeln und Greuelthaten von Seiten der Republik und ihrer Helfershelfer. — Bemühen, den Protestantismus einzuführen. — Cultusfreiheit erklärt. — Antichristlicher Geist der Republik. — Der unbekannte Heilige in den Spitälern.

Seit dem blutigen Kampfe, der wider die Erwartung und Absicht der Franzosen am 30. April unter den Mauern Roms stattgefunden hatte, veränderte sich das Aussehen der Stadt plötzlich und in jeder Beziehung. Die ganze Partei des Radicalismus war vor Siegesjubel wie electrisirt, und die Funken, die sie um sich her aussprühete, entzündeten nur gar zu viele unbewachte Herzen. Die Zahl der Anhänger der Republik wuchs mit jeder Stunde, und fast jede Stunde langten Hülfstruppen von allen Seiten an, nicht nur aus den Provinzialstädten, sondern auch aus der Lombardei und Piemont, und unter diesen ganze Schaaren von Franzosen, Schweizern, Polen, auch nicht wenige Deutsche.

Der Eifer für die Republik zeigte sich nun auch als offenen Haß, ja als ingrimmige Wuth gegen die Geistlichkeit. Letzteres darf Niemanden Wunder nehmen, der da weiß, durch welche staunenswerthe, über allen Begriff bübische Mittel dieser Haß erweckt und geschürt ward. Man höre und staune!

Die republicanischen Rädelsführer wußten recht gut, daß das römische Volk einen eigenthümlichen gesunden Sinn hat, vermöge dessen es zwar wohl auf eine Zeitlang mit Geld und Schmausereien, mit Spectakel und Lärm sich berauschen und mit der Gleichgültigkeit gegen die Religion und ihre Diener etwelche Hinneigung zu der Republik und ihren Herrlichkeiten sich beibringen lassen, aber dann auch bald wieder, ernüchtert und dieser Dinge müde, jeden Augenblick im Stande sein würde, den Papst, die Cardinäle und Prälaten zurückzuwünschen, sich gegen die Triumvire zu erheben und wiederum das geistliche Regiment auszurufen. Das Volk mußte also nothwendig und um jeden Preis zu einem dauernden Hasse gegen die Geistlichkeit angereizt werden. Und was thaten zu diesem Ende nun die Schlauköpfe? Sie speculirten eben auf dieses edelmüthige, menschenliebende Naturell des wahren Römervolkes und beschlossen, ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die Priesterregierung dadurch beizubringen, daß sie dieselbe auf die handgreiflichste Weise als tyrannisch, unmenschlich, grausam über alle Begriffe erscheinen ließen. Sie umstellten daher den Palast der Inquisition mit Nationalgardisten und erließen eine Bekanntmachung des Inhalts: „Es hätten in den verwichenen Nächten die Wachen an dem Thore Cavalleggieri Seufzer und herzzerreißendes Geschrei von Leuten, die von dem Glaubenstribunal gemartert worden, vernommen: die Römer sollten sich indeß nur ruhig verhalten, die Häupter des Volkes würden für die öffentliche Sicherheit wachen; sie würden den Grausamen ihr Opfer entwinden und zu verhindern wissen, daß in Zukunft Jemand der Religion wegen irgend eine Anfechtung leide. Von nun an sei die Inquisition abgeschafft.“ (Diese Abschaffung erfolgte wirklich am 28. Februar).

Das Volk, als es die ungeheuren Zettel an den Straßenecken angeschlagen sah, machte große Augen; denn es wußte von einer Inquisition so zu sagen Nichts; es kannte höchstens das Sant' Ufficio als ein Gefängniß für Verbrecher, die sich solcher Vergehen gegen die Religion schuldig gemacht haben, die in allen wohlgeordneten Staaten bestraft werden, z. B. ein Mensch, der durch falsche Schriften und andere Betrügereien die bischöfliche Weihe erschlichen, Priester, die ihr Amt mißbraucht, Scheinheilige, die durch falsche Weissagungen oder Wunder die Gläubigen beunruhigten u. s. w. Am Tage nach jener Bekanntmachung wurde in den Zeitungen gemeldet, daß am Sonntage (1. April, Palmsonntag!) dem Volke der Palast der Inquisition geöffnet sein würde. Die Römer würden da Grauenhaftes sehen; sie sollten sich mit Muth waffnen, keine Kinder mitbringen, die vor Entsetzen vergehen würden. „Man wird sehen“, hieß es, „wie weit Pfaffengrausamkeit gehen kann, die Menge der Opfer, die der Rache des Klerus gefallen sind. Und auf welch' giftige, qualvolle, henkerartige, ausgesucht teuflische Art! ...“ u. s. w.[1])

[1]) Blicke in die römische Republik. Schaffhausen 1856. Wir theilen diesen Vorgang ausführlicher mit als ein Seitenstückchen zu den vielerlei Kunstgriffen, deren auch in unsern Tagen gewisse lichtscheue Vereine sich bedienen, um die Geistlichkeit

Mancher, der dieses las, dachte dabei unwillkürlich an einige der Inquisitoren, die er persönlich gekannt, sämmtlich bejahrte, weise und fromme Dominicanermönche, dachte an die lustigen, hellen, angenehmen, durchaus wohnlich eingerichteten Zimmer, sowie an die Bewohner derselben, die er darin gemüthlich sitzen oder im Garten spazieren gesehen, und fragte sich, wie in aller Welt sich das reimen lasse mit den haarsträubenden Schilderungen, die er da von dem Sant' Ufficio und den Dingen darin Schwarz auf Weiß gelesen? Wahr ist, die etwas schwerfällige und massive Bauart des Palastes, seine einsame Lage hinter den Säulenhallen von St. Peter giebt ihm ein strenges, düsteres Aussehen, das im Innern durch die Hallen und Bogengänge mit ihren verwitterten Gesimsen und Wandgemälden noch vermehrt wird. Hinter dem Palast aber lag ein altes Gebäude mit verrotteten Mauern, welche die Umfriedigung eines uralten Spitals für deutsche Pilger bildeten, die zu den Gräbern der Apostel wallfahrteten. In diesem alten, herabgekommenen Gebäude befanden sich einige Gänge, dunkle Gewölbe und Keller, in denen der Gärtner die Streu für die Kühe; Spaten und Stangen für die Reben aufbewahrte. Andere dieser Behältnisse dienten als Heu- oder Holzschuppen, oder als Keller für den Palast und seine Bediensteten. Was thaten nun diese Bösewichter? Sie schafften allen Plunder und Trödel aus diesen Löchern heraus, und gaben sie für Kerker aus, in denen die Gefangenen hätten schmachten müssen; die pfiffigen Leute dachten nicht daran, daß schon allein der Umstand sie Lügen strafte, daß einige von diesen Behältnissen weder Thüren noch Schlösser, noch Pfosten noch Angeln hatten; sie sollten und mußten nun einmal als Kerkerlöcher gelten. Das war aber ihrer Unverschämtheit noch nicht genug; sie suchten bei Alterthumssammlern eine große Anzahl aller erdenklichen Marterinstrumente, deren sich die alten Tyrannen zur Zeit der Christenverfolgung bedienten, zusammen, brachten sie in diese Höhlen, befestigten Haken und Pflöcke an die Wände und Decken, und hängten alte verrostete Ketten daran, die erschrecklich anzusehen waren. Es hingen darin Schraubstöcke, Fangeisen, Wollkämme, Geißeln, Haken, große Zangen, um Knochen zu zerdrücken, Ahlen, um die Augen auszustechen, Pfriemen, zwischen die Nägel zu treiben, Winden, um die Gequälten in die Luft zu heben, Wirbel, ihnen die Glieder zu verrenken, Flaschenzüge, um sie auseinander zu zerren, Hebel, um sie zu biegen, bis der Hinterkopf die Fersen berührte, Trichter, um ihnen glühenden Schwefel und siedendes Wasser in den Mund zu gießen, Sägen, Beile, Aexte, Messer, mit einem Wort alles Schreckliche. Um das Ganze noch schauerlicher zu machen, hing eine kleine Lampe in einem Winkel, die ein Dämmerlicht um sich verbreitete, das alle diese an den Haken hängenden Marterwerkzeuge nur halb sehen ließ; nur einige lagen auf dem Boden, daß das Volk sie betasten, die Spitzen befühlen, die Schneide prüfen und das gestockte Blut sehen könnte, womit dieselben beschmiert und angestrichen waren.

Das war aber noch nicht Alles. Ciceruacchio's Lanzknechte traten Samstag Nachts in das Beinhaus des Heiligen-Geist-Leichenackers, der ganz in der Nähe des Inquisitionspalastes ist, nahmen einige Skelette, und sehr viele Körbe voll Todtengebeine mit sich, trugen sie in die genannten Höhlen im Inquisitionsgebäude und streuten sie überall herum. Hier sah man ein Gerippe an einem großen Pflock, den Hals in einem schweren Ringe mit einwärts gekehrten Stacheln, dort ein anderes mit den Füßen im Eisen, dort einen Schädel, dort ein Brustblatt, weiter ein Lendenbein, dann halb zerschmetterte Füße oder Hände mit abgerissenen Gelenken und

---

als menschenfeindlich, lasterhaft und scheinheilig in Verdacht und Verruf zu bringen. Als Beweis des Gesagten möge folgende Thatsache dienen, die der „Univers von Paris" aus dem „Courier de Genève" Nr. 111 vom 16. September 1869 mittheilte: „Vor einiger Zeit fand in Genf in einem Saale nächst der anglicanischen Kapelle eine Versammlung von Freidenkenden statt, um einen Kriegsplan gegen die katholische Kirche und namentlich gegen die Klöster zu organisiren. Als Hauptwaffe wurde „Verläumdung und Lüge" bezeichnet. Der Redner forderte namentlich auf: Scandalöse Anekdoten über Geistliche zu erdichten und zu verbreiten, vertraute Leute als Geistliche zu verkleiden und dieselben in öffentliche Schandhäuser zu senden, junge Freidenker als Novizen in die Klöster zu senden, um daselbst Zwietracht zu stiften u. s. w. Einem Freidenker gingen durch diese teuflischen Anschläge die Augen auf, er brach seine Verbindung ab, versöhnte sich mit der Kirche und theilte, da er bald darauf krank wurde, vor seinem Tode obige Anschläge noch einem Freunde mit."

Fingern. Dabei standen dann die lieben Republicaner, rauften sich die Haare, ballten die Fäuste, verdreheten die Augen und stellten sich außer sich vor Staunen und schrieen: „Ach, arme Menschheit, so bist du also behandelt worden! Es wäre für Hunde, für Drachen zu arg, geschweige denn für unsere getauften Brüder. Da seht einmal die Gewissenlosigkeit der Pfaffen!“ . . . . Und was war nun Wahres an der Sache? Ein unverdächtiger Gewährsmann, der damalige Vertreter Frankreichs, Herr von Corcelles, berichtet darüber als Augenzeuge: „Die römische Republik fand in dem Gefängnisse Sant' Ufficio nur einen Priester, der wegen Fälschung einer Privatschrift gefangen war. Ich habe selbst, sagt Herr von Corcelles, diese Räume am 3. Juli besucht, während unsere Truppen durch ein Thor von Transtevere einzogen. Mein Führer war ein alter belgischer Offizier, Freiwilliger in den Reihen des Heeres von Africa (Herr von Merode). Drei Gendarmen gingen uns zur Seite. Nachdem wir an der Engelsburg vorüber gegangen, die von der Republik besetzt war, gingen wir durch einen Hof, bepflanzt mit Pomeranzenbäumen und Jasmin, welche mir nicht übereinzustimmen schienen mit den Beschreibungen, die die Romantiker von den Gefängnissen der Inquisition machten; zwei römische Bataillone bewachten den Eingang, doch konnte man dort keine Opfer der päpstlichen Herrschaft finden; aber meine Absicht war, andere Gefangene des Sant' Ufficio zu befreien und das waren römische Bürger, welche bloß wegen einiger Aeußerungen zu Gunsten des französischen Befreiungsheeres, auf das sie hofften, von der Republik eingesperrt worden waren. So dienten also die Gefängnisse der Inquisition, die man in Rom sucht, wirklich einmal der Willkür und Grausamkeit, aber das war damals, als die Regierung des Papstes aufgehört hatte und an Joseph Mazzini übergegangen war.“ [1])

War es bei einem so gräßlichen Gaukelspiel, bei einer so teuflischen Aufhetzerei gegen die Geistlichkeit zu verwundern, daß das leichtgläubige Volk in eine rasende Wuth gegen sie ausbrach? Wirklich war das Entsetzen und die Entrüstung der Menge so groß, daß man sich fast wundern muß, daß an dem Tage nicht sämmtliche Kirchen gestürmt worden, um allen Priestern, die man darin gefunden hätte, den Hals umzudrehen, wie ihnen von allen Seiten, selbst von Solchen gedroht wurde, von Denen man es nicht hätte erwarten sollen. Und wie ernstlich die Drohungen gemeint waren, bewiesen bald die Thatsachen. Die Prälaten, welche noch in der Stadt waren, entflohen oder verbargen sich, wie sie konnten; aber auch die andern Geistlichen wagten — mit einigen Ausnahmen — nicht anders, als verkleidet, auszugehen. Von Ende April bis Anfangs Juli verstummten die Prediger, die meisten Beichtstühle standen leer, in wenigen Kirchen wurde noch feierlicher Gottesdienst gehalten. Und das während des Maimonats! Wer Rom und die begeisterte Theilnahme der Römer an den abendlichen Andachten in diesem ihrer theuren Madonna geweiheten Monate kennt, wird begreifen, wie bedeutungsvoll diese Umwandlung war, wie niederschlagend und beängstigend sie für das gläubige Volk sein mußte. Die Geistlichkeit wich aber keinem bloß eingebildeten Schrecken, sondern wirklicher Gefahr. Eine bedeutende Anzahl Priester wurde, und zwar nach Willkür der Soldaten, besonders jener der Freicorps, eingekerkert und erschossen, oder noch auf andere Art vom Leben zum Tode gebracht. Nur einige Proben davon, die sich besonders in dem Cisterzienserkloster zum „heiligen Keruz in Jerusalem“ und in dem Kloster zum h. Calixtus zugetragen haben.

„Es war im Mai 1849“ — das sind die Worte eines Mannes, der selbst Augenzeuge der Begebenheit war, die er berichtete, — da hatten die mobilisirten

[1]) Die Siege der Kirche u. s. w. Von Margotti, übersetzt von P. Pius Gams. S. 435.

Bürgerwehrmänner, die zugleich mit den Soldaten der römischen Legion im Kloster zum h. Kreuze einquartiert waren, drei Laien gefunden, welche sie für Ordensbrüder hielten, die, nachdem die andern daraus verjagt worden, im Kloster zurückgeblieben seien, gerade in einem Zimmer, das zunächst an der Kirchenorgel gelegen war. Sie tödteten alle drei grausam mit ihren Degen, mit Bayonnettstichen, mit Flintenkolben und sonst auf andere barbarische Weise. Dann zogen die meuchelmörderischen Soldaten die Ordenskleider an, welche sie im Kloster gefunden hatten, nahmen die Pfeifen aus der Orgel, und begannen nun über die Leichen jener Unglücklichen zu blasen, während sie rings um dieselben sich drehten und höhnend sagten: „Dieser ist nicht genug zerknirscht (contrito); und sofort stießen sie mit Füßen auf ihn herum. Dann tranken sie bei den Leichen und setzten dazu: „Dieser ist nicht gut getauft; und gossen deßhalb unter den entsetzlichen Gotteslästerungen Wein über ihn ab. Zuletzt begaben sie sich in den Keller; und nachdem sie sich mit Wein berauscht hatten, schlugen sie die Fässer auf und ließen allen Wein auslaufen, so daß der Keller selbst davon überschwemmt wurde. Dann raubten und verwüsteten sie Alles, was in den Zimmern und in der Küche sich fand."

Unter den Wütherichen, die nach Priesterblut lechzten, zeichnete sich vorzugsweise ein gewisser Callimaco Zambianchi aus. Er war Hauptmann der Mauthsoldaten und mehr Thier als Mensch. Weil er von Gott und dem Erlöser Nichts wissen wollte, so nährte er einen tödtlichen Haß gegen die Diener des Herrn und seiner Kirche. Man erzählt, als er einmal von den heftigsten Unterleibsschmerzen gequält und vor Toben knirschend dagelegen, seien seine Freunde herbeigeeilt und hätten ihm ihre Dienste angeboten, wenn sie ihm irgend eine Linderung zu verschaffen vermöchten. Da habe er zur Antwort gegeben: in diesen meinen Qualen kann mir bloß helfen, wenn ich hier vor meinen Augen einen Pfaffen in seinem Blute schwimmen und in Stücke gehauen sehe. Und seine Henkersknechte thaten ihm später diesen Gefallen.

Jenseits der Tiber, vom Janiculushügel und der an ihn sich lehnenden Kirche San Pietro in Montorio überragt, unweit der Brücke San Sisto, da wo zwei langgestreckte Straßen sich scheiden, liegt die Kirche und das Kloster San Calisto. Erstere steht an dem Orte, wo der h. Papst Calixtus I. vor den heidnischen Verfolgern in dem Hause eines Soldaten eine Zufluchtsstätte suchte. Gregor III. ließ sie nach ihrem Verfalle wieder aufbauen. In ihr zeigt man noch den Brunnen, worin der Leichnam des Heiligen, nachdem er gemartert worden (226), geworfen ward. Die Kirche gehört den Benedictinermönchen vom Monte Cassino nebst dem daran stoßenden Kloster, das Papst Paul V. ihnen überließ als Ersatz für das Kloster, welches sie auf dem Quirinal hatten und das der genannte Papst ihnen abnahm, um dort den apostolischen Palast zu erbauen. Die Kirche ist ein Cardinalstitel. Im Sommer bedienen sie die Benedictinermönche und begehen in ihr am 14. October das Patronsfest, während sie im Winter das Kloster zu Sanct Paul außerhalb der Stadt bewohnen. Diese Zufluchtsstätte der christlichen Vollkommenheit und des Friedens wurde von Zambianchi in eine Marterstätte für die Welt- und Ordenspriester verwandelt, die er sämmtlich in „Verdacht" hatte, daß sie sich gegen die Republik verschworen hätten. Den Pfarrer Sghirla, einen Dominicaner, den er (am 30. April, am Tage, wo den Franzosen hinterlistig jene Falle gelegt wurde) auf seiner Flucht auf der Straße von Monte Mario antraf, verurtheilte er zum Tode und ließ ihn unter seinen Augen erschießen. Wie viele Geistliche dieses Ungeheuer in San Calisto eingesperrt und nachdem man sie auf die schmachvollste Weise entblößt, gehöhnt, geschlagen und gequält, nach und nach abgeschlachtet habe, weiß man nicht. Er selber prahlte später, daß es „sehr Viele" gewesen seien. Die Namen seiner Schlachtopfer sind ebenfalls nicht genau bekannt, doch gehörte noch ein anderer Dominicaner, Pater Pelliciazo, zu der Zahl Derer, welche unter den Händen dieses Scheusals fielen. Gewiß ist, daß die Leichen von 90 ermordeten Priestern im Kloster und in dem daran stoßenden Garten im J. 1849 aufgefunden wurden. Wenn auch, wie von Freunden der Republik berichtet wird, einige Schlachtopfer den Händen dieser Blutdürstigen entrissen wurden, so drückte doch das Triumvirat zu diesen Unthaten die Augen zu und ließ sie unbestraft.

Ein nicht weniger blutiges Schauspiel als das obenerwähnte im Kloster zum h. Kreuze wurde Nachmittags auf einem belebten öffentlichen Platze in Rom und in Gegenwart einer beträchtlichen Menschenmenge aufgeführt. Drei dem gottlosen Treiben der Republicaner abholde, rechtschaffene Landleute waren von 6 auf Plünderung ausgegangenen Kerlen, denen sie zur Zerstörung des Eigenthums ihres Herrn ihre Hand zu leihen sich weigerten, vor dem St. Johannisthor aufgegriffen worden und wurden unter dem Vorgeben, daß es verkappte Jesuiten seien, an Pferde gebunden, unter dem Geleite eines drohenden Pöbelhaufens in die Stadt geschleppt. Von allen Seiten ertönten Rufe und Verwünschungen. „Auf sie! auf sie! Tödtet sie! es sind Jesuiten!" — so schrie der mordlustige Pöbel und stachelte sich durch sein Geschrei noch mehr zur Raserei auf. An der Engelsbrücke wurden die unglücklichen Männer von blutdürstigen Cannibalen buchstäblich in Stücke gerissen, während Garibaldi und eine zahllose Volksmenge dem Trauerspiel ruhig zusah. Zwar erließen die Minister, da ihnen das wüste Rauben, Plündern und Morden von Seiten ihrer dienstbeflissenen Trabanten doch all zu arg ward, Schande halber einige Verbote mit Strafandrohungen dagegen. Allein, daß man gegen die Strafbaren jemals kräftig eingeschritten sei, ist nicht bekannt geworden. Ja, um jenen Gräueln Hohn hinzuzufügen, dachten die Triumvire, während in Rom, in Ancona, Faenza, Imola, Sinigaglia, Pesaro und anderswo die Bürger zu Hunderten gemeuchelt wurden, (in Ancona und Umgegend allein zum Theil bei hellem Tage 150) in ihrer Weisheit und Fürsorge daran, „im Namen Gottes und des Volkes" die Todesstrafe abzuschaffen. Das thaten folgerichtigerweise die Nämlichen, die bereits am zweiten Tage nach der Entfernung des h. Vaters aus Rom alle wegen Unsittlichkeit in San Michele eingesperrten Weibspersonen „aus republicanischer Menschenliebe" frei gelassen hatten! Dafür zeigten sich diese Freigelassenen den Triumvirn denn auch sehr dankbar, indem Viele derselben sich in männlicher Uniform unter die Soldaten der Republik aufnehmen, viele auch als Krankenwärterinnen in den Militärspitälern, deren Obercaplan der saubere Gavazzi war, sich anstellen ließen, um unter dem Namen menschenfreundlicher Dienstleistung sogar die letzten Todeskämpfe der Sterbenden zu beflecken — eine Dienstleistung, woran die übel berüchtigte Fürstin Belgiojoso, eine sogenannte Emancipirte, im Militärspital des Quirinal mit liederlichen Dirnen in ihrem Gefolge sich betheiligte.

Wir bemerkten so eben, es sei nicht bekannt geworden, daß die republikanische Regierung den stets greller zu Tage tretenden Ausbrüchen des rohesten Communismus durch Vollziehung der angedrohten Strafen jemals mit Nachdruck entgegen getreten sei. Wie hätten sie das aber auch wagen dürfen, da sie ja selber mit allzu gutem Beispiele vorangingen und man mit Fug und Recht auf sie das Sprüchwort hätte anwenden können: „Die kleinen Diebe hängt man, die Großen läßt man laufen." Wurde ja auf allerhöchsten Befehl der Herren Triumvire Diebstahl und Raub im größten Maßstabe verübt und in stets steigendem Maße fortgesetzt, insbesondere am Hab und Gut der Geistlichkeit und an allen geistlichen Stiftungen.

Wie unter dem Vorwande, daß man Locale für Spitäler und Kasernen nöthig habe, sehr vielen Gemeinden von Klosterfrauen befohlen wurde, ihre Häuser — und zwar nicht selten binnen wenigen Stunden — zu räumen, und sich mit andern Nonnen zu vereinigen, sahen wir bereits an den Nonnen vom guten Hirten. Solche Decrete der Regierung wurden zuweilen gegen Mitternacht den aus ihrer Ruhe aufgeschreckten Frauen überbracht und noch vor Tagesanbruch mit brutaler Gewalt vollstreckt. Auch die Spitalschwestern von St. Johannes im Lateran, gegen 40 an der Zahl, wurden auf diese Weise mit allen Kranken zur Nachtzeit in ein entlegenes Kloster, aus dem man die Dominicaner vertrieben hatte, gebracht. Mehrere Männerklöster wurden ganz in Besitz genommen, und die Klostergeistlichen hatten kaum Zeit, ihr Leben durch die Flucht zu retten, fast alle übrigen Genossenschaften wurden gezwungen, einen großen Theil ihrer Häuser den Truppen einzuräumen, und also mit Soldaten und zwar mit solchen Soldaten unter einem Dache zu wohnen. Freilich mochte das nebenbei ein klug berechnetes Mittel sein, die Mönche nachgerade dahin zu bringen, wozu das Triumvirat durch sein Decret der „Nichtanerkennung der beständigen Gelübde in den religiösen Orden" (27. April) sie ermächtigte und anlockte, nämlich zum Treubruch gegen ihre Gelübde durch Wegwerfung ihres Ordenskleides und durch Hinaustritt in die Welt. Aber in grellem Widerspruche mit diesem Verfahren stand dann wieder ein über die Maßen fromm lautendes „Circular des Minister des Innern (vom 28. April) an die Mönche und Nonnen, um Charpie für die Verwundeten, und — Gebete für den Sieg zu erlangen!" Durch Decret vom 30. April wurden die Cisterciensermönche von St. Bernard in den Thermen aus ihrem Kloster nach Santa Croce in Gerusalemme verwiesen und ihr Local zu einem Strafhause bestimmt; ein anderes Decret (vom 9. Mai) verfügte: „Das Kloster von Sanct Sylvester wird in eine Anzahl von Wohnungen verwandelt werden, versehen mit einem bequemen Magazin an der Straße, u. s. w." Höchst seltsam klingt ein „Aufruf des Triumvirates (vom 20. Mai) an die Römer über die aus den Kirchen genommenen Beichtstühle." Derselbe bezog sich auf den bereits erwähnten, Tags vorher stattgehabten Sturm auf die Beichtstühle, deren man, wie bereits bemerkt, in weniger als 4 Stunden 52 aus mehreren Kirchen zusammengebracht hatte. Anstatt die Schänder des Heiligthums (die Mazzini übrigens selber zu dem Frevel angestiftet hatte, um dem französischen Unterhändler, Herrn von Lesseps zu beweisen, daß in Rom Alles möglich sei, mit Ausnahme der Wiederherstellung der gefallenen priesterlichen Regierung) nach Gebühr zu bestrafen, ward ihnen der väterliche, mit Spott und Hohn durchspickte Rath ertheilt: „Bringet Ihr selbst in die Kirchen die Beichtstühle zurück, die Ihr weggenommen habet. Die Barricaden der Bürger werden ihre Vertheidigung in unserer Brust finden." Diesem saubern Wiedererstattungsbefehl entsprach der heiligthumsschänderische Diebstahl, den das Triumvirat selbst an dem heiligen Hause von Loretto zu begehen sich nicht scheute, indem es demselben (durch Decret vom 27. Mai) die sofortige Lieferung von 30,000 Scudi auferlegte. — Wie mit den Klöstern, so verfuhr man auch mit den Palästen. Mehrere Paläste der Fürsten und zuletzt der

Quirinal und zwar die Gemächer des h. Vaters, seine Hauscapelle nicht ausgenommen, wurden in Spitäler verwandelt. Es leuchtet ein, daß man unmöglich alle diese großartigen, weitschichtigen Gebäude für die Truppen gebrauchte. Wirklich wurden auch mehrere der bedeutendsten Nonnenklöster Privatleuten, die es begehrten, zur Wohnung angewiesen, und man war sehr emsig bemüht, die Gebäude in einen Zustand zu versetzen, der sie für ihre ursprüngliche Bestimmung unbrauchbar mache. Als nun die Franzosen anfingen, einige Bomben in das Stadtviertel jenseits der Tiber zu werfen, wurde der letzte Sturmangriff gemacht und Paläste und Klöster den Familien, die sich Sicherheits halber übersiedeln wollten, eingeräumt — eine Maßregel der Menschenliebe, die gewiß löblich gewesen wäre, wenn sie nicht ganz im Geiste und in der Weise des Communismus vollstreckt worden wäre. — Der Communismus hatte denn auch bereits in seiner ganzen Nacktheit sich geoffenbart. Nachdem die Regierung eingeladen, durch Leinwand, Betten und dergleichen die Spitäler, und durch Silber und Gold die Kriegscasse zu unterstützen, drangen Soldaten und anderes Gesindel nicht bloß in die Klöster und andere geistliche Häuser, sondern auch in die Wohnungen der wohlhabenden Bürger, forderten und trugen davon, was ihnen gutdünkte, und führten Geistliche oder andere in ihren Augen verdächtige Personen, die sie etwa fanden, in verschiedene Gefängnisse ab. Mehrere sind auf solche Weise eingekerkert und Wochen lang festgehalten worden, ohne auch nur einmal verhört worden zu sein, ohne ein Wort über die Ursache ihrer Gefangennehmung und Freilassung vernommen zu haben. Nachdem die Kirchen und geistlichen Körperschaften, wie wir oben gesehen, bereits auf verschiedene Weise gebrandschatzt worden, erschien denn zuletzt das lange erwartete Decret, alles Silbergeschirr auszuliefern. Jeder Kirche wurde ein Kelch, eine Monstranz und ein Ciborium gelassen. Auch die Privatleute sollten ihr Silber hergeben, doch wurden diesen und auch einigen Kirchen Staatsscheine dafür hinterlassen. Solche Scheine nämlich machte die Republik ohne Maß und Ziel und bezahlte damit alle ihre Getreuen sehr reichlich.

Nach einem 1849 zu Rom gedruckten Buche mit dem Titel: „Die letzten 69 Tage der römischen Republik, eine nach officiellen Acten gefertigte Berichterstattung"[1]), belief sich das Papiergeld, welches zum Frommen der Staatseinkünfte hinausgegeben wurde, auf eine Summe von 5 Millionen 328,300 Scudi, außer 1 Million und 200,000 Scudi von Bons, welche die römische Bank emittirt hatte und welche in sehr wenigen Tagen aufgebracht wurden. Aber wohin ging so viel Geld? Es ist eine Thatsache, daß, als die sogenannte Republik nicht mehr bestand, das ist am 4. Juli, die Quästoren oder Cassenführer der Versammlung, nicht zufrieden mit den 80,000 Scudi, welche sie schon genommen hatten, sich weitere 15,000 bezahlen ließen; daß der Advocat Sturbinetti sich 20,000 bezahlen ließ, daß die mobile Bürgergarde eine Anweisung auf die Ausbezahlung einer Summe von 50,000 Scudi erhielt;

---

[1]) S. Margotti: Die Siege der Kirche in dem ersten Jahrzehnt des Pontificates Pius' IX. Aus dem Italienischen von P. Pius Gams. O. S. B. Innsbruck. Wagner. 1860.

daß die Executivgewalt in 4 Monaten 40,000 Scudi erheischte; daß die Barricaden-Commission, die aus den Abgeordneten Cernuschi, Cattabeni und Caldesi bestand (und allerlei tolle Befehle erließ), 64,000 Scudi in ihren Händen hatte, während die Arbeiten selbst von der Stadt bezahlt worden waren; daß ein Fabri für das Papier und den Druck bloß der Bons von 5—100 Scudi 61,500 Scudi erhielt, daß Manzoni, der gefeierte Dichter der „Verlobten", 63,000 Scudi hinweggetragen hatte, daß zur Verfügung des Kriegsministeriums 4 Millionen angewiesen waren, über deren Verwendung zur Unterhaltung der Armee das Nähere unbekannt geblieben. Aber das Gold und Silber der Kirchen? Und das der Privatleute? Und die Geldrequisitionen und tausend andere Gewaltthätigkeiten, welche nach dem Geständnisse des Triumvirats bloß in den Opfern einiger Tage einen Werth von 60,000 Scudi betragen hatten? Wohin floß all' dieses Geld, während man doch behauptete, daß dem Volke nicht ein einziger Bajacco genommen werden dürfe, ohne daß es wisse, wohin er gehe? Gewiß ist, daß in Rom keine Münze in Umlauf kam, und daß man späterhin vieles Kirchengeräth in den Häusern der eifrigsten Republikaner verborgen fand. Daraus möge man auf die Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit eben jener Männer schließen, welche die großmäuligsten Tadler „der schlechten Wirthschaft unter dem Pfaffenregiment" gewesen waren.

Wir erwähnten der Geldrequisitionen. Großer Gott! wie es dabei und bei manchen andern Gewaltthätigkeiten zu öfteren Malen zuging? Da drangen Söldnerschaaren wild und wüthend in die Kirchen, und verübten die grauenvollsten Entweihungen, auch des hochheiligsten Sacramentes. Und so ging es nicht allein in Rom; alle diese Schrecken und Gräuel wurden auf dem Lande und in manchen Provinzstädten mit noch größerer Freiheit verübt. — Während man auf diese Weise gegen die Anstalten und Diener der katholischen Religion wüthete, ihre Heiligthümer schändete und mit Füßen trat, war man zugleich ernstlich bemüht, der Lehre des Protestantismus, als dessen eifriger Apostel Mazzini selber bald nachher in London behufs Protestantisirung Italiens auftrat, Anhänger zu gewinnen. Protestantische Bibeln und Flugschriften circulirten in Menge. Die Apostaten von Malta, daß heißt mehrere abtrünnige Mönche, die sich nach Malta geflüchtet und dort unter dem Schutze der englischen Regierung Weiber genommen und eine neue protestantische Secte gestiftet hatten, welche die Irrthümer Luther's und Calvin's, so gut es ging, vereinigte, waren zurückgekehrt und trugen ihre neue Lehre in zwei öffentlichen Schulen vor. Die Nationalversammlung behandelte die Frage, ob die katholische Religion fürderhin als die Religion des römischen Staates anzusehen sei, und entschied in den letzten Tagen der Republik die Cultusfreiheit, das heißt in ihrem Sinne die Freiheit, selbst den alten Heidengöttern, z. B. dem Bacchus und der Venus, Altäre zu bauen und zu opfern, nur nicht dem wahren Gott, den die Katholiken anbeten. Mit Blindheit geschlagen mußten Die sein, welche nach allen diesen offenkundigen Thatsachen noch immer der Versicherung Glauben schenkten, es handele sich nur um die zeitliche Herrschaft der Päpste über den Kirchenstaat und nicht um die Abschaffung aller Religion und um

die Zurückversetzung der Menschheit in den Zustand ursprünglicher Wildheit. Von welchem Geiste die revolutionäre Secte durchdrungen war, offenbarten überdieß die entsetzlichen Lästerungen alles Heiligen, unter welchen die Soldaten der Republik nicht nur in den Kampf zogen, sondern auch auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern ihren Geist aufgaben. — Wie es in den letzteren unter der Oberleitung eines Gavazzi zuging, welche Personen da den Sterbenden beistanden, erwähnten wir bereits. Gutgesinnte Priester fanden in denselben keinen Zugang. Indessen war ihre Liebe großmüthig und erfinderisch. Vernehmen wir nach so vielen Schauderscenen ein Beispiel heldenmüthiger Aufopferung. Ein nicht sehr bekannter Geistlicher legte die Kleidung eines armen Menschen an, und ließ sich in derselben als Diener eines Spitals dingen. Er lebte, aß, trank und arbeitete mit den übrigen Dienern, ertrug alle ihre Rohheiten und ahmte sie, soweit es erlaubt war, nach, aber wenn er um die Verwundeten und Kranken beschäftigt war, benutzte er die günstigen Augenblicke, um sich denen, die noch ein Verlangen nach Versöhnung mit Gott blicken ließen, als Priester zu erkennen zu geben, ihnen das Bußsacrament zu spenden und sie auf den Tod vorzubereiten.

So wiederholten sich, auf's Sprechendste ähnlich, in Italien manche Scenen aus dem Schreckensjahre 1793 in Frankreich!

Doch es ist Zeit, daß wir von dem Jammerbild der sich so nennenden Republik hinweg unsere Blicke wieder auf die wackeren Kriegsheere richten, die dem entthronten Statthalter Christi in Gaëta so dienstbereit zu Hülfe geeilt sind, und den Faden der Kriegsereignisse dort wieder aufnehmen, wo wir ihn haben fallen lassen, nämlich beim 30. April, so traurigen Andenkens für Frankreichs Krieger.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Die Schaukelpolitik Frankreichs in Bezug auf die dem Papste zu leistende Hülfe. — Edles Benehmen der Regierungen von Spanien und Neapel. — Oudinot erhält Verstärkungen und rückt weiter vor. — Lesseps' zu weit gehende Nachgiebigkeit gegen die Rebellen wird von Oudinot ehrenhaft zurückgewiesen. — Der 3. Juni ein heißer aber siegreicher Tag für das Befreiungsheer. — Die in die Luft gesprengten Brückenbogen. — Was von der Kampfluft und Tapferkeit des römischen Volkes zu Gunsten der Republik zu halten. — Wie unwürdig, ja viehmäßig die „Volksfreunde" das Volk behandelten. — Letzter Friedensversuch des Generals Oudinot. — Der Verlauf des Kampfes bis zur Einnahme der Stadt. — Rom ergiebt sich auf Gnade und Ungnade. — Die letzten Beschlüsse der Constituente. — Einzug der Franzosen in Rom. — Zustand der Stadt unmittelbar nach der Einnahme.

Das politische Verfahren der französischen Regierung war von Anfang an nur geeignet, sowohl dem Hofe von Gaëta, als auch der echten Bevölkerung Roms, die sich nach Befreiung sehnte, Mißtrauen einzuflößen. Man trug in Paris augenscheinlich auf zwei Schultern; man wollte freilich dem Papste zu Hülfe kommen, aber so viel möglich, ohne es völlig mit der Republik zu verderben. — Daher die zweideutigen Ansprachen der Militär- und Civilbehörden an die französischen Soldaten und die Italiener. Da hieß es zwar allzeit „Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes", aber eben so oft „Freiheit des Volkes", „liberale, möglichst weltliche Regierung", „Friede für Italien und Europa" — lauter dehnbare und in verschiedenem Sinne deutbare Begriffe.

Einen schönen Gegensatz zu der schwankenden, zweideutigen Politik

des französischen Gouvernements bildeten die Erklärungen der spanischen Regierung über die Intervention im Kirchenstaate. Das Journal La Espana ließ sich über die Absicht seiner Regierung, mit einem nicht verkennbaren Seitenblick auf die französische, also vernehmen:

„Ohne eine andere Absicht, als die, dem Katholicismus zu dienen, eilen wir dem gemeinschaftlichen Vater zu Hülfe, dessen Ansehen geschützt werden muß von allen seinen Kindern und hergestellt werden muß zum Frommen Aller. Wenn andere Staaten in einem andern Sinne diese Intervention gefaßt, wenn sie weniger edle Absichten bei einer Intervention verfolgt haben, deren Ziel so unendlich weit über die gewöhnlichen Gegenstände der Politik erhaben ist, so verdient wenigstens die spanische Regierung diesen Vorwurf nicht. Sie hat ihre Soldaten ganz den Befehlen des Fürsten untergeordnet, zu dessen Vertheidigung sie dieselben bewaffnet hat."

Das Nämliche erklärte der General Cordova in einer am 4. Juni zu Terracina an die römischen Provinzen erlassenen Proclamation: „Die spanischen Truppen, hieß es in derselben, sind in die päpstlichen Staaten eingerückt, nur, um Se. Heiligkeit wieder in den Besitz derselben zu setzen, damit er ganz unabhängig und mit dem erforderlichen Ansehen seine geistliche Macht ausüben könne, die so nothwendig ist für den Frieden der Welt." Nicht minder ehrlich meinte es die Regierung beider Sicilien. Der König selber rückte gegen Ende April, unter dem begeistertsten Jubelruf der Bewohner, an der Spitze seines 15,000 Mann starken Heeres in den Kirchenstaat ein, konnte aber trotz dem muthigen, beinahe siegreichen Widerstande, womit er den Angriff Garibaldi's (am 19. Mai) bei Velletri zurückschlug, wegen der vom französischen Commissar angenommenen eigenthümlichen Haltung nichts Erkleckliches ausrichten und zog sich daher, nachdem er eine feierliche Protestation gegen letztere erlassen, wieder über die Grenzen zurück.

Erst seit der Niederlage am 30. April wurde es dem französischen Gouvernement mit der Kriegführung gegen Rom recht Ernst: war ja durch jene ihre Ehre in's Spiel gezogen und forderte sie Rache. Aus dem tapfern Widerstande, den ihm wider Erwarten die Römer, oder richtiger, die aus Piemontesen, Ungarn, Polen, Deutschen und socialistischen Franzosen bestehenden Horden entgegengesetzt, hatte General Oudinot sich von der Unzulänglichkeit seiner Truppenmacht überzeugt und sogleich Verstärkungen verlangt, die auch nicht lange auf sich warten ließen und die Armee auf 25,000 Mann erhöhten. Damit konnte man kühn dem Rebellenheere die Spitze bieten, welches denn auch, zumal es sich im Süden von einem neapolitanischen und spanischen Heere und im Norden von einem nicht minder starken östreichischen Armeecorps (15,000 Mann) bedrängt sah, trotz aller Prahlhanserei, seine mißliche Lage inne zu werden anfing. So ließen sich denn die Triumvire zu Friedensanerbietungen und Freundschaftsversicherungen herbei. Dem Papste, sagten sie, wollten sie wohl gehorsamen, aber ohne Priester und Cardinäle als Minister; sie zögen die Franzosen jeder anderen Nation vor und stellten sich, um diesen Preis, unter ihren Schutz. Und zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit und des Bedauerns wegen ihres Verhaltens am 30. April lieferten sie alle Gefangenen, die sie in diesen Tagen gemacht, ihnen aus.

In Folge einer so raschen, unverhofften Sinnesänderung des Feindes machten die Franzosen eine vorrückende Bewegung, indem sie ihr Lager

von Polidoro und Paolo, wo es bisher gestanden, weg, nach der Villa Pamfili-Doria angesichts der Mauern Roms verlegten, und Ferdinand von Lesseps, der bevollmächtigte Minister der französischen Regierung, setzte sich unverweilt mit dem Triumvirat in Beziehung.[1]

Demzufolge wurde ein Waffenstillstand auf mehrere Tage geschlossen, welchen Garibaldi schlau zu einem Ausfalle gegen die Neapolitaner benutzte, und vom 17. bis zum 31. Mai nahmen die Belagerungsarbeiten einen zwar langsamen, aber keineswegs völlig unterbrochenen Fortgang, sintemal der Oberfeldherr jenem politischen Notenwechsel nur halb und halb traute. Und darin hatte er nicht Unrecht; denn am 31. Mai legte besagter Diplomat ihm eine mit den Triumvirn geschlossene Uebereinkunft, die dem Befreiungsheere den Eintritt in Rom untersagte, zur Unterschrift vor. Der General, als Ehrenmann, verweigert seine Unterschrift und läßt den Triumvirn vermelden, daß der von Herrn von Lesseps mündlich bewilligte Waffenstillstand am folgenden Tage aufgehoben sein solle.

Am 1. Juni wurden die feindlichen Vorposten davon in Kenntniß gesetzt. Nur auf das inständige Begehren des Gesandtschafts-Kanzlers, Herrn von Gerando, willigte er ein, die regelmäßige Belagerung bis auf den 4. Juni zu verschieben.

Als vorbereitende und nothwendigste Maßregel wurde zuvörderst die Vertreibung der Garibaldianer aus dem Besitze der Villa Pamfili, der Kirche San Pancrazio und der Villen Corsini und Valentini beschlossen. Am 3. Juni, Morgens 3 Uhr, wurde damit der Anfang gemacht und Punct 10 Uhr waren sämmtliche vier Plätze genommen, in die dann sofort die Truppen hineinquartiert wurden.

Allein die Belagerten, denen die Wichtigkeit der vier ihnen so schnell entrissenen Puncte nur zu gut einleuchtete, konnten sich nicht entschließen, den Feind im ruhigen Besitze derselben zu belassen. Von Mittag bis 6 Uhr Abends machten ihre vom Feuer der Wälle unterstützten Angriffscolonnen unerhörte Versuche, sie wieder zu erringen, aber vergebens. Zu verschiedenen Malen legten ihre Haubitzen Feuer an und vertrieben die Franzosen auf Augenblicke, aber diese kehrten alsbald darein zurück. Der Muth der Soldaten war in dieser schwierigen Lage um so bewunderungswürdiger, als, seinem Versprechen, die Stadt nicht vor dem 4. anzugreifen, getreu, der General ausdrücklich verboten hatte, auch nur mit einem Kanonenschuß auf das Feuern von den Wällen her zu antworten.

An demselben Tage machten die römischen Truppen, von Garibaldi geführt, von dem vaticanischen Plateau, jener flachen Anhöhe, die nach der Villa Pamfili führt, einen Ausfall, der jedoch kräftig zurückgeschlagen wurde.

Aehnliche Scharmützel, in der Absicht, den Feind zu theilen, hatten auf dem linken Ufer der untern Tiber Statt. So hatte z. B. die Brigade Sauvan den Befehl erhalten, sich des Ponte-Molle (jener berühmten Milviusbrücke, wo Constantin jenes wunderbare Kreuz sah, das zu seiner

---

[1]) Geboren 1805. Derselbe leitete das großartige Unternehmen des im Spätherbst 1869 eröffneten Suez-Canals.

Bekehrung den ersten Anstoß gab) zu bemächtigen, von welchem die letzten Bogen zerstört und wie man glaubte, in die Luft gesprengt waren. Letzteres war wirklich so. Eines Nachts, es war 10 Uhr Abends, Rom lag in Todtenstille, denn es schwieg eben ausnahmsweise das Geschütz von dem St. Pancraziothor, da erdröhnte ganz Rom plötzlich von einem furchtbaren Knall, wie von einem ausbrechenden Vulcan. Es erhob sich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens durch ganz Rom; die Leute rissen die Fenster auf: „Was giebt's, o Gott, was ist geschehen?" Der Eine meinte, sie hätten St. Peter in die Luft gesprengt; der Andere, die Obelisken an der Porta del Popolo; ein Dritter, es sei das Pulvermagazin der Engelsburg geplatzt. Was aber war's? Die Garibaldianer hatten den letzten Bogen des Ponte-Molle in die Luft gesprengt, weil die Franzosen den Uebergang desselben versuchten. Dessen ungeachtet wußten sich die Franzosen zu helfen, indem sie, trotz jener Wütheriche, vermittelst Pontons, die sie aus Faschinen und Balken zusammenfügten, übersetzten, pflanzten ihre Batterieen auf dem Hügel Pariolo auf und beschossen eine ganze Nacht hindurch die Viertel vom spanischen Platze, dem Corso und dem Pincio an bis an die Tiber.

Während der Nacht des 3. Juni wurden die Franzosen allarmirt; die Belagerten versuchten einen abermaligen Ausfall; allein die feste Haltung der französischen Truppen zwang sie, sich erfolglos zurückzuziehen.

Es war ein denkwürdiger Tag für die Franzosen, dieser 3. Juni. Sie vergalten an selbem die ihnen am 30. April von den Garibaldianern beigebrachte Schlappe mit reichlichen Zinsen. Sie hatten nur wenige Todte und ungefähr 160 Verwundete, darunter 7 Offiziere, zu beklagen, während die Zahl der Todten und Verwundeten auf gegnerischer Seite wenigstens auf 2000 Mann geschätzt ward.

Unterdessen nahm die Begeisterung, welche zu Anfang des Krieges die republikanische Partei beseelte, sichtlich ab, die Entmuthigung in demselben Grade zu. Nichtsdestoweniger predigte das Triumvirat und ein Theil der Nationalversammlung den Widerstand. Um jedoch die große Masse in guter, d. h. republikfreundlicher Stimmung zu erhalten, suchte man sie durch prahlerische Placate, durch Schauspiele und allerlei Spectakelstücke auf öffentlicher Straße zu zerstreuen. So hieb man z. B. ein Paar überflüssige Carrossen der Cardinäle in Stücke, welche sich zufällig noch vorfanden, nachdem man aus den andern längst mehrere Abende nach einander zur Belustigung des Pöbels Scheiterhaufen errichtet oder sie zum Baue von Barricaden, deren am Ende nicht weniger als 3100 waren, verwendet hatte. Als das Zerstörungswerk zur großen Kurzweil des Janhagels vollbracht war, schleppte man in Procession die Stücke nach dem Popoloplatze und zündete dort unter Jubelgeschrei und wildem Geheul ein Freudenfeuer an. Auch wurde der Sold der Truppen erhöht, es wurden Mundvorräthe unter sie vertheilt und Allen reichliche Belohnung verheißen: dessen unerachtet war es mit der Begeisterung und ebenso mit der Tapferkeit des eigentlichen römischen Volkes nicht weit her. Zwar las man damals in den Zeitungen, daß das römische Volk, eingeladen durch Cernuschi's Aufrufe — er war der Bramarbas oder Hanswurst der Barricaden-Commission — willig und todesmuthig auf

die Barricaden geeilt sei. Allein die Sache verhielt sich so: Der Pöbel, ja, er eilte wohl herbei, die Barricaden, die beinahe in allen Straßen angebracht waren, aufzurichten, d. h. Quadersteine, Balken, Wagentrümmer, Sacristeibänke, Beichtstühle, Todtentruhe, Spreu, Stroh, Schutt und Gerümpel aller Art zum Bau derselben herbeizuschleppen — weil er dafür gut bezahlt wurde; aber damit war es auch alle. Als die Franzosen über der Villa Barberini die erste Bresche schossen, und bald darauf die Kanonen der Engelsburg, die Glocken des Capitols und von Monte Citorio das verabredete Signal zur Versammlung an den bezeichneten Plätzen gaben, da zog sich das Volk, anstatt in „compacten und knirschenden Massen", wie Cernuschi befohlen hatte, an die Versammlungsplätze zu eilen, hinter Schloß und Riegel in die Häuser zurück, verrammelte die Thüren, verbarricadirte die Eingänge und verschloß die Fenster, während die den ganzen lieben Tag bewaffnet herum kutschirenden und nebenbei in allen Kneipen den Wein kostenden Ciceruacchianer nicht bloß nach den großen Glocken, sondern sogar nach den Klingeln gewisser Thürmchen rannten und den Thürmern und Küstern Tod und Teufel drohten, wenn sie nicht sofort aus Leibeskräften läuten wollten. Zwar kamen wohl einige freiheitstrunkene Gimpel und ließen sich auf den Barricaden todtschießen; das waren aber, noch einmal sei es bemerkt, bei Weitem meistens Fremde; das Volk hütete sich wohl. Die Furcht des letzteren ging so weit, daß, nachdem die Franzosen an mehreren Stellen Bresche gelegt hatten und die Republikaner nur bemüht waren, sie mit Balken und Pallisaden, Erde und Faschinen zu verkleistern, Keiner mehr es wagen wollte, sich bei der halsbrechenden Arbeit einzufinden. Die alten Barricadenbauer, trotz des Thalers Besoldung für die Stunde, wollten sich den Kugeln um keinen Preis mehr aussetzen, die aus den feindlichen Batterieen ohne Unterlaß auf diese Stellen flogen und in wenigen Minuten zerstörten, was in einem halben Tage aufgebaut worden und die Arbeiter bei demselben fast sämmtlich zu Schanden schossen. Was that man in der Noth? Die Garibaldianer streiften zu Fuß und zu Roß durch die Stadt, trieben, was sie an „Volksmännern" antrafen, wie eine Heerde Schafe vor sich her und stellten sie zum Schanzen vor die Mündung der Kanonen auf den Höhen von San Pancrazio und Pietro in Montorio. Und nicht etwa bloß den Pöbel, sondern auch Nationalgardisten trieben sie so zu Paaren; Krämer, Käsehändler und Handwerker wurden aus ihren Läden und Werkstätten unter dem Geheul ihrer Frauen und dem Gewinsel der Kinder gerissen, ihnen das Bayonnet auf die Brust gesetzt und sie so auf die Wälle geführt. Ja, man konnte sie eines Tages die Piazza Navona (den Hauptmarktplatz der Stadt) umzingeln, Händler, Mäkler, Lastträger und Obsthändler in die Mitte nehmen und zusammenraffen sehen, wie man in einem Wurfnetz die Fische zusammenfängt und an's Ufer zieht. Die armen Wichte suchten nach allen Seiten hin zu entweichen, versteckten sich hinter die Standbilder der Brunnen, sprangen auf die Stufen der Basilika von St. Agnes, aber die Garibaldianer verfolgten sie mit Peitschenhieben und ließen Keinen entkommen. Mehr als Einer von den Verfolgten stürzte sich in die Cloaken, Andere

kletterten die Fenstergitter hinauf.[1]) So behandelten die Häuptlinge der Republik das Volk, über dessen „Menschenrechte" sie in der Kammer so viele Worte machten, das Volk, dessen Freiheit und Glück unter dem Banner der Republik sie so hoch priesen, das Volk, von welchem Armellini, der Triumvir, in jener blasphemischen Rede sagte, es sei sein wahrer Gott!!

Mit Rücksicht auf dieses unglückliche Volk, von dessen wahrer Gesinnung die Franzosen wohl unterrichtet waren, wollte der Obergeneral, ehe der Sturmangriff, der auf den 12. Juni festgesetzt war, begann, noch einen Friedensversuch machen und richtete deßhalb an die einflußreichsten Männer der Republik freundliche Bitten, sowie einen Brief an den Präsidenten der Constituente, doch den französischen Truppen die Thore der Stadt friedlich zu öffnen. Wenn 12 Stunden nach Empfang dieses Schreibens — so hieß es am Schlusse desselben — eine den Intentionen und der Ehre Frankreichs entsprechende Antwort ihm nicht zugegangen, werde er sich genöthigt sehen, die Stadt im Sturm anzugreifen.

Ein Geschützesdonner aus allen Batterieen war die unmittelbare Antwort auf dieses überaus versöhnliche Schreiben. Gleichwohl warteten die Belagerer die zwölfstündige Frist ab und gingen auch danach noch mit Schonung zu Werke.

Am 12. Juni war die Einschließung der Stadt bereits vollständig. Von da an bis zum 21. rollten von Zeit zu Zeit Haubitzkugeln über die widerspenstige, von einem Häuflein Rasender terrorisirte Stadt. Am 21. wurde ein so furchtbares und wohlgerichtetes Geschützfeuer eröffnet, daß um 3 Uhr Nachmittags die Generäle Levaillant und Thiry dem Obergeneral kund thaten, gegen Abend würden drei Breschen durchgänglich sein. Sofort wurde der Sturm auf halb zehn Uhr Abends festgesetzt, und gegen 10 Uhr mit Glück ausgeführt. An den beiden folgenden Tagen waren die Franzosen damit beschäftigt, ihre Batterieen auf den Mauern aufzupflanzen, die, nebenbei bemerkt, auf Cernuschi's Befehl mit Matrazen, Kissen und Polstern hatten bekleidet werden müssen, damit die Kanonenkugeln, wenn sie in diese weichen Gegenstände fielen, ihre Kraft verlören. Vom 24. bis zum 29. Juni war der Kampf sehr heiß: die Franzosen blieben zwar immer im Vortheil, aber es kostete ihnen die größten Anstrengungen, vorzudringen, und die Garibaldianer thaten Wunder der Tapferkeit. Mehrere junge Männer, welche sich in das Casino Barberini geworfen hatten, wurden vom Feinde umzingelt und sämmtlich niedergemacht, aber erst nach so hartnäckiger und wüthender Gegenwehr, daß einer nicht weniger als 25 Wunden — ehrenhafte Zeugnisse seines Muthes — an sich getragen haben soll. Die unter dem Namen Medici bekannte Legion zeichnete sich vorzugsweise durch heldenmüthige Tapferkeit aus; denn obgleich ein großer Theil dieses Corps unter den Ruinen des Palastes Vascello, der am 26. einstürzte, begraben wurde, so vertheidigten sich die Ueberlebenden noch mit größter Tapferkeit gegen den Feind. Andere feste Gebäude wurden am 27. und 28.

[1]) S. Blicke in die römische Republik. Fortsetzung des „Juden von Verona." Der Verfasser, P. Bresciani, d. G. J., ist um so glaubwürdiger, weil er großentheils Augenzeuge von dem war, was er berichtet.

von der französischen Artillerie zusammengeschossen, aber die Wuth, welche der Kampf mit den „Fremden" in den feurigen italienischen Herzen entzündet hatte, war so groß, daß die Verwundeten aus den Spitälern krochen, um noch mit zitternden Armen die zerschossenen Mauern des alten Roms vertheidigen zu helfen. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni um halb drei Uhr Morgens vermischte sich der Donner der Kanonen mit den Donnerschlägen eines Gewitters, und die Flammen der Geschütze schienen neben dem weißen Scheine der züngelnden Blitze röthlich zu strahlen. Am 30. Juni war Roms Geschick entschieden. Die Franzosen drangen unter dem Ruf: France! France! grénadiers à la baïonnette! en avant! en avant! (Frankreich! Frankreich! Grenadiere, zum Boyonnet! Vorwärts! Vorwärts!) in die Bresche ein und stießen mit den tapfern Vertheidigern von San Pietro in Montorio und dem sogenannten Maison-carrée zusammen. Es entspann sich jetzt ein wüthendes Handgemenge, wobei die Offiziere ihren Truppen mit gutem Beispiele vorangingen, indem sie ebenfalls Gewehre ergriffen und selbst mit den Kolben dreinschlugen. Vier bis fünfhundert von den Belagerten wurden auf der Bastei, die sie mit so entschlossenem Muthe vertheidigt hatten, niedergestoßen, und so fest war der Entschluß zu siegen oder zu sterben, daß man mehrere Artilleristen an die Kanonen angebunden fand, die sie im Leben nicht verlassen wollten und im Tode noch mit grimmigen Mienen bewachten. Die Zahl der Verluste französischer Seits war nicht erheblich, 100 Verwundete und nur 10 Todte; auf gegnerischer Seite deckten 1200 Todte und mehr als 700 Verwundete die Wahlstatt.

Die Tage des 1. und 2. Juli verflossen unter Unterhandlungen. Garibaldi selber hatte auf die Anfrage der constituirenden Versammlung erklärt, daß alle ferneren Vertheidigungsversuche nutzlos seien. Diese Ansicht stimmte zwar mit den Gefühlen und Befürchtungen der Mehrzahl überein, aber nicht so mit denen Mazzini's und seiner Genossen, die ihre kurze Herrschaft jetzt zu Ende gehen sahen. Ihre Unterhändler schlugen Anfangs dem französischen Bevollmächtigten, Herrn von Corcelles, vor, die französische Armee solle nur bedingungsweise und zugleich mit den Truppen, die es vertheidigt, Rom besetzen. Ein solcher Vorschlag war unzulässig und Bevollmächtigter und General verwarfen ihn einstimmig. Ja, Oudinot drohete, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, wenn die Stadt sich nicht auf Gnade oder Ungnade übergebe.

So mußte man also entweder aus Rom einen Trümmerhaufen werden lassen oder sich zur Capitulation entschließen. Letzterer Beschluß wurde nach einer trostlosen Debatte, welche auch den heißesten Feuerköpfen ihre letzte Hoffnung benahm, wirklich gefaßt. Die Triumvire Mazzini, Saffi, Armellini, die ihre Rolle nun zu Ende gespielt, weigerten sich jedoch, in ihrem republikanischen Hochgefühl, der Ausführung dieses Mandats und zogen sich zurück, um drei neuen Triumvirn, Salicetti, Mariani und Calandrelli Platz zu machen, deren Hauptaufgabe darin bestand, die Unterhandlung wegen einer Amnestie einzuleiten, die ihnen jedoch nicht bewilligt wurde. So mußte man sich ohne Bedingung ergeben.

Das gläubige Volk Roms, das nach dem hartnäckigen Widerstande, den die Republikaner bisher gezeigt, viel eher ein Alles zerstörendes

Bombardement mit Feuerkugeln von Seiten der Franzosen, als die Bereitwilligkeit zu einer Capitulation von Seiten der Regierung erwartet hätte, sah in der plötzlichen Veränderung des Entschlusses dieser die Wirkung einer Gnade, welche die Apostelfürsten, an deren Festtage jener letzte Kampf entschieden war und welche die Bevölkerung durch eine neuntägige Andacht um ihren Schutz angefleht hatte, von Gott erbeten. — Im Uebrigen ging die Republik unter, wie sie entstanden war, mit einer Großthuerei, die, wäre sie nicht aus unheilvoller Bosheit entsprungen, komisch zu nennen gewesen wäre. Die Nationalversammlung endigte ihre Berathungen über die Constitution der Republik an eben dem Tage, als die Municipalität, von ihr beauftragt, mit den Franzosen capitulirte, und beschloß, daß die „Grundrechte" auf zwei Marmortafeln gegraben, auf dem Capitolium aufgestellt würden. Dieser ihr Beschluß ward denn auch am 3. Juli gegen Mittag mit aller Feierlichkeit ausgeführt.

An eben diesem Tage, 3 Uhr Nachmittags, gab General Oudinot den Truppen den Befehl zum Einmarsch in Rom. Derselbe geschah von zwei entgegengesetzten Seiten, zur Hälfte durch die Thore San Pancrazio und Sanct Paul, zur Hälfte durch die Porta del Popolo.

Während die Sieger von der eroberten Stadt Besitz nahmen, zog die bisherige Garnison unter den Befehlen der Municipalität zu den entgegengesetzten Thoren hinaus; mit ihnen brachten sich Mazzini und Ciceruacchio nebst vielen geraubten Schätzen in Sicherheit, und die Mehrzahl ihrer Genossen folgte ihrem Beispiele, obschon man vorher der Welt stolz hatte verkündigen lassen, die Väter der Republik würden nimmermehr entweichen und seien bereit, sich mit dem Quirinal in die Luft zu sprengen, und unter den Ruinen Roms sich begraben zu lassen. Bloß Garibaldi, der an der Spitze von 4 bis 5000 Söldlingen in der Richtung von Albano entfloh, wurde verfolgt. Mit der Beute geplünderter Kirchen und Klöster beladen, warf er sich Anfangs in die Abruzzen, von da nach Lodi im Kirchenstaat, wo seine Bande sich allen erdenklichen Ausschweifungen überließ.

Was den Empfang der Franzosen bei ihrem Einzug in Rom anbelangt, so war derselbe Nichts weniger als schmeichelhaft. Zwar war die Freude über die Erlösung vom Tyrannenjoche der Republik bei den Gutgesinnten allgemein und groß, und selbst an Solchen fehlte es nicht, die durch Hochrufen, durch Schwenken von Sacktüchern, durch Zuwerfen von Blumensträußen und freundliches Händedrücken ihre Freude offen zu erkennen gaben, aber dazwischen sah man finstere Gestalten, in deren Augen Drohung, auf deren Lippen Hohn und Zischen lag und deren Hände schon jetzt nach dem Dolche zu greifen schienen, womit sie die einziehenden Sieger und ihre zujauchzenden Begrüßer zu ermorden im Sinne hatten. Die meisten Bewohner waren noch unter den Eindrücken der Schreckensherrschaft, die vorhergegangen, befangen, und überdieß von der Aufrichtigkeit der Franzosen nicht überzeugt. Jene Furcht und Zurückhaltung nahm zu, als in den ersten Tagen nach dem Einzuge sowohl manche Einwohner der Stadt, welche die einrückenden Franzosen freudig begrüßt hatten, als auch viele der Letzteren selbst meuchlings ermordet wurden. Ja, was soll man sagen, wenn selbst am Tage der Einnahme Roms,

im Augenblicke, wo die Franzosen den Corso heraufmarschirten, auf der Piazza Sciarra vor deren Augen ein armer Priester angefallen wurde, weil er über die Befreiung Roms Beifall jauchzte! Als die Elenden ihn unter ein Thor geschleppt hatten, gaben sie ihm viele Dolchstiche auf Gesicht und Brust, stachen ihm die Augen aus dem Kopfe, rissen ihm die Zunge aus, schlitzten ihm den Bauch auf, rissen die Eingeweide heraus, knüpften sie los, zogen sie auseinander, wanden sie dem Priester um den Hals, erdrosselten ihn damit und ließen ihn da zum grauenhaften Anblick aller dort Vorübergehenden auf dem Boden liegen.[1]) Was Wunder daher, daß Anfangs Viele sich in ihren Häusern verschlossen hielten und keinen Franzosen auf seinen Gängen durch die Stadt begleiten mochten, ja, sobald ein französischer Offizier in ein Kaffeehaus trat, dasselbe scheu verließen? Die nämliche Furcht und Zaghaftigkeit zeigte sich auch bei den verschiedenen Behörden, woraus es sich erklärt, daß trotz des Befehles des Generals Oudinot, binnen 6 Tagen die zahllosen Barricaden, wovon die Straßen wie verrammelt waren, wegzuräumen, dieses so langsam von Statten ging, daß noch im August dieselben nicht von allen Straßen hinweggeschafft waren. Rascher und freudiger ging es mit der Wiederaufrichtung und Herstellung der päpstlichen Wappen an allen öffentlichen Gebäuden und Palästen, wo sie früher angebracht gewesen. Im Uebrigen hatte die Stadt merkwürdiger Weise durch die Beschießung wenig gelitten: kein öffentliches Kunstdenkmal war zerstört worden. General Oudinot oder vielmehr der zweitcommandirende Genie-General Levaillant hatte somit seinen Zweck vollkommen erreicht. Denn, nur um die Baudenkmale zu schonen, hatte er die Stadt vom Berge Janiculus beschossen, obwohl von dorther ihre Einnahme die meisten Schwierigkeiten bot. Dahingegen sah es im Innern der Paläste Doria, Corsini, Chigi, Odeschalchi, Borghese, Aldobrandini desto trauriger aus. Sie waren, wie wir erwähnten, theils armem Gesindel zur Wohnung überwiesen, theils unter dem Vorwande des öffentlichen Wohles zu allerlei Zwecken benutzt, ruinirt, beraubt, zerstört worden, nicht weniger die Paläste der Cardinäle. Eines besonderen göttlichen Schutzes hatte sich das Deutsche Colleg erfreut. Zwar war ein großer Theil desselben den Soldaten eingeräumt worden, allein es verblieben dem Colleg Capellen und Zimmer in hinreichender Anzahl, so daß die Vorlesungen ungestört fortgesetzt und auch der Gottesdienst in der Kirche al Gesu wie gewöhnlich gehalten werden konnte. Die Granaten der Franzosen zerplatzten an den Gartenmauern, ohne erheblichen Schaden anzurichten, und der übernatürliche Schutz war zuweilen so auffallend, daß man ihn unmöglich verkennen konnte. Dagegen hatte der Stadttheil von dem Thore Portese bis zum Thore Cavalleggieri viel gelitten, und draußen war in einem Umkreise von zwei französischen Meilen rings um die Stadt Alles zerstört, kaum ein Haus, eine Mauer, ein Baum übrig geblieben. Die schönen Häuser Patrizi, Borghese, Pamfili, Selvaggi waren von den Garibaldianern völlig ruinirt, vorher aber, wie sich von selbst versteht, rein ausgeplündert worden. Waren deren Besitzer ja vermögende Herren und päpstlich

---

[1]) Der Jude von Verona. In der Einleitung S. X.

gesinnt: Beides Eigenschaften, die in den Augen der nun glücklich beseitigten Republik als unverzeihliche Verbrechen galten.

Doch kommen wir nunmehr auf Denjenigen zurück, dem an dieser glücklichen Wendung der Dinge natürlich am Meisten gelegen sein mußte, auf den „apostolischen Pilger“ in Gaëta.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Des Papstes fernerer Aufenthalt in Gaëta. — Wie Pius IX. die Botschaft von der Einnahme Roms aufnahm. — Rom und der Kirchenstaat wieder unter päpstlicher Autorität. — Kundgebungen der Anhänglichkeit an das Papstthum und die Religion in Rom sowie in den Provinzen. — Die aus drei Cardinälen bestehende Regierungs-Commission. — General Oudinot legt sein Amt nieder und nimmt vom h. Vater Abschied. — Des Letzteren rührende Dankbezeugung gegen ihn und die französische Armee. — Ein merkwürdiger Brief Louis Napoleon's. — Widerlegung der darin enthaltenen Beschuldigungen. — Die letzten Tage Pius IX. in Gaëta.

Während die Vorsehung zur Tröstung und Befreiung des von seinem Sitze vertriebenen Papstkönigs Völker und Fürsten in Bewegung setzte, wartete dieser seines hohen, weltumfassenden Amtes mit demselben Eifer, mit derselben Seelenruhe und Majestät im Exile, wie er es im Quirinal und vordem in Spoleto und Imola, wie er es in allen Verhältnissen seines ereignißreichen, schwer geprüften Lebens zu thun gewohnt war. Kein Winkel auf Gottes weiter Erde entging seinem apostolischen Adlerblicke. Wie er z. B. der Diöcese Trier (2. April) in der Person des Dechanten Braun einen neuen Weihbischof anstatt des zum Bischofe von Münster beförderten Herrn Müller ernannte, so bestimmte er zur selben Zeit, daß zu Hong-Kong in China ein Concilium gehalten werden sollte, um die Patronats- und Jurisdictions-Streitigkeiten, sowie alle Verwaltungsfragen zu entscheiden, welche den Frieden und die Wohlfahrt der katholischen Missionen in diesen Gegenden betrafen. Kein Kirchenfest entbehrte des Glanzes seiner Gegenwart. Die Charwoche, ach! wie war sie heuer für den Stellvertreter des Gottmenschen wahrhaft eine Kreuz- und Leidenswoche! Wie mußte die andachtsvolle Rührung, welche die Feier derselben ohnehin schon hervorruft, gesteigert werden durch die trauervollen Zeitereignisse und durch den Gedanken an die zahllosen Sündengräuel, wodurch der Gottmensch so zu sagen auf's Neue gekreuzigt und sein heiliges, zur Versöhnung der Welt geflossenes Blut mit Füßen getreten ward! Am Gründonnerstage begab sich der h. Vater zur erzbischöflichen Kathedrale und spendete zuerst das Sacrament der Firmung dem königlichen Prinzen Alphons, Grafen von Caserta. [1]) Dann celebrirte er die h. Messe unter Assistenz der Cardinäle Gazzoli und Antonelli. Während derselben reichte er die h. Communion den Cardinälen, den königlichen Familien von Neapel und Toscana, dem päpstlichen Hofe, den anwesenden Geistlichen, unter denen sich viele aus fremden Diöcesen befanden, dem diplomatischen Corps und vielen Ausländern, die gerade in Gaëta anwesend waren. Nach der h. Messe begab sich Pius IX. in seine Wohnung zurück, bis der Erzbischof die bischöflichen Functionen

---

[1]) Das bisherige Bisthum Gaëta wurde durch Pius IX. zum Erzbisthum erhoben. In der Kathedrale wird die Standarte aufbewahrt, welche der h. Pius V. dem Generalissimus der christlichen Truppen in der Schlacht bei Lepanto, Don Juan d'Austria, gab.

der Oelweihe u. s. w. beendigt hatte. Alsdann kehrte er in Begleitung des h. Collegiums, des diplomatischen Corps, der Offiziere von den auf der Rhede befindlichen französischen, spanischen und neapolitanischen Schiffen — Alle waren in Gala — in feierlichem Zuge und zwar zu Fuß zur Kathedrale zurück, und verrichtete nach Anlegung der päpstlichen Gewande an 13 Priestern die Ceremonie der Fußwaschung. Unter denselben befanden sich die beiden chinesischen Missionare Marcellinus Chan und Philipp Ten, sowie ein Missionar von Ceylon, Namens Andreas Reynaud, die übrigen waren Italiener, Deutsche, Spanier und Franzosen. Sie wurden nach Beendigung der Ceremonie von dem Papste selbst in einem Saale des erzbischöflichen Palastes mit den Speisen bewirthet, die der päpstliche Nuntius zu Gaëta, der Erzbischof, die gerade anwesenden Prälaten ihm darreichten, nachdem er zuvor den Segen über sie gesprochen hatte. Um 4 Uhr Nachmittags besuchte Se. Heiligkeit zu Fuß in feierlicher Procession das h. Grab in der Kathedrale, in der Josephskirche und dreien andern Kirchen der Stadt. Den Zug eröffneten eine Abtheilung Carabiniere und Grenadiere, dann folgte das päpstliche Kreuz, getragen von einem Hausprälaten, und unmittelbar hinter dem apostolischen Nuntius der h. Vater selbst; hinter ihm das h. Collegium, welches auf die Gebete antwortete, die der Papst auf dem Wege mit einer großen und rührenden Andacht laut vorbetete. Demnächst schloß sich die königliche Familie an, die 13 Priester, denen die Füße gewaschen waren und das diplomatische Corps, welches beim h. Stuhl accreditirt war. — Am Charfreitage begab sich der h. Vater abermals zur Kathedrale, um dem Zeichen unserer Erlösung seine Ehrfurcht zu beweisen, warf sich vor dem Kreuze nieder und adorirte es. Das Gleiche that nach ihm der König und das ganze übrige Gefolge. Die Präsanctificaten-Messe feierte der Erzbischof von Gaëta. Die feierliche Stille der Stadt während des Gottesdienstes ward einzig unterbrochen durch Kanonenschüsse, welche von Viertelstunde zu Viertelstunde auf den im Hafen liegenden Schiffen abgefeuert wurden. Als am Charsamstage der Erzbischof in der Messe das Gloria anstimmte, feierten Kanonensalven von den Forts der Festung und den Schiffen im Hafen die Auferstehung des Herrn. Der Papst empfing darauf den Stadtrath von Gaëta, der ihm seine Glückwünsche zum Osterfeste darbrachte. Am hohen Osterfeste selbst wurde der h. Vater von den Cardinälen Sforza und Antonelli zur Kathedrale geleitet, woselbst er das h. Opfer darbrachte und einer zweiten h. Messe beiwohnte. Nach der Messe erschien er auf dem herrlich geschmückten Balcon des erzbischöflichen Palastes, um den auf dem Platze versammelten hohen und höchsten Personen, dem dichtgedrängten Volke und der gesammten katholischen Welt seinen Segen zu ertheilen. In dem Augenblicke, wo er seine Hand zum Himmel erhob, donnerten alle Feldstücke auf den Festungswerken und den Kriegsschiffen, und sämmtliche Glocken der Stadt schallten darein im vollen Schwunge. — Wie würdelos und kalt war gegen diese einfache, aber durch die Anwesenheit des Vaters der Christenheit verherrlichte Osterfeier in der Kathedrale zu Gaëta das republikanische Gaukelspiel, das um dieselbe Zeit unter Mazzini's Vorsitz im schönsten Tempel der Christenheit — nicht dem wahren Gott, sondern dem Vater der Lüge zu Ehren aufgeführt wurde

Am Osterdienstage (10. April) stattete Pius IX. in Begleitung des Königs und anderer hohen Personen dem französischen Kriegsschiffe Jena, das den Herrn von Rayneval hergeführt hatte, um im Namen der französischen Republik an den in Gaëta eröffneten Conferenzen über die Angelegenheiten des Kirchenstaates Theil zu nehmen, einen Besuch ab.

Unter den Prälaten, welche theils geschäftliche Anliegen, theils persönliche Ehrfurcht und Liebe nach Gaëta führten, befand sich auch der um seines Glaubenseifers willen verfolgte Bischof Marilley von Lausanne in der Schweiz. Der berühmte apostolische Gefangene von Chillon kam nach einer beschwerdevollen Reise in den letzten Tagen des April, just zur Zeit, wo die neapolitanischen Truppen auf ihrem Marsche gegen Rom das Städtchen Mola passirten, zu Gaëta an und wurde alsogleich auf's Huldreichste vom h. Vater empfangen. Da saßen sie bei einander, die zwei großen Bekenner, der Papst und der Bischof, welche Beide um des Namens Christi willen Schmach, Verfolgung und Elend getragen hatten und annoch trugen. Als während der Unterhaltung die Maßregeln zur Sprache kamen, welche eben damals die katholischen Mächte zu seiner Wiedereinsetzung auf den Stuhl Petri ergriffen hatten, konnte Pius seine Befürchtung nicht unterdrücken, daß Rom ehestens der Schauplatz gräßlicher Ereignisse sein würde, und sprach bei dieser Gelegenheit ein Wort aus, welches so ganz die edle Gesinnung seines großen Herzens kund gab: „O könnte ich doch", so sprach er, „nach Rom hinüberfliegen, um wenigstens Blutvergießen zu verhindern!"

Ein paar Tage nach dieser Zusammenkunft gelangte die Nachricht von der blutigen Schlappe am 30. April, welche für die Vertheidiger des h. Stuhles so traurig ausgefallen war, nach Gaëta. Wie mochte da wegen des für ihn vergossenen Blutes das milde, weiche Herz des Papstes bluten und welch' heiße Gebete mochte er da zum ewigen Vater durch Jesus Christus, seinen Sohn, und Maria, die Mutter und Helferin der Christen, emporsenden! Unter gespannten Erwartungen verflossen die h. Pfingsttage und kam das hohe Frohnleichnamsfest. Es wurde mit möglichster Pracht unter der erbauendsten Theilnahme des Königs und der Königin von Neapel und der königlichen Familie, der Offiziere, Beamten, des diplomatischen Corps u. s. w. begangen. Der Cardinal Altieri trug das h. Sacrament, dem der h. Vater in seinem weißen Gewande mit der Mozzetta von Scharlach mit der Andacht eines Seraphs folgte. Das war am siebenten Tage des Monats Juni. Unterdessen gestalteten sich die Aussichten für das mit mannhaftem Muthe unter den Mauern Roms streitende Glaubensheer günstiger, und ließen den Sieg in nicht mehr allzu weiter Ferne erscheinen. In der That hatte einige Wochen später, wie wir bereits wissen (am 3. Juli), der triumphirende Einzug der Franzosen in Rom Statt. Noch am selbigen Tage wollte General Oudinot den h. Vater von diesem erfreulichen Ereigniß in Kenntniß setzen, und um mit dieser Mission zugleich eine Auszeichnung zu verbinden und den Genietruppen einen Beweis seiner besonderen Zufriedenheit zu geben, beauftragte er den Oberst dieses Truppenkörpers, Niel, dem Papste nebst den Schlüsseln von den drei Thoren, durch welche die Franzosen in Rom eingegangen waren, ein

officielles Schreiben mit der Nachricht von dem Aufhören der Feindseligkeiten zu überbringen. [1])

Niel schiffte sich auf der Tiber ein und kam in Gaëta an, ehe der Papst von der Uebergabe der Stadt etwas erfahren hatte. Als der h. Vater ihn sah, und aus seinen strahlenden Mienen noch eher als aus seinem Munde den Sieg der Ordnung und die Befreiung einer Stadt vernahm, die er in so hohem Maße liebte und die so lange unterdrückt war, weinte er Freudenthränen. „O, erzählen Sie mir von meinen Kindern Roms und Frankreichs!" rief er aus, „wie viel mußten sie leiden, wie viel habe ich für sie gebetet!" Mit väterlicher Theilnahme hörte er dann die Erzählung von den Leiden und Anstrengungen der französischen Armee, die hauptsächlich dadurch herbeigeführt waren, daß man die Stadt und ihre Kunstschätze möglichst schonen wollte. Zuletzt äußerte er gegen den Obersten tiefbewegt sein ganz besonderes Wohlwollen und sein nimmer erlöschendes Dankgefühl für Frankreich, bat ihn, der Dolmetsch dieser Versicherung bei dem Obergeneral, bei allen Offizieren und wo möglich bei jedem Soldaten sein zu wollen und fügte schließlich lächelnd bei: „Was aber Sie betrifft, Herr Oberst, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen einen kleinen Beweis meiner persönlichen Achtung geben könnte." Der Oberst antwortete, daß seine Wünsche erfüllt wären, wenn Se. Heiligkeit die Gnade hätte, ihm und seiner Frau ein frommes Andenken zu gewähren. „Sehen Sie", entgegnete sofort der h. Vater, indem er dem Obersten mit besonderer Freundlichkeit ein kostbares Scapulier hinreichte, „das ist für die christliche Frau, und das hier", fuhr er fort, indem er ihn mit dem Commandeurkreuze des St. Gregorius-Ordens schmückte, „für den wackeren Soldaten". Die Unterhaltung hatte gegen zwei Stunden gedauert. Nach derselben übergab der h. Vater ihm ein eigenhändiges Glückwunschschreiben an den Obergeneral, dem er eine Anzahl Exemplare seiner letzten Allocution zur Vertheilung unter die Soldaten beifügte und worin er u. A. Folgendes sagte:

„Meine Glückwünsche beziehen sich wahrlich nicht auf das, leider! vergossene Blut, vor dem mein Herz zurückschaudert, sondern auf den Triumph der Ordnung über die Anarchie, und auf die Freiheit, welche jetzt guten und christlich gesinnten Bürgern zurückgegeben ist. Für diese wird es fortan kein Verbrechen mehr sein, sich der von Gott ihnen verliehenen Güter zu erfreuen, und sie werden jetzt mit gebührender Feierlichkeit ihren Gott wieder verehren können, ohne Gefahr zu laufen, Leben oder Eigenthum einzubüßen. In Betreff der ernsten Schwierigkeiten, welche vielleicht später noch eintreten werden, vertraue ich auf den Schutz der göttlichen Allmacht.

So endete ein Kampf, dem die katholische Welt in Thränen und mit ängstlicher Spannung gefolgt war, über dessen Ergebniß sie jedoch nur herzliche Freude empfinden konnte. Aber nicht die katholische Welt allein, alle Freunde einer vernünftigen Freiheit, weß Glaubens sie sein mochten, waren erfreut, daß die Tyrannei der Clubs und ihrer Organe in der Presse zu Ende war, und daß endlich ein Raub- und Mord-

---

[1]) Geboren 1802. Im russischen Kriege (1854) eroberte Niel als Genie-General Bomarsund, eine Festung auf der Insel Aland, und hielt dadurch Rußland von der Nordseite in Schach. Er starb im Sommer des Jahres 1869 als Marschall von Frankreich und als Kriegsminister.

system aufhörte, welches so lange in der Hauptstadt der christlichen Welt Schrecken verbreitet hatte.

Rom, das nun wieder christlich gewordene, sobald es aus der Betäubung, worein die lange Schreckensherrschaft und die Angst der Belagerung es versetzt hatten, wieder zu sich gekommen, empfand denn auch vor Allen diese Freude und gewann — Dank dem Schutze der französischen Besatzung — von Tag zu Tage mehr sein altes, ruhiges Aussehen wieder. Die Straßen wurden, obwohl noch immer einige tausend Aufrührer insgeheim zurückblieben, nicht mehr durchzogen von jenen Banden unbekannter, wild aussehender Menschen in seltsamen Uniformen, sondern von Welt- und Ordens-Geistlichen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, von frommen, reichen und angesehenen Reisenden, welche Andacht oder Neugier nach der so viel besprochenen Tiberstadt geleitet hatte. Die Gasthöfe füllten sich wieder. Der Maler griff wieder zu seinem Pinsel, der Bildhauer zu seinem Meißel, der Handwerker lag wieder emsig seinem Gewerbe ob; denn durch die Rückkehr der Prälaten und Fürsten, durch das Herbeiströmen der Fremden gab es wieder Ankäufe oder Bestellungen vollauf. Der Corso war wieder voll Leben, und Equipagen aller Art, von der Miethkutsche des Fremden und Touristen bis zur Carrosse des Fürsten, flogen und rasselten wieder durch die Straßen und öffentlichen Plätze von Rom. Die Läden waren wieder geöffnet, die Kaffeehäuser wurden wieder besucht zu den gewohnten Stunden und das gegenseitige Vertrauen kehrte immer mehr zurück.

Die erste offene Darlegung der wahren Gesinnung der Römer hatte jedoch erst am 15. Juli Statt, wo eine kirchliche Dankfeier für die Wiederherstellung der päpstlichen Regierung auf Nachmittags 4 Uhr in den drei Hauptbasiliken der Stadt angekündigt war. Mit einem Jubelsturm wurde da der französische Oberbefehlshaber auf dem St. Petersplatze empfangen. Die französischen und die römischen Truppen zogen in kriegerischem Glanze an ihm vorüber. Am Eingange des Vatican empfing ihn der Cardinal-Vicar, und der Secretär des Capitels von St. Peter, Marcano Marini, bewillkommte ihn als den „von Gott gesegneten Sieger, den der Herr auserwählt zur Ausführung der großen Absichten, welche er zur Tröstung der Stadt gehegt." Darnach wurde der General auf den ihm bereiteten Platz geführt, und der Cardinal Castracane stimmte das Te Deum an, dem der Segen mit dem hochwürdigsten Gute folgte. Nach einer Anrede des Cardinals Tosti erschallte die weite Kirche von einstimmigem Rufe zu Ehren des h. Vaters, Frankreichs, Oudinot's. Als Letzterer die Peterskirche verließ, trat ein junger Römer vor und richtete folgende Worte an ihn:

„General! Im Namen der ersten römischen Familien habe ich die Ehre, zu Ihnen zu sprechen. Ungeduldig erwarteten wir den Augenblick, wo es uns vergönnt sein sollte, die Gefühle lebhafter Erkenntlichkeit Ihnen öffentlich auszudrücken. Welchen Dank verdienen Sie nicht für alles Das, was Sie gethan haben, um uns dem drückenden Joche zu entziehen! Gott möge es Ihnen vergelten! Dank der Tapferkeit Ihrer Truppen ist der Friede wieder bei uns eingekehrt, und Sie haben die höchste Gewalt des Papstes, den wir von ganzer Seele lieben, wieder hergestellt. Heute feiert die Religion einen neuen Triumph.

Wir aber, Söhne der Kirche, treue Unterthanen des Papstes, herzliche Freunde der Franzosen, wir danken Ihnen aufrichtig und aus innerem Antrieb, in der ganzen

Freiheit unserer Gedanken und Handlungen und stimmen freudig ein in den Ruf: „Es lebe die Religion! Es lebe der Papst! Es lebe Frankreich! Es lebe der General Oudinot! Es lebe die französische Armee, unsere Befreierin!"

Darauf antwortete der General mit folgenden tiefempfundenen, inhaltsvollen Worten:

„In der Thatsache der Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt zeigt sich unverkennbar das Werk der göttlichen Vorsehung, und ich bin stolz darauf, daß Frankreich dabei zum Werkzeuge gedient hat. In dieser Wiederherstellung liegt eine Bürgschaft für den Frieden Europas: sie ist nicht minder ein sociales als ein religiöses Werk; mich freut es sehr, die Römer ihre wohlwollenden Gefühle für Frankreich aussprechen zu hören und ich, für meinen Theil, versichere sie der aufrichtigsten und herzlichsten Erwiderung derselben. Nicht gegen die Römer habe ich Krieg geführt, sondern gegen eine Horde Ausländer, die von allen Seiten Europas nach Rom geströmt waren, und ich freue mich, daß die Vorsehung die Schrecken des Krieges, der einmal nothwendig geworden war, abgekürzt hat.

Rühmen die Römer sich, Kinder der wahren Religion und wahre Katholiken zu sein, so sind die Franzosen es nicht minder. Wir sind Glieder einer und derselben Familie, Kinder eines und desselben Vaters, Kinder Gottes: Es lebe Gott! es lebe die Religion! es lebe der Papst! Frankreich hat kein Opfer gescheut; es wird seinen Lohn finden in der Wohlfahrt des Kirchenstaates und in der Hochachtung der katholischen Völker. Das ist sein einziger Ehrgeiz. Ich bin stolz, an diesem feierlichen Tage der Dolmetsch und Bürge seiner hochherzigen Absichten zu sein."

Ein neues, nicht enden wollendes Evviva war des draußen harrenden Volkes Antwort. Abends beschloß eine allgemeine *wirklich freiwillige* Beleuchtung das Fest; keine Unordnung störte dasselbe. Bei den ersten Klängen des Ambrosianischen Lobgesanges in St. Peter war auf dem Vatican die päpstliche Flagge aufgepflanzt worden, und 101 Kanonenschüsse von der Engelsburg verkündeten der Stadt und der Welt, daß die Stunde der Traurigkeit vorüber, das Werk der Befreiung vollendet war.

In den Provinzen, namentlich zu Ferrara, zu Forli, Ravenna und Bologna, war, Dank dem entschlossenen, thatkräftigen Auftreten der östreichischen Hülfsarmee, dieses Werk zur größten Freude der Bevölkerungen schon bedeutend früher als zu Rom zu Stande gekommen.

Als endlich (am 19. August) auf Anordnung des Cardinalvicars zu Rom in 14 dazu bezeichneten Kirchen eine dreitägige Andacht statthatte, um die Lästerungen, gottesräuberischen Handlungen und sonstigen gegen die Religion und ihre Diener begangenen Frevel öffentlich und feierlich zu sühnen, betheiligten sich Tausende und Tausende bei diesen Andachten. Ja, eine Gesellschaft christlich gesinnter Personen hatte schon drei Tage vorher eine ähnliche Andacht in zwei Kirchen veranlaßt, um Gott für die Wiederstellung der päpstlichen Macht zu danken.

Beweisen diese Thatsachen nicht auf das Schlagendste: einmal, daß der größte Theil Derjenigen, welche die römischen Wirren im Jahre 1848 und 1849 hervorriefen, nicht aus Römern, sondern, wie General Oudinot sich richtig ausdrückte, aus einer Horde Fremder bestand, welche aus allen Theilen Europas zusammengeströmt waren? Beweisen sie nicht ferner, daß der Triumph, welchen eine Handvoll Blutmenschen einen Augenblick über Pius IX. davon tragen zu wollen schien, nur eine Folge des Entsetzens und des Schreckens war, welche alle Welt ergriffen hatten? Beweisen sie nicht endlich, daß die große Mehrzahl des römischen Volkes und der Bewohner des Kirchenstaates, aller angewandten Verführungskünste ungeachtet, ihrer Religion und den Gefühlen der Ehrfurcht für

ihren erhabenen Beherrscher treu geblieben waren? Ja, so stark und so lebhaft waren diese Gefühle, daß, sobald der Druck der Bayonnette und die Furcht vor dem Dolche wegfiel und Rom wieder frei athmete, sein Name wieder, wie früher, mit der Begeisterung des Glückes gefeiert und dem Empfange seiner Person mit den wahrhaftesten Ausbrüchen einer namenlosen Sehnsucht entgegen geharrt wurde.

Dieser Sehnsucht sollte jedoch innerhalb so gar kurzer Zeitfrist eine Befriedigung nicht werden. Erst sollte die Ruhe vollkommen gesichert, die Selbstständigkeit der päpstlichen Regierung namentlich Frankreich gegenüber zugestanden und geordnete Zustände auf fester, dauerhafter Grundlage hergestellt sein, ehe der h. Vater dem stürmischen Verlangen, sowohl der Römer als der Franzosen, wieder in die Hauptstadt seiner Staaten zurückzukehren, Folge gab.

Bis dahin hatte General Oudinot das eroberte Rom militärisch organisirt. Den General Rostolan hatte er zum Gouverneur der Stadt, den Commandanten Le Rousseau zum Polizeipräfecten und verschiedene General-Commissäre zur provisorischen Verwaltung des Kriegswesens, der Justiz und Finanzen eingesetzt. Diese militärische Regierung währte bis zum 1. August. Von da an nahm eine Commission von drei Cardinälen die Leitung der weltlichen Angelegenheiten des Kirchenstaates bis zu des Papstes Rückkehr in ihre Hände. Es waren die Cardinäle della Genga, Neffe Leo's XII., Vannicelli Casoni und Altieri, bekannt durch seinen versöhnenden Character uud seine gemäßigten Ansichten. Die auswärtigen Angelegenheiten blieben einzig in den Händen des Pro-Staatssecretärs Cardinal Antonelli, der seine Wohnung beim Papste hatte und der active Vertreter der römischen Diplomatie bei den fremden Höfen war. Die drei Eminenzen, welche der Volkswitz, anspielend auf die rothe Kleidung der Cardinäle und das vorausgegangene „schwarze" Triumvirat, ganz arglos die „rothen Triumvire" nannte, kamen am 31. Juli Abends 10 Uhr in Rom an. Gleich am folgenden Tage (1. August) erließen sie im Namen des Papstes einen Aufruf an sämmtliche Bewohner des Kirchenstaates, worin sie unter Anderem erklärten, daß es ihre erste Sorge sein würde, die Achtung der Religion und Sittlichkeit, die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung, allgemein wieder herzustellen, und eine unparteiische, regelmäßige Handhabung der Justiz überall wieder einzuführen. In Beziehung auf die Intervention waren in dem Manifeste, ohne specielle Nennung Frankreichs, im Allgemeinen „die katholischen Armeen" als die Werkzeuge erwähnt, deren die Vorsehung sich zur Bewältigung der unheilvollen Revolution bedient habe — ein Umstand, der, abgesehen von manchem Anderen, schon geeignet war, die Eitelkeit der „großen Nation" zu verletzen, die sich denn auch wirklich dadurch sehr verletzt fühlte, wie wir bald sehen werden. Am nämlichen Tage noch machte General Oudinot den von ihm bestellten General-Commissären bekannt, daß er von jetzt an alle Gewalt, welche die Kriegsereignisse provisorisch in seine Hand gelegt, der vom Papst ernannten Commission zurückgebe, somit auch ihre Wirksamkeit ein Ende habe. Des ehrenwerthen Generals Mission war hiermit erfüllt und seine Zurückberufung eine natürliche Folge davon. Doch wollte der Ehrenmann den Schauplatz seines Ruhms

und seiner Verdienste nicht verlassen, ohne sich beim Papste zu beurlauben und seinen Segen zu empfangen. Am 4. August brachte ihn ein französisches Dampfschiff nebst dem Admiral Trehouart zu Gaëta an's Land. Sein Empfang beim h. Vater war unbeschreiblich huldreich; alle Anwesenden waren tief gerührt. Der Papst sprach zu ihm: „Ihr Name, General, ist von nun an mit dem meinigen auf's Innigste verbunden. Die Geschichte wird nicht Lobsprüche genug besitzen, um das große Ereigniß zu verherrlichen, das Sie mit eben so viel Weisheit als Energie zu Ende führten. Sie werden in Paris Ihr Werk vollenden, und mein väterlicher Segen wird stets auf Ihnen und den Ihrigen ruhen."

Der h. Vater, der ganz besonders für den Obergeneral eine Classe des Pius-Ordens geschaffen, hatte ihm die Insignien desselben als Großkreuz bei der ersten Reise schon übergeben. Die kostbaren Diamanten, aus denen der Stern bestand, waren ihm vom Sultan Abdul-Medschid überschickt worden. Außerdem hatte der General die Vollmacht erhalten, ihm die Offiziere, Unteroffiziere der Land- und Seearmee, welche sich ausgezeichnet hatten, zur Decoration mit dem Pius- und St. Gregor-Orden vorzuschlagen; ferner gab der h. Vater das Versprechen, er werde eine Denkmünze schlagen lassen, die alle Soldaten bekommen sollten. (Am 22. Februar 1850 wurde dieses Versprechen erfüllt und durch zwei Offiziere des Staatssecretariats im Namen des h. Vaters dem General Baraguay die Medaillen und Decorationen für die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten überbracht. Später fügte der h. Vater für die französischen Soldaten noch das Geschenk eines eigens für sie abgefaßten Gebetbuches bei. Dasselbe Zeichen seiner Liebe und Dankbarkeit ließ er auch der spanischen, neapolitanischen und östreichischen Armee zukommen). Und wie er dankbar der Lebenden gedachte, der gute h. Vater, so vergaß er auch der im Kampfe für ihn Gebliebenen nicht; er stiftete aus eigenen Mitteln für ihre Seelenruhe eine fortwährende Messe in der Kirche des h. Ludwig.

So bezeugte Pius IX. dem gesammten Expeditionsheere Frankreichs, so viel seine Armuth es ihm erlaubte, seinen tief gefühlten Dank. Und gleichwohl hatte er bald darauf den Schmerz, wenn auch nicht persönlich, so doch in seinen Regierungsorganen einen schnöden Vorwurf der Undankbarkeit hinnehmen zu müssen von einer Seite und unter Ausdrücken, die ihn und seine Regierung auf das Empfindlichste kränken, sämmtliche Katholiken auf das Aeußerste beunruhigen mußten. Unter'm 18. August schrieb nämlich der Präsident der französischen Republik (Louis Napoleon) an den Oberst Edgar Ney folgenden Brief:

„Mein lieber Ney, die französische Republik hat nicht deshalb ein Heer nach Rom geschickt, um daselbst die italienische Freiheit zu ersticken, sondern im Gegentheil, um sie durch Verhütung von Ausschreitungen in der rechten Bahn zu erhalten, und ihr durch Wiedereinsetzung desjenigen Fürsten auf den päpstlichen Thron, der vor allen anderen sich kühn an die Spitze nützlicher Reformen gestellt hatte, eine dauerhafte Grundlage zu verschaffen. Nun vernehme ich mit Schmerzen, daß die wohlwollenden Absichten des h. Vaters, sowie auch unsere eigenen Bemühungen erfolglos bleiben angesichts feindseliger Leidenschaften und Einflüsse. Man möchte auf Verbannung und Tyrannei die Rückkehr des Papstes gründen. Sagen Sie in meinem Namen dem General Rostolan, er dürfe nimmermehr gestatten, daß man unter dem Schatten des dreifarbigen Banners irgend einen Act begehe, der den

Character unserer Intervention in einem falschen Lichte könnte erscheinen lassen. Meiner Auffassung nach ist die Wiederherstellung der zeitlichen Gewalt des Papstes gleichbedeutend mit folgenden Forderungen: Allgemeine Amnestie, weltliche Verwaltung, Code Napoleon und freisinnige Regierung. Ich habe mich persönlich verletzt gefühlt, als ich die Proclamation der drei Cardinäle las und sehen mußte, daß Frankreichs darin nicht einmal dem Namen nach, viel weniger noch der Strapazen und Leiden unserer wackeren Soldaten darin Erwähnung geschah. Jegliche Schmach, die unserer Fahne oder unserer Uniform angethan wird, ich fühle sie wie mir persönlich angethan, und ich ersuche Sie, es männiglich bekannt zu geben, daß Frankreich, wenn es gleich seine Dienste nicht verkauft, mindestens verlangt, daß man seine Opfer und seine Selbstverleugnung ihm Dank wisse. So oft bislang unsere Armeen die Wanderung durch Europa gemacht, ließen sie aller Orten als Spur ihres Durchzuges die Zerstörung der Mißbräuche des Lehnswesens und die Keime der Freiheit zurück. Nimmermehr soll gesagt werden, daß im Jahre 1849 ein französisches Heer in einem anderen Sinne habe handeln und andere Ergebnisse habe zu Tage fördern können. Sagen Sie dem General, er solle in meinem Namen der Armee für ihre edle Haltung danken. Mit Kummer habe ich erfahren, daß, sogar was materielle Pflege angeht, sie nicht so behandelt würde, wie sie behandelt werden sollte. Nichts darf vernachlässigt werden, um unsere Truppen in eine Lage zu setzen, die für dieselben sich geziemt."

Dieser Brief bezüchtigte die Cardinäle, die ja in ihrem Manifest unter dem Ausdruck: „mit Hülfe des unüberwindlichen und ruhmreichen Armes der katholischen Heere" auch Frankreichs Armee verherrlicht hatten, mit Unrecht einer Ehrenkränkung; mit Unrecht machte er ihnen Verbannung und Tyrannei zum Vorwurf, dieweil ja, Garibaldi und einige Bandenführer ausgenommen, welche mit englischen oder amerikanischen Pässen abgereist waren, die Meisten, die zur römischen Insurrectionsarmee gehört hatten, in Erwartung einer Wiederkehr besserer Tage für sie noch in Rom weilten und diese Wiederkehr auch erwarten konnten, so lange Mehrere der bekannten Helfershelfer Mazzini's in ihrer Mitte blieben.

So enthielt also das Schreiben Napoleon's ebenso viele Unrichtigkeiten als Sätze, und war gewissermaßen eine Rückkehr zu den Plänen der römischen Constituente, die er ja selber bekämpft hatte, eine Kriegserklärung gegen die weltliche Macht des Papstes. Und nun gar die Form! Der Czar von Rußland würde sich kaum eines ähnlichen Tones gegen den Gouverneur einer Provinz bedient haben.

Und was war dieses unerklärlichen Schreibens eigentlicher Beweggrund? Als solchen bezeichnete eine Correspondenz des Univers aus Rom die ehrenhafte Weigerung des Papstes, den Vorschlägen Frankreichs, die mit seinen Herrscherrechten und seinem Gewissen durchaus unverträglich waren, sich willenlos zu fügen. Dieserhalb wollte man an ihm Rache üben. Vorher schon hatte man Nichts unterlassen, um ihn zu bewegen, nach Rom zurückzukehren; denn wäre er hier einmal in der Gewalt des französischen Gouvernements gewesen, so würde man in seinem Namen gethan haben, was man eben gewollt hätte ......

Wie kränkend mußte für den guten Papstkönig dieser Brief des Präsidenten der Republik und namentlich der ihm darin gemachte Vorwurf der Unerkenntlichkeit sein! Und wie antwortete der Edle darauf? Durch einen neuen Beweis seines Edelmuthes, dadurch nämlich, daß er der französischen Kirche des h. Ludwig zu Rom bedeutende Domainen schenkte, um die Revenüen der Kirche und des damit verbundenen Hauses,

welches dem französischen Klerus und den zu Rom wohnenden Franzosen so große Dienste leistet, zu vermehren.

Daß bei einem solchen Verhalten der französischen Regierung an eine sobaldige Rückkehr nach Rom nicht zu denken war, ist wohl selbstverständlich; aber auch in Gaëta sollte Pius IX. nun nicht lange mehr weilen. Mochte nun die unbequeme Lage dieses Ortes oder die beschränkte Räumlichkeit für die täglich mehr anschwellende Zahl des Hofpersonals, des diplomatischen Körpers und der aus allen Welttheilen sich einfindenden Besuche, oder was immer sonst der Grund sein, kurz: es war vollkommen mit des Papstes Wünschen übereinstimmend, als sein königlicher Gastherr ihm statt Gaëta das reizende, eine Vorstadt von Neapel bildende Portici als Aufenthaltsort anbot. Sobald es in Gaëta ruchbar wurde, daß Se. Heiligkeit von dannen scheiden werde, gab sich allerseits ein tiefes, aufrichtiges Bedauern zu erkennen. Und mit Grund. Hatte man doch das erlauchte Kirchenoberhaupt von Tag zu Tag mehr als einen Engel des Himmels, als einen Schutzheiligen der Stadt, kurz als einen Solchen kennen und lieben gelernt, dessen Tagewerk einzig darin bestand, allenthalben Segen, Trost und Freuden zu verbreiten. Und dies that er, indem er die kirchlichen Feierlichkeiten durch seine hehre Gegenwart verherrlichte, Spitäler, Schulen und andere Anstalten der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit durch seinen Besuch erfreute, auch in kleineren Kirchen bereitwillig heilige Dienstleistungen verrichtete, und bei der vollkommensten Erfüllung aller seiner Obliegenheiten als Papst und Fürst, Allen, den Großen wie den Kleinen, dem Königspaar wie den schlichten Bürgersleuten zu Gaëta das Beispiel der liebenswürdigsten Tugenden: der Herablassung und Milde gegen die Armen, der Versöhnlichkeit und Liebe gegen die Feinde, der Erkenntlichkeit und Huld gegen treue Diener gab, kurz, solche Züge edelster Menschlichkeit blicken ließ, die jedem Menschenfreunde, wenn er sie vernahm, Thränen in die Augen locken mußten. So ließ er, um das Eine und das Andere namentlich zu erwähnen, kurz vor seinem Abschiede von Gaëta eine Summe Geldes zur Ausstattung von 50 armen Mädchen der städtischen Verwaltung überweisen, der Königin von Neapel aber als frommes Andenken an die von ihm (am 3. August) vorgenommene Taufe ihres Kindes (Maria Pia u. s. w.) durch seinen Ablegaten Msgr. Stella das Geschenk der goldnen Rose unter der üblichen Ceremonie überreichen. Aber auch sein theures Rom vergaß er darüber nicht; er übersandte der städtischen Verwaltung daselbst die Summe von 300 Dublonen (über 6000 Franken), die zur Beschaffung von Arbeit für die Stadtarmen verwendet werden sollten.

Wie der Papst in Gaëta durch seine Leutseligkeit alle Herzen gewonnen und an sich gezogen hatte, beweist schließlich folgende Anekdote. Eines Tages, als er sich mitten unter den neapolitanischen Soldaten befand, die sich in seiner Nähe stets glücklich fühlten, sagten Einige, durch seine Freundlichkeit ermuthigt, zu ihm: „Heiliger Vater, wir möchten Sie wohl um eine Gnade bitten.“ „Alles, was Ihr wollt, meine Kinder!“ antwortete der liebenswürdige Oberhirt. „Wohlan denn“, sprachen sie mit Rührung, „man hatte uns versichert, Sie seien an all'

dem Wirrwarr und Elend in Italien schuld, und nun möchten wir Sie um die Lossprechung von allen den Verwünschungen bitten, die wir gegen Sie ausgestoßen haben."

Der gute Pius lächelte und gab ihnen seinen Segen.[1])

Achtundvierzigstes Capitel.

Uebersiedelung Pius' IX. von Gaëta nach Portici. — Das Fundamentalstatut und Amnestiedecret vom 12. September. — Abermaliger, nur noch glanzvollerer Sieg der Sache des Papstes und der Kirche in der Pariser Nationalversammlung. — Allseitiges, stets dringender und lauter werdendes Verlangen nach des h. Vaters Rückkehr. — Warum dieser zögerte. — Des Papstes ferneres Weilen und Wirken in Portici. — Wie die Römer Himmel und Erde zu Hülfe nehmen, um ihren h. Vater wieder in ihre Mitte zu bekommen. — Endlich wird die Rückkehr beschlossen. — Die fröhliche Kunde.

Es war am 4. September, Morgens halb 9 Uhr. Gaëta's Bevölkerung stand dicht gedrängt am Seegestade; denn Pius IX., der Gute, wollte aus ihrer Mitte scheiden, nachdem er gerade 9 Monate, 9 Tage und 9 Stunden so friedlich und so beglückend unter ihnen geweilt. Während die neapolitanische Dampffregatte, die ihn im Geleite einer spanischen und französischen nach Portici von dannen führen sollte, die Anker lichtete, weilte der erlauchte Priestergreis, der Stadt zugekehrt, auf dem Deck und sandte ihr noch, thränenden Blickes, seinen Segen hinüber. Nachmittags 4 Uhr langte die Flotille im Hafen von Neapel, Portici gegenüber, an, ungefähr an der nämlichen Stelle, wo der Ueberlieferung nach vor 1800 Jahren der Fürst der Apostel den Boden Neapels betrat. Drängte sich zu Gaëta eine trauernde Menge am Ufer, so hier eine jauchzende. Den ganzen Abend hallte die Rhede von den Freudenschüssen der Schiffe wieder und an vielen Punkten des Meeresufers brannte das Volk Feuerwerke ab zu Ehren des Vaters der Christenheit und um seine Freude über seine Ankunft an den Tag zu legen.

Portici mit seinem hochragenden Königsschloß, dem nunmehrigen Asyl Pius' IX., o, es liegt wunderschön zwischen dem alten, feuerspeienden Berge Vesuvius und dem Meere, von dem es gebadet wird. Und dieses Meer mit seinen lieblichen Busen und Buchten, mit seinen malerisch geformten Inseln Ischia, Capri, Procida und Nisida, mit seinen wie mit spielender Hand ausgeschnittenen, mit lachenden Städtchen und Villen, gleich Edelsteinen eingefaßten, an Sagen und Geschichten so reichen Küsten, der von Sorento zur Linken, der von Puzzuoli, Bajä und Bauli zur Rechten, — dieses Meer mit seinen Umgebungen von Portici's Fenstern aus gesehen, o, wie zaubervoll, wie entzückend liegt es vor Dir da! Und über dem Allem ein Himmel von einer Pracht, Reinheit und Milde, wie er in der Welt vielleicht einzig ist. Ein Dichter nennt Neapel „ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen", und ein italienisches Sprüchwort sagt: „Sieh' Neapel und stirb dann." In Wahrheit, ein Stück Himmel auf Erden ist dieses Neapel, und ein Gedanke, der allerdings zum Sterben einzuladen geeignet ist, legt sich hier dem Sterblichen, — freilich nicht Jedem — legte sich aber zweifelsohne gar oft unserm apostolischen Pilger in Portici nahe, der Gedanke: o, mein Gott, wenn der Verbannungsort des Menschen, deines Kindes, schon so schön ist, wie schön muß erst das Vaterland sein!

[1]) S. L'esprit de Pie IX. etc. par le R. P. Huguet. L. M. S. 309.

Am Morgen des 6. September hielt Pius IX. von Portici aus seinen Einzug in Neapel. Er glich einem Triumphzuge; der Jubelruf der Menge übertönte im eigentlichen Sinne den Donner der Kanonen. Unter glänzendem Gefolge fuhr er in einem von 6 Pferden gezogenen Wagen durch einige der mit Menschen dicht gefüllten Hauptstraßen zur erzbischöflichen Kirche. Am Thore derselben empfing ihn der Cardinal-Erzbischof, der heilig gesinnte Riario Sforza, umgeben von seinem Capitel und den zu Neapel anwesenden Cardinälen. Die Kirche war so gedrängt voll von Menschen, daß nur eben Raum für den h. Vater blieb, um durch das von einer doppelten Reihe Gardesoldaten gebildete Spalier hindurchzuschreiten. Derselbe begab sich zunächst zur Capelle des h. Geistes, die fast in der Mitte der Kirche sich befindet, um das h. Sacrament anzubeten, las darauf am Hochaltare unter Assistenz zweier Bischöfe eine h. Messe, und wohnte dann auch einem musicalischen Hochamte bei, während zwei ausgesuchte Orchester den Gesang begleiteten. Der Cardinal-Erzbischof, die übrigen Cardinäle, das Capitel und mehrere Bischöfe saßen im Chore. Nach Beendigung des Hochamtes besuchte der Papst noch die Capelle des h. Januarius, des Schutzheiligen von Neapel, wo dessen Reliquien aufgestellt waren, und begab sich dann erst zum erzbischöflichen Palaste, von dessen Balcon aus er der ungeheuren, auf dem Platze versammelten Volksmenge den päpstlichen Segen ertheilte. Darauf wurden im Saale des Palastes die Geistlichkeit und die Zöglinge zweier Seminarien zum Fußkuß zugelassen.

Später begab sich der Papst mit derselben glänzenden Begleitung, wie bei seiner Ankunft, bei gleichem Gedränge des Volkes und unter gleichem Freudenjubel nach Portici zurück.

Dem berühmten neapolitanischen Feste, genannt Piè di Grotta, am 8. September, wohnte Pius nicht bei, wahrscheinlich, weil es hauptsächlich ein militärisches Fest ist, und die Feier eines solchen am Geburtsfeste der reinsten und mildesten aller Jungfrauen ihm wenig geeignet erscheinen mochte. Am folgenden Tage dagegen ertheilte er von der Höhe der königlichen Burg von einem Throne herab, umgeben von den Cardinälen, in Gegenwart des Königs und der königlichen Familie, den in Schlachtordnung auf dem geräumigen Platze aufgestellten Soldaten den apostolischen Segen. In dem Augenblicke, wo er die Segensworte aussprach, senkten sich unter lautloser Stille die Fahnen, dann fiel plötzlich die Militärmusik der verschiedenen Corps ein, die Kanonen donnerten und die lauten Hochrufe des Volkes erfüllten die Lüfte.

Kaum von den mit einer Umsiedelung allemal verbundenen Anstrengungen, Mühen und Unruhen einigermaßen zur Ruhe gekommen, widmete sich Pius IX. mit ganzer Seele wieder den Regierungsgeschäften. Zunächst galt es die Neugestaltung des durch die Revolution ganz aus den Fugen gerathenen Staatsgebäudes. Zu diesem Ende erließ Se. Heiligkeit bereits am 12. September 1849 von Portici aus ein Motu proprio, bestehend aus sechs Artikeln. Der erste setzte in Rom einen Staatsrath ein, der sein Gutachten über die Gesetzesvorschläge abgeben sollte, bevor dieselben der entscheidenden Sanction unterbreitet wurden, und der alle bedeutenderen Fragen jedes Zweiges der Staatsverwaltung

prüfen sollte, über welche er um sein Gutachten vom Papste oder seinen Ministern angegangen wurde. Der Artikel 2 setzte einen Staatsrath für die Finanzen ein. Der Artikel 3 bestätigte die Einrichtung der Provinzialräthe. Die Räthe sollten nach einer von den Gemeinderäthen vorgeschlagenen Liste von Personen durch den Papst ausgewählt werden. Der Artikel 4 erklärte, daß die Vertretungen und Provinzialverwaltungen alle der umfassenden Vollmachten sich erfreuen sollten, welche mit den örtlichen Interessen der Gemeinden vereinbart wären. Der Artikel 5 setzte eine Commission ein, die sich mit den Reformen und den Verbesserungen befassen sollte, welche sich auf das Gerichtswesen, auf die Civil-Criminal- und Administrativ-Gesetzgebung erstreckten. Der Artikel 6 endlich verkündigte eine Amnestie mit einigen Ausnahmen.

Zugleich mit diesem Edicte wurde eine Bekanntmachung der päpstlichen Commission veröffentlicht, worin die in Artikel 6 angedeutete Amnestie näher erläutert und genauer bestimmt war.

„Den Theilnehmern an der letzten Revolution in den päpstlichen Staaten", hieß es darin, „sollen die Strafen für alle politischen Vergehen, die ihnen zur Last fallen, erlassen werden. Ausgeschlossen von dieser Amnestie sind: die Mitglieder der provisorischen Regierung, die Mitglieder der constituirenden Versammlung, die Mitglieder des Triumvirats und der Regierung der Republik, die Anführer der Militärcorps; ferner Diejenigen, die schon früher die Wohlthat der Begnadigung genossen hatten und welche durch Theilnahme an den letzten Unruhen ihr Ehrenwort gebrochen haben; endlich Diejenigen, welche außer politischen Vergehen sich anderer Verbrechen, die in unserm Strafgesetzbuche vorgesehen sind, schuldig gemacht haben. Auch können solche Beamte, welche einen Regierungs- oder Provinzial- oder Municipalposten bekleiden und sich durch ihr Benehmen während der letzten Ereignisse ihrer Stellen unwürdig gezeigt haben, nicht ferner im Amte verbleiben. Letztere Bestimmung bezieht sich auch auf das Militär und die Beamten aller Waffengattungen."

Obiger Erklärung zufolge waren der von der Amnestie Ausgeschlossenen im Ganzen 283. Darunter waren 21 Fremde; die von der Amnestie ausgeschlossenen päpstlichen Unterthanen waren also nur 262, oder besser gesagt, so viele und nicht mehr waren die Verbannten aus dem Kirchenstaate. Später erhielten 35 Mitglieder der constituirenden Versammlung und 24 Militärchefs auf dem Gnadenwege die Rückkehr in das Vaterland, und unter allen Militärchefs, welche sich an die Gnade des Souveräns wandten, wurden kaum 4 abgewiesen.

Dieses Edict wurde von der Regierungs-Commission des Kirchenstaates am 18. September 1849 bekannt gemacht. Es fand bei allen Einsichtsvollen und Gutgesinnten die vollste Billigung, selbst bei den Republikanern Frankreichs. Thiers bekannte, daß das Fundamentalstatut alle die Freiheit in sich schließt, welche vernünftigerweise das römische Volk verlangen könne. Noch mehr: sogar Lord Palmerston anerkannte, daß das Motu proprio das Beste sei, was man in dem Kirchenstaate einführen könne. Daß es Einigen nicht liberal genug war, ist nicht zu verwundern; denselben waren ja auch die früheren, bis auf's Aeußerste gehenden Bewilligungen des h. Vaters noch nicht freisinnig genug gewesen. Daß das Motu proprio auch in den maßgebenden Kreisen Frankreichs eine günstige Aufnahme gefunden, bewies dem Papste die erfreuliche Nachricht, daß der Ministerrath am 11. October beschlossen habe: 1) die Expeditionsarmee zu Rom solle die ihr vom Papste verliehenen Decora-

tionen annehmen (was früher mit einziger Ausnahme des Generals Oudinot verweigert worden war); 2) man wolle Se. Heiligkeit ersuchen, nach Rom zurückzukehren, wenn auch nur auf kurze Zeit, oder, falls er sich dessen weigere, ihn zu bitten, in keinem von den Oestreichern besetzten Orte seinen Aufenthalt zu nehmen; 3) man wolle sich bestreben, den durch den Brief des Präsidenten hervorgebrachten üblen Eindruck zu verwischen. Das war eine Frontveränderung in der Seinestadt, die man dem tiefgekränkten Souverän des Kirchenstaates schuldig zu sein glaubte und die großentheils dem glanzvollen Siege zuzuschreiben war, den in der letzten Hälfte des Monats October (18., 19. u. 20.) die Sache des Papstes und der Kirche in der Nationalversammlung zu Paris — Dank den trefflichen Reden Thiers' und Anderer, vorzüglich aber Montalembert's — abermals davontrug.

Diese kirchenfreundliche Gesinnung der Nationalvertretung Frankreichs konnte nicht anders, als auch auf die Regierung, wenn auch wider deren Neigung, günstig einwirken. In dem erwähnten französischen Ministerial-Beschlusse hieß es unter Anderem, man wolle Se. Heiligkeit ersuchen, bald nach Rom zurückzukehren. An solchen Einladungen von französischer wie von römischer Seite mangelte es denn auch nicht; sie häuften sich mit jedem Tage.

Zu den früheren Abordnungen, welche die Wünsche der Römer dem h. Vater zu Füßen legten, gesellten sich im Laufe des October die des provisorischen Stadtrathes, zu der auch der Prinz Odescalchi gehörte, sowie die der Handelskammer. Immer heißer und immer lauter ward die Sehnsucht nach Dem, den man unlängst so grausam von sich gestoßen — oder doch so kalt und gefühllos in's Elend hatte abziehen lassen. Just so mußte es kommen. Nicht minder glühend war das Verlangen des h. Vaters nach dem Mittelpunkt seiner Heerde, nach dem Felsensitz seiner Vorgänger, und er gab dieses Verlangen auch in warmen Ausdrücken den Abgeordneten zu erkennen; gleichwohl nöthigten wichtige, hauptsächlich in der Schaukelpolitik des französischen Gouvernements wurzelnde Ursachen, die Rückkehr von Zeit zu Zeit zu verschieben. Und dieser Aufschub war für den thatendurstigen, unermüdlichen „Knecht der Knechte Gottes" wahrlich kein Zeitverlust. Während sein würdiger Stellvertreter als Bischof in Rom, Cadinal Patrizi, dort alle religiösen Hebel in Bewegung setzte, um die tief, sehr tief gesunkene Sittlichkeit der Bevölkerung zu heben, namentlich auf Heiligung des Sonntages, auf Beseitigung der mit gräulichen Gotteslästerungen selbst auf öffentlicher Straße getriebenen Hazardspiele zu dringen — während die von ihm eingesetzte Regierungs-Commission die um ihre Glocken und sonstiges Eigenthum gebrachten Kirchen und Klöster, sowie die beschädigten Privatleute für ihre erlittenen Verluste nach Möglichkeit zu entschädigen bestrebt war, suchte Pius IX. selber in seinem neuen Zufluchtsorte nicht minder wie in Gaëta, nach seines Meisters Vorbild, jeden Tag und jeden Schritt mit Wohlthaten zu bezeichnen. Kaum verging ein Tag, an welchem er nicht irgend einen Ausflug machte, bald in Portici's nähere Umgegend, bald nach Neapel, wo er zahlreiche Kirchen und Klöster besichtigte. Am Liebsten besuchte er diejenigen Orte, wo seine Gegenwart am Meisten

Trost und Segen brachte, nämlich die öffentlichen Krankenhäuser Neapels. Anfangs October begrüßte ihn das Spital der Unheilbaren.

Auf einem Ausfluge nach Nocera besuchte Se. Heiligkeit das Grab des h. Alphons von Liguori. Da war das Zusammenströmen der Menge ungeheuer und ein Jeder suchte sich dem edlen Pius mit allen Beweisen von Ehrfurcht und Liebe zu nähern. Das Grab Gregor's VII. in der Kathedrale zu Salerno war das vornehmste Ziel dieser Wanderung. Gleich dem Neunten Pius hatte der große Hildebrand das empörte Rom verlassen müssen; wie Jenem der König beider Sicilien eine Zuflucht bot, so Diesem der Normannenherzog von Apulien. Wie Gregor VII. sterbend sagte: Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio (ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum sterbe ich in der Verbannung), so konnte Pius IX. lebend sagen: weil ich die Gerechtigkeit liebte, das Unrecht haßte, darum weile ich annoch (propterea moror) in der Verbannung. Die Fahrt, an welcher auch König Ferdinand II. Theil nahm, glich einem großartigen Triumphzuge; an allen Orten der schönen Straße hatte das Volk der Umgegend sich massenweise versammelt. Ja, unbeschreiblich ist es, welche Verehrung das katholische Volk allseitig dem h. Vater in seiner Verbannung erwies! Dieselbe Erscheinung wiederholte sich, als Se. Heiligkeit in Begleitung des päpstlichen Nuntius Garibaldi einen kleinen Ausflug nach Benevent machte. Wie überall, so ließ er auch hier Spuren seiner Wohlthätigkeit zurück: er vertheilte bedeutende Summen zur Aussteuer für arme Mädchen und zur Wiedereinlösung von Pfändern.

Daß jedoch über diesen Ausflügen nichts Wichtiges versäumt wurde, bewies das Schreiben, das er unter dem 6. October von Portici aus an seinen ehemaligen Studiengenossen, den auch in seinen Verirrungen nie hoffnungslos aufgegebenen Pater Ventura erließ, der damals zu Montpellier in Frankreich weilte und dort die Adventspredigten hielt. Derselbe hatte nämlich unter'm 8. September seine auf den Index gesetzte „Trauerrede auf die Helden Wiens" verdammt und seinen Widerruf und seine rückhaltslose Unterwerfung dem h. Vater, sowie Abschrift davon dem Erzbischofe von Paris zugesandt. Der h. Vater sprach ihm in seinem Anwortschreiben seine große Freude über seine Unterwerfung aus und ermahnte ihn, seine großen Talente doch ja recht eifrig, besonders durch Veröffentlichung nützlicher Schriften, verwerthen zu wollen — eine Ermahnung, der Ventura auf das Treueste nachgekommen.[1])

Wie mit dem Seelenheil Einzelner, so beschäftigte sich der Hirt der Hirten zu Portici noch angelegentlicher mit dem Wohl ganzer Sprengel und Länder. So hielt er am 5. November ein Consistorium, in welchem außer dem Erzbischof von Lucca, der das Pallium erhielt, noch fünf andere Prälaten für bischöfliche Stühle in Italien und Sicilien und für den bischöflichen Stuhl zu Nicaragua in Amerika präkonisirt wurden. Um die Mitte desselben Monats war er im Geiste zu Spoleto, seinem ersten Bischofssitze, wo 18, unmittelbar unter dem h. Stuhle stehende

[1]) Ventura starb gegen Ende October 1852 zu Paris und legte noch mit sterbender Stimme auf den Rath des Pfarrers von St. Magdalena das Zeugniß seiner tiefsten Ergebenheit gegen die h. Kirche und den Papst ab.

Bischöfe zu einer Versammlung zusammen traten und zwar unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Fermo, als ernannten Stellvertreters des Papstes. Der h. Vater trug den Bischöfen auf, vor Allem die bessere wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichkeit und die moralische Erziehung des Volkes in den Kreis ihrer Berathungen zu ziehen, wollte aber, eben so wenig wie er es nun beim allgemeinen vaticanischen Concil wollte, der Freiheit dieser Berathungen sonst keine Schranken gesetzt wissen. Seit mehr als 100 Jahren war daselbst keine bischöfliche Synode mehr gehalten.

Wie in Spoleto um die Mitte des Monats, so tagten in des Papstes unmittelbarer Nähe, zu Neapel, vom 29. November bis zum Feste Maria Empfängniß, unter dem Vorsitze des dortigen päpstlichen Legaten, 10 Erzbischöfe und 11 Bischöfe.

Am genannten Festtage erließ Se. Heiligkeit eine ausgezeichnete Encyclica an die Erzbischöfe und Bischöfe Italiens. Pius IX. schildert darin trefflich die Ursachen, welche den traurigen Bewegungen, wie der Kirchenstaat und fast ganz Europa sie erfahren, zu Grunde lagen. „Aufrührerische Menschen", heißt es unter Anderem, „suchen noch jetzt ihre schlechten Grundsätze durch Wort und Schrift zu verbreiten, und wohl wissend, daß ihre Absichten nur gelingen werden, wenn sie den Glauben an die Kirche und die Ehrfurcht gegen deren heiliges Ansehen erschüttert haben, sind sie mit protestantischen Missionären im Bunde." Darauf werden mit väterlicher Sorgfalt und tiefer Weisheit die Maßregeln angegeben, welche die Bischöfe gegen ein solches Verderbniß zu ergreifen haben. Vorzugsweise wird Nachdruck gelegt auf die religiöse Erziehung und Bildung der Jugend, so wie darauf, daß diese frühzeitig zum h. Sacramente der Firmung vorbereitet werde. Auch sollen die Priester alle Mühe anwenden zur fortwährenden Belehrung des Volkes in allen Glaubenswahrheiten, sowohl durch Predigten als auch durch Verbreitung guter Schriften. Als Grund des revolutionären Strebens werden ausdrücklich Communismus und Socialismus genannt und die Lehren der Kirche zu ihrer Widerlegung angegeben. Es wird darauf hingewiesen, wie die Kirche mit gleicher Liebe und Sorgfalt alle Gläubigen jedes Standes umfaßt, wie sie stets die Armen gepflegt durch ihre Anstalten, durch Klöster und milde Stiftungen. Endlich werden die Bischöfe ermahnt, für die Erziehung des Klerus in den Seminarien nach Kräften zu sorgen und nur Würdige zur h. Priesterweihe zuzulassen.

In dieser Weise unterließ der wachsame Völkerhirt Nichts, um sein so innig geliebtes, sein so unendlich weit vom rechten Pfade abgeirrtes Brudervolk, das Volk Italiens, wieder in die verlassene Hürde zurückzurufen. Wie der gute Hirt des Evangeliums, so ging er ihnen durch Dornen und Dickicht nach, rief ihnen liebreich zu, forderte alle seine Mithirten zum Mitwachen, zum Mitsuchen und Mitrufen auf und hieß sie nicht eher ruhen und rasten, bis sie das verlorne Schäflein, „den geliebten Theil seines Weinberges", wiedergefunden und auf ihren Schultern in die rettende Hürde, in die Arche Christi zurückgetragen.

So kam das hehre Weihnachtsfest. Der h. Vater feierte es auf des Königs Einladung zu Caserta, einem prachtvollen königlichen Schlosse

zwischen Capua und Neapel, inmitten der königlichen Familie, von der er acht Tage später die herzlichsten Glückwünsche zu dem neuen Jahre entgegennahm, das für Rom mehr noch als für ihn selber ein wahres Jahr des Glückes werden sollte. Der Neujahrstag fand den h. Vater, wie immer, voll Vertrauen auf Gott und die h. Jungfrau.

Während zu Rom auf Anordnung des Cardinalvicars in allen Pfarrkirchen eine neuntägige Andacht zur Vorbereitung auf das Fest Mariä Reinigung (2. Februar) Statt fand, feierte der h. Vater unter Anleitung des P. Mignardi aus der Gesellschaft Jesu (welche am 24. August 1849 feierlich wieder in Neapel eingeführt worden) eine solche gleichfalls mit seinen Hausgeistlichen in der erbaulichsten Weise. Zwei Tage später fand in der Kathedralkirche von Neapel ein feierlicher Gottesdienst Statt, bei welchem der Papst einem Bildnisse der schmerzhaften Mutter eine goldene Krone aufsetzte und so neuerdings seine besondere Verehrung gegen Die bekundete, welche er von der Wiege an als eine zweite Mutter geliebt.

Inzwischen nahete die für sämmtliche Bewohner des Kirchenstaates, zumal für die Römer, so schmerzvolle Buß- und Trauerzeit, während der sie, wie einst die Menschheit dem Erlöser, der Rückkunft ihres so lange vermißten, sanftmüthigen, liebreichen Vaters und Fürsten entgegengeharrt hatten, ihrer Endschaft. Bei den Frömmeren war die Sehnsucht nachgerade zum Bittgebet geworden. Und zwar war es eine Heilige, die einst als die Königin ihres Jahrhunderts gegolten, eine Heilige, deren Fürbitte die Römer die Rückkehr der Päpste aus Avignon und das Aufgeben dieser Stadt als ihres Sitzes zuschrieben, die h. Katharina von Siena nämlich, zu der auch dießmal die fromme Beterschaar Roms in der Kirche der Minerva, wo ihr jungfräulicher, unverweseter Leib ruht, ihre Zuflucht genommen, um vermöge ihrer Fürbitte die Rückkehr ihres geliebten h. Vaters zu erlangen. Ihre Sehnsucht sollte gestillt, ihr Gebet sollte erhört werden. Nachdem noch am 4. März von Rom eine Deputation des St. Petersviertels angelangt war, die dem Papst eine von vielen tausend Unterschriften bedeckte und in Ausdrücken der völligsten Ergebenheit abgefaßte Bittschrift um baldige Rückkehr überreicht, versammelte der h. Vater gleich am andern Tag ein geheimes Consistorium, in welchem seine Rückkehr fest beschlossen, und in Folge dessen den fremden Gesandten der 7. April, der erste Sonntag nach Ostern, als der festgesetzte Tag officiell angezeigt wurde.

Das klang wie eine frohe Botschaft, und es war dießmal eine sichere Botschaft, nicht wie die vielen früheren, die bereits Anstalten in's Leben gerufen und sich gleichwohl als eitle Gerüchte erwiesen hatten. Sie flog von Mund zu Mund, von Stadt zu Stadt; da wandelte sich der Advent in eine frohe Weihnachtszeit, und frohlockend konnte Einer dem Andern zurufen die Worte des Propheten: „Der Herr, unser Gesetzgeber, der Herr, unser König, ja, er selber wird kommen und Heil und Glück uns bringen!“ [1])

---

[1]) Jesa. 33, 21.

Drittes Buch.

Von der triumphirenden Rückkehr Pius' IX. aus Portici bis zur Feier seines 25jährigen Papst-Jubiläums als entthronter, von allen Fürsten im Stiche gelassener Monarch. (1850—1871.)

Erstes Capitel.

Des Papstes Rückkehr von Portici nach Rom — ein unausgesetzter Triumphzug.

Den 4. April, um die Mittagsstunde, verließ Pius IX. seinen reizenden Zufluchtsort, um die so oft aufgeschobene Heimkehr nach seiner so lange verwaist gewesenen Residenzstadt endlich in Wirklichkeit anzutreten. Ein letzter, segnender Blick auf das herrliche Naturbild und die knieende Menge rings um ihn her — und im Nu war der Extrabahnzug mit ihm und den in seiner Begleitung sich befindenden Cardinälen und Prälaten nach Caserta davon geflogen. Hier erwartete König Ferdinand in Gegenwart seiner ganzen Familie den erlauchten Gast. Nachdem Se. Heiligkeit die letzten traulichen Stunden in dieser frommen Umgebung zugebracht, gab ihm am Morgen darauf der edle Monarch mit einem zahlreichen Gefolge das Ehrengeleite bis an die Grenze seiner Staaten, und zwar über Gaëta; denn diese ihm so theuer gewordene Festung, seine erste Zufluchtsstätte in den Tagen des Elends, wollte der dankbare Kirchenhirt ja so gerne wiedersehen und etliche Stunden in ihr weilen. Mit dem Papst in Einem Wagen saßen der König und der Kronprinz. In einem andern Wagen folgten Ihre Königlichen Hoheiten, der Infant Don Sebastiano und der Graf von Trapani. Des Papstes Gefolge bestand aus den Cardinälen Antonelli und Asquini, dem Grafen Ludolph, neapolitanischen Gesandten in Rom, aus dem Majordomus und einigen päpstlichen Hofprälaten, und aus dem Cardinal-Erzbischofe von Bourges, Msgr. Dupont, den die französische Regierung mit amtlichem Character bekleidet hatte, damit er dem etwas schroff militärischen Auftreten des Obergenerals Baraguay durch seine würdevolle, versöhnliche Erscheinung das Gehässige nehme. (Viele andere Kirchenfürsten, die Beamten des Staats-Secretariats, der Archive u. s. w. hatte der Dampfer Vauban, auf welchem Cardinal Dupont in Portici gelandet war, bereits zum Voraus nach Civita-Vecchia gebracht.) Der päpstliche Reisezug ging über Capua, San

Germano, die hochberühmte, weithin sichtbare Benedictiner-Abtei Monte-Cassino zur Rechten lassend, nach Gaëta. Es war ein unausgesetzter Triumphzug. An allen Orten begrüßte den Vater der Christenheit das festlich gekleidete Volk mit freudestrahlenden Augen, mit Segenswünschen und Jubelrufen; holde Jungfrauen und schmucke Knaben bestreuten seinen Pfad mit Blumen; Fahnen mit bewillkommenden Inschriften flatterten in der Luft; der Fürst und der Landmann wetteiferten mit einander, ihre Verehrung und Liebe an den Tag zu legen, und wo der Wagen des Papstes vorbeifuhr, knieete das Volk sowohl in den Städten wie auf der Landstraße haufenweise nieder, um seinen Segen zu empfangen. Als nach kurzer Rast in Gaëta das Gefolge zu Portello, der Grenze der neapolitanischen Staaten ankam, machten die Wagen Halt, die Abschiedsstunde war gekommen. Die Trennung war erschütternd und feierlich. Kaum war Se. Heiligkeit aus dem Wagen gestiegen, als König Ferdinand II. und der Prinz von Calabrien sich ihm zu Füßen warfen und ihm die letzte und größte Huldigung ihres katholischen Glaubens darbrachten. Ferdinand II. bat, auf den Knieen liegend, um den päpstlichen Segen. „O ja, von meiner ganzen Seele", rief der h. Vater mit bewegter Stimme aus; „ja, ich segne Sie, ich segne Ihre Familie, ich segne Ihr Reich. Was könnte ich sagen, um Ihnen für die gastfreundliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden, meinen Dank auszusprechen?" — „Heiligster Vater! ich habe nur gethan, was ein Katholik thun mußte, und ich werde Gott mein Leben lang danken, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, diese Pflicht zu erfüllen." „Ja", erwiderte der h. Vater mit steigender Bewegung, „Ihre Verehrung und Liebe war groß und tief; noch einmal, möge der Himmel Sie belohnen und segnen." Sodann hob er den Monarchen auf, drückte ihn an seine Brust, umarmte ihn mit der innigsten Liebe und stieg wieder in seinen Wagen. Der Auftritt war so rührend, daß Keiner der Umstehenden der Thränen sich zu enthalten vermochte. Die große innere Bewegung verhinderte den Msgr. Commissarius der Provincia marittima e campagna, welcher mit den Provinzialräthen der Legation Velletri und mit einer Deputation der Stadt Terracina dort erschienen war, eine dem frohen Ereignisse der Heimkehr entsprechende Rede laut werden zu lassen. Der Stadt Terracina unter dem Donner der Geschütze und dem Jauchzen des Volkes sich nähernd, kam der h. Vater bei einem Triumphbogen an, unter welchem er von der Municipalcommission zum Zeichen der Unterthänigkeit der Stadt ihre Schlüssel entgegennahm. Se. Heiligkeit trat in eine nahe Kirche, an deren Thüren ihn der um einige Stunden voraus geeilte Cardinal Asquini empfing. Der Bischof von Terracina, Msgr. Aretini-Sillani, ertheilte ihm den Segen mit dem Allerheiligsten, worauf er sich in den Palast der apostolischen Cammer begab. Dort empfing er die verschiedenen Deputationen aus Rom und den benachbarten Gegenden, die Minister, die römischen Fürsten und eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten. Die Freude der Einwohner war unermeßlich; der Anblick des h. Vaters brachte sie vor lauter Jubel und Begeisterung fast von Sinnen. Am Abend bot Terracina ein in seiner Art beispielloses Schauspiel dar. Kaum war die Sonne in die Wogen gesunken, so schien auf einmal wie durch Zau-

berei das ganze Meer in Flammen zu stehen. Millionen von Orangenschaalen hatte man, so weit das Auge reichte, durch eingesteckte Dochte in Oel in Lampen verwandelt; diese wurden zugleich angezündet und auf's Wasser gesetzt. Diese Millionen funkelnder Sterne auf den Wogen des Meeres schienen an Glanz mit denen zu wetteifern, welche wie Diamanten am blauen Himmelsbogen hernieder glänzten. Das Hin- und Herwogen, das durch die Bewegung des Meeres bewirkt wurde, brachte eine überaus phantastische Wirkung hervor. Ununterbrochen ertönte Kanonendonner, Raketen durchfurchten in allen Farben die Wolken, und ungeheure bengalische Feuer erleuchteten die alte Façade des Jupitertempels, die Ruinen des berühmten Schlosses Theodorichs, des Ostgothenkönigs, und den Riesenfelsen, welcher die Straße krönt.[1])

In seinen eigenen Staaten war der Empfang des Papstes wo möglich noch begeisterter als selbst bei den lebhaften und erregbaren Neapolitanern; denn hier galt es, dem schwer gekränkten Landesfürsten Reue zu bezeugen und bittere Erinnerungen auszulöschen. In allen Ortschaften und den ganzen Weg entlang hatte man daher großartige Vorbereitungen getroffen, den geliebten Heimkehrenden würdig zu empfangen. Ueberall erhoben sich Triumphbogen, bei welchen die Geistlichen mit ihren Gemeinden den Oberhirten erwarteten. Selbst in den von der Straße weit abgelegenen Ortschaften, die sich vielleicht Hoffnung gemacht, daß der h. Vater durch sie hinkommen würde, z. B. in Frosinone, Ferentino, Valmontone, hatte man große Kosten aufgewendet, um ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. In Velletri, wo sein Empfang nicht minder großartig und begeistert war, traf die Deputation der drei römischen Capitel, von St. Peter, St. Johannes im Lateran und St. Maria Maggiore zur Bewillkommnung des h. Vaters ein, sowie auch der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, Baraguay d'Hilliers. Die Gesandten der verschiedenen Staaten waren von Neapel direct nach Rom gereist, um dort im feierlichen Aufzuge Se. Heiligkeit zu empfangen.

Von Velletri bis Rom aller Orten und zwar in stetig steigendem Grade Begeisterung und Jubel; der ganze Weg ein Spalier von knieenden und, nach erhaltenem Segen, laut aufjauchzenden, ihre Hüte schwenkenden Landleuten. In der Gegend von Albano stieg Se. Heiligkeit aus, um den im Jahre 1847 auf seinen Befehl begonnenen, zwei Berge mit einander verbindenden kolossalen Brückenbau zu besichtigen. Da drängten sich die Dörfler der ganzen Umgegend in dichten Massen um ihn. Pius IX. richtete mit der ganzen Innigkeit seines kindlichen Herzens an sie Worte der Ermahnung, ließ sie zum Fußkusse zu und gab ihnen einzeln den Segen.

Den 12. Morgens war der Himmel bedeckt, der Wind blies heftig, dicke, schwarze Wolken eilten durch die Lüfte hin, und Alles ließ, falls der Wind sich legte, einen herabströmenden dichten Regen befürchten. Aber die allgemeine Freude fand darin kein Hemmniß; mächtig stach sie gegen die düsteren Farben ab, welche die Sonne verhüllten.

Inzwischen harrte mit angstvoll pochendem Herzen Roms Bevölkerung der Heimkehr ihres so lange, ach! so lange von ihr ferne gebliebenen

[1]) Nach der officiellen römischen Zeitung vom 8. April 1850. M. Stgsbl.

Herrschers und Vaters. Ja wohl, ihres Vaters; denn als solchen hatte Pius IX. sich bereits ihr wieder zu erkennen gegeben, noch ehe sie sein väterliches Antlitz wieder geschaut. Hatte er doch Engel vor sich her gesandt, ihm den Weg in die Herzen zu bahnen, die nämlichen Engel, die auch zu den himmlischen Wohnungen den Weg bahnen, wir meinen Almosen und Wohlthaten. Der Cardinalvicar veröffentlichte nämlich am 10. April, daß der Papst, trotz der Dürftigkeit, worin er selber sich befand, aus seinem Privatvermögen die Summe von 25,000 Scudi zur Vertheilung unter die Armen angewiesen habe. Zeigte sich da nicht das alte, unveränderte Vaterherz, das über seiner Kinder Noth die eigene vergißt? Diesem edlen Beispiele folgend, bestimmte die Regierungscommission zu demselben Zwecke 5000 Scudi, und der Fürst Borghese, so wie andere römische Adelige und Bürger wollten ihrerseits an Edelmuth nicht nachstehen, so daß die hübsche Summe von 50,000 Scudi für die Armen zusammen kam.

„Der h. Vater", sagte der Cardinalvicar in dem Erlasse, „will auch Jenen Wohlthaten erweisen, die ihn geschmäht und verfolgt; er will nicht mehr gedenken der Leiden, welche so Manche unter euch durch Treulosigkeit und Abfall von der Kirche ihm verursacht haben. Sei fortan die Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt. Mag es denn, Römer, wiederum euer Stolz und euer Ruhm sein, gehorsame Kinder eures h. Vaters und treue Mitglieder jener Kirche zu sein, die als Haupt- und Mutterkirche der katholischen Welt voranleuchten soll. Der h. Vater will, hieß es darin ferner, daß die vorstehende Summe gerade jenen dürftigen Familien zur Unterstützung diene, welche sich zu betteln schämen. Die zur Vertheilung ernannte Commission wird nach Anweisung der Pfarrer verfahren."

Mußten diese Worte, durch eine so hell klingende That bethätigt, nicht auch Die, welche noch in etwa Groll trugen, entwaffnen und gewinnen, Diejenigen aber, in welchem die Liebe nie gewankt hatte, zum begeistertsten Jubel fortreißen?

Die Ankunft des h. Vaters war auf 4 Uhr angesetzt. Aber schon vom frühen Morgen an bedeckte eine unzählbare Volksmenge in ihren Festkleidern den St. Johannesplatz, und alle Straßen, die in herkömmlicher Weise durch gelben Sand als diejenigen bezeichnet waren, durch die der päpstliche Zug kommen sollte. Alle diese waren auf das Herrlichste geschmückt; überall erblickte man Blumengewinde, Fahnen, Teppiche. Die anderen Theile der Stadt waren leer; alle umliegenden Gegenden hatten ihre Bevölkerung in den für den Zug bestimmten Raum ausgegossen. Nach des Platzcommandanten, General Sauvan's Anordnung, bildeten die Truppen der römischen und französischen Armee auf dem ganzen St. Johannesplatz und auf der ganzen Linie von der Basilika des Laterans bis zur St. Peterskirche Spalier. Das erste berittene Jägerregiment sollte dem Papst entgegen gehen, während auf dem Platze der Heiligkreuzkirche mehrere Kanonen bereit standen, die so ungeduldig erwartete Ankunft zu signalisiren.

Gegen zwei Uhr steigt in der Ferne eine Staubwolke auf; bald darauf sprengt ein Courier mit rother Livree heran; der erste Signalschuß fällt: „Evivva il santo Padre!" ertönt es aus tausend Kehlen. Jede Secunde kracht ein Kanonenschuß; die Glocken erheben, zum Danke für den Wiedergeschenkten, ihre ehernen Stimmen zum Himmel. Die Sonne, die bis dahin verschleiert gewesen, bricht plötzlich durch die Wolken

und gießt ihre ganze Strahlenfülle über das Fest aus, als wolle sie demselben ihre Weihe geben. Eine Viertelstunde später zog Pius IX., inmitten der Truppen, die ihn befreit, umrauscht von den Hochrufen einer unermeßlichen, auf dem St. Johannesplatz versammelten, bei seinem Erscheinen ehrfurchtsvoll niederknieenden Volksmenge, durch das St. Johannesthor in die festlich geschmückte Residenzstadt ein. Vor der großen Treppe der Lateran-Basilika, der Mutter- und Hauptkirche der ganzen Welt, hielt der Zug. Thränen füllten des Papstes Augen, als er aus dem Wagen stieg. So weinte einst der Welterlöser, als er unter dem Hosiannaruf einer begeisterten Volksmenge in Judäa's Hauptstadt einzog! — In der Vorhalle wurde er von den Cardinälen der Regierungscommission, von dem Cardinal-Erzpriester der Laterankirche, von der Municipalcommission, dem diplomatischen Körper, den Capiteln der verschiedenen Basiliken und der Pfarrgeistlichkeit Roms empfangen.

Nachdem er einige Minuten vor dem Allerheiligsten gebetet und im anstoßenden Palast ausgeruht hatte, bestieg er seinen Wagen, um nach der Basilika des Vaticans zu fahren. Im selben Augenblicke ward das päpstliche Banner auf der Engelsburg aufgezogen und mit 101 Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken bewillkommt. Den Fluß entlang wälzt sich das gewaltige Echo und verkündet den Sabinerbergen, was sich hier Frohes ereignet. Der Zug bewegt sich durch Spaliere der französischen und römischen Truppen. Voran eine Abtheilung Reiterei. Dann kommen der Divisionsgeneral Guesviller mit seinem Generalstab, der Polizeipräfect, der Commandant Le Rousseau und sein Generalsecretär Maugin, die drei Cardinäle der Regierungscommission, eine Schwadron päpstlicher Dragoner; eine Schwadron französischer Jäger zu Pferd; eine Abtheilung französischer Gendarmerie; der Streifreiter des Papstes; die Nobelgarde zu Pferd; der päpstliche Wagen, mit 6 Rappen und goldenem Geschirr bespannt, auf der einen Seite der Obergeneral Baraguay d'Hilliers, auf der anderen Seite Fürst Altieri, zweiter Commandant der Nobelgarde; ein zahlreicher Generalstab; einige Abtheilungen der französischen Reiterei; die päpstlichen Cammerherren, die Wagen der Cardinäle, der Gesandten und der römische Senat. Im einfachen geschlossenen Wagen, demselben, worin er aus Rom sich geflüchtet, fuhr der Papst und blickte trotz aller Freudenrufe ernst vor sich hin. Eine Schwadron französischer Dragoner schließt den Zug. Derselbe bewegt sich langsam durch die große Straße, welche vom St. Johannesplatz zum Coliseum herabführt; dieses Denkmal links lassend, geht er über das Forum Trajans, über den Platz der h. Apostel, über den venetianischen Platz, durch die Papststraße auf die Engelsbrücke.

Hunderttausend Personen stehen am Wege des h. Vaters, 100,000 Hochrufe erschallen in den Lüften; der Kanonendonner von der Engelsburg herab mischt sich in den Schall aller Glocken. „Es lebe Pius IX.! es lebe der Papst! es lebe die Religion! Heiliger Vater, segne uns!" so ertönt es ununterbrochen, wie von einem elektrischen Strome ausgesprüht, auf der ganzen Linie. Und dieses Rufen, o, es ist ein völlig anderes als jenes, das ehedem den Namen Pio nono zur Parole für Aufruhr, Mord und Bruderkrieg machen wollte. Alle Stirnen neigen sich, alle

Kniee beugen sich vor der hohen Majestät des Papstes und Herrschers. Ein Blumenregen fällt aus allen Fenstern auf den päpstlichen Wagen und die ihn umgebenden Offiziere. Endlich langt die Spitze des Zuges auf den Platz vor dem Vatican an, die Begeisterung verdoppelt sich, die Damen schwingen ihre Taschentücher, das ganze Volk knieet nieder; ein Teppich mit gelben und weißen Blumen wird auf den Boden hingestreckt, daß der Papst darüber hinschreite. Die französischen Soldaten, in Reih und Glied, sinken in die Kniee und präsentiren. In St. Peter war das Cardinal-Collegium versammelt; als sie zum Empfange aus der Vorhalle traten, die ehrwürdigen Purpurträger, da füllten sich des Papstes Augen abermals mit Thränen. Im nämlichen Moment erschallt das Commando: Genou terre (Knieet nieder!); die Kniee beugen sich, die Bayonnette senken sich; die Tamboure schlagen den Feldmarsch und die Mitglieder der päpstlichen Capelle stimmen die Antiphone: Ecce sacerdos magnus an. Nach dem feierlichen Te Deum, in welches die ganze versammelte Menschenmenge mit einfiel, gab Pius IX. mit dem Allerheiligsten den Segen und ward sodann von den Cardinälen, dem diplomatischen Körper und dem Senat unmittelbar aus dem Innern der Kirche in den Vatican geleitet.

Einige Stunden später schien Rom ein weithin strahlendes Feuermeer. Die Paläste, die Kirchen, die Privathäuser, das Capitol, St. Peter mit seiner nach Michel Angelo's Zeichnung illuminirten Riesenkuppel, Monte Pincio, Trastevere u. s. w. wetteiferten an Glanz und Glorie. Kurz, die Illumination war so glänzend, daß man sich allgemein gestand, Rom habe seit langer Zeit eine Beleuchtung, wie diese, eine dreimalige nacheinander, welche zudem ganz freiwillig war, nicht gesehen. Am Tage, da die Republik erklärt ward, ließ sich mindestens ein Drittel der Römer nicht einmal durch die Furcht zur Beleuchtung bewegen, und auch trotz der Bemühungen der Republikaner wollten sich keine Zuschauer finden, die Straßen waren öde. Jetzt war in Rom kein von einer Familie bewohntes Haus, buchstäblich kein Haus ohne Illumination, und die erleuchteten Straßen waren fortwährend so mit Menschen bedeckt, daß schon früh am Abend einige für die Wagen gesperrt werden mußten. Im Borgo und in Trastevere hatte man in überwallender Freude schon an den zwei Vorabenden illuminirt, so daß man sagen kann, Rom habe fünf Abende nacheinander recht eigentlich vor Wonne *gestrahlt*. Erfreulich war dabei, daß alle Inschriften, Embleme, Verzierungen einen völlig religiösen Character trugen, während in der früheren Zeit das Traumbild von der Einheit Italiens bei solchen Anlässen eine große Rolle spielte. Auch fiel, trotz dem, daß eine kleine Partei ruchloser Mazzinianer durch insgeheim verbreitete Schmähschriften gegen den Papst und die Cardinäle und in den letzten Tagen auch durch Drohungen, das, was sie nicht mehr hindern konnten, wenigstens zu stören gesucht hatten, nicht die mindeste Störung vor.

So verlief eine der großartigsten Scenen, welche die Geschichte der Nationen darbietet, eine der wichtigsten Begebenheiten, welche das 19. Jahrhundert der Nachwelt als Lehre hinterlassen wird. Die Religion, anscheinend verbannt und vernichtet, kehrte siegreich und mächtig zurück, Gnade anbietend dem Undank und Verzeihung der Reue; der Fels Petri,

auf Augenblicke überfluthet und verborgen, kam, nachdem die Wasser sich verlaufen, wieder an seinem alten Platze zum Vorschein, fester und ehrfurchtgebietender denn je, und ganz Europa, in seinen Gesandten vertreten, und der gesammte katholische Erdkreis, in hohen Domen wie in schlichten Dorfkirchen versammelt, stimmte frohlockend in die Jubeltöne des die Peterskirche durchhallenden Te Deum ein — jenes erhabenen Hochgesanges, der den Sieg des Glaubens über den Unglauben, des Guten über das Böse, der Ordnung über den Umsturz feierte.

So hatte Pius IX. an sich selber erfahren, was er vor 36 Jahren als 22jähriger Jüngling im Laiengewande seinen großen Vorfahren und väterlichen Freund, Pius VII., hatte erleben sehen an dem Tage, wo dieser nach langer, schmerzvoller Verbannung im Triumphe durch das Popolothor in die ewige Roma einzog, nur daß sein Einzug durch die porta San Giovanni jenen womöglich noch an Glanz und Wärme übertraf. Ob jener Tag ihm wohl in die Erinnerung kam in dem Augenblicke, wo er das Rom, das damals so laut jauchzte und jubelte, gleich einer reuevollen Magdalena zu seinen Füßen liegen sah und Himmel und Erde ob dieser Sühne frohlocken und jauchzen hörte? O ja, wohl kam er ihm in den Sinn, jener Tag, aber auch wohl jene Nacht, wo er unter Todesängsten auf dem nämlichen Wege aus Rom entfliehen mußte, auf dem er jetzt im Triumphe daherzog: das lassen die Thränen glauben, die sein Auge netzten, das macht sein ernster, sinnender Blick inmitten des ihn umgebenden Jubels mehr als wahrscheinlich.

Zweites Capitel.

Der Vatican-Palast. — Seine Räumlichkeiten, Kunstschätze und Bibliothek.

Wo wird — diese Frage legte sich einem Jeden nahe, sobald es sich um die Rückkehr des Papstes in seine Hauptstadt handelte — wo wird Pius IX. nach seiner Heimkehr wohnen? Wieder im Quirinalpalast? „Nie und nimmer!" erfuhr man bald, „dem kleben allzu trübe Erinnerungen an, die das Herz des h. Vaters ohne Unterlaß würden bluten machen. Nein, sein Wohnsitz wird fortan der Vatican sein." Es ist daher billig, daß wir diesen Palast nun etwas genauer in's Auge fassen. Wie früher durch die Basilika des Vaticans, so lasset uns jetzt, flüchtig umherschauend, einen Gang durch den Palast des Vaticans machen.

Der Vatican! Welch ein Zauber knüpft sich an diesen Namen! Ist er doch der erhabene Wohnort des Statthalters Jesu Christi, der unermeßliche Palast, aus dem die Sprüche kommen, welche den Glauben der Menschheit leiten, das prächtige Gebäude, das, wie wenige andere, sein Dasein dem Genie der berühmtesten Baumeister der Neuzeit verdankt! Bramante, Raphael, Pyrrhus, Ligorio, Fontana, Maderno, Santogallo, Bernini — all' diese unsterblichen Namen glänzen an den Gewölben, in den Gallerieen, den Säulenhallen, an den Mauern dieses Denkmals, das ihrer, das des Herrschers würdig ist, der es bewohnt. Vermuthlich von Constantin den Päpsten geschenkt, wurde der Vaticanpalast von Eugen III. in der Mitte des 12. Jahrhunderts von Grund aus umgebaut und erfuhr seitdem unzählige Veränderungen und Vergrößerungen. Es ist daher mehr ein Complex von Palästen, als ein einziger Palast. Er hat 1080 Fuß Länge, 720 Fuß Breite und in ihm sollen 11,000 Säle, Zimmer, Gänge und andere Gemächer enthalten sein. Ferner umschließt derselbe 20 Höfe, und 8 große und an 200 kleinere Treppen führen in die drei Stockwerke des Gebäudes hinauf.

Wir steigen auf der Scala regia — der Königstreppe — hinauf. Sie heißt so von dem Saale, zu welchem sie führt. Sie ist geschmückt mit ionischen Säulen und führt neben der Reiterstatue Constantin des Großen vorbei in einen geräumigen Saal, Sala regia, welcher zu den Audienzen der königlichen Gesandten beim Papste bestimmt war. Gegenwärtig dient derselbe als Vorgemach für die kirchlichen Functionen in der Sixtinischen Capelle.

Diese Capelle hat ihren Namen von Sixtus IV., der sie 1473 erbauen ließ. Sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Hofcapelle des vaticanischen Palastes und früherhin öfters zur Stimmensammlung der Cardinäle bei der Papstwahl benutzt worden. Eine vorzügliche Bedeutung in der Kunstwelt hat sie erhalten durch die ausgezeichneten Gemälde, welche sie schmücken, und deren vorzüglichstes und berühmtestes das jüngste Gericht von Michel Angelo ist.

Aus der Scala regia treten wir in die Paulinische Capelle. Sie hat ihren Namen von Papst Paul III., der sie erbauen ließ. In ihr wird vom Gründonnerstage bis zum Charfreitage und am 1. Adventssonntage 40 Stunden lang bei prachtvollster, reichster Beleuchtung das Allerheiligste ausgesetzt. Auch sie schmücken kostbare Gemälde, unter andern die Kreuzigung Petri und die Bekehrung des Apostels Paulus von Michel Angelo.

Wir durchwandern jetzt eine endlose Reihe von Sälen, deren jeder eine Weltausstellung bildet, dürfen aber leider nur einen Streifblick auf das eine oder andere der berühmten Kunstwerke werfen, wovon sie angefüllt sind. Da ist 1) der Herzogssaal — sala ducale — nach Bernini's Zeichnung angelegt und mit Gemälden geziert. Derselbe dient am Gründonnerstage bisweilen zum Fußwaschen der Apostel. Da sind 2) die Paramentenzimmer — Stanze de' Paramenti — worin der Papst an den höchsten Kirchenfesten zur Feier der Pontificalmesse sich anzukleiden pflegt; 3) die Logen und der Hof (cortile) des h. Damasus. Dieses Hofes Anblick ist prachtvoll; darin sprudelt ein anmuthiger Brunnen, dessen Wasser im Jahre 367 von dem obengenannten h. Papste in der Nähe entdeckt wurde, daher der Name. Die Logen sind bekannt unter dem Namen der Loggien Rafaels, weil die Päpste Paul II., Julius II., Leo X. und Innocenz X. diesen Malerkönig mit der Ausschmückung derselben beauftragten. Die drei Logen sind in verschiedene Logenwölbungen getheilt und alle theils von Rafael selber, theils von seinen Schülern mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament von Adam bis auf Christus und die Apostel herab, und mit Verzierungen von Laubwerk (Arabesken) auf's Schönste geschmückt. Aus der dritten Logie steigen wir eine bequeme Stiege hinan und vor uns liegt 4) das Appartumento Pontificio oder der neue, von Gregor XIII. nach Fontana's Zeichnung erbaute Palast. Er schaut nach Osten auf den großen vaticanischen Palast. In seinem ersten Stocke befindet sich die Wohnung und Canzlei des Cardinal-Staatssecretärs; 5) der Clementinische Saal, so genannt von Clemens VIII., der ihn erbauen und ausschmücken ließ. Hier hält der Papst bisweilen das öffentliche Consistorium und nimmt die Fußwaschung und Speisung der Apostel vor; 6) die päpstlichen Zimmer (stanze pontificie). In ihnen befinden sich unter andern herrlichen Gemälden ein berühmter Christus am Kreuz von van Dyck und die Auferweckung des Lazarus von Muziano; 7) die Zimmer der Gräfin Mathilde, so genannt, weil Urban VIII. sie mit Darstellungen aus dem Leben dieser Wohlthäterin des h. Stuhles ausschmücken ließ. Aus ihnen treten wir 8) in das Gemach Nikolaus' V. Unter dasselbe sind die sogenannten Stanzen Rafael's mit einbegriffen. Zuvor jedoch kommen wir durch die Sala dei chiaroscuri (helldunkler Malereien von Rafael, Giovanni da Udine, Maratta und der Zuccheri) vermittelst eines Thürchens in die kleine Capelle St. Nikolaus' V.

Aber so klein sie ist, diese Capelle, so unschätzbar und niedlich ist sie; denn der Pinsel des engelgleichen Dominikanermönchs, genannt Fra Angelico da Fiesole hat sie mit Wandgemälden geschmückt, welche Scenen aus dem Leben des h. Erzmärtyrers Stephanus und des h. Diakon Laurentius darstellen.

Nun folgen a) die zum Appartamento Nikolaus' V. gehörenden Stanzen Rafael's: a) der Saal Constantin's. Er enthält Darstellungen aus des ersten christlichen Kaisers Leben; b) die Cammer Heliodor's. Sie heißt so nach dem Hauptgemälde, welches die wunderbare Vertreibung Heliodor's aus der Schatzkammer des Tempels zu Jerusalem auf des Hohenpriesters Onia's Gebet darstellt; c) die Cammer der Signatur oder der Wissenschaften, weil Rafael darin die Hauptzweige der Wissenschaft

bildlich zur Anschauung brachte; d) die Cammer des Borgo-Brandes. Sie hat ihren Namen von dem Gemälde, das den verheerenden Brand der sogenannten Leostadt im Jahre 847 darstellt, welchem vom h. Papst Leo IV. durch ein Wunder Einhalt geschah.

Nach diesen Stanzen, worin nebst den Gemälden auch die Arbeit der Thüren, die Böden und Decken bewunderswerthe Kunstwerke sind, folgt 10) das Gemach Pius' V., oder die vom h. Papst Pius V. den Sälen Nikolaus' V. hinzugefügten vier Säle, welche die berühmten Arazzi oder Gobelin's, das heißt die nach Rafael's Cartons zu Arras in Flandern mit wunderbarer Kunst aus Wolle, Seide und Gold gewebten Teppiche enthalten, auf welchen Ereignisse aus dem Leben Jesu und der Geschichte der Apostel dargestellt sind. Nach ihnen kommt 11) die sogenannte Gallerie der Landkarten, das heißt der speciellsten Specialkarte von ganz Italien, die man sich denken kann, vermischt mit bildlichen Darstellungen aus der biblischen und kirchlichen Geschichte; 12) die Vaticanische Gemäldegallerie oder Pinakothek. In ihr waren (bis vor Kurzem) auf Pius' VII. Anordnung alle die Meisterwerke der italienischen Malerschulen, welche er nach Napoleon's Sturz aus Frankreich zurück erhielt, würdig zusammengestellt und es kann diese Sammlung einzig genannt werden, weil sie, obwohl nur klein an Zahl, das Erhabenste in sich begreift, was die neuere Malerkunst aufzuweisen hat. Unter den 30 bis 40 Gemälden, welche sie enthält, nennen wir vor allen die „Verklärung Christi", Rafael's letztes, weltberühmtes Meisterwerk; die Communion des h. Hieronymus von Domenichino, die Auferstehung des Herrn und die Krönung Mariä von Perugino, die Kreuzigung Petri von Guido Reni, die Madonna von Fuligno von Rafael u. s. w.

Seit ungefähr 10 Jahren wurde diese kostbare Sammlung anderswo untergebracht und das Local, worin sie sich befand, in den sogenannten „Saal der unbefleckten Empfängniß" umgewandelt, zur Erinnerung an das glorreiche Fest des 8. December 1854. Der Saal zeigt auf seinen verschiedenen Wandfeldern in herrlicher Frescomalerei 1) die Berathung über das Dogma; 2) die Erklärung des Dogma's der unbefleckten Empfängniß; 3) die Krönung der h. Jungfrau vom Capitel der Sanct Peterskirche. Das vierte Frescogemälde heißt der Triumph der Kirche. Die Decke ist mit schönen Arabesken in vergoldeter Stuccatur im Stile des 15. Jahrhunderts, das Pflaster mit einem zu Ostia gefundenen Mosaik geschmückt.

Haben wir den hehren Gedanken und die sinnige Anordnung dieses Saales bewundert, so öffnet sich uns 13) das Vaticanische Museum, welches nach den Päpsten, die es angelegt oder erweitert haben, in gewissen Abtheilungen Museo Clementino (von Clemens XIV.), Museo Pio (von Pius VI.) und Museo Chiaramonti (von Pius VII.) oder das ägyptische, attische und etruskische Museum heißt; letzteres ist das Werk Gregor's XVI. Es wären Monate nöthig, wollte man hier Alles nach Gebühr betrachten. Es wären Bände nöthig, wollte man ein ausführliches Verzeichniß von tausend und aber tausend kostbaren Gegenständen aus allen Gebieten der Kunst und Kunde der Vorzeit geben, welche diese ungeheuren Prachtsäle, Hallen, Cabinette, Rotunden, Corridore, selbst die Treppenabsätze anfüllen. Sarkophage, Statuen, Büsten, Basreliefs aller Art, Bassins von Marmor und Basalt, Wagen von Bronce, Vasen, Hausgeräthe, Candelaber, Gruppen von jeder Gestalt, jedem Metall und jeder Steinart. Unter so vielen Meisterwerken sind einige von solcher Berühmtheit, daß wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen: das ist der „Torso des Belvedere", d. h. ein in den Bädern Caracalla's aufgefundener und in dem (seiner „schönen Aussicht" wegen so genannten) Belvedere aufgestellter Rumpf von einem ruhenden Herkules: das ist der Meleager und die berühmte Gruppe des Laokoon mit seinen zwei von Schlangen verschlungenen Söhnen; das ist endlich der Merkur und Apollo des Belvedere, zu dem noch die meisterhafte Jugendschöpfung eines neueren Künstlers, des Perseus von Canova, hinzukommt. Auch diesen Museen, wie denen des Capitoliums und des Museums der christlichen Alterthümer im Lateran wurden von dem die Kunst in hohem Grade liebenden und kennenden Neunten Pius reiche archäologische, für die Alterthumskunde höchst wichtige Schätze hinzugefügt. Als Pius zu Portici in der Verbannung lebte, bot ihm nämlich der fromme König viele kostbare Denkmale aus dem benachbarten Pompeji an, und so sammelte der gütige Papst in seinem Exil Schätze, um die Stadt, deren Undank ihn aus ihr vertrieben hatte, zu schmücken, und bereicherte damit das Vaticanische Museum. Er wies auf seiner Civilliste die Summe von 2000 Scudi für den Ankauf einer Münz-

Sammlung an, die wohl 4000, vom 8. bis in's 19. Jahrhundert reichende Münzen enthält, wodurch die Vaticanische Münzsammlung neuen Glanz erlangte. Ueberdieß bereicherte Pius IX. das vaticanische Museum mit dem Bruchstück einer großen Schale von Basalt, wie auch mit einigen andern Kunstgegenständen aus der Vorzeit, die bei Ausgrabungen in den Umgebungen Roms gefunden wurden. Imgleichen erhielt die Medaillensammlung des Vaticans einen bedeutenden Zuwachs an vielen alten Medaillen, griechischen und römischen, oder von italienischen Fürsten der späteren Jahrhunderte, welche von dem Ministerium der schönen Künste erworben wurden.

Eilen wir weiter und durchschreiten wir einen beinahe 500 Schritt langen Gang, dessen Seitenwände wir mit alten Inschriften, die eine Seite mit heidnischen, die andere mit altchristlichen, oft sehr rührenden Grabschriften und Monogrammen oder Denkzeichen aus den Katakomben bedeckt sehen; es ist das der sogenannte Corridor der Inschriften. Aus ihm treten wir endlich in den ältesten, größten, inhaltreichsten und berühmtesten Sammelplatz alles Dessen, was göttlich-menschliche Weisheit und menschliche Thorheit jemals gedacht und niedergeschrieben und hat drucken lassen, nämlich in die Vaticanische Bibliothek. Im Verlaufe der Jahrhunderte durch die Einverleibung vieler großer fürstlichen Bibliotheken, die den Päpsten geschenkt wurden, zu dem Umfange erwachsen, den sie jetzt hat, übertrifft sie alle übrigen Bibliotheken Italiens und vielleicht der Welt durch die Zahl der griechischen, lateinischen, hebräischen, arabischen, persischen, türkischen, syrischen, äthiopischen, slavischen, indischen, chinesischen, koptischen, armenischen, georgianischen Inschriften, deren sie im Ganzen 24,277, sowie gedruckte Bücher 100,000, in Summa 125,000 Bände enthält. Die Vaticanische Bibliothek ist, wie gesagt, die älteste in ganz Europa, denn sie reicht bis in die ersten Jahrhunderte des Christenthums herauf, während der Anfang der berühmtesten Bibliotheken anderer Länder erst zwischen die Jahre 1440 und 1484 fällt. Fast alle Päpste haben sich auf irgend eine Weise um die Vaticanische (oder Anfangs Lateranensische) Bibliothek verdient gemacht. Pius IX. steht auch darin hinter Keinem seiner Vorgänger zurück. Außer vielen architektonischen Verschönerungen, die er am Locale vornehmen ließ, beschenkte er die Bibliothek mit vielen unschätzbaren Kunstgegenständen, deren einige Geschenke hoher Personen, z. B. des Fürsten Demidoff, des Kaisers Napoleon III. waren, und bereicherte sie unter Anderem mit der Bibliothek des Cardinals Mai, die aus 6950 Druckwerken und 292 Manuscripten bestand und auf 19,373 Scudi geschätzt wird, sowie (1854) mit einer werthvollen Münzsammlung. Dieselbe Freigebigkeit bewies unser Pius IX. gegen das christliche Museum im Lateranpalast und gegen die verschiedenen weltlichen Museen im Vatican.

Sehet, in dieser ungeheuren Welt der Wissenschaft und Kunst aller Zeiten, aller Länder und Nationen, in diesem bewunderungswürdigsten aller Industriepaläste der Welt, bewohnt der Statthalter Christi für seinen Privatgebrauch, wie wir bereits früher schauten, nur einige wenige bescheidene Zimmer. Nur an Tagen, wo die Witterung ihm eine Spazierfahrt in's Freie nicht gestattet, bildet ein Auf- und Abwandeln durch die oben angedeuteten Räume seine Geist und Herz erquickende Erholung. Im Uebrigen sind sie mehr Gemeingut des kunstliebenden Publicums, dem sie an gewissen Tagen der Woche unentgeltlich offen stehen, als Eigenthum des erlauchten Besitzers. Nicht ohne Bedeutung und providentielle Fügung aber ist es, daß sich um das Oberhaupt des Glaubens und des Gebetes diese Schätze der Wissenschaft und Kunst einer vergangenen und einer noch existirenden Welt vereinigen: sie widerlegen auf's Schlagendste die oft vernehmbare Behauptung, daß der Glaube dem Wissen entgegenstehe, und bestätigen die Wahrheit, daß der Glaube und die Wissenschaft, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sich nicht ausschließen, sondern vielmehr, wo sie echt sind, einander wesentlich unterstützen und fördern. — Nun rasch wieder zu unserer Geschichte.

Drittes Capitel.

Des h. Vaters erste öffentliche Handlungen nach seiner Rückkehr. — Ein seltsamer Vorfall. — Das Wunder zu Rimini. — Zwei Seligsprechungen. — Ein belehrendes Wort über Selig- und Heiligsprechung. — Wiederherstellung der Hierarchie in England. — Allocution vom 1. November, über die Turiner Angelegenheit.

Während die Festlichkeiten in Rom auf Veranlassung der Rückkehr des Papstes bei Groß und Klein kein Ende nehmen wollten, war das Erste, was der wieder auf seinen Thron Erhobene, seinem väterlichen Herzen ganz entsprechend, sich angelegen sein ließ: Uebung der dankbaren und barmherzigen Liebe: Besuche der Kranken und Verwundeten, zunächst der französischen Armee, die sich ihm so hingebend aufgeopfert hatte. Er begann, trotz dem Grauen, das er dabei zu überwinden hatte, seine Besuche bei dem Militär-Hospital St. Andreas vom Quirinal. In die Krankensäle eingeführt, stand Pius IX. bei allen Betten still und richtete an die darin liegenden Kranken Worte der Ermuthigung und des Trostes; er dankte ihnen für das, was sie für die Kirche gethan und verhieß ihnen die Segnungen des Himmels; dann schenkte er einem Jeden irgend Etwas zu seinem Labsal und zu seiner Erbauung. Die Freude und Begeisterung der armen Invaliden läßt sich besser denken als beschreiben.

Auch der Höflichkeit mußte ihr schuldiger Tribut gezollt werden. Am 17. April 1850 empfing Se. Heiligkeit den officiellen Besuch der Offiziere, welche ihre Huldigung und Glückwünsche zu seinen Füßen niederlegen wollten. Ihrer waren 7- bis 800 Mann, glänzend durch die Verschiedenheit der Abzeichen und die Farbe der Uniformen. Der h. Vater, auf seinem Throne stehend, umgeben von dem Cardinal Dupont, dem Majordomus und einigen seiner Hausprälaten, segnete die Versammlung. Nachdem darauf General Baraguay dem h. Vater die Offiziere vorgestellt, hielt dieser in italienischer Sprache, aber mit so deutlicher und vollkommen accentuirter Stimme eine Anrede an sie, daß Alle ihn verstanden. Er äußerte darin seine Freude, sich inmitten einer Armee zu befinden, die so glänzende Beweise von Tapferkeit und Mannszucht gegeben, und sprach ihr seinen lebhaften Dank aus, bat dann den General, der Dolmetscher seiner väterlichen Gesinnungen beim Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung sein zu wollen und versicherte schließlich Alle seines Gebetes für sie und für ihre Familien. Unmittelbar darauf marschirten die Offiziere am Papste vorüber und küßten ihm, mit Ausnahme von drei, die von ihrer Freiheit, es zu unterlassen, Gebrauch machten, ehrfurchtsvoll die Hand.

Am Tage darauf (18. April) fand zum ersten Male nach langer Zeit wieder die erhabene Feierlichkeit einer päpstlichen Benediction Statt; der h. Vater ertheilte nämlich auf einer eigens dazu errichteten Tribüne, inmitten der Cardinäle Dupont und Antonelli, den französischen Truppen, von welchen ein großer Theil in nächster Zeit Rom verlassen sollte, feierlich den Segen.

Einige Tage später empfing Se. Heiligkeit auch die Frauen der französischen Offiziere im Pavillon des vaticanischen Gartens. Unter ihnen befand sich eine Frau von G— mit ihren beiden Kindern. Für diese edle Protestantin sollte dieser glückliche Tag einen Entschluß zeiti-

gen, zu dem kurz zuvor ein eigenthümliches Ereigniß in ihrer Brust den Grund gelegt hatte — ein Ereigniß, das auf den übernatürlichen Character Pius' IX. ein allzuhelles Streiflicht wirft, als daß wir es hier unerwähnt lassen dürften.

In den Tagen nämlich, wo sich in Rom Alles auf die Rückkehr des h. Vaters vorbereitete, ging eines Abends Herr von S—, Offizier der französischen Expeditionstruppen in der Nähe des Vaticans spazieren — mit seiner Frau und seinen zwei Knaben, wovon der eine zwölf, der andere zehn Jahre alt war. Frau von S—, geborene deutsche Protestantin, vom feinsten Tone und der besten Erziehung, hing leider auch an dem Vorurtheile: Jedermann soll in der Religion leben und sterben, in der er geboren worden ist. „Was mich betrifft", sagte sie oft, „so sehe ich nicht ein, was ich noch mehr thun könnte, wenn ich katholisch wäre." Dessen ungeachtet äußerte sie, war es nun Neugierde oder ein unwiderstehliches Vorgefühl, auf jenem Spaziergange ihrem Manne das lebhafte Verlangen, die Zimmer des Papstes im Vatican zu sehen. Dem Wunsche wird entsprochen, die ganze Familie besieht mit einander alle Abtheilungen des Palastes und kommt zuletzt in die Privatcapelle des h. Vaters. Das erste, was Frau von S— bei'm Eintritt in die Augen fällt, ist ein mit einem rothsammtenen Teppich bedeckter Betschemel. „Hier", denkt sie sich — „hier erfleht das Oberhaupt der großen katholischen Kirche täglich den Segen des Himmels für die Welt; wie? wenn auch ich mich da niederkniete und um Glück für mich und die Meinigen flehete?" Sie fühlt sich gedrungen auf den Schemel hinzuknieen, und den Kopf in ihre Hände stützend, betet sie einige Minuten voll Inbrunst und empfiehlt — wie sie das im Widerspruch mit ihrer Religion schon seit längerer Zeit gewöhnt war — ihre Kinder der heiligen Jungfrau. Aber welch' Erstaunen, da sie die Augen wieder aufschlägt! — Sie erblickt über dem Altare, umflossen vom hellsten Glanze, eine erhabene Frau, und neben Ihr auf beiden Seiten, von Ihrer Hand gehalten, ihre eigenen zwei Söhne, am Altare selbst aber gegen sie gewendet, eine Person, in der sie, nach den Bildnissen, die sie gesehen, den Papst erkannte. — Mit einem Strome von Thränen sinkt sie in Ohnmacht zur größten Bestürzung ihres Mannes, läßt aber gleichwohl diesen im Glauben, es sei ein gewöhnliches Unwohlsein gewesen.

Am 12. April, dem Tage der Wiederkehr des h. Vaters nach Rom, begab sich Frau von S—, mit vielen anderen französischen Offiziersfrauen, auf die eigens für sie bereitete Tribüne in der Basilika St. Johann im Lateran. Kaum hatte sie den Papst beim Eintritt in's Portal bemerkt, als sie auch schon vollkommen die Züge wiedererkannte, die sie im Vatican gesehen. Sie sieht auch über dem h. Vater die jungfräuliche Gottesmutter mit demselben Glanze, in derselben Stellung, wie im Vatican. Auch dießmal verbirgt sie, so gut sie es kann, ihre innere Bewegung unter dem Scheine eines vorübergehenden Uebelbefindens. Da kommt der eben erwähnte Tag, wo auch sie nebst anderen französischen Offiziersgemahlinnen die Ehre haben soll, dem h. Vater ihre Huldigung zu erweisen. Sie wagt es, ihre beiden Kinder mitzunehmen. Zwei Reihen waren gebildet und der h. Vater durchschritt sie, zu beiden Seiten den Segen ertheilend. Wie er an die Stelle kommt, wo Frau von S— mit ihren Kindern knieet, bleibt er stehen, liebkoset die Kleinen, befragt sie um ihre Namen, beschenkt einen jeden mit einem Rosenkranze und legt ihnen segnend die Hände auf das Haupt. Die glückliche Mutter war vor Freude außer sich. Aber wie ward ihr erst, als sie in demselben Augenblick zum dritten Male, ebenso wie in den beiden früheren Erscheinungen, über dem Papste die h. Jungfrau sah! Nur mit Mühe bewältigte sie ihre innere Aufregung. Aber die folgende Nacht brachte Frau von S— in desto größerer Unruhe und Rührung zu. Jetzt endlich offenbarte sie ihrem Gatten, was sie gesehen, und wie sie entschlossen sei, den Protestantismus abzuschwören. Dies geschah auch am 17. Mai; und den 23. desselben Monats empfing die Familie zum ersten Male gemeinschaftlich aus den Händen des Cardinalvicars die heilige Communion, und die neue Katholikin auch die h. Firmung in der Capelle der „Mater admirabilis" (Wunderbarlichen Mutter) zu Trinità dê monti. Nach diesem h. Acte nahm Herr ron S—, bis zu Thränen gerührt, das Offizierskreuz vom h. Gregor, womit ihn der h. Vater decorirt hatte, von seiner Brust und legte es auf den Altar der h. Jungfrau mit den Worten: „dieses Einzige, was ich besitze, und was meinem Herzen so theuer ist, lege ich auf Deinen Altar,

o meine Mutter, als einen schwachen Beweis meiner kindlichen Liebe und meiner lebenslänglichen Hingabe an Dich!" [1])

Wie für diese glückliche Familie, so war auch für Rom der heurige Maimonat ein fröhlicher, viel fröhlicher, als die beiden Jahre vorher. Man schien das unselig Versäumte wieder nachholen zu wollen. So gedrängt voll waren mehrere Kirchen, daß man lange vor dem Anfange des Gottesdienstes sich einfinden mußte, wenn man einen solchen Platz haben wollte, daß man den Prediger hören konnte.

Der h. Vater aber ließ diesen ihm so liebwerthen Monat nicht zu Ende gehen, ohne zum ersten Male wieder in einem geheimen Consistorium das h. Collegium um sich zu versammeln und in einer Allocution an dasselbe seinem von Dankgefühlen, aber auch von neuen Sorgen bewegten Herzen Luft zu machen. Dieses Consistorium hatte am 20. Mai Statt.

In demselben sprach Se. Heiligkeit zuvörderst seinen innigsten Dank und sein großes Lob aus gegen die Fürsten, die ihm in seiner Bedrängniß Trost, Beistand und Hülfe gewährt; ferner dankte er den Gesandten und Bevollmächtigten jener Fürsten; der ganzen katholischen Welt; den Bischöfen und Cardinälen; vor Allen aber dem barmherzigen Gott und der allerheiligsten Gottesmutter, der ohne Makel empfangenen seligsten Jungfrau.

Nachdem der h. Vater so in der Kürze erwähnt, was ihm Freude bereitet, verhehlte er auch seine Sorgen nicht ob des mit erneuerter Wuth entbrannten Kampfes zwischen dem Licht und der Finsterniß, zwischen der Wahrheit und dem Irrthum, zwischen der Sünde und der Tugend, zwischen Christus und Belial. In Anbetracht dessen fordert er die Cardinäle und Bischöfe, seine Mitbrüder, zu treuester, eifervollster Pflichterfüllung auf, zollt dem Beherrscher Oestreichs Lob dafür, daß er, auf des Papstes Bitten und Forderungen eingehend, der katholischen Kirche in seinem Reich die heiß ersehnte Freiheit freudig zu bewilligen begonnen. Aber bittere Schmerzensworte entquollen dem Munde des Papstes, wo er auf die (durch die Bibelgesellschaft und protestantische Partei bezahlte und unterstützte) Verfolgung der Kirche in Piemont, namentlich auf die alle bisher zu Recht bestandenen Concordate zwischen Sardinien und dem h. Stuhle einseitig aufhebenden Gesetze des Ministers Siccardi und auf die Verhaftung des denselben pflichtgemäß entgegengetretenen Erzbischofes von Turin, Aloysius Fransoni, zu reden kam; er zeigte den Cardinälen an, daß er sowohl gegen jene Gesetze als gegen die Verhaftung des Erzbischofs durch seinen Cardinal-Staatssecretär Einspruch erhoben habe; auch behielt er sich vor, in einer nächsten Allocution ausführlicher über die kirchlichen Angelegenheiten in Piemont zu sprechen. (Dieß geschah denn auch, wie wir sehen werden, in der Consistorial-Allocution vom 1. November 1850.) Schließlich erwähnte Pius IX. die traurigen Zustände Belgiens, wo ein kirchenfeindliches Ministerium sämmtliche Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten beinahe ausschließlich unter die Gewalt des Staates zu bringen sich bemühte.

Wenn in dieser Weise Pius IX. seinen oberhirtlichen Adlerblick ringsum in weit entlegene Lande schweifen ließ, so war natürlich sein nächstes Augenmerk und seine lebhafteste Hirtensorge auf die Stadt gerichtet, die nun wieder die seine geworden war, auf sein geliebtes Rom. O, wie Vieles fand er hier schlimm geworden, was vordem gut war! Wie Manches, was er sah und hörte, erinnerte ihn an die Gräuel der Verwüstung, an den bodenlosen Abgrund der Bosheit und Untreue, die noch vor Kurzem hier gewaltet! Selbst die Evviva's, die ihn jetzt wieder wie früher umtönten, die rauschenden Festlichkeiten, die in nicht enden wollender Reihe seine Rückkunft feierten, mußten sie nicht trübe Erinnerungen an die Vergangenheit und einiges Mißtrauen in die Zukunft in ihm wach rufen? Daher erklärt und rechtfertigt es sich denn auch

[1]) Huguet: faits surnaturels de la Vie de Pie IX. Lyon — Paris. — Münchener katholisches Sonntagsblatt. Jahrg. 5, Nr. 1.

vollkommen, wenn Pius, während er durch gewinnende Freundlichkeit die Herzen der Franzosen an sich fesselte, den Römern gegenüber, Anfangs wenigstens, trotz aller Herzensgüte eine gemessene Zurückhaltung beobachtete; wenn er nicht mehr „in der Mitte seiner lieben Römer“, sondern im entlegeneren Stadttheil wohnte und seine täglichen Spaziergänge für's Erste auf den Garten des Vaticans beschränkte; wenn er mit Begnadigungen sich nicht übereilte, eine große Anzahl von Beamten absetzte und den Proceß Derer, die überdies gefänglich eingezogen worden, ernstlich betreiben ließ; wenn er endlich (im October) an jenen sechs Verruchten, welche die für Jesuiten ausgegebenen drei unglücklichen Landleute auf kannibalische Weise ermordet hatten, zum abschreckenden Beispiele für Andere die Todesstrafe vollstrecken ließ. Aber während er diese Acte der Gerechtigkeit als Souverän übte, verleugnete sich doch sein Vaterherz nicht: insgeheim und aus eigenen Mitteln unterstützte er die Familien der ihrer Stellen Entsetzten und Ausgewanderten, und bald auch brachte die amtliche Zeitung von Rom, die nun wieder ihren alten Namen Giornale di Roma bekam, eine große Anzahl von Begnadigungen und Beweisen päpstlicher Freigebigkeit. Was aber als das Schlimmste dem Scharfblicke Pius' IX. nicht entgehen konnte, war, daß der öffentliche Geist durch die über allen Begriff gottlose und sittenverderbliche Presse noch vielfach umnebelt und entartet, die Sittlichkeit so tief, so tief gesunken war. In ersterer Hinsicht kam dem h. Vater das zuerst im März 1850 zu Neapel erschienene, von hervorragenden Jesuiten herausgegebene neue Journal, die Civiltà cattolica, sehr zu Statten, dessen Zweck ist, die Fragen über die socialen Zustände und die Politik vom Standpunkte des Katholicismus aus zu beleuchten und zu beweisen, daß auch die menschliche Bildung und das zeitliche Wohl ohne den Einfluß der Religion, ohne Achtung und Befolgung ihrer Grundsätze nicht gedeihen könne. Zu demselben Zwecke bildeten sich Gesellschaften zur Verbreitung guter Bücher und wurde auch dem Militär Gelegenheit geboten, einem eigens für sie angeordneten Religions-Unterrichte beizuwohnen.

Der kirchliche Sinn der Bevölkerung wurde wieder gehoben durch die Anwesenheit des Vaters und Oberhauptes der Kirche, die allen Kirchenfesten erhöhten Glanz und Weihe verlieh. Der Maimonat, das Pfingstfest, das Frohnleichnamsfest, das Fest des h. Philipp Neri, der Jahrestag der Wahl des Papstes, das 40stündige Gebet in St. Peter, das Fest der Apostelfürsten wurden mit einem Glanze und einer Betheiligung gefeiert, die alles bisher Gesehene übertrafen und an einer aufrichtigen Sinnesänderung bei Vielen kaum mehr zweifeln ließen.

Was namentlich das letztere Fest betrifft, so schrieb Pius IX. — theils in Anbetracht, daß im vorigen Jahre hauptsächlich auf Fürbitte der Apostelfürsten die Stadt an eben diesem Tage von dem Joche der Republik befreit worden, theils in Erwägung, daß das laufende Jahr nach althergebrachter Weise eigentlich als „heiliges Jahr“ mit einem allgemeinen Ablaß-Jubiläum gefeiert werden sollte, der traurigen Ereignisse der letzten Jahre wegen aber als solches nicht gefeiert werden konnte — unter dem 2. Juli einen Ablaß in der Art eines Jubiläums zunächst

für Rom und Italien aus und dehnte denselben sodann unter'm 25. desselben Monats auch auf alle übrigen Bisthümer aus.

Zur Förderung der so wünschenswerthen Sinnesänderung und zur dauernden Begründung derselben war vorzugsweise ein Institut geeignet, das dem päpstlichen Jugendfreunde so recht aus der Seele entnommen war. Es gründete nämlich eine Anzahl von Personen aus den ersten römischen Familien, an deren Spitze der Cardinalvicar stand, eine fromme Stiftung, deren Zweck war, jene Kinder zwischen 9 und 14 Jahren, welche zumal seit der Republik ohne Aufsicht und Beschäftigung lebten, aufzunehmen, ihnen eine angemessene Erziehung und Bildung und zugleich Gelegenheit zu geben, irgend ein passendes Handwerk zu erlernen. Welche unter den Aufgenommenen gute Talente zeigten, sollten sogar Unterricht in dem ihnen zusagenden Zweige der Kunst und Wissenschaft finden. Der Titel des Instituts war: „Fromme Stiftung der Brüder des h. Joseph." Der Nährvater des göttlichen Heilandes und der Beschützer der heiligsten Jungfrau, der stille Heilige von königlicher Abkunft, der im niedern Handwerkerstande im Schweiße des Angesichts sein Brod verdiente, er sollte der armen Jünglinge Vorbild und Schirmvogt zugleich sein. Wer denkt hierbei nicht an einen andern h. Joseph, den Gründer jener „frommen Schulen", deren Zögling zu Volterra einst der nunmehrige Statthalter Christi war?

Was aber zu der Zeit eine ganz außerordentliche Sensation nicht allein auf die Bewohner des Kirchenstaates, sondern auf ganz Italien hervorbringen mußte und wirklich hervorbrachte, war eine durch die allerstrengste, allseitigste Kritik als echt befundene auffallende Erscheinung zu Rimini, die darin bestand, daß ein in einer dortigen Kirche befindliches, auf Leinwand gemaltes Mariabild von vorzüglicher Schönheit die Augen zu bewegen anfing, sie schloß, öffnete, erhob und senkte und auf die Anwesenden richtete. Der Zudrang aus Nähe und Ferne, um sich von der Wahrheit dieser mehrere Monate fortdauernden Erscheinung zu überzeugen, war unglaublich, ebenso die Bekehrungen, die dadurch veranlaßt wurden.

„Signa dantur infidelibus", „den Ungläubigen werden Wunderzeichen gegeben", sagt der h. Augustin. Nun hatte in Italien und namentlich auch in Rimini mit der Revolution Unglaube und Untugend auf eine furchtbare Weise zugenommen, und besonders verderblich äußerte sich eine gewisse Rohheit im Schwören, Gotteslästern und Fluchen. Das ward Alles völlig anders, nachdem Maria's Mutterauge so mitleidsvoll darein geblickt. Da schienen auch den Riminesen und den Bewohnern rings herum die Augen aufgegangen zu sein; die Gegend wandelte sich gleichsam in ein Paradies um. Das schreckliche Fluchen hörte vom ersten Augenblick des Wunders an gänzlich auf, selbst in Wirthshäusern und Gasthöfen. Die vornehmsten Herren und Adeligen rechneten es sich zur Ehre an, statt der Soldaten vor dem Altar die Schutzwache zu halten. Alle Stände und Classen der Bevölkerung übernahmen die Verpflichtung, die Verherrlichung Gottes und die Verehrung Mariä auf geeignete Weise zu erhöhen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, und durch das Zeugniß ihrer Frömmigkeit und Tugend das Wunder Gottes zu ehren.

Daß diesen durch mündliche und schriftliche, private und öffentliche Zeugnisse von Personen der verschiedensten Farbe bestätigten Thatsachen gegenüber ein so inniger Marienverehrer wie Pius IX. nicht theilnahmlos bleiben konnte, liegt auf der Hand. Nachdem er durch die förmlichsten Untersuchungen sich von der Echtheit der Wundererscheinung und der dadurch hervorgerufenen heilsamen Wirkungen überzeugt hatte, erließ er daher unter dem 15. Juli an den Bischof von Rimini, Salvatore Leziroli, ein Breve, in welchem er erlaubte, das Bild der heil. Jungfrau

mit einer goldenen Krone in seinem Namen zu schmücken, und verlieh zugleich Denen, welche an diesem und den darauf folgenden Tagen die Kirche, in welcher dieses Bild aufgestellt war, nachdem sie gebeichtet und die Communion empfangen haben, andächtig besuchen und dort nach seiner Meinung beten würden, einen vollkommenen Ablaß.

An dem darauf folgenden Tage (16. Juli) nahm Pius IX. zum ersten Male während seines Pontificats eine Seligsprechung oder Beatification vor, und zwar die des Profeßpriesters aus der Gesellschaft Jesu, Petrus Claver, worauf einige Monate später die Beatification der ehrwürdigen Dienerin Gottes Maria Anna a Jesu de Paredes nachfolgte. — Zuerst ein paar Worte über Beide und dann ein kurzes Wort der Belehrung über Selig- und Heiligsprechung.

Claver, ein Spanier von Geburt, weihte sich, von dem Elende der Sclaven auf's Tiefste ergriffen, der Linderung ihrer geistigen und leiblichen Noth; er bekehrte zu Cartagena in Südamerika im Laufe von mehr als 40 Jahren mehrere 100,000 Neger zum Christenthnm und ertrug unsägliche Mühen und Beschwerden, um sie zu unterrichten und zu taufen. Aber auch ihrer leiblichen Noth sprang er hülfreich bei; wenn Sclavenschiffe in den Hafen einliefen, wartete er schon auf die Armen mit Kleidern für die Nackten, mit Speisen für die Hungrigen, mit Arzneimitteln für die Kranken; sogar die Pestkranken besuchte er und pflegte sie mit besonderer Sorgfalt. Dabei vernachlässigte er indeß auch die Einwohner von Cartagena nicht, sondern bemühte sich, die Ausschweifenden zur Ehrbarkeit, die Ketzer und die Mohamedaner zum wahren Glauben zurückzuführen. Er starb heilig, wie er gelebt hatte, am 10. September 1654 im Alter von 69 Jahren. —

Am 7. October desselben Jahres wurde die ehrwürdige Dienerin Gottes Anna Maria a Jesu de Paredes, zu Quito in Südamerika gebürtig, unter die Seligen geschrieben.

Sie hatte ein besonderes Mitleid mit den armen Heiden in Japan und brannte vor Verlangen, dahin zu gehen, um den Ungläubigen daselbst und in andern Ländern das Licht des wahren Glaubens zu zeigen. Da jedoch diesem Wunsch und dem gemachten Versuche der Ausführung desselben sich unübersteigliche Hindernisse entgegensetzten, ergab sie sich in den Willen Gottes und führte in ihrem Hause in der strengsten Zurückgezogenheit ein Leben voll Fasten, harten Abtödtungen, Gebet und Bußübungen. Sie starb am 26. Mai 1645 im Alter von 27 Jahren. Sie war ein Wunder aller Tugenden, insbesondere der Keuschheit, weßhalb sie die Lilie von Quito genannt wurde.

Diese beiden ehrwürdigen Personen wurden, wie gesagt, vom Papste beatificirt oder selig gesprochen. Da im Verlaufe unserer Geschichte mehrere Heilig- und Seligsprechungen vorkommen, so dürfte ein Wort der Belehrung darüber wohl am Platze sein.

Die Seligsprechung ist die auf Grund langwieriger, mit Ernst und Gewissenhaftigkeit von Seiten der Kirche gepflogenen Untersuchungen vom Papste gegebene Erklärung, daß Jemand um seiner heroischen Tugenden und der durch ihn gewirkten Wunder wegen für selig gehalten und als solcher in gewissen Gegenden und Kirchen öffentlich angerufen und verehrt werden darf; die Heiligsprechung aber oder Kanonisation ist der feierliche Ausspruch von Seiten des Oberhauptes, daß Jemand als mit Gott in der Herrlichkeit regierender Heiliger anzusehen und in der ganzen Kirche zu verehren sei. Die, welche heilig gesprochen sind, darf man überhaupt nicht bloß in der ganzen Christenheit verehren, sondern man darf sie auch in den öffentlichen Kirchengebeten, und namentlich bei Darbringung der h. Messe anrufen; man darf ferner ihnen zu Ehren Kirchen und Altäre errichten, Feste feiern, ihre Bildnisse mit dem Heiligenschein umgeben und ihre Reliquien ausstellen. Den Seliggesprochenen hingegen darf nur immer Einiges, wie es das Oberhaupt näher bestimmt, von diesen Ehrenbezeugungen erwiesen werden.

Die Seligsprechung geht der Heiligsprechung vorher. Sie setzt heroische, d. h. solche Tugenden voraus, wodurch der damit Gezierte die übrigen Gerechten weit überflügelt; insbesondere muß der zu Beatificirende die theologischen, auf Gott sich be-

ziehenden Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe), sowie auch die sogenannten Cardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmuth und Mäßigung) in außerordentlichem Grade sich angeeignet und ausgeübt haben. Hierzu müssen mindestens zwei Wunder kommen, die der Seligzusprechende entweder noch bei Lebzeiten oder nach seinem Tode gewirkt hat; die nach seinem Tode durch ihn geschehenen Wunder haben ein noch größeres Gewicht.

Das Recht sowohl der Beatification als Kanonisation, welches früher Bischöfe, Erzbischöfe und Concilien ausübten, steht seit Urban VIII. (1634) ausschließlich dem päpstlichen Stuhle zu. Der Gang, der bei der Selig- und Heiligsprechung der Regel nach befolgt wird, ist dieser. Soll eine Beatification vorgenommen werden, so muß zuerst von dem betreffenden Diöcesanbischof eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle gepflogen und von demselben der Beweis geliefert werden, daß der Seligzusprechende im Rufe heroischer Tugenden und der Wunderkraft stehe, daß aber dessen ungeachtet — was von höchstem Gewicht ist — ihm irgend eine öffentliche Verehrung nicht geleistet worden sei. Diese Voracten werden hierauf nach Rom geschickt an die Congregation der Kirchengebräuche, wo auf Anrufen der Antragsteller (Postulatoren) der Proceß eröffnet wird. Bevor jedoch der Papst zu dieser Eröffnung auf inständiges Bitten die Erlaubniß ertheilt, müssen bereits 10 Jahre nach Einsendung der Voracten durch den Diöcesanbischof und wenigstens 50 Jahre seit dem Ableben des Seligzusprechenden verflossen sein. Es können also ganze Geschlechter über einen solchen Proceß hinsterben, und es kann somit von einem persönlichen Einflusse oder einer leidenschaftlichen und leichtfertigen Uebereilung dabei keine Rede sein. Bezüglich der Tugenden und der Wunder des Seligen werden je drei Congregationen gehalten. Der letzten wohnt der Papst in Person bei. Er gibt nach langem, inbrünstigen Gebet um den Beistand des Himmels seine Stimme zu Gunsten der Seligen nur dann, wenn wenigstens zwei Drittel der Stimmen in der unter dem Vorsitze des Papstes versammelten Congregation sich dafür ausgesprochen haben. Darnach wird noch eine allgemeine Congregation über die Frage gehalten, ob nun ohne Bedenken zur Beatification selbst geschritten werden könne. Hat sich der Papst erst später hierüber geäußert, so wird der Tag zur öffentlichen Beatificationsfeier selbst bestimmt. (Für Claver war es erst der 21. September des folgenden Jahres.) Dabei wird ein Ablaß für Alle verkündigt, die am Beatificationstage die St. Peterskirche, wo die Feier vorgenommen wird, besuchen. Das Beatificationsbreve wird publicirt; das Te Deum gesungen und ein Hochamt gehalten; das auf dem Altare stehende Bild des Seligen enthüllt und verehrt und dreimal geräuchert; Nachmittags besucht auch der Papst die Kirche und verehrt das Bild. — Etwas einfacher ist der Beatificationsproceß der Märtyrer, deren öffentliche Verehrung der Papst ausnahmsweise mit Umgehung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten gutheißen kann, weil der Martertod, wofern er erwiesen ist, als der Gipfel der heroischen Tugenden gilt.

Ist die Seligsprechung vorüber, so kann zur Heiligsprechung erst dann geschritten werden, wenn seit der Beatification auf Fürbitte des Seligen wenigstens zwei Wunder gewährt worden sind. Der Proceß über diese Wunder wird eben so instruirt und geführt, wie bei der Beatification, wobei der sogenannte Advocatus diaboli (des Teufels Anwalt) von Amtswegen mögliche Bedenken zu erheben hat, die sämmtlich widerlegt und beseitigt werden müssen. Zu diesem Zweck hat der Heilige auch seinen Procurator, der Advocatus Dei (Gottesanwalt) heißt. Ist Alles erledigt und geschehen, was die hierüber bestehenden Gesetze vorschreiben, so wird die Kanonisation selbst vorgenommen, gewöhnlich in der Basilika des Vatican. Wie hochfeierlich es dabei zugeht, werden wir wohl noch zu sehen Gelegenheit finden.

Wer übrigens meint, das Verfahren der Kirche bei Heilig- oder Seligsprechungen, der sogenannte Proceß in Bezug auf die Tugenden, und besonders die Wunder des Betreffenden, geschehe mehr pro forma als mit Ernst und Strenge, der täuscht sich arg. Kein weltlicher Gerichtshof kann bei einem Processe, wo es sich um Leben oder Tod eines Menschen oder um Millionen an Geldeswerth handelt, mit mehr Umsicht, Gründlichkeit und Unparteilichkeit zu Werke gehen, als die Congregation der Riten bei den in Rede stehenden Processen. Diese Congregation hat ihren Richter, ihre Beamten und ihren Notar; sie zieht Dolmetscher hinzu, wenn sie deren für etwaige in fremden Sprachen aufgenommene Verhandlungen bedarf; sie zieht nach den Umständen, (wie dieß namentlich bei dem Vorfall in Rimini geschah) auch Aerzte, Naturforscher und Mathematiker hinzu und entscheidet sich so selten für ein Wunder,

daß es zum Sprüchworte geworden: Es ist beinahe ein Wunder, wenn zu Rom (von der betreffenden Behörde) ein Wunder als genugsam erwiesen geglaubt wird.

Mitten zwischen diesen beiden Seligsprechungen, noch unter dem Eindrucke stehend, den das Wunderbild in Rimini und ähnliche Erscheinungen an andern Orten (z. B. Fossombrone, Lugo, St. Arcangelo, St. Agatha, Terni) allenthalben hervorbrachten, und dadurch in seiner Zuversicht zu der Mutter der Barmherzigkeit mächtig gestärkt, übte Pius IX. einen Act hierarchischer Thätigkeit, der von unberechenbarer Tragweite war. Unter'm 29. September nämlich, dem Tage des h. Erzengels Michael, des Anführers der himmlischen Heerschaaren, erließ der Papst, (gleichsam, als ahnte er den Aufruhr, der dadurch im feindlichen Lager entstehen würde und als wollte er sich unter des Himmelsfürsten Schutz stellen), eine Bulle, wodurch er kraft eines Actes seiner apostolischen Souveränetät, mit Aufhebung der bisherigen Apostolischen Vicariate, nach dem schon von Gregor XVI. ausgearbeiteten Entwurfe, die alten, vor der Reformation bestehenden Bisthümer unter dem damaligen Namen in England wieder herstellte, so daß also in der Bulle ganz folgerichtig die zwischenliegende Periode als gar nicht vorhanden oder nicht einwirkend auf die Rechte der Kirche betrachtet wurde. Demgemäß bildete das Königreich England eine einzige Kirchenprovinz, bestehend aus Einem Erzbisthum und 12 Suffraganbisthümern, nämlich dem Erzbisthum Westminster und den Bisthümern Southwark, Hexhame, Beverley, Liverpool, Salford, Schrewsbury, Newport, Clifton und Plymcuth, Nottingham, Birmingham und Northampton.

Es ist diese Wiederherstellung der echten kirchlichen Ordnung im alten England anzusehen als ein Triumph Pius' IX. über die Irrlehre und als das segensreichste Ereigniß für das großbritannische Inselreich seit mehr denn 300 Jahren.

Am Tage nach Erlaß jener denkwürdigen Bulle (30. September) ernannte Pius IX. den durch seine Gelehrsamkeit weltberühmten, mit den englischen Zuständen und Persönlichkeiten in vorzüglichem Grade vertrauten Cardinal Nikolaus Wiseman zum ersten Erzbischof oder Metropoliten von England — eine Wahl, die in keinem Betrachte gelungener hätte ausfallen können.

Die Aufregung, welche die gedachte Bulle im Inselreich hervorrief, war wirklich so groß, daß sie fast nicht größer hätte sein können, wenn eine päpstliche Armee im Begriff gewesen wäre, dort selbst zu landen. Die Presse, die anglicanische Kirche in ihren Bischöfen und ihrer Geistlichkeit, der Adel, die Magistratspersonen, die Universitäten, die Juristen, die Bürger, kurz alle einflußreichsten Personen verlangten einstimmig Zwangsmaßregeln gegen die Katholiken. Am 5. Nov., dem Jahrestage der Entdeckung der Pulververschwörung, schleppte man die Bildnisse des Papstes und der Bischöfe durch den Koth und verbrannte sie dann. Am 7. Februar (1851) brachte der Premier-Minister Lord Russel einen Gesetzentwurf im Parlamente ein, welcher den katholischen Bischöfen im Königreiche bei 100 Pfund Sterling verbot, die Titel ihrer bischöflichen Stühle anzunehmen: diese Summe sollte in jedem Wiederholungsfalle verdoppelt werden. Dieser Gesetzentwurf wurde am 30. Juli (1851)

im Oberhause gelesen und endgültig angenommen. Alles dessen unerachtet führte der Cardinal-Erzbischof die Bestimmungen der päpstlichen Bulle mit Klugheit und Muth, zur Freude der Katholiken und unzähliger anglicanischer Protestanten, die fast gleichzeitig in England, Frankreich und Italien in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten, so weit die Umstände es erlaubten, aus, und er hatte die Freude zu sehen, daß selbst einige ausgezeichnete englische Zeitschriften die päpstliche Maßregel als durchaus nicht gegen die Hoheitsrechte der englischen Krone verstoßend und mit der Emancipationsbill der Katholiken völlig im Einklange stehend, kräftigst in Schutz nahmen. Kurz: der Sturm ging bald vorüber und die Hierarchie ist geblieben.

Weniger glücklich war der h. Vater mit dem unglückseligen Piemont. Wie er bereits in der Allocution vom 20. Mai dem h. Collegium gegenüber Klage erhoben über das feindselige, vertragsbrüchige Vorgehen der dortigen Regierung und weitere Mittheilungen an das h. Collegium sich vorbehalten hatte, so erhob Se. Heiligkeit in dem geheimen Consistorium vom 1. November auf ein Neues seine Stimme, insbesondere gegen die von beiden Kammern angenommenen und vom Könige bestätigten Siccardi'schen Gesetze, denen gemäß zur Rechtfertigung der Verletzung der seit Jahrhunderten in Kraft bestandenen heiligsten Rechte der Kirche der Grundsatz aufgestellt wird, daß zwischen eigentlichen Verträgen zweier Staaten oder Mächte und zwischen Concordaten eines Staates mit dem h. Stuhle ein wesentlicher Unterschied bestehe, so zwar, daß letztere einseitig ohne Zustimmung, ja trotz der Verwahrung der Kirchengewalt von den Staatsbehörden aufgehoben werden können, wenn es im Interesse der betreffenden Staaten liege oder der Zeitgeist deren Aufhebung fordere.

Der Papst setzte auseinander, wie bei solchen Grundsätzen kein Vertrag mehr heilig sei, ging über zu dem Verfahren gegen die beiden Erzbischöfe von Cagliari und Turin, gegen die gewaltsam aus ihrem Kloster vertriebenen Servitenpatres zu Turin und gegen die Beschlagnahme der Güter der Erzbisthümer, und beklagte sich über das Gesetz vom 28. October 1848, welches den ganzen Unterricht in die Hände der königlichen Minister gab und der Geistlichkeit allen Einfluß auf denselben raube. Dann wandte sich der Papst zur Mission Pinelli's (der mit dem ausdrücklichen Auftrage nach Rom gekommen war, „Alles aufzubieten, daß jedes Band zwischen Piemont und dem päpstlichen Stuhle gebrochen werde") und erklärte, daß mit ihm auf den vorgeschlagenen Grundlagen gar nicht habe unterhandelt werden können.

Es war ein Weckruf in der Wüste, dieses apostolische Mahnwort. Wie oft noch werden wir die Stimme aus dem Munde des crux de cruce gegen Sardiniens Herrschergelüste fruchtlos verhallen hören!

Viertes Capitel.

Was Alles Pius IX. zum Wohle seines Landes in Einem Jahre (1850) gethan. — Wie der h. Vater einen verblüfften Bauer mores lehrt.

Aus dem Bisherigen könnte Mancher zu glauben versucht sein, Pius IX. habe seit seiner Wiederkehr ausschließlich als Kirchenhaupt, weniger oder Nichts als Landesfürst gewirkt und geschaffen. Zur Widerlegung dessen und zum Beweise, wie allumfassend des großen Papstes Blick und Sorgfalt, wie glühend sein Eifer, wie rastlos seine Thätigkeit gerade als Staatsoberhaupt und Gesetzgeber war, und wie erstaunlich Vieles und Großes er als solcher innerhalb eines Jahres zu Stande

gebracht, möge das Folgende dienen. Dabei dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß Pius IX. nicht, wie so mancher andere Monarch, Andere für sich denken und arbeiten läßt und das ihm Vorgelegte höchstens durch einen „allerhöchst eigenhändigen" Federzug vollzieht, sondern daß er selber denkt, selber täglich mit seinen Ministern arbeitet und sich alle Einzelnheiten bis in's Kleinste von ihnen vortragen läßt, um darüber sein Urtheil und seine Befehle zu geben.

Zuvörderst kommt hier das Gesetz vom 10. September 1850 in Betracht, wodurch ein in vier Ministerien eingetheiltes, verantwortliches Ministerium eingesetzt ward, dessen Präsident der Cardinal Antonelli unter dem alten Titel Staatssecretär war und welches theilweise mit Laien und theilweise mit Prälaten besetzt wurde, die keine Priester waren.

Diese vier Ministerien sind: 1) Das Ministerium des Innern. Unter dasselbe gehört die Direction der Archive, die General-Direction des Sanitätswesens, bestehend aus 4 geistlichen und 7 weltlichen Mitgliedern, wovon mehrere wirkliche Aerzte sind, die Generaldirection der Polizei und des Gefängnißwesens; 2) das Finanzministerium. Mit demselben sind der Fiscalrath, die Staatsschulden-Tilgungs-Commission, die Directionen des Zoll- und Postwesens, des Stempels, des Münzwesens, der Banken des Lotto, der Hypotheken vereinigt; 3) das Ministerium des Handels, der schönen Künste, der Industrie, der Landwirthschaft und der öffentlichen Arbeiten; 4) das Kriegsministerium. Die von jedem Minister innerhalb seines Amtskreises dem h. Vater vorgeschlagenen neuen Gesetze u. s. w. werden darin verhandelt und sodann dem Staatsrath übergeben.

Alle diese vier Ministerien zusammen bilden den Ministerrath, bei welchem der Papst zuweilen, in der Regel aber der Cardinal-Staatssecretär den Vorsitz führt. Der Staatsrath besteht aus 14 ordentlichen und 2 außerordentlichen Mitgliedern. Gegenwärtig sind 13 ordentliche Staatsräthe Laien. Zur Competenz des Staatsrathes gehören 1) Regierungs- und reine Verwaltungssachen, 2) streitige Verwaltungssachen.

In Bezug auf die Zulassung von Laien zu Staatsämtern trug Pius IX. den dießfalls von sogenannten liberalen Regierungen und Unterthanen ausgesprochenen Wünschen in so ausgedehnter Weise Rechnung, daß Graf Montalembert in der Pariser Deputirtenkammer, auf statistische Quellen gestützt, behaupten konnte, es gebe nahezu 6000 weltliche und nur 124, oder wenn man die Militärcapläne und Gefängnißgeistlichen mitrechnet, etwas über 300 geistliche Beamte, darunter noch eilf Nuntien einbegriffen.

Daß die Besoldung dieser Beamten, sowohl geistlichen als weltlichen, im Vergleiche zu andern Staaten nur eine sehr mäßige sein kann, läßt sich schon aus dem schlechten Stande der päpstlichen Finanzen von vornherein vermuthen. Wir sahen ja, in welch' trauriger Lage Pius IX. die letzteren bei seinem Regierungsantritte vorfand und wie er zur Verbesserung derselben seiner eigenen Person, seinem Hofe, dem gesammten Klerus die peinlichsten Einschränkungen und Opfer auferlegte. Dessen ungeachtet war während der Jubelzeit der 18 Monate die Staatsschuld von 38 auf mehr als 46 Millionen Scudi gestiegen. Dazu kam noch die Revolution und die Republik, die, anstatt die Zinsen der früheren Landesschulden zu decken, viele Millionen Schulden dazu gemacht und es geradezu auf den Ruin des päpstlichen Schatzes abgesehen hatte. Und bei dieser schreienden Geldnoth die Nothwendigkeit, die fremden Truppen zu unterhalten! So trat also die päpstliche Regierungscommission im Juli 1849 ihre Wirksamkeit unter den betrübendsten Aussichten an. Sie

fand nicht nur alle Cassen leer, sondern das Land mit republicanischem Papiergeld überschwemmt, die bittersten Klagen über Beraubung, die Unordnung in der widerlichsten Gestalt. Es konnten ohne neue Anlehen nicht die dringendsten Ausgaben bestritten werden, und ohne Annahme des republicanischen Papiergeldes, das allenthalben verbreitet war, war aller bürgerliche Verkehr unmöglich. So wurden denn die schwersten Opfer gebracht, das Vertrauen kehrte endlich wieder und das Finanzwesen ward neu organisirt.

Der päpstliche Tesoriere oder Finanzminister war zwar niemals, wie es wohl anderwärts, namentlich im vielgepriesenen „Königreich Italien" der Fall, ohne eine genaue Controle. Früher bestand zu diesem Zwecke eine „ökonomische Commission" als höheres Finanzconseil, von Cardinälen und Prälaten gebildet, welche die Nachweise über den Stand der Staatsschuld zu prüfen, das Budget zu revidiren und wichtige Finanzoperationen zu berathen hatte. Allein, auf stete Besserung und Vervollkommnung dieses so wichtigen Verwaltungszweiges bedacht, begründete Pius IX. an Stelle dieser Commission durch das Gesetz vom 28. October die „Staatsconsulta für die Finanzen".

Sie besteht aus 20 Mitgliedern, die der Papst aus den von 4 Provinzialräthen in Vorschlag gebrachten Individuen wählt, die Alle 30 Jahre alt, im ungeschmälerten Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte befindlich, und entweder zu den großen Grundbesitzern, oder zu den Universitätsprofessoren, oder zu den großen Kaufleuten gehören müssen. Zu diesen 20 Consultoren, welche Vertreter ihrer Provinzen und sämmtlich weltlichen Standes sind, kommen noch 5 vom Papste direct ernannte Mitglieder, welche die Apostolische Kammer vertreten, wovon 3 Laien, 2 Prälaten sind, so daß die Gesammtzahl der Consultoren 25 beträgt. Präsident ist ein Cardinal, der nicht zu dem Ministerium gehört, Vicepräsident ein ebenso unabhängig gestellter Prälat. Diese Consulta versammelt sich regelmäßig dreimal in der Woche. Beim Beginn jeder 6jährigen Finanzperiode nimmt sie die Prüfung der Voranschläge vor, soweit sie sich auf die ordentlichen Ausgaben erstrecken; der Voranschlag wird im September vor Beginn der 6jährigen Periode der Genehmigung des Landesherrn unterbreitet. In jedem Jahre prüft sie ebenso das Budget der außerordentlichen Ausgaben, das in gleicher Weise dem Souverän in jedem September vorgelegt wird. Diese Prüfung des Voranschlags wie der Verwendung (des preventivo oder consuntivo) erstreckt sich nicht bloß auf die Hauptposten, sondern auf alles Einzelne bis in's Kleinste, alle Rechnungen und Belege. Die Dauer ihrer ordentlichen Sitzungen nimmt jährlich 3 Monate in Anspruch.

Bei einer so wohleingerichteten Finanzverwaltung, wie kein Staat einer besseren sich rühmen kann, konnten denn auch die erfreulichsten Resultate nicht ausbleiben, die sich in Folgendem zeigten:

Erstens. Dank dieser Einrichtung hatten sich bis zum Jahre 1859, wo durch das ruchlose Raubsystem der Piemontesischen Regierung der im schönsten Aufschwung begriffene Wohlstand der päpstlichen Finanzen in das traurigste Gegentheil umschlug, die Staatseinnahmen, die 1815 nur gegen 7 Millionen betrugen, ohne wesentliche Vermehrung der Lasten der Unterthanen bereits auf 14 Millionen erhöht. Dazu trugen die Errichtung der Telegraphenlinien, die Herabsetzung der Eingangszölle, überhaupt der vermehrte Zollertrag, der höhere Ertrag der Post, besonders in Folge der neuen Postverträge, der mit Sardinien und vielen andern Groß- und Kleinstaaten abgeschlossenen Seefahrts- und Handelsverträge, die Beseitigung der Salz- und Tabak-Monopole und s. f., wesentlich bei.

Zweitens fanden fortwährend viele Steuernachlässe Statt, namentlich in Rücksicht auf die durch die frühere Traubenkrankheit und Mißernten verursachten Mißgeschicke. So wurde die seit 1851 eingesetzte tassa di esercizio (eine Art Gewerbesteuer) für 1852—1854 ganz nachgelassen und für 1851 suspendirt, so daß der Betrag erst 1856 und 1857 in zwei Jahresraten eingefordert wurde. Die Steuern

wurden zwar in der Weise erhöht, daß jetzt statt 11 Franken 21 auf den Kopf treffen; aber im Hinblick auf die vorausgegangene Revolution, wie im Vergleich mit Frankreich, Piemont und den meisten Staaten ist das immer noch ein höchst günstiges Verhältniß.

Drittens. Die Noten der römischen Bank, welche Filialen in Bologna und Ancona hatte, waren bis 1859 das einzige im Umlauf befindliche Papiergeld. Die Regierung mußte wohl die republikanischen Assignaten übernehmen, und von den an ihre Stelle gesetzten Bons waren bereits bis zum April (1850) volle 8 Millionen Scudi wieder eingezogen; die nicht präsentirten und nun entwertheten Bons betrugen (1855) nur 24,521 Scudi. Die kupfernen Fünf-Bajocchistücke, die 2 Millionen 419,560 Scudi betrugen, wurden in den letzten Jahren vor 1859 ganz und gar zurückgezogen. In der Zeit von 1849—1859 wurden 2 Mill. 856,803 Goldmünzen im Werthe von 6 Mill. 340,484 Scudi und 9 Mill. 113,719 kleinere Silbermünzen im Werthe von 1 Million 774,832 Scudi geprägt.

Viertens. Das Deficit, das nach dem Sturze der Republik im Jahre 1849 über 2½ Million Scudi betrug, ward fortwährend reducirt, so daß es von 1850—1854 meist nicht über 1 Million ging, 1857 noch nicht eine halbe Million betrug und 1858 gänzlich verschwand, ja, sich ein Ueberschuß der Einnahme von 145,000 Scudi ergab. Noch viel günstiger gestaltete sich die Bilanz in dem Voranschlagbudget für 1859.

Fünftens. Die gewissenhafte Verwendung der Staatseinnahmen und die Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung, so weit sie keinem höheren Interesse entgegensteht, verdient alle Anerkennung. Die Civilliste des Papstes, von der noch der Unterhalt so vieler Museen, der Gehalt von 11 Nuntien und vielen andern geistlichen Beamten und Anderes bestritten wird, beträgt nur 600,000 Scudi — ein Gehalt, um das mancher Pfründner der englischen Hochkirche den Papst nicht beneiden wird. Die Beamtenbesoldungen sind fast nur zu geringe, die mit verhältnißmäßig nicht bedeutenden Mitteln in den Jahren 1855, 1856, 1857, 1858 ausgeführten öffentlichen Arbeiten waren sehr beträchtlich.

Im Jahre 1852 schrieb der Pariser Moniteur — ein nicht allzu päpstlich gesinntes Blatt: „Die römische Bevölkerung läßt sich zu denen rechnen, die in ganz Europa am wenigsten Steuern zahlen. Die Ausgaben halten sich in ganz billigen Grenzen. Das Budget des öffentlichen Unterrichts beläuft sich nur auf eine halbe Million Scudi, (nicht als wenn derselbe vernachlässigt würde, sondern) derselbe ist fast ganz unentgeltlich, die meisten Kosten tragen alte Stiftungen."

Wir haben diese genauen Notizen unseren Lesern deßhalb mittheilen zu müssen geglaubt, damit sie einsehen, daß es nicht die Schuld der päpstlichen Finanzverwaltung sei, wenn der h. Vater dermalen seine und seines ihm zu zwei Drittheilen (ja, jetzt ganz) geraubten Staates Existenz so zu sagen von den Almosen der ganzen Christenheit fristen muß, sondern daß die Schuld einzig und allein die Piemontesische Regierung trage durch den seit 1859 am Kirchenstaate verübten himmelschreienden Raub und durch die seitdem ununterbrochen in Athem gehaltenen Revolutionen[1]). Daß besagter Raub wirklich gen Himmel geschrieen und noch schreie, beweist sattsam die beispiellose, dem Bankerott unvermeidlich zueilende Finanzlage und die politische wie gesellschaftliche Verkommenheit dieses modernen Barbareskenstaates.

Wie Pius IX. durch die oben erwähnten Gesetze in der Centralverwaltung wichtige Verbesserungen einführte, so that er dasselbe in der Provinzial-Verwaltung durch das Gesetz vom 22. November 1850.

---

[1]) S. Hergenröther's öfter erwähntes ausgezeichnetes Werk: der Kirchenstaat u. s. w., aus dem Obiges und Anderes zum Theil wörtlich entnommen.

Demgemäß besitzt jede Provinz einen Provinzialrath, welcher die Befugniß hat, die finanziellen Angelegenheiten der Provinz zu untersuchen, das Einnahme-Budget zu genehmigen, das der Ausgaben zu revidiren, Vorschläge zu Verbesserungen und zur Förderung des materiellen Gedeihens zu machen. Eine von ihm gewählte Verwaltungscommission wacht über die Ausführung seiner Beschlüsse, schützt die Rechte und Interessen der Provinz und entwirft das Voranschlagbudget. Diese aus 3 Personen bestehende Commission wird alle 3 Jahre aus den zu Provinzialräthen wählbaren Personen erwählt. Der Papst ernennt die Provinzialräthe aus 3 von den Gemeinden eines Regierungsbezirks vorgeschlagenen Personen, und zwar für jeden Regierungsbezirk ein Mitglied. Der Provinzialrath tritt jährlich zweimal zu einer je 3 Wochen dauernden Sitzung zusammen. Er faßt seine Beschlüsse mit Stimmenmehrheit in geheimer Abstimmung. Zu seiner Beschlußfähigkeit sind zwei Drittel seiner Mitglieder erforderlich. Außerdem ist der Vorstand einer Provinz in der Leitung derselben noch an die Mitwirkung und an den Beirath einer aus 4 Mitgliedern bestehenden Regierungscommission gebunden, welche vom Papste aus Laien ernannt wird und von denen zwei aus den Mitgliedern des Provinzialrathes genommen werden. Jedes Mitglied dieser Commission hat in Sachen der Einnahmen und Ausgaben, überhaupt in Finanzsachen eine entscheidende, in den übrigen Angelegenheiten nur eine berathende Stimme. Der ganze Staat wurde eingetheilt in 20 Provinzen, die in 43 Districte und 1219 Communen zerfallen.

Auch in der Municipalverfassung förderte das von Pius IX. erlassene Gesetz vom 24. November die Freiheit der Municipien wesentlich.

Laut demselben zerfallen die Gemeinden in 5 Classen, je nachdem die Bevölkerung über 20,000, 10,000, 5000 oder unter 1000 ist. Sie haben einen Gemeinderath von 36, 30, 24, 16 oder 10 Mitgliedern. Die Verwaltung ist in der Hand von Gemeindebeamten, welche aus einem Vorstande, aus 8, 6, 4 oder 2 Adjuncten bestehen, nach der Classe, der die Gemeinde angehört. Die Gemeindeämter dauern 3 Jahre für die Vorstände, und 6 für die Adjuncten und Räthe, welche jedoch nach 3 Jahren zur Hälfte wieder gewählt werden müssen. Jeder Gemeinderath muß außerdem einen oder zwei Kirchenräthe zulassen, je nach der Wichtigkeit der Gemeinde. Die so zusammengesetzte Verwaltung überwacht alle Gemeinde-Angelegenheiten. Finanzen, Schulen, Straßenbauten, Anlagen von öffentlichem Nutzen, das Sanitätswesen, den Getreidehandel u. s. w. Die Einnahmen bestehen aus den Erträgnissen der Gemeindegüter, der Verpachtung der Märkte, der Theater u. s. w. und aus der Personal- und Consumtionssteuer, welche die höhere Behörde gutheißt. Die Ausgaben werden mittelst eines in dem Rathe erörterten Budgets festgestellt. Die Functionäre der ausübenden Gewalt bleiben nicht bloß für ihre Verwaltung, sondern auch in solidarischer Weise mit ihren eigenen Amtsgenossen verantwortlich.

Die Wahl der Gemeinderathsglieder betreffend, so geschieht diese nach dem Gesetze Pius' IX. frei durch die Bürgerschaft selber, die sich als Wahlcollegium constituiren soll. Das active Wahlrecht fordert nur das Alter von 25 Jahren, den Wohnsitz in der Commune, den ungehinderten Genuß der bürgerlichen Rechte, und untadelhaftes Betragen in politischer und religiöser Beziehung, sodann einen bestimmten Grundbesitz oder ein entsprechendes Einkommen; zwei Drittel der Wähler sind größere Grundbesitzer, das andere kommt auf die übrigen vermöglichen Classen, die auch zu den Gemeinde-Umlagen verhältnißmäßig beizutragen haben. Wählbar für den Gemeinderath sind nicht nur alle Activwähler, sondern auch alle andere in der Commune Wohnenden, die ein Capitalvermögen von 1000—1500 Scudi besitzen. Zur Gültigkeit der Wahl wird erfordert, daß wenigstens ein Wähler über die Hälfte der Stimmberechtigten zugegen ist, und die Stimmenmehrheit für einen Candidaten muß stets die Hälfte der Stimmenden übersteigen.

Dieses ist die Organisation der Gemeinden und Provinzen in dem Kirchenstaate. Sie kann sich mit den Gemeindeordnungen aller Länder messen, zumal mit der in Piemont. In Bezug auf diese führte (am 13. März 1857) ein Redner (Lorenz Valerio) öffentlich in der Deputirtenkammer Klage über den Mangel an Freiheit der Gemeinden, indem er ausrief: „Sprecht Ihr von den Freiheiten der Gemeinden? Höret!

Wenn eine Gemeinde ein öffentliches Werk unternehmen will, wisset Ihr, wie vielen Schritten oder wie vielen Bemühungen sie sich unterwerfen muß? Ich habe sie gezählt! es sind 25 Operationen, denen ein Gemeinderath sich unterziehen muß, um das zu erlangen, was er für seinen Bezirk für nützlich erachtet. Wird doch sogar der Syndicus vom Ministerium ernannt, ja der Secretär wird vom Ministerium ernannt!" Und doch war gerade Piemont der Störenfried, der im geheimen Bunde mit Frankreichs Imperator und Englands Premier, Lord Palmerston, von der ersten Stunde der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung an, jeden Schritt derselben zu bemäkeln, die Bewohner des Kirchenstaates gegen dieselbe aufzuwiegeln und dadurch die Verbesserungen zu verzögern bemüht war, indem nun die Regierung gezwungen ward, jene Kraft zur Vertheidigung zu verwenden, welche sie sonst der Reform zugewendet hätte, wie wir dieß Alles seiner Zeit des Näheren sehen werden.

So war, Dank dem einsichtsvollen, eifrigen Walten Pius' IX. Stadt und Staat in das ihrer Natur und den Zeitumständen angemessene normale Geleise wieder eingelenkt, und beide konnten, frei und ungehemmt von unberechtigten Fesseln, auf der Bahn der Ordnung und eines gemäßigten, besonnenen Fortschrittes sich vorwärts bewegen. Und so geschah es auch.

Zum Beweise, daß die alte, ewige Roma nach langem, schwerem Fiebertraum wieder zu sich gekommen und wieder die vorige gute, ehrsame Matrone sei, hallte seit dem Anfang des Monats November die große Glocke von Monte-Citorio jeden Morgen und Mittag wieder über der Stadt und gab das Zeichen zum Beginn des Unterrichts in den Schulen aller Art. Das Collegium Romanum, jetzt herrlicher als nach dem mehrmals an ihm versuchten Brande dastehend, die römische Universität, deren Studirende in den letzten Jahren durch ihr thörichtes Betragen ihrem schönen Namen (Sapienza) so wenig Ehre gemacht hatten, und die unzähligen höheren und niederen Schulen eröffneten ihre Hörsäle und ihre Classenzimmer wieder und freuten sich eines zahlreicheren Besuches, denn je.

So nahete das von der ganzen Christenheit mit Dank und Jubel gefeierte, namentlich für Rom so segensreiche Jubeljahr 1850 seinem Ende.

Pius IX. beschloß es, wie er es begonnen, mit Handlungen der Menschenliebe. Wie für die Jugend durch viele bereits bestehende Schulen und Zufluchtsstätten gesorgt war, wozu (später) noch eine neue Elementarschule (scuola Pia) auf der Piazza Pia unter der Leitung „barmherziger Brüder" kam, so sorgte der liebreiche Landesvater auch für die hülflose „Kindheit", indem er für sie Bewahranstalten gründete und deren Leitung — oft vorgekommenen Mißbräuchen vorbauend — frommen Ordensschwestern anvertraute; er besuchte und beschenkte Schulen und Spitäler, u. a. das (im Jahre 1856 von ihm in prachtvoller Weise restaurirte) Hospital San Giacomo al Corso, auch das Hospital der Unheilbaren genannt, dasselbe, das uns aus der Geschichte der Ermordung des Grafen Rossi noch in schauerlicher Erinnerung lebt, ebenso das große Hospital St. Gallicano in Trastevere; er überwies dem Asyl vom guten Hirten von Unserer Lieben Frau von Loretto, dem er schon früher aus seinen

Privatmitteln 1000 Scudi geschenkt, größere Fonds, und dachte schon jetzt an den Neubau eines größeren Gebäudes zur Aufnahme jener unglücklichen weiblichen Geschöpfe, deren Zahl sich unter der Republik so beklagenswerth vermehrt hatte; er schenkte zur Wiederherstellung der Paulskirche eine Summe von 25,000 Scudi, ungefähr zu derselben Zeit, wo man an der Kirche von Imola, seiner ehemaligen bischöflichen Kathedrale, die Vorderseite auf seine Kosten im Betrage von 12,000 Scudi ganz mit Marmor bekleidet hatte, und legte durch Ankauf eines Hauses den Grund zu einer Anstalt, die im nächstfolgenden Jahre in's Leben treten sollte.

Und nun zum Schlusse dieses Capitels noch folgenden gemüthlichen Zug, den man sich um diese Zeit erzählte. Der h. Vater war seiner Gewohnheit nach bei einer Spazierfahrt außerhalb der Stadt ausgestiegen, um eine Strecke zu Fuß zu gehen. So geschah es, daß ein Landmann aus der fernen Umgegend Roms plötzlich den h. Vater mit seinem Gefolge vor sich sah. Der Arme kam ganz außer sich und blieb in dieser Art von Betäubung fast mitten auf dem Wege stehen, mit offenem Munde und bedecktem Haupte. Einige aus dem Gefolge wollten ihn daher entfernen; indeß der h. Vater bemerkte sofort den Grund dieses Betragens, ging freundlich auf ihn zu, und fragte: „Kennst Du mich nicht, mein Sohn?" — „Der h. Vater", stotterte der Landmann hervor. „Nun so will ich Dir einmal zeigen", sagte der Papst, „wie Du künftig thun mußt, wenn der h. Vater kommt." Er nahm ihm mit freundlichem Lächeln den Hut ab, ließ ihn auf die Kniee nieder und gab ihm dann den Segen. — Durch diese Freundlichkeit kam der Arme wieder zur Besinnung, und fing nun an, dem h. Vater zu erzählen, wo er wohne, wie groß die dortige Pfarre sei; daß der Pfarrer ein guter Mann, aber schon sehr alt sei u. s. w.

Fünftes Capitel.

Die Ackerbauschule und Verbesserungsanstalt Vigna Pia. — Was Pius IX. als Landesfürst nach Wiederherstellung der Ordnung außer dem bereits Erwähnten für das materielle Wohl seiner Unterthanen gethan hat durch Gesetze und Anordnungen in Bezug auf Landwirthschaft, Baumpflanzungen, Handel und Verkehr, Industrie, öffentliche Arbeiten, schöne Künste u. s. w.

Wir erwähnten am Schlusse des obigen Capitels einer Anstalt, zu der Pius IX. im Jahre 1850 die Vorbereitungen getroffen und die im darauffolgenden Jahre in das Leben trat. Es ist dieß das nach ihm genannte Hospiz der Vigna Pia, eine Besserungsanstalt und Ackerbauschule zugleich. Sie hat ihr Entstehen ganz allein der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit Pius' IX. zu danken. Er kaufte aus eigenen Mitteln das Haus und den Weinberg in der Nähe der Stadt und bestimmte sie zu dem obengedachten Zwecke. Die Leitung wurde den „Brüdern vom h. Joseph" übertragen und unter die Aufsicht einer Commission gestellt, an deren Spitze bisher der Cardinal Consolini als Präsident, der Minister des Innern, Msgr. Negroni, als Vicepräsident standen und unter deren sechs Mitglieder auch Graf von Merode (Erzbischof von Melitene) gehörte.

Mit der besagten Anstalt wurde eine ähnliche kleine, welche auf dem Aventin bestand, verschmolzen. Die Zahl der Knaben, welche in ihr erzogen werden, hat seit der Gründung fortwährend zugenommen. Die Knaben werden der Anstalt von der

Polizei oder von der Armencommission oder von Privatpersonen überwiesen, welche sich eines verwahrlosten Kindes annehmen. Die Polizei schickt oft Kinder in die Anstalt, welche ihre Strafzeit in dem Correctionshause abgebüßt haben. Die Knaben, welche der Anstalt von der Polizei oder von der Armencommission überwiesen werden, bleiben bis sie 21 Jahre alt sind; wie lange die von Privatpersonen dort untergebrachten Kinder bleiben, hängt ganz von ihren Wohlthätern ab, welche monatlich $3^1/_2$ Scudi für jedes bezahlen.

Das von dem h. Vater angekaufte und mit vielen Kosten reparirte Haus machte im Jahr 1859 einem zweckmäßigeren neuen Platz, dessen Baukosten ebenfalls der Papst bezahlte. Das ganze Haus, die Werkstätten, die Schulzimmer, kurz die ganze Einrichtung der Anstalt kommt dem Besucher sehr einfach, fast ärmlich vor. Der Gründer und die Leiter derselben halten nämlich an dem ganz richtigen Grundsatze fest, die Knaben müßten schon in der Anstalt so leben, wie sie später in der Welt zu leben haben würden, wenn sie selber ihr Brod verdienen müßten; darum müsse jede Verweichlichung strenge vermieden werden.

Es können 150 Knaben aufgenommen werden. Sie werden nicht unter 7 Jahren aufgenommen und dürfen höchstens bis zum 21. Jahre bleiben. Sie stehen im Winter um 5 Uhr, im Sommer um $4^1/_2$ Uhr auf. Nach dem Morgengebete hören sie die h. Messe, haben darauf Schulunterricht bis $7^1/_4$ Uhr und erhalten dann ihr Frühstück. Sie arbeiten nun in den Werkstätten oder im Garten und auf dem Felde bis $11^1/_4$ Uhr. Dann werden sie durch den Schall von Trompeten von ihrer Arbeit abberufen und haben eine halbe Stunde frei, um sich zu waschen und auszuruhen; um $11^3/_4$ Uhr verrichten sie einige Gebete, und um 12 Uhr erhalten sie ihr Mittagessen, während dessen aus einem erbaulichen Buche vorgelesen wird. Nach Tische singen sie ein Lied zu Ehren der Mutter Gottes und haben dann drei Viertelstunden frei zu Erholungen. Um $1^1/_4$ Uhr gehen sie in die Capelle und verrichten dort ein kurzes Gebet; um $1^1/_2$ Uhr beginnen sie ihre Arbeit wieder und setzen sie fort im Winter bis eine halbe, im Sommer bis eine ganze Stunde vor Sonnenuntergang. Dann haben sie wieder eine halbe Stunde frei, um sich zu waschen und zur Schule vorzubereiten. Der Unterricht dauert des Abends $1^1/_2$ Stunde, wovon eine halbe Stunde für den Religionsunterricht bestimmt ist. Nach dem Unterricht findet das Abendessen und das Abendgebet Statt, und um 8 oder $7^1/_2$ Uhr gehen sie zu Bette. Im Sommer dürfen sie während der heißen Tageszeit fast zwei Stunden ausruhen.

Der Schul-Unterricht, welcher in der Anstalt ertheilt wird, umfaßt Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus und biblische Geschichte. In welchen Hand-Arbeiten die Knaben unterwiesen werden, das hängt von den Neigungen, Fähigkeiten und Kräften jedes Einzelnen ab.

Die Grundstücke, welche zu der Anstalt gehören, sind 19 Rubbia (ungefähr 51 preußische Morgen) groß. Es werden Weizen, Gerste, Mais, Kartoffeln und alle Arten von Gartengewächsen gezogen; ein großer Theil der Grundstücke besteht aus Weinbergen. Ehe die Zahl der stärkeren Knaben groß genug war, um alle Feldarbeiten zu besorgen, mußten zur Aerntezeit und zu anderen Zeiten Tagelöhner gedungen werden; später hörte das auf, zumal auch die Schneider, Schuhmacher und Tischler, wenn im Hause Nichts für sie zu thun ist, auf das Feld geschickt werden. Wie zuträglich diese unausgesetzte Beschäftigung und die ganze Lebensweise der Gesundheit der Knaben ist, mag man daraus entnehmen, daß z. B. im Jahre 1858 unter 89 Zöglingen nicht ein einziger krank war.

Die Knaben sind gelehrig, folgsam und fromm, und darum leicht zu leiten. Die Disciplin ist streng und milde zugleich, wahrhaft väterlich. An Sonntagen tragen die Knaben eine hübsche Uniform und gehen unter der Leitung der Brüder zusammen in die Stadt oder auf das Land. Ein großer Genuß ist für sie der Besuch einer der Kirchen der Stadt an einem Sonn- oder Feiertage. Es fehlt diesen armen Knaben auch nicht an wohlwollenden Freunden, welche ihre Interessen wahrnehmen und sie für ihr gutes Betragen belohnen; denn die Anstalt steht (ob jetzt noch?) unter der Aufsicht einiger angesehener Männer, welche dieselbe regelmäßig besuchen, und wird auch von andern Herren von Zeit zu Zeit besucht. Die Knaben welche sich besonders auszeichnen, erhalten dann Belohnungen; bestehen diese in Geld, so wird dasselbe für sie zurückgelegt, um ihnen beim Austritt aus der Anstalt mit den Zinsen eingehändigt zu werden.

Daß der h. Vater an dieser von ihm selber begründeten wohlthätigen Anstalt ein besonderes Interesse nimmt, und daß darin, wie die Einrichtung, so auch völlig der Geist von Tata Giovanni waltet, ist wohl von selbst einleuchtend. Pius IX. besuchte sie häufig und diese Besuche weckten allemal in dem rüstigen Greise die angenehmsten Jugenderinnerungen. Er ward dann ganz wieder der ehemalige Waisendirector Abbate Mastai. Er sprach mit den Knaben wie ein Vater mit seinen Kindern, er prüfte sie während ihrer Unterrichtsstunden, namentlich im Katechismus und ließ jedesmal irgend ein Zeichen seiner Freigebigkeit und seiner väterlichen Güte zurück. Bei einem Besuche brachte er selber 400 Scudi mit, da er gehört hatte, daß diese Summe gerade für einen gewissen Zweck erforderlich sei.

Die Lage der Anstalt in der Nähe der Stadt, unweit der Tiber, mit der Aussicht auf die Latinischen und Albanischen Hügel und die Campagna ist so schön, wie man sie sich nur denken kann.

So suchte Pius IX. mit der sittlichen Besserung seiner Unterthanen, zumal der Jugend, die Besserung des Materiellen, und zwar des Materiellsten von Allem, des Bodens und seiner Erzeugnisse, zu verbinden. Schon in seiner Einsamkeit zu Portici, wo ein minder Hochgesinnter als er, in seiner Lage, über dem Zauber, womit die Natur ihn umwob, alles Andere würde vergessen haben, gedachte der edle Vaterfürst auf's Theilnahmvollste seiner Kinder und ihrer Bedürfnisse daheim und sann Tag und Nacht auf Besserung ihrer Lage. Kaum daß er durch das Motuproprio vom 12. September die vorläufigen Grundzüge zu einem neuen, geordneten Staatsleben gelegt hatte, so wurden durch eine Notification vom 21. November (1849) die päpstlichen Unterthanen zur Pflanzung neuer Fruchtbäume aufgefordert und den Pflanzern Prämien versprochen, behufs deren Auszahlung er (1850) eine jährliche Summe von 10,000 Scudi auf 15 Jahre zur Verfügung seines Ministers des Handels und des Ackerbaues stellte. Und sieh! von dem Augenblicke, in welchem diese Notification in Wirksamkeit trat, das ist von 1850, erhob sich die Zahl der gepflanzten Bäume von verschiedenen Sorten, für welche eine Prämie versprochen wurde, welche in der erwähnten Notification angegeben war, in allen Provinzen des Staates dermaßen, daß z. B. die Zahl der im Jahre 1850 zur Prämie zugelassenen Bäume sich auf 20,046, die vom Jahre 1851 auf 116,907, die vom Jahre 1852 wegen ungünstiger Witterung und Krankheit auf 107,226, dagegen die von 1853 auf 157,169, die von 1854 auf 173,169, die von 1855 auf 218,217 belief. Eine andere Notification vom 30. Mai 1855 erweiterte die Vortheile, indem sie Prämien für neue Arten der Pflanzungen aussetzte, mit dem Zwecke, zugleich zur Verbesserung der Luft beizutragen, und indem sie die zur Erlangung von Prämien nothwendigen Arbeiten leichter und angenehmer machte. Auch diese Vorsorgen erzielten das beste Resultat, so daß im Ganzen die Zahl der von 1850—1858 gepflanzten, dem Handelsministerium angezeigten Bäume 4,828,274 betrug, worunter 293,606 Maulbeerbäume (für die Seidenzucht) und 362,670 Oelbäume, wofür die Prämien sich auf 144,859 Scudi beliefen.

Der Notification vom 21. November folgte noch in Portici das berühmte Decret vom 19. December über die Befreiung der Weiden-Servituten, wodurch Pius IX. sich den Ruhm erwarb, diese schwierige Frage, an deren Lösung sich die letzten Päpste und die französische Verwaltung vergebens versucht hatten, auf eine gerechte und sämmtliche Interessenten möglichst befriedigende Weise zu lösen. Im April 1850 gründete er einen Lehrstuhl der Landwirthschaft an der römischen Universität und ordnete eine Berathungs-Commission an, um die Erzeugnisse des Staates zu heben, gab Vorschüsse, um die Sendung der Fabricate auf die Pariser Ausstellung (1851) zu erleichtern, belohnte mit einer goldenen Medaille von besonderem Gepräge den Fürsten Borghese, welcher der Campagna des Kirchenstaates die von Backewell verbesserte Art der Kuhpocken von Durham verschafft hatte. Die Cultur des Hanfes und die Erzeugung der Seide erhielten von der Regierung solche Ermuthigungen, daß man in Kürze die besten Resultate erlangte. Der Werth des ausgeführten Flachses betrug 2,517,462 Scudi und der der Seidengewebe 942,199 Scudi.

Spinnereien mit Dampf wurden errichtet in Albano, Ancona, Bologna, Cento, Fuligno, Osimo, Jesi, Perugia, Pesaro und an andern Orten.

Aber man hat ja immer gesagt und sagt es vielfach noch, die Päpste überhaupt und auch Pius IX., so vortrefflich und edelgesinnt er im Uebrigen sein mag, seien dem Fortschritt in Handel und Wandel, der Industrie, den Erfindungen der Neuzeit, z. B. Eisenbahnen, Gasbeleuchtung, Telegraphenlinien und dergleichen entgegen. Ist dem in Wahrheit so? Ohne uns auf den Beweis der Unstatthaftigkeit dieses Vorwurfs in Bezug auf die übrigen Päpste einzulassen, können wir hier einfach antworten: Geh' nach Rom, schau dich hier und im Kirchenstaat um, und du wirst finden, daß wenigstens Pius IX. dem echten und rechten Fortschritt nicht entgegen ist, daß Handel und Wandel, Industrie und Fabrikwesen, Eisenbahnen, Gasbeleuchtung und Telegraphenstationen unter seinem fördernden Schutze bis zum Jahre 1859 in erfreulichstem Aufblühen begriffen waren und daß, wenn sie (wenigstens theilweise) in's Stocken geriethen, dieß lediglich durch die Schuld Piemonts gekommen, das ihm den größten Theil seiner Staaten und damit die Geldmittel zur Unterhaltung und Förderung aller jener wohlthätigen Institutionen raubte. Wer aber mit eigenen Augen sich nicht überzeugen will oder kann, der lese, was unparteiische, sachkundige Männer, wie Maguire, Margotti, Graf Costa della Torre (in seiner Widerlegungsschrift gegen den Marchese Pepoli), Hergenröther u. A. über diesen Gegenstand schreiben [1]).

Rom ist, wie wir wissen, das christliche Athen, die Wiege und Pflegerin der schönen Künste und Wissenschaften, und Roms belebende Seele sind die Päpste. Wollte man im Einzelnen verzeichnen, was Pius IX. zur Förderung der Kunst und Wissenschaft für Stadt und Staat gethan, man würde nicht zu Ende kommen. Nur das Allererheblichste kann hier vermerkt werden.

Im Jahre 1850 begann man auf des Papstes Befehl und auf Kosten des Staatsschatzes die Bloßlegung jener altberühmten römischen Straßen (der via Appia und via Latina), welche ehedem die Füße der Welteroberer beschritten. Wichtiger jedoch für die Alterthumskunde, zumal die christliche, sind die Forschungen, welche auf Pius' IX. Veranlassung in den Katakomben angestellt wurden von einer Commission, die er zu diesem Zwecke selber in's Leben rief und deren sämmtliche Ausgaben er bestreitet. Dank dieser Commission sind nicht nur neue und ausgedehnte Katakomben entdeckt und erschlossen, so z. B. die des h. Alexander mit der angrenzenden Basilika, die Grabkammern des h. Sixtus II., des h. Eusebius und der h. Cäcilia, die Krypta unter der alten, mustergültigen Clemenskirche, sondern auch überzeugende Beweise für die Einerleiheit und Uebereinstimmung der heutigen katholischen Kirche mit der Kirche der ersten Christen.

Die Krone und den kurzen Inbegriff aller dieser archäologischen Thätigkeit bildet das christliche Museum des Lateran, welches wiederum dem Gedanken und dem Edelmuth Pius IX. seine Entstehung verdankt. Hier, sowohl in den Sälen wie in den Galerieen dieses erlauchten Palastes, werden die vielen und mannigfaltigen Malereien, Sculpturen und Inschriften der Katakomben durch getreue Copieen veranschaulicht; unter ihnen gewahrt man Urnen und Sarkophage, deren Datum bis auf die ersten Jahrhunderte, ja man darf sagen, bis auf die ersten Jahre des Christenthums hinauf reicht. Und was hier vor Allem zu bewundern, das ist der ordnende Geist, der hier gewaltet und durch verständige, sinnige Anordnung und

---

[1]) Gli Stati Pontificii e gli Stati Sardi. Risposta del Conte Costa della Torre alla lettera del Marchese G. N. Pepoli. In's Deutsche übersetzt von Dr. Rütjes. Paderborn bei Schöningh.

Classificirung aller dieser Gegenstände die Glaubens- und Sittenlehre, die kirchliche Hierarchie, die Gottesdienstfeier, die Kirchenzucht, die bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit, an unserm Blick vorüberführt und es dem denkenden Beobachter sonnenklar macht, wie durch die Kirche Christi vom ersten Augenblick ihrer Erscheinung an Alles in der heidnischen Welt urplötzlich umgewandelt und erneuert worden, so daß hier selbst das Dunkel des Todes und des Grabes eine Fülle von Licht für die Wissenschaft ausstrahlt und der todte Stein ein beredter Widerleger eines Strauß, eines Renan und Consorten wird. welche mit Scheingründen die Wahrheit des Evangeliums bekämpfen.

Was Pius IX. zur Verschönerung und Bereicherung des Vaticanpalastes mit Kunstwerken, z. B. Gemälden von Leonardo da Vinci, Francia, Sassoferrato und Murillo, und dem bei einer Ausgrabung gefundenen riesengroßen Hercules in übergoldeter Bronce, gethan, haben wir zum Theil bereits im Vatican selbst gesehen.

Nun geh' etwas weiter und schau dir die Kirchen an, z. B. die alte Basilika San Lorenzo draußen vor der Stadt. Wer sie vor 20 Jahren sah, kennt sie in ihrer jetzigen, im ursprünglichen Baustil mit fast verschwenderischer Pracht ausgeführten Wiederherstellung nicht wieder. Sieh' die Kirchen St. Agnes an der nomentanischen Straße, St. Maria der Engel, St. Paul außerhalb der Mauern, schau das majestätische Treppenhaus, das aus der Vorhalle von St. Peter unmittelbar nach dem Haupteingange des Vaticans führt. Und die Confessio in St. Maria Maggiore und die in St. Johann vom Lateran und die Säule der unbefleckten Empfängniß und die Säulen der hh. Märtyrer Laurentius und Sebastianus und die Concilssäule, sind das Alles keine unsterblichen Denkmale des Kunstsinnes und der Großmuth Pius' IX.?

Aus den Kirchen geh' auf die öffentlichen Plätze. Sieh' die Porta Pia, sie ist wieder aufgebaut und mit Säulen von Granit und mit den kolossalen Marmorstatuen der h. Agnes und des h. Alexander geziert worden. Schau die Piazza Pia von der Straße, die von der Engelsbrücke zum Vatican führt, wie herrlich ist sie hergerichtet worden! elegante Gebäude haben sich erhoben, so wie auch ein Springbrunnen und eine Schule für die Kinder armer Familien. Die Piazza des Quirinal, wie schön ist sie geordnet worden! Und vergessen wir nicht die schmucke Straße, welche vom Ponte Sisto zum Janiculus hinaufführt, an der Vorderseite von St. Pietro in Montorio vorbei; die weitere Ausschmückung der beliebten Promenade des Monte Pincio mit Marmorbüsten der berühmtesten Persönlichkeiten Italiens, Künstler, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller, Soldaten; die Herstellung des Campo-Santo an der Basilika des h. Laurentius außerhalb der Stadtmauern; endlich die neuen Verschönerungen in der Basilika des Vatican, in deren Innern an vielen Stellen die Stuccatur durch Marmor ersetzt worden. Aber auch außerhalb der ewigen Stadt gibt es Denkmale des Kunstsinnes und der Großmuth Pius IX. in Hüll' und Fülle. Porto d'Anzio und la Cattolica, sowie Sinigaglia besitzen Gotteshäuser, deren Baukosten und Ausstattung Pius IX. allein bestritten hat. Ansehnliche Gaben schenkte er den Kathedralen von Imola, Faenza, Macerata und Forli. Auch die St. Franciscuskirche zu Ferrara, die des h. Dominicus zu Perugia, die des h. Nicolaus von Tolentino, die der h. Clara zu Assisi, die der h. Rosa zu Viterbo, des h. Petronius zu Bologna zeugen um die Wette von seiner edelmüthigen Unterstützung. Ja, bis in die fernsten Enden half seine fürstliche Freigebigkeit große und schöne Bauwerke zur Ausführung bringen.

Aber auch für minder erhabene, doch immer wichtige Kunstzweige und Kunstwerkzeuge gab der erlauchte Kunstfreund im Vatican Summen hin, die sich aller Berechnung entziehen. Wir nennen beispielsweise nur die Mosaik, eine Kunst, die wohl nirgends so wie unter der Sonne Roms und unter dem ermuthigenden Scepter der Päpste gedeihen zu können scheint. Und wer erinnert sich nicht, daß zur Zeit der großen Industrie-Ausstellung in London man mit Verwunderung die Glasbildwerke des Kirchenstaates als die Perle der Ausstellung rühmen hörte: Und dieses Industrie-Erzeugniß kam aus Rom! Rom — auf der Ausstellung zu London!

Was sonst noch in Rom und in anderen Ortschaften des Kirchenstaates zur Wiederherstellung alter und neuer Kunstwerke jeder Art,

heidnischen und christlichen Ursprungs auf Befehl und mit der Unterstützung des hochherzigen Kunstfreundes auf St. Petri Stuhl geschah, geht in der That in's Unendliche [1]).

Sechstes Capitel.

Oberhirtliche Thätigkeit Pius' IX. in den Jahren 1851 und 1852.

Verfolgen wir jetzt Pius IX. eine gute Weile in seiner Thätigkeit als oberster Lenker, Lehrer, Richter und Hort der allgemeinen Kirche. Auch da müssen wir staunen über den Umfang, über die Mannigfaltigkeit und Bedeutsamkeit Dessen, was er in seinen unmittelbaren Geschäftskreis zieht, und über die Erhabenheit, den Ernst, die Weisheit, Kraft und Milde, womit er Alles und Jedes, das Große wie das Kleine, das Entfernte wie das Nahe, zumal wenn es die Reinheit der Glaubenslehre, die Aufrechthaltung der Kirchenzucht, die Handhabung göttlicher und menschlicher Rechte, die Behauptung wohlbegründeter Gerechtsame und Privilegien des h. Stuhles und des Episcopats, die Verbreitung des Evangeliums, die Hebung des Cultus und die Verherrlichung Gottes in seinen Heiligen betrifft — anschaut, beurtheilt, betreibt und entscheidet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Allocutionen und Apostolischen Schreiben, welche die zu Rom erschienenen zwei Sammlungen, eine der Acta Pius' IX. als Papst, die andere der Acta desselben als König, enthalten, unseren Lesern auch nur im Auszuge mittheilen wollten. Wir müssen uns damit begnügen, sie kurz anzudeuten, nur dem Wichtigeren und allgemein Interessirenden größere Ausführlichkeit widmend.

Zuvörderst ist hier die Angelegenheit des Erzbisthums Goa in Ostindien zu erwähnen, die dem h. Stuhl viel Kummer bereitete.

In dem geheimen Consistorium vom 17. Februar 1851 verkündete Pius IX. dem um ihn versammelten h. Collegium den früheren Erzbischof von Goa, Joseph a Silva Torres, als nunmehrigen Coadjutor und künftigen Nachfolger des Erzbischofs von Braga in Portugal, und erklärte dann, wie dieß gekommen.

Weitere Acte seiner gesetzgebenden und richterlichen Thätigkeit im Jahre 1851 sind folgende:

Am 4. April 1851 ordnete Pius den h. Bischof Hilarius von Pictavium auf Grund der von ihm hinterlassenen gelehrten Werke den Kirchenlehrern bei.

Am 15. April kam der Abschluß eines Concordates zwischen Toscana und dem h. Stuhl zu Stande. Die Bischöfe sollten demgemäß in Ausübung ihres h. Amtes in keiner Weise gehindert, dagegen die weltliche Obrigkeit verpflichtet sein, den Bischöfen in der Erfüllung ihrer Amtspflichten Beistand zu leisten.

Durch zwei apostolische Schreiben vom 10. Juni und vom 22. August sprach der Papst die Verdammung von Irrthümern aus.

---

[1]) Sieh' außer den genannten Schriften: Msgr. Plantier: Paus Pius IX., de kampvechter en handhaver van de ware beschaving. Gravenhage, Tenhagen 1867. — Das Giornale di Roma vom 24. December 1856. Nr. 294. der Monde.

Durch das erste wurde das sechsbändige, in spanischer Sprache geschriebene Werk: „Vertheidigung der Autorität der Regierungen und der Bischöfe gegen die Anmaßungen der römischen Curie" von Franz de Paula G. Vigil. Lima 1848; durch das andere „die Institutionen des Kirchenrechts und Abhandlungen über das gesammte Kirchenrecht" von Johann Nepomuk Nuytz, Professor an der königlichen Universität zu Turin, verboten. Dasselbe Schicksal hatte bald nachher ein „Handbuch des Kirchenrechts" von Lequeux, Generalvicar des Erzbischofs von Paris, so wie im Februar 1852 sämmtliche Werke Gioberti's, der Socialisten Proudhon und Eugen Sue's.

Was man immer über diese, in des Papstes Namen durch die Congregation des Index ergehenden Bücherverbote denken und sagen mag, das wird kein Unbefangener in Abrede stellen können, daß dem Papst, als dem von Christus bestellten Wächter über die Glaubens- und Sittenlehre, das Recht und die Pflicht, glaubens- und sittenwidrige Bücher zu verbieten oder doch vor solchen zu warnen, mindestens eben so wohl, ja mit weit mehr Fug zustehe, als weltlichen Regierungen die Pflicht und das Recht der Censur und des Verbotes von Büchern und Tageblättern zusteht, die ihren politischen Anschauungen und Staatszwecken widerstreben.

In die Zwischenzeit zwischen den erwähnten apostolischen Richtersprüchen fiel ein kurzer Ausflug des h. Vaters, dem man um so mehr allerlei Deutungen unterbreitete, weil es der erste war, den er seit seiner Wiederkehr machte, und weil gerade zu der Zeit die feindselige Stimmung eines Theiles der römischen Bevölkerung gegen das sich oft sehr übermüthig benehmende französische Militär zu Befürchtungen Anlaß gab. Die Sache verhielt sich indessen einfach so.

König Ferdinand von Neapel hatte den Wunsch ausgedrückt, sich und seiner Familie die Freude zu verschaffen, den h. Vater, den er so glücklich gewesen war, in seinen Staaten über ein Jahr zu beherbergen, einmal wieder zu sehen. Nach Rom mochte er aus nahe liegenden Gründen nicht kommen. So wurde denn Castell Gandolfo als Ort der Zusammenkunft vereinbart. Am 2. Juli, dem Feste Mariä Heimsuchung, wo das Capitel von St. Peter zum Andenken an die vor zwei Jahren stattgehabte Vertreibung der Garibaldianer aus Rom dem hochverehrten Marienbild in der Augustinerkirche eine goldene Krone aufsetzte, verließ der h. Vater Rom, um sich auf kurze Zeit nach der genannten Villa zu begeben. Auf die Kunde davon waren die Bewohner der umliegenden Städte Albano, Ariccia, Genzano, Merino u. a. nach Gandolfo geeilt, um in Vereinigung mit den Einwohnern des Dörfchens dem h. Vater einen festlichen Empfang zu bereiten. Am Tage darauf empfing Se. Heiligkeit daselbst den Besuch seines ehemaligen königlichen Gastherrn und seiner erlauchten Familie. Der König wollte ursprünglich nur einige Stunden in Gandolfo verweilen; aber das inzwischen stürmisch gewordene Meer nöthigte ihn, bis zum dritten Tage zu bleiben. Als nach kurzem Aufenthalte in Castell Gandolfo der h. Vater nach Rom zurückkehrte, ward ihm ein Empfang bereitet, der an die schönsten Tage des Jahres 1846 erinnerte.

Bald nach seiner Rückkehr hatte Se. Heiligkeit den Trost, in einer Consistorial-Allocution vom 5. September den Cardinälen den Abschluß eines Concordats mit der Krone Spaniens zu vermelden, welches dadurch vor vielen andern sich auszeichnete, daß gleich im ersten Artikel die ka-

tholische Religion mit Ausschluß jedes andern Cultus für die einzige Religion der spanischen Nation erklärt und demgemäß auch die übrigen Bestimmungen völlig im echt katholischen Sinne getroffen waren.

Das war einmal wieder ein Trost für den viebekümmerten Kirchenhirten. Auch die aus allen Diöcesen einlaufenden Berichte über die heilsamen Früchte, welche die allenthalben in Städten und in Dörfern gehaltenen Missionen, besonders aber das im vorigen Jahre ausgeschriebene Ablaß-Jubiläum allerorten hervorgebracht, waren ein Balsam für sein Herz.

Nichtsdestoweniger merkten die dem Papste Näherstehenden ihm an, daß schwerer Kummer ihn drücke; man sah ihn mit einer höheren Seelenstimmung den religiösen Feierlichkeiten beiwohnen und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, er trage in sich die Ahnung, Gott habe Besonderes mit ihm vor, und seine Flucht von Rom sei nicht das letzte und nicht das größte Opfer gewesen, das er in Demuth und Ergebung dem Herrn bringen sollte. Diese Besorgniß wurde vermehrt durch den Umstand, daß seit einiger Zeit den Priestern zur Pflicht gemacht worden, bei der h. Messe ein „Gebet für den Papst" oder „für die Kirche" beizusetzen. Was aber diese Besorgniß auf's Höchste steigern mußte, war das Rundschreiben vom 21. November 1851 an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, worin Se. Heiligkeit einen neuen Ablaß in Form eines Jubiläums für die ganze Christenheit, und zwar auf die Dauer eines Monats, ausschrieb. Warum, so fragte damals Mancher, warum dieser für 1852 neuausgeschriebene Ablaß in forma Jubilaei, nachdem wir kaum das Jubiläum selbst gefeiert? Der Grund war dieser: es sollte die gesammte katholische Christenheit dadurch aufgefordert, ja gedrungen werden, theils dem Allerbarmer für die Wunder der Gnade, die er einigen katholischen Ländern so reichlich erwiesen, Dank zu sagen, theils zu beten, brünstiger stets und aus noch bußfertigerem, reinerem Herzen zu beten für die noch so vielfachen Stürmen ausgesetzte Kirche und ihr erlauchtes Oberhaupt, zu beten, um von dem unsichtbaren Oberhirten der Kirche, Jesus Christus, die Heilung so mancher Uebel und die Abwendung drohender Gefahren in nächster Umgebung zu erflehen. Denn die Schilderung des sittlichen Verderbnisses, die der h. Vater in der deßwegen erlassenen Encyclica macht, betraf hauptsächlich sein theures, ach! so tief gesunkenes Wiegenland Italien und den nunmehr seinem Scepter untergebenen Kirchenstaat, wo in Folge der tief gehenden Wühlereien, besonders auch durch die englisch-protestantische Propaganda und ihre Sendboten bei Vielen an die Stelle der Anhänglichkeit an die h. Religion und ihren obersten Lehrer Haß und Verachtung getreten war, wo, als Ableger der Republik, Räuberbanden mordend und sengend sich umhertrieben und wo das unter der Asche glimmende Feuer der Empörung von unheimlichen Händen im Aus- und Inlande fortwährend geschürt wurde.

Das war der Grund für das neue Jubiläum, und wenn Vieles von Dem, was Pius IX. in düsterer Ahnung vorherschaute, wenigstens für jetzt noch nicht eintraf, so hat sicherlich der Gebetssturm, der, die Luft reinigend und die stolzen Cedern brechend, über Länder und Städte daherfuhr, sein gut Theil zur Abwendung desselben beigetragen. Fast

gleichzeitig mit der Kunde von dem neuen Jubiläum überraschte die Welt die Nachricht von einem Ereigniß, das zwar zunächst Frankreich betraf, jedoch seine Tragweite mehr oder minder über ganz Europa, insbesondere aber auf Italien und die päpstlichen Staaten ausdehnte, wir meinen den berüchtigten Staatsstreich vom 2. December 1851, vermöge dessen der seitherige Präsident der Republik, Louis Napoleon, die allgemeine Unzufriedenheit mit der Nationalversammlung schlau benutzend, diese — um den geschworenen Eid unbekümmert — gewaltsam auflöste und sich unter dem Titel eines Prinz-Präsidenten auf 10 Jahre wieder wählen ließ. Daß der ehemalige Abenteurer von Straßburg und Boulogne diesmal seine Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht hatte, bewies der 2. December des nächstfolgenden Jahres, der den Prinz-Präsidenten als Kaiser Napoleon III. von Saint-Cloud aus, seinen triumphirenden Einzug in Frankreichs Hauptstadt halten sah. Die Sensation, welche der erwähnte Staatsstreich in den höheren Kreisen Roms hervorrief, suchte der mit dictatorischer Gewalt bekleidete Prinz-Präsident durch ein eigenhändiges Schreiben an Se. Heiligkeit Papst Pius IX. zu beschwichtigen, worin er diesem alles mögliche Schöne versprach — vielleicht mit dem Hintergedanken, Nichts davon zu halten.

Das Jahr 1852 zeigt uns den großen Dreigekrönten auf St. Petri Stuhl wieder hauptsächlich auf dem Felde der Kirche thätig, der Kirche, die, während sie hienieden kämpft und ringt, den Leidenden im Jenseits Hülfe, den Triumphirenden drüben neue Genossen zuführt, die dann wieder uns hienieden Helfer im Kampfe gegen das dreiköpfige böse Ungethüm in und außer uns sein sollen. Nie stellte ein Papst diese drei Seiten der Kirche in ein anschaulicheres Licht, als Pius IX. Es schien wirklich, als hätte die Verbannung seiner Seele Flügel geliehen, um, nachdem er durch weise Gesetze und Anstalten das Irdische und Zeitliche in seinen Staaten geordnet, seinen Flug immer höher zu nehmen, um im Himmel die Streiter für seine Sache zu suchen, an denen es auf Erden ihm mangelte. Gleich der Beginn des Jahres 1852 lieferte den Beweis dafür. Im Laufe des Monats Januar nämlich versammelte sich die Congregation der h. Riten verschiedene Male, um über die Seligsprechung eines Mannes zu berathen, dem wir bereits auf den ersten Blättern dieses Werkes begegnet sind, nämlich des Stifters der „Mission vom kostbaren Blute Unseres Herrn Jesu Christi", des durch seinen gottseligen Wandel so ausgezeichneten Geistlichen, Caspar del Bufalo, Stiftsherrn bei der St. Marcuskirche zu Rom, eines Jugendbekannten des h. Vaters, der damals wohl nicht ahnte, daß er nach dessen Tode in solcher Eigenschaft über seinen Tugendruf werde zu Gericht sitzen müssen. Auf den günstigen Bericht über den Ausgang der Berathungen der genannten Congregation gestattete Pius IX. mit besonderer Freude sofort die Einleitung des Beatificationsprocesses. Im Spätsommer des nämlichen Jahres schon erließ die betreffende Congregation eine Sentenz, wodurch die Beatification Bufalo's als bedeutend vorgerückt angesehen werden konnte, weil durch richterlichen Spruch entschieden worden, daß den Decreten Urban's VIII. ein Genüge geschehen, indem dem Hingeschiedenen trotz des Rufes seiner Heiligkeit und seiner Wunderkraft nirgendwo eine

öffentliche kirchliche Verehrung erwiesen worden sei. Dieser Entscheidung traten die zu jener Congregation gehörigen Cardinäle unter dem 25. September in einem Rescript bei, das am 30. September vom h. Vater selber bestätigt wurde.[1])

Welche Sorgfalt Pius IX. dem katholischen Irland widmete, sahen wir bereits im Jahre 1847, als er durch ein Rundschreiben an alle Bischöfe zu Geldsammlungen für das von einer grauenvollen Hungersnoth heimgesuchte, glaubenstreue irische Volk aufforderte. Jetzt war es ein Anliegen geistiger Art, das ihn zu einem Rundschreiben nicht an das Volk, sondern an den Episcopat Irlands veranlaßte.

In der Encyclika vom 25. März 1852 nämlich belobt und beglückwünscht der Papst die irischen Bischöfe wegen ihrer Anhänglichkeit an den h. Stuhl und wegen ihrer Standhaftigkeit in Wahrung der katholischen Sache und Erfüllung ihrer Pflichten auch unter den schwersten Stürmen; dann aber drückt er seinen Schmerz aus, daß unter ihnen Streitigkeiten ausgebrochen seien, und ermahnt sie zur Eintracht und Einigkeit, welche sie ja auch bei Unterzeichnung der Acten der im Jahre 1850 von ihnen abgehaltenen Synode von Thurles an den Tag gelegt haben. Hierauf erwähnte Se. Heiligkeit, daß er die Acten und Beschlüsse jener Synode am 23. März bestätigt habe und ermahnt den irischen Episkopat zur sorgfältigen Beobachtung derselben. Indem er den Beschluß jener Synode, sobald als möglich eine katholische Universität zu gründen, rühmt, ermahnt er sie, diese bereits von ihm bestätigte Stiftung sobald als möglich in's Werk zu setzen und drückt seine Freude aus, daß von den Gläubigen bereits (trotz ihrer Armuth) beträchtliche Beiträge eingegangen seien. Sodann folgen Ermahnungen zur guten Erziehung des Klerus und zur Aufrechthaltung der Disciplin unter demselben.

Am nämlichen Tage — es war ja ein Marientag, einer der Tage, welche Pius IX. auszuzeichnen liebt — nahm derselbe in der Kirche St. Maria Maggiore im Beisein von Cardinälen und zahlreichen Bischöfen die Einweihung einer neuen Glocke vor, welche als Ersatz für diejenige dienen sollte, welche zur Zeit der Republik, wie so viele andere, war zertrümmert worden. Daß das Oberhaupt der Kirche in eigener Person eine solche Weihe hier vornahm, gehört zu den seltenen Ereignissen. Wer sieht darin nicht eine neue glänzende Huldigung Pius' IX. gegen die von ihm so innig verehrte Himmelskönigin? Eine Huldigung, ihr dargebracht am Tage ihrer Verkündigung, in ihrem größten und schönsten Tempel, in der Kirche, die sein Grab umschließt und deren Glocken einst die Gläubigen zu seiner Leichenfeier einladen sollen.

Wie an den Episcopat Irlands, so richtete Pius IX. kaum zwei Monate später (am 17. Mai 1852) aus Anlaß des Abschlusses des Concordats zwischen dem h. Stuhl und der Königin von Spanien in einem Umlaufschreiben oberhirtliche Mahnworte an den gesammten Episcopat dieses Landes zum einmüthigen Handeln, zur Vertheidigung der Freiheit und Rechte der Kirche, zur Abhaltung von Provinzial- und Diöcesan-Synoden und — was dem ehemaligen Jugenderzieher und nunmehrigen Völkerlehrer derart am Herzen liegt, daß ihm bei jedem Anlasse der Mund davon übergeht — zur sorgfältigen Erziehung des Klerus und der christlichen Jugend.

---

[1]) Das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Caspar del Bufalo. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen und Andachtsübungen zu Ehren des h. Blutes bereichert von Dr. H. G. Rütjes. Emmerich bei J. L. Romen.

Am folgenden Tage (18. Mai) fand die Seligsprechung des ehrwürdigen Dieners Gottes, Johannes de Britto, Profeßpriesters aus der Gesellschaft Jesu, Statt.

Derselbe, im Jahre 1747 zu Lissabon von adelichen Eltern geboren, verließ mit 15 Jahren den königlichen Hof, wo er als Edelknabe gedient, und trat in die Gesellschaft Jesu ein. Aus Dankbarkeit gegen den h. Franciscus Xaverius, auf dessen Anrufung er von einer schweren Krankheit geheilt war, widmete er sich ganz dem Seelenheile der Indier zu Maduré in Hindostan, wo er während eines 13jährigen Wirkens unter den größten Mühen und Beschwerden viele tausend Menschen zu Christen bekehrte und endlich auf Befehl des Fürsten der Maravi, nachdem er vorher Verbannung, Kerker und Folter erduldet, mit dem Schwerte enthauptet wurde.

Dieser Ehrenerweisung gegen einen außerordentlichen Verehrer Mariä folgte etwa 3 Monate später ein abermaliger Act der Huldigung gegen Maria selber oder vielmehr gegen das von ihr erkorene, dem h. Vater aus seiner Jugendzeit noch in so theuerer Erinnerung lebende Heiligthum, die casa santa zu Loretto.

Durch Breve vom 26. August 1852 bestätigte nämlich Se. Heiligkeit mit der ganzen Liebe seines Herzens dem h. Hause von Loretto und der lauretanischen Congregation alle denselben von seinen Vorgängern verliehenen Ablässe und sonstigen geistlichen Gnaden, und ertheilte der erwähnten Congregation, sowie ihrem jeweiligen Präfecten unter gewissen Bedingungen die Bewilligung, alle Kirchen und Capellen in allen Orten und Städten dem h. Hause von Loretto einzuverleiben, und an den Ablässen desselben Theil nehmen zu lassen.

Einen Monat später (am 27. September) sehen wir den von Gott bestellten Lenker des sturmgepeitschten Schiffleins Petri seinen Blick, schweren Kummers voll, über das Weltmeer nach jenen Gegenden hinwenden, an welche theure Jugenderinnerungen ihn fesselten, nach Süd-America. Da war es die Regierung von Neu-Granada, welche durch ihr maßlos feindseliges Vorgehen gegen die katholische Kirche das Oberhaupt derselben zum Klageruf wider sie aufforderte. Diesen erhob Pius IX. in der Allocution vom 27. September 1852.[1])

So wahrheitgetreu, so flehentlich andringend auch dieses apostolische Mahnwort an die Gewalthaber jenes überseeischen Freistaates erklang, es verhallte wirkungslos, wie jenes an die gleichgesinnte Regierung des Königreichs Sardinien.

Für diesen Kummer auf Erden fand der Vater der Christenheit einigen Ersatz in einem Doppelfest, das vier Tage später (am 1. October) der Himmel ihm und er entgegen dem Himmel bereitete, wir meinen die Eintragung zweier Diener Gottes, des ehrwürdigen Johannes Grande, mit dem von ihm selber angenommenen Zunamen „der Sünder", und des Ordensstifters Paul vom Kreuze, in das Verzeichniß der Seligen. Ein paar Worte über Beide.

Johannes Grande, ein Spanier von Geburt, erlernte als Jüngling nach dem Willen seiner Eltern die Handlung. Hierin aber seinen Beruf nicht erkennend, zog er sich in eine Einöde zurück, wo er ausschließlich dem Gebete und Bußübungen oblag, bis ihm Gott zwei arme Kranke zusandte, deren er sich liebreich annahm, und denen sich bald noch mehrere andere zugesellten. Die Verpflegung derselben ward ihm allgemach so süß, daß er nach Xeres ging und in dem dortigen öffentlichen Spital, erst als Krankenwärter und dann in einem neugegründeten Krankenhaus als Vorsteher sich ganz dem Dienste der Kranken weihte. Aber die Vorsehung hatte ihm einen noch ausgedehnteren Wirkungskreis zugedacht. Durch eine innere

---

[1]) Pii IX. Pontificis Maximi Acta. Pars prima.

Stimme getrieben, begab er sich mit den Genossen, die sich um ihn gesammelt, nach Granada und trat hier in den neugegründeten Orden des h. Johannes von Gott. Hatte er von Jugend auf schon eine staunenswerthe Strenge gegen sich selbst und Liebe gegen Leidende geübt, so verdoppelte er diese jetzt als Ordensmann. Für die armen Kranken bettelte er von Haus zu Haus und pflegte sie, ein wahrer Samaritan, nicht allein innerhalb des Klosters, sondern allenthalben, wo er sie fand. Als im Jahre 1579 eine große Theuerung und Hungersnoth und in deren Folge eine verheerende Pest ausbrach, war Johannes überall, bald hier, um mit dem Getreide, das er in großer Menge zusammengebracht, die Noth der Hungernden zu stillen, bald dort, um die Pestkranken zu pflegen, bis er endlich, von der Seuche selber ergriffen, ein Opfer seiner Nächstenliebe ward, am 4. Juni 1600 im 54. Jahre seines Lebens.

Nicht minder groß in seiner Art war der selige Paul vom Kreuze, der im Jahre 1694 in der Diöcese Aix zur Welt kam. Schon in frühester Jugend war seine Lieblingsbeschäftigung die Betrachtung des Leidens Christi und dem entsprechend sein inneres und äußeres Leben. Da er gleich dem Apostel Alles, außer Jesus Christus dem Gekreuzigten, für Kehricht ansah, schlug er glänzende Heiraths-Anträge und eine reiche Erbschaft aus und wählte die h. Armuth zur Braut. Sein Kleid war ein grobes, schwarzes Gewand, auf welches als Ordensdevise die Leidens-Werkzeuge des Erlösers geheftet waren. Eine enge Zelle war seine Wohnung. Er ging barfuß und barhaupt. Um die Bestätigung seiner Regel für den neuen von ihm zur heilsamen Erinnerung an das Leiden Unseres Herrn gegründeten Orden der Passionisten zu erlangen, reis'te er zweimal nach Rom, wo er mit päpstlicher Erlaubniß im Jahre 1737 das erste Haus seiner neuen Congregation gründete und (1741) von Benedict XIV. die Bestätigung seiner Regel erlangte. Bald breitete sich die neue Congregation so sehr aus, daß sie in Italien, in Belgien, in England, ja in Australien und der Bulgarei Häuser zählte. Der ehrwürdige Stifter selber ward zu ihrem ersten Generaloberen ernannt. Trotz der vielen Geschäfte, die ihm als solchem oblagen, durchzog er mehrere Diöcesen, hielt in denselben Volksmissionen und bekehrte viele Sünder; er starb am 16. November 1775 zu Rom, wo der Orden sein Haupthaus hat. (Seine Heiligsprechung werden wir am St. Petersfeste 1862 erfolgen sehen.)

Bald darnach hatte der h. Vater die Freude, einen Theil der Früchte, welche die wieder eingesetzte Hierarchie in England und der vom Pater Ignatius (ehemaligem Protestanten, Lord Spencer) eingeführte Gebetsverein gebracht, wir meinen die zum katholischen Glauben bekehrten Engländer, unter ein gemeinsames Obdach zu bringen. Die Zahl dieser Convertiten, unter ihnen der ehemalige Erzdiakon von London, Manning (dermalen Erzbischof von Westminster), andere anglicanische Geistliche, Marquis und Grafen, mehrte sich zusehends. Theils um sich zum Uebertritte gehörig vorzubereiten, oder nach demselben sich zurückzuziehen, hatte ihnen Pius IX. einstweilen Aufnahme in die geistliche Academie und in das Convertitenhaus gestattet, bis er ein eigenes Collegium für sie gestiftet. Am 21. November (dem Feste Mariä Opferung) wurde dieses Collegium eröffnet, indem sechs Engländer einzogen. Der Obere war ein englischer Priester. Die Eröffnung geschah mit einer stillen religiösen Feierlichkeit, bei welcher Se. Heiligkeit zugegen zu sein geruhte. Damit stand ein anderes Ereigniß in Verbindung, das dem Oberhaupt der Kirche nicht minder Freude bereitete. Doctor Levi Ives, bisher anglicanischer Bischof von Nord-Carolina in den Vereinigten Staaten, der erste Würdenträger der englischen Hofkirche, der dem Lichte der Wahrheit folgend, dem Irrthum entsagt und insgeheim bereits das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, war nach Rom gekommen, um dort vor dem h. Vater selbst sein Bekenntniß zu erneuern. Am 26. December 1852 fand dieser rührende Act in der Capelle Sr. Heiligkeit Statt, und nach der Ablegung des Glaubensbekenntnisses erhielt Dr. Ives von der Hand des Papstes das Sacrament der Firmung. Als die feierliche Handlung vollendet war, zog der Neubekehrte das Kreuz und den Siegelring, die er als anglicanischer Bischof getragen hatte, hervor und überreichte sie dem Papste mit den Worten: „Heiliger Vater, da sind die Zeichen meiner Empörung." Ueberrascht und tief bewegt erwiderte das Oberhaupt der Kirche: „Und diese Zeichen Ihrer Unterwerfung sollen am Grabe des h. Petrus aufgehangen werden." — War das nicht ein recht trostreicher Beschluß des Jahres 1852?

Siebentes Capitel.

Das Jahr 1853. — Wiederherstellung der Hierarchie in Holland. — Das neugegründete Seminarium Pium. — Zwei neue Selige: Germana Cousin und Andreas Bobola. — Das neue Gymnasium in Sinigaglia. — Pius IX. entwirft einen Studienplan für das Römische Seminar.

Aus dem Jahre 1853 haben wir der Reihe nach folgende obersthirtliche, für das Wohl der Kirche im Allgemeinen wie im Besonderen außerordentlich fördersame Acte Pius' IX. zu verzeichnen.

1) Die Bulle Quamvis peculiares vom 9. Februar 1853. Durch sie beschränkte der Papst einige unstatthaft gewordene Privilegien des (aus uralter Zeit stammenden, ursprünglich zur Aufzeichnung der kirchlichen Denkwürdigkeiten und Märtyrer-Acten dienenden) Instituts der Apostolischen Notare und schaffte andere gänzlich ab.

2) Die Bulle Ex qua die vom 5. März 1853. Durch sie erfolgte die Wiederherstellung der Hierarchie in Holland, die bereits seit dem 9. December 1851 dem durch wahre Duldung und Freisinnigkeit sich auszeichnenden Ministerium Thorbecke angekündigt und von diesem durch die Antwort: „Das holländische Staatsgrundgesetz biete kein Hinderniß, daß die katholische Kirche der Niederlande vom h. Stuhle frei organisirt werde", indirect zugestanden, aus Furcht vor Meutereien jedoch bis jetzt unterblieben war.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der katholischen Hierarchie in Holland und einem Trauer erweckenden Vergleiche der blühenden kirchlichen Zustände daselbst zu den Zeiten eines h. Willibrord und Bonifacius mit der trostlosen Lage der Katholiken zur Zeit der Calvinistischen Verfolgungswuth, heißt es in der erwähnten Bulle:

„Darum verordnen und beschließen Wir . . . ., zur größeren Ehre des allmächtigen Gottes und zum Nutzen der h. katholischen Kirche, daß in dem Königreiche Holland und Brabant nach den gemeinen Regeln der Kirche die Hierarchie der ordentlichen Bischöfe wieder aufblühe, welche nach den Sitzen benannt werden sollen, die Wir in diesem Unserm Schreiben errichten und zu einer Kirchenprovinz erheben. Wir beschließen hiermit, fünf Sitze zu errichten und zu gründen, nämlich die Sitze von Utrecht, Haarlem, Herzogenbusch, Breda und Roermond. Da Wir aber die herrlichen Denkmale der Kirche von Utrecht und insbesondere auch die günstige Lage des Ortes sowie andere Gründe erwägen, so können Wir nicht anders, als diesen altberühmten Sitz gewissermaßen aus dem Grabe zu erwecken und ihn zur Würde einer Metropole oder eines Erzbisthums zu erheben und wiederherzustellen, da schon Paul IV., Unser Vorgänger ruhmvollen Andenkens, ihn mit dieser Ehre schmückte, und ihm die erwähnten vier Sitze als Suffragansitze zuzuweisen, wie Wir mit Gegenwärtigem kraft Unserer Apostolischen Autorität sie ihm zuweisen."

Wie zu erwarten stand, lief die Wiederherstellung der Bisthümer in den bitter reformirten Niederlanden eben so wenig glatt ab, wie in England, sondern rief auch hier eine gewaltige Aufregung hervor. Alle unlautern und zum Theil auch lautern Elemente setzten sich dagegen zur Wehr. Das Organ der geheimen Gesellschaften entblödete sich nicht, ganz unverdeckt zum Bürgerkrieg aufzurufen. Man streute mit vollen Händen Geld unter den großen Haufen und erzielte so Massen-Demonstrationen. Weiber selbst und Kinder zogen in hellen Rotten zur Unterzeichnung der Adressen, welche den Protestantismus in Gefahr erklärten.

Auch die Jansenisten steiften sich; der jansenistische Erzbischof von Utrecht und der Bischof von Haarlem wandten sich sogar in einer Bittschrift an den König. Da glaubte König Wilhelm III. selber Parteihaupt werden zu müssen, was zur Folge hatte, daß das Thorbecke'sche

Ministerium abtrat und durch das Ministerium van Hall ersetzt wurde. Dem von diesem Katholikenhasser der neuen Cammer vorgelegten und von dieser angenommenen Cultusgesetzentwurfe, der ein wahres Meisterstück von despotischer Willkühr war, und andern Plackereien gegenüber, bewahrten die Katholiken eine erhebende, Achtung gebietende Haltung. In einer Unzahl von Adressen sprachen sie einmüthig ihren Unwillen gegen das neue Religions-Gendarmerie-Regiment aus und standen einmüthig für ihre gute Sache ein; zu Thätlichkeiten ließen sie sich indessen nicht reizen. Der apostolische Internuntius, Msgr. Belgrado, machte dem Ministerium von dem Geschehenen Anzeige und legte dann, da seine Wirksamkeit nunmehr gegenstandlos geworden, sein Amt nieder. Der Erzbischof von Utrecht, Msgr. Zwysen und seine ehrwürdigen Collegen, die Bischöfe von Haarlem, Breda und Roermonde nahmen von ihren Titeln und bischöflichen Stühlen Besitz, erließen Hirtenbriefe an ihre neuen Diöcesanen und zeigten ihnen die Wiederherstellung der Hierarchie an. Auch dem Minister des katholischen Cultus zeigten sie die Besitznahme von ihren Titeln und Stühlen an. So legte sich denn allgemach der Sturm auch hier, und wie in Großbritannien, trug — Dank dem apostolischen Hirteneifer Pius' IX. — auch in den Niederlanden die katholische Kirche einen herrlichen Triumph über das calvinische Geusenthum davon.

Noch im selben Monat folgte 4) das Breve Inter multiplices vom 21. März 1853 an den französischen Episcopat.

5) Die Bulle Totius dominici gregis vom 14. Mai bestätigte das Concordat mit der südamericanischen Republik Costa Rica.

Gerade einen Monat später war es ein Gegenstand in der h. Stadt selber, welcher Pius IX. speciell als Bischof von Rom in Anspruch nahm. Ihn betraf

6) Die Constitution Decet Romanum Pontificem vom 15. Juni, wodurch der Papst das bisher mit der Besorgung des Gottesdienstes und der Seelenleitung bei der Capelle ad Sancta Sanctorum und der dazu gehörenden Kirche ad Scalas Sanctas betraut gewesene Collegium Sixtinum aufhob, um an dessen Stelle (durch Breve vom 24. Februar 1854) die Congregation der Passionisten, die durch ihren Beruf ganz dazu geeignet waren, mit der Gottesdienstfeier und der Seelsorge an den genannten h. h. Orten zu beauftragen.

Gegen Ende desselben Monats (28. Juni) erfloß

7) Das Breve Cum Romani Pontifices. Inhaltlich desselben errichtete der h. Vater im Palaste St. Apollinare ein neues Seminar, welches sich nach seinem Gründer Seminario Pio nennt.

In demselben soll auf die wissenschaftliche und moralische Ausbildung der Weltgeistlichkeit des Kirchenstaates die größtmögliche Sorgfalt verwendet werden. Jede Diöcese hat das Recht, jährlich einen Candidaten zu diesem Zwecke nach Rom zu senden; die Diöcese Sinigaglia jedoch, Geburtsort des Stifters dieser Anstalt, darf zwei Candidaten hinschicken. Die Studienzeit beträgt 9 Jahre; in diesem Zeitraume werden die Zöglinge in der Philosophie, Theologie, Hermeneutik (Erklärungskunde der h. Schrift), Kirchengeschichte, Patrologie (Kunde der Kirchenväter), im Kanonischen-, Civil- und Criminalrechte unterrichtet. Die Kosten der Einrichtung und die Dotation der Anstalt hat der h. Vater von dem St. Peterspfennige bestritten, den die gesammte Christenheit ihm während der Verbannung in Gaëta überreicht hat.

Drei Tage später schlug die Stunde der Seligsprechung für die ehrwürdige Dienerin Gottes Germana Cousin. Sie verkündete

7) Das Breve Rerum omnium vom 1. Juli 1853.

Die genannte Selige wurde im Jahre 1479 zu Pibrac, einem Städtchen der Diöcese Toulouse in Frankreich, geboren. Ihre Eltern waren arme Hirten, und die Mutter starb, als Germana noch ein Kind war. Zwar erhielt sie nicht lange nachher eine Stiefmutter, aber weil sie an Scropheln litt, wurde sie bald aus dem väterlichen Hause verstoßen und sah sich genöthigt, durch Viehhüten ihr Brod zu verdienen. Die Einsamkeit des Feldes und Waldes wurde ihr bald zur trauten Wohnung; da richteten sich ihre Gedanken so gerne auf Gott, und ganz von seiner Liebe erfüllt, gab sie sich einem unablässigen Gebete hin, welches sie auch mitten unter ihren Arbeiten fortsetzte. Jeden Tag besuchte sie die h. Messe, mochte auch die Kirche noch so weit entfernt, der Weg dahin noch so beschwerlich sein. Sie empfing fleißig die h. Sacramente und verehrte die Mutter Gottes als ihre eigene liebevollste Mutter. Ihre Nächstenliebe war so groß, daß sie nicht nur die Kinder, mit denen sie häufig zusammenkam, in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtete und sie zur Frömmigkeit anleitete, sondern auch ihr kärgliches Brod mit den Armen theilte, um deren Hunger zu stillen. Unbeschreiblich war ihre Sanftmuth, Geduld und Standhaftigkeit in Ertragung von Hitze und Kälte in dem lästigen Geschäfte des Viehhütens und in Erduldung der Leiden ihrer Krankheit. Die harte und lieblose Behandlung von Seiten ihrer Stiefmutter aber, welche sie, so oft sie ihr väterliches Haus betrat, nur mit Härte und mit den bittersten Vorwürfen aufnahm und nicht anders als in einem finsteren Winkel auf halb verfaultem Stroh schlafen ließ, ertrug sie mit der heldenmüthigsten Geduld und Ergebung, in Allem nur den Willen und das Wohlwollen Gottes erblickend.

Allein lange konnten ihre schwachen Kräfte ein solches Leben nicht ertragen. Sie starb, kaum 22 Jahre alt, im Rufe der Heiligkeit, der sich nach ihrem Tode immer mehr verbreitete. Vierzig Jahre nach ihrem Hingang fand man ihre Ueberreste unversehrt und wohlerhalten und mit frischen Blumen bestreut. Zu diesem Wunder kamen viele andere, welche an dem Grabe der Dienerin Gottes gewirkt wurden, und wovon die Ueberlieferung, sowie das Andenken an die übrigen Thatsachen aus ihrem Leben, obwohl seit ihrem Tode 242 Jahre verflossen, noch bei der heutigen Generation in frischem Andenken fortlebt.

Pius IX. begann und vollendete mit dem günstigsten Erfolge ihre Seligsprechung, der wir im Jahre 1862 die Heiligsprechung werden folgen sehen.

Ist das nicht ein durch den Stellvertreter Christi vermittelter neuer Fingerzeig Gottes auf das Wort seines Sohnes: „Selig die Armen im Geiste! Selig, die da trauern und weinen!“.... Fünf Tage später hatte die Seligsprechung des ehrwürdigen Andreas Bobola, eines Märtyrers aus der Gesellschaft Jesu, Statt. Auf sie bezog sich

8) Das Breve Quae duo ad Sacrum vom 5. Juli 1853.

Andreas Bobola war ein so eifriger Prediger und Missionar, daß er allgemein der Seelenjäger genannt wurde, und wirkte in diesem Amte mit dem größten Erfolge zur Zeit, als die schismatischen Griechen mit den Polen in einen blutigen Krieg verwickelt waren. Eine wüthende Horde von Kosacken ergriff den Missionar, den sie lange gesucht, auf der Straße nicht weit von Janom in Litthauen, und tödtete ihn nach langen und entsetzlichen Martern, während der Selige fortfuhr, den h. Glauben, für den er starb, mit lauter Stimme zu bekennen und für seine Mörder zu beten. Er errang die Märtyrerkrone am 16. Mai 1657. Es verbreitete sich die Kunde von seinem glorreichen Ende durch ganz Polen und die benachbarten Länder, sein Grab wurde von den Gläubigen fortwährend besucht, und viele außerordentliche Gnaden bezeugten die Macht, welche Gott dem Bekenner verliehen. Ein fortwährendes Wunder ist des Märtyrers Leib, indem dieser nicht nur ganz unversehrt und biegsam ist, sondern auch einen himmlischen Wohlgeruch verbreitet.

Ein Landsmann der um ihres Glaubens willen von den schisma-

tischen Russen so grausam verfolgten Polen, durch feierlichen Spruch der Kirche in das Album der triumphirenden Seligen eingetragen: welch eine beredte Aufmunterung für das unterdrückte Polenvolk, auszuharren im Glauben, eingedenk der Worte: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!" und des Wortes: „Wer rechtmäßig gekämpft hat, der wird gekrönt werden!"

Mittlerweile war auch das in Unterhandlung begriffene Concordat mit der südamericanischen Republik Guatimala, unter dem Präsidenten Rafael Carrera soweit gediehen, daß es bestätigt werden konnte. Diese Bestätigung enthielt

9) Das Breve In celsissima Petri Sede vom 3. August.

Aber der für Alles, für Entferntes und Nahes, so väterlich sorgte, sollte er der Stadt ganz vergessen haben, wo seine Wiege stand? O, nein. Das bewies

10) Das Breve Senogalliae urbis vom 1. September 1853.

Bereits im März 1851 hatte Pius IX. durch eine neue Pfarreintheilung und bessere Ausstattung bedürftiger Pfarrkirchen einem wesentlichen Bedürfnisse seiner Vaterstadt abgeholfen. Durch das vorerwähnte Decret erwies der Papst derselben Stadt eine neue Wohlthat, deren sie kaum würdig war; denn es hatte kaum eine Stadt im Kirchenstaat eine schlechtere Gesinnung und größere Verdorbenheit an den Tag gelegt, als gerade Sinigaglia. Eben um deßwillen glaubte Pius ihr seine großmüthige Wohlthätigkeit nicht besser beweisen zu können, als wenn er für die christliche Erziehung ihrer Jugend Sorge trüge. Durch das genannte Breve gründete er daher ein Gymnasium (oder eine Akademie) in Sinigaglia, welches er den Vätern der Gesellschaft Jesu übergab.

(Eine weitere Wohlthat werden wir Pius IX. seiner Vaterstadt im Jahre 1857 erweisen sehen.)

11) Das Breve Ad piam doctamque vom 3. October 1853 ist ein abermaliger Beweis für das rastlose, wirklich staunenswürdige Bemühen Pius' IX. für Heranbildung einer gläubigfrommen und dabei in wissenschaftlicher Hinsicht völlig auf der Höhe der Zeit stehenden Jugend. Durch genanntes Breve wurde nämlich für die Zöglinge des Römischen Seminars und des Seminario Pio, sowie für alle an St. Apollinare der Philosophie, Theologie und Jurisprudenz Beflissenen ein bindender, wahrhaft mustergültiger Studienplan festgestellt.

Gegen Ende des Jahres hielt der h. Vater noch eine gehaltvolle Consistorial-Allocution, worin er seinen ehrwürdigen Brüdern, den Cardinälen, wichtige Mittheilungen machte und sein volles Herz ausschüttete. Es war dieß

12) Die Allocution In apostolicae sedis fastigio vom 19. December 1853.

In dieser Anrede stattete der Papst zuvörderst dem Cardinalcollegium Bericht ab über die Errichtung zweier Bisthümer griechischen Ritus für die in Siebenbürgen ansässigen Wallachen, nämlich Lugos im Banat und Armenopolis in Siebenbürgen, als Suffragandiöcesen unter der zum Metropolitansitze erhobenen Kirche Fogarasch-Carlsburg, so wie über den Abschluß eines Concordats mit der Republik Guatimala. Dann kommt

derselbe auf die betrübende Verfolgung der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden zu sprechen, wo die weltliche Gewalt frech in die Gerechtsame der Kirche eingriff, die Geistlichkeit zum offenen Ungehorsam gegen ihren Erzbischof, den ehrwürdigen, über alles Lob erhabenen Heldengreis, Hermann von Vicari, aufforderte und die Pflichtgetreuen in die Gefängnisse warf und mit Geldstrafen belegte.

Darnach theilt der Papst in Bezug auf die früher erwähnte Spaltung in Ostindien die erfreuliche Nachricht mit, daß nach Veröffentlichung seines jüngst erlassenen Breves ein nicht geringer Theil der Gläubigen zur katholischen Einheit zurückgekehrt sei. Schließlich erwähnt derselbe noch der Verhandlungen mit Turin, aber nur, um anzuzeigen, daß sie unterbrochen sind, und keine Maßregeln der Milde und Sanftmuth mehr übrig zu sein scheinen.

Außer dem Lobe, welches in obiger Allocution der oberste Feldmarschall der streitenden Kirche auf Erden seinen treuen Mitstreitern in Baden (diesem „bestregierten Staate diesseit des Oceans"!!) spendete, richtete derselbe bald darauf (unter'm 9. Januar 1854) auch ein Breve an den muthigen Heldengreis in Freiburg selber, worin er ihm, dem treu zu ihm haltenden, ehrenwerthen Domcapitel und Klerus, wie auch den mehr und mehr um ihren Oberhirten sich schaarenden Gläubigen seine väterliche Theilnahme ausdrückt, seine Gebetshülfe verspricht und ihm und seiner ganzen Heerde den apostolischen Segen ertheilt.

So schloß das Jahr 1853. Es war, wenn wir einen Rückblick auf dasselbe werfen, ein für die Kirche überaus fruchtbares Jahr. Und welche waren die Erholungen, worin der Papst und König für diese erschöpfenden Anstrengungen das Jahr hindurch einigen Ersatz suchte? Wir wissen nur von einer einzigen, nämlich von einem kurzen Ausfluge, den er um die Mitte Mai nach Porto d'Anzo, der ehemaligen Hauptstadt der alten Volsker, jetzt einem kleinen, 35 Miglien von Rom gelegenen Hafenplatz, machte, um daselbst auf der von der päpstlichen Camera angekauften Villa Albani einige Tage in der kühlenden Seeluft zuzubringen.

Am Vorabende des Frohnleichnamsfestes kehrte er von hier nach Rom zurück, um dieses Fest, den Schluß und die Krone aller Feste des Herrn, durch seine Anwesenheit zu verherrlichen. O, wer das Glück hatte, ihn da zu schauen, den höchsten Würdenträger auf Erden, wie er auf einem Thronsessel, das Allerheiligste hoch in den Händen haltend und dasselbe mit entblößtem und tiefgebeugtem Haupte anbetend, hoch und in herrlicher Umgebung einhergetragen wird, der hat für alles Uebrige kein Auge mehr, kein Auge mehr für den endlos langen, von den Zöglingen der verschiedenen Collegien durch alle Abstufungen der Ordens- und Weltgeistlichkeit bis zu den höchsten Purpurträgern in immer größerer Pracht aufsteigenden Zug, der ihm voraufzieht, kein Ohr mehr für die entzückenden Gesänge, für das Trommelgewirbel und die schmetternden Trompetenklänge: er sieht nur Einen, nur ihn, dessen Seele gleichsam in die Gottheit übergegangen, deren Glanz von seinem Antlitz strahlt, deren Süßigkeit durch seine thränenden Augen quillt, und er sinkt nieder und betet Den an, den er von Solchem und in solcher Weise angebetet sieht.

Achtes Capitel.

Das Jahr 1854. — Die feierliche Erklärung des Dogma's der unbefleckten Empfängniß Mariä. — Die Einweihung der St. Paulskirche.

Das Jahr 1854 ist wiederum reich an großen kirchlichen Ereignissen, aber auch an Heimsuchungen für Italien und für Rom insbesondere. Wie allzeit, war Pius IX. die Triebfeder von jenen, der Trost und Hülfespender in diesen. Am 9. Februar richtete er die Encyclica Neminem vestrum an den Erzbischof-Primas, die Bischöfe, den gesammten Klerus und alle Gläubigen der armenisch-katholischen Nation in der Kirchenprovinz von Constantinopel.

Bald nach diesem Rundschreiben an die Armenier richtete der sorgsame Oberhirt abermals seine Mahnworte rücksichtlich der auf der Synode zu Thurles beschlossenen Gründung einer katholischen Universität an den Episcopat von Irland in der Encyclica optime noscitis vom 20. März 1854 und verordnete in dem Decrete vom 18. Mai desselben Jahres, daß die Feste der altehrwürdigen Bischöfe und Blutzeugen, des h. Timotheus, Titus, Polycarp von Smyrna und Ignatius von Antiochien in der ganzen Kirche ritu duplici minori gefeiert werden sollten.

Während so Pius IX. Umschau in die Ferne und in die tiefe kirchliche Vorzeit hielt, zogen sich in der Gegenwart über dem eigenen Lande in höchst bedrohlicher Weise Wetterwolken zusammen und sah man mit wachsender Bangigkeit der nahen Zukunft entgegen. In mehr als einem italienischen Staate erneuerten sich die Versuche zur Störung der öffentlichen Ruhe und man redete viel von einem Aufrufe Mazzini's zu einer allgemeinen Schilderhebung, von wiederholten Versuchen, welche die seit der Revolution entwichenen oder verbannten Aufrührer machten, um zu Lande oder auf Schiffen aus Amerika mit falschen Pässen über die Grenzen zu kommen. Während man solche Gefahren für die Zukunft sah, war die Gegenwart durch andere Plagen stets drückender. Trotz der sehr reichlichen Getreideernte wollte die Theuerung nicht aufhören. Die Krankheit der Weintrauben, die schon seit einigen Jahren großen Schaden anrichtete, griff immer mehr um sich, und dieß war in einem Lande, wo auch die unbemittelte Classe des Weines bedarf, kein geringes Uebel. Zum Uebermaß alles Elendes kam nun noch, nachdem sie lange von Frankreich und mehreren Städten Italiens aus gedroht hatte, die Cholera dazu. Da bemächtigte sich der niedern Volksclassen, die sich noch lebhaft des Jahres 1837 erinnerten, wo Rom auf eine gar schreckliche Weise von der Seuche heimgesucht wurde, eine unbeschreibliche Angst, die durch allerlei falsche Gerüchte, z. B. von Vergiftungen u. dergl. noch vermehrt wurde. So kam es, daß die theuersten Bande des Blutes und der Freundschaft zerrissen wurden und Alle, deren Mittel es erlaubten, aus Rom flohen. Wer aber nicht floh, das war der gute Hirt Pius IX.

Um die übertriebenen Befürchtungen des Volkes zu mäßigen und um Anderen ein Beispiel von Furchtlosigkeit und Nächstenliebe zu geben, selbst auf die Gefahr hin, ein Opfer derselben zu werden, erschien — es war am 22. August um halb 6 Uhr Abends — unvermuthet, ohne sich ansagen zu lassen, der h. Vater vor Aller Augen im großen Hospital zum h. Geiste, nahte sich dem Bette jedes Kranken, erkundigte sich nach

seinem Befinden und ermunterte ihn mit Worten geistlichen Trostes, segnete ihn dann und betete über ihn. Viele nahm er furchtlos bei der Hand. Sechs Tage später ging er zu Fuß in das für weibliche Kranke bestimmte Choleraspital zum h. Johannes im Lateran. Dort erleichterte er noch die letzten Augenblicke einer armen Jüdin, welche unter seinen Tröstungen dahinschied. Auch den französischen Soldaten, welche von der Seuche befallen waren, stattete er einen Besuch ab und bezeigte unter ähnlichen liebreichen Hülfeleistungen zugleich seine Theilnahme und seinen Muth. — Wo zeigt uns die Weltgeschichte einen Monarchen, der größere oder auch nur gleiche Liebe und Herablassung, ja eine Liebe bis in den Tod, zu dem geringsten seiner Unterthanen bewiesen hätte, wie hier und bei andern Gelegenheiten Pius IX. sie bewies? Konnte es wohl anders sein, als daß diese Besuche in Rom einen tiefen Eindruck machten und in der ganzen Stadt eine sehr heilsame Wirkung hervorbrachten? In der That ließ auch in kurzer Zeit die übertriebene Angst nach und die Bevölkerung gewann ihre Ruhe und ihr Vertrauen wieder.

Doch die Cholera war, wie bemerkt, nicht das einzige und nicht das größte Uebel. Um das Ungewitter zu beschwören, das sich von allen Seiten in unheilschwangeren Anzeichen zusammenzog, griff Pius IX., was auch die Welt dazu sagen mochte, auf's Neue zu dem erprobten Mittel eines Jubiläums-Ablasses. Am 1. August 1854 erließ er ein apostolisches Rundschreiben an alle Bischöfe des Erdkreises, worin er zum Gebete, zur Buße und zu allen guten Werken aufforderte, um von Gottes Barmherzigkeit Hülfe in den immer wachsenden Gefahren und Nöthen der ganzen Christenheit zu erflehen. Er gewährte zu dem Ende einen Jubiläums-Ablaß, der während drei Monaten, die jeder Bischof in seiner Diöcese bestimmen konnte, zu gewinnen sei. In diesem Rundschreiben rief er auch jenes, das er am 2. Februar 1849 von Gaëta aus erließ, in's Gedächtniß, und wünschte, daß die Gläubigen, mit ihm vereinigt, um Licht von Oben flehen, damit er in Bezug auf das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß beschließe, was zur größten Ehre Gottes gereiche.

Während in den letzten Tagen des October die Glocken der ewigen Stadt die Gläubigen zur Dankfeier für die Befreiung von der Cholera und demnächst zur Begehung des Jubiläums in die geweihten Hallen riefen, trafen aus allen Ländern Europas Kirchenfürsten und Prälaten ein, deren Zahl sich mit jedem Tage mehrte. — Was wollten sie denn, diese geistlichen Würdenträger? Wozu dieser Andrang aus der Fremde nach dem Mittelpunkt der Christenheit? Wozu diese ungewöhnlichen Zurüstungen? Gab es noch etwas Feierlicheres zu begehen, als die Feier des Jubiläums?

Unsere Leser erinnern sich noch des päpstlichen Rundschreibens aus Gaëta vom 2. Februar 1849 in Betreff der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. In diesem Rundschreiben wurden an sämmtliche Bischöfe des Erdkreises zwei Fragen gestellt; die erste: welches der Glauben und die Andacht der Bischöfe und ihrer Heerden in Betreff der unbefleckten Empfängniß Maria's sei; die andere Frage des h. Vaters war: ob es an der Zeit zu sein schiene, über die unbefleckte Empfängniß eine dogmatische Entscheidung zu erlassen.

Auf die im Laufe der nächstfolgenden Jahre hierüber eingegangenen Antworten der Bischöfe und auf die Ergebnisse der von den gediegensten Theologen angestellten gründlichsten und allseitigsten dogmengeschichtlichen Forschungen gestützt, entschied sich der h. Vater für die Zeitgemäßheit der betreffenden Entscheidung und lud, um die Feierlichkeit der Vornahme derselben zu erhöhen, die Bischöfe des katholischen Erdkreises zur Schlußberathung und zur Festfeier auf den Monat December nach Rom ein. Bereits war in der zweiten Hälfte des Monats November die Zahl der Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, Prälaten und Gelehrten aus allen Gegenden der Welt auf Hunderte gestiegen. Nicht allein aus Europa, sondern selbst aus Asien, America, Australien, über das große Weltmeer aus China waren sie herbeigeeilt zum Mittelpunkt der katholischen Einheit, um die Stimme des Nachfolgers des h. Petrus zu hören und in Gemeinschaft mit ihm die Mutter des Herrn zu verherrlichen. Die Erörterung in Betreff des fraglichen Dogma's dauerte im Ganzen ungefähr 20 Stunden, und war auf 4 Sitzungen im Vatican, die vom 20., 21. 23. und 24. November, vertheilt. Den Vorsitz dabei führten die Cardinäle Brunelli, Caterini und Santucci; 15 Gottesgelehrte aus der Welt- und Klostergeistlichkeit waren als Consultoren herangezogen worden. Sobald die Sitzungen eröffnet, der Entwurf der Bulle vertheilt war, wurde jeder Beweis, jede Schwierigkeit der Reihe nach der gründlichsten, freiesten Besprechung unterworfen; denn nicht die Autorität allein, auch nicht die Vernunft allein, sondern Vernunft und Autorität verbunden, rationabile obsequium, das ist der Wahlspruch und das Unterscheidungsmerkmal, dem die Kirche folgt. Bischöfe und Consultoren boten Alles auf, was Vernunft und Kritik nur immer an die Hand geben, um von Neuem zu ermitteln, ob die unbefleckte Empfängniß wirklich in der Offenbarung so enthalten sei, wie sie uns durch schriftliche oder mündliche Ueberlieferung, oder auf beiden Wegen überkommen.

Dieser Glaube fand sich im Verstande, im Herzen und auf den Lippen der hehren Versammlung; er brach am 24. November mit solcher Einhelligkeit und Wärme hervor, daß man den Ausdruck desselben nur einem außerordentlichen Antriebe des h. Geistes zuschreiben kann. Es war die letzte Sitzung; eben schlug es vom Thurme der St. Peterskirche 12 Uhr; die ganze Versammlung fällt auf die Kniee, um das Angelus Domini, den englischen Gruß, zu beten. Nach beendigtem Gebete herrschte feierliche Stille — ein Jeder kehrte auf seinen Platz zurück, und kaum waren einige Worte getauscht, so brach Alles in einen Jubelruf aus, es erfolgte ein Beifallssturm für den h. Vater — ein Ruf der höchsten Begeisterung, ein Ruf ewiger Anhänglichkeit an den h. Stuhl, den Sitz Petri — indem Alle wie aus einem Munde riefen: „Petre doce nos, confirma fratres tuos“ (Petrus, lehre uns, stärke deine Brüder!) Und die Belehrung, die diese Hirten im Namen der Kirche vom Oberhirten verlangten, war die Erhebung der unbefleckten Empfängniß zur dogmatischen Gewißheit. Diese Worte durchschauerten die Seele mit so unaussprechlicher Wirkung, daß sie gleichsam ein einziger flehender Ruf der Versammlung waren, ein Ruf, der so sichtbar vom Herzen kam, so erhaben, daß man ihn dort gehört haben muß, um ihn

zu begreifen. Weder Beschreibung noch Rede können davon einen Begriff geben.

So beinahe muß es vor 1500 Jahren auf der Versammlung zu Ephesus zugegangen sein, wo der allerheiligsten Jungfrau zur Freude der dieser Entscheidung harrenden katholischen Welt und unter einem Beifallssturm der den Conciliumssaal umlagernden Tausende, der ihr von einem stolzen Irrlehrer (Nestorius) streitig gemachte Ehrentitel „Gottesmutter" feierlich zuerkannt wurde: der Titel, welcher eben den Grund für das Geheimniß enthält, das jetzt zum Dogma erhoben werden sollte. Hier war freilich kein Nestorius in den Bann zu thun. Alle waren ein Herz und eine Seele in Bezug auf die Verherrlichung der Gebenedeiten über alle Frauen. Nur Einer knirschte vor Wuth und Grimm: der Höllenfürst, dessen giftigen Kopf ihr starker Fuß zertritt.

So war denn nun diese Herzensangelegenheit des h. Vaters so weit gediehen, daß er am 1. December, in einem geheimen Consistorium der Cardinäle, nach kurzer Erwähnung der vorbereitenden Acte und nach eingeholtem Gutachten des ehrwürdigen Senates, den 8. December als den Tag für die feierliche Verkündigung des neuen Dogma in der vaticanischen Basilica zu St. Peter festsetzen konnte.

Ehe wir jedoch das unvergleichliche Fest an unsern Augen vorübergehen sehen, dürfte ein kurzes belehrendes Wort über die Bedeutung und Geschichte des Dogma's der unbefleckten Empfängniß kaum erläßlich sein.

„Maria ist unbefleckt empfangen", heißt nichts anders, als: die Seele Mariens blieb von dem ersten Augenblick ihrer Erschaffung und Einsenkung in den von ihren Eltern auf natürlichem Wege erzeugten Leib durch eine specielle Gnade Gottes und durch ein besonderes Privilegium, welches ihr im Hinblicke auf die Verdienste ihres Sohnes Jesu Christi zu Theil wurde, von den Flecken der Erbsünde rein bewahrt. Diese Glaubenswahrheit gehörte bisher zu der Classe der sogenannten frommen Lehrmeinungen (piae sententiae), worüber die Kirche noch keine ausdrückliche Entscheidung gegeben, sondern die einzig durch die Ueberlieferung in der Kirche fortgepflanzt werden, bis es Gott, dem h. Geiste und seiner unfehlbaren Kirche gut scheint, bei irgend einer Veranlassung darüber zu entscheiden und sie so in die Reihe der kirchlichen Glaubenssätze zu stellen. Letzteres sollte nun am 8. December 1854 durch das glorreiche Oberhaupt der Kirche, Papst Pius IX., geschehen. Die Gründe, welche ihn zu dieser Entscheidung bewogen, sind in der Bulle Ineffabilis Deus vom 8. December enthalten. Wir lassen das Wesentliche daraus und was sonst noch zu Gunsten dieser Entscheidung spricht, hier in Kürze folgen:

1) Maria ist unbefleckt empfangen: Der Glaube war nachweislich von Anfang an, war aller Orten, war allgemein in der ganzen Christenheit, von den Päpsten und selbst von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) mehr oder weniger entschieden anerkannt und gutgeheißen.

2) Maria ist unbefleckt empfangen: Der Glaube wurzelt in der Lehre der h. Schrift nach der Deutung der h. Väter und der vom Geiste Gottes erleuchteten h. Kirche. Statt aller andern Stellen nur diese: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen; sie wird deinen Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen."[1]) So sprach der ewige Vater von der künftigen Mutter seines Eingebornen. Wie hätte aber zwischen dieser und dem Satan Feindschaft, d. h. ein absoluter Gegensatz bestehen können, wenn sie, auch nur einen Augenblick mit der Erbsünde behaftet, gleich den andern Sterblichen ein Kind des Satans gewesen wäre? Wie hätte sie ihn überwinden können, wenn sie als Fluchbeladene, auch nur auf kurze Zeit, von ihm selber wäre überwunden worden.

---

[1]) 1. Buch Mos. 3, 15.

3) Maria ist unbefleckt empfangen: Das beweisen auch die Aussprüche der h. Väter und Lehrer der Kirche aus den ersten Jahrhunderten. Schon Origines nennt Maria die „Unbefleckte der Unbefleckten" und sagt, daß sie „von dem giftigen Anhauche der Schlange nicht sei angesteckt worden." Auch der h. Ephräm nennt sie „die Unbefleckte und von allem Sündenmakel gar weit Entfernte." Der heilige Augustin „will, wo es sich um Sünde handelt, bei Maria nicht einmal eine Frage gethan wissen, um der Ehre ihres Sohnes Jesu Christi willen." Und der h. Petrus Damianus sagt: „Maria hat nur ihr Fleisch von Adam angenommen, aber die Schuld Adams hat sie nicht zugelassen."

4) Maria ist unbefleckt empfangen: So lautet selbst das Urtheil der gesunden, vom Glauben erleuchteten Vernunft; denn wie könnte man wohl annehmen, daß Gottes eingeborner Sohn, der Heiligste der Heiligen, hätte wollen sein Fleisch empfangen aus einer Mutter, die einstmals durch die Erbsünde eine Feindin Gottes, ein Eigenthum des bösen Feindes, ein Kind der göttlichen Ungnade gewesen war? Maria, als die Mutter Gottes, mußte — das erkennt schon die Vernunft — ganz rein sein; nicht die geringste Sünde durfte sie auch nur den kleinsten Augenblick beflecken.

5) Maria ist unbefleckt empfangen: Dafür legen noch Zeugniß ab die hierüber von Gott mitgetheilten besondern Offenbarungen, Erscheinungen und Wunder, welche zur Bestätigung dieser Wahrheit geschehen sind.

Erwähnt sei hier nur die im December 1836 auf göttliche Anregung gestiftete Erzbruderschaft des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä in Paris, die mit der (1832) in Paris zum ersten Male geprägten und bald in vielen Millionen durch die ganze Welt verbreiteten sogenannten wunderbaren Medaille von der unbefleckten Empfängniß in engster Verbindung steht und allen ihren Mitgliedern diese Medaille empfiehlt, und deren gesegnete Wirkungen und Gebetserhörungen hochberühmt geworden sind. — Und wer hätte nicht gehört von jener urplötzlichen und vollständigen wunderbaren Bekehrung, welche am 20. Januar 1842 in einer Kirche Roms an dem von Haß gegen alles Christkatholische glühenden, reichen Banquierssohne aus Straßburg, dem Israeliten Alphons Ratisbonne, stattfand, und die von unsrer h. Kirche nach strengster Untersuchung, unter'm 3. Juni desselben Jahres als ein „wahres und großes Wunder" auf das Feierlichste öffentlich erklärt wurde? Nun eben diesem Ratisbonne ist Maria lebendig und persönlich erschienen in der Gestalt, welche sie auf der Medaille hat — nämlich als die ohne Sünde empfangene Jungfrau. Scheint es nicht, als ob sie eben dadurch der Welt zeigen wollte, wie wahrhaftig dieser Glaube sei, und welch' ausgezeichnete Gnaden die Verehrung ihrer unbefleckten Empfängniß über die Menschheit bringen werde?

Bemerkenswerth ist aus demselben Jahre die Vorhersagung der dogmatischen Entscheidung der unbefleckten Empfängniß durch eine Ordensschwester vom h. Herzen Jesu, Namens Maria Lataste. Aus ihrer mit den Approbationen der Bischöfe von Bayonne und von Aire und Dax veröffentlichten Lebensbeschreibung theilen wir Folgendes mit.

Maria Lataste war die Tochter eines schlichten Landmannes aus einem Weiler Mimbaste im südwestlichen Frankreich. Dort im Jahre 1822 geboren und aufgewachsen, trat sie im Jahre 1844 zu Paris in den Orden der Schwestern du sacré coeur ein, starb aber schon im Jahre 1847 nach Ablegung der Gelübde — im Rufe der Heiligkeit. Dieses Landmädchen war bereits, während sie noch im elterlichen Hause weilte, hoher, übernatürlicher Erleuchtungen gewürdiget worden, die sie auf Befehl ihres Beichtvaters niederschrieb. Ihre Aufzeichnungen enthalten meistens Belehrungen über die Glaubens- und Sittenlehren, Tugenden, Standespflichten, Gnadenmittel u. s. w. in der Form von Ermahnungen; auch einige Vorhersagungen finden sich darunter.

Hier ein Auszug daraus, der auf vorliegenden Gegenstand bezüglich, actenmäßig und authentisch ist. Man vergesse beim Lesen nicht, daß dieß im Jahre 1842, wo noch Niemand an Pius IX. dachte, 12 Jahre vor der dogmatischen Erklärung der unbefleckten Empfängniß von einem schlichten frommen Landmädchen niedergeschrieben wurde.

An einem Festtage der unbefleckten Empfängniß war ich, so heißt es in jenem Schriftstück, lange vor Beginn der h. Messe gekommen, um vor dem Muttergottesaltare zu beten. Ich hatte Maria, die ohne Sünde empfangen ist, meine Verehrung

dargebracht. Ich hatte das Glück gehabt, die h. Communion zu empfangen. Als Jesus in meinem Herzen war, sagte er zu mir:

„Meine Tochter, Deine Huldigungen sind von meiner Mutter wohlgefällig aufgenommen worden, und ingleichen von mir. Zum Danke dafür will ich Deiner Frömmigkeit Etwas offenbaren, was Dir angenehm sein wird. Der Tag wird kommen, wo Himmel und Erde sich vereinigen werden, meiner Mutter die Ehre zu erweisen, die in einem der schönsten ihrer Vorzüge ihr noch zukommt. Niemals ist in Maria eine Sünde gewesen, und ihre Empfängniß ist rein, ohne Makel gewesen, wie ihr übriges Leben. Ich will, daß diese Wahrheit auf Erden verkündet und von allen Christen anerkannt werde. Ich habe mir einen Papst auserkoren und habe ihm diese Entschließung in sein Herz gehaucht. Während der ganzen Dauer seines Pontificats wird er von diesem Gedanken beherrscht sein. Die Bischöfe der ganzen Welt wird er versammeln, um ihre Stimmen Maria als unbefleckt in ihrer Empfängniß ausrufen zu hören. Alle Stimmen der Bischöfe werden sich in seiner Stimme vereinigen, und seine Stimme, den Glauben der andern Stimmen verkündend, wird in der ganzen Welt Widerhall finden. Dann wird auf Erden Nichts mehr an der Ehre meiner Mutter mangeln. Die Mächte der Hölle und ihre Anhänger werden gegen diesen Ruhm Maria's sich erheben, aber Gott wird ihn mit seiner Kraft aufrecht halten und die Mächte der Finsterniß werden in ihren Abgrund zurücksteigen mitsammt ihren Helfern."

„. . . . Nun wird Trübsal auf Erden kommen, die Unterdrückung wird herrschen in der Stadt, die ich liebe und in der ich mein Herz gelassen habe. Sie wird in Trauer und Jammer sein, sie wird ringsum von Feinden umgeben sein, gleich einem Vogel, der im Netze gefangen ist. Während drei Jahre wird diese Stadt zu unterliegen scheinen. Aber meine Mutter wird in dieselbe hinabsteigen, sie wird die Hände des Greisen, der auf einem Throne sitzt, erfassen und wird zu ihm sagen: Die Stunde ist da, steh' auf. Schau' Deine Feinde an: ich mache sie verschwinden einen nach dem andern und sie verschwinden für immer. Du hast mir Ehre erwiesen im Himmel und auf Erden. Schau' die Menschen: sie sind voll Verehrung gegen Deinen Namen, voll Verehrung gegen Deinen Muth, voll Verehrung gegen Deine Macht. Du wirst leben und ich werde leben mit Dir. Greis, trockne Deine Thränen, ich segne Dich. Der Friede wird auf die Welt zurückkehren, weil Maria über die Stürme hinwehen und sie besänftigen wird."

Als ein Curiosum möge hier noch Dieses angeführt werden. Der uralte, von der Kirche eingeführte und seit undenklichen Zeiten gebrauchte und gebetete Satz: „MarIa, sIne Labe ConCepta, InterCeDe pro nobIs!" (Maria, ohne Erbsünde empfangen, bitt' für uns!) enthält gerade das Jahr 1854; denn es sind darin die lateinischen Buchstaben MDCCCLIIII, was genau 1854, also das Jahr bedeutet, in welchem zu Rom das Dogma von der unbefleckten Empfängniß festgestellt wurde.

So war denn Alles zur feierlichen Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß vorbereitet und ganz Rom sah dem dazu bestimmten Tage mit höchster Spannung entgegen.

Der Vorabend war wolkenschwer und regenvoll. In der Nacht endete der Regen, der Morgen des 8. December löste das Gewölk auf, hauchte die Nebel fort, und der schönste, reinste Himmel, wie er für ein solches Fest sich paßte, spannte sich über die Metropole der Christenheit.

Eine Menschenmenge, dergleichen seit vielen Jahren der Vatican nicht mehr gesehen, strömte über den Petersplatz in die weiten Räume des weltberühmten Gotteshauses, erfüllte die ganze Ausdehnung des Marmorbodens, welche die Spaliere übrig ließen. Um 8 Uhr sammelten sich Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte in der Sixtina; der h. Vater erschien, und der feierlichste Zug, den man sich auf Erden denken kann, darunter 54 Cardinäle, 42 Erzbischöfe, 1 Patriarch, 100 Bischöfe aus allen Ländern, aus Kaiserreichen, Königreichen und Freistaaten — nur aus Rußland keiner — setzte sich um halb 9 Uhr in Bewegung; aus der erwähnten Prachtcapelle durch den Königssaal (die sala regia)

herab über die Königstreppe (scala regia) bis zum Standbild Constantin's des Großen; — dort lenkte die Procession rechts in die Vorhalle der Peterskirche ein, und wandelte zwischen Spalieren durch das in sein Festgewand gekleidete Gotteshaus. Die Allerheiligen-Litanei erscholl während des ganzen Zuges und endigte gerade, als der Papst in die Kirche einzog. Vor der Capelle des allerheiligsten Sacramentes senkte sich der h. Vater, der diesen ganzen Einzug zu Fuß machte, weil derselbe eine Bußprocession war, mit seiner ganzen Begleitung auf die Kniee. Nachdem er den im Tabernakel verborgenen Gott angebetet, und die den Schluß der Litanei bildenden Gebete mit seiner klangvollen, milden Stimme gesungen, schritt Se. Heiligkeit zum Altare hinan und nahm den Thronsitz ein, der dort auf der Epistelseite bereit stand. Sämmtliche Würdenträger, über 200 an der Zahl, ließen sich zu beiden Seiten des Presbyteriums auf ihre Sitze nieder. An dem obern Ende des Presbyteriums war der eigentliche Thron des h. Vaters errichtet. Die Räume hinter den Infulirten nahm besonders das höhere Publicum ein. Der Papst intonirte den Anfang der Terz, welche von der Capelle in den beiden Chören rechts und links über dem Presbyterium abgesungen wurde. Hierauf traten die Cardinäle einzeln heran; jeder knieete vor dem h. Vater nieder und küßte den hingereichten Saum des Pluvials. Den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten hielt Se. Heiligkeit die Stola zum Kusse vor; nur die 12 Pönitentiare von St. Peter, welche im Meßgewande erschienen, küßten den Fuß. — Jetzt erfolgte die Umkleidung des h. Vaters zum hochheiligen Opfer, bei welchem Se. Eminenz der Cardinal Mattei, Subdecan des h. Collegiums, als assistirender Bischof, Se. Eminenz der Cardinal Antonelli als Diacon und der Monsignore Serafino, Auditor der Rota, als Subdiacon fungirten. Es war wohl 10 Uhr, als das Hochamt begann. Nach der Incensation begab sich Se. Heiligkeit zum erhöheten Throne am Ende des Presbyteriums und intonirte mit einer Begeisterung, die der Hoheit des Festes entsprach, das Gloria. Nach dem Evangelium, das, wie üblich, in lateinischer und hierauf in griechischer Sprache gesungen worden, trat nun der Moment, auf den Alle mit Sehnsucht geharrt, die von Ewigkeit in den Rathschlüssen des Allerhöchsten bestimmte Stunde ein. Aller Augen waren auf den Thron des Papstes gerichtet; eine feierliche Stille entstand in der hehren Versammlung, alle Herzen hoben sich himmelwärts. Die fünf ältesten Würdenträger der anwesenden Hierarchie, Se. Eminenz der Cardinal Macchi, als Decan des h. Collegiums, in Begleitung des Decans der Erzbischöfe und des Decans der Bischöfe, sowie des Erzbischofes vom griechischen und jenes vom armenischen Ritus begaben sich zu den Stufen des Thrones, knieten vor dem Statthalter Jesu Christi nieder und baten ihn im Namen der ganzen h. katholischen Kirche, die gemeinsamen Bitten zu erhören, die glühende Sehnsucht aller Jahrhunderte zu stillen und Maria als unbefleckt in ihrer Empfängniß zu verkünden. Jubel würde darob im Himmel und Frohlocken auf Erden sein. Der h. Vater nahm mit unendlicher Freude den einstimmigen Wunsch der Kirche, der ja auch sein glühendster Herzenswunsch war, auf, erklärte jedoch, bevor er den unfehlbaren Spruch fälle, noch einmal um

Erleuchtung von Oben flehen zu wollen, warf sich mit dem ganzen Klerus auf die Kniee, um den h. Geist anzurufen. Nur die Sänger der päpstlichen Capelle sollten das Veni Creator singen, aber unversehens vereinigte sich die unermeßliche Volksmenge, welche die Basilika füllte, mit ihnen und sang den Hymnus mit größter Begeisterung und Andacht; und in allen Mienen konnte man die Erwartung und die Rührung lesen, welche das Herannahen eines so feierlichen Augenblicks in den Herzen wachrief.

Nachdem der Bittgesang beendigt war, entstand eine lautlose Stille. Der Papst erhob sich, ergriff das inhaltschwere Heft und begann die Lesung der entscheidungsvollen Worte an alle Anwesenden, an alle Gläubigen rings auf Erden, an das ganze Menschengeschlecht, an alle Jahrhunderte bis zum Ende der Welt, die Worte:

„Zu Ehren der Allerheiligsten Dreieinigkeit des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, kraft der Autorität Jesu Christi, der hh. Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen Autorität erklären, beschließen und bestimmen Wir, es sei geoffenbarte Wahrheit, daß die allerseligste Jungfrau, durch ein besonderes Privilegium und durch eine besondere Gnade Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechts, von dem ersten Augenblicke ihrer Empfängniß von jeder Makel der Erbsünde frei bewahrt wurde, und wer diese fest begründete Wahrheit nicht glaube, dessen Glauben habe Schiffbruch gelitten."

Es war 11 Uhr 20 Minuten, als dieser ewig denkwürdige Spruch gefällt ward. Das Erschallen der Glocken in ganz Rom und der Donner der Kanonen von der Engelsburg war das lange dauernde Echo der päpstlichen Worte. Der h. Vater war bei der Ablesung des welthistorischen Ausspruchs so ergriffen, daß ihm zweimal die Stimme stockte, und Thränen aus seinen Augen stürzten. Aber die Kraft siegte nach und nach über die Rührung, und jubelvoll sang das Oberhaupt der Kirche: Credo in unum Deum. . . . . Die Rührung war allgemein. In Aller Augen standen Thränen; selbst die Gardisten, welche Spaliere bildeten und Leute, welche nur die Neugierde zu der h. Handlung geführt hatte, konnte man weinen sehen.

Nach Vollendung der hochheiligen Handlung, welcher auf eigens bereiteten Tribünen Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin von Sachsen, das hohe diplomatische Corps und das Offiziercorps der französischen Armee, neben diesen der Secretär und die Räthe der außerordentlichen Congregation von der unbefleckten Empfängniß und weiter zurück eine Volksmenge von mehr als 25,000 Menschen beigewohnt hatten, ertönte das Te Deum im Wechselgesange von vielen Hunderten Stimmen. — Jetzt wandelte Se. Heiligkeit in die Capelle des Chors, neben dem Seitenschiffe der Evangelienseite, bestieg dort vor dem Altar eine hohe Treppe, und befestigte über dem Mosaikbilde der unbefleckten Gottesmutter einen Juwelenkranz. Hierauf begab sich der Papst vor die gegenüber liegende Capelle des allerheiligsten Sacramentes und betete an. Der Zug der Infulirten schritt zwischen den Spalieren der großen Pforte zu; der h. Vater folgte thronend auf dem Tragsitze, ragend über dem Niveau der Masse, väterlich segnend die Kinder der Kirche.

Am Abende dieses glorreichen Tages bot Rom einen prachtvollen Anblick. Alle Häuser vom Palaste des Reichen bis zur Hütte des Armen waren glänzend beleuchtet. Die Municipalität hatte auch die St.

Peterskuppel und das Capitol großartig beleuchten lassen und zwei gut besetzte Musikchöre spielten öffentlich zur Freude des Volkes bis tief in die Nacht hinein. Abends fand auch im Saale des Senates auf dem Capitol eine akademische Versammlung Statt, in welcher Se. Eminenz Cardinal Wiseman in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Cardinälen, Bischöfen, Prälaten und andern ausgezeichneten Personen einen höchst beredten Vortrag über die unbefleckte Empfängniß hielt.

Am Morgen nach der Festfeier (9. December) gab der h. Vater in einer Allocution an die zur Feier der dogmatischen Entscheidung zahlreich versammelt gewesenen Bischöfe seiner Freude über dieses Ereigniß einen neuen Ausdruck; dann aber entwarf er in derselben Ansprache ein ergreifendes Gemälde von den Irrthümern und Schäden der Zeit, zeigte den Bischöfen die Mittel zur Bekämpfung und Heilung derselben und stellte ihre Bemühungen unter den Schutz der Gottesmutter.

Tages darauf (10. December) versammelte ein anderes, in seiner Art großartiges Fest den Papst und sämmtliche Bischöfe in der St. Paulskirche außerhalb der Stadtmauern. Es galt nämlich die Einweihung dieser gleich einem Phönix aus ihrer Asche zu neuer Herrlichkeit wieder erstandenen Basilika, deren Wiederaufbau 1825 von Leo XII. unternommen wurde. Obgleich sie im Innern noch nicht vollendet war, wollte doch Pius IX. die schöne Gelegenheit, die ihm die Anwesenheit so vieler Kirchenfürsten aus allen Theilen der Welt darbot, um durch sie das Fest der Einweihung derselben zu verherrlichen, nicht vorübergehen lassen. Er nahm also schon jetzt die Consecration vor in Gegenwart von 50 Cardinälen und 140 Erzbischöfen und Bischöfen, und es möchte in der That als ein besonderer Zug der göttlichen Vorsehung zu betrachten sein, daß an diesem Ehrentage des dem heiligen Völkerlehrers geweihten Tempels Oberhirten aus allen Ländern der Welt zugegen waren, sintemal ja die gesammte katholische Christenheit zu dessen Erbauung beigetragen hatte. Nun steht er vollendet da, der herrliche Bau, mit seinem auf 80 Granitsäulen ruhenden Schiffe, mit seinen Gemälden, mit seinen großen Glasfenstern, mit seiner Chronologie der Päpste in Mosaik, mit seinen Altären aus Malachit und orientalischem Alabaster und mit seinen mit sehr seltenem Marmor ausgelegten Wänden im Innern.

Noch ehe sämmtliche Bischöfe die Kunde von dem, was sich in der Hauptstadt der Christenheit zugetragen, in ihre Diöcesen gebracht, hatte der Freudenjubel Roms ein millionenfaches Echo gefunden in den Herzen der Gläubigen des ganzen Erdkreises. Italien und Frankreich, Belgien, Irland, die verjüngte und neubefestigte Kirche in England, Baiern, Tyrol und das übrige Oestreich und bald nachher das ganze deutsche Vaterland, wie auch das altkatholische Spanien wetteiferten, um Maria, der ohne Makel Empfangenen, die ihr gebührende Ehre in Gebeten und frommen Liedern, in Festfeiern und Illuminationen, in Triumphbögen und Processionen aus vollem Herzen darzubringen, und wie in Europa so auch in America und in den übrigen Welttheilen. Und sobald der Entschluß des h. Vaters, zum Andenken an die Lehrentscheidung vom 8. December auf dem Spanischen Platze der unbefleckt empfangenen Jungfrau und Gottesmutter eine Ehrensäule zu errichten, zur allgemeinen Kenntniß

gelangte, fand derselbe in zahlreichen Städten Europa's einen begeisterten Anklang, dem die Ausführung nicht ermangelte.

So schloß das Jahr 1854 mit einem Ereigniß, das demselben in den Jahrbüchern der Weltgeschichte eine unauslöschliche Berühmtheit sichern wird.

Neuntes Capitel.

Das Jahr 1855. — Wunderbare Rettung Pius' IX. und vieler Anderer mit ihm aus Lebensgefahr. — Concordat zwischen Oestreich und dem Apostolischen Stuhl.

So erfreulich für den Vater der Christenheit die gute Gesinnung war, die sich allerwärts aus Anlaß der oben erwähnten Festfeier kund gab, so betrübend war für ihn die zunehmende Feindseligkeit der piemontesischen Regierung gegen die h. Religion und ihre geweiheten Anstalten und Diener. Hatte dieselbe doch erst unlängst wieder ein Gesetz erlassen, durch welches fast alle Mönchs- und Nonnenklöster, Collegiatkirchen und geistliche Pfründen aufgehoben und ihre Güter vom Staate eingezogen wurden. Gegen diesen Gewaltact erhob Pius IX. in dem geheimen Consistorium, das er zu diesem alleinigen Zwecke auf den 22. Januar 1855 berief, in einer sehr kraftvollen Allocution — es war bereits die vierte in Betreff Piemonts — Einspruch, verwarf und verdammte wiederholt alle einzelnen kirchenfeindlichen Acte der sardinischen Regierung und erinnerte die Urheber und Begünstiger derselben, so wie Jene, welche das zuletzt erwähnte Gesetz vorgeschlagen, gutgeheißen und sanctionirt hatten, an die kirchlichen Strafen und Censuren. Nachdem er schließlich die Bischöfe und viele ausgezeichnete Laien in jenem Königreiche für ihre standhafte Vertheidigung der Rechte der Kirche belobt und zum Gebete gemahnt, kündigt der h. Vater an, daß er alle mit dem Hofe zu Turin in den letzten Jahren gepflogenen Verhandlungen habe sammeln und drucken lassen — ihre Zahl beträgt 68, unter ihnen ein eigenhändiges Schreiben des Papstes an den König Victor Emmanuel, vom 19. September 1852, über die Civilehe — damit es offenbar werde, wie der h. Stuhl nur nothgedrungen zu diesem letzten Schritte sich bestimmt habe.

Einige Wochen später gab Gott diesem unglücklichen Monarchen eine erschütternde Warnung in dem plötzlich erfolgten Hinscheiden eines andern gekrönten Kirchenverfolgers, des Czaren Nikolaus I. von Rußland. Ihn, den hochmüthigen Selbstherrscher über 60 Millionen Unterthanen, den gefürchteten Kriegsherrn über eine Million Söldlinge, die eben jetzt für ihn in einem ungerechten Kriege ihr Blut vergossen, ihn, den höchsten Bischof der griechisch-slavischen Welt, den geschworenen Gegner des Statthalters Jesu Christi zu Rom, traf die Hand des Allmächtigen in dem Augenblicke, wo er das Gebäude, das sein Stolz mit so vieler Mühe aufgerichtet hatte, unter den Keulenschlägen des von ihm so schnöde verhöhnten „kranken Mannes", des Großtürken, im Bunde mit Frankreich, England und Sardinien, über seinem Haupte zusammenstürzen sah. Noch am Mittage stand der Furchtbare in der Vollkraft seines Lebens, aber innerlich gefoltert von den Furien eines bösen Gewissens und gedemüthigten Stolzes, da; Abends war er verschwunden wie der Schnee, der Tags zuvor die Erde bedeckte! ein Höherer als er hatte ihn vorgeladen zu dem Stelldichein, an das einst Gregor XVI. ihn gemahnt hatte. Dort

war er verklagt, und sah als Zeugen wider ihn sich erheben Alles, was unter der Wucht seiner Macht geseufzt, Alle, die auf seinen Befehl ungerechterweise von Kerker zu Kerker geschleppt, unter seinem Schwerte verbluteten, Alle, die er zu Märtyrern, Alle, die er zu Abtrünnigen gemacht. O, daß sein Thronfolger Alexander II., der an Blutdurst und Katholikenhaß seinen Vater, ja, einen Nero, Diokletian und Julian weit hinter sich läßt, das Ende seines Vorfahren und so manches Andern seiner Ahnen und Gleichgesinnten wachend und träumend stets vor seinen Augen sehen möchte! . . . .

Von den vielen Bischöfen und Prälaten, die aus weiter Ferne zum Decemberfeste nach Rom gepilgert waren, hatten mehrere auch die Charwoche und Ostern daselbst mitfeiern wollen. Nun da diese vorüber, stand ihre Abreise nahe bevor. Ehe sie jedoch die h. Stadt verlassen und nach allen Richtungen hin auseinander gehen sollten, wollte der Oberhirt mit ihnen bei den Gräbern der h. Märtyrer eine der Osterferien begehen.

Nun waren just vor mehreren Monaten in den Katakomben, die von der Kirche der h. Agnes sich weithin erstrecken, die Leiber des sechsten h. Papstes und Märtyrers, Alexander I., und des Eventius und Theodulus aufgefunden worden und zwar in einem Grunde, welcher der Propaganda gehört. Diese h. Stätte wollte der Papst besuchen und fuhr deshalb am Donnerstage nach Ostern — es war der 12. April, der 5. Jahrestag seiner Rückkehr aus der Verbannung — bald nach 9 Uhr Morgens durch die Porta Pia über die alte via Nomentana dahin, und zwar in Begleitung von 6 Cardinälen, allen auswärtigen Bischöfen und vielen andern hohen Persönlichkeiten, nebst einigen Jünglingen, welche sich im Collegium der Propaganda zu Missionären für die Heidenländer vorbereiteten. Daselbst angekommen, standen schon Cardinäle, Bischöfe, einige Mitglieder der Commission für h. Alterthumskunde und mehrere Zöglinge der Propaganda zum Empfange Sr. Heiligkeit bereit. Weil der Ort, wie gesagt, in einem Gute der Propaganda lag und der h. Vater dieser großartigen Anstalt ein besonderes Zeichen seiner Gnade und Huld geben wollte, waren die betreffenden Zöglinge so glücklich, Se. Heiligkeit dort begrüßen und ihm den Fuß küssen zu dürfen. Nachdem der Papst in die Capelle des h. Alexander hinabgestiegen war, hielt er daselbst, auf einem bischöflichen Stuhle sitzend, eine kurze Anrede an die Zöglinge, wodurch deren junge Herzen zur muthigsten Vertheidigung des Glaubens und der Lehre Jesu Christi entflammt wurden und welche diese mit recht sinnreichen Worten voll Dank und Ehrfurcht erwiderten. Darauf vertheilte der h. Vater einige Andenken aus den eben besuchten Katakomben an sein hohes Gefolge und kehrte über die via Nomentana nach St. Agnese zurück, einer Kirche, welche ungefähr eine Miglie von der Stadt gelegen ist. Diese Kirche, erbaut über dem Grabe der h. Jungfrau und Märtyrin Agnes, ist eine der ältesten und zugleich der schönsten und interessantesten Kirchen, weil in ihr der ursprüngliche Baustyl in seiner Reinheit dargestellt und unterhalten ist. Hart an diese Kirche angebaut befindet sich das Convent der Canonici Lateranenses, welche an dieser Kirche den Gottesdienst besorgen. Hier wollte nun der h. Vater, wie er es vorher angeordnet hatte, auf seiner Rückkehr mit

seiner Begleitung das Mittagsmahl einnehmen. Am Thore vom Cardinal d'Andrea, welcher von dieser Kirche den Titel führte, dem General-Procurator der regulirten Chorherren, dem Abt von St. Peter in Vincoli und dem Pfarrer des Ortes ehrfurchtsvoll empfangen, begab sich der Papst vor allem Andern in die Kirche, betete daselbst zuerst vor dem Allerheiligsten, verrichtete sodann auf dem Grabe der h. Agnes seine Andacht, las mit Rührung ein vom sel. Thomas von Kempen, regulirten Chorherrn auf dem St. Agnesberge bei Zwoll in Holland, verfaßtes Gebet zu Ehren dieser Heiligen, besichtigte darauf den schönen Bau des Gotteshauses und verfügte sich, als es bereits ziemlich spät war, in das anstoßende Pfarrhaus, um mit seinen Gästen — circa 150 an der Zahl — das einfache Mahl einzunehmen.

Nachdem dasselbe beendet war, begab sich der h. Vater in den angrenzenden Conversationssaal, der in zwei große Zimmer geschieden war, um noch einmal die Zöglinge der Propaganda zum Fußkusse zuzulassen. Während eben damit begonnen worden und der Papst, umgeben von den hohen Kirchenfürsten, dem französischen Commandanten zu Rom und dem östreichischen Commandanten zu Ancona, General Graf Hoyos, sich von ihrem Rector und Vicerector die Namen und das Vaterland der zum Fußkusse Zugelassenen hat nennen lassen und freundliche Worte an sie redet, traten — es war ungefähr um halb 5 Uhr — etwas rasch und zahlreich bei 80 Zöglinge in den Saal ein. Da plötzlich begann der Boden zu weichen, der Balken, auf dem der Fußboden ruhte, brach unter einem fürchterlichen Krachen entzwei, senkte sich unter den Füßen fast aller Anwesenden, deren Zahl 120 überstieg, in die Tiefe und stürzte plötzlich in einen 20 Fuß tiefen kellerartigen Abgrund unter Entsetzen und Geschrei! Die Propagandisten riefen gleich einem erschrockenen Kinde dem Papst wie aus einem Munde zu: Hülfe, h. Vater, Hülfe! bis die wie ein Regen über die Hinabstürzenden nachfallenden Trümmer und Mörtelstücke und eine dicke emporwirbelnde Staubwolke ihre Stimmen erstickt hatte. Cardinal Schwarzenberg, Fürst Hohenlohe und noch ein anderer Monsignor, die hart am Eingange des Saales gestanden, wo ein starker Balken einen Riß des Bodens aufgehalten hatte, waren die Einzigen im Unglückssaale, welche vor dem qualmenden Abgrunde wie auf einem Brette gerettet wurden.

Die Todtenstille, welche auf diesen Schreckensfall folgte, war schauerlich. Der Papst, der geliebte h. Vater unter den Trümmern begraben! Bei diesem Gedanken, bei diesem Rufe, der durch das ganze Gebäude ertönte, stand Jeder sprachlos da; mancher brach in Thränen aus. Indessen rannte man von allen Seiten zur Hülfeleistung herbei. Mit Hülfe einiger in der Nähe befindlichen päpstlichen Carabinieri gelang es dem als ehemaligen Abt des Klosters der Räumlichkeiten am Besten kundigen Msgr. Tizzani, Erzbischof von Nisibis, in den dunkeln, verschütteten Raum einzudringen und den Papst zu finden und zwar, wie durch ein Wunder, unverletzt. Er war auf dem Hauptbalken des einsinkenden Bodens ziemlich langsam hinabgerutscht, und der über ihn fallende Sessel schützte ihn gegen den nachstürzenden Schutt. Da dieser aber durch eine dichte Staubwolke den Raum, der ohnehin wenig erleuchtet

war, ganz verfinsterte, so dauerte es eine Zeitlang, bevor der Papst mit Hülfe der bereits von Außen eingedrungenen Männer sich erheben und in's Freie geleitet werden konnte. Seine ersten Worte beim Hervortreten aus dem Trümmerhaufen waren die Worte des Propheten: „Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti“, (Der Barmherzigkeit des Herrn haben wir's zu danken, daß wir nicht vernichtet sind,[1]) und zugleich die Namen der unbefleckten Jungfrau und der h. Agnes im Munde führend, dankte er ihnen für ihre mächtige Fürsprache im Himmel. Sein Aussehen war ganz ruhig und bestätigte, was er später geäußert haben soll: non aveva paura (ich hatte keine Furcht). Gewiß war es auch hier, wie in den Stürmen der Revolution, sein reines Gewissen und sein Vertrauen auf die durch ihn so hoch Verherrlichte, was ihm diese Festigkeit und diesen Gleichmuth verlieh. Der Ruf: Vergine immaculata, ajutateci (O, unbefleckte Jungfrau, komm uns zu Hülfe), den man mitten unter Getümmel und Gekrach ein paar Mal, wahrscheinlich aus seinem Munde, vernommen hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Wer vermag die Ausbrüche der Freude und den Jubel zu schildern, als man den h. Vater und nach ihm viele Andere durch die aus den Angeln gehobene Thür wohlbehalten hervortreten, in das neben der Kirche liegende kleine Gärtchen gehen und sich dort auf einem Sitze niederlassen sah und zwar mit einer Heiterkeit des Geistes und des Gesichtsausdruckes, welche ihn nach dem Schrecknisse des Sturzes fast wie verklärt erscheinen ließ! Sich selbst ganz vergessend und alle Hülfe von sich ablehnend, erkundigte der gute Greis sich nach dem Befinden Derer, die nach und nach aus der Tiefe hervortraten oder hervorgebracht wurden, und sorgte nur, daß diesen geholfen wurde. Und wahrlich, ihrer Viele bedurften der Hülfe; kamen doch Etliche zum Vorschein wie Leichen, die man eben aus dem Grabe gezogen; Andere mit übel zugerichteten Armen; dieser konnte sich kaum auf den Beinen erhalten oder wurde von seinen Begleitern geführt: jener war ohne Fuß- oder Kopfbedeckung; manchen waren die Kleider zerrissen oder verdorben und sonderbarer Weise entstellt; alle aber mit weißem Staube bedeckt. Auf fremden Armen getragen und da oder dort auf den Boden gesetzt, erblickte man die Zöglinge der Propaganda, von welchen einige wehklagend stöhnten, andere aus ihren Wunden bluteten. Von allen Seiten lief man herbei, regte sich und entsetzte sich, brachte Wasser und Linderungsmittel für die Wunden und den Schmerz, ja man sah sogar, wie ein Bischof einem Zöglinge zur Ader ließ. Der Anblick des französischen Generals, der bewußtlos unter dem Schutt hervorgezogen wurde und dem das Blut aus den Ohren floß, erregte großes Mitleid.

Mitten in diesem Gewirre bot der Papst, wie bemerkt, in seiner majestätischen Ruhe und in seiner Sorgfalt um Alle den großartigsten Anblick; er belebte die Anwesenden von Neuem. Ja, als einige Zöglinge der Propaganda, welche mit dem aus ihren Wunden fließenden Blute den Boden benetzten, vor ihn gebracht wurden und Msgr. Polding um seinen Segen in articulo mortis (in der Todesstunde) für sie bat, erwiderte der Papst voll Milde und Ruhe und wie mit prophetischer

---

[1]) Klagel. 3, 22.

Zuversicht: „Hoffen wir, daß es Keinem das Leben kosten werde", und nicht ein Einziger starb.

Der h. Vater wartete im Garten, der nahe an der Unglücksstätte war, so lange, bis man ihm berichtete, daß Alle lebten und gerettet seien; und als er die Gewißheit hatte, daß Niemand gestorben oder in Sterbensgefahr sei, rief er aus: „Das ist ein Wunder; lasset uns Gott danken!" Sogleich begab er sich an der Spitze der Geretteten in die Kirche, um mit ihnen vereint das Te Deum zu beten, nach welchem der Bischof Msgr. Tizzani mit dem Hochwürdigsten den Segen ertheilte.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das schreckliche Ereigniß in der Stadt. Noch am Abende desselben Tages strömte alles Volk in großen Massen vor den Palästen des Papstes und der Cardinäle zusammen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und am andern Tage war der Petersplatz wie an einem großen Feste mit Wagen angefüllt und Alles beeilte sich, dem h. Vater Beileidsbezeugung und Glückwunsch zugleich darzubringen. Die städtische Behörde veranstaltete eine feierliche dreitägige Andacht in der Kirche Ara celi, der noch anderweite Dankfeste folgten. Pius IX. aber ließ zum Danke für seine und seiner Gefährten Rettung, die, wenn man alle Umstände dabei in Betracht zieht, wirklich wunderbar scheint, das Pfarrgebäude von St. Agnes herstellen und an demselben Platze, wo sich dieser schreckliche Unfall ereignete, ein Denkmal aufführen. Die Zöglinge der Propaganda aber begeben sich alljährlich an dem erwähnten Tage zur Danksagung in jene Kirche, wo sie auch jedesmal zum Tische des Herrn hintreten. Auch der h. Vater stattet in der Regel jedes Jahr an diesem, ihm als Jahrestag der Rückkehr aus der Verbannung und der Errettung aus Todesgefahr doppelt merkwürdigen Tage, der Kirche der h. Agnes in dankbarer Verehrung einen Besuch ab. —

Nur wie im Vorbeigehen erwähnen wir: 1) die Plackereien, welche die einem falschen Liberalismus huldigende Regierung des frommen, dem h. Stuhl aufrichtig ergebenen Königs Ferdinand II. von Neapel der päpstlichen Regierung verursachte; — das zwischen beiden Staaten getroffene Uebereinkommen betreffs des aus dem Mittelalter herstammenden Lehnsverhältnisses der Krone Neapel zum römischen Stuhl, wofür jene letzterem die rückständige Schuld von 10,000 Goldgulden zahlte; 2) die seit langen Jahren obwaltende Differenz rücksichtlich der sogenannten Sicilianischen Legation, d. h. gewisser, der neapolitanischen Regierung vom h. Stuhl zugestandenen geistlichen Befugnisse, z. B. in Bezug auf Dispensen in Ehesachen und Nichtigkeitserklärung von Ordensgelübden; 3) das Attentat eines Mazzinistischen Verschworenen auf das Leben des Cardinals Antonelli; 4) die Allocution vom 22. Juli 1855 gegen die piemontesische Regierung und die darin verhängte große Excommunication über alle an dem von jener erlassenen Gesetze der Klosteraufhebung irgendwie Betheiligten; 5) eine andere Allocution vom gleichen Tage, worin der h. Vater mit dem Ausdruck besondern Schmerzes Klage führt über den schmachvollen Concordatsbruch von Seiten der Regierung Spaniens, jenes Königreiches, das sich ihm zur Zeit der Trübsal so ergeben und hülfreich gezeigt und das durch Abschluß jener Vereinbarung mit dem

h. Stuhl eine eben so lobenswerthe katholische Gesinnung an den Tag gelegt, als es nun dieselbe verläugne und das Gegentheil zeige; 6) die stets fortschreitende Unterdrückung und brutale Vergewaltigung der katholischen Kirche in der einst so einträchtigen schweizerischen Eidgenossenschaft. — Alles dieses erwähnen wir, wie gesagt, nur wie im Vorbeigehen, um desto länger bei dem wichtigsten kirchlich-politischen Ereigniß dieses Jahres, dem zwischen Oestreich und dem h. Stuhl abgeschlossenen Concordat verweilen zu dürfen, wovon Pius IX. in der Allocution vom 3. November in freudigster Seelenstimmung dem Collegium der Cardinäle Mittheilung machte. Nicht minder wie der h. Vater freute sich die ganze katholische Christenheit, freute sich der gutgesinnte Kaiser Franz Joseph selber über das glückliche Zustandekommen einer Vereinbarung, die dem unnatürlichen, für Staat und Kirche gleich verderblichen Druck, den seit Kaiser Joseph II. ein vom kirchenfeindlichen Zeitgeist beherrschtes Regierungssystem auf die Kirche ausgeübt hatte, ein Ziel zu setzen bestimmt und geeignet war. Zum Zeichen seiner persönlichen Freude darüber ließ der Kaiser dem h. Vater die Summe von 250,000 Frcs. (über 60,000 Thlr.) als Geschenk zustellen. Dieselben sollten auf Wunsch des Kaisers für das von dem Papst beabsichtigte Denkmal zur Erinnerung an das Fest des 8. December, so wie für die innere Ausschmückung der prachtvollen Basilika des h. Paulus verwendet werden. Ach! wie war die wohlbegründete Freude aller Gutgesinnten von so kurzer Dauer! Das in Rede stehende Concordat machte einen zu tiefen Schnitt in das lockere Fleisch des alternden östreichischen Staatskörpers, als daß derselbe ob dieses Heilversuches keinen lauten Schmerzensschrei hätte ausstoßen sollen. In der That zog bald nach dem Bekanntwerden des Uebereinkommens die gesammte liberale Tagespresse, deren Hauptorgane leider in Oestreich wie auch anderswo unter der Leitung christenthumsfeindlicher Juden oder Freimaurer stehen, anfangs schüchtern, dann immer frecher gegen dasselbe zu Felde, bis endlich ein Höllensturm dawider losging, dem es im Jahre 1867 selbst mit Genehmigung des Herrschers, der es unterzeichnet hatte, erliegen mußte. Merkwürdig hierbei und bezeichnend für die Verfahrungsweise dieser Concordatsstürmer war es, daß sie, während sie das verfehmte Document als eine Ausgeburt des finstersten, unduldsamsten Aberglaubens, als eine fluchwürdige Zwangsjacke für den fortschreitenden Geist der Jetztzeit verlästerten, sich wohl hüteten, das Publikum mit dem wahren Inhalte desselben bekannt zu machen, so daß Tausende und Tausende, die aus voller Kehle in den Ruf: „Fort mit dem Concordat!" einstimmten, gar nicht wußten, um was es sich eigentlich handle. Wir hoffen daher unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir aus den 36 Artikeln, die das Concordat enthält, einige wenige und zwar solche herausheben, die für unsere Zeit besonders wichtig sind und um deren Beseitigung es den Concordatsstürmern hauptsächlich zu thun war.

Erster Artikel. Die heilige römisch-katholische Religion wird mit allen Befugnissen und Vorrechten, deren dieselbe nach der Anordnung Gottes und den Bestimmungen der Kirchengesetze genießen soll, im ganzen Kaiserthume Oestreich und allen Ländern, aus welchen dasselbe besteht, immerdar aufrecht erhalten werden.

Zweiter Artikel. Da der römische Papst den Primat der Ehre wie der

Gerichtsbarkeit in der ganzen Kirche, so weit sie reicht, nach göttlichem Gesetze inne hat, so wird der Wechselverkehr zwischen den Bischöfen, der Geistlichkeit, dem Volke und dem h. Stuhle in geistlichen Dingen und kirchlichen Angelegenheiten einer Nothwendigkeit, die landesfürstliche Bewilligung nachzusuchen, nicht unterliegen, sondern vollkommen frei sein. . . . .

Fünfter Artikel. Der ganze Unterricht der katholischen Jugend wird in allen sowohl öffentlichen als nicht öffentlichen Schulen der Lehre der katholischen Religion angemessen sein; die Bischöfe aber werden kraft des ihnen eigenen Hirtenamtes die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Lehranstalten leiten und sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande Etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft. . . . .

Siebenter Artikel. In den für die katholische Jugend bestimmten Gymnasien und mittleren Schulen überhaupt werden nur Katholiken zu Professoren oder Lehrern ernannt werden und der ganze Unterricht wird nach Maßgabe des Gegenstandes dazu geeignet sein, das Gesetz des christlichen Lebens dem Herzen einzuprägen. Welche Lehrbücher in gedachten Schulen bei dem Vortrage der Religion zu gebrauchen seien, werden die Bischöfe kraft einer mit einander gepflogenen Berathung festsetzen. Hinsichtlich der Bestellung von Religionslehrern für Gymnasien und mittlere Schulen werden die heilsamen darüber erflossenen Verordnungen in Kraft bleiben.

Achter Artikel. Alle Lehrer der für Katholiken bestimmten Volksschulen werden der kirchlichen Beaufsichtigung unterstehen. Den Schuloberaufseher des Kirchensprengels wird Seine Majestät aus den vom Bischofe vorgeschlagenen Männern ernennen. Falls in gedachten Schulen für den Religionsunterricht nicht hinlänglich gesorgt wäre, steht es dem Bischofe frei, einen Geistlichen zu bestimmen, um den Schülern die Anfangsgründe des Glaubens vorzutragen. Der Glaube und die Sittlichkeit des zum Schullehrer zu Bestellenden muß makellos sein. Wer vom rechten Pfade abirrt, wird von seiner Stelle entfernt werden.

Neunter Artikel. Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigene Macht mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserthume verbreitet werden.

Zehnter Artikel. Da alle kirchlichen Rechtsfälle und insbesondere jene, welche den Glauben, die Sacramente, die geistlichen Verrichtungen und die mit dem geistlichen Amte verbundenen Pflichten und Rechte betreffen, einzig und allein vor das kirchliche Gericht gehören, so wird über dieselben der kirchliche Richter erkennen, und es hat somit dieser auch über die Ehesachen nach Vorschrift der h. Kirchengesetze und namentlich der Verordnungen von Trient zu urtheilen und nur die bürgerlichen Wirkungen der Ehe an den weltlichen Richter zu verweisen. Was die Eheverlöbnisse betrifft, so wird die Kirchengewalt über deren Vorhandensein und ihren Einfluß auf die Begründung von Ehehindernissen entscheiden und sich dabei an die Bestimmungen halten, welche dasselbe Concilium von Trient und das apostolische Schreiben, welches mit „auctorem fidei" beginnt, erlassen hat. . . . .

Fünfzehnter Artikel. Damit dem Hause Gottes, welcher der König der Könige und der Herrscher der Herrschenden ist, die schuldige Ehrerbietung bezeigt werde, soll die Immunität der Kirchen in so weit beobachtet werden, als die öffentliche Sicherheit und die Forderungen der Gerechtigkeit es verstatten.

Sechszehnter Artikel. Seine Majestät der Kaiser wird nicht dulden, daß die katholische Kirche und ihr Glaube, ihr Gottesdienst, ihre Einrichtungen, sei es durch Wort oder That und Schrift, der Verachtung preisgegeben, oder den Vorstehern und Dienern der Kirchen in Uebung ihres Amtes, vorzüglich wo es sich um Wahrung des Glaubens, des Sittengesetzes und der kirchlichen Ordnung handelt, Hindernisse gelegt werden. Zudem wird Er nöthigenfalls wirksame Hülfe leisten, damit die Urtheile, welche der Bischof wider pflichtvergessene Geistliche fällt, in Vollstreckung kommen. Da es überdies Sein Wille ist, daß den Dienern des Heiligthums die ihnen nach göttlichem Gesetze gebührende Ehre bezeigt werde, so wird er nicht zugeben, daß Etwas geschehe, was dieselben herabsetzen oder verächtlich machen könnte, vielmehr wird Er verordnen, daß alle Behörden des Reiches sowohl den Erzbischöfen oder Bischöfen selbst, als auch der Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit die ihrer Stellung gebührende Achtung und Ehrenbezeigung erweisen. . . . .

Neunundzwanzigster Artikel. Die Kirche wird berechtigt sein, neue Besitzungen auf jede gesetzliche Weise frei zu erwerben, und ihr Eigenthum wird hinsichtlich alles Dessen, was sie gegenwärtig besitzt oder in Zukunft erwirbt, unverletzlich verbleiben. Daher werden weder ältere, noch neuere kirchliche Stiftungen ohne Ermächtigung von Seiten des h. Stuhles aufgehoben oder vereinigt werden, jedoch unbeschadet der Vollmachten, welche das h. Concilium von Trient den Bischöfen verliehen hat.

Dreißigster Artikel. Die Verwaltung der Kirchengüter wird von Denjenigen geführt werden, welchen sie nach den Kirchengesetzen obliegt. Allein in Anbetracht der Unterstützung, welche Seine Majestät zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse aus dem öffentlichen Schatze huldreich leistet und leisten wird, sollen diese Güter weder verkauft, noch mit einer beträchtlichen Last beschwert werden, ohne daß sowohl der h. Stuhl, als auch Se. Majestät der Kaiser oder Jene, welche Dieselben hiermit zu beauftragen für gut finden, dazu ihre Einwilligung gegeben haben.

Einunddreißigster Artikel. Die Güter, aus welchen der Religions- und Studienfond besteht, sind kraft ihres Ursprunges Eigenthum der Kirche und werden im Namen der Kirche verwaltet werden, während die Bischöfe die ihnen gebührende Aufsicht nach den Bestimmungen üben, über welche der h. Stuhl mit Sr. kaiserlichen Majestät übereinkommen wird. Die Einkünfte des Religionsfonds werden, bis dieser Fond durch ein Einvernehmen zwischen dem apostolischen Stuhle und der kaiserlichen Regierung in bleibende und kirchliche Ausstattungen getheilt wird, für Gottesdienst, Kirchenbaulichkeiten, Seminare und Alles, was die kirchliche Amtsführung betrifft, verausgabt werden. Zur Ergänzung des Fehlenden wird Se. Majestät in derselben Weise wie bisher auch künftighin gnädig Hülfe leisten; ja, woferne die Zeitverhältnisse es gestatten, sogar größere Unterstützung gewähren. Ingleichen wird das Einkommen des Studienfonds einzig und allein auf den katholischen Unterricht und nach dem frommen Willen der Stifter verwendet werden. . . . .

Vierunddreißigster Artikel. Das übrige die kirchlichen Personen und Sachen Betreffende, wovon in diesen Artikeln keine Meldung gemacht ist, wird sämmtlich nach der Lehre der Kirche und ihrer in Kraft stehenden, von dem h. Stuhle gut geheißenen Disciplin geleitet und verwaltet werden.

Fünfunddreißigster Artikel. Alle im Kaiserthume Oestreich und den einzelnen Ländern, aus welchen dasselbe besteht, bis gegenwärtig in und was immer für einer Weise und Gestalt erlassenen Gesetze, Anordnungen und Verfügungen sind, insoweit sie diesem feierlichen Vertrage widerstreiten, für durch denselben aufgehoben anzusehen und der Vertrag selbst wird in denselben Ländern von nun an immerdar die Geltung eines Staatsgesetzes haben. Deshalb verheißen beide vertragschließenden Theile, daß Sie und Ihre Nachfolger Alles und Jedes, worüber man sich vereinbart hat, gewissenhaft beobachten werden. Wofern sich aber in Zukunft eine Schwierigkeit ergeben sollte, werden Seine Heiligkeit und Seine kaiserliche Majestät sich zu freundschaftlicher Beilegung der Sache ins Einvernehmen setzen.

Der Schluß lautet: Nachdem Wir die Artikel dieses Uebereinkommens gesehen und erwogen, sprechen Wir aus und erklären, daß Wir sie alle und einzeln hiermit ratificiren und bestätigen, und versprechen mit Unserem kaiserlich-königlichen Worte für Uns und Unsere Nachfolger, daß Wir Alles, was darin enthalten ist, treu in Vollzug setzen und in keiner Weise gestatten wollen, daß dem zuwider gehandelt werde. Zu dieser Beglaubigung und größerer Bekräftigung haben Wir die gegenwärtige Ratificationsurkunde mit Unserer Hand unterzeichnet und mit Unserem k. k. Siegel besiegeln lassen.

Wie muß dem armen Kaiser Franz Joseph zu Sinn sein, so oft er dieser letzteren Zeilen sich entsinnt? Welch' eine Wandlung mußte mit ihm und um ihn her vorgehen, daß er einem so feierlich verbrieften und besiegelten Fürstenworte untreu werden konnte!

Um behufs Erzielung eines gedeihlichen Erfolges von obiger Vereinbarung seinerseits Nichts zu unterlassen, gab Pius IX. in einem Rundschreiben vom 5. November 1855 dem östreichischen Episkopat einige Anweisungen über die Ausführung derselben. Diese Anweisungen zeugen von einem bewunderungswürdigen Tiefblick des Papstes in die vom

Josephinismus angefressenen kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände Oestreichs, von einer zarten Rücksichtnahme auf die Autorität und die Wünsche der k. k. Regierung, wie auf die Nationalitäten der großen, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Monarchie. Insbesondere fordert Pius IX. die Bischöfe auf, über die rechte Erziehung des Klerus zu wachen, die Zucht unter demselben aufrecht zu erhalten, und wo sie in Verfall gerathen, wieder herzustellen, das Amt der Pfarrer und andere kirchliche Pfründen nur würdigen, tauglichen und angesehenen Geistlichen zu verleihen, für die heilsame Erziehung der Jugend zu sorgen und ihre Heerde durch die Predigt des göttlichen Wortes und heilsame Ermahnungen zu nähren, Provinzial- und Diöcesansynoden zu halten. Dann weist er sie an — wie rücksichtsvoll! — von ihren Hirtenbriefen und andern Actenstücken gleichzeitig mit der Eröffnung ein Exemplar der Regierung mitzutheilen, ihr die Abhaltung von Synoden anzuzeigen und die Akten derselben einzuschicken, auf die Wünsche der Regierung bezüglich der Form und Methode der für den Schulgebrauch bestimmten Religions-Handbücher Rücksicht zu nehmen. Geistliche, welche der Regierung aus politischen Rücksichten minder angenehm wären, mögen sie weder auf Pfarreien noch auf andere kirchliche Pfründen, noch zu Professoren oder Lehrern an den Seminarien ernennen; endlich mögen sie unablässig darüber wachen, daß in den kirchlichen Functionen, besonders bei der Messe und der Spendung der Sacramente, die Formeln der Kirche in der Sprache eines jeden vom Apostolischen Stuhl genehmigten Ritus angewendet werden u. s. w. —

Ein ähnliches, einzelne Punkte, insbesondere den Indifferentismus und Rationalismus noch specieller besprechendes päpstliches Rundschreiben erließ der h. Vater an den östreichischen Episkopat unter'm 17. März 1856. — Man sieht, an Pius IX. lag und liegt nicht die Schuld, wenn der alte Kaiserstaat, aus tausend Wunden blutend, sein Heil nicht erkennen, das angebotene Heilmittel nicht anwenden und mit seiner ganzen Vergangenheit brechend, lieber ruhmlos und elend enden will.

Zehntes Capitel.

Das Jahr 1856. — Pius IX. als Pathe. — Der verhängnißvolle Friedenscongreß zu Paris. — Der wahrheitsgetreue Bericht des Grafen Rayneval. — Allocution in Betreff Mexico's. — Das Jahr 1857. — Pius' IX. Wallfahrt nach Loretto und Rundreise durch seine Staaten.

So war der Uebergang aus dem Jahre 1855 zu dem Jahre 1856 und dieses letztern Anfang im Ganzen Glück verheißend und an freudigen Aussichten reich. Der grimmige Krimkrieg nahete nach zweijährigem Wüthen, während deß er 1 Million Menschen und Millionen an Geld verschlungen, seinem Ende. Noch an dem Tage, wo Pius IX. das letzterwähnte Schreiben an den östreichischen Episkopat erließ, konnte er von Paris aus die Nachricht von der Tags zuvor (16. März) mitten in dem Siegesjubel erfolgten Geburt des so heiß ersehnten kaiserlichen Prinzen erhalten. Nach mehr denn dreijähriger Ehe mit der spanischen Grafentochter Maria Eugenia de Montijo war dem Beherrscher der Franzosen ein Sohn und Thronerbe geboren. Des mächtigen Mannes Glück erreichte hiermit seinen Gipfel, wie denn auch seine Macht und

sein politischer Einfluß um diese Zeit im Zenith standen. Die katholische Welt begrüßte es als ein glückliches Zeichen, als sie erfuhr, daß der Kaiser den guten Einfall gehabt, zum Pathen seines Erstgebornen keinen Geringeren, als Se. Heiligkeit Papst Pius IX. zu erbitten, und daß Letzterer mit Wohlwollen dem kaiserlichen Ansinnen entsprochen. Was hätte der ehrgeizige Imperator nicht darum gegeben, wenn er das Haupt der Christenheit hätte bewegen können, in seines Reiches Hauptstadt persönlich als Pathe zu fungiren! Der h. Vater fand es indessen aus guten Gründen für gerathen, auch hier sich durch seinen würdigen Generalvicar, den Cardinal und Fürsten Patrizi vertreten zu lassen.

Die feierliche Taufe hatte am 14. Juni in der Kathedrale Notre-Dame Statt. Fünfundachtzig Erzbischöfe und Bischöfe wohnten der Ceremonie bei.

So schien Alles für Pius IX. sich freundlich zu gestalten: die Mächte standen mit ihm und er mit ihnen auf gutem Fuße; die Missionen nahmen einen gedeihlichen Fortgang; Ruhe herrschte in den päpstlichen Staaten; eine Verfolgung, die seit mehreren Jahren in Spanien gewüthet, hatte aufgehört, und ein mächtiger Aufschwung religiösen Sinnes und Lebens machte sich nach allen Richtungen hin bemerklich. Aber ein schwarzer Fleck am Nordhimmel Italiens verfinsterte diese heitere Perspective. Graf Camillo di Cavour, der im Turiner Cabinet die leitende Seele war und offen nach der Herrschaft über ganz Italien strebte, spannte schon jetzt, im Vereine mit den eifriger als je arbeitenden geheimen Gesellschaften, deren einflußreichstes Mitglied er war, seine Netze über die Romagna aus. Dieses sein Bestreben trat offen zu Tage auf dem Congresse, der im Frühjahre 1856, zunächst zur Beendigung des Krimkrieges und zur Lösung der orientalischen Frage, zu Paris stattfand und in welchem zu sitzen das kleine, ehrgeizige Piemont mit großem Verluste von Blut und Geld sich das Recht erworben hatte. Hier brachen nun die sardinischen Bevollmächtigten, Graf Cavour und Marquis de Villamarina, die Gelegenheit vom Zaun und überreichten den Ministern von Frankreich und England, dem Grafen Walewski und dem Lord Clarendon, eine Verbal-Note vom Datum des 27. März 1856, worin sie, unter Klageführung über die „den Geist der Unzufriedenheit nährende mangelhafte, klericale Verwaltung der Gesetzgebung“, die Entfernung der östreichischen Truppen aus den Legationen und die Trennung der Letzteren vom Kirchenstaate, wenigstens in Bezug auf Verwaltung, die eine völlig weltliche (natürlich die piemontesische) sein müsse, beantragten. Von den Bevollmächtigten Rußlands, Oestreichs und der Türkei nahm keiner an dieser Discussion Theil, indem sie erklärten, in Bezug auf den Kirchenstaat kein Mandat zu haben. Desto lebhafter betheiligten sich daran die Vertreter der Königin Victoria und desselben Imperator's Napoleon III., der so eben den Souverän des Kirchenstaates zum Gevatter seines Neugeborenen erkoren hatte!! . . .

Auf Cavour's Wunsch wurden die in den Conferenzen des Congresses gesprochenen Worte einregistrirt, dem Druck übergeben und so der Revolution als ein Köder vorgeworfen, die denn auch in geheimen Clubs und in den Parlamenten, zunächst dem sardinischen und englischen, mit

Heißhunger sich darüber hermachte. Daß die Congreßsitzung vom 8. April, worin diese Fragen zur Erörterung kamen, sofort nach der Veröffentlichung ihrer Protocolle, in Rom und unter allen gutgesinnten Katholiken die lebhaftesten Besorgnisse wach rief, ist wohl selbstverständlich. Ein wahrer Trost für die Letzteren, aber auch ein furchtbarer Aerger für die hämischen Verläumder des h. Stuhles war es daher, als durch ein eigenthümliches „Spiel" der Vorsehung der Bericht, den der französische Botschafter zu Rom, Graf Rayneval, ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, unter'm 14. Mai desselben Jahres, gleichsam als Antwort auf jene verläumderischen Protocolle, an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Grafen von Walewski) gerichtet hatte, zur Oeffentlichkeit gelangte. Der Eindruck dieses Documentes in Europa war, wie die feindliche Presse selber eingestand, ein ungeheurer, die Wuth darüber bei den Radicalen eine fürchterliche. Graf Rayneval geht in diesem Bericht mit Ruhe und Unparteilichkeit und mit der Sachkenntniß eines mit den römischen Zuständen durch lange Erfahrung vertrauten Staatsmannes die Beschwerden durch, welche gegen das päpstliche Regiment gang und gebe sind und schlägt sie mit Gründen zu Boden, gegen die Nichts einzuwenden ist.

Aber die öffentliche Meinung, anstatt auf dieses sachkundige und unparteiische Wort zu hören, ließ sich lieber durch die piemontesischen, englischen und revolutionären Tagesblätter und durch die hohlen und feindseligen Declamationen des Grafen Cavour irre leiten. Gleichwohl war vor der Hand das Ungewitter beschworen und vor dem Ausbruch desselben waren dem h. Vater noch einige ruhige und beglückte Jahre beschieden. Große Sorgen machten ihm gegen Ende des Jahres nur noch die mexicanischen Angelegenheiten, die ihn am 15. December zu einer Allocution veranlaßten, worin er dem h. Collegium Mittheilung machte von dem überaus feindseligen Kriege, welchen die dortige Regierung gegen die Kirche führe, und alle Gewaltthätigkeiten derselben für null und nichtig erklärte.

Im Jahre 1857 beschloß Pius IX., einem Zuge dankbarer Verehrung folgend, eine Wallfahrt nach seinem geliebten Loretto anzustellen und bei dieser Gelegenheit eine Rundreise durch seine Staaten zu machen, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, worüber sein Volk zu klagen hätte.

Die Reise war auf den 4. Mai festgesetzt. Um 7 Uhr Morgens begab sich Se. Heiligkeit aus dem Vatican in die St. Peterskirche, um am päpstlichen Altare über dem Grabe des Apostelfürsten die h. Messe zu lesen. Dann wohnte er noch einer h. Messe bei, an deren Ende mit lauter Stimme die Gebete um eine glückliche Reise gesprochen wurden. Nachdem er hierauf in einem Sacristeizimmer das Frühstück genommen, erschien er wieder, umgeben von den Cardinälen, den Ministern, einer großen Anzahl Prälaten und dem übrigen Hofpersonale, verrichtete nochmals vor der Confessio des h. Petrus seine Andacht, drückte seine Lippen auf den Bronze-Fuß der antiken Statue des großen Apostels und schritt dann langsam durch das Mittelschiff der Kirche, während die Menge sich herbeidrängte. Auf den Stufen hatten sich die römischen Fürstinnen versammelt; als der Papst

sich näherte, warfen sie sich auf die Kniee und brachten ihm ihre heißen Wünsche für eine glückliche Reise dar. Am Fuße der Treppe hielt der Reisewagen. Daselbst empfing Pius von allen Seiten nochmals die herzlichsten Wünsche und Huldigungen, und stieg dann, geleitet vom französischen Gesandten, in den Wagen, dessen Schlag von dem Decan des h. Collegiums, dem ehrwürdigen Cardinal Macchi, der trotz seiner 87 Jahre und seiner schwachen Gesundheit sich der Ehre dieses Dienstes nicht hatte entziehen wollen, geöffnet und geschlossen wurde. Des Papstes Gefolge bildeten die Monsignori: Graf de Merode, (aus jenem berühmten Geschlecht, welches Belgien viele Staatsmänner und Helden gegeben, wie er, Graf Xaver selber, mit Auszeichnung unter Lamoricière in Africa gefochten und erst in gereiften Jahren den Waffenrock mit der Toga vertauscht hatte;) Talbot, ein Convertit von hohem englischen Adel, Fürst Hohenlohe, Borromeo und Berardi. Endlich setzte man sich in Bewegung. Der ungeheure Platz vor der Peterskirche war mit einer unzählbaren Menschenmenge bedeckt. Das ganze französische Expeditionscorps und die römische Garnison standen unter den Waffen. Ausgedehnte Infanterie-Colonnen bildeten eine doppelte Kette über den Platz bis zum Angelica-Thore hinter dem Vatican. Im Augenblicke, wo der h. Vater in dem von den Truppen eingeschlossenen Raume anlangte, wirbelten die Trommeln und das Heer knieete nieder, um den päpstlichen Segen zu empfangen. Unter dem Erschallen sämmtlicher Glocken verließ Se. Heiligkeit die ewige Stadt. Der commandirende General Goyon gab, an der Seite des päpstlichen Reisewagens reitend, dem h. Vater bis zum oben genannten Thore das Geleite.

Kaum hatte der Papst die Thore seiner Hauptstadt hinter sich, als er die Bewohner der römischen Campagna von allen Seiten herbeieilen sah. In Baccano, zu Monterosi, zu Nepi, zu Civita Castellana, wo die erste Nachtruhe genommen wurde, überall unendlicher Jubel. In letzterer Stadt wurde er durch Kanonensalven von der Festungsartillerie begrüßt und der Commandant überreichte ihm die Schlüssel. Am Abende war die ganze Stadt festlich beleuchtet und freudige Musik erscholl unter den Fenstern des bischöflichen Palastes, in welchem sich der Papst befand. Der Schein der Kunstfeuerwerke, das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen verkündeten der ganzen Umgegend die freudige Bewegung der Stadt. Nachdem er am andern Morgen in der Kathedrale die h. Messe gelesen und Vielen die h. Communion ertheilt, setzte Pius IX. um halb 8 Uhr die Reise fort. Ueber Terni, das einem Blumengarten glich, und wo die große Eisengießerei in Augenschein genommen wurde, ging es nach Spoleto, wo Se. Heiligkeit einst den erzbischöflichen Stuhl inne hatte. Als der Papst hier einzog, war die Nacht bereits vollständig eingebrochen und das Thor, durch welches man die Stadt betrat, strahlte von bengalischem Feuer, bei dessen glänzendem Scheine das Volk die theuern Züge seines ehemaligen Oberhirten wieder zu erkennen suchte und jubelnd wieder erkannte. Alle Häuser waren beleuchtet, in den Straßen Triumphbogen und vor der Kathedralkirche eine sehr hohe Säule mit der Statue der allerheiligsten Jungfrau errichtet. Nachdem der Papst sein Gebet in der Kirche verrichtet, begab er sich zu Fuß, von 1000 Fackeln begleitet, in den erzbischöflichen Palast. Wie war ihm hier so wohl, hier, wo er während 6 Jahren in der Vollkraft seines Mannesalters zuerst als Oberhirte geweilt und gewirkt, so viel Segen gespendet, so viel Liebe geärntet hatte und nun eben wieder ärntete!

Von Spoleto ging es am folgenden Morgen über Fuligno, wo Se. Heiligkeit von der Consularstraße abwich, nach Assisi. Es war am 7. Mai, Abends 7 Uhr, als Pius IX. in dieses Paradies der Appeninnen, in die Wiegenstätte des Heiligen, der von ihr seinen Namen, wie sie von ihm ihre Berühmtheit hat, einzog. Sein erster Gang war nach der Kirche der h. Clara, wo die demüthige h. Ordensstifterin

ruht. In dem Franciskanerkloster — Sagro Convento — empfing der Papst noch zahlreiche Ordensleute, Söhne des h. Franciskus und Benedict; es kamen dort Capuziner, Minoriten, Recollecten, Conventualen, Tertiarier zur Vorstellung; alle Nationen — Deutsche, Belgier, Spanier, Franzosen, Engländer — waren dabei vertreten. Am Morgen des 8. begab sich Se. Heiligkeit nach der aus drei aufeinander gebauten Kirchen bestehenden Kathedrale, dem ersten gothischen Denkmal Italiens. Maria, der Königin der Engel (Madonna degli Angioli) und den h. Aposteln geweiht, hat sie Mauern von weißem Marmor, um die Reinheit Mariä und der Engel zu bezeichnen, und 12 Thürmchen von rothem Marmor, zur Erinnerung an das von den Aposteln vergossene Blut. Pius IX. feierte das h. Meßopfer auf dem päpstlichen Altare der mittlern Kirche und begab sich dann zur untern Kirche, wo die Gebeine des h. Kaufmannssohnes ruhen, welcher der Patriarch eines zahllosen Geschlechtes heiliger Ordensleute geworden, die Alle, gleich ihm, die Armuth sich zur Braut erkoren. An dieser geweihten Stätte knieend, richtete Se. Heiligkeit — als Mitglied des 3. Ordens selber ein Sohn des h. Franziskus — umgeben von 12 Bischöfen, die zu seiner Begrüßung nach Assisi gekommen waren, mit lauter Stimme das glühendste Gebet an diesen großen Heiligen. Er bat denselben, uns von ungezügelter Liebe zu den Gütern dieser Welt zu befreien und endete mit einer rührenden Anrufung der allerseligsten Jungfrau, als deren „unwürdigster Diener er das Vorrecht gehabt habe, den Ruhm ihrer unbefleckten Empfängniß zu verkünden." Niemand unter der zahlreichen Umgebung konnte seine Thränen zurück halten. Von dort begab sich der h. Vater nach dem Kloster der h. Clara, wo der Diöcesanbischof auf seinen Befehl alle Benedictinerinnen und Franciskanessen der verschiedenen Frauenklöster zu Assisi versammelt hatte. Seit dem Besuche Gregor's XVI. hatte ein ähnliches Ereigniß nicht Statt gefunden und keine der guten Ordensschwestern hatte seitdem ihr Kloster verlassen. Wer konnte die Freude dieser gottgeweihten Jungfrauen schildern, als es ihnen vergönnt war, dem Statthalter Christi ihre Ehrfurcht zu bezeugen? Ihre Zahl betrug gegen 300, und unter ihnen befanden sich deutsche Capuzinerinnen aus einem ausschließlich für deutsche Jungfrauen bestimmten Kloster zu Assisi. Nachdem Se. Heiligkeit sich entfernt hatte, vereinigten sich die Bräute Christi zu einem gemeinschaftlichen Essen, und sie trennten sich dann, um in ihre Klöster zurückzukehren und um sich wahrscheinlich erst im Himmel wiederzusehen.

Der erlauchte Reisende setzte nun seinen Triumphzug — denn das war seine Reise in Wirklichkeit — über Bastia, Spedalicchio und Ponte San Giovanni nach Perugia fort, wo nebst den apostolischen Delegaten und den Behörden der Stadt der Erzherzog Ferdinand, Kronprinz von Toscana, Sr. Heiligkeit die Huldigung einer wahrhaft kindlichen Ehrerbietung darbrachte. Von dem Jubel der Bevölkerung und von ihrem massenhaften Herbeiströmen aus weitester Ferne oft ein paar Tage vorher, um nur ja sicher zu sein, den Papst nicht zu verfehlen und seinen Segen zu empfangen, reden wir, um Raum zu ersparen, weiter Nichts mehr: es war allüberall der gleiche, sich wie um die Wette überbietende Jubel, der sich in Geschützessalven und Festgeläute, in Evviva's, in Triumphbögen, Guirlanden, Beleuchtungen, Kunstfeuerwerken und dergleichen nach italienischer Sitte Luft machte. Der Stadt Perugia schenkte der milde Landesvater 20,000 Scudi zur Erbauung einer neuen Gefangenenanstalt. — Am 10. Mai, dem letzten Tage seines Aufenthaltes daselbst, reiste der Papst Nachmittags um 4 Uhr wieder nach Fuligno ab. Unweit Perugia stattete derselbe trotz des Regens der Villa des Ritters Giambattista Bianchi einen Besuch ab. Der Besuch galt jedoch weniger dem Ritter, als den Waisenkindern, die derselbe auf seine Kosten in der Landwirthschaft unterrichten ließ und der Villa selber, die dem Papst als eine landwirthschaftliche Musteranstalt unter der Leitung des erfahrenen Professors der Landwirthschaft mit Recht angerühmt worden war. Abends kam Se. Heiligkeit in Fuligno an, wo er die Consularstraße wieder betrat und von wo er am andern Morgen (11. Mai) nach Macerata weiterfuhr. Hier besuchte er die Hochschule und hielt eine Anrede an die Professoren der mediciniſchen und philosophischen Facultät, indem er ihnen die Pflicht einschärfte, aus allen Kräften nach dem wahren und hohen Zwecke zu streben, zu welchem diese Facultät errichtet worden, und muthig die Irrthümer der modernen Philosophie zu bekämpfen. So war der edle Landesvater auf der ganzen Reise unermüdlich für das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Um Alles kümmerte er sich; die Gerichte, die Gefängnisse, die Spitäler und andere Wohlthätigkeits-Anstalten, die wissenschaft-

lichen und industriellen Institute besuchte er entweder selber oder ließ sie durch Andere besuchen und auf's Genaueste besichtigen; er ertheilte eine Menge Audienzen, nahm Einsicht von den Petitionen, welche zu Tausenden bei ihm einliefen, und welche er je nach der Natur des Gegenstandes mit eigenhändigen Rescripten versah. Gegen die Gefangenen bewies er wiederum seine angeborene Herzensgüte, indem er fast allen 6 Monate Strafzeit im Wege der Gnade erließ; nur die verhärtetsten Bösewichter, deren vorzeitige Freilassung ein Unglück für das Volk gewesen sein würde, blieben von dieser Begnadigung ausgeschlossen. Gegen politische Gefangene war der h. Vater in gleicher Weise gütig; bis zur Mitte Juni waren bereits 24 Gefangene dieser Classe begnadigt. Vier Personen, die verbannt waren, gestattete er freie Rückkehr nach Rom, dreien erließ er einen Theil ihrer Strafe und 17 setzte er ganz in Freiheit. Vor seiner Abreise von Rom hatte der Papst zwei Männern die Freiheit geschenkt, welche, um wenig zu sagen, zu den hervorragendsten Wortführern der republicanischen Partei gehörten, nämlich Sturbinetti und Galeotti. Am 12. erfreute der Papst Tolentino mit seinem Besuche, kehrte dann nach Macerata zurück, und reiste am 14. um halb 3 Uhr Nachmittags über Recanati nach Loretto. Hier wurde Se. Heiligkeit von den Cardinälen Lucciardi, Brunelli und Morichini, von dem Fürst-Erzbischofe von Salzburg und andern Bischöfen ehrfurchtsvoll begrüßt. Später trafen daselbst des h. Vaters Bruder, Graf Mastai sammt Sohn, und der östreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf Degenfeld mit zwei andern Generalen und Offizieren des Stabes, der neapolitanische General Carolis und die Consuln von Oestreich, Frankreich und Neapel aus Ancona ein und wurden alle mit gleicher Huld empfangen. Daß es dem Pflegesohn Mariens wohl, innig wohl war in dem Heiligthum seiner Mutter, daß er jetzt dankte, wo er damals flehte, und jetzt glühender noch und erfolgreicher als damals flehte, nicht um Heilung für sich, sondern für seine geliebte Heerde, um Heilung für sie von den vielen Wunden, womit sie von so vielen Seiten geschlagen wurde, um Kraft und Gnade für sich, sie zu weiden und zu schirmen gegen andringende Wölfe — das kann Jeder sich besser vorstellen, als beschreiben lassen. Auch daß er, der allenthalben Spuren seiner Freigebigkeit zurückließ, dieses sein theuerstes Heiligthum nicht unbeschenkt werde verlassen haben, können wir uns schon denken. In der That verehrte Pius demselben außer andern Altargeräthschaften hauptsächlich eine goldene Lampe und einen mit Brillanten reich gezierten Kelch zum Werth von 14,000 Scudi, der im Schatze der Santa Casa neben den Geschenken Gregor's XVI. niedergelegt ward.

Von Loretto, wo er das Fest der Himmelfahrt des Herrn gefeiert, reiste der Papst nach Ancona.

Hier derselbe Empfang, dieselben Freudenbezeugungen. Der Kathedralkirche St. Ciriaco daselbst machte Se. Heiligkeit eine wunderschön gearbeitete silberne Bildsäule, die h. Jungfrau darstellend, die das Jesuskind in den Armen hält und der Schlange den Kopf zertritt, zum Geschenk; der Stadt aber sagte er 348,000 Scudi für das Zeughaus und die Erweiterung der Stadtmauern zu.

Zu Ancona ereignete sich am 24. Mai, als der h. Vater nach der Feier der Messe sich in die Sacristei zurückgezogen hatte, ein Unfall, der nur zu leicht die bedauerlichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Durch den Luftzug beim Oeffnen des Hauptportals wurde nämlich eine der von allen Seiten herabflatternden Draperieen den Lichtern zu nahe gebracht und gerieth in Brand, worauf in einem Augenblick die ganze Stoffverkleidung der Kuppel in hellen Flammen stand. Zum Glück war alsbald das trefflich organisirte Pompiercorps zur Hand und in wenigen Minuten alle Gefahr beseitigt. — Von Ancona ging die Reise nach Sinigaglia, wo 2 Brüder, Gabriel und Giuseppe Mastai und eine Schwester, welche Nonne ist, und die ganze Bevölkerung der Stadt mit Freude und Stolz den Ihrigen erwarteten, der aus ihrer Mitte auf den Thron der Christenheit erhoben wurde und diesen so ruhmgekrönt behauptet. War in allen bis jetzt berührten Städten der Empfang seitens der Bevölkerung begeisterungsvoll gewesen: so glanzvoll und enthusiastisch wie in Sinigaglia war es nirgends. Pius IX., tief gerührt durch die ihm dargebrachten Huldigungsbeweise und den immer von Neuem losbrechenden Jubel, konnte, ohne Worte zu finden, nur durch reichlich vergossene Freudenthränen seinen Gefühlen Ausdruck geben. Zum Jubeln hatten die Sinigaglesen, wie wir bereits wissen, wahrlich aber auch Ursache; empfingen sie doch nicht bloß ihren Herrscher, sondern ihren größten Wohlthäter in ihren Mauern. Ihn dagegen, den Zartfühlenden, mit

kindlicher Pietät an der Stadt, die ihn so freudig den Ihrigen nannte, Hängenden, mußte der Dank seiner Landsleute allerdings nun auch mit einer Wonne beseelen, die ihm Thränen aus den Augen lockte. Aber eine neue Wohlthat, von der sie noch nicht wußten, sollte ihnen zu Theil werden. Veröffentlichte doch Se. Heiligkeit während seines Aufenthaltes in Sinigaglia ein in Form eines Breve am 1. Mai desselben Jahres (also einige Tage vor seiner Abreise) vom Cardinal Macchi unterschriebenes apostolisches Schreiben, demgemäß Pius IX. in seiner Vaterstadt außer dem bereits bestehenden Lyceum eine neue großartige Anstalt gründete, welche dazu bestimmt war, 3 Classen von Bürgern Arbeit und Unterstützung zu verschaffen! Diese sind: „Arme, an langwierigen (chronischen) Krankheiten leidende Menschen beiderlei Geschlechts, ihrer Eltern beraubte oder wegen deren Sorglosigkeit oder Armuth ohne Erziehung gelassene Mädchen, endlich arme Weiber, die ohne Arbeit sind.“ Hatten da — wir fragen nochmals — die Bewohner Sinigaglia's nicht tausendfache Ursache, ihren großen Mitbürger, den größten Menschenfreund seines Jahrhunderts, auf ihren Händen zu tragen?

Am 29. Mai Morgens verließ der h. Vater Sinigaglia und reiste nach Pesaro, wo er die Nacht zubrachte und den Grundstein zu einem neuen Fort legte, mit dem Versprechen, 100,000 Thaler zum Ausbaue beizusteuern. Außerdem wies er zur zweckmäßigen Einrichtung der Gefängnisse daselbst, so wie derjenigen in Fano und Forli 80,000 Thaler an. In Pesaro wurde Se. Heiligkeit vom Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs, dem Erzherzoge Ferdinand Max begrüßt. Von da ging die Reise über Rimini, Cesena, Forli nach Ravenna. Hier ermangelte Pius IX. nicht, wie jeder richtige Italiener, das Grabmal des großen italienischen Nationaldichters, Dante, zu besuchen, und als man ihn ersuchte, zum Andenken an diese Ehre seinen hohen Namen in das Fremdenbuch einzutragen, schrieb er — ein Beweis, wie vertraut er mit der classischen Literatur seines Vaterlandes, so gut wie mit der h. Schrift ist — lächelnd folgende Terzine aus der „divina Comedia“ des großen Dichters:

Non è il mondan romore altro che un fiato
Di vento, ch'or vien quinci, or vien quindi,
E muta nome, perchè muta lato.[1])

(Denn ird'scher Ruf ist wie des Windes Wehen,
Der sich bald hierhin und bald dorthin wendet
Und seinen Ort und Namen tauscht im Gehen.)

Von Ravenna ging die Fahrt über Faenza nach Imola, wo, wie in Spoleto, Alles dem ehemaligen, unvergeßlich gebliebenen Cardinalbischof entgegenjauchzte, den man vor 11 Jahren unter Thränen nach Rom zum Conclave abreisen sah, mit der Furcht, ihn nicht wieder als den Ihrigen zurückkehren zu sehen. Dießmal war er wieder völlig der alte, Allen zugängliche, Jedem sich hingebende, leutselige Oberhirt, dem man es nicht anmerkte, daß er Papst geworden, und daß ein Kaiser ihn zum Gevatter seines Kindes erbeten, Ihn, den vormals der Gonfaloniere der Stadt als solchen verschmähte. Von Imola ging es nach Bologna, der zweiten Hauptstadt des Kirchenstaates.

Am 9. Juni gegen 7 Uhr Abends kam man hier an. Der Cardinal Viale Prela empfing ihn an der Schwelle seiner Kirche, wo 14 Erzbischöfe und Bischöfe aus der Romagna, Toscana, der Lombardei und dem Venetianischen, das Metropolitan-Capitel und das Capitel St. Petronio, die Welt- und Ordensgeistlichkeit versammelt standen. Gleich am folgenden Morgen, am Tage vor dem Frohnleichnamsfeste, krönte Pius IX. das den Bolognesen so werthvolle Bild der h. Jungfrau von Monte della Guardia (die Ueberlieferung nennt den h. Lukas als Schöpfer des Gnadenbildes) mit einer prächtigen Krone, wobei er eine Rede an das Volk hielt, in der er die Ceremonieen des vorgenommenen Aktes sinnreich erklärte, die Fülle der durch Maria von Gott gespendeten Gnaden hervorhob und schließlich den Segen Maria's für das fromme, gläubige Bologna, dessen Glauben so hart angefeindet worden, herabflehte.

Tags darauf (am 11. Juni) feierte Se. Heiligkeit das hohe Frohnleichnamsfest. Zwei Tage später (13. Juni) kamen der Herzog und die Herzogin von Parma und

---

[1]) Purgatorio, Conto XI. 100.

deren Schwester Maria zur Begrüßung des h. Vaters in Bologna an. Die Infantin hatte ihre zwei Söhne von 7 und 8 Jahren mitgebracht; der Papst ertheilte ihnen die h. Firmung. Am selben Tage empfing er auch den Thronerben Parma's, Herzog Robert.

Elftes Capitel.

Das Jahr 1857: — Fortsetzung der Reise. — Rückkehr. — Einzug in Rom. — Einweihung der Mariensäule. — Nachträgliches über des Papstes Reise. — Ein Studentenfest im Vatican.

In dieser Weise empfing der h. Vater alle Tage Besuche von hohen Personen, die ihm meistens sehr werth waren und unter denen namentlich der wackere greise Titularkönig Ludwig I. von Baiern erwähnt zu werden verdient. Sogar — wer hätte das erwarten sollen? — von Sr. Subalpinischen Majestät, dem „König=Ehrenmann" kam ein Abgeordneter nach Bologna zur Begrüßung Sr. Heiligkeit, und zwar in der Person des nur allzu bekannten Herrn Comthur Carlo Buoncompagni, der als Gesandter am Hofe zu Florenz damals schon, laut seiner eigenen Erklärung, die „hohe Mission" hatte, auf die italienische Unabhängigkeit hinzuwirken, d. h. die päpstlichen Unterthanen gegen ihren Souverän aufzuwiegeln. Als derselbe bei'm Papste eingeführt wurde, waren der Cardinal=Erzbischof (Viale Prela) und zwei andere Prälaten zugegen; sie wollten sich entfernen, aber der h. Vater bat sie zu bleiben. Buoncompagni nahm das Wort und sagte, er sei von seinem Könige und seiner Regierung gesandt, um Sr. Heiligkeit deren Huldigung darzubringen.

Pius IX. crux de cruce, hörte ihn mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit an; Herr v. Buoncompagni fährt fort: „Heiliger Vater! Meine Regierung macht sich eine Pflicht, eine Ehre daraus, die Religion und die Kirche zu schützen." In dieser Weise sollte es fortgehen, als der h. Vater ihn unterbrach, und in jenem milden, aber ernsten Tone, welcher der päpstlichen Würde so wohl ansteht, ihm sagte: „Hören Sie auf, ich bitte Sie, und sprechen Sie nicht von diesen Angelegenheiten; denn ich würde zu meinem großen Bedauern genöthigt sein, Ihnen zu widersprechen." Der Piemontese erblaßte und wurde verwirrt. Um ihm Zeit zu geben, sich zu sammeln, richtete der h. Vater das Wort an den Cardinal=Erzbischof, wandte sich dann wieder an den sardinischen Gesandten und verabschiedete ihn in freundlicher Weise. — Um die edle Haltung, Ruhe und Mäßigung, welche Pius IX. diesem — wir dürfen wohl sagen Judasgruße gegenüber bewahrte, besser würdigen zu können, muß man an die Rolle denken, welche gerade Piemont auf dem Congresse zu Paris gespielt, und an die Umtriebe, welche bereits jetzt im Werke waren, um jene Provinzen, deren Einwohner eben jetzt ihrem rechtmäßigen Landesherrn einen so begeisterten, festlichen Empfang bereiteten, vom h. Stuhl loszureißen. Das Alles wußte Pius IX., er wußte, daß die genannte Partei in eben der Stadt, die ihm jetzt huldigend zu Füßen lag, eine mächtige Stütze an einer mit Napoleon III. verwandten Familie hatte — und nun in Mitte der aufrichtigen Huldigungen, die ihm von allen Seiten zukamen, einen der rührigsten Agenten jener Partei zu sich kommen sehen und aus seinem Munde den Judasgruß: „sei gegrüßt, lieber Meister!" hören zu müssen! . . .

Aber — so könnte Einer fragen — die allgemeinen Staats= und Kirchenangelegenheiten, wurden sie denn über dem Jubel und den Zerstreuungen dieser oberhirtlichen Rundreise ganz und gar vergessen? Die Antwort hierauf geben unter andern zwei von Bologna aus erlassene wichtige Aktenstücke, das erste, den Güntherianismus, d. h. das von dem Wiener Weltpriester Anton Günther aufgestellte philosophische Lehrgebäude, das zweite, die mit Würtemberg abgeschlossene Convention betreffend.

Das erstere päpstliche Schreiben vom 15. Juni ist an den Cardinal=Erzbischof Johannes von Geissel zu Cöln gerichtet. Veranlaßt war dasselbe durch den laut

ausgesprochenen Tadel Einiger, als habe die Ursache des allgemeinen Verbotes der Günther'schen Schriften durch Decret der Index-Congregation (vom 8. Januar 1857) darin gelegen, daß jene Congregation selbst keine einzelnen Sätze jener Werke und keine bestimmten Meinungen in denselben als censurwidrig befunden habe. Der h. Vater, als oberster Lehrer und Richter in der Kirche, läßt sich in vorgedachtem Schreiben nun herbei, die Gründe für die Verurtheilung der Günther'schen Werke anzugeben.

Das zweite vom 1. Juli 1857 aus Bologna datirte päpstliche Schreiben bestätigt die zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Könige Wilhelm I. von Würtemberg durch Vermittelung des Cardinals von Reisach einer- und des Freiherrn von Ow andrerseits abgeschlossene Convention. Ferner hielt seine Heiligkeit am 3. August zu Bologna ein geheimes Consistorium, worin vielen verwaisten Kirchensprengeln neue Oberhirten gegeben wurden, so z. B. der Kirche von Osnabrück in Hannover, welcher der seitherige Domdecan und Generalvicar Paul Melchers aus Münster (dermaliger Erzbischof von Cöln) als Bischof vorgesetzt wurde.

Zu Bologna feierte der h. Vater auch das Jahrgedächtniß seiner Krönung (am 21. Juni). Fünfundzwanzig Bischöfe assistirten dieser Feier und Se. Heiligkeit empfing von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise von Hochachtung und Ergebenheit. Daß der h. Vatcr während seines längeren Aufenthaltes in seinem zweiten Rom auch hier mit voller Hand Wohlthaten gespendet, die Universität und andere Lehranstalten, Spitäler und Lazarethe besucht habe, bedarf kaum der Erwähnung. So schenkte er zum Ausbau der prachtvollen gothischen Kirche von St. Peter aus seinen eigenen Mitteln 75,000 Scudi, der Universität schenkte er die von ihm angekaufte, aus mehreren tausend Bänden bestehende, kostbare Büchersammlung des Cardinals Mezzofanti, welcher vordem selber als Bibliothecar und Professor an dieser Hochschule gewirkt hatte. Dagegen machte auch die Stadt Bologna Sr. Heiligkeit zwei großartige Geschenke: das schöne Schloß, worin der Papst während des Aufenthaltes in Bologna gewohnt und dann einen Galawagen, dessen Kosten auf 22,000 Scudi veranschlagt wurden.

Von Bologna aus ging die Reise nach Ferrara, dem Grenzort jener Staaten, wo Pius IX. das Fest Maria Himmelfahrt durch eine h. Messe in der Kathedrale feierte. Von Ferrara aus besuchte Se. Heiligkeit, einer Einladung des Großherzogs Leopold II. von Toscana [1]) folgend, die Städte Este, Modena, Florenz und Livorno, wo er überall mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde. Von Livorno reiste der h. Vater nach Siena, dem Geburtsorte der h. Katharina, wo noch ihr väterliches Haus und ihre Bußwerkzeuge zu sehen sind. Hierher begab sich Pius IX. gleich aus der Hauptkirche, umgeben vom Volke. Man führte ihn in das einstige Zimmer und in das Betstübchen der Heiligen, wo man Reliquien und Manuscripte von ihr niedergelegt hatte. In ein Album schrieb der Papst mit der ihm eigenen Geistesgewandtheit: Infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia; [2]) mirabilis Deus in sanctis suis.[3]) (Das Schwache hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen; wunderbar ist Gott in seinen Heiligen.) Einen ähnlichen Beweis von Geistesgewandtheit gab Pius IX. in einem Hause, dessen Bewohnern es mehr um weltlichen Ruhm, als um die Ehre Gottes zu thun war. Sie umdrängten und becomplimentirten ihn: „Heiliger Vater, welche Ehre für uns, Sie zu besitzen! welch' ein glücklicher Tag! Lassen Sie uns ein kleines Andenken an diese Durchreise: ein Wort schon genügt." — Nun gut denn, antwortete Pius IX., weil Sie nur ein Wort verlangen, da haben Sie eins: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und in den Staub zurückkehren wirst." [4])

Den 21. August Morgens halb 7 Uhr verließ der Papst Siena, um seinen Rückweg nach Rom anzutreten. Der Großherzog und die Prinzen von Toscana begleiteten ihn durch alle Ortschaften bis zur Grenze.

Auf Samstag, den 5. September, war die Rückkehr des h. Vaters von seiner Reise, die ihn 4 Monate entfernt gehalten hatte, angekündigt, und obwohl Se. Heiligkeit auf die Kunde von den Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren zu veranstalten

[1]) Derselbe ist im Januar 1870 gestorben. [2]) 1. Kor. 1. 27. [3]) Ps. 67. 36. [4]) 1. Moses 31. 19.

gedenke, in einem eigenhändigen Schreiben an Cardinal Antonelli seinen Wunsch kund gegeben hatte, man möchte sich seinethalben nicht in Unkosten setzen zu einer Zeit, wo Armuth und Noth wie ein geharnischter Mann immer mehr auf die Menge eindringen: Almosen den Bedürftigen würden für ihn das schönste Festgebinde sein — so war dennoch für einen seiner würdigen Empfang alles Mögliche geschehen.

Ein Viertel nach 4 Uhr langte Se. Heiligkeit jenseits der Milvius-Brücke an. Hier, wo prachtvolle Triumphbogen sich erhoben, erwarteten ihn die Minister, die Conservatoren mit den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern. Von Lebehochs, die nicht enden wollten, begrüßt und um den apostolischen Segen gebeten, bestieg Pius IX. mit Anmuth einen dazu erbauten Thron und segnete alle Anwesenden. Der Weg von der Brücke bis zur Porta del Popolo, eine Strecke von 2 Miglien, war ein unabsehbares Gewühl von Menschen jedes Alters, die Bevölkerung von Rom war auf den Straßen, an den Fenstern und auf den Dächern. An der Pforte der Peterskirche harrten seiner die Gesandten der Kaiser, Könige und sämmtlichen in Rom vertretenen Fürsten. Es wurde sodann das Te Deum gesungen und vom Cardinal Macchi mit dem Hochwürdigsten der Segen ertheilt.

Um dem bekannt gewordenen Wunsche des Papstes zu entsprechen, sollten vor Allem die Armen, seine bevorzugten Kinder, seiner Wiederkehr sich freuen. Daher ließ der Senat an arme Familien 120,000 Pfund Brod und 60,000 Pfund Fleisch vertheilen; ferner wurden die bis zum 30. August Schulden halber Verhafteten befreit und jedes Pfand unter einem halben Thaler, welches die Armen im Leihause hatten, wurde eingelöst. Um den Tag der Rückkehr Sr. Heiligkeit auch seinerseits recht zu verherrlichen, wies der edle Fürst Borghese die Summe von 6000 Scudi an, um eine Anzahl armer römischer Mädchen von untadelhaftem Wandel bei ihrer Verheirathung mit dem nöthigsten Hausmobilar zu versehen. Auch andere reiche Einwohner legten ihre Freude durch außerordentliche Liebesspenden an den Tag. Abends strahlte ganz Rom und die Peterskirche in zauberhafter Beleuchtung.

So war also die Pilgerreise des Papstes nach Loretto ein wahrer Triumphzug vom Anfang bis zum Ende. Drei Tage nach einander reihte sich ein Fest dem andern an, doch am dritten Tage, als am Feste der Geburt Mariä, erreichte die Feier ihre höchste Spitze und gleichsam ihren Schlußstein durch die feierliche Einweihung der Mariensäule, welche Pius IX. in zahlreicher hoher Begleitung, vom Palaste des Gesandten Spaniens ausgehend, um 12 Uhr Mittags unter dem Geläute aller Glocken und unter Absingung der Hymne Ave Maris Stella, in Gegenwart einer zahllosen, auch aus der Umgebung herbeigeströmten Volksmenge, mit den üblichen kirchlichen Ceremonieen vornahm.

So wären wir denn mit der Beschreibung der Reise, welche Pius IX. unternommen, ganz und gar zu Ende? Doch nicht so völlig. Das Interessanteste bei dieser Reise war doch allemal die Person des Reisenden, sein Verhalten, sein Thun und Reden unterwegs und an den Aufenthaltsorten, bei den vielerlei Huldigungen und Vorkommnissen, wie sie solch eine Reise nothwendig mit sich brachte. Diesem Persönlichen nun wollen wir, nachdem wir um deßwillen das Uebrige möglichst abgekürzt haben, noch einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Mit einer wahrhaft väterlichen Liebe segnete Pius IX. die Landleute und die Bewohner jener Orte, wo er nicht anhalten konnte, und welche auf die Straße hinaus geeilt waren. Oft verließ er den Wagen, um wenige Worte an sie zu richten oder ihnen ein Geschenk zu hinterlassen. Häufig fügte er sich dem Wunsche dieser braven Leute und bog selbst von seinem Wege ab, um sich von ihnen nach ihrem Orte oder Flecken führen zu lassen. Wie viele Dörfer, Flecken, Städte, welche keineswegs in seinem Reiseplan lagen, besuchte er nicht in Folge dessen!

Ueberall wo der Papst anhielt, begab er sich zuerst in die Kirche, oder in die Kathedrale, wenn der Ort ein Bischofssitz war. Jesus Christus, dem obersten Hirten und höchsten Herrscher, waren die Erstlinge der christlichen Herrscherthat, die er eben vollbrachte, geweihet. Oft nachdem er in stiller Anbetung vor Gott dem Herrn, der in dem h. Tabernakel gegenwärtig ist, versunken gewesen, verlangte er, daß in der Kirche mit dem Allerheiligsten Sacramente der Segen gegeben werde. Er wollte dadurch vor Allem Jenen verehren, dessen Diner er ist, und wollte ferner

dem Volke zeigen, daß auch er, der so viel Segen über die Erde verbreitet, Gott unterthan sei und wie alle Andern seines Segens bedürfe.

Sobald der h. Vater die Kirche verließ, gab er dem Volke feierlich von einem Balcon oder einer Estrade herab seinen apostolischen Segen. Sodann ließ er sich nach dem Orte führen, wo der Empfang Statt haben sollte. Gewöhnlich ging der h. Vater bei dieser Gelegenheit zu Fuß, damit man ihn besser sehen und leichter sich ihm nähern könnte.

Bei dem Empfange gab er sich ganz allen Jenen hin, welche sich ihm vorstellten, nicht allein den Behörden und Corporationen der Städte oder den religiösen Genossenschaften, welche von Amtswegen ihre Aufwartung machten, sondern allen Jenen, welche der Wunsch, den h. Vater zu sehen, oder irgend ein Anliegen zu ihm führte, und von Solchen waren stets alle Gemächer gefüllt.

So lange die Vorstellungen dauerten, bewahrte Pius IX. auf seinen Lippen jenes leutselige Lächeln und zeigte niemals in seinem Aeußern irgendwie Ungeduld oder Ermüdung. Den Worten, welche man an ihn richtete, schenkte er ein aufmerksames Ohr und beantwortete sie stets mit Wohlwollen. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich mehrmals, daß die Wortführenden aus Befangenheit den Faden ihrer Rede verloren. Mit der herzlichsten Zuvorkommenheit half dann der h. Vater dem armen Redner, fast ohne daß man es merkte, aus seiner peinlichen Lage und ergänzte, was Jener nicht hervorzubringen vermochte.

Ein Fall dieser Art trug sich zu Ronciglione zu. Ein achtbarer Greis, ein sehr schlichter, mit der Redekunst durchaus nicht vertrauter Mann, hatte sich dem h. Vater an der Spitze der Gemeindeverwaltung vorgestellt. Er begann seine Anrede an den Papst mit den Worten: Veniamo prestare .... (Wir kommen, um —). Aber das Gedächtniß verließ ihn, und er wußte, nachdem er noch dreimal das Wort prestare wiederholt, Nichts mehr zu sagen. Da dankte ihm Pius IX. in liebreichen Worten, in welchen er gerade das sagte, wozu dem Sprecher der Ausdruck gemangelt hatte. So verhalf er dem armen Bürgermeister wieder zu dem Faden seiner Rede, und dieser, ermuthigt durch dieses Wohlwollen des h. Vaters, vermochte nunmehr seine Anrede ohne weiteren Anstoß zu vollenden, wohl gar sich in Gedanken schmeichelnd, er habe seine Sache vortrefflich gemacht.

Bei Allen forschte Pius danach, ob sie Nichts bedürften, ob er nicht im Stande sei, irgend einem Uebelstande in der Gemeinde abzuhelfen. So war es zu Otricoli der Fall. Dort erfuhr er, als er die Kirche verließ und sich mit den Leuten unterhielt, daß der Kirchhof verlegt werden müsse. Obwohl die Sache bereits seit mehreren Jahren dringender Erledigung bedürfe, sei doch noch Nichts geschehen. Sofort versammelte der h. Vater den Gemeinderath zu einer Sitzung um sich und lud denselben ein, über diese Angelegenheit zu berathen. Alsbald einigte man sich dahin, daß die Verlegung einen Kostenaufwand von 200 Thalern erfordere, und der Gonfaloniere, seines Geschäftes ein Maurermeister, erklärte sich bereit, um diesen Preis die Arbeit zu übernehmen. Darauf befahl Pius IX. einem Prälaten seiner Begleitung, die Summe dem Ortsvorsteher zur Verfügung zu stellen, und reiste dann, begleitet von den Segenswünschen der ganzen Gemeinde, weiter.

So suchte der h. Vater seine Anwesenheit allerorten nutzbringend zu machen, indem er den Behörden, die sich ihm vorstellten, auf eine Weise, die eindrang, ohne zu verletzen, heilsame Winke und Ermahnungen zu treuer Pflichterfüllung ertheilte.

War der h. Vater an einem Orte angelangt, wo er die Nacht zuzubringen gedachte, so war nach beendigtem Empfang seine erste Frage gewöhnlich nach den Armen und Kranken des Ortes. Oft ließ er sich in die Hütten der ärmsten Einwohner oder zu den Wohnstätten kränklicher, schwacher Personen führen. Wenigstens besuchte er das Spital. Hier ging er von Bett zu Bett, vertheilte unter den Kranken Medaillen, Rosenkränze oder andere Gegenstände der Verehrung, und richtete Worte des Trostes und der Liebe, wie sie ihm so natürlich von den Lippen flossen, an die Leidenden.

In größeren Städten besuchte er außerdem auch die bedeutendsten industriellen Anlagen, wie die für den öffentlichen Nutzen wichtigsten Arbeiten. So durchwandelte er zu Serravalle die Säle einer ungeheuren Tabaksfabrik, in welcher 800 Menschen Beschäftigung fanden, fragte mit Interesse nach der Bereitungsart des Tabaks und ließ in seiner Gegenwart die verschiedenen Arbeiten, welche mit demselben zu geschehen pflegen, vornehmen. Zu Ferrara verweilte er mehrere

Stunden im Athenäum, in welchem eine Ausstellung industrieller Gegenstände eröffnet war. In Pesaro legte er den Grundstein zu einem neuen Hafen. Zu Ascoli bog er mehrere Meilen von seinem Wege ab, um die Arbeiter an einer neuen Straße aufzumuntern, welche den Weg von Spoleto nach Rom abkürzt. In Crepi gewährte er den Abgeordneten der Hammerwerke von Ronciglione eine Privataudienz und besprach sich mit ihnen über die Art und Weise, wie die Schwierigkeiten zu überwinden seien, welche bis jetzt der Eisenfabrikation in den päpstlichen Staaten und dem Vertrieb der Producte hemmend entgegen standen.

Zum Mahle und späterhin zur Ruhe ließ sich der beinahe 70jährige Greis erst dann nieder, wenn er allen Pflichten des Tages, wie sein väterliches Herz es erheischte, genügt hatte. Sein Schlaf war kurz; denn die früheste Morgenstunde fand ihn — so füglich er sich bei seinem hohen Alter und den vielen Strapazen dieser Pflicht hätte enthoben erachten können — schon in der Kathedrale oder in der Dorfkirche, wo er das h. Opfer darbrachte und allen Jenen, welche sich dem Tische des Herrn nahten, die h. Communion reichte. Bei dieser Gelegenheit hielt er häufig eine Ansprache an die Gläubigen, die alle Herzen entflammte und kein Auge trocken ließ.

Wenn er die Gotteshäuser, in welchen er Messe gelesen, zuweilen mit einem Geschenke, z. B. dem Kelch, dessen er sich beim h. Opfer bedient, bedachte, so erhielten alle Krankenhäuser und Hospize, alle Zufluchtsorte für Schwache und Preßhafte, alle Wohlthätigkeitsanstalten, alle Unternehmungen von öffentlichem Nutzen noch mehr Beweise seiner Freigebigkeit, und nur Eines bedauerte er hierbei: nicht mehr geben zu können; aber die Freudigkeit, mit welcher er schenkte, verdoppelte den Werth des Geschenkes.

Darf es uns nach allem Diesem Wunder nehmen, wenn das Volk allenthalben, d. h. alle Schichten der Bevölkerung, sich um ihren Papst und König drängten, wie einst die Schaaren des Judenvolkes sich um den Messias drängten, da er segnend und Wunder wirkend die Fluren Judäa's durchwanderte? Ja, wenn Einige, von seiner überirdischen Erscheinung hingerissen und den Apostel Jesu Christi in ihm verehrend, die den Aposteln innewohnende Gabe der Wunder auch bei ihm vorhanden glaubten? So setzte wirklich eine schon lange kranke Frau in Pius IX. das feste Vertrauen, er vermöge sie durch Auflegen der Hände zu heilen. Mit Ungeduld erwartete sie seine Ankunft, und als dieser Augenblick gekommen, theilt sie mit Gewalt die Menge und dringt mit ihren beiden Kindern bis zu seiner Person. „Heiliger Vater", rief sie, „sieh' eine arme Mutter, welche stirbt, sieh' zwei Kinder, welche mit ihrer Mutter Alles verlieren, rette mich, gieb mir die Gesundheit zurück!" — „Armes Kind", antwortete Pius IX. bewegt, „ich habe nicht die Gewalt, der Krankheit zu gebieten, aber ich habe ein Vaterherz, dich zu trösten und einen Hoffnungsstrahl in deine Seele fallen zu lassen. Meine Tochter, Gott ist unendlich gütig; du hast ihn vielleicht nicht mit vollem Vertrauen angerufen; bete zu ihm, wende dich während 9 Tagen an ihn, der die Vorsehung der Waisen und Wittwen ist, ich werde mein Gebet mit dem deinigen vereinen, und hoffen wir, daß der Himmel unser Flehen erhören wird. Beginnen wir gleich!" Und der h. Vater sammelte sich, um zu beten. Die arme Mutter fiel auf die Kniee, ebenso alle Umstehenden. Als das Gebet vollendet war, entfernte sich die Wittwe getröstet und gestärkt.

Ein ander Mal näherte sich ein Mann dem Papste; seine zerrissenen Kleider, seine finsteren Züge, sein wilder Blick verrathen auf der Stelle, daß es ein Räuber ist. Der Papst gebietet einen Augenblick den begeisterten Zurufen, die um ihn erschallen, Stille. — Wohlwollend betrachtet er den Unbekannten. „Was willst du von mir, mein Sohn?" redete er ihn an. — „Ich bin ein großer Sünder", entgegnete dieser, — „nur die Neugierde zog mich her, aber Ihr Blick, welcher auf mich fiel, erweckte plötzlich mein Gewissen. Heiliger Vater, ich will Ihnen beichten; Sie sind der einzige Priester, der die Macht besitzt, meine Sünden zu vergeben." Pius IX. kürzt seinen Weg ab, er beeilt sich: es handelt sich um eine wichtige That, um die Rettung einer Seele. In der nahen Kirche angekommen, hört der Papst die Beichte des Unbekannten; er ermahnt ihn, spricht ihm Muth ein, segnet ihn, absolvirt ihn. Durch die Salbung seiner Worte vollendend, was die Gnade von Oben begonnen, fühlte Pius IX. sich glücklich, der menschlichen Gesellschaft ein nützliches Mitglied, dem Himmel eine Seele gewonnen zu haben.[1])

[1]) Characteristische Züge aus dem Leben Pius IX. Von Abbé St. Dumax. Mainz 1861.

Mit dieser Rundreise des Papstes durch seine Staaten vergleiche man die Reisen, wie gewöhnlich weltliche Potentaten sie machen: wo sind hier die Concerte, die Theatervorstellungen, die Bälle, die Jagden und andere Lustbarkeiten, wobei an einem Abend Summen vergeudet werden, die zum Lebensunterhalt vieler armen Familien auf ganze Jahre hinreichten und worüber die ernstesten Staatsangelegenheiten in den Hintergrund treten? Wo ist da aber auch die aus tiefstem Herzen quellende Verehrung, dieser an Trunkenheit grenzende Jubel, die den h. Vater überall umgaben und die sein Vaterherz derart erfreuten, daß er nicht umhin konnte, in dem geheimen Consistorium vom 27. September desselben Jahres dieser Freude und der Dankbarkeit, die er darüber, sowie über die Errichtung jener Denksäule zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter auf dem spanischen Platze, empfand, einen höchst beredten Ausdruck zu geben und schließlich der ganzen katholischen Welt einen vollkommenen Ablaß in Form eines Jubiläums zu bewilligen.

Zwei Tage vor der gedachten Allocution veranstaltete der Greis mit dem jugendfrischen Herzen ein Fest, welches allzu bezeichnend für seine Jugendliebe ist, als daß wir dasselbe hier unerwähnt lassen dürften. Es galt den studirenden Jünglingen aller Nationen, welche in der ewigen Stadt zur Pflege der Wissenschaft und zum priesterlichen Dienste erzogen werden. Es war mithin ein rechtes Studentenfest.

Am genannten Tage Mittags fanden sich ungefähr 150 derselben in der großen Gallerie der vaticanischen Bibliothek vereinigt. Die Versammlung bestand aus den Lehrern und sämmtlichen Zöglingen des von Sr. Heiligkeit gegründeten Seminarium Pium (wohin, wie wir wissen, jede der 68 Diöcesen des Kirchenstaates einen Zögling sendet) und aus Deputationen der verschiedenen andern Collegien der h. Stadt. Im Ganzen waren 16 Collegien durch Repräsentanten vertreten: das Seminarium Pium, die kirchliche Akademie, das Collegium der Propaganda, das capranische, pamphilische, griechisch-ruthenische, deutsch-ungarische, engländische, irländische, schottische, belgische Collegium, das vaticanische und französische Seminar, das Seminar der Benedictiner von St. Paul und das Waisenhaus. Interessant war die Verschiedenheit der Kleidung der Versammelten und nicht weniger bemerkenswerth die Verschiedenheit der Gesichtszüge: 15 bis 20 verschiedene Nationen waren da anwesend, von den Engländern und Deutschen mit blonden Haaren bis zu dem Nubier und Chinesen mit der Farbe des Ebenholzes oder Kupfers. So war gleichsam die künftige katholische Priesterschaft der ganzen Welt vertreten, den Statthalter Christi erwartend. Endlich erschien derselbe, umgeben von den Prälaten seines Hauses, von 10 Cardinälen und mehreren Bischöfen. Nachdem der Papst jede der sich vorstellenden Deputationen in herzlicher Anrede begrüßt hatte, setzte man sich zum Essen an der mit kostbaren Blumen aus den vaticanischen Gärten und mit reichen Vasen verzierten Tafel nieder. Der h. Vater sprach selber das Tischgebet und nahm an einem kleinen Seitentischchen einen allen Blicken zugänglichen Platz ein; 195 Gäste waren versammelt. Nach aufgehobener Tafel folgte die ganze Gesellschaft dem h. Vater in den Garten des Vaticans. Alle Etiquette war da verschwunden; die jungen Kleriker unterhielten sich mit den höchsten Kirchenfürsten, der Statthalter Christi selbst zeigte sich wahrhaft als Vater der Jugend und gab ihr die rührendsten Beweise seiner Liebe; er war für Jeden zugänglich; die jüngsten liebkoste er, zu den ältern sprach er ermunternde Worte, erkundigte sich nach ihrem Alter, ihrem Wunsche u. s. w., kurz man erkannte ganz in ihm denjenigen, der früher so lange Jahre dem Unterricht der Jugend seine Kräfte weihete und für dieses Alter eine besondere Zuneigung bewahrt hatte. Eine angenehme Ueberraschung bereitete eine vom h. Vater veranstaltete Lotterie; die Gewinne — Crucifixe, Madonnenstatuen, Schreibzeuge, Uhren, Federmesser u. s. w. wurden vom Papst selber an die Glücklichen unter herzlichen Worten vertheilt. — Aber auch die Jugend hatte dem h. Vater eine Ueberraschung bereitet: in mehr als 15 verschiedenen Sprachen drückten ihm

die Beschenkten die Gefühle ihres Dankes aus. Nach diesen Dankbezeugungen wurde die Promenade in den prachtvollen Alleen des vaticanischen Gartens fortgesetzt; als der h. Vater in einem Pavillon ausruhte, sah man plötzlich die 150 Kleriker zu seinen Füßen knieen und in einem Choralgesange die besten Wünsche für ein langes und glückliches Leben aussprechen. Gegen 6 Uhr Abends ertheilte Pius IX. seinen Söhnen den letzten Segen und trennte sich von ihnen mit den Worten: „Gedenket dieses Tages in Eurem ganzen Leben, nicht, weil Ihr heute etwas besser gespeist und Euch angenehmer belustigt habt, sondern, weil Euer Vater Euch einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Liebe geben wollte, welche er für Euch hegt."

Wo ist der Fürst, der sich zu der studirenden Jugend in so liebenswürdiger Weise herabläßt, in keiner andern Absicht, als um ihre Liebe zum Studium und zur Tugend, ihren Lerneifer, Fleiß und Fortschritt aufzumuntern und zu fördern?

Zwölftes Capitel.

Das Jahr 1858. — Heidenlärm wegen eines getauften Judenknaben. — Das Jahr 1859. — Napoleon's III. Kriegserklärung an Oestreich und heuchlerische Beruhigung. — Das Kriegsglück, wie oft, auf Seite des Unrechts. — Der Friede von Villafranca und der Züricher Vertrag. — Einige Tropfen Trost in ein Meer von Trübsal. — Pius IX. an Czar Alexander II. — Rom's und der ganzen Christenheit Wetteifer in Ergebenheitsbezeugungen gegen den h. Stuhl.

Aus dem Jahre 1858 sind zwei apostolische Rundschreiben und ein vielbesprochener Vorfall zu vermelden. Das erstere Rundschreiben erließ Pius IX. unter'm 3. Mai 1858 an alle Bischöfe des Erdkreises. Den Gegenstand desselben bildeten die Vorschriften über die Application der h. Messe für das Volk an den aufgehobenen Feiertagen, welche früher kraft Decrets des Papstes Urban VIII. vom Jahre 1642 als gebotene Feiertage galten. Durch päpstliche Indulte wurden diese Feiertage aufgehoben, d. h. das Volk erhielt Erlaubniß, knechtliche Arbeit zu verrichten, und Dispens von dem Gebot, der h. Messe anzuwohnen. Nun hielten sich da und dort auch die Seelsorger von der Pflicht dispensirt, an diesen aufgehobenen Feiertagen die h. Messe für das Volk zu appliciren. Diese Auffassung wird durch das Rundschreiben für irrig erklärt und ausgesprochen, daß die Verpflichtung zur Application fortdaure.

Das zweite Rundschreiben vom 15. November 1858 ist eine an alle Erzbischöfe, Bischöfe und andere Ortsordinarien gerichtete Instruction über die Dispensationen von dem Hinderniß der gemischten Religion bei Mischehen, worin als nothwendige und durchaus unerläßliche Bedingung der Dispensation hervorgehoben wird, erstens:

„Daß man zuvor die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln treffe, daß nämlich nicht bloß der katholische Gatte vom akatholischen nicht verführt werden könne, sondern daß der katholische Gatte auch wisse, er sei verpflichtet, den akatholischen nach Kräften zurückzubringen, sowie auch, daß alle Kinder beiderlei Geschlechts, welche aus diesen gemischten Ehen hervorgehen, durchaus in der h. katholischen Religion erzogen werden müssen; sodann, daß solche gemischte Ehen außerhalb der Kirche und ohne den Segen des Pfarrers und ohne allen kirchlichen Ritus gefeiert werden müssen. Diese Bedingungen bezwecken hauptsächlich, daß in dem Herzen der Katholiken niemals die Erinnerung an die Kirchengesetze verwischt werde, welche solche gemischte Ehen verabscheuen, und an jenes beständige Bestreben, mit welchem die h. Mutter Kirche niemals aufhörte, ihre Kinder vor der Eingehung dieser gemischten Ehen, welche zu ihrem und ihrer künftigen Nachkommenschaft Verderben gereichen könnten, zu warnen und abzuschrecken."

Aber nicht im letztgenannten Schreiben allein, sondern bei vielen andern Anläßen sprach sich Pius IX. über das Sacrament der Ehe aus, in beredten, kraftvollen Worten hervorhebend, wie auf dem Institut der

Ehe, insofern dieselbe in ihrer ursprünglichen Heiligkeit, Einheit und Unauflöslichkeit anerkannt und gehalten wird, gleichsam wie auf fester Grundlage das Glück der Individuen und der Familien, das Glück von Staat und Kirche beruhe. —

Im September 1858 erhob sich in allen kirchenfeindlichen Blättern ein schauderhafter Lärm, dessen Gegenstand einerseits ein von jüdischen Eltern zu Bologna geborner Knabe, Namens Edgar Mortara, andererseits der Papst und die ganze katholische Geistlichkeit war. Die Sache verhielt sich kurz so:

Edgar Mortara war ein Kind von ein oder zwei Jahren, als er von einer Krankheit befallen wurde, welche in diesem zarten Alter gewöhnlich todtbringend ist. Als die christliche Dienstmagd der jüdischen Eltern, Anna Morisi, glaubte, das Kind sei am Sterben, taufte sie dasselbe. Die brave Magd zeigte dadurch, daß sie einen hohen Begriff von den Wirkungen des h. Sacramentes der Taufe und ein recht herzliches Mitleid mit dem armen Judenkinde hatte. Einige Jahre später wurde ein anderes Kind der Mortara's gefährlich krank. Als die Magd mit einer Freundin davon sprach, stellte diese die keineswegs befremdliche Frage: „Hast Du das kranke Kind schon getauft?" „Nein." — „Das solltest Du aber thun, da das Kind in Lebensgefahr ist." — „Nein, ich mag das nicht thun. Vor einigen Jahren habe ich ein anderes Kind getauft, da ich meinte, es liege im Sterben, und es ist wieder gesund geworden und wird jetzt als Jude erzogen. Die Sache hat mir Herzeleid genug gemacht." So wurde es bekannt, daß Edgar Mortara getauft war. Die kirchlichen Behörden untersuchten nun im Laufe eines ganzen Jahres folgende Puncte: 1) den sittlichen und religiösen Character der Dienstmagd; 2) die Gültigkeit der Taufe des Kindes mit Rücksicht auf Materie, Form und Intention; 3) die Frage, ob Edgar wirklich in Lebensgefahr gewesen; 4) die Absicht, in welcher die Dienstmagd die Taufe vorgenommen. Es wurden während der Untersuchung viele glaubwürdige Personen gerichtlich verhört. Nach Beendigung der Untersuchung wurde der Knabe aus Bologna weg in das Katechumenen-Haus zu Rom gebracht, um dort in der christlichen Religion unterrichtet zu werden: das christliche Kind jüdischer Eltern wurde aus dem elterlichen Hause entfernt, um im christlichen Glauben und nicht in dem Glauben erzogen zu werden, daß Er, der für uns am Kreuze gestorben, ein Lügner und Betrüger sei. Was kann vernünftiger und billiger sein, als das? Der Knabe war nahezu 8 Jahre alt, als er mit seiner Einwilligung den widerstrebenden Eltern entrissen wurde, um bis zu seiner Großjährigkeit in der Religion, der er durch die Taufe rechtmäßig und vollkommen angehörte, unterrichtet und erzogen zu werden. Wollte er dann, großjährig geworden, das Joch Jesu Christi wieder abschütteln, so stand ihm dieses, so wie die Rückkehr zu seinen Eltern frei. Dieß ist in Kurzen der Thatbestand.

Aber, fragst Du, war das kein Eingriff in die elterlichen Rechte? Mit Nichten war es das. Die Eltern hatten das Recht auf ihr Kind verwirkt durch ihre eigene Schuld, indem sie wissentlich und freiwillig der Uebertretung eines Staatsgesetzes sich schuldig gemacht hatten, das eben zur Verhütung eines solchen Vorfalles vom Staatsoberhaupt gegeben

und in Italien männiglich bekannt ist. Es verbietet nämlich ein ausdrückliches und allgemein bekanntes Gesetz des Kirchenstaates den Juden, christliche Dienstboten zu halten. Dieses Gesetz besteht seit sehr langer Zeit und ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, in der weisesten und wohlwollendsten Absicht gegeben worden. Es soll dadurch nämlich theils der schädliche Einfluß, welchen das enge Zusammenleben mit Menschen, die ihrer Natur nach Christenfeinde sind, auf den Glauben und die Sittlichkeit christlicher Dienstboten, namentlich Christenmädchen zu üben pflegt, fern gehalten, theils auch die Gefahr verhütet werden, daß christliche Dienstboten Judenkinder taufen. Diesem Gesetze, das ihnen Schutz bot, hatten die Eltern freventlich zuwider gehandelt. Konnten sie sich nun mit Recht beklagen, daß das Christenmädchen gethan, was sie aus christlicher Liebe thun zu müssen geglaubt und mit Grund geglaubt hatte? Denn, so ausdrücklich es von der Kirche verboten ist, einen Erwachsenen wider seinen Willen zu taufen und diese Taufe ungültig ist, desgleichen Kinder ohne Erlaubniß ihrer Eltern zu taufen, so gelten in dem zuletzt genannten Falle doch zwei Ausnahmen, nämlich: 1) wenn Kinder von ihren Eltern verlassen sind, wodurch diese selbst das elterliche Band aufgehoben haben, und 2) wenn die Kinder in offenbarer Todesgefahr sind, wobei sie einerseits als aus den Beziehungen des irdischen Lebens ausscheidend betrachtet werden können, und andrerseits, wenn dieser Moment nicht benutzt wird, aller Hoffnung dieser geistigen Wiedergeburt durch die Taufe verlustig gehen. In letzterem Falle war aber der damals zweijährige Mortara wirklich, als die genannte Dienstmagd ihm die Nothtaufe ertheilte. War dieses einmal geschehen und in dieser Weise die geistige Wiedergeburt vollzogen, so konnte dieselbe, eben so wenig als die leibliche Geburt, ungeschehen gemacht werden! Der Getaufte war in die Gemeinschaft der Christen unauflöslich eingetreten und stand als katholischer Christ unter der Obhut des gemeinsamen Vaters der Christenheit, dem wie das Recht so die Pflicht oblag, den durch die Taufe für den Himmel gewonnenen Mündel in seinem Anrecht auf dieses himmlische Erbtheil gegen alle Ansprüche und Gewaltthätigkeiten, von welcher Seite immer sie kommen mochten, zu schützen. Und das that Pius IX.; er that es mit aller der Entschiedenheit und Festigkeit, die in solchen Fällen ihm eigen. Dem von den verschiedensten Seiten an ihn gestellten Verlangen, den Knaben seinen Eltern und seiner väterlichen Religion zurückzugeben, stellte er unerbittlich sein Non possumus, „Wir können nicht“, entgegen. „Wenn der Knabe großjährig geworden ist und will dann zum Glauben seiner Eltern zurückkehren, können und wollen wir ihn nicht hindern; jetzt bleibt er seinem Gott, seiner Kirche, dem Himmel erhalten.“ So sprach der Felsenmann mit dem weichen, zartfühlenden Herzen. Und so mußte er sprechen; auch durfte er es, ohne fürchten zu müssen, sich dadurch den Vorwurf der Intoleranz oder Judenverfolgung aufzuladen — obwohl der ihm von vielen Seiten dennoch gemacht worden; denn wie die Päpste im Allgemeinen, so hatte auch er sich, wie wir ja früher gesehen, den Israeliten gegenüber wahrhaft als ein Vater und Wohlthäter erwiesen und zwar in solchem Grade, daß selbst die Juden es nicht wagten, diese Anklage gegen ihn zu erheben, und daß Rabbiner

aus Preußen, Baiern und den kleineren deutschen Staaten in einem aus Magdeburg vom 21. Sept. 1858 datirten Briefe an den Papst erklärten: „Wir können den Namen Pius IX. nur achten und lieben; denn wir kennen die Wohlthaten, die Sie seit dem Beginn Ihrer Regierung unsern Brüdern zu Rom erwiesen haben.“

Uebrigens zeigte sich bei diesem Anlasse die sogenannte liberale Partei einmal wieder in ihrer totalen Characterlosigkeit. Dieselben, die kein Wort des Tadels darüber haben, daß der „Selbstbeherrscher aller Reußen“ nicht etwa ein jüdisches Kind wegnimmt, um es christlich zu machen, sondern Tausende von katholischen Familien wegschleppt, um sie schismatisch zu machen, ja, daß er, wie es eben damals hieß, 3000 Kinder von polnischen Israeliten für den Staatsdienst aufheben und taufen ließ, ohne auf die Vorstellungen des einflußreichen englischen Israeliten, Montefiore, zu achten, — eben diese schrieen über Tyrannei und erhoben ein Halloh, daß es die Welt durchhallte, als der Papst ein aus Barmherzigkeit von einem katholischen Dienstmädchen getauftes Judenkind, nicht für immer, sondern nur bis es großjährig geworden, der Tyrannei seiner Eltern entriß. Diesen Schreihälsen mußte es nicht wenig zur Beschämung gereichen, als das Giornole di Roma mitten unter diesem Heidenlärm (am 9. November 1858), offenbar mit Rücksicht auf die Mortara-Angelegenheit, nachstehende Mittheilung machte:

„In einem englischen Journale vom 30. v. Mts. finden wir Folgendes: In Indien gelang es einem Geistlichen der Baptisten (einer Art Wiedertäufer-Secte) vor nicht einem Monate, ein indisches Kind zum Christenthum zu bekehren. Der indische Vater forderte die Zurückgabe des Knaben; er bat, flehte und beklagte mit Thränen den Verlust seines Kindes; doch der Baptistengeistliche blieb unerbittlich. Er weigerte sich, den Bekehrten herauszugeben, worüber das Dorf in Aufruhr gerieth. Die englische Obrigkeit genehmigte die Nichtherausgabe des Kindes. (A. A. Z.)

Aber der Knabe Edgar Mortara, was ist aus ihm geworden? Er wurde der Leitung der regulirten Chorherren von St. Johann im Lateran übergeben, welche in ihrem Kloster neben der Kirche St. Pietro in Vincoli eine Schule haben, die der junge Mortara besuchte. Derselbe fühlte sich unbeschreiblich glücklich, und bedauerte in der ersten Zeit nur, daß er so sehr von den vielen Leuten gequält werde, die ihn zu besuchen kamen; denn wie seine Eltern, so haben auch Fremde, Protestanten sowohl wie Katholiken, Zutritt zu dem Katechumenen-Hause, wo Edgar Anfangs untergebracht worden. Vor nicht langer Zeit meldeten öffentliche Blätter, daß der nun bald 18jährige Jüngling sich vorbereite, um später Mitglied der genannten Chorherren, Priester und Verkünder der ewigen christkatholischen Wahrheit zu werden. Daß der glückliche Jüngling noch fortwährend der Gegenstand besonderer Fürsorge Pius IX. ist, beweist Folgendes. Wie bereits erwähnt, empfängt der h. Vater jährlich am 12. April, dem Jahrestage seiner Errettung bei dem Einsturze des Saales in dem St. Agneskloster, zahlreiche Gratulanten. Unter Letzteren waren am 12. April 1867 auch die Zöglinge jenes Seminars erschienen, in welchem der junge Mortara zum geistlichen Stande herangebildet wurde. Se. Heiligkeit empfing den Jüngling mit besonderer Huld und redete denselben folgendermaßen an:

„Mein theurer Sohn! Du bist mir sehr werth, denn ich habe Dich um einen

hohen Preis für Jesus Christus erworben. — Dein Lösegeld war groß. — Deinetwegen erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen mich und den Apostolischen Stuhl. Regierungen und Völker, Potentaten und Journalisten — denn auch diese zählen unter die Mächtigen unserer Zeit — erklärten mir den Krieg. Könige stellten sich an die Spitze des Heerbannes und ließen mich durch ihre Minister mit diplomatischen Noten bestürmen. Alles das Deinetwegen, mein Sohn! — Ich will die Könige mit Stillschweigen übergehen und bloß jener Verleumdungen und Kränkungen gedenken, die Einzelne und Private bloß deßhalb gegen mich verübt, weil Gott der Herr Dich, mein Sohn, mit der Gnade des Glaubens erleuchtet und Dich aus dem Todesschatten hervorgezogen, in welchem sich die Deinigen noch fortwährend befinden. — Ganz besonders bediente man sich der Anklage zum Vorwande der Feindseligkeit, daß gegen Deine Eltern eine große Ungerechtigkeit verübt worden sei, indem man Dich im Christenthum neugeboren werden und Dich an den Lehren Theil nehmen ließ, die Du aus Gottes Gnade empfangen. — Mich aber bemitleidet Niemand, den Vater der Gläubigen, dem das Schisma Tausende und Tausende seiner Kinder in Polen raubt, wo man durch schädliche Lehren sie zu verderben trachtet. Völker und Regierungen schweigen in dem Augenblicke, wo ich laut meine Klagen erhebe über das Unglück dieses Theils der Heerde Christi, wo bei hellem Tage die Diebe verwüstend walten; Niemand rührt sich, um dem bedrängten Vater und seinen Kindern zu Hülfe zu kommen!"

Zum Beschlusse dieser Angelegenheit und zum Beweise, daß es dem Papst keineswegs um Wiederholung solcherlei Errungenschaften für den katholischen Glauben zu thun, sei noch bemerkt, daß derselbe kurz nach jenem Vorfalle eine Untersuchung in dem Judenviertel anstellen ließ, deren Resultat war, daß man ungefähr ein Dutzend christlicher Dienstboten in jüdischen Häusern vorfand. Die Herrschaften mußten dieselben sofort entlassen und eine Geldstrafe zahlen. —

Nahete so das Jahr 1858 unter schweren Kränkungen für das Vaterherz Pius' IX. seinem Ende, so barg letzteres noch von einer anderen Seite Dornen in seinem Schooße, Dornen, deren Stacheln erst in den nächsten zwei Jahren vollends zum Durchbruch kamen, und die dem h. Vater Schmerzen verursachten, mit welchen alle seit 1848 erlittenen kaum in Vergleich zu kommen verdienen. Der Giftboden, auf welchem diese Dornen emporwuchsen, waren die geheimen Gesellschaften und das furchtgequälte Gewissen eines Machthabers, der in früher Jugend an selben Theil genommen und — das ist der Sünde Fluch — seit einer Reihe von Jahren durch Mordversuche gegen sein Leben an seine zu Gunsten der Unabhängigkeit Italiens gemachten Versprechen so lange und so oft erinnert wurde, bis endlich (am 14. Januar 1858) die von Orsini und seinen (3) Genossen unter den Wagen des zur Oper fahrenden Kaiserpaares geschleuderten Sprengkugeln, im Vereine mit den Aufstachelungen Piemont's, ihren Zweck erreichten. Die nöthigen Verabredungen hatten in den drei letzten Monaten des Jahres 1858 zu Plombières Statt, wo Napoleon III., unter dem Vorwande einer Badecur, mit Sardinien's bösem Geist, dem Grafen Cavour, zusammentraf. Das erste Ergebniß dieses verhängnißvollen Stelldichein zeigte sich allsogleich am Neujahrstage 1859. Während zu Rom der General Graf Goyon dem h. Vater seinen Glückwunsch darbrachte und in seiner Person „einen Monarchen und den würdigen und edlen Nachfolger des h. Petrus" begrüßte, sprach Kaiser Napoleon III. zu dem Gesandten Oestreichs: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, wie vordem, jedoch ersuche ich Sie, dem Kaiser zu sagen, daß meine persön-

lichen Gefühle für ihn sich nicht geändert haben." Das war die Ankündigung eines Krieges, dessen Voraussicht die katholischen Gewissen beunruhigte, weil man darin die Umtriebe Sardiniens, dieser dem Papstthum so feindlichen Macht, und neue Hoffnungen für die Partei des Umsturzes erkannte. Am 10. Januar, bei der Eröffnung des Turiner Parlaments sprach seinerseits Victor Emmanuel: „Der Horizont, in welchem das neue Jahr anhebt, ist nicht vollkommen heiter. Eine solche Lage ist nicht frei von Gefahren; denn bei aller Achtung der Verträge können wir nicht unempfindlich sein gegen den Schmerzensschrei, der aus allen Theilen Italiens zu uns heraufsteigt." Am 30. Januar wurde die Ehe des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde das Zeichen eines innigen Bundes zwischen Frankreich und Piemont. Einige Tage später (4. Februar) erschien zu Paris eine Flugschrift „Napoleon III. und Italien", deren vom Kaiser inspirirter Verfasser, La Gueronnière, darin unter einem Wuste falscher Ideen und gewagter Voraussetzungen als Endziel der kaiserlichen Politik ein Bündniß der italienischen Staaten unter der Präsidentschaft des (seiner eigenen Staaten zu beraubenden) Papstes bezeichnete. Das Pamphlet fand von verschiedenen Seiten, namentlich von der civiltà cattolica, in allen Punkten seine gebührende Abfertigung. Auch in seiner Thronrede bei Eröffnung der Kammer (am 9. Februar) betonte der Kaiser die Hindernisse, die er in seinem Bemühen, die Donaufürstenthümer wieder herzustellen, in Oestreich finde, die traurigen Zustände Italiens, (d. h. den vorwiegenden Einfluß Oestreichs in demselben), sein Bündniß mit Sardinien. Alles deutete so offen auf einen bevorstehenden Krieg, daß Pius IX. in der Encyclika vom 27. April 1859 an alle Bischöfe der Welt, unter Verleihung eines Ablasses, Gebete um Erhaltung oder baldige Wiederherstellung des Friedens anordnete, wie andrerseits die europäischen Großmächte zur Abwendung des Krieges sich auf Rußland's Vorschlag zu der Idee eines Congresses herbeiließen. Nur Oestreich äußerte — aus gerechten Gründen — Bedenken. Durch die Umstände genöthigt, überschritt der Feldzeugmeister General Giulay am 29. April den Tessin und der Krieg war begonnen. Am 3. Mai erließ auch Napoleon III. seine Kriegserklärung gegen Oestreich. Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung, welche in dem vorhabenden Feldzuge einen Revolutionskrieg erkannte, und zur Beruhigung der Katholiken, welche instinctartig eine Beeinträchtigung der weltlichen Souveränetät des Papstes davon befürchteten, hieß es darin:

„Das Endziel dieses Krieges ist, Italien sich selber zurückzugeben, nicht aber, einen Herrscherwechsel in demselben hervorzurufen. Wir gehen nicht nach Italien, um der Unordnung Vorschub zu leisten, noch um die Macht des h. Vaters, den wir ja auf seinen Thron zurückgeführt haben, zu erschüttern, sondern um ihn jenem fremdländischen Druck zu entziehen, der wie ein Alp auf der ganzen Halbinsel lastet, und dort eine Ordnung gründen zu helfen, welche auf befriedigten, rechtmäßigen Interessen beruhet."

Eine noch förmlichere Beruhigung ließ der Cultusminister Rouland den Bischöfen Frankreichs in einem Schreiben zugehen, das obigen Worten gewissermaßen zur Erläuterung dienen sollte. Er bezeichnet darin seinen kaiserlichen Herrn „als die festeste Stütze der katholischen Einheit, der da wolle, daß das Oberhaupt der Kirche in allen seinen Rechten als welt-

licher Souverän geachtet werde, und der nie dulden werde, daß der böse demagogische Geist, aus dessen Klauen er Frankreich gerettet, in Italien die Ueberhand gewinne."

Wir werden sehen, wie aufrichtig diese Versicherungen gemeint gewesen! Am 14. Mai schlug der Imperator zu Alessandria sein Hauptquartier auf. Der Sieg schien, trotz der Bravour der östreichischen Truppen, an seine Fahnen gefesselt. Nach den blutigen Schlachten bei Montebello (20. Mai) und Magenta (4. Juni) hielten die siegreichen Verbündeten (am 8. Juni) ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt der Lombardei, während am gleichen Tage General Baraguay d'Hilliers die Oestreicher noch einmal bei Melugnano oder Marignan auf's Haupt schlug. Gleichwohl hatten die Letzteren, durch ihres Kaisers persönliche Anwesenheit ermuthigt, die Partie noch nicht verloren gegeben. Noch einmal überschritten sie den Mincio und fochten bei Solferino (am 24. Juni) mit Löwenmuth gegen die vereinigten Piemontesen und Franzosen. Aber auch hier war ihnen das Glück entgegen: Der Feind siegte und der Sieg führte ihn bis an das berühmte uneinnehmbare Festungs-Viereck.

Hier fand der Schlaue, um die gewonnenen Vortheile nicht auf das Spiel zu setzen, es für gerathen, Halt zu machen. Auf seinen Vorschlag fand eine Zusammenkunft mit Franz Joseph in einem Hause bei Villafranca Statt, wo die beiden Kaiser sich die Hand reichten und den Frieden unterzeichneten, wovon Napoleon III. am 12. Juli seiner Armee in einer Proclamation die Anzeige machte. Die wesentlichsten Bedingungen des Friedens waren diese: „Ein Gesammtbund Italiens, unter der Ehren-Präsidentschaft des h. Vaters, wird die Glieder Einer Familie in Ein Bündniß vereinigen; die Lombardei geht von Oestreich an die Krone Sardinien über; Venetien verbleibt dem Kaiser von Oestreich, jedoch als Bestandtheil des italienischen Bundes; allgemeine Amnestie." Der Vertrag von Zürich (am 10. November) bestätigte die Präliminarien von Villafranca. Im Artikel 20, der den Kirchenstaat betraf, einigten sich die hohen Contrahenten dahin, daß sie beiderseits ihr Möglichstes thun wollten, den Papst zur Annahme der in der La Gueronnière'schen Flugschrift bezeichneten Reformen zu bestimmen, d. h. ihn zu bestimmen, daß er durch gewagte Zugeständnisse, wie früherhin, die finsteren Geister der Revolution auf ein Neues wider sich herauf beschwöre.

Es war gleichsam das Händewaschen des Pilatus, als der Kaiser der Franzosen einige Tage nach dem Frieden von Villafranca gegen die zu seiner Beglückwünschung nach Saint Cloud geeilten hohen Staatsbehörden die merkwürdige Aeußerung that: „Er habe vor der vollkommenen Erreichung seines Zieles Halt gemacht, weil er, um weiter zu gehen, überall offen heraus die Revolution zu seiner Verstärkung hätte herbeiziehen müssen, was er nicht wollte." Der staatskluge und doch unweise Mann! Wer hatte denn die grimmigen Kettenhunde der Revolution bereits entfesselt, wenn nicht er und sein gekrönter Schleppträger in Turin? Und wenn er, wie er sagte, um weiter zu gehen, der „offenen" Mithülfe der Revolution bedurfte, lag darin nicht das Geständniß, daß er das bis jetzt Erreichte mit der geheimen Beihülfe der Revolution erreicht hatte? Aber nein! Nicht insgeheim, offen genug

hatte der Imperator die Revolution zu seinem dritten Bundesgenossen gemacht. Denn während die revolutionäre Presse Tag für Tag die weltliche Macht des Papstthums ungestraft begeifern und anfeinden durfte, war den Tagesblättern die Aufnahme der zahlreichen Hirtenbriefe der Bischöfe und der Kundgebungen der Geistlichkeit zu Gunsten des Papstes auf das Strengste untersagt. Selbst die Adressen an den h. Vater wurden unter nichtigen Vorwänden verboten. Und, großer Gott! welche himmelschreienden Wortbrüchigkeiten, Rechts- und Vertragsverletzungen gegenüber dem h. Stuhl fanden von Seiten Frankreichs und Sardiniens unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca Statt! Bereits vor dem Beginn des Krieges in Italien hatte der römische Stuhl auf Anerkennung der Neutralität des Kirchenstaates bei den feindlich sich gegenüberstehenden Mächten gedrungen, von denen Oestreich allein sie wahrhaft ehrlich annahm, Sardinien aber beschränkende Vorbehalte machte. Mit unerhörter Zweideutigkeit und trotz der wiederholten Versicherung Napoleon's III., daß er eben so wenig die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes als eine italienische Republik dulden könne, hieß er französische Emissäre im Geheimen für die Sache der „nationalen Erhebung" wirken, während die Piemontesen ganz offen die Anwerbung von Freiwilligen in's Werk setzten und von Toscana aus, das mit leichter Mühe gewonnen war, alle Vorbereitungen zu baldigen Aufständen getroffen wurden. Die Häupter dieser Bewegungen waren Comthur Buoncompagni und die mit Napoleon verwandten: Pepoli, Rasponi, Gabrielli und Trevisani, nebst den Agenten Cavour's, die mit der einen Hand Aufruhrproclamationen und mit der andern Geld und Waffen allenthalben im Kirchenstaate, besonders aber in der Romagna vertheilten. Hier galt es zunächst die Vertreibung der Oestreicher, die in den meisten Orten nur sehr schwache Besatzungen hatten. Schon die Worte der kaiserlichen Proclamation an die Italiener vom 8. Juni: „Die Vorsehung begünstigt zuweilen die Völker wie die Individuen, indem sie ihnen Gelegenheit bietet, mit einem Mal groß zu werden, freilich nur unter der Bedingung, daß sie dieselbe zu benützen verstehen. So benützet denn das Glück, das sich euch darbietet! Seiet heute Soldaten, um morgen freie Bürger zu sein!" — schon diese Worte hatten bei Vielen, welche zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, die richtige Deutung gefunden, und als nun wirklich, durch allerlei Umtriebe und Gewaltschritte von Seiten Frankreichs und Piemonts gezwungen, die östreichische Besatzung aus Bologna abzog, war diese reiche Stadt und bald nach ihr Ravenna, Forli, Ferrara, Imola, Faenza, Cesena, Rimini eine Beute des Aufruhrs, der sich in nicht einmal zwei Wochen über die vier nördlichen Provinzen des päpstlichen Staates ausdehnte. Aber auch im Südwesten, in Perugia, das seiner Lage nach den revolutionären Einflüssen von Toscana aus am Meisten ausgesetzt war, brach das Feuer der Empörung aus, das jedoch, nachdem man päpstlicher Seits alle möglichen Rücksichten angewendet und viele versöhnliche Schritte vergebens gethan, durch den wackern Oberst Schmidt nach mehr als dreistündigem blutigen Kampfe, zum abschreckenden Beispiele für Ancona, wo die Revolution nur eine augenblickliche gewesen war, im Blute gedämpft ward.

Welch ein Herzleid mußte es für den edlen Papst und Herrscher sein, dieselben Städte, die vor kaum zwei Jahren ihm so lebhafte Beweise von Anhänglichkeit und Liebe an den Tag gelegt hatten, nun so treulos von ihm abgefallen zu sehen! Aber was tiefer als dieser Abfall, der mehr Schwäche als wirklicher Treubruch war, ihn kränken mußte, das war die bodenlose Falschheit und Verlogenheit, die an's Teuflische streifende Bosheit, womit Piemont, auf Frankreich gestützt, die Revolution in seinen Landen schürte und ihn, den rechtmäßigen, geheiligten Beherrscher, derselben zu berauben strebte. Diesen Gefühlen gab Pius IX. in der Encyclica vom 18. Juni und in der Allocution vom 20. desselben Monats Ausdruck. In der Encyclica Qui noster erklärt Se. Heiligkeit den Bischöfen der katholischen Welt abermals die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des h. Stuhles, welche die Feinde der Kirche ihm zu entreißen suchen, und fordert sie zu Gebeten für den bedrängten h. Stuhl auf, indem er versichert, er wolle lieber das Aergste dulden, als irgendwie seiner apostolischen Pflicht untreu werden und Etwas gegen den h. Eid zulassen, den er bei seiner Thronbesteigung geschworen. In der Allocution Ad gravissimum vertheidigt er ebenfalls die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft und erklärte, nachdem er die Reclamationen seiner Regierung bei allen auswärtigen Mächten gegen die revolutionären Vorgänge in Bologna, Ravenna und Perugia erwähnt, alle Theilnehmer an denselben in die Strafe der größeren Excommunication verfallen. Sodann sprach er die Hoffnung aus, daß die Fürsten Europa's, wie früher so auch jetzt, ihm seine weltliche Herrschaft aufrecht zu erhalten helfen werden, eine Hoffnung, die er um so zuversichtlicher hegen dürfe, da Napoleon III. ihm die entschiedensten Versicherungen betreffs der Aufrechthaltung der weltlichen Herrschaft, deren der h. Stuhl zur ungehinderten Ausübung seiner erhabenen Pflichten bedürfe, gegeben habe.

Wie in dem Vorhergehenden, so sprach Pius IX. seinen Schmerz, aber auch seine Ergebung und sein Gottvertrauen wenige Tage später (17. Juni) gegen die Cardinäle aus, als sie ihm zu seinem Krönungsfeste Glück wünschten.

„Wenn Uns die Glückwünsche des h. Collegiums in jedem Jahre theuer waren, sprach er, so sind sie es in höherem Grade in diesem, da Wir darin Trost finden gegen die uns umgebende Trübsal. Wohin Wir uns wenden, da begegnen Wir Schmerzen, und solchen Schmerzen, die Jeden niederwerfen müßten, der sich nicht Gott anvertraute. Doch, hat Uns Gott in den vorangegangenen Jahren Gutes erwiesen — mala cur hodie non sustinemus (warum sollten Wir nun die Leiden nicht auf Uns nehmen?) — Hier ließ Se. Heiligkeit ein tiefes Schweigen eintreten. Darauf sprach er weiter: „aber Vae, vae homini illi, per quem scandalum venit (wehe, wehe dem Manne, durch den Aergerniß kommt!) Er ärntet die Strafen der Kirche und Gottes Fluch. Ihr jedoch betet, betet mit Demuth und ohne Unterlaß, betet in Heiligkeit des Lebens, und die Antwort auf solch Gebet wird die sein, welche wir im Propheten Joel (2, 27.) lesen, et scietis, quia ego Dominus (wisset, daß ich der Herr bin)."

In einer Note vom 12. Juli setzte der Cardinal-Staatssecretär die in Rom vertretenen Regierungen von den weiteren feindseligen Acten der piemontesischen Regierung in Kenntniß, die nicht bloß den Bruch der Neutralität, sondern auch das weitere Bestreben an den Tag legte, dem h. Stuhl einen wesentlichen Bestandtheil seiner zeitlichen Herrschaft

zu entreißen, und in einer später dem Herzog von Grammont übergebenen Denkschrift wurde Sardiniens Urheberschaft bei dem Aufstande in der Romagna des Näheren entwickelt, die indessen von Cavour selber in dessen Note vom 14. Juni ziemlich unverhohlen zugestanden war.

Im Uebrigen blieb, von kaum nennenswerthen Aufstandsversuchen in andern Provinzen abgesehen, der Aufstand auf die Provinzen Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli, deren Junten oder provisorische Regierungscommissionen sich eng an einander schlossen und ihre Streitkräfte mit Sardiniens und Toscana's Beistand vermehrten, beschränkt. Am 11. Juli hatte, da Victor Emmanuel die ihm angetragene Dictatur scheinbar abgelehnt hatte, der zum königlichen außerordentlichen Commissar für die Romagna ernannte Marchese Massimo d'Azeglio mit großem Kostenaufwand, um dem gefühllosen Pöbel zu einiger Begeisterung zu verhelfen, seinen Einzug in Bologna gehalten. Dann mußte er, wie es heuchlerisch hieß, auf höheren Wunsch abreisen, „um der Bevölkerung die volle Freiheit zu lassen, sich über die zukünftige Ordnung der Dinge und ihre deßfallsigen Wünsche auszusprechen." Nun wiederholte sich dasselbe Gaukelspiel, das wir zur Zeit der Revolution in Rom mit Ekel angewandt sahen, als es galt, Abgeordnete zur Nationalversammlung zu wählen. Am 28. August wurden unter dem Schutze des sardinischen und toscanischen Militärs die Wahlen vorgenommen. Trotz aller Lockungen und Drohungen enthielten sich von 18,000 Wählern der Provinz Bologna zwei Drittel der Abstimmung; nur 1/60 der Bevölkerung betheiligte sich. Daß unter den Gewählten Pepoli und andere Häupter der piemontesischen Partei obenan standen, konnte nicht überraschen. Am 1. September wurde die sogenannte Nationalversammlung durch den an d'Azeglio's Stelle getretenen Generalgouverneur Cipriani mit einer Rede eröffnet. Schon am 6. September war die Absetzung des Papstes, am 7. die Annexion an Piemont decretirt. Eine Deputation sollte Sr. sardinischen Majestät den Beschluß der „Bevölkerungen der Romagna" überbringen.

Was blieb dem h. Vater bei den geringen Streitkräften — sein ganzes Heer unter Anführung des Generals Kalbermatten belief sich auf höchstens 4000 Mann — anders übrig, als Protest gegen das himmelschreiende Unrecht und Anwendung seiner geistlichen Waffen? Davon machte er denn auch nach Pflicht und Gewisen, obwohl abermals fruchtlos, Gebrauch: sollte ja das crux de cruce in seiner vollen Wahrheit an ihm in Erfüllung gehen. In der Allocution vom 26. September mußte Pius IX. die in der vorigen Ansprache geäußerte Hoffnung, daß die aufständischen Provinzen zur Pflicht zurückkehren werden, mit Betrübniß als eine vergebliche anerkennen und die Umtriebe Piemonts beklagen, welches als Herr in denselben schalte sich alle legitimen Rechte daselbst anmaße, sogar in die kirchliche Gewalt eingreife und die Völker durch falsche Beschuldigungen der päpstlichen Regierung abwendig mache. Er verdammt daher alle diese Umtriebe und erklärt, daß die Urheber und Begünstiger derselben auf's Neue in die kirchlichen Strafen verfallen.

Ein Trost mußte es bei allem dem für den Papstkönig sein, daß auch in den aufständischen Provinzen nicht bloß viele Beamte, vorzugsweise die des Richterstandes, die trotz vortheilhafter Anerbietungen ihre Entlassung

nahmen und sich nach Rom zurückzogen, manche Cassenbeamte, die mit den Cassen abzogen, ihrem Landesherrn die Treue gewahrt, sondern daß auch das gesammte Landvolk sich nur mit dem entschiedensten Widerwillen dem Regierungswechsel fügte, den revolutionären Steuereinnehmern lange die Zahlung der Abgaben verweigerte und es an Kundgebungen zu Gunsten ihres rechtmäßigen Beherrschers nicht fehlen ließen. Daß der Papst noch treue Unterthanen in diesen Provinzen zählte, bewiesen auch später noch zahlreiche Zuschriften an ihn, sowie die Peterspfennige, von denen allein die an die Turiner „Armonia" von Personen aller Stände aus den Legationen bis zum 1. Mai 1860 eingesandten 10,203 Liren betrugen.

Am 7. November ward gleichzeitig in Parma und Bologna, wie auch in Florenz der Prinz Eugen von Carignan zum Regenten erwählt und bis zu dessen Ankunft der Dictator von Parma und Modena, Dr. Carl Ludwig Farini, zur provisorischen Regierung der Romagna berufen. Vom 8. December an wurden Parma, Modena und die Romagna unter dem Namen der Aemilia zu einem Ganzen verschmolzen; der Sitz der Regierung und der Minister war Modena, wo Farini mit seiner Ehehälfte im herzoglichen Schlosse mit dem Aufwand eines Pascha residirte; die neue gesetzgebende Commission, sowie der Commandant der Streitkräfte der Liga erhielten dagegen ihren Sitz in Bologna. Und welches war das Loos der Bevölkerung unter dieser sogenannten nationalen Regierung? Die Unsicherheit war größer als je zuvor: hatte doch Farini Hunderte von Verbrechern freigelassen, die nun das Land überschwemmten; keine Idee von Preßfreiheit und freier Bewegung, drei= bis vierfach höhere Steuern und gewaltsame Recrutirung; kein Wunder, daß die Unzufriedenheit des unterdrückten Volkes durch Bayonnette und Einkerkerungen niedergehalten werden mußte und noch fortwährend niedergehalten werden muß, und daß in dem unglückseligen Lande drei Parteien, die piemontesische, die conservativ=päpstliche und die mazzinistische nach wie vor um die Herrschaft ringen.

Während die Dinge so standen, tauchte urplötzlich das Gerücht von einem neuen Congresse auf, der abermals zu Paris Statt haben und vor Allem die italienischen Wirren endgültig und dauerhaft schlichten sollte. Das Gerücht gewann zusehends an Boden. Am 29. November ergingen wirklich die Einladungen dazu. Der h. Vater seinerseits sprach sich in einem Schreiben an den Kaiser vom 2. December dahin aus, er könne nur dann an dem Congresse Theil nehmen, wenn der Besitzstand des römischen Stuhls garantirt und seine Maßnahmen nicht den versammelten Bevollmächtigten als einem Schiedsgerichte unterworfen würden, und rief zugleich das Wohlwollen des französischen Imperators an. Da erschien am 22. December die berüchtigte Flugschrift „der Papst und der Congreß" und zwar fast gleichzeitig in Paris und in verschiedenen Städten Italiens. Dieses namenlose Machwerk, dessen Urheber (Graf Walewski) Jedermann errieth, war eine förmliche der Revolution dargebrachte Huldigung, eine Heiligsprechung des an dem Kirchenstaate bereits verübten, und eine Ankündigung des weiteren, an demselben noch zu verübenden Raubes. Nach des Verfassers Sinne sollte höchstens die

sogenannte Leostadt — der Vatican mit einem mehr oder weniger großen Umkreis — dem Papste belassen, die ehemalige Weltstadt für den Abgang des politischen Lebens durch freisinnige Municipal-Institutionen entschädigt, und den Bedürfnissen des h. Vaters durch gemeinsame Beisteuer von Seiten der katholischen Mächte vertragsmäßig abgeholfen werden. Das Aufsehen, welches dieses, unter andern Umständen kaum beachtenswerthe Pamphlet sowohl in Frankreich als auch in Italien erregte, war ungeheuer. Bereits am 30. December erhielt der Herzog von Grammont eine Note des Cardinals Antonelli, worin die tiefste Entrüstung über dieses Schriftstück und die Versicherung ausgesprochen wurde, Se. Heiligkeit werde sich auf dem Congresse nicht vertreten lassen, wenn die kaiserliche Regierung nicht die förmliche Erklärung geben könne, daß ihre Politik nicht die der Flugschrift sei.

So schloß das Jahr 1859. Es war in eben dem Maße ein Trauerjahr für den apostolischen Greis, als das zweitvorige (1857) ein Jahr der Freude und Erholung für ihn gewesen war. Doch in die Dornen mischten sich auch etwelche Rosen, wie denn wohl in keines Menschen Leben ein so auffallender Wechsel von Freud und Leid, von Trost und Kummer bemerkbar ist wie in Pius' IX. Leben. Die paar Rosen, welche ihn in diesem Jahre erfreuten, erblüheten ihm im Garten der Kirche und zwar unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen, unter dem Gluthhimmel Africas und in einer kälteren Zone des Nordens — wir meinen die Rückkehr der Abyssinier in den Schooß der katholischen Kirche und die (freilich nur vorübergehende) Beilegung des Kirchenstreites in dem Großherzogthum Baden.

Das alte Abyssinien oder Aethiopien, jenes circa 15,000 Quadratmeilen große Land am oberen Nil, das, bereits im 4. Jahrhundert durch Frumentius für die wahre Lehre Jesu Christi gewonnen, bald nachher der Irrlehre des Monophysitismus verfiel und darin bis in die letzten Jahrhunderte starr verblieben, streckte, von der Gnade getroffen, nun endlich seine Arme wieder nach der allein seligmachenden Kirche des Abendlandes aus und ordnete eine Gesandtschaft nach Rom ab, die in den ersten Monaten des Jahres 1859 daselbst eintraf. Die fremdartige orientalische Erscheinung dieser Neubekehrten in der ewigen Stadt erinnerte unwillkürlich an die Ankunft jener Weisen aus dem Morgenlande in Judäa's Hauptstadt und an ihre sehnsuchtsvolle Frage nach dem Einen Wahren, den sie suchten. Die glücklichen Orientalen fanden den Gegenstand ihres Verlangens in dem Stellvertreter des neugebornen Königs, welchen Jene suchten, in der erhabenen Person Pius' IX. Ihm, dem Vater aller Rechtgläubigen, überreichte am 25. Februar 1859 der Prinz Ghiorgis aus Abyssinien, der Priester Emmatou und ein Begleiter des Prinzen, gleichfalls Abyssinier, geführt durch ihren Dolmetscher, den apostolischen Missionär Don Sapeto, das katholische Glaubensbekenntniß Negoussies, des Königs von Tigreh und Semen in Abyssinien. Es war das erste Mal, daß ein äthiopischer Fürst in solch feierlicher Weise dem Statthalter Christi seinen Glauben bekannte.

Die zweite Trostesblume, die aber bald ihre Stacheln hervorkehrte und fast gleich nach ihrem Aufblühen verwelkte, war die mühsam errungene

Beilegung des badischen Kirchenstreites durch das zwischen dem h. Stuhl und dem Großherzoge Friedrich im Laufe des Sommers zum Abschluß gebrachte Concordat, das aber, leider! fast gleichzeitig mit der zwischen Oestreich und Rom zu Stande gekommenen Vereinbarung in Bälde in den beiderseitigen Ländern unter der getauften und ungetauften Judenschaft einen entsetzlichen Sturm erregen und von dem schwachen, widerstandsunfähigen Monarchen dem Sturme einseitig und widerrechtlich zum Opfer gebracht werden sollte. — Dem kurzen Troste, den der greise Priesterkönig über dieses Ereigniß empfand, mischte sich freilich wieder der Schmerz über die Verfolgung der Katholiken in Rußland bei, dem Se. Heiligkeit in einem eigenhändigen französischen Schreiben an den Kaiser Alexander II. vom 31. August Ausdruck verlieh, indem er sich beschwerte, daß trotz der gegebenen kaiserlichen Versicherungen mehrere Bestimmungen des Concordats vom Jahre 1847 bislang ein todter Buchstabe geblieben, schließlich jedoch die Hoffnung aussprach, der Kaiser werde hinfort die Wünsche der Katholiken, die ihm ja eben so treue Unterthanen seien, wie alle übrigen, durch ein Wort erfüllen, wie er ja vor Kurzem durch ein Wort ganz Europa den Frieden wiedergegeben; namentlich die Wiedereinsetzung der schon so lange erledigten Bisthümer legte er ihm an's Herz.

Was aber für das tiefverwundete Vaterherz des edlen Pius in dem unglückseligen Jahre, das nun endete, und in dem noch unglückseligern, das bevorstand, ein besonders wohlthuender Balsam sein mußte, das war die gleich einer riesigen Opferflamme emporlodernde Theilnahme der gesammten christlichen Welt und die lobenswerthe Haltung seiner Residenzstadt Rom, die um so anerkennungswürdiger war, als der seit 1853 durch die italienische Freimaurerei auch in Rom wieder hergestellte neue „nationale Verein", der sich die Vereinigung Italiens unter dem Scepter Sardinien's zur Aufgabe machte, mit dem Jahre 1859 seine öffentliche Wirksamkeit begann. Das erste Auftreten des Comitee's fand unerwartet Statt in Rom auf dem Platze des Vaticans am Ostertage des genannten Jahres und zwar in den Beifallsrufen, die man dem General, Graf von Goyon, und dem Gesandten, Herzog von Grammont, zum Zeichen der Freude über den Einmarsch der Franzosen in Italien brachte; wobei das Volk jedoch kalt blieb. Auch die Freudenfeuer am Abend, als sich die Nachricht von der Einnahme Mailands in der Stadt verbreitete, die geräuschvolle Prozession und theilweise Beleuchtung der Stadt bei diesem Anlasse, und einige ähnliche Kundgebungen waren das Werk des genannten Comitee's im geheimen Einverständniß mit der französischen Polizei und nur von kurzer Dauer. Die Römer, electrisirt von dem erhebenden Eindruck der lebhaften Sympathieen der gesammten katholischen Welt für das schwer bedrängte Kirchenoberhaupt, begannen, jenen Aeußerungen des Comitee's gegenüber, dem Papste die glänzendsten Beweise ihrer Liebe und Treue zu geben. Mehr als 1000 auserlesene Bürger, sämmtlich in der Blüthe der Jahre, boten sich ihm an, um eine Schutzwache, die neuerrichtete Guardia Palatina, zu bilden und zu den regulären Truppen drängten sich die edelsten Jünglinge. Eine großartige Zuschrift an den Papst wurde bereitet, in welcher Tausende und aber

Tausende aus allen Ständen ihm ihre Treue und Anhänglichkeit bekundeten und gegen die Umtriebe der Feinde des h. Stuhles sich verwahrten. Auf den Straßen fanden außerordentliche Bittgänge Statt, an welchen die vorzüglichsten und besten Personen aus der Geistlichkeit und aus dem Volke Theil nahmen. An den Freitagen des Märzes pflegt der h. Vater die Reliquien in der Vaticanischen Basilika zu verehren. Dieser Umstand wurde benutzt, um ihm die Liebe und Treue zu bezeugen. Am letzten dieser Freitage zählte man mehr als 40,000 Menschen, die gekommen waren, mit dem hohen Dulder zu beten. Eine Unzahl von Wagen füllten an diesem Tage den Platz vor der Kirche. Jeder denkwürdige Tag des h. Stuhles und der Regierung des Papstes Pius IX. zeichnete sich aus durch Illumination und freudige Feste. Ja, zuletzt wurden die Beweise der Ehrfurcht und des Gehorsams so geräuschvoll und allgemein, daß der Papst keinen Fuß außerhalb seines Palastes setzen konnte, ohne von einer jubelnden Menge umringt zu sein, so daß die Fremden ihr Staunen nicht unterdrücken konnten. Unbeschreiblich war der Volksjubel besonders im October bei des Papstes Rückkehr vom Castele Gandolfo. Was aber als ein soliderer Beweis für die der päpstlichen Regierung vorherrschend günstige öffentliche Meinung nicht minder, wie für den Wohlstand Rom's gelten konnte, das war der binnen Kurzem erfolgte Ankauf der neu emittirten Consols oder Staatsschuldscheine — eine Maßregel, welche Niemand anderes als der gekrönte Länderräuber mit dem weißen Kreuzesbanner nothwendig gemacht hatte. — Trauriger noch, aber auch trostreicher als das verflossene, sollte für den greisen Papstkönig das Jahr 1860 werden.

Dreizehntes Capitel.

Das Jahr 1860. — Briefwechsel zwischen hohen Häuptern. — Die Allocution vom 19. Januar. — Der fehlgeschlagene Putsch vom 19. März. — Das erste italienische Parlament. — Der Bannspruch. — Auffallende Ereignisse im Zusammenhange mit der Excommunications-Erklärung. — Großartige Kundgebungen der gesammten Christenheit zu Gunsten des bedrängten h. Vaters. — Ein erhabenes Vorbild für Bettler, die es um Christi willen sind. — Wie die neuitalienische Regierung die Redensart „freie Kirche im freien Staate" versteht. — Päpstliche Allolution und Encyclica vom 13. und 29. Juli. — Neue Raubversuche Piemonts. — Garibaldi und Lamoricière.

Am Neujahrstage 1860 brachte General Graf Goyon, der bei aller Hinterlist es an glatter Höflichkeit nicht mangeln ließ, dem h. Vater, den er als Pontife et Roi, als Papst und König, grüßte, seine Glückwünsche auch im Namen seines kaiserlichen Herrn und Gebieters dar. Gütig und huldreich, aber auch offen und ehrlich, wie immer, erklärte Pius IX. ihm bei dieser Gelegenheit, indem er das Gespräch auf die vielbesprochene Broschüre „der Papst und der Congreß" lenkte, dieselbe sei ein Werk der Heuchelei und ein unwürdiges Gewebe von Widersprüchen, mit dem Beifügen, er erflehe von Gott Erleuchtung für Napoleon III., damit er die Falschheit der dort aufgestellten Principien erkenne und sie verurtheile, was um so mehr zu hoffen sei, als die früher vom Kaiser ihm zugekommenen Schriftstücke eine wahre Verurtheilung eben dieser Grundsätze enthielten.

Die Hoffnung des h. Vaters ward gar arg getäuscht. In einem vom 31. Decbr. datirten, dem Papst gleichzeitig mit der Veröffentlichung durch den „Moniteur" zugegangenen Schreiben bekannte Napoleon III.

sich thatsächlich zu dem Inhalte der Flugschrift mit dem eben so unrichtigen als beleidigenden Beifügen, die nunmehr verlornen aufständischen Provinzen würden mit leichter Mühe unter die Herrschaft des Papstes zurückzubringen gewesen sein, woferne dieser die ihm von des Kaisers Seite gemachten Vorschläge angenommen hätte. Se. Heiligkeit möge um der Ruhe Italiens willen auf die abgefallenen Provinzen verzichten, um so mehr, da von Seiten der Mächte kein Einschreiten zu seinen Gunsten zu erwarten sei. Im Uebrigen verbleibe er nach wie vor Sr. Heiligkeit ergebener Sohn. — Der Congreß kam selbstverständlich nicht zu Stande. Graf Walewski gab am 4. Januar seine Entlassung; die Broschüre aber hatte ihren Zweck, die Legationen an Piemont zu bringen und von diesem als Lohn dafür die Erwerbung Nizza's und Savoyen's für Frankreich möglich zu machen, vollkommen erreicht.

Auf das kaiserliche Schreiben antwortete Pius IX. am 8. Januar 1860 ernst und entschieden,

daß er nicht abtreten könne, was nicht sein eigen sei; ein Nachgeben von Seiten des Papstes wäre eine offenbare Verletzung seiner feierlichen Eide, ein Anlaß zu Klagen und Unruhen in andern Gebieten, eine Beeinträchtigung und Preisgebung der Rechte der beraubten italienischen, ja aller legitimen Fürsten, wie auch der Rechte der katholischen Welt. Napoleon wisse wohl, durch wen, mit wessen Geld und Beistand die Rebellion in der Romagna zu Stande gekommen, während der größte Theil der Bevölkerung davon überrascht und betroffen war. Wollte man die öftern Aufstände zum Beweis für die Nothwendigkeit der Abtretung derselben nehmen, so beweise man zu viel, da ja auch anderwärts, zumal in Frankreich, solche häufig vorgekommen. Außerdem machte der h. Vater den Kaiser auf den großen Abstand zwischen den frühern und dem letzten Schreiben des Kaisers aufmerksam und erinnerte ihn an das strenge Gericht Gottes, dem er einst unterstehen werde.

Weil Napoleon seine Briefe an den Papst der Oeffentlichkeit übergeben hatte, machte auch Pius IX. seine Antwort an ihn durch die Encyclika vom 19. Januar 1860 der katholischen Welt bekannt. Eine Circulardepesche Thouvenels als Erwiderung auf das päpstliche Rundschreiben wurde, Punct für Punct, auf das Schlagendste durch die meisterhaft geschriebene Note des Cardinals Antonelli vom 29. Februar widerlegt.

Wie am 2. December 1859 an Napoleon III., so hatte Tags darauf Pius IX. auch an Victor Emmanuel geschrieben und ihn um so mehr zur Vertretung der Rechte des Apostolischen Stuhles auffordern zu dürfen geglaubt, als seine Regierung von der Verantwortlichkeit für die traurigen Vorgänge in den Legationen keinesfalls sich lossagen könne. Das Antwortschreiben des König „Ehrenmannes" war, dem Charakter seines Verfassers entsprechend, ein Meisterstück von Unverschämtheit. Es besagte ungefähr dieß: als guter Christ ehre er den Papst, aber als guter Italiener habe er, gleich seinem Vater, und wie es für jeden Italiener (also auch für Pius IX.!) Pflicht sei, seine Hülfe zum Unabhängigkeitskampfe geleistet. Se. Heiligkeit würde wohl thun, wenn sie nicht allein in den Verlust der Romagna sich fügen, sondern auch Umbrien und die Marken an das „vorzugsweise nationale Piemont" abtreten würde. —

Um es bei diesem Anlasse ein für allemal zu bemerken: Die Piemontesen gefallen sich darin, sich für die wahren Italiener zu erklären und es ist Mode geworden, sie für solche zu halten. Dieß ist jedoch ein großer Irrthum. Die Piemontesen sind ein Grenzvolk von ungewisser Abstammung, welches viel mehr vom schweizerischen und französischen Volkscharacter als vom italienischen besitzt; ihre Sprache ist ein

bastardartiges, barbarisches Kauderwälsch, worin Nichts von dem reinen Italienischen vorwaltet, das allerorten in Italien gesprochen wird. Und dann: was hat Piemont in vergangenen Zeiten für Italiens Ehre und Gesittung, was hat es für die Künste, für die Freiheit, für den Handel, für die Wissenschaft, was hat es Großes für die Religion gethan? Wo ist also der Rechtstitel für Piemont, ganz Italien unter seinem Scepter zu vereinigen? Oder soll ihm etwa das als Verdienst angerechnet werden, daß es durch alle Mittel der Hölle Italien um seine Ruhe, um seinen Wohlstand, um seinen Glauben und um seine Sittlichkeit, um sein zeitliches und ewiges Heil zu bringen sucht? —

Die kurze Antwort des h. Vaters vom 14. Februar auf jenes allen Anstand verletzende Schreiben des ehrvergessenen Fürsten bezeichnete die Idee des Königs als eine solche, die weder weise noch eines katholischen Königs und eines Fürsten aus dem Hause Savoyen würdig sei, verweiset auf die Encyclika und spricht tiefe Betrübniß über den beklagenswerthen Seelenzustand Victor Emmanuels aus. Dieses Mannes Seelenzustand mußte in der That ein höchst bedauernswerther sein, und kann nicht bezeichnender ausgedrückt werden als mit den Worten, die der unglückliche Schattenkönig selber gegen seinen ehemaligen Lehrer, den Erzbischof von Genua, äußerte, als er zum letzten Kriege gegen den h. Stuhl ausrückte. „Jo soffro come un dannato“, so lauteten seine Worte (ich leide, wie ein Verdammter.)[1]) Dahingegen berichtete man um diese Zeit von der Seelenruhe des h. Vaters in allen Stürmen und Gefahren folgende Aeußerung aus seinem Munde: „Ich bin ganz ruhig. Und weßhalb sollte ich nicht wohlgetröstet sein? Wenn man mich vertreibt, so kehre ich wieder; tödtet man mich, so stehe ich wieder auf; der Papst fußt in der Ewigkeit, er stirbt nicht.“

Wie sehr das bewußte Comitee durch die großartigen, allgemeinen, stets zunehmenden Kundgebungen der Ehrfurcht und Liebe gegen die geheiligte Person des Kirchen- und Staatsoberhauptes betroffen wurde, läßt sich abnehmen aus dem Stillschweigen, in welches es sich plötzlich hüllte, aus der Verborgenheit, in die es sich zurückzog, und aus den wuthschäumenden Briefen, die es in den Blättern von Florenz und Turin veröffentlichen ließ. Ja, das Ermannen der Römer hatte die Umsturzmänner so zu Boden gedrückt, daß auch sie bei den Festen ihre Fenster beleuchteten. Indessen dauerte diese Niederlage nicht gar lange. Die Drohungen, der Tadel, die Witze und der Spott aller Freimaurerlogen Italiens, welche nun massenhaft über das arme Comitee herabregneten, hatten wenigstens die Folge, daß es sich entschloß, wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen, und sei es auch nur mehr, um durch Fastnachtspossen und polternde Herausforderungen den Gegnern Kunde von seinem Leben zu geben.

Das geschah zuerst am 19. März 1860, am h. Josephstage. Dieser Tag hatte für die Umsturzpartei eine doppelte Bedeutung; erstlich war es der Namenstag ihrer großen Schutzpatrone, Giuseppe Garibaldi und Giuseppe Mazzini; sodann feierte sie an demselben das glückliche Ergebniß, welches das Gaukelspiel einer Abstimmung am 11. und 12. März nicht bloß in der Romagna (wie im vorigen Jahre), sondern in der ganzen Aemilia gehabt hatte — einer Abstimmung nämlich über die

---

[1]) Terribles châtiments etc. p. 368.

Frage, ob man ein getrenntes Reich, oder Victor Emmanuel zum König haben wolle. Da die Frage, ob man die päpstliche Regierung beibehalten wissen wolle, an das Volk gar nicht gestellt war, und Niemand wußte, was unter einem „getrennten Reich" zu verstehen sei, so konnte, zumal bei den in Anwendung gebrachten Mittelchen, das Resultat der Abstimmung nicht zweifelhaft sein. Am 18. März brachte der seitherige Dictator Farini dasselbe in eigener Person nach Turin, und Se. Ehrenmännliche Majestät nahm die Huldigung der ihm dargebotenen neuen Provinzen huldreichst an. War das für die Herren vom Nationalverein nicht Grund genug, aus „ihres Nichts durchbohrendem Gefühl" sich zu erheben und dem verhaßten Pfaffenregiment einmal wieder die Zähne zu zeigen? Das thaten sie denn auch nach Kräften. Am genannten Festtage stellten sich die Muthigsten einer Abtheilung päpstlicher Gendarmen gegenüber, welche ruhig und in guter Ordnung über den Corso zogen. Das Heulen und Schimpfen dieser Bande wurde den Soldaten zuletzt zu arg; sie zogen den Säbel und drangen auf dieselben ein. Im Nu ergriff der muthige Haufen unter dem Beifallklaschen des Volkes die Flucht, und hier und da eine Beule am Kopfe oder eine Schramme am Arme waren die Siegeszeichen, die er davon trug. Zu gleicher Zeit verordnete die päpstliche Polizei mit einer Zeitbestimmung von 24 Stunden die Vertreibung der Herren Mastricola, Silvestrelli, Titoni und Anderer, welche bis zu jenem Tage an der Spitze des Comitee's gestanden hatten. Diese erhielten dann wegen ihrer unsterblichen Verdienste um das Vaterland zum größten Theil höchst ehrenvolle Posten im „Königreich Italien".

Die Regierung verdoppelte nun ihre Wachsamkeit, kerkerte einige von den in die Verschwörung Verwickelten ein, machte ihnen den Proceß und verurtheilte sie je nach ihrer Schuld zu den Galeeren oder in die Verbannung. Der Meuchelmörder Lucatelli wurde hingerichtet. Das Volk zeigte sich mit dieser Strenge wohl zufrieden und nahm nicht selten, zumal wenn es einen Petardenwerfer auf frischer That ertappte, die Gerechtigkeitspflege selbst in seine Hand. So führte der Putsch vom 19. März, von dem man sich so Großes versprochen hatte, das kläglichste Ende des nationalen Clubs in der Stadt der Städte herbei. [1])

Freilich hinderte das den „freiwillig" Erwählten zu Turin nicht, sich im Glanze seiner durch die „annectirten" Provinzen so bedeutend vergrößerten Macht nach Herzenslust zu sonnen und breit zu machen. In diesem Hochgefühl hatte er denn auch die Frechheit, in einem Schreiben vom 20. März den Papst aufzufordern, „ihm seine schwierige Stellung zu erleichtern und sich in die nöthig gewordene Schmälerung seines Besitzes zu fügen." Am 2. April ward das „erste italienische Parlament" eröffnet, das am 13. April die Genugthuung hatte, die Annexion von Toskana und Aemilia zu sanctioniren, aber dafür ein paar Monate später auch die Demüthigung erfuhr, zu der Abtretung italienischen Landes, Savoyen's nämlich und Nizza's, an den „Fremden" (denn ein Fremder war auch der Beherrscher der Franzosen) seine Zustimmung ertheilen zu müssen. Das war das Blutgeld, welches der Napoleonide für seinen

[1]) Das arme Mädchen von Casamari. Nach dem Italienischen bearbeitet von Ingenbohl. Druck und Verlag der Waisenanstalt. 1869.

Verrath an seinem Lebensretter, dem ehemaligen Erzbischof von Spoleto, davon trug! Anfangs Mai bereiste der „erwählte König" auch die dem Papste abgenommene Romagna. Obschon seine Anhänger ihn als „den großen Soldaten", „den Engel und Auserwählten Gottes" angekündigt hatten, so war doch sein Empfang in Bologna und zumal auf dem Lande äußerst kalt und darum sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Der Boden schien unter seinen Füßen zu brennen. Denn schon hatte Pius IX., zumal durch jenen vom sardinisch-französischen Anhang am 19. März versuchten, auf Einschüchterung des selbst von ehrlichen Nichtkatholiken bewunderten Vorkämpfers für Recht, Wahrheit und Sitte berechneten Straßenkrawall dazu veranlaßt, von seinen geistlichen Waffen Gebrauch gemacht und unterm 26. März, in derselben Weise wie im Jahre 1859, alle an der Beraubung des Apostolischen Stuhles Betheiligten ohne namentliche Erwähnung dem größern, dem Papste vorbehaltenen Kirchenbanne verfallen erklärt. Und in Wahrheit, sie blieb nicht ohne Wirkung, diese Excommunication, zunächst an ihren Spöttern.

Als nämlich der Alterspräsident der sardinischen Kammer, General Quaglia, das Verzeichniß der Abgeordneten aus den annectirten Staaten verlas und eben die Namen der Deputirten aus der Romagna, jener dem Papste und der katholischen Kirche gewaltsam entrissenen Provinz, aussprechen wollte, sank er, vom Schlage getroffen, ohnmächtig nieder und mußte aus dem Saal bewußtlos fortgetragen werden. Dieser Vorfall erregte unter den Anwesenden einen solchen Schrecken, daß die beiden ältesten Glieder der Kammer, welche das Präsidium zu übernehmen gebeten wurden, diese Ehre ablehnten. — An einem Wallfahrtsorte fand ein wohlbeleibter Volksverführer sich bemüßigt, eine Versammlung in der Nähe der Kirche zu halten und gegen die Excommunication zu Felde zu gehen. Der Pfarrer öffnet seine Kirche und läßt mit der Glocke ein Zeichen zum Gebet geben; Alles eilt zur Kirche, wo der Priester über den geistigen Tod spricht. Der Volksverführer lästert fort und ereifert sich im Fluchen so sehr, daß er, vom Schlage getroffen, zusammenbrach. — In Bologna starb eines jähen Todes jener Deputirte der Nationalversammlung, welcher das Decret der Entthronung des h. Vaters verfaßt hatte. — Zu Cesena ließ sich Graf Spada zum Deputirten wählen und war Tags darauf eine Leiche. — Salvagnoli in Florenz, der dort den Cultusminister abgab, hatte kaum durch ein Decret das Concordat mit dem h. Stuhl außer Kraft gesetzt, als er vom Schlage gerührt wurde. Er ließ zwar einen Priester rufen, allein da er sich weigerte, sein Decret zu widerrufen, wurden ihm die Sacramente nicht gereicht. — Eine Schauspielertruppe hatte in Florenz ein schändliches Stück zur Verhöhnung des h. Vaters aufgeführt. Eine freche Dirne hatte darin den Papst gespielt. Noch am selben Abend verfiel sie in Wahnsinn, inwelchem sie sich aus dem Fenster auf das Pflaster herabstürzte und todt blieb; die übrige Gesellschaft bestieg ein Dampfschiff, das von Livorno nach der Insel Corsica fuhr. Dasselbe ging in der Nähe von Bastia zu Grunde mitsammt der ganzen Bande. — Zu Prato declamirte in einem Café ein Radicaler wüthend gegen den Papst und den Pfarrer der Stadt, indem er zwei Pistolen in den Händen hielt. „Mit der einen schieße ich den Papst todt, mit der andern mache ich dem Pfarrer den Garaus", schrie er und stieß dabei ein Pistol auf den Tisch; dasselbe entlud sich; er war fast augenblicklich todt. — Einige Wochen nach Veröffentlichung der päpstlichen Bulle vom 16. März trat Einer von Denen, die durch Verrath an den päpstlichen Staaten sich so recht die Strafe der Ausschließung von der Kirche zugezogen hatten, in ein Caféhaus zu Rom, und sagte in Gegenwart Anderer, mit der Hand auf eine Branntweinflasche zeigend, im wüsten Tone zum Kellner: Geben Sie mir um zwei Soldi Excommunication. Der Kellner gab ihm, ohne Etwas zu erwidern, das verlangte Glas Branntwein. Kaum hatte der Unglückliche das Glas in einem Zuge geleert, fiel er todt zu Boden. Die Nachricht von diesem schrecklichen Falle verbreitete sich augenblicklich durch die Stadt und das Volk nahm erschütternden Antheil daran. [1]) — Der Syndicus von Finalborgo

[1]) Der Apologist von Turin, Nr. 41, 1862.

hatte den Dominicanern des Ortes die Vertreibung aus dem Kloster kundgemacht; da erinnerte ihn der P. Parossola, der Obere jenes Convents, an die Excommunication, die auf solche Angriffe verhängt sei. Der Syndicus lachte darüber; allein das bekam ihm schlecht. Noch am nämlichen Tage befielen ihn große Schmerzen, die ihm in der Zeit von drei Stunden den Tod brachten. P. Parossola hatte sich unterdessen nach der Vertreibung aus dem Kloster nach Turin zurückgezogen. Kaum wurde dort der Tod des Syndicus bekannt, so sandte man Gendarmen ab, den Pater gefangen nach Genua zu führen, wo ihm der Proceß gemacht wurde, „weil er durch Androhung der Excommunication den Syndicus (Bürgermeister) getödtet habe."

Mag das Alles als Zufall gelten lassen, wer da will: man wird aber auch Jedem die Freiheit lassen müssen, zu glauben, es verhalte sich damit, wie Pius IX. am Jahrestage seiner Krönung zu den Cardinälen sagte: „Betet, betet mit Demuth und ohne Unterlaß, und die Folge wird sein: Der da Oben wird zeigen, daß Er Herr ist."

Aber auch in der allseitigen, echt katholischen Theilnahme für den gemeinsamen Vater und Hirten der Christenheit zeigte Gott, daß Er der Herr und daß der Papst Sein Gesalbter sei.

Schon im Sommer 1859 hatte der Episkopat der gesammten katholischen Welt in einzelnen wie in Collectiverklärungen seine feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der zeitlichen Herrschaft des Papstes für die Freiheit der Kirche mit einer achtunggebietenden Einmüthigkeit ausgesprochen; ihm folgten Gläubige aller Stände, aller Richtungen. Das Decemberpamphlet und das Schreiben Napoleon's III. hatte die Begeisterung für die gerechte Sache des h. Vaters erst recht gesteigert; eine Zahl trefflicher Schriften, unter andern ein „Memorandum der päpstlichen Unterthanen an alle Völker", vertheidigte dieselbe gegen eine schmähliche und unsittliche Politik. In Venedig und Neapel, ja selbst in Sardinien und in dem insurgirten Mittel-Italien, in Spanien, Irland, England, Deutschland, Frankreich und America folgten der Encyclika des Papstes zahllose Ergebenheitsadressen an denselben und Protestationsurkunden gegen die verübte Gewaltthat; auch reichliche Gaben gingen unter dem Namen des Peterspfennigs ein. Pariser Damen sandten dem Papste im Januar 1860 die Summe von 100,000 Franken in einer goldenen Vase, der eine Adresse beilag, worin dieselben versprachen, künftighin die Hälfte ihrer Luxusausgaben für den h. Vater zu sparen. Schon im Frühsommer belief sich, laut Anzeige des Giornale di Roma, der von allen Seiten eingegangene Peterspfennig auf eine Million 600,000 Scudi. Mit jener Genugthuung, wie sie das verletzte Rechtsgefühl der Christenheit verlangt hatte, ward allenthalben die Excommunicationssentenz vernommen, gegen welche freilich die dadurch Betroffenen durch sophistische Ausflüchte sich vergebens zu schützen suchten.

Da fuhr auf einmal, wie ein freundlicher Sonnenstrahl durch schwarze Gewitterwolken, die Nachricht von einer neuen Seligsprechung durch die geängstigte, nun froh aufhorchende Christenheit.

Und wer war der Glückliche, dem diese Ehre der Kirche zu Theil ward? Es war ein Armer, — der Aermsten Einer, der in Südfrankreich geboren, als Pilger nach Rom gewandert, von erbettelten Almosen sein Dasein gefristet, ein Leben der äußersten Entbehrung, beständiger Abtödtung und vollkommener Verachtung der Welt und seiner selbst geführt hatte und kaum 35 Jahre alt, am 17. April 1783, kurz vor dem Aus-

bruche jener welterschütternden Revolution, der Frucht jener Drachensaat des Unglaubens, in Rom gestorben war, mit einem Wort, es war Benedict Joseph Labre! Wieder ein Vorbild der Entsagung für die nach Genuß haschende, habgierige Welt! Wieder ein Fürbitter im Himmel für so viele Irrende auf Erden! Wieder ein Sporn zum Ausharren in der Armuth für den Statthalter Christi selber, der ja, gleich Labre, ebenfalls von Almosen lebte und noch lebt und gerne lebt.

Aber, wenn Pius IX. auch für seine Person gerne auf alles Eigenthum, somit auch auf die Romagna, verzichten mochte, für seine Kirche durfte er es nicht, schon um des Eides willen, der ihn gebunden hielt. Aber auch noch aus einem andern Grunde, nämlich um des Seelenheiles einer Million seiner Unterthanen wegen, gegen welche unter dem Freimaurer-Regiment Piemonts nicht etwa Ein reißender Wolf, sondern eine Legion solcher Bestien losgelassen war, um sie zu verschlingen, durfte Pius es nicht. Denn nicht allein, daß diese Regierung, trotz der Cavour'schen Redensart von „einer freien Kirche im freien Staat", die offenbarsten Gewaltthätigkeiten gegen die Religion und ihre Diener sich erlaubte, so daß binnen Kurzem 60 Bischofsstühle verwaist standen, deren Inhaber entweder im Gefängnisse oder in der Verbannung schmachteten, zog sie auch — ganz wie es zur Zeit der vorgeblichen Republik in Rom geschah — mit allen Waffen gegen die Sittlichkeit zu Felde, indem sie Theater und Presse, Gemälde und Photographieen in allen Formen und an den zugänglichsten Orten, in der unverhohlenen Absicht, die Jugend beiderlei Geschlechts zu verderben, als Hebel der haarsträubendsten, ausgeschämtesten Liederlichkeit in Bewegung setzte, wie dieses die Hirtenbriefe der Erzbischöfe von Bologna und Ferrara, die päpstliche Allocution vom 13. Juli, so wie das Rundschreiben vom 29. desselben Monats mit schmerzvollem Bedauern andeuten. In der ersteren beklagt Pius IX. den kirchenfeindlichen Act der Piemontesen in der unrechtmäßigen Besitzergreifung der päpstlichen Provinzen, und dankt den Bischöfen und Gläubigen auf's Neue für die dem h. Stuhle erwiesene Anhänglichkeit und Treue, und für den demselben gespendeten, leider stets nothwendiger werdenden Peterspfennig. Ja, den stets nothwendiger werdenden Peterspfennig. Denn die Piemontesen, mit dem bisherigen Raube noch nicht zufrieden, waren inzwischen noch einen guten Schritt weiter gegangen. Unter dem Vorgeben, den Bandenführer Garibaldi, der, anscheinend auf eigene Faust, im Grunde aber im Einverständnisse mit Piemont, Frankreich und England, im Mai (1860) auf der Insel Sicilien gelandet war, zu bekämpfen, bedrohten sie auch das dem Papste noch übrig gebliebene Gebiet, die Marken und Umbrien, mit einem Einfall. Dort stand jedoch der päpstliche Oberfeldherr Lamoricière mit einer kleinen, aber tapferen Armee kampfbereit.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es angezeigt sein, von den beiden Personen, die wir so eben vorübergehend nennen hörten und die wir sofort wie Licht und Finsterniß mit einander in einen Kampf auf Tod und Leben werden treten sehen, Garibaldi nämlich und Lamoricière, ein paar Worte zu sagen. Zuerst von Garibaldi.

Eines Fischers Sohn von Nizza, bereits im Alter von 7 Jahren zum Dienste

auf dem Meere bestimmt, ohne eigentliche Erziehung, besonders ohne frommmütterliche Pflege, verführte und entführte er in ganz jungen Jahren die Tochter des Grafen Rainsberg, steckte das Schloß des tiefgekränkten Vaters in Brand, hauste längere Zeit in den mit den Schweizergebirgen zusammenhängenden Bergen Nord-Italiens, von einer Banditenschaar umgeben, schloß sich der revolutionären italienischen Bewegung, die von der französischen Revolution des Jahres 1830 hervorgerufen worden, an und ließ sich (1833) in die königliche Marine Carl Alberts von Sardinien aufnehmen, um insgeheim für die Demokratie in derselben zu arbeiten. Hier am 3. Juni 1834 zu schimpflichem Tode verurtheilt, ging er über Tunis nach Rio-Janeiro, dann nach Rio-Grande da Sol, bis er in einem Hafen der Provinz Entre-Rios gefangen wurde. Dort lief er davon; aber die Behörde von Qualeiquey griff ihn wieder auf, ließ ihn auf öffentlichem Markte tüchtig durchhauen und schickte ihn unter guter Escorte nach Banada; dort ließ man ihn nach einiger Zeit laufen und er kehrte nach Rio-Grande zurück. Hier wurde er in dem Hafen von Laguna von den Brasilianern angegriffen, und da er nicht siegen konnte, lief er wieder davon und begab sich zum zweiten Mal nach Rio-Grande, wo, wie es scheint, man „seine Verdienste" nicht zu würdigen wußte; denn man wollte seiner wahnsinnigen Führung nicht ein einziges Schiff anvertrauen; dort hat er sich auch mit einer Americanerin, Namens Anitta, verheirathet, die an allen seinen Kämpfen, wie eine Amazone, Theil nahm und ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Von Rio-Grande ging er nach Montevideo, welches von dem Dictator Rosa von Buenos-Ayres bekriegt wurde; hier ging es ihm noch schlechter, als in Laguna. Er wollte sich mit dem englischen in brasilianischen Diensten stehenden Admiral Brown messen, und erhielt dabei abermals tüchtige Schläge. Wiederum floh er. Er scheint dann, wenigstens der Lebensbeschreibung zufolge, welche die „Capitale", das in Rom erscheinende Blatt der Garibaldianer im Januar 1871 veröffentlichte, mit den Bewohnern von Montevideo den Servando Gomez, welcher 1200 Mann commandirte, besiegt zu haben.

Inzwischen flog der Freiheitsruf Italiens auf den Schwingen der Winde über das atlantische Meer; es schneite Briefe von den Brüdern aus den Häfen von Nizza, Genua, Livorno und Neapel. Auch Mazzini schrieb: „Garibaldi! Diese tölpischen Constitutionellen klecksen schon rüstig Constitutionen à la Pariser zusammen; die Gimpel! sie wollen Freiheit und Königthum, Freiheit und Kirche zusammen haben. Die Freiheit ist eine; sie ist Gott in sich selbst. Garibaldi! Du allein kannst mich verstehen. Komm' und foppe diese Tölpel."

Garibaldi verstand wirklich seinen Meister. Wie er anno 1833 sich dem Könige Carl Albert unter heuchlerischer Maske angeboten, so that er es jetzt dem Papste. Am 12. October 1847 schrieb Giuseppe Garibaldi an Monsignor Bedini, päpstlichen Internuntius zu Montevideo in America, und erbot sich im Namen seiner Gefährten, dem h. Vater, „der schon so viel für das Vaterland und für die Kirche gethan hat", zu dem „von ihm begonnenen Werke der Befreiung" seine „schwache Stütze und im Nothfalle seinen letzten Blutstropfen" zu weihen. Der Internuntius antwortete ihm in allgemein gehaltenen Ausdrücken sehr höflich, ohne übrigens auf seinen Vorschlag einzugehen. Diese Antwort klang für den Freibeuter keineswegs erbaulich. Er hatte klingende Münze erwartet, um über das Meer zu segeln, nicht gute Worte. „Geld brauchen wir", sagte er zu seinen Freunden, „und wir werden es von den Brüdern erhalten." In der That floß von allen Freunden italienischer Freiheit bald so viel Geld zusammen, daß Garibaldi seine Waffengefährten neu und gut kleiden, alles Waffengeräth besorgen und die Ueberfahrt bestreiten konnte. In den ersten Tagen des April 1848 stach das Schiff „Esperanza" (Hoffnung) unter roth-weiß-grüner (italienischer) Flagge mit dem Condottiere und seiner Bande bei Montevideo in See. Bereits am 17. Juni meldeten ligurische Blätter seine bevorstehende Ankunft. Vier Tage später traf Garibaldi in Nizza ein und umarmte nach langen Jahren der Verbannung wieder seine Mutter, wie auch Weib und Kinder, die er aus mehrfachen Gründen auf einem andern Handelsschiff nach Italien vorausgeschickt hatte.[1]) Die mazzinistische Jugend empfing „den Helden" mit Frohlocken. Die Verständigen und Guten jedoch sahen in ihm nur den Verschwörer, Corsaren und Banditen-

[1]) Anitta starb im Jahre 1849, während sie ihren Mann auf seinem Rückzuge von Rom nach der kleinen Republik San Marino begleitete, auf einem Landgute des Marchese Guiccioli.

häuptling und würdigten ihn nicht eines Grußes; dieselbe Erfahrung machte er in Genua. Nun begab sich Garibaldi mit den Seinigen nach Mailand, wo es ihm besser gelang. Er sammelte noch etwa ein paar Tausende verzweifelter Lombarden um sich, mit denen er Mailand gegen die Oestreicher, die nach der Vernichtung der piemontesischen Armee bei Custozza dicht hinter den Fliehenden her waren, zu halten versprach. Doch diesen Plan vereitelte der Waffenstillstand, den Carl Albert abgeschlossen hatte. Was nun anfangen? Unser Held griff wieder zu seinem alten Handwerk eines Banditen, erschreckte und brandschatzte die armen Einwohner von Como und sämmtliche Dörfer längs dem Lario und plünderte die öffentlichen Cassen von Arona, worüber die sardinische Regierung großen Lärm schlug und ihn mit „Räuber, Schurke und Hochverräther" betitelte. Dieser Ehrentitel ungeachtet öffnete die Schweiz dem Flüchtling ein Asyl, von wo aus er über Frankreich wieder nach Genua reiste. Hier erwarteten ihn Emissäre aus Sicilien mit der Bitte, er möchte sich an die Spitze der Empörung auf ihrer Insel stellen. Garibaldi sagte zu und ging wirklich mit seinen Landsknechten nach Livorno unter Segel. Hier beredeten ihn jedoch die Brüder, Sicilien einstweilen links liegen zu lassen und sich mit ihnen nach Rom zu begeben und dort die eine und untheilbare Republik gründen zu helfen, nach deren Zustandekommen mit Neapel und Sicilien fertig zu werden dann ein Leichtes sei. Topp! Garibaldi hing das den Sicilianern gegebene Wort an die Wand und blieb zu Livorno, von wo er mit seinen Banden unstät im Kirchenstaate und nach Rossi's Ermordung selbst in Rom herumpatrouillirte, bis die Republik dort ausgerufen und unter den Fittichen seines Freundes Mazzini ihm dort Thür und Thor geöffnet wurde. Welche Großthaten er hier als Generalissimus verrichtet hat, wissen wir. Nach dem siegreichen Einzuge der Franzosen in Rom durchzog der Exgeneral mit seinen Banditen, mordend, raubend und allenthalben Zwietracht stiftend, Italien, bis er am 5. September 1849 in Genua eingesteckt wurde. Dem seiner Haft Entflohenen öffnete abermals America seine Arme, wo er bis zum Jahre 1859 Unschlittlichter fabrizirte. Die Ereignisse des gedachten Jahres riefen den Helden nach Europa zurück, wo er, bald im Einverständnisse, bald in Feindschaft mit Cavour und Mazzini, von englischen Guineen unterstützt, sein altes Spiel fort trieb und bald der Löwe des Tages, d. h. das Hauptwerkzeug des Ehrgeizes und der Raubsucht Sardiniens wurde.

Das war der Zeitpunkt, wo ihm der Edelmann entgegentrat, dem wir nunmehr einige Zeilen widmen müssen.

Leon de Lamoricière ward zu Nantes in der Bretagne am 5. Februar 1806 geboren. Seine Erziehung war eine militärische, sein Character und Talent gleich ausgezeichnet. Eine schöne Seele bewohnte den bis zur Bewunderung schönen Körper. Mit 24 Jahren war Lamoricière Genie-Lieutenant. Bald darauf war er in Africa, dem eigentlichen Schauplatz, wo er sich seinen hohen Kriegsruhm erwarb. Seine erste Waffenthat verrichtete der junge Lieutenant vor Algier, an dessen Belagerung und Erstürmung er Antheil nahm, und seit jener Zeit blieb er mit nur wenigen Unterbrechungen, z. B. 1839, wo ihn der Kriegsminister nach Paris berief, bis zum Jahre 1846 in Africa. L'enfant d'Afrique — das Kind Africa's — nannten ihn gar bald die Soldaten, aber die Araber nannten ihn später, als er bereits eigene Expeditionen commandirte, den „gerechten Sultan". Denn auch in die feindlichen Reihen war bald der Ruf seiner Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit gedrungen. Das Zuavencorps, diese halb türkische, halb orientalische Waffengattung, und jetzt längst die bedeutendste Infanterie in Algerien, ist eine Schöpfung Lamoricière's, und schon dadurch nimmt sein Name in der neueren französischen Kriegsgeschichte einen hohen Platz ein. Seine Zuaven waren ihm mit Leib und Seele ergeben; zwölf Jahre lang führte er sie, selber in kurzer Frist nach einander von Stufe zu Stufe avancirend, zu Kampf und Sieg, über die Höhen des Atlas und durch die brennende Wüste, schlief wie sie auf nackter Erde unter schlechtem Zelt oder freiem Nachthimmel, an den Rücken eines Kameels gelehnt, aß monatelang mit ihnen harten Schiffszwieback und Datteln und war, wie der erste im Gefecht, so auch der erste, wo es Strapazen und Entbehrungen, oder wo's Gefahren galt. Deßhalb vergötterten ihn auch seine Soldaten und trugen ihn auf den Händen.

Diesem ganzen, echt militärischen Wesen gab seine christliche Gesinnung die höhere Weihe. Lamoricière war ein überzeugungstreuer, aufrichtiger Katholik und verleugnete nie seinen Glauben. „Le réspect humain", sagte er oft, „c'est une

lacheté d'âme" (Menschenfurcht ist Feigheit der Seele). Er erfüllte mit größter Gewissenhaftigkeit die Gebote der katholischen Kirche, beobachtete die Fasten- und Abstinenztage und versäumte namentlich Sonntags nie die h. Messe. Wenn solche im Lager und auf den Feldzügen, trotz des Feldgeistlichen, der sich stets im Hauptquartier befand und an des Generals eigener Tafel speiste, nicht möglich zu machen war, so las er in seinem Zelt allein und mit lauter Stimme die üblichen Meßgebete, wie er denn auch, als er bereits längst General war, gar oft in Privatcapellen dem Priester bei der h. Messe ministrirte. Wem gefiele er nicht, dieser betende General, wenn er am nächsten Morgen, von einem glänzenden Stabe umgeben, an der Spitze seiner 8000 Zuaven in den Felsschluchten der Mascara die 17,000 Kabylen zurückwarf und im dichtesten Kugelregen, mit durchlöchertem Hut und Mantel, er selbst am Arm, sein Pferd in den Flanken verwundet, hinauszieht in die feindlichen Reihen, nur von einigen Ordonnanz-Officieren gefolgt, und zwei Scheiks mit eigener Hand gefangen nimmt — oder auch, wenn er bei Isly den tödtlich getroffenen Adjutanten des Marschalls Bugeaud remplacirt und trotz der rechts und links sausenden Kugeln quer feldein sprengt, um dem General Bourmont die wichtigen Instructionen zu überbringen, deren schnelle Ausführung den blutigen Tag entscheiden half — wie gesagt, wem gefiele er nicht, dieser betende General und sein Wahlspruch: „Dieu et la patrie!" (Gott und das Vaterland). Auch blieb der Lohn nicht aus für diese und so viele andere Heldenthaten; nach der letztgenannten Schlacht avancirte Lamoricière zum Divisionsgeneral und wurde sogar im Jahr 1845 an des Marschalls Bugeaud Stelle interimistischer General-Gouverneur von Algerien. Als der Letztgenannte Africa verließ und von seiner Umgebung Abschied nahm, sagte er: „Ich verlasse Africa, aber ich lasse dessen Geschick in guten Händen; ich möchte Euch Alle umarmen, ich umarme Euch in der Person des Generals Lamoricière."

Doch bereits im Jahre 1847 gab Lamoricière seine Stelle in Africa auf. Seine Anschauungen und Grundsätze bezüglich der Regierung und Colonisirung dieses Landes konnten sich in die des alten, absolutistischen Marschalls nicht fügen. Der General kehrte nach Frankreich zurück, wandte sich hier der Politik zu und nahm ein Mandat als Abgeordneter für die Nationalversammlung an. Sein Platz war auf den Bänken der Linken zwischen seinen Freunden Tocqueville und Beaumont. Schon waren die Reformbankette im Schwunge; der Thron Louis Philippe's, der den General persönlich hochschätzte und ihn noch kurz vor der Februar-Revolution zum Groß-Officier der Ehrenlegion machte, wankte.

Noch einmal sehen wir unsern Helden auf dem Boden Africa's, um an den letzten Waffenthaten, die das Zelt Abdel-Kaders in die Hände des Herzogs von Aumale brachten, theil- und des stolzen Emirs Unterwerfung entgegen zu nehmen.

Kaum war des Emirs Thron gebrochen, als auch der seines europäischen Besiegers zusammenbrach. Lamoricière war es, der die Abdankung Louis Philippe's auf dem großen Platze vor dem Palais Royal, wo der Aufruhr am wildesten tobte, proclamirte; hundert Gewehre zugleich wurden auf ihn angelegt, einige so dicht, daß sie seinen Körper berührten. Sein Pferd bäumte sich unter ihm in instinctmäßiger Todesangst; er selber blieb unerschütterlich und sattelfest und vollzog pflichtgemäß den gefährlichen Auftrag, den ihm sein König gegeben. „Es ist Lamoricière!" riefen mehrere Stimmen, vielleicht seiner frühern „Kinder" aus Africa. „C'est un brave, ne tirez pas!" (es ist ein Wackerer, schießt nicht!) und die Gewehre senkten sich. Er selbst war gerettet; aber das Königthum war rettungslos verloren. Unter dem Säbelregimente Cavaignac's saß Lamoricière in der Nationalversammlung, aber schon von den früheren Freunden getrennt, deren republikanische Luftgebilde er nicht theilte. Die Candidatur Louis Napoleons unterstützte er nicht, und im Palast Elisée, wo sofort Tausende den aufgehenden napoleonischen Stern huldigend umdrängten, hat man ihn nie gesehen. In der Nacht des Staatsstreiches ward auch Lamoricière in seiner Wohnung gefangen genommen und in's Gefängniß nach Mazas abgeführt, wo er 3 Jahre lang blieb und sich unter einem Dache mit Thiers, Cavaignac, Girardin, kurz mit Solchen zusammenfand, welche die Wärter nur mit abgezogenen Mützen und tiefen Verbeugungen anredeten. Alsdann ging Lamoricière in die Verbannung und zog es vor, darin zu bleiben, als ihm bald nachher der Aufenthalt in seinem Vaterlande wieder freigestellt wurde. Die Sympathieen von ganz Frankreich begleiteten ihn in das Ausland. Nur von ihm hätte es abgehangen, die höchsten

Würden des neuen Kaiserreiches zu erlangen; er wäre so gut als Marschall und Senator gestorben, wie Magnan, Bosquet und Andere, denen er an militärischer Tüchtigkeit jedenfalls gleichkam und die er an Lauterkeit des Characters und an Gesinnungsadel jedenfalls überragte. Aber höher als Alles, selbst als sein Kriegsruhm, stand ihm seine persönliche Manneswürde als Christ und als treuer Sohn der Kirche, und er wollte seinen Degen nicht im Dienste eines Herrschers ziehen, der diesen erhabensten Interessen der Menschheit seine eigenen dynastischen und politischen voransetzte.[1])

Das war der Mann, auf welchen Pius IX. sein Auge richtete, um dem weiteren Vordringen der Revolution, deren Hauptrepräsentant Piemont, und deren rechte Hand Garibaldi war, wo möglich Einhalt zu thun, wie uns dieß das nächstfolgende Capitel zeigen soll.

Vierzehntes Capitel.

Das Jahr 1860. — Garibaldi's Raubzug gegen das Königreich beider Sicilien und gegen den Kirchenstaat, erst im geheimen, dann im offenen Einverständniß mit Victor Emmanuel. — Glorreiche Kämpfe und Niederlagen der Päpstlichen bei Spoleto und Castelfidardo. — General Pimodan's Heldentod. — Völkerrechtswidrige Beschießung der Festung Ancona. — Allocution vom 28. September. — Oeffentliche Dankbezeugungen, die den Streitern für den apostolischen Stuhl zu Theil werden. — Heldensinn der Gattin eines Martyrers und anderer Französinnen. — Eine Aeußerung Pius' IX. über Letztere und über Frankreichs Kaiser. — Der St. Michaelsverein. — Allocution vom 17. December, die Christenverfolgung in China u. s. w. und den Concordatsbruch in Baden betreffend. — Pius' IX. unerschütterliches Gottvertrauen.

Lamoricière lag zu Prouzel an Gicht und Rheumatismus, die er sich in Africa geholt hatte, krank darnieder, als Msgr. de Merode ihm den Antrag Pius' IX., das Commando über die päpstliche Armee anzunehmen, überbrachte. Nach einigen Augenblicken Ueberlegung, wohl fühlend, daß er das Opfer nicht bloß seines Lebens, woran ihm wenig lag, sondern das seines Namens, seines militärischen Ruhmes bringe, nahm er den Vorschlag an. „Es handelt sich", sprach er, „um eine Sache, für die ich gerne sterben möchte." Denen, die ihn durch die Hinweisung auf die Unhaltbarkeit der römischen Sache zurückzuhalten suchten, antwortete er: „Der Papst ist mein Vater, sein Haupt ist gefährdet, wo hätte wohl je ein Sohn seinen Vater in der Noth verlassen?"

Einige Wochen später nahm Lamoricière von seiner Gattin und seinen drei Kindern Abschied und trat mit Msgr. de Merode die Reise nach Rom an, wo er trotz aller Ueberwachung von Seiten der Feinde am 2. April glücklich ankam und seinen Degen zu den Füßen des h. Vaters niederlegte. Unverweilt machte er sich an's Werk. Auf seinen Ruf erschienen treue Freiwillige, unter ihnen Söhne aus den ältesten Adelsgeschlechtern Frankreichs, Belgiens, Irlands, ganz Europa's, um sich um den päpstlichen Thron zu dessen Vertheidigung zu schaaren. Das kleine, aber verhältnißmäßig rasch angewachsene päpstliche Heer war der piemontesischen Presse längst ein Dorn im Auge; heftig ward dasselbe angegriffen, zumal ihr Anführer, dem man die blutigsten Proclamationen und alles Schändliche unterschob, Drohbriefe über Drohbriefe zusandte und durch Dolch und Gift nach dem Leben trachtete. Was in der Presse angedeutet ward, das sollte alsbald die Regierung Piemonts auf sich nehmen. Graf Cavour stellte unverschämter Weise an den Papst die Forderung, er solle „die fremden Söldner" entlassen, und das in einem

[1]) Le Général de Lamoricière par Hippolyte Castille. Paris 1858. — Köln. Blätter. — Montalembert's Leichenrede.

Augenblicke, wo Garibaldi englische und schottische Freiwillige, Polen, Ungarn u. s. f., ein wahres Söldnerheer, unter seinen Fahnen versammelt hielt, um „Italien zu befreien“, das will sagen: die gesammte italienische Halbinsel, mit Einschluß des dem Papste noch übrig gelassenen Gebietes, in das von Toscana aus schon im Mai unter Zambianchi's Führung ein Einfall gemacht worden war, unter Piemont's Zwangsjacke zu bringen. Es war nämlich der Revolution, diesem nimmersatten Ungethüm, nicht genug, den Papst um einen Theil seiner Staaten gebracht zu haben: vollständig beraubt und zu nichte gemacht sollte er werden, und mit ihm der, seinem Vater, Ferdinand II. (22. Mai 1858) auf den Thron gefolgte Bourbonensprößling, König Franz II. von Neapel. Auf der Insel Sicilien brach (4. April 1860) ein von auswärts angezettelter Aufstand aus. Flugs war der piemontesische Abenteurer Garibaldi bei der Hand. Unter dem Vorwande, den Empörern zu Hülfe zu kommen, überfiel er in der Nacht vom 5.—6. Mai — Dank der Willfährigkeit und geheimen Unterstützung Englands — die Insel, nahm sie als Dictator im Namen Victor Emmanuels in Besitz, schlug (den 15. und 16.) die königlich-neapolitanischen Truppen und bemächtigte sich (27. Mai) Palermo's. Als Victor Emmanuel dessen Vorschreiten zu mißbilligen sich den Anschein gab, und ihn sogar bat, das Festland Neapels nicht anzugreifen, antwortete ihm Garibaldi: „Der König möge erlauben, ihm dießmal nicht zu gehorchen, bis er ihm auch Neapel zu Füßen gelegt habe.“ Den 27. Juli ergaben sich das Fort Reggio, die Stadt Giovanni und das Fort El Rizzo. — Den 11. September hielt Garibaldi seinen Einzug, doch einstweilen noch ganz einfach, in Neapel. Tags zuvor erließ er eine Proclamation an das Volk von Palermo, welche nach heftigen Ausfällen gegen die piemontesischen Staatsmänner mit dem Ausruf schließt: „Er, Garibaldi, werde die Einverleibung Siciliens in das Königreich des Re galantuomo erst auf dem Quirinal (in Rom) verkünden.“ — Franz II., König von Neapel, zog sich nun nach Capua und, nachdem er sein Heer an den Ufern des Volturno durch den Bandenchef und die ihm zu Hülfe gekommenen piemontesischen Truppen hatte in die Flucht schlagen sehen, in die Felsenfestung Gaëta zurück, bei deren Vertheidigung sich vorzüglich die junge Königin, eine baierische Prinzessin, auszeichnete.

Wir sagten: durch die Garibaldi zu Hülfe gekommenen piemontesischen Truppen. Piemont nämlich, welches aus einem Rest von Ehrgefühl anfangs das Unternehmen Garibaldi's amtlich als ohne sein Wissen und Wollen geschehen mißbilligt hatte, beeilte sich, sobald es die Möglichkeit des Erfolges erkannte, dasselbe zu unterstützen. Um aber Garibaldi zu Hülfe kommen zu können, mußte man die päpstlichen Staaten durchschreiten. Davor schrak der neue Barbarenkönig nicht zurück: war er doch der Zustimmung Desjenigen gewiß, den er unter allen Erdenmächten am Meisten fürchtete, Napoleon's nämlich, der am 2. September 1860 in Savoyen eine geheime Zusammenkunft mit den Abgeordneten der italienischen Regierung, Cialdini und Farini gehabt und darin seine Zustimmung zur Besetzung der päpstlichen Staaten gegeben hatte.[1]) Am 7.

[1]) Zehn Jahre später, an demselben 2. September wurde Napoleon III. Gefangener des Königs von Preußen, angesichts seiner früheren Freunde und Bundes-

September, demselben Tage, wo Garibaldi siegreich in Neapel einrückte, stellte Cavour noch einmal und zum letzten Mal an die päpstliche Regierung die Forderung, die fremden Söldlinge zu entlassen. Und schon, bevor man noch des Cardinals Antonelli Antwort vom 11. September erhalten, befahl der König-Ehrenmann in einer Proclamation, die eines Aufwieglers und Räubers würdig, unter dem schamlos-heuchlerischen Vorwande, daß er die Sicherheit und Unabhängigkeit des h. Vaters garantiren wolle, den Einmarsch der sardinischen Truppen in die Marken und Umbrien, „um die bürgerliche Ordnung in den verödeten Städten wieder herzustellen, die fremden Abenteurer zu vertreiben und den Völkern die Freiheit zu geben, ihre eigenen Wünsche auszudrücken". Lamoricière befand sich in Spoleto, als ihm ein piemontesischer Offizier im Namen seines Königs den Befehl zur Auflösung der päpstlichen Armee überbrachte. Schon seit zwei Tagen war Cialdini, um Lamoricière zu überraschen und ihn an der Concentrirung seiner Truppen in Ancona zu hindern, wider alles Völkerrecht, ohne Kriegserklärung, in das päpstliche Gebiet eingefallen. Ein Schrei der Entrüstung durchhallte ganz Europa. Napoleon III., um (scheinbar) seine Nichtverantwortlichkeit für diese Frevelthat vor der Welt zu bezeugen, rief unverweilt (am 13. Septbr.) seinen Gesandten von Turin ab, aber die vom Papste verlangte und erwartete Hülfe leistete er nicht nur nicht, sondern verhinderte auch andere Mächte, z. B. Spanien, dieselbe zu leisten. Der päpstliche Obergeneral, der wohl von Garibaldi's Banden, nicht aber von der regulären sardinischen Armee angegriffen zu werden erwartete, leistete mit seiner kleinen, in einem Vierteljahr ohne alle Hülfsmittel auf die Beine gebrachten Armee Wunder der Tapferkeit. Es gibt in der Kriegsgeschichte nichts Kühneres, nichts Edleres, als die Vertheidigung von Spoleto, wo 12 Stunden lang ein Häuflein von 600 Mann den Anstrengungen von 14,000 Mann Widerstand leistete und so viele Feinde tödtete und verwundete, als seine Zahl betrug. Die Braven, die eben so gute Christen als tapfere Krieger waren, hatten am selbigen Morgen die h. Messe gehört und das Brod der Starken genossen. Nachdem sich die Piemontesen nun der Geburtsstadt Pius' IX. bemächtigt hatten, beschleunigten sie ihren Marsch Loretto zu.

Den 16. Abends verließ Lamoricière mit seiner Reiterei die Abhänge von Montesanto und stieg zum Hafen von Recanati hinab, wo er den für Ancona bestimmten Schatz auf dem Fahrzeug San Paolo einschiffte. Kaum waren sie in Porto-Recanati, ein großes, auf der einen Seite von den Meereswellen bespültes, auf der andern von dem hochragenden Schlosse Castelfidardo beherrschtes Dorf, eingerückt, da sprengte der Feldcaplan heran und rief, daß der Feind nahe. Sofort setzte sich der Trupp in Bewegung und sprengte in Carrière davon. Am Fuße des Hügels stößt der Vortrab auf einige piemontesische Reiter. Man feuert gegenseitig, und die piemontesischen Chevauxlegers fliehen, von den Guiden verfolgt, welche im Galopp in Loretto einreiten. Ohne ihre Jagd aufzugeben, treiben sie den Feind längs des Abhanges hin, ihn bis zum Anconathor verfolgend, wo sie dann auf dem Platze der Madonna halten und sich aufstellen. Am Montag, den 17. Nachmittags,

---

genossen, die sich nicht rührten nach demselben Grundsatze der Nichtintervention, demgemäß die unthätig in Rom stehende französische Besatzung sich auf Napoleon's Befehl nicht rühren durfte, als am 18. September 1860 die Schlacht bei Castelfidardo folgte, wo die Heldenschaar Lamoricière's von der Uebermacht überwältigt wurde. — War das Zufall oder ein Gottesgericht?

wird Generalmarsch geschlagen, um die Truppen in Athem zu halten. Die Stadt wird alarmirt. Im Verlauf des Nachmittags kommt die Division des Generals Pimodan und lagert sich hinter Loretto. Pimodan bringt 2600 Mann Infanterie, Lamoricière zählt kaum 2000 nebst 900 Reitern, und einige schlechte Kanonen. Da der Feind die beiden Mühlen besetzt hatte, fehlte es den Truppen in Loretto die beiden Tage an Mehl und Brod. Auf Dienstag den 18. war der Angriff der piemontesischen Linien beschlossen, um dieselben wo möglich zu durchbrechen und sich nach Ancona durchzuschlagen. Da gewahrte man früh Morgens ein der Kreuzzüge des Mittelalters würdiges Schauspiel. Um 4 Uhr nahten sich Lamorcière, Pimodan, die Guiden, die franco-belgischen Zuaven, die Deutschen, die Schweizer, die römischen Regimenter und die Artilleristen mit unaussprechlicher Andacht, gleich Martyrern, die in den Tod gingen, dem Tische des Herrn. Ein ähnliches Schauspiel gewährte das Lager der päpstlichen Zuaven außerhalb der Mauern Loretto's. Einige Stunden später erfolgte der Angriff. Der Kampf war fürchterlich. Beide Armeen zeigten gleichen Muth und erlitten beträchtliche Verluste. Die Piemontesen hatten furchtbare Stellungen inne, welche die Päpstlichen nicht zu durchbrechen vermochten. Drei Mal stürmten sie gegen dieselben an und drei Mal mußten sie zurückweichen. Der dritte Angriff kostete dem General von Pimodan das Leben. Er gehörte einer der ältesten und edelsten Familien Frankreichs an und nimmt unter den Helden, welche im Kampfe für das gute Recht des h. Stuhles fielen, den ersten Platz ein. Gestärkt durch die Wegzehrung, die er in der Lorettokirche empfangen, stürzte er sich unter dem Rufe: „Kinder, bedenkt, daß Ihr Katholiken und Franzosen seid", an der Spitze seiner Colonnen mit Löwenmuth auf die Piemontesen, die er durch seine Todesverachtung in Staunen setzte. Da trafen ihn, in dem Augenblick, wo er unter einem Maulbeerbaum seine Befehle ertheilte, fast gleichzeitig drei Kugeln, eine in das Gesicht, eine in den Fuß und eine dritte in die Brust; bei dieser letzten, die tödtlich war, brach er unter dem Rufe: „Muth, Kinder! Gott ist mit uns!" zusammen. Er wurde aus dem Sattel gehoben und in ein Zelt der Verwundeten gebracht, wo er in ärztliche Behandlung genommen wurde, die jedoch vergebens war. „Quelle belle mort!" (Welch' schöner Tod!) rief Lamoricière, der seinem sterbenden Freund kurz zuvor zum letzten Mal die Hand gedrückt und ihn nun entseelt vor sich liegen sah, „quelle belle mort!" und als die Getreuen sich verzweifelnd auf den theuren Leichnam warfen, fügte er begeisternd hinzu: „Pas de larmes! des fleurs, pour le couronner!" (Keine Thränen! Blumen, Blumen, um ihn zu bekränzen!) In der That, ein schöner Tod, um welchen der edle Feldherr seinen Freund zu beneiden wohl Ursache hatte; war es doch der Tod für eine Sache, die allemal siegt, auch wenn sie eine Zeitlang zu unterliegen scheint.

So war nun zwar auch die Schlacht bei Castelfidardo eine verlorene, aber gleichwohl eine ruhmreiche Schlacht, wo, wie bei den Thermopylen, eine Heldenschaar von etlichen tausend durch Mangel an Schlaf und durch einen mehrtägigen, angestrengten Marsch ermüdeten Freiwilligen gegen eine Armee von mehr als 30,000 ausgeruhten, kriegsgeübten und wohlbewaffneten Soldaten focht, und wo trotz dem Verlust derselben der päpstliche Obergeneral das Höchste erreichte, wonach er unter solchen Umständen streben konnte: er schlug sich herzhaft und erfolgreich nach Ancona durch. Er glaubte nämlich, so lange die päpstliche Fahne noch auf den Wällen dieser Festung wehen würde, dürfte er nicht verzagen und des Papstes Sache nicht für verloren geben; der Platz könne eine lange Belagerung aushalten und folglich auf die amtlich von Frankreich zugesagte Hülfe warten. Aber ach! am gleichen Tage, ja, zur gleichen Stunde, wo er unter den Mauern von Loretto kämpfte, erschien die ohne Kampf an den Feind ausgelieferte, durch Verrath piemontesisch gewordene neapolitanische Flotte, unter dem Befehle des Admirals Persano, vor Ancona und rüstete sich, obgleich keine Blocadeerklärung abgegeben worden, zur Beschießung des Platzes. Was machten sich auch die piemontesischen

Landsknechte aus einer abermaligen Verletzung der Kriegsgesetze? Waren sie ohne Kriegserklärung in päpstliches Gebiet eingebrochen, was konnte sie hindern, auch ohne Blocadeerklärung eine päpstliche Seestadt zu beschießen? Gouverneur der Stadt und Provinz Ancona war der edle und tapfere Graf de Quatrebarbes, ein Freund Lamoricière's, auf dessen Ruf er im Mai desselben Jahres nach Rom gekommen war. Da es ihm am nöthigen Geschütz fehlte und die französische Regierung sich geweigert hatte, ihm solches aus Frankreich zu verschaffen, während die dortigen Arsenale den Piemontesen offen standen, wandte er sich mit der Bitte um einen Sechzigpfünder und um gezogene Kanonen an den Kaiser von Oestreich. Dank dessen Edelmuth lief bald darauf ein mit 18 Vierundzwanzigpfündern beladenes Schiff im Hafen von Ancona ein. Auch hatte der Kaiser bereits den Befehl an die auf dem Kriegsfuß stehenden Divisionen des Mincio ertheilt, im Falle eines Angriffs der päpstlichen Staaten von Seiten Piemonts sofort diesen Fluß zu überschreiten und dem Papste zu Hülfe zu eilen. Allein seine Minister und obersten Generäle, die er aus Gründen der Staatsklugheit zusammen berief, waren einstimmig dagegen und so blieb Pius IX. auch von dieser Seite ohne Hülfe.

Unter solchen Umständen konnte der Gouverneur von Ancona nichts Anderes, als der Beschießung dieses Platzes gewärtig sein, die denn auch auf eine wirklich barbarische Weise erfolgte. Umsonst erwartete der Gouverneur sowohl als Lamoricière Hülfe vom General Goyon, umsonst richteten die Belagerten ihre Blicke nach allen Seiten über das adriatische Meer hin. Kein befreundetes Segel erschien am Horizont, kein Kriegsschiff kam in Sicht, um sie zu beschützen. Am eilften Tage der Belagerung endlich wurde der Hafendamm in die Luft gesprengt, das Getöse davon wurde 20 Meilen in der Runde gehört. Nun stand der Flotte kein Hinderniß mehr im Wege, die Soldaten auf den Quai's im Mittelpunkt der Stadt an's Land zu setzen. So mußte man sich wohl ergeben. Lamoricière schickte einen Parlamentär ab und steckte auf allen Forts die weiße Fahne auf. Trotzdem dauerte das Bombardement die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tage fort, wo demselben endlich, nachdem 4 Parlamentäre nach einander abgeschickt worden, ein Ende gemacht und gegen 2 Uhr Nachmittags die Capitulation unterzeichnet wurde.

Lamoricière war nun zwar besiegt, aber nur wie jene großen Machabäer, deren Ruhm die Kirche, 2000 Jahre nachher, immer noch feiert; er war besiegt; aber wie die den Türken bei Lepanto entrissene Fahne, die er, damit sie nicht in die Hände der Neutürken fiele, von dem Altar der santa casa, wo sie aufbewahrt wurde, in Eile zu sich genommen, so hatte er auch die Ehre der Christenheit durch eine ruhmvolle, die Sieger mit Schmach bedeckende Niederlage gerettet.

Wie beneidenswerth standen solchen Siegern gegenüber die Besiegten da! Ruhm ward ihnen hienieden, besserer Lohn wartet ihrer jenseits. Schon in der Allocution vom 28. September, worin Pius IX. gegen die ruchlose Ungerechtigkeit Piemonts, das sich mit dem Raube der Legationen nicht begnügt, sondern auch in den Marken, in Umbrien und dem Erbgut Petri Provinzen an sich gerissen, und überdieß noch durch die lügenhaftesten Anschuldigungen, Verleumdungen und Schmähungen wider die päpstliche Regierung ihren Raub zu beschönigen suchte, die gerechteste Klage erhob, ertheilte er sowohl dem Oberbefehlshaber seiner Truppen, als auch ihren Führern und Soldaten das gebührende Lob, innigst bedauernd und beweinend, daß so viele tapfere Soldaten und aus-

erlesene Jünglinge bei diesem ungerechten Einfall ihr Leben lassen mußten und dadurch so große Trauer über ihre Familien gekommen. Letztere tröstet er mit dem Hinweis auf den ruhmreichen Tod, den Jene gestorben, auf das schöne Beispiel, das sie der Welt gegeben, auf den Lohn einer ewigen Seligkeit, der ihrer sicherlich warte, sowie mit dem Versprechen eines unablässigen Gebetes für die Verstorbenen und ihre Angehörigen. Dann läßt sich der h. Vater, nachdem er vorwurfsvoll auf die Wortbrüchigkeit Napolens III. hingedeutet, mißbilligend über das sogenannte Prinzip der Nichtintervention aus, wodurch bei Angriffen auf fremde Rechte und fremdes Eigenthum Straflosigkeit und durch diese dem Unrecht eine Sanction ertheilt, dem Communismus Thür und Thor geöffnet werde, wie man es ja eben an Piemont erlebe, dem man allein erlaube, dieses Princip ungestraft zu verletzen.[1]) —

War durch obige Allocution den Helden von Castelfidardo und Ancona schon vor aller Welt ein unverwelklicher Ruhmeskranz um die Stirn geflochten, der durch den schwarzen Gegensatz ihrer Feinde um so lichter strahlte, so ermangelte der hochgesinnte Pius auch nicht, persönlich dem mit gebrochenem Herzen und Degen vor ihm knieenden heldenmüthigen Feldherrn seine Anerkennung auszusprechen. Lange Zeit trug er sich mit dem Gedanken, ihn zum römischen Fürsten zu machen. Aber der General antwortete ihm: „Nein, ich heiße Leo von Lamoricière und will immer so heißen!“ Hierauf schrieb Pius IX. an ihn die rührenden Worte: „Ich schicke Ihnen, was Sie nicht werden zurückweisen können, wenigstens den Christusorden: für Christus haben Sie ja gekämpft; er wird, so hoffe ich, Ihr und mein Lohn sein.“ Der römische Magistrat überreichte ihm eine Medaille, deren Inschrift allein schon die schönste Lobrede ist: „Se et ante actos triumphos libenter devovit“, d. h. freiwillig und mit wohl überdachtem Vorbedacht opferte er dem Dienste Gottes sich, sein Talent, sein Genie, sowie seine früheren Siege, seinen militärischen Ruhm. — Und wie der Papst und seine Behörden, so ehrte den glorreichen Besiegten auch das Volk. Auf allen seinen Wegen empfing er die ehrenvollsten Huldigungen. Damit aber auch von den Gemeinen Keiner unbelohnt bliebe, stiftete Pius IX. durch das Breve vom 12. November eine Medaille für die lebenden Kämpfer von Castelfidardo, zum ewigen Andenken ihres Muthes und ihrer Tapferkeit; für die Gefallenen aber machte er unter dem Namen Capellanie von Castelfidardo eine Stiftung, laut welcher jährlich 100 Seelenmessen für ewige Zeiten in dem Heiligthum der Scala Santa beim Lateran gelesen werden sollen. Ein Monument von der Meisterhand Tenerani's, in der Lateran-Basilika aufgestellt, verewigt ihr Andenken in den Augen der Welt. Gleicherweise stiftete der dankbare Papst und Herrscher eine tägliche h. Messe in der Kapelle des Pius-Seminars für alle Diejenigen, welche durch Geldbeiträge, durch Waffenthaten oder durch Schriften Wohlthäter des h. Stuhles in den gegenwärtigen Umständen geworden.

Welch' eine Aufmunterung zur fortgesetzten Wohlthätigkeit gegen unsern gemeinsamen h. Vater liegt schon allein in dieser Anordnung! Aber auch ohne Rücksicht darauf war sie groß, zum Verwundern groß die Begeisterung und Hingebung für die Sache des h. Stuhles. Und nicht bloß Männer, wie Lamoricière, Pimodan und viele andere, sondern auch Frauen bezeigten dieselben. Beispielsweise erwähnen wir des Letztgenannten Gemahlin.

Marquise von Pimodan wußte noch nicht, daß sie die Wittwe eines Martyrers sei, als eine ihrer Freundinnen zu ihr in's Zimmer trat. Es war früh

---

[1]) Es war die erste große That des ersten Deutschen Reichstages, der Vertreter von 15 Millionen Katholiken, daß sie durch feindselige Aufstellung des absoluten Nichtinterventionsprincips, ärger als der entthronte Franzosenkaiser es gethan, der italienischen Regierung öffentlich einen Freibrief gegen Rom ausstellten!!

Morgens. Madame Pimodan, die Mutter von vier blühenden Kindern, war schon auf und schrieb an ihren Gemahl. „Schreiben Sie nicht", sprach seufzend die Freundin zu ihr, „er würde den Brief schwerlich bekommen; er ist ein Gefangener. — „Ein Gefangener!" rief die edle Frau erregt, „Georges ist nicht gefangen; Sie wollen mich täuschen, denn er ist todt. Gehen wir in die Kirche, um für seine Seele zu beten." Dann nahm sie einen vierjährigen Knaben auf ihren Arm, hob ihn gleichsam opfernd in die Höhe und rief: „Auch du, mein Sohn, auch du sollst Soldat des Papstes werden."

Als Pius IX. mehrere ähnliche Züge von muthvollen Müttern, namentlich aus Frankreich, erzählen hörte, sprach er: „Nein, Frankreich, das solche heilige Frauen hervorbringt, wird nicht zu Grunde gehen." In der That, Frankreichs Volk, Männer wie Frauen, Frankreichs Bischöfe und Priester entschädigten den Vater der Christenheit für Frankreichs Beherrscher. O, dieser Kaiser! Er hatte seine Truppen in Rom, vermehrte seine Truppen in Rom, sicherte dem Papst seinen Schutz zu und — ließ es ungestraft, ja zustimmend und mithelfend geschehen, daß Ancona fiel und daß mit Ancona's Falle, wie früher die Aemilia, so nun auch jetzt die Marken und Umbrien für den h. Stuhl verloren gingen! War es ein hartes, so war es auch ein wahres und wohlverdientes Wort, das der sonst so sanfte, milde Pius am 18. September — gerade am Tage der Schlacht bei Castelfidardo — zu General Goyon sprach, als dieser ihm meldete, daß er mit drei Dampfern, auf denen sich weitere französische Truppen befanden, angekommen sei:

„Sie kommen, um mich zu beschützen. Ich habe diesen Zuwachs nicht nöthig, es sind genug Leute hier. Aber Ihr Kaiser geht ohne Unterlaß mit schlechten Absichten um. Er verräth mich, er verräth alle Welt und wird seinerseits auch verrathen werden von seinen Freunden sowohl wie von seinem Glücke!" [1])

Wie in der katholischen Bevölkerung Frankreichs, so regte sich auch in Deutschland mit erneueter Schwungkraft ein überaus freudiger, großartiger Opfersinn für die Sache des h. Stuhles. Das gab sich namentlich auf der zwölften Generalversammlung der Katholiken-Vereine Deutschlands in Prag, welche fast gleichzeitig mit den blutigen Ereignissen von Castelfidardo und Ancona und unter dem Eindrucke der von dorther einlaufenden betrübenden Nachrichten tagte, in erhebender Weise zu erkennen. Hier empfing der bereits zu Anfang des Jahres in Wien gebildete „Verein vom h. Erzengel Michael", dessen Mitglieder für den bedrängten h. Vater nicht bloß beten, sondern auch monatlich als ganz freiwilliges Opfer einen Kreuzer oder einige Pfennige beisteuern, durch den begeisternden Vortrag des Ministerialraths Dr. von Maier aus Wien seine eigentliche Taufe und Begründung für das ganze Deutschland. Möchte dieser edle Verein, ferne von jeder unlautern Beimischung von Privatzwecken, in immer wachsenden Kreisen über den ganzen katholischen Erdboden sich ausbreiten!

Gegen den Schluß dieses verhängnißvollen Jahres (1860) hatte der Papst noch den Schmerz, in der Allocution vom 17. December dem ehrwürdigen Cardinal-Collegium Trauriges berichten zu müssen über den Zustand der Kirche im fernen Osten, in China, Cochinchina, Chorea und Tonkin, wo die erbitterte Wuth der Heiden bis zur Verfolgung des christlichen Namens gegangen, wo Collegien und Klöster, Kirchen, öffent-

[1]) Köln. Bl. 1860.

liche und Privatgebäude, entweder dem Erdboden gleich gemacht oder von den Flammen verzehrt worden, wo die Christgläubigen jedes Alters, Standes und Ranges theils grausam verfolgt und von Allem entblößt, herumirren und ein Leben führen müssen, bitterer, als jede Strafe, theils in Gefängnisse geworfen und mit allerlei Martern gepeinigt wurden, die aber in Ertragung der Martern für Christus und in Erduldung des Todes den Starkmuth der alten Martyrer der Kirche bewiesen. In derselben Allocution beschäftigte sich Se. Heiligkeit mit Baden, wo das erst unlängst geschlossene Concordat trotz aller Reclamationen beim Großherzog und bei der Regierung, zum großen Schmerz des greisen Oberhirten und aller Gutgesinnten im Lande, gegen alle Regeln der Gerechtigkeit, ohne Zustimmung des andern Theiles abgeschafft worden. Der Papst berichtet, daß er öffentlich gegen diesen Vertragsbruch reclamirt und dem Erzbischof von Freiburg Verhaltungsregeln in dieser schwierigen Lage habe zukommen lassen. Er rühmt wiederholt die Standhaftigkeit des Oberhirten und seines Klerus und spricht das Vertrauen aus, daß sie stets in derselben beharren werden.[1])

Bezeichnend für die Gemüthsstimmung, worin der h. Vater um diese Zeit sich befand, ist folgende Episode. Es war am Vorabende vor Weihnachten (1860). Pius IX. feierte in der Sixtina das h. Opfer, unter welchem gegen 300 päpstliche Zuaven aus seiner Hand den Leib des Herrn empfingen. Nach der Messe empfing der Papst, wie üblich, den Decan des h. Collegiums, der einige auf die schlimmen Zeiten bezügliche Beileidsworte an ihn richtete:

„Ich lese", antwortete Pius, „in dem Evangelium, wie das Kind Jesus, kaum, nachdem es in Bethlehem's Stalle zur Welt kam, so schwach es noch war, rings umher Unruhe verbreitete und sogar Herodes den König auf seinem Thron zittern machte, von dem doch geschrieben stand, daß ihm Niemand widerstehen konnte. Seht, so flöße auch ich, ein armer, schwacher Greis, der all seiner Habe beraubt, allein und ohne Stütze dasteht, meinen Feinden Furcht ein und bin für sie ein großes Hinderniß. Ich bin in Freude und meine Freude trübt die ihrige, weil ich inmitten meiner Trübsale innerlich eine große Zuversicht in mir fühle, die nimmer zu Schanden werden wird. Ich fühle es, daß mir Hülfe kommen wird. Wann und wie? Das weiß ich nicht, und daran liegt auch wenig. Die Hülfe wird mir kommen, dessen bin ich gewiß. Ich fühle mich gedrungen, Euch das zu sagen und ich wünsche, daß man es wisse, ich werde standhaft bleiben, bis an's Ende. Menschlicher Weise gesprochen, kann ich Nichts, aber omnia possum in eo qui me confortat[2]) (Alles kann ich durch Den, der mich stärkt). Und Ihr, helfet mir mit eurem Gebete."

Ist das nicht eine fast verwunderliche Sprache? Eine Provinz nach der andern wird ihm geraubt, die Machthaber dieser Welt haben sich wider ihn verschworen und drohen, selbst seine Hauptstadt ihm zu entreißen — und gleichwohl bebt und zagt er nicht, dieser Neunte Pius, gleichwohl hat er Muth, Frohsinn und Hoffnung! Das ist der Muth des Gerechten, des Mannes von Wort und Charakter, von dem der Venusinische Schwan singt: „Impavidum ferient ruinae[3]) Mag rings um ihn her auch die Welt in Trümmer brechen, er bleibt unverzagt." — Das ist der Glaube, das die Hoffnung des Vaters der Gläubigen,

---

[1]) Der Erzbischof Hermann von Vicari starb 1868 als 95jähriger Greis. Er war über 70 Jahre Priester und bekleidete 35 Jahre die bischöfliche, 25 Jahre die erzbischöfliche Würde. [2]) Phil. 4, 13. [3]) Horatii carminum lib. III. carm. II.

von welchem der Apostel der Völker schreibt: „Contra spem in spem credidit: er hat wider die Hoffnung an die Hoffnung geglaubt.“[1])

Fünfzehntes Capitel.

Das Jahr 1861. — Pius IX. nimmt die Consecration eines vom Schisma zurückgekehrten bulgarischen Bischofs vor. — Des Papstes Protest gegen den von Victor Emmanuel angenommenen Titel „König von Italien“. — Cavour's plötzliches Ableben. — Johannes Leonardi: ein neuer Seliggesprochener.

Der Leser erinnert sich wohl noch der Allocution, welche Pius IX. am 17. Februar 1851 in Angelegenheit des ostindischen Erzbisthums Goa hielt, dessen Erzbischof Josef a Silva Torres von Palmyra, um den beständigen Streitigkeiten in Ostindien ein Ende zu machen, von dort entfernt und als Coadjutor und künftigen Erzbischof von Braga bestimmt wurde. Durch diese Uebereinkunft waren aber die Zwistigkeiten im Erzbisthum Goa noch nicht beseitigt. Am 22. März 1861 nun erließ Se. Heiligkeit zwei apostolische Schreiben (Suprema Auctoritas und Ad reparanda damna) in derselben Sache an den neuerwählten Erzbischof Johannes Chrysostomus d'Amorim Pessea.

Ein paar Wochen später (14. April 1861), hatte der h. Vater die Freude, einen Theil der Heerde Christi, der seit beinahe einem Jahrtausend in die Irre gegangen, wir meinen die Bulgaren in der europäischen Türkei, durch die Consecration eines neuen bulgarischen Bischofes in den Schaafstall der wahren Kirche feierlich zurückzuführen. Es waren nämlich zur allgemeinen Ueberraschung in der ersten Woche des Jahres 1861 zu Constantinopel zwei Archimandriten und zwei Priester der dortigen bulgarischen Gemeinde nebst mehreren 100 Laien zur katholischen Kirche übergetreten. Desgleichen thaten etwa 3000 Bulgaren aus den Provinzen, in deren Namen und mit deren Vollmachten ausgerüstet, 150 Abgeordnete die Urkunde des Uebertritts unterzeichneten. Kaum hatte Pius IX. von diesem glückverheißenden Ereignisse Kunde erhalten, als er vermittelst des Erzbischofs von Constantinopel ein Schreiben an die Bulgaren richtete, Eingangs dessen er seine Freude über dieses Ereigniß, das ihm in seinen Schmerzen so süßen Trost gewährt habe, kund gab und den Wunsch aussprach, recht bald die übrigen Glieder des bulgarischen Volkes und insbesondere die kirchlichen Weihen- und Würdenträger mit der katholischen Kirche vereint zu sehen. Im Weiteren bestätigte sodann das Schreiben die von dem Erzbischofe Antonius bereits zugesagte Erhaltung des Ritus, der Ceremonieen, der Liturgie und Hierarchie, und sprach die Erwartung aus, daß die Bulgaren fortfahren werden, wie sich's für Katholiken ziemet, treue Unterthanen ihres Herrschers zu sein. Am 14. April desselben Jahres (1861) hatte nun in der Sixtinischen Capelle die Consecration des neuen bulgarischen Bischofs durch Se. Heiligkeit selber Statt.

Es waren Bischöfe, Prälaten, Missionäre aus allen Theilen der Welt, das Collegium der Propaganda, die Königliche Familie beider Sicilien und so viel Andächtige zugegen, als der Raum der Capelle zu fassen vermochte. Der Papst, mit dem Chorgewand und der Stola bekleidet, empfing, auf seinem Throne sitzend, die Abschwörung in bulgarischer Sprache des erwähnten Bischofs, um welchen sein Diakon

[1]) Röm. 4. 18.

und zwei Laien seines Landes zur Seite standen. Die Abschwörung ward sodann in lateinischer Sprache von Msgr. Boré, Lazarist, Dolmetscher und Haupturheber dieses Ereignisses, verlesen. Der Secretär der Propapanda und der Regens der apostolischen Canzlei wohnten als Zeugen bei. Sodann hielt Se. Heiligkeit in lateinischer Sprache eine Rede, und die Feier der Consecration begann und endete in der uns aus Früherem bereits bekannten Weise.

Es war ein rührender Anblick, diese Bischöfe von verschiedenen Riten um den Neuerwählten einer antiken Nation geschaart zu sehen, die nach langer und schmerzlicher Trennung zur katholischen Einheit unter den Auspicien eines Papstes zurückkehrte, dessen Leben ein so wundersames Gewebe von Schmerzen und Triumphen darbietet.

So wartete Pius IX., der Große, unverdrossen seines Amtes als oberster Hirt der gesammten, über den Erdkreis zerstreuten Heerde Jesu Christi, mitten unter den Sorgen und Kümmernissen, welche ihm das weltliche Königthum verursachte, dessen Scepter ihm die Vorsehung ohne sein Zuthun in die Hand gelegt hat. Zu jenen Kümmernissen kam eine neue hinzu, als Sardiniens König, von seinem schlimmen Rathgeber Cavour verleitet, sich den Titel: „König von Italien", folglich auch von den in Italien belegenen päpstlichen Staaten beilegte. Zu dieser neuen Anmaßung Victor Emmanuels durfte Pius IX. als rechtmäßiger Beherrscher des Kirchenstaates und als Haupt der Kirche, deren Eigenthum jener Staat ist, nicht schweigen, und wie zu erwarten war, er schwieg auch nicht, sondern erhob durch seinen Staatssecretär bei sämmtlichen europäischen Mächten kräftiglich Protest dagegen.

Nicht volle zwei Monate später hatte „der Sohn des Zimmermanns" zu Nazareth den Sarg gefertigt, in welchen eben der Kirchenfeind gebettet werden sollte, der an dem, was in den letzten Jahren zum Nachtheil der Kirche in Italien geschehen, die größte Schuld trug. Camillo Benso, Graf von Cavour, schloß am 6. Juni 1861 für immer die Augen, in der Vollkraft seines Alters, vier Tage nach dem Verfassungsfeste, das dem durch ihn vollzogenen Länder- und Kirchenraub die politische Weihe und zu dem noch zu vollziehenden die Ermächtigung ertheilte. Schon sah er sich im Geiste als Herrn und Gebieter auf dem Capitol — da erfaßt ihn ein Schwindel: er fiel um nach einem guten Mittagsessen, fiel um mit der Cigarre im Munde, wurde krank, sein Kopf, der so viele Bubenstücke ersonnen, schwindelte, seine Hand, die so viele Raub- und Blutdecrete niedergeschrieben, zitterte. Dem Machthaber an der Seine lag daran, daß sein treuer Schildknappe zu Turin vor den Augen der Welt als guter Christ sterbe. Daher die Ordre von Paris, den Grafen doch ja die Sterbesacramente empfangen zu lassen. Cavour verlangt wirklich die Tröstmittel der Kirche, die er in gesunden Tagen verrathen, verhöhnt und mit Füßen getreten; ein seiner Aufgabe nicht gewachsener Mönch spendet dem Bewußtlosen die Sacramente. Bald darnach stand seine Seele vor dem Richterstuhle, nicht etwa der Tagespresse, die ihm Weihrauch gestreut, sondern Desjenigen, dessen Stellvertreter auf Erden der von ihm so namenlos gekränkte, mißhandelte und beraubte Pio Nono war. [1])

---

[1]) Terribles châtiments etc. S. 363.

Ungefähr einen Monat nach jenem verhängnißvollen Todesfalle nahm Pius IX. abermals einen ehrwürdigen Diener Gottes, nämlich Johannes Leonardi, in die Reihen der Seligen auf.

Derselbe, in der Nähe von Lugo, einer kleinen Stadt in Italien geboren, ist berühmt als Stifter von drei religiösen Corporationen, nämlich der Kleriker von der Mutter Gottes, eines Vereins zum Unterricht der Jugend im Katechismus, und vor Allem durch die Grundlegung zu dem weltberühmten Institute der Propaganda, welche jährlich viele Missionäre in die fernsten Welttheile entsendet. Er wurde selig gesprochen am 9. Juli 1861. —

In den Spätherbst dieses Jahres fallen noch einige Bullen, welche Pius IX. bezüglich Haiti auf der gleichnamigen Insel bei America, und zwar alle unter gleichem Datum (5. October 1861) erließ. Schon in der Allocution vom 19. December 1853 hatte er seinen Schmerz über die fruchtlose Sendung des würdigen Bischofs von Arcadiopoli an den Fürsten von Haiti ausgesprochen. Hatte doch dieser, nachdem er es vergebens versucht, den dortigen Klerus zu einer strengeren Lebensweise zurückzuführen, sich genöthigt gesehen, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und jenes Land zu verlassen. Diesem, wie noch einigen andern Ländern America's — so klagte der Papst — gereiche es zum Unheil, daß dort einige Geistlichen zu leichte Aufnahme fanden, die, aus ihren eigenen Diöcesen allzuleicht entlassen, an ganz andere Dinge denken, als den Menschen zum wahren Glauben zu führen. Seine weitere oberhirtliche Sorge für jenen entlegenen Theil seiner Heerde bekundete nun Pius IX. durch die vorerwähnte Bulle vom 5. October 1861. Durch sie wurde eine neue Kirchenprovinz auf der genannten Insel gegründet, nämlich die kirchliche Provinz Port au Prince, mit dem gleichnamigen Erzbisthum und den Bisthümern Les Caias, Capo, Haiti, Gonaives, Porto Pace.

Zwei Tage später (7. October) erließ der heil. Vater die Bulle in procuranda, das einzige Actenstück, welches sich auf die Republik Peru bezieht, und durch welches die neue Diöcese Puno errichtet wurde. Der h. Vater erwähnt in jener Bulle zu seiner Tröstung und Freude den Aufschwung und das Gedeihen der katholischen Religion in einigen Ländern America's und namentlich in Peru, unter lobender Anerkennung der dortigen Regierung, die dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens der Christgläubigen jenes Landes nicht nur keine Hindernisse in den Weg lege, sondern demselben in jeglicher Weise Vorschub leiste.

Solch ein Lob der Regierung eines Freistaates zu spenden, war Pius IX. leider nicht allzu häufig in der Lage.

Sechszehntes Capitel.

Das Jahr 1862. — Das glorreiche Pfingstfest und die Heiligsprechung von 26 japanesischen Blutzeugen und dem Bekenner Michael de Sanctis. — Allocution des Papstes vom 9. Juni und Beantwortung derselben durch eine Adresse von nahezu 300 Bischöfen. — Ein Warnschreiben aus Sicilien. — Revolutionäre Kundgebungen in Rom. — „Rom oder Tod!" — Garibaldi wird zu Aspromonte gefangen genommen. — Des Papstes Bemühungen zur Wiederherstellung des Friedens zwischen Nord- und Süd-America. — Zwei päpstliche Breven, einen Universitätsprofessor in München und die dortige „Gelehrtenversammlung" betreffend.

Das Jahr 1862 schien der Verbesserung und Verherrlichung des Ordensstandes gewidmet zu sein.

Der Ordensstand ist die Schule der Vollkommenheit und ward von Anfang an als die schönste Zierde der Kirche betrachtet, darum er denn auch von den Päpsten stets mit besonderer Sorgfalt gehegt und geschützt worden. Pius IX., dem Ordensstande stets von Herzen zugethan, wußte die Wichtigkeit dieser kirchlichen Anstalt vollkommen zu würdigen. Eine seiner ersten oberhirtlichen Amtsverrichtungen war deßhalb auch dem Ordensstande gewidmet: es war, wie wir seiner Zeit gemeldet, die Niedersetzung einer eigenen Congregation von Cardinälen und der Erlaß eines apostolischen Schreibens an alle Bischöfe der Erde, um sie aufzu-

fordern, der genannten Congregation genauen Bericht über den Stand der Klöster zu erstatten. Mehrere apostolische Visitatoren haben in Folge dessen manche Verbesserungen in einzelnen Klöstern zu Stande gebracht.

Eine tiefergreifende und wesentlichere Reformation wurde jedoch eingeführt durch die Bulle vom 7. Februar 1862. In Folge derselben sind alle männlichen Orden strengstens angewiesen (nach dem Plane der Gesellschaft Jesu), die Novizen nach vollendeter Prüfungszeit erst zu den einfachen Gelübden und nur nachdem sie drei volle Jahre im Noviziate verblieben, zu der Profeßablegung zuzulassen. Die Wichtigkeit dieser Maßregel liegt auf der Hand, und Pius IX. hat dadurch den heiligen Einfluß seiner göttlichen Machtvollkommenheit in der wirksamsten Weise an den Tag gelegt und für Jahrhunderte seine Segnungen gesichert.

Als Ermuthigung zu einem wahren Geistesleben im Ordensstande durch Hinweis auf den dereinst zu erwartenden Lohn konnte auch die Festfeier angesehen werden, welche ein paar Monate später die Königin der Städte, sie, die etliche Jahre hindurch in tiefe Trauer gehüllt gewesen, wieder einmal in das Festgewand jubelnder Freude kleidete.

Am Pfingstsonntage nämlich (8. Juni 1862) feierte Pius IX. in Anwesenheit von nahezu 300 Bischöfen aus allen Theilen der katholischen Welt ein hohes, kirchliches Freudenfest, die Heiligsprechung von 26 Märtyrern, welche für den Glauben Jesu Christi zu Nangasaki in Japan im Jahre 1594 ihr Blut vergossen und bereits 1627 von Papst Urban VIII. selig gesprochen worden, und des seligen Michael de Sanctis, aus dem Orden der reformirten unbeschuhten Trinitarier von der Loskaufung der Gefangenen. Ueber den Endzweck dieser Heiligsprechung sprach sich der Papst in dem öffentlichen Consistorium vom 15. Mai dahin aus, sie geschehe, „um in diesen höchst stürmischen und schweren Zeiten, wo der h. Stuhl, die Freiheit, die Rechte und Lehre der Kirche namentlich in Italien und in verschiedenen Ländern America's und anderwärts bis zur Vernichtung bekämpft werden, neue Fürsprecher bei Gott zu haben, damit er diese traurigen Tage der Heimsuchung abkürzen, seine Kirche aus diesen Stürmen retten und verherrlichen, die Irrenden wieder auf den Pfad des Heiles zurückführen wolle."

Alle Bischöfe der katholischen Welt im Morgen- und Abendland waren auf Pius' IX. Einladung zu dieser Kanonisationsfeier zahlreich in der ewigen Stadt erschienen, wohnten dem halböffentlichen Consistorium vom 24. Mai an, gaben ihre Stimmen zu Gunsten der Heiligsprechung einstimmig ab und bezeugten dies durch ihre eigenhändigen Unterschriften, welche in dem Archiv der römischen Kirche zum ewigen Andenken aufbewahrt werden.

Am 6. Juni begrüßte Se. Heiligkeit mit hoher Freude die aus allen Ländern mit ihren Oberhirten nach Rom gekommenen Geistlichen, beinahe 4000 an der Zahl, mit einer kurzen Ansprache in der Sixtinischen Capelle. Er sprach zu ihnen über die Einheit der Kirche, von welcher ja ihre Versammlung ein herrliches Bild vorstelle, ermahnte sie, diesen Geist der Eintracht unter ihren Gläubigen zu pflegen, und ertheilte ihnen die Erlaubniß, denselben nach ihrer Rückkehr in die Heimath den apostolischen Segen zu ertheilen.

Vernehmen wir, ehe wir zur Festbeschreibung selber übergehen, in Kurzem die Geschichte der 26 Blutzeugen und des Bekenners, denen die Ehre jenes hohen Tages galt.

Nicht sobald war Japan von den Portugiesen entdeckt worden, als 1549 der h. Franz Xaver mit einigen Genossen herbeieilte, um hier die Fahne der christlichen Religion aufzupflanzen. In dritthalb Jahren hatte er mehrere Japanesen getauft und den Grund zur japanischen Kirche gelegt. Nach seiner Abreise führten seine Ordensgenossen das große Missionswerk fort. Viele aus den höchsten Ständen, auch Bonzen (Priester) und Gelehrte, nebst einer großen Menge Volkes bekehrten sich, so daß um 1582 schon über 200,000 japanesische Christen mit 250 Kirchen, mehreren Schulen und Seminarien und einem Noviziate der Jesuiten, in welchem auch Eingeborene Aufnahme fanden, gezählt wurden. Selbst drei Könige (der von Omura, der von Bunyo und der von Arima) empfingen die Taufe und ihr großer Eifer bewirkte, daß alle ihre Unterthanen ebenfalls dem Christenthum sich zuwendeten. Diese drei Fürsten sendeten 1582 drei Jünglinge aus ihrer Verwandtschaft an Papst Gregor XIII. nach Rom, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Aber während sich die schönsten Hoffnungen zur Bekehrung von ganz Japan zu eröffnen schienen, begann eine Verfolgung, die nicht eher aufhörte, als bis die christliche Religion auf diesem Inselreich gänzlich zerstört war. Kaiser Taikosama, der längere Zeit sich den Christen sehr gnädig erwiesen hatte, schöpfte allmählich gegen die Missionäre Argwohn, als wären sie Spione und Werkzeuge portugiesischer Eroberungspläne; die Bonzen schürten den Argwohn; die Verleumdungen eines Spaniers gegen die Jesuiten bestärkten den Wahn. So begann die Verfolgung im Jahre 1587, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, durch ein Decret, welches den christlichen Glauben im ganzen Reiche verbot und die Jesuiten vertrieb, welche sich aber in weltlichen Kleidern fortwährend im Lande aufhielten. Die Christen hatten nun zwar theils von Taikosama, theils von den Unterkönigen und Bonzen Manches zu dulden; indeß schien der Kaiser seinen Zorn gegen die Christen schon ziemlich vergessen zu haben, als 1596 ein spanischer Kapitän durch unbesonnene Reden den Verdacht Taikosama's auf's Neue entzündete und mehrere Franciscaner als Gesandte des Statthalters der Philippinischen Inseln, eigentlich aber als Missionäre nach Japan kamen, und, Gott mehr als die Menschen fürchtend, trotz des kaiserlichen Verbotes ganz öffentlich predigten und Gottesdienst hielten. In Folge davon brach der Sturm mit erneuter Gewalt gegen die Christen, besonders die aus den höheren Ständen, los; Verbannungen und Hinrichtungen sollten allgemeinen Schrecken verbreiten. Unter Andern wurden am 5. Februar 1597 sechs Franciscaner, Petrus Baptista und Genossen, 17 Laien aus dem dritten Orden und drei Jesuiten (Paulus Miko, Johannes Soan und Jakob Kisai, ein Greis von 64 Jahren, der die Jesuiten als Katechet unterstützte), nachdem man sie unter vielen Mißhandlungen am 3. Januar von Meaco nach Nangasaki geschleppt, außerhalb dieser Stadt auf einem Berge, nach japanesischer Art, gekreuzigt, d. h. in ihren Kleidern, mit einem eisernen Ringe um den Hals oder um die Mitte des Leibes an das Kreuz befestigt und dann in beiden Seiten mit Speeren durchbohrt. Unter den Märtyrern aus dem Orden des h. Franciscus war einer (Franciscus von Meaco) ein hochberühmter Doctor der Medicin; einige sühnten durch ihren Martertod ein längeres mit Sünden beflecktes Weltleben. Unter den Märtyrern war einer, Namens Antonius von Nangasaki, noch ein Knabe von 13 Jahren, der dem Vorstand des Franciscanerordens bei der Messe diente.

Obwohl eine Menge Soldaten anwesend war, welche verhinderte, daß Jemand sich den Märtyrern näherte, war doch eine sehr große Volksmenge, sowohl Heiden als Christen, zusammengekommen; die letzteren wurden mit großer Freude erfüllt, als sie die Gekreuzigten für ihre Kreuziger beten hörten. Bald kam auch der Bischof Martinez an den Hügel und verehrte die Märtyrer auf seinen Knieen. Von diesem Augenblicke an war der Ort Allen heilig. Durch Wunder und Zeichen zeigte Gott deutlich, wie angenehm ihm eine so große Zahl Blutzeugen sei. Das Blut einiger derselben blieb 9 Monate lang flüssig und ohne Spur von Fäulniß; ein heftiger Wolkenbruch überschwemmte die Straßen von Meaco, ein gewaltiges Erdbeben erschütterte die Stadt; ein großer Komet mit ungeheurem Schweif erschien von den Philippinischen Inseln bis Nangasaki; die Gesichter der Märtyrer blieben zwei und einen halben Monat lang ganz lebensfrisch, und zur Verwunderung Aller blieben

die Leichname der Märtyrer von den Geiern und andern Raubthieren verschont. Solche und andere Wunder vermehrten die Verehrung der Blutzeugen, und ihr Blut war ein Saatkorn, aus welchem zahllose Christen aufsproßten.

Michael de Sanctis, ein Spanier von Geburt, trat, nachdem er sich auf seines Vormundes Wunsch dem Handelsfache gewidmet, in den neugegründeten Orden der Trinitarier, wo er die Bußstrenge gegen sich selber, die er schon als Knabe geübt, noch in außerordentlichem Grade steigerte. Zum Lohne seiner Liebe und seines seelsorglichen Wirkens würdigte Gott ihn himmlischer Gesichte, der Gabe der Prophezeihung und der Wunder. Er machte Kranke gesund, erweckte Todte zum Leben und trieb unreine Geister aus. Er starb zu der Stunde, die er selbst vorausgesagt hatte, am 10. März 1625, in einem Alter von 33 Jahren.

Das waren die Glücklichen, deren Heiligsprechung in Gegenwart von nahezu 300 Kirchenfürsten und Bischöfen, die vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne herbeigeströmt waren, in feierlichster Weise, Angesichts einer unzähligen Menge von Gläubigen vor dem Grabe der Apostelfürsten durch den Mund Dessen, dem der Herr in Petrus die Schlüssel des Himmels gegeben, am 8. Juni 1862 verkündet wurde. Hören wir im Auszuge die Beschreibung, welche das römische Amtsblatt, das Giornale di Roma, seiner Zeit von dieser imposanten Festfeier mittheilte.

„Der Donner der Kanonen begrüßte von der Engelsburg die aufgehende Sonne. Von allen sieben Hügeln der ewigen Stadt wälzten sich die Schaaren des Volkes gleich Strömen herab und bahnten sich mit Mühe den Weg durch die endlosen Reihen der Wagen, die gleichfalls ihre Richtung nach der Basilika des Vaticans genommen hatten. Der weite Platz vor der Peterskirche und die Umgebung desselben war von einer dichten Volksmenge besetzt. Der erhabenen Feier entsprechend, war die Basilika mit großem Prachtaufwand geschmückt. Vor der großen Loge wehte ein gewaltiges Banner mit den Bildern der Heiligen. Eine Reihe von Gemälden zeigte dem Auge die Verherrlichung dieser Streiter Gottes, die weder Hunger noch Durst, weder Verfolgung noch Tod von der Liebe ihres Gottes hatten trennen können. Ueber dem Hauptthore befand sich das Martyrium der 23 Söhne der Familie des h. Franciscus. Von ihren Kreuzen herab predigten sie noch der staunenden Menge; kein Schmerzenszug entstellt ihr Antlitz. Ueber der Thüre zur Rechten sind die Söhne des h. Ignatius verherrlicht, zu deren Füßen der Bischof von Japan und viele Fürsten und Großen ihres Landes niedergeworfen, um ihre Fürbitte flehen. Links vom Eingange ist das Bild des h. Michael de Sanctis, dessen Tage den Uebungen des beschaulichen Lebens gewidmet waren. Er ist dargestellt, wie der Heiland sein eigenes Herz in die Brust seines treuen Dieners überträgt. Kurze lateinische Inschriften zwischen den Thüren der Vorhalle verkünden den Gegenstand des Festes und mahnen die Gläubigen zu fruchtreicher Theilnahme. Im Innern der Kirche sind in großen Bogenfeldern die hervorragendsten Züge aus dem Leben der verschiedenen Heiligen, ihre Wunder und ihre Verherrlichung dargestellt und jedesmal liefern Inschriften die nothwendige Erläuterung. Die ganze Kirche schwamm in einem Meere von Kerzen. Von der Decke herab hingen Kronleuchter, an den Wänden zog sich eine lange Reihe von Armleuchtern hin, aus dem Boden erhoben sich riesige Candelaber mit Lichterpyramiden, das Gesimse sogar war mit einer flammenden Kette besäumt. Dazu die Pracht des Marmors und der Mosaiken, der Glanz der Vergoldungen, alle Schätze der Kunst — fürwahr, in St. Peter kann man den Heiligen des Himmels Feste bereiten! Kurz nach 7 Uhr erreichte die Spitze der Procession, welche den heil. Vater geleitete, den Eingang des Petersplatzes. Sie zog aus der Sixtinischen Capelle die Königstreppe herab durch die Gallerieen, wo die sämmtlichen Theilnehmer mit brennenden Kerzen aufgestellt waren.... Eine Abtheilung derselben stand in specieller Beziehung zu der Kanonisation. Zuerst kamen 6 Ordenspriester der Trinitarier mit Kerzen, welchen eine Fahne mit dem Bilde des h. Michael de Sanctis folgte, begleitet von 4 Priestern desselben Ordens; die zweite Fahne mit dem Bilde des Paul Miki war von der Bruderschaft des h. Franz Xaver und Priestern der Gesellschaft Jesu umgeben, ähnlich die dritte mit den Heiligen des Franciscanerordens, um welche sich die Söhne des h. Franciscus

geschaart hatten. Sodann kam die päpstliche Capelle, an welcher sich die Haus- und Hofchargen des h. Vaters in buntester Reihe anschlossen.

Wie vorher der Hymnus Ave maris stella, so wurde beim Eintritt in die Kirche das Regina coeli gesungen, bis man vor dem Sakramentsaltar ankam, wo der h. Vater mit der ganzen Procession seine Andacht verrichtete. Die Fahnen blieben hier stehen.

Nachdem der h. Vater auf dem Throne Platz genommen und sämmtliche Kirchenfürsten ihm die übliche Reverenz gemacht, während noch sämmtliche Anwesende die brennenden Kerzen in den Händen hielten, trat Cardinal Clarelli, der Promotor der Kanonisation, von einem Ceremoniar begleitet, vor und richtete, an den Stufen des Thrones knieend, folgende Worte an Se. Heiligkeit: „Heiligster Vater! Der hier gegenwärtige Cardinal Clarelli bittet inständig bei Eurer Heiligkeit, es möchten dem Verzeichnisse der Heiligen unseres Herrn Jesu Christi beigezählt und allen Christgläubigen als Heilige verkündet werden die seligen Märtyrer Petrus Baptista, Paulus und ihre Genossen und der Bekenner Michael de Sanctis. Msgr. Pacifici, Secretär der Breven ad principes, antwortete im Namen des h. Vaters in lateinischer Sprache, daß derselbe von den Tugenden dieser Seligen und den Wundern, womit Gott ihre Herrlichkeit offenbart habe, höchst erbaut sei, demungeachtet aber die Mitwirkung aller Gläubigen verlange, um durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, der Heiligen Petrus und Paulus und des ganzen himmlischen Heeres den Beistand Gottes in dieser Sache für das Oberhaupt der Kirche zu erhalten. Nach diesen Worten stimmten die Sänger die Allerheiligen-Litanei an, die ganze Priesterschaar antwortete und in mächtigem Chor fiel die zahllose Menge der Gläubigen ein. Die Bitte um die Heiligsprechung wird auf's Neue und mit noch eindringlicheren Worten wiederholt und die Aufforderung zu abermaligem Gebete. Sobald nun abwechselnd mit den Sängern und dem Volke der Hymnus veni creator spiritus gesungen ist, wird zum dritten Male dieselbe Bitte auf's Inständigste vorgetragen. Der Secretär erklärt nun die Geneigtheit des h. Vaters, die Kanonisation als ein gottgefälliges Werk vorzunehmen. Die ganze Versammlung erhob sich sodann, um in lautloser Stille die Worte des h. Vaters zu vernehmen, die er mit der Mitra auf dem Haupte, von seinem erhabenen Throne herab als oberster Lehrer der Kirche ausspricht: „Zu Ehren der heil. Dreieinigkeit, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Nutzen der christlichen Religion sprechen wir heilig, Kraft der Gewalt unseres Herrn Jesu Christi, der hh. Petrus und Paulus und Kraft unserer eigenen Vollmacht nach reiflicher Erwägung und Anrufung des göttlichen Beistandes und nach dem Rathe unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle und Bischöfe, die in unserer Stadt anwesend sind, den seligen Peter Baptist, Martin von der Himmelfahrt, Franz Blanco, Priester; Paul Miki, Johann Soan, Philipp von Jesus, Kleriker; Didacus Jakob Kisai, Katecheten; Franz von St. Michael, Gonsalez Garcia, Paul Suzuqcui, Gabriel von Duislo, Johann Guizuya, Thomas Danchi, Franz Thomas Kozachi, Joachim Sakijor, Bonaventura, Leo Carasumaro, Matthias Anton Ludwig Ibarchi, Paul Yuanichi Ibarchi, Michael Kozachi, Peter Sequezein, Cosmas Raquija, Franz Fahelante, Laien; allesammt Martyrer, und Michael de Sanctis, Bekenner; — und tragen sie in das Verzeichniß der Heiligen ein. Wir bestimmen zugleich, daß von der ganzen Kirche ihr Gedächtniß in jedem Jahre in frommer Verehrung begangen werde, und zwar das des Petrus Baptista und seiner Genossen, als heiliger Märtyrer, am 5. Februar, an dem sie für Christus gelitten haben, und des Michael am 5. Juli unter den h. Bekennern. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geistes. Amen.“ Der Anwalt des Consistoriums dankte darauf dem h. Vater und erbat die Ausfertigung der Apostolischen Schreiben hierüber, was vom Protonotar zugesichert wurde. Nun erhob sich der h. Vater, legte die Mitra ab und stimmte das Te Deum an. Das war der beste Ausdruck der Gefühle jener 40,000 Menschen, welche die weiten Räume von St. Peter füllten. Im brausenden Chor stieg der ambrosianische Lobgesang zum Himmel; alle Glocken der Peterskirche begleiteten mit ihren harmonischen Klängen den Jubel der Christenschaar. Bald erscholl von einer Kirche nach der andern Geläute, in das sich der Donner der Kanonen von der Engelsburg als mächtige Begleitung mischte. An das Te Deum schloß sich die Oration von den neuen Heiligen, welche der Papst selber sang. So schloß der Act der Kanonisation und das Hochamt begann nun, wobei Cardinal Antonelli als Cardinaldiakon ministrirte. Das Evangelium wurde in griechischer und lateinischer Sprache

gesungen. Der h. Vater hielt sodann mit bewegter Stimme eine Homilie zu Ehren der hh. Glaubenszeugen und verkündete am Schlusse die verschiedenen Ablässe, welche er den Gläubigen bewilligt hatte. Beim Offertorium fand mit besonderer Feierlichkeit die Darbringung der verschiedenen symbolischen Gaben Statt. Cardinal Patrizi übergab als Cardinalbischof dem h. Vater am Throne die beiden großen Kerzen, die auf's Reichste mit den päpstlichen Wappen und den Ordenszeichen der neuen Heiligen geschmückt waren und zusammen ein Gewicht von 60 Pfund hatten. Als Cardinal-Priester brachte Cardinal Gousset die beiden vergoldeten und versilberten Brode, der Cardinaldiakon Ugolini die gleichfalls vergoldeten und versilberten Fäßchen mit Wein und Wasser dar. Bei jeder dieser drei Gaben wurden noch durch die Begleiter der drei Cardinäle kleinere Kerzen und Käfige mit Tauben, Turteltauben und kleineren Vögeln übergeben. Die erste Reihe von Gaben dieser Art war den hh. Märtyrern des Franciscanerordens gewidmet, die folgende den Heiligen des Jesuitenordens, die dritte dem h. Michael aus dem Trinitarierorden. Das Hochamt, wobei die Cardinäle Apolini und Marini als assistirende Diakonen fungirten, verlief in herkömmlicher Weise; der h. Vater legte die Gewänder in der Capelle der Pietà ab und zog sich darauf in seine Gemächer zurück.

Der Zudrang der Gläubigen, sowohl fremder als einheimischer, war über alles Erwarten groß. Von fürstlichen Personen war der König und die Königin beider Sicilien, die Königin-Wittwe und die fürstlichen Kinder, Graf und Gräfin Trani, sowie die Infantin Isabella Maria von Portugal zugegen. Das ganze diplomatische Corps und Alles, was Rom's Mauern von hervorragenden Persönlichkeiten umschloß, hatte auf den Tribünen sich eingefunden. Die Feier endete um ein Uhr Nachmittags. Während des ganzen Tages waren die Straßen Roms belebt von Tausenden, welche diesen Tag zu den schönsten ihres Lebens zählten. Am Abend waren die Kirchen der Franciscaner, Jesuiten und Trinitarier auf's Glänzendste beleuchtet, ebenso eine Menge anderer Gebäude; besonders prachtvoll war die Illumination der Engelsbrücke, deren feurige Linien die dunklen Wasser der Tiber in mannigfaltiger Brechung zurückstrahlten.

Am darauf folgenden Tage (9. Juni) war Consistorium im Saale des Vaticans. Da erhob sich Pius IX. inmitten der 300 Bischöfe, sprach seine Freude aus, daß es ihm vergönnt gewesen, in ihrer Gegenwart 27 muthigen Helden unserer h. Religion die Ehre der Altäre zuzuerkennen, aber auch sein Bedauern, daß so viele Ursachen zur Trauer von anderer Seite her diese Freude getrübt hätten. Und nun schüttet der oberste Hirt der Heerde Jesu Christi gegen seine Mithirten sein volles Herz aus.

Es sind die Beschwerdepunkte, welche wir bereits kennen: der unversöhnliche Krieg, der von den Feinden des Kreuzes Christi gegen alles Heilige geführt wird, jene so oft widerlegten und stets von Neuem nur in wechselnder Gestalt in die Welt gestreuten Lügen; jene Verfälschung und Vergiftung aller Wissenschaften, wodurch die religiöse und sociale Ordnung, alle Begriffe von Gerechtigkeit, Wahrheit und Recht auf den Kopf gestellt, die heiligen Gebote Christi verhöhnt und verachtet, die göttliche Offenbarung, das Ansehen der Verfassung und die Macht der Kirche geläugnet, dagegen jene Rechte über die Religion, über die Sitten, über die geistliche Leitung der Seelen, welche nach Christi Anordnung allein der Kirche und ihrem Oberhaupt zustehen, der bürgerlichen Gewalt zuerkannt werden; es sind die Lehren des Pantheismus, des Faustrechts, der Fleischesvergötterung oder, wie man es zu nennen beliebt, der gesunden Sinnlichkeit; es sind die Bedrückungen der Kirche von Seite derer, die das Lügenwort von einer freien Kirche im freien Staat erfunden haben. Beweis davon sei die Abwesenheit sämmtlicher Erzbischöfe und Bischöfe Italiens, wie auch Portugals.

Dann lobt der h. Vater den Eifer der Bischöfe, womit sie in Adressen an ihn und in Hirtenbriefen an ihre Gläubigen die wahre Lehre, namentlich auch die

weltliche Herrschaft des Papstes als eine nothwendige und von Gott gewollte, vertheidigt und in's rechte Licht gestellt haben. Ein trauriges Gemälde freilich sei es, das er ihnen hier vor Augen halte, allein sein Amt fordere das nun einmal. Anderes könne er nicht thun, als nach dem Beispiel des h. Leo in ihrer Gegenwart seine Stimme erheben und alle die Irrthümer verwerfen und verdammen, deren er in Obigem Erwähnung gethan. Dann ermahnt und ermuthigt er seine Mitbrüder zu ausharrendem Kampf, sie hinweisend auf den Lohn, der ihrer wartet und sie tröstend mit der Fürbitte aller heiligen Himmelsbewohner, wünscht ihnen eine glückliche Heimkehr in ihre Diöcesen und bittet sie, das, was sie von ihm vernommen, ihren Gläubigen kund geben und ihnen den apostolischen Segen ertheilen zu wollen.

Nach dieser Ansprache des h. Vaters trat Se. Eminenz Cardinal Mattei, des h. Collegiums Decan, vor und verlas im Namen des ganzen in Rom versammelten Episcopats eine Adresse, welche in verkürzter Fassung Folgendes besagt:

„Heiligster Vater!

Seit dem ersten Pfingstfest, wo die Apostel, mit Petrus, dem Haupt der Kirche, auf's Engste vereinigt, den h. Geist empfingen, schaarten sich wohl niemals so viele Erben der Apostel um des Petrus ehrwürdigen Nachfolger als heute, in der Absicht, sein Wort zu hören, seine Beschlüsse zu vernehmen, sein Ansehen zu festigen. Und wie Jene sich freuten, dem erst jüngst vom Geiste Gottes erleuchteten Statthalter Jesu Christi recht nahe zu sein, so ist nicht minder groß unsere Freude. — Wir sagen Deiner Heiligkeit tausend Dank für die uns gewordene Einladung und bitten den Himmel um alle Güter und das vollkommenste Glück für Dich. Lebe lang, heiligster Vater! Habe Kraft, die katholische Kirche noch lange zu regieren und zu beschützen, Du, der Du der Fels bist, welchen die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, Du, der Du uns Petrus bist, wenn wir Dich sprechen hören, Du, in dessen Beschlüssen wir Jesu Christo selber gehorchen. O, wie bewundern wir Dich, wenn wir inmitten so vieler Prüfungen und Stürme Deine Stirn so heiter, unter der Last so schwerer Pflichterfüllung Deines h. Amtes Dein Herz so ruhig, so fest, so ungebeugt erblicken.

Ja wohl, traurig, überaus traurig schaut es in dem schönen Italien aus, dessen Ehre und Stütze Du, heiligster Vater, bist, Du, dessen Souveränetät, durch die lange Reihe der Jahrhunderte, durch die feierlichsten Verträge von ganz Europa geheiligt, man Dir entreißen und vernichten will. Deine Heiligkeit hat mit unbesiegbarem Muthe diesen Gewaltthätigkeiten sich entgegengestemmt. Dafür sei in aller Katholiken Namen Dir der lebhafteste Dank gesagt. Ja, auch wir erkennen, daß die geistliche Souveränetät des h. Stuhles, zumal bei der gegenwärtigen Weltlage, zu der Kirche Wohlfahrt und behufs der freien Regierung der Seelen eine unumgängliche Nothwendigkeit ist und daß, wie Deine oberhirtliche Stimme uns belehret, es als ein besonderer Rathschluß der göttlichen Vorsehung zu betrachten sei, daß der römische Papst, welchen Jesus Christus als Haupt- und Mittelpunkt seiner gesammten Kirche aufgestellt, eine zeitliche Souveränetät erlangt hat, daß das zeitliche Besitzthum der römischen Kirche dem katholischen Erdkreis angehöre, daß die Beschützung der Souveränetät des h. Stuhles und des Erbgutes des h. Petrus Sache aller Katholiken sei. Und wie Du, heiligster Vater, in feierlichen und erhabenen Worten erklärt hast, lieber sterben zu wollen, als in irgend einer Weise dieser Sache Gottes, der Kirche und der Gerechtigkeit untreu zu werden, so erklären auch wir Bischöfe uns sammt und sonders bereit, mit Dir in den Kerker und in den Tod zu gehen. Demüthig flehen wir Dich mit allen Gläubigen in allen Welttheilen: Harre aus in Deiner unerschütterlichen, Himmel und Erde zur Bewunderung hinreißenden Standhaftigkeit!

Mit Fluch hast Du sie belegt, jene Frevler, welche das Erbgut der Kirche an sich gerissen, und all ihr Thun für null und nichtig erklärt. Diesem Strafurtheil pflichten wir auf's Neue vollkommen bei, wie wir auch, vermöge der Liebe, die uns einigt, in tiefster Seele den Schmerz mitfühlen, welchen Dein Vaterherz ob allem diesem duldete.

Verwundert aber sind wir über diese unversöhnlichen Angriffe gegen den h. Stuhl in keiner Weise. Ist er doch — und das wissen die gegen ihn Anstür-

menden recht wohl — die unüberwindliche Burg, in welcher Wahrheit und Gerechtigkeit in ihrer Vollkraft thronen; daher jener unversöhnliche Haß, jener unheilbare Neid gegen die römische Kirche und den apostolischen Stuhl von Seiten der Feinde der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wer beklagte das mit Dir nicht bitter? Wer, heiligster Vater, vergösse darob mit Dir nicht die heißesten Zähren? In diesem unserm Schmerz flehen wir, Augen und Hände himmelwärts richtend, den göttlichen Geist an, daß er, der an diesem Tage, unter Petri Schutz, die werdende Kirche stärkte und heiligte, eben dieselbe auch beschützen, ausbreiten und verherrlichen wolle jetzo unter Deinem Hirtenstab und unter Deinem Scepter. Zeuge dieser unserer Herzensbitte sei die h. Jungfrau, die von Dir feierlich als die Unbefleckte Begrüßte, Zeugen seien die hier in ihren Gebeinen ruhenden Apostelfürsten Petrus und Paulus und so viele andere hh. Päpste, Märtyrer und Bekenner, die den Boden, welchen wir hier betreten, heilig und ehrwürdig machen, Zeugen seien endlich die Seligen, die Du gestern in das Buch der Heiligen eingeschrieben.

Angesichts aller Dieser, damit die Gottlosigkeit sich nicht stellen könne, als wüßte sie es nicht, und damit sie es nicht zu leugnen wage, verdammen wir die Irrthümer, die Du verdammt hast, verwerfen und verabscheuen wir die neuen und fremden Lehren, die zum Nachtheil der Kirche Jesu Christi allerorten Verbreitung finden; wir verdammen und verwerfen die Heiligthumsschändungen, die Beraubungen, die Verletzungen der kirchlichen Immunität und alle sonstigen gegen die Kirche des h. Petrus verübten Frevelthaten.

Diese Protestation, deren Eintragung in die öffentlichen Urkunden der Kirche wir beantragen, erheben wir in aller Aufrichtigkeit, auch Namens unserer abwesenden Brüder, sämmtlicher Bischöfe des katholischen Erdkreises. Möchten alle Völker sie vernehmen! Möchten alle Könige und Gewalthaber der Welt erkennen, daß des Papstes Sache Sache aller Fürsten und aller Staaten ist!" . . . .

Es ist eine häufig bemerkbare Thatsache, daß gottentfremdete Seelen gerade an den höchsten Kirchenfesten einen fast teuflischen Haß gegen alles Heilige fühlen und dadurch gar oft zu den haarsträubendsten Unthaten verleitet werden. So rief auch die glänzende Kirchenfeier in den Pfingsttagen zu Rom und die magnetische Anziehungskraft des Papstthums, die bei dieser Gelegenheit so augenfällig sich kund gegeben hatte, jenes Papstthums, das sie für hinfällig hielten und dem sie bereits triumphirend das Grab zurichteten, in den Feinden Jesu Christi und der Kirche einen satanischen Ingrimm wach, der sie zu einer abermaligen Schilderhebung gegen den ihnen so beharrlich widerstehenden Alten im Vatican und dessen vermeintlich morschen Stuhl aufstachelte. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist das nachfolgende Schreiben aus Sicilien an Se. Heiligkeit den Papst über Garibaldi's Pläne, welches das „Giornale di Roma" im August 1862 veröffentlichte:

„Heiliger Vater!" heißt es in demselben, „ein ergebener Sohn des h. Stuhles erlaubt es sich, zu den Füßen Eurer Heiligkeit es zu sagen, daß hier in Sicilien bereits die Expedition gegen die römischen Staaten unter dem Commando Garibaldi's vorbereitet ist. Die italienische Flotte hat in diesen Gegenden 5000 Italiener an's Land gesetzt, damit sie sich mit den Garibaldianern Siciliens vereinigen. Von allen Liberalen wird folgender Plan zugegeben: Die Freischaaren werden in die Staaten Eurer Heiligkeit eindringen, indem sie überall bis vor die Thore Rom's zur Revolution auffordern werden, dann wird das geheime Comitee in Rom eine innere Volkserhebung veranlassen. Es wird eine Dictatur aufgestellt, ein Plebiscit (eine Volksabstimmung) abgehalten, die Annexion vollzogen werden. Was werden die französischen Truppen thun? Wird man vielleicht jenen berüchtigten, man weiß recht gut von wem verfaßten Plan ausführen?"

In der That begann das Werk der Revolution in Rom mit jedem Tage rühriger sich zu regen. Zu wiederholten Malen fanden Demonstrationen mit Bombenwerfen Statt. Auf dem spanischen Platze gingen

Bomben los, welche in Guitarren dahin gebracht worden. Einer der Musikanten, den man auf frischer That ergriff, setzte sich mit einem Dolche zur Wehre. Zwei junge Mädchen an dem Arme eines Herrn sollen ebenfalls Bomben in die Vorhallen verschiedener Paläste geworfen haben. Doch richteten einstweilen alle diese Instrumente kein oder wenig Unheil an. Eine auf dem Monte Testaccio aufgepflanzte italienische Fahne wurde von den französischen Gendarmen abgenommen. Die französischen Patrouillen wurden verdoppelt und zogen mit Gewehr durch die Straßen. Attentate auf Priester und als Conservative bekannte Persönlichkeiten wurden häufiger. Die Formel „Rom oder Tod!" — (Roma o morte!) war die Losung der Italianissimi. Für manche Schreier ward dieser Ruf auf eine so eigenthümliche Weise verhängnißvoll, daß man kaum umhin kann, etwas mehr als rein Natürliches darin wahr zu nehmen. Ihrer viele wurden unmittelbar nach diesem Ausruf oder sonst einer Lästerung gegen das geheiligte Kirchen- und Staatsoberhaupt von einem plötzlichen Tode oder von solch' einem Unfall betroffen, der einen schnellen, meistens unseligen Tod herbeiführte.[1]) Das Volk jedoch in seiner weitaus größeren und besseren Mehrheit theilte keineswegs die Einheitsgelüste jener fanatischen Piemontesenfreunde, sondern hielt treu und standhaft zu seiner Religion und zu ihrem geheiligten Oberhaupt. Diese Treue bewährte sich in Italien, sowie mehr und minder in allen Ländern. Das zeigte der reiche Ertrag des Peterspfennigs, der bis zum 30. April 1861 sich bereits nahezu auf 3 Millionen römische Thaler belief; das zeigte die an die schönsten Zeiten des Urchristenthums erinnernde Opferwilligkeit von Geistlichen und Weltlichen, von Groß und Klein. Ein paar Beispiele mögen genügen.

Die armen sardinischen Geistlichen, deren karges Auskommen ihnen keine Baarschenkung erlaubte, bethätigten ihren guten Willen dadurch, daß sie sämmtlich dem h. Vater den Erlös ihrer silbernen Schuhschnallen als Opfergabe zusandten. Viel rührender noch ist folgender Zug. Eine arme Frau hatte als einzige Hülfsquelle eine Henne. Die Henne legte täglich ein Ei und wöchentlich bekam der Pfarrer das Geld, welches aus dem Verkauf der Eier einging, als Peterspfennig. Indeß die Henne machte von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge in ein Feld nahe bei der Hütte, das einem bösen Reichen gehörte. Aufgebracht über die Schädigung, die diese Ausflüge verursachten, tödtete der Mann die Henne des armen Weibes. Große Bekümmerniß für die Frau! Wie jetzt beisteuern zum Peterspfennige? Die eifrige Christin läßt sich nicht entmuthigen; sie ist noch ziemlich rüstig. Sie geht täglich in den Wald und macht einen Reisigbündel; die Reisigbündel verkauft sie und bringt den Erlös zum Pfarrer. Doch der gute Gott wollte ihre Standhaftigkeit und Freigebigkeit prüfen. Sie wurde krank und sah sich auf ihr elendes Lager gefesselt. Woher soll sie jetzt Mittel finden, ihr Liebeswerk fortzusetzen? — Zu Mitleiden gerührt über ihre Schwäche und ihren Mangel bringt ihr die Nachbarin täglich ein Glas Wein. Was thut unsere heldenmüthige Kranke? Sie schüttet den Wein in eine Flasche und wenn die Flasche voll ist, läßt sie ihn verkaufen und der Erlös ist immer noch für den Peterspfennig. — Wiegt das Herz einer solchen armen

---

[1]) S. Zufälle, die nicht Zufälle sind, oder auffallende Acte der göttlichen Strafgerechtigkeit. Wien 1866. Ein höchst auffallendes Beispiel göttlicher Strafgerechtigkeit liefert unter vielen andern Monsgr. Caputo, der einzige abtrünnige Bischof, ganz besonders aber der öfter erwähnte Erzrevolutionär und Hochverräther am Papste, Doctor Farini, dessen letzte Lebensjahre, die er in einer Irrenanstalt zubrachte, die eines Verdammten in der Hölle waren. Und ihm setzte Italien (1867) ein Denkmal

Frau nicht mehr in der Waagschale der Gerechtigkeit, als das Gewicht einer Entsatz-Armee? Wenn dieser erhabene Zug von demüthiger Aufopferung der Geschichte der ersten Jahrhunderte angehörte, man würde ihn sogar in die Erzählungen eingereiht finden, welche die Kinder in der Schule auswendig lernen müssen. [1])

Und solche Züge von Hingebung und Anhänglichkeit stehen nicht vereinzelt da. Sie gehörten, wie er dieß selber in einem Zwiegespräche mit dem verdienten Schriftsteller Casoni äußerte, mit zu den Trostgründen, welche dem Herzen des h. Vaters eine große Stärke verliehen und ihn aufrecht erhielten in dieser langen und schweren Prüfung, die Gott ihm auferlegte.

So war Gott und der bessere Theil der Menschheit mit dem greisen Vorkämpfer für Recht, Gerechtigkeit und Sitte im Vatican, während die Hölle ihre Trabanten losließ gegen ihn und sein geheiligtes Erbgut. Der Häuptling dieser Trabanten war der oben beschriebene Fischerssohn aus Nizza. Er war gleichsam der Arm der Revolution, deren Kopf weiland Cavour gewesen, an dessen Stelle und in dessen Geiste nun Baron Ricasoli das Staatsruder Italiens lenkte. Wie aber über Cavour ein Stärkerer als er gekommen, so erfaßte auch eine stärkere Hand mitten in seiner rührigsten Thätigkeit den Helfer. Während Garibaldi, bald im Einverständnisse, bald im Zerwürfniß mit Victor Emmanuel, wie eben dießmal der Fall, mit seinen revolutionären Banden im Königreich beider Sicilien sich herumtrieb, Briefe schrieb, Adressen erließ, Versammlungen hielt, Putsche anstiftete und unter dem Rufe: „Rom oder Tod!“ mit vollen Segeln auf Rom lossteuerte, ließ derselbe Napoleon, der 1859 an seiner Seite gekämpft und ihm, dem durch ein königliches Decret zum General-Major Ernannten, in der Eile Truppen zu Hülfe geschickt hatte, am 11. August 1862 durch seinen Minister Thouvenel an die Regierung nach Turin schreiben: „es sei nothwendig, daß Garibaldi gänzlich besiegt werde (tout à fait vaincu).“ Und Garibaldi wurde besiegt. Aus Sicilien von den piemontesischen Truppen vertrieben, hatte er sich mit seiner ungefähr 2000 Mann starken Bande auf Reggio in Calabrien geworfen, wo er von Cialdini geschlagen und zum Rückzug nach Aspromonte gezwungen wurde. Hier wurde der ehemalige General-Major von dem Oberst Pallavicini angegriffen, von einer Kugel am Fuße verwundet und genöthigt, mit seiner ganzen Truppe sich zu ergeben. Man führte ihn nebst seinem Sohne Menotti und einigen Spießgesellen zuerst nach Spezzia, dann nach Pisa. Unter großen Schmerzen an seiner Fußwunde darniederliegend und lange mit Amputation bedroht, erlaubte man ihm gegen das Ende des Jahres, nach der Insel Caprera zurückzukehren. Im Jahr 1867 werden wir dem Manne wieder begegnen....

Wie in Italien der Bürgerkrieg wüthete, so war (seit April 1861) ein nicht minder verheerender Bruderkrieg zwischen Nord- und Südamerica ausgebrochen, dem die Frage des Sclavenhandels nur als Vorwand diente, dessen eigentliche Ursache jedoch der von Anfang an bestandene Gegensatz der Interessen und Sitten war. Pius IX. als Stellvertreter des Gottes des Friedens erachtete es für seine Pflicht, die mit einer das Jahrhundert schändenden Grausamkeit sich bekämpfenden Par-

[1]) Freiburger Katholisches Kirchenblatt. Jahrgang 1862. S. 323.

teien zur Wiederaussöhnung und zum Frieden zu ermahnen. Zu dem Ende erließ er unter'm 18. October 1862 das Breve Gravissimas inter an die Erzbischöfe von New-York und Neu-Orleans, worin er auf's Tiefste die bejammernswerthe Lage beklagt, in welcher die christlichen Völker der Vereinigten Staaten wegen des dort ausgebrochenen Bürgerkrieges sich befinden, und durch die genannten Oberhirten die Regenten und Völker jener Länder zur Versöhnlichkeit und zum Frieden, und damit ihnen dieses besser gelinge, sie allesammt zu eifrigem Gebete auf's Väterlichste ermahnen läßt.

Gegen Ende des Jahres 1862 war es abermals ein deutscher Gelehrter, welcher die richterliche Thätigkeit des Papstes in Anspruch nahm. Durch das Breve vom 11. Decmbr. 1862 nämlich verurtheilte Pius IX. die Irrthümer in den Werken des Professors Froschammer in München. Die verurtheilten Irrthümer sind in den Sätzen 9, 10 und 11 des demnächst zu erwähnenden Syllabus angeführt. Sie enthalten eine in's Tolle gehende Ueberschätzung des natürlichen Wissens oder der Philosophie, deren Richterspruch alle Dogmen der christlichen Religion, selbst in gewisser Beziehung die Geheimnißlehren derselben sich unterwerfen sollen, die aber selber keinen Richter über sich anerkennen, d. h. allein unfehlbar sein will.

Mit obigem Breve steht ein anderes in Verbindung, welches Pius IX. ein Jahr später (am 21. Decmbr. 1863) anläßlich der im Septbr. 1863 zu München stattgehabten „Gelehrten-Versammlung" an den Erzbischof Gregor von München-Freising richtete.

Während der Papst in den von ihm namhaft gemachten Sätzen eine Seite der falschen Wissenschaft, nämlich die rationalistische Auffassung der Glaubenswahrheiten kennzeichnet und verwirft, beleuchtet er in dem gedachten Breve über den erwähnten Münchener Gelehrten-Congreß, die moderne Idee von der Freiheit der Wissenschaft nach allen Seiten, und stellt ihr die Lehre der Kirche mit so großer Schärfe und Entschiedenheit entgegen, daß fortan kein Katholik mehr darüber in Zweifel sein kann, was er von dieser modernen Idee zu halten habe, und daß die katholischen Anhänger derselben sich nicht damit entschuldigen können, es handle sich hier um eine zweifelhafte Lehre, in welcher sie nach dem Ausspruche des h. Augustinus, „in dubiis libertas" die Freiheit ihrer eigenen Meinung haben müssen. — Daß dieses Breve in Verbindung mit manchem Anderen bei Vielen böses Blut machen würde, war vorauszusehen. War das ja von jeher das Loos der Wahrheit überall da, wo sie statt auf christliche Demuth auf Stolz und Dünkel stieß.

So haben wir bereits in das Jahr 1863 hinübergegriffen.

Siebenzehntes Capitel.

Das Jahr 1863. — Decret über die Seligsprechung der ehrwürdigen Anna Maria Taigi. — Schreiben Pius' IX. an den Kaiser von Rußland zu Gunsten der Polen. — Das Jahr 1864. — Seligsprechung des ehrwürdigen Petrus Canisius und der Maria Alacoque. — Convention zwischen Napoleon III. und Victor Emmanuel. — Die Encyclica und der Syllabus vom 8. December. — Ein Iscariot im heiligen Collegium.

Wir befinden uns im Jahre 1863. Zu Anfang desselben (8. Januar) wurde auf Pius' IX. Befehl der Seligsprechungsproceß einer Person eröffnet, deren schon öfters in diesem Buche Erwähnung geschah: wir meinen die ehrwürdige Dienerin Gottes Anna Maria Taigi. Ihre Bedeutung in der Geschichte unserer Zeit spricht Pius IX. in seinem Decret vom 8. Januar 1863 durch die merkwürdigen Worte aus, „daß Gott dieses

geringe und arme Weib der gegen die Kirche heranstürmenden Macht des Bösen entgegengesetzt und sie auserwählt habe, ihm Seelen zu gewinnen, ein Sühnopfer und eine Fürbitterin für ihre Zeit zu sein, und daß er sie deßhalb auf die höchsten Stufen der Vollkommenheit geführt und sie mit wunderbaren Gnadengaben ausgestattet habe."

Diese Anna Maria, eines verarmten, aber frommen Apothekers Tochter, Kammerjungfer bei der Fürstin Chigi, dann Gattin eines braven, schlichten Tagelöhners, Namens Taigi, und Mutter von 7 Kindern, die sie musterhaft erzog, führte unter Entbehrungen und Leiden aller Art das Leben einer Heiligen, wofür sie denn auch von Gott mit außerordentlichen Gnadengaben belohnt ward, so daß sie als Prophetin ihrer Zeit galt und von den höchsten Personen in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und um ihr Gebet ersucht wurde. Sie starb, wie Heilige zu sterben pflegen, am 9. Juni im Cholerajahre 1837. Ihr Leichnam wurde auf Anordnung Gregor's XVI. neben der Kapelle des Kirchhofes von St. Lorenz in einem bleiernen Sarge beigesetzt und letzterer amtlich versiegelt. Bald nach ihrem Tode verbreitete sich die Nachricht über Stadt und Land und der Ruf ihrer Heiligkeit, die Verehrung des Volkes und das Vertrauen zu ihrer Fürsprache nahmen fort und fort zu. Der Cardinalvicar Odescalchi ordnete die vorläufige Untersuchung an. Die Ergebnisse waren der Art, daß, wie oben gesagt, der Seligkeitsproceß eröffnet wurde.

Ihre Vorhersagungen anbelangend, so haben wir die auf das Pontificat Pius' IX. bezüglichen bereits kennen gelernt. Anna Maria Taigi sprach viel von den Verfolgungen, die unter demselben der Kirche bevorstehen, und von einer unglücklichen Zeit, in welcher viele anscheinend achtungswerthe Leute die heuchlerische Maske abwerfen würden. Dann würden nur Die beharren, denen Gott den Geist der Demuth verleihen werde.... Scheint das nicht eben in unseren Tagen in Bezug auf die unberufene Einmischung so Vieler in die Angelegenheiten des allgemeinen Vaticanischen Concils und auf den Abfall von Männern, wie Döllinger, Schulte und der à la Ronge herumreisende Münsterländer Michelis, sich zu bestätigen? [1])

Am 22. April desselben Jahres 1863 richtete der Papst, nachdem das Schreiben vom 31. August 1859 und ein Breve an den Erzbischof Felinski von Warschau vom 20. Februar 1862 völlig fruchtlos geblieben, ein neues eigenhändiges Schreiben an den Kaiser Alexander II. von Rußland in italienischer Sprache. Dasselbe betraf das unglückliche, eben damals wieder im Aufstand gegen seine tyrannischen Bedrücker begriffene Königreich Polen.

Pius IX. entwirft darin in meisterhafter Form, mit apostolischem Freimuth, aber gleichwohl mit aller der kaiserlichen Majestät gebührenden Rücksicht, ein Bild der mannigfachen Unterdrückungsmaßregeln, womit des Kaisers Vorgänger von Anfang an und nach ihnen er selber in den annectirten polnischen Provinzen planmäßig gegen die katholische Religion und ihre Diener und Bekenner vorgeschritten, wie das die zahlreichen von Zeit zu Zeit veröffentlichten Documente beweisen, welche jeden Augenblick an die beinahe gänzliche Beraubung des Klerus, an die Unterdrückung vieler Mönchs- und Nonnenklöster, an die Verkündung von kirchenfeindlichen Gesetzen, — an die schweren Strafandrohungen gegen die Verbreiter der katholischen Religion, — an die Umtriebe und Anstrengungen, 1 Million von Ruthenen selbst mit Gewalt zu nöthigen, den Glauben ihrer Väter zu verlassen, — an die zahllosen, den Katholiken weggenommenen Kirchen, um sie den Dissidenten zum Gebrauch und als Eigenthum zu übergeben, — an die Verpflichtung, alle aus gemischten Ehen erzeugten Kinder in der herrschenden Religion zu erziehen, — an das Verbot des directen Verkehrs mit dem h. Stuhle und an die endlose Reihe so vieler anderer zum Nachtheil der Einheit der katholischen Kirche und zur Beängstigung des Gewissens der Gläubigen getroffenen Verfügungen erinnern.

---

[1]) Vgl. der Katholik. 1867.

Und das Alles sei geschehen im Widerspruch mit feierlich beschworenen Verträgen, insbesondere dem Warschauer Vertrag vom 17. September 1773 und dem Vertrag von Grodno vom 13. Juli 1793.

Welch eine klare, ruhige, gründliche, ehrerbietige und kräftige Vorstellung des allgemeinen Vaters der Christenheit zu Gunsten einer unterdrückten Nation, für die kein anderer Monarch auf Erden, als blos er, der wehrlose Priestergreis, seine Stimme zu erheben den Muth hat, enthält diese Zuschrift! Man sollte glauben, wofern noch ein Funke von Menschlichkeit, geschweige Ehr- und Rechtsgefühl in des Czaren Brust lebte, bei Lesung dieses wahrhaft apostolischen Schreibens hätte er zerknirscht an seine Brust schlagen, sein Unrecht eingestehen und andern Sinnes werden müssen. Aber nein. Der Stolze verharrt in der Bosheit und wächst darin. Beweis ist das Schreiben, das Pius IX. ungefähr ein Jahr später (am 30. Juli 1864) an die Bischöfe von Polen erließ, in welchem er sich über die Verfolgung der katholischen Kirche und über die schrecklichen Angriffe beklagt, durch welche die russische Regierung bestrebt sei, den katholischen Glauben und die katholische Religion sowohl im Königreich Polen, als auch in andern Gegenden Rußlands zu Grunde zu richten. Ferner beklagt und rügt der Papst in diesem Breve die gewaltsame Entfernung des Erzbischofs von Warschau von seiner Diöcese. Er verwirft und verdammt zwar die übelberathenen Erhebungen Polens, aber er erinnert auch die obersten Fürsten der Völker an das Wort der göttlichen Weisheit: „Die Mächtigen werden mächtig bestraft werden.“ [1])

Gegen den Schluß des Jahres 1863 unterbreitete der nimmer ruhige Imperator in der Seinestadt dem Papst auf ein Neues den Vorschlag eines Congresses. In seinem Antwortschreiben vom 20. November sagt Pius IX. in vorkommender Weise, zu den materiellen Fortschritten Glück wünschend, dem Congreß seine moralische Beihülfe zu, in der Voraussetzung, daß er zusammentrete zu dem Ende, daß die heutzutage so verkannten und mit Füßen getretenen Grundsätze der Gerechtigkeit zum Vortheil der so tief verwirrten Gesellschaft wieder aufgerichtet werden, damit die verletzten Rechte zugelassen werden und zu Gunsten Derer, welche durch diese Verletzung zu leiden hatten, wieder zurückgefordert werden können. Da es aber den Machthabern um Solches nicht zu thun war, wurde auch dieses Congreßproject wie so manches andere zu Wasser. In Napoleon's Wünschen und Plänen ging jedoch keine Aenderung vor. Im December noch überreichte der französische Botschafter Sartiges dem h. Vater einen Vergleichsentwurf, vermöge dessen der Papst gegen eine Dotation für sich und die Cardinäle auf den Kirchenstaat mit Ausnahme Rom's Verzicht leisten, für Rom aber den König von Italien zu seinem Vicar oder Statthalter ernennen solle. Natürlich wies Pius IX. diesen perfiden Antrag mit dem uns bekannten non possumus zurück.

Aus dem nun folgenden Jahre 1864 notiren wir hauptsächlich drei hervorstechende Acte: 1) Die Seligsprechung des ehrwürdigen Dieners Gottes Petrus Canisius und der ehrwürdigen Margaretha Maria Alacoque; 2) die französisch-italienische Convention vom 15. September; 3) die Encyclika nebst dem Syllabus vom 8. December.

Die Seligsprechung des ehrwürdigen Petrus Canisius, welche am

---

[1]) Weish. 6, 7.

2. August 1864 statt hatte, war vornehmlich für Deutschland ein erfreuliches Ereigniß.

Zu Nymwegen in Holland 1591 geboren, trat Canisius, der Erste in Deutschland in die neugegründete Gesellschaft Jesu und widmete sich ganz und gar der Vertheidigung der Kirche. Als Gesandter des Volkes und des Klerus von Cöln setzte er beim Kaiser Carl V. und dem Bischof zu Lüttich die Absetzung des Erzbischofs von Cöln, Hermann von Wied, durch, welcher mehrere Irrlehrer nach Cöln berufen hatte. Als er kaum 26 Jahre alt war, sandte ihn der Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, als seinen Theologen zum Kirchenrath von Trient. Später vom h. Ignatius nach Rom berufen, ging er auf dessen Geheiß nach Messina und lehrte dort die schönen Wissenschaften. Ein Jahr später nach Deutschland zurückgekehrt, kam er zuerst nach Ingolstadt, dann nach Wien, durchwanderte Polen, Franken, Baiern, Böhmen und beinahe ganz Deutschland in Religionsangelegenheiten. Auf den Reichstagen zu Regensburg, Petrikau und Augsburg wirkte er mit Erfolg gegen die Irrlehrer. Seine Schriften, besonders sein Katechismus sind unsterblich. Ihm verdankt ein großer Theil Deutschlands, zumal Baiern, die Aufrechthaltung des Katholicismus. Viele Hunderttausende kehrten durch ihn in den Schooß der Kirche zurück. Er starb, durch Wunder schon im Leben verherrlicht, zu Freiburg in der Schweiz, am 21. December 1597, 77 Jahre alt.

Einige Tage nach ihm (am 19. August) wurde die ehrwürdige Margaretha Maria Alacoque selig gesprochen. Sie ist allgemein bekannt durch die Einführung und Ausbreitung der Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Sie starb als Nonne von der Heimsuchung im Rufe der Heiligkeit den 17. October 1690.

Kaum einen Monat später (am 15. September 1864) wurde, gleichsam als Rache dafür, daß Pius auf den im December des vorigen Jahres von Sartiges überreichten Vergleichsentwurf nicht eingegangen, ohne des Papstkönigs Vorwissen und Theilnahme zwischen Napoleon III. und der Regierung Victor Emmanuels eine Convention geschlossen. Dieselbe traf Bestimmungen über die Räumung der päpstlichen Staaten durch die französischen Truppen. Diese Räumung sollte erfolgen in der Frist von zwei Jahren nach der Veröffentlichung des Gesetzes, welches die Hauptstadt des „Königreiches Italien" von Turin nach Florenz verlegen werde. Die piemontesische Regierung verpflichtete sich darin, die gegenwärtigen päpstlichen Grenzen zu respectiren und respectiren zu machen, und erklärte sich bereit, behufs Regelung der päpstlichen Schuld nach Verhältniß des dem Papste genommenen Ländergebietes mit Letzterem in Unterhandlung zu treten; sie verzichtete auf jegliche Reclamation gegen die Organisation einer selbst aus auswärtigen katholischen Freiwilligen bestehenden, zur Aufrechthaltung des Ansehens des h. Vaters und der Ruhe sowohl im Innern als an den Grenzen seiner Staaten nothwendigen Armee, „wofern diese Macht nur nicht in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausarten könne." Da das die Verlegung der Hauptstadt betreffende Gesetz im Monat December 1864 verkündigt wurde, so war der definitive Abzug der französischen Truppen im Monat December 1866 eine nothwendige Folge aus dieser Convention. Der Kern dieser Uebereinkunft bestand darin, daß die Theile des römischen Staatsgebietes, welche dem Papste, wir erinnern uns nur zu gut, durch welche Mittel, entrissen worden, dem ungerechten Besitzer verbleiben sollten. Des französischen Ministers Drouyn de L'huis Depesche vom 12. September, worin er dem französischen Gesandten in Rom den

Abschluß der Convention mittheilte, verrieth das Geheimniß der Komödie auf naive Weise.

„Das liberale Frankreich, heißt es da, könne unmöglich länger durch sein Armeecorps das illiberale Wesen in Rom decken, denn eine zu schwere Verantwortlichkeit würde dadurch auf das moderne Gewissen des Imperators und ein schlimmer Schein auf seinen Liberalismus fallen. Die beiden Regierungen, sagt der französische Minister, verfahren nicht nach denselben Principien. Unser Gewissen nöthigte uns oft, Rathschläge zu ertheilen, welche gleichfalls zu oft das Gewissen des römischen Hofes von sich weisen zu müssen glaubte . . . . Seinem eigentlichen Wesen entsprechend hat der päpstliche Stuhl besondere Gesetzbücher und Rechte, die bei vielfachen Anlässen leider im Gegensatz zu den Ideen unserer Zeit stehen."

Man sieht, wie Napoleon III. selber seine „modernen Ideen" mit denen des h. Stuhles im Widerspruch erkennt und sich gewissermaßen als Bannerführer des modernen Zeitgeistes proclamirte. (Zu noch deutlicherer Erläuterung der besagten Convention erklärte im Jahre 1865 Napoleon's Minister dem spanischen Gesandten: Frankreich werde auch nach der Räumung von Rom nicht gestatten, daß eine andere katholische Macht dem Papste zu Hülfe käme, seine eigenen Bayonnette ihm aber nicht wieder zur Verfügung stellen, wenn der h. Stuhl fortführe, den modernen Fortschritt in allen Formen zu verfolgen und jede Verständigung mit Italien von sich zu weisen).

Man erwartete von dieser Convention eine ungeheuer niederschlagende Wirkung auf den römischen Hof. Man täuschte sich aber, der h. Vater und sein treuer Staatssecretär behielten darüber ihre unerschütterliche Gemüthsruhe. Pius IX. äußerte sich gelegentlich darüber in nachstehender Weise:

„Ich bin überzeugt, daß Frankreich gar keinen Ernst hat mit seiner Drohung; denn es weiß, daß wir in solchem Falle ihm größere Verlegenheiten bereiten könnten, als es uns. Wir sind immer noch glücklicher als der Menschensohn, denn wo wir uns hinwenden, finden wir ein Plätzchen, unser Haupt hinzulegen, und in der Ruhe unseres Gewissens zu sterben. Unser großer Vorfahr auf diesem h. Stuhle, Gregorius VII. sagte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, deswegen sterbe ich im Exil!" Ein verbannter Papst ist für die Herren und Kinder dieser Welt stets gefährlicher als der Papst in vollem Ruhm und Ehren. — Möge man Gott nicht versuchen."

Als eine noch deutlichere Antwort auf die vorgedachte Convention erschien der berühmte Syllabus mit der Encyclika vom 8. Decbr. 1864 oder die Zusammenfassung und Verurtheilung aller Irrthümer unserer Zeit. Dieses Rundschreiben Papst Pius' IX., am zehnten Jahrestage der dogmatischen Feststellung der unbefleckten Empfängniß der jungfräulichen Gottesgebärerin erlassen, darf unstreitig zu den wichtigsten kirchlichen Ereignissen des Jahrhunderts gezählt werden und in Wahrheit hat der Sionswächter auf der Hochwarte des Vaticans, vom Geiste Gottes geleitet, dazu den richtigen Moment wahrgenommen. Zur rechten Zeit haben seine Blitze die von Miasmen und Giftstoffen aller Art geschwängerte Atmosphäre, in welcher nachgerade der Glaube auch der Besseren zu erlahmen, ihr Geist zu schwindeln anfing, gereinigt. Ohne Bild gesprochen: der falsche Liberalismus hatte in der Tagespresse, in diplomatischen Noten, in der herrschenden Redeweise seine irrigen Anschauungen und Grundsätze über Religion und Philosophie, über Glauben und Wissen und ihr gegenseitiges Verhalten, über Kirche und Staat und das Verhältniß beider zu einander, über Kirche und Schule und Trennung der einen von

der andern, über die weltliche Herrschaft des Papstes, über Ehe und Eherecht, insbesondere über Civilehe, über die Rechtsgültigkeit der vollbrachten Thatsachen, über den Grundsatz der Nichteinmischung, über Recht und Gerechtigkeit namentlich im öffentlichen und politischen Leben in so weiten Kreisen und mit einem solchen Anschein von Wahrheit und Richtigkeit zu verbreiten gewußt, daß nicht allein die gebornen Kirchenfeinde, sondern auch gläubige Katholiken dieselben wie Wasser hinunterschluckten und dadurch in ihrem Gewissen verwirrt zu werden, in ihrem religiösen Glauben zu erlahmen und in der Liebe und Anhänglichkeit zu der Kirche und ihrem geheiligten Oberhaupte zu erkalten begannen. So war es mithin die höchste Zeit, daß der Lüge und Heuchelei die Maske abgerissen, der Irrthum als solcher signalisirt und verurtheilt und ihm entgegen die Wahrheit in das Licht gestellt wurde. Das bezweckte der Syllabus und er wird mit Gottes Beistand seinen Endzweck erreichen. Jedenfalls kann Pius IX. sein Dixi et salvavi animam meam sagen: er hat seine Schuldigkeit gethan und seine Seele gerettet.

Um nun auf den eigentlichen Inhalt der an alle Bischöfe der katholischen Welt gerichteten Encyclica vom 8. December 1864 zu kommen, so sagt Pius IX. darin, er wolle, eingedenk des ihm aufgetragenen Amtes, zu weiden die Lämmer und die Schafe, und eintretend in die Fußstapfen seiner glorreichen Vorfahren, im Anschlusse an sein Rundschreiben vom 9. November 1846 und an seine Allocutionen vom 9. December 1854 und vom 9. Juni 1862, durch seine heutige Encyclica sämmtliche Oberhirten und die ihnen untergebenen Gläubigen auf weitere Irrthümer aufmerksam machen, welche hauptsächlich in unserer Zeit zum größten Schaden der Seelen und zum Nachtheile der bürgerlichen Gesellschaft herrschen, und welche nicht allein der katholischen Kirche und ihrer heilsamen Lehre, wie auch ihren ehrwürdigen Rechten, sondern auch dem ewigen Naturgesetz, das Gott in Aller Herzen eingeschrieben hat und der richtigen Vernunft höchst zuwider sind, aus dem auch nahezu alle andern Irrthümer ihren Ursprung herleiten. Als solche verderbliche Hauptirrthümer bezeichnet Pius IX. hauptsächlich den Grundsatz: „die Religion habe Nichts zu thun in der Politik"; „die Regierungsgewalt sei nur dann verpflichtet, gegen die Verletzer der katholischen Religion einzuschreiten, wenn dadurch die öffentliche Sicherheit verletzt werde"; — „Jedermann habe das volle Recht, seine Gedanken jeglicher Art durch Wort oder Druck, oder sonst wie zur Oeffentlichkeit zu bringen;" — „der Wille des Volkes bilde das oberste Gesetz und in der politischen Ordnung haben vollendete Thatsachen eben dadurch, daß sie vollendet sind, schon Rechtskraft"; — „Bürgern und der Kirche müsse das Recht entzogen werden, Almosen um der christlichen Liebe willen öffentlich auszutheilen"; — „aus national-öconomischen Gründen sei das Verbot knechtlicher Arbeit um des Gottesdienstes willen aufzuheben"; — „nicht den Eltern, sondern dem Staate stehe das Recht auf die Kinder zu" u. s. w. Alle diese Grundsätze bezwecken die Lahmlegung der Kirche und der Ordensgesellschaften und die Unterordnung derselben unter die Staatsgewalt; die Gottlosigkeit habe sich sogar bis zur Leugnung der Gottheit Jesu Christi verstiegen; wogegen jedoch die Bischöfe aller Orten mit lobenswerthem Eifer sich erhoben. Der Papst knüpft an dieses Lob Ermahnungen zur Wachsamkeit und zu noch glühenderem Eifer und schließt mit der Verleihung eines vollkommenen Ablasses in der Weise eines Jubiläums nach Maßgabe des Breve vom 20. November 1846.

Der diesem Rundschreiben beigefügte Syllabus enthält „die hauptsächlichsten Irrthümer unserer Zeit, welche in den Consistorien, Allocutionen, in den Encycliken und andern apostolischen Sendschreiben unseres heiligsten Vaters Papst Pius' IX. gerügt werden."

Derselbe zerfällt in 10 Paragraphen, welche zusammen 80 verworfene Sätze enthalten, deren jedem der Hinweis auf die Allocution oder das Schreiben beigefügt ist, worin derselbe vorkommt.

So harmlos, ja beifallswürdig manchem Oberflächlichen einige jener Sätze erscheinen mögen, eben so tief unchristlich und unsittlich, so unheilvoll in ihren Folgerungen für Kirche und Staat und die bürgerliche Gesellschaft offenbaren sie sich dem Tieferblickenden; darum ist es, wie selbst ehrenwerthe protestantische Stimmen, z. B. die zu Berlin erscheinende Zeitschrift „Revue", das Organ der conservativen Protestanten in Norddeutschland, anerkannten, ein unsterbliches Verdienst unseres großen Pius mehr, durch dieses öffentliche, dem Zeitgeist trotzende Strafurtheil sein „es werde Licht" hineingerufen zu haben in das chaotische Dunkel der Zeitideen und einen unmißverständlichen Beichtspiegel aufgestellt zu haben zur allgemeinen Erforschung des öffentlichen Gewissens. Möchten alle treuen Söhne der Kirche ihr Gewissen an diesem Beichtspiegel sorgfältig erforschen, und wenn sie vielleicht von diesen sogenannten modernen Ideen sich nicht ganz unbeeinflußt erkennen, dieselben alsbald abstreifen und der Mahnstimme Dessen folgen, den Christus Jesus bestellt hat, zu weiden die Lämmer und die Schafe, und zu Dessen erstem Vormann die Worte gesprochen sind: „Ich habe für Dich gebetet, daß Dein Glaube nicht wanke."

Während über die Encyclica in allen andern Ländern eine sehr große Aufregung herrschte, war der Papst selber, seitdem er die große That vollbracht, doppelt seelenvergnügt; es war ihm, wie er selber sagte, seit dem Feste der unbefleckten Empfängniß zu Muthe, als wäre ein sehr schwerer Stein von seinem Herzen gewälzt. Er genoß im vollsten Maße die Früchte der treu erfüllten schweren Pflicht in der außerordentlichen Süßigkeit eines ungetrübten Seelenfriedens, den er gegen seine Umgebung aushauchte; dabei war auch seine Gesundheit eine weit festere als es seinen Feinden angenehm sein konnte. Als man ihm zu seinem Wohlbefinden Glück wünschte, brauchte er die Scherzworte: „Meine Hauptfeinde, die auf meinen Tod lauern und ihn kaum erwarten können, sind viel jünger als ich, aber ich denke, sie sind nicht so gesund als ich, und der Papst wird ihre Geduld noch lange auf die Probe stellen, da ihn Gott noch zu längern Leiden aufbewahrt." — Letzteres schien allerdings so. Ein nicht geringes Leiden verursachte ihm gerade jetzt schon die Judasrolle, die Einer aus dem h. Collegium, Gottlob! während seines ganzen schwierigen Pontificates auch nur Einer, durch sein halb verstecktes Zuhalten mit der piemontesischen Räubersippe spielte, nämlich der einem neapolitanischen Dynastengeschlechte angehörige Cardinal Hieronymus d'Andrea, Bischof von Sabina, Abt von Farfa und Commandatar-Abt von Subjaco und St. Agnes vor der Stadt. Diesem stand diese Rolle um so schlechter, weil er seine Erhebung zur Cardinalswürde (seit 1852) und seine Ausstattung mit mehreren sehr einträglichen Beneficien lediglich der Huld Pius' IX. verdankte. Und seht, wie edel benahm sich dieser gleichwohl dem Unedlen gegenüber!

Ein Zug von besonderer Herzensgüte zeigte sich bei Pius IX. darin, daß man ihm vom Cardinal Andrea gar Nichts erzählen durfte; er schnitt stets die Rede der Berichterstatter kurz ab und sagte entschieden: „Glaubet nur nicht Alles, was die Zeitungen aus dem Lager der Pestilenz veröffentlichen, selbst das nicht, was man uns schreibt; aber das glaubet, daß der Mensch, je höher er steht, wenn die Gnade ihn verläßt, auch um so tiefer falle. Laßt uns für d'Andrea beten und lasset

uns hoffen, aber erzählet mir weiter so lange Nichts von ihm, so lange Ihr nichts Erfreuliches wisset." [1]) — Ist das nicht die Liebe völlig so, wie sie uns der h. Völkerapostel beschreibt?

Achtzehntes Capitel.

Das Jahr 1865. — Heiligsprechung des sel. Josaphat und Seligsprechung des ehrwürdigen Johannes Berchmans und Maria von den Engeln. — Allocution vom 25. Sept., die Freimaurer betreffend. — Das Jahr 1866. — Der deutsche Bruderkrieg. — Zwei Allocutionen vom 29. October, die eine Piemont, die andere Rußland betreffend. — Des Papstes Festigkeit rettet die Civilisation. — Einige Thaten aus Pius' IX. letzteren Jahren, die sich schwer auf natürliche Weise erklären lassen. — Einladungsschreiben an sämmtliche Bischöfe zur Mitfeier großer Kirchenfeste auf das nächste Jahr nach Rom. — Abzug der franz. Besatzung aus Rom. — Die Stimmung der Bevölkerung darüber. —

Ueber das Jahr 1865 können wir uns kurz fassen. Wie Pius IX. im verflossenen Jahre einen der unbefleckten Jungfrau gewidmeten Tag durch einen oberrichterlichen Act von außerordentlicher Tragweite ausgezeichnet hatte, so war es in diesem Jahre ein derselben Jungfrau und Königin geheiligter Monat, welchen ihr hohepriesterlicher Verehrer zur Vornahme von drei hochfeierlichen Handlungen seiner apostolischen Vollgewalt auserkor.

Am 2. Mai, am Tage des h. Bischofs und Kirchenlehrers Athanasius nämlich (es verdient Beachtung, mit welch feinem Tact Pius IX. die Tage und Orte zu seinen wichtigsten Amtshandlungen zu wählen versteht) schrieb der Papst in der griechisch-ruthenischen Kirche den bereits im Jahre 1641 von Urban VIII. unter die Seligen versetzten, dem Basilianer-Orden angehörigen Erzbischof von Poloczk in Rußland, Josaphat Kienlewicz, der am 12. Nov. 1632 sein Bemühen, die russisch-griechische Kirche mit der römischen Kirche zu vereinigen, mit dem grausamsten Martertode hatte büßen müssen, in das Verzeichniß der Heiligen ein. Die Bedeutung dieser Heiligsprechung für die noch heute um ihres Glaubens willen von den schismatischen Russen so grausam verfolgten Polen liegt auf der Hand. — An dem nämlichen Tage ward dem als Scholastiker der Gesellschaft Jesu im Jahre 1621 im Alter von 21 Jahren im Rufe der Heiligkeit verstorbenen ehrwürdigen Diener Gottes Johannes Berchmans aus Belgien die Ehre der Seligsprechung zu Theil.

In ihm und in den derselben Bildungsanstalt zu Rom angehörigen engelgleichen Jünglingen Aloysius und Stanislaus Kostka sind namentlich der studirenden Jugend herrliche Muster der Nachahmung und mächtige Fürbitter im Himmel aufgestellt.

Am 14. desselben Monats fand die Seligsprechung der 1717 im Rufe der Heiligkeit zu Turin gestorbenen, dem Orden der unbeschuhten Carmeliterinnen angehörigen ehrwürdigen Maria von den Engeln Statt.

Sie stammte aus der gräflichen Familie Fontana und wurde wegen der hohen Erleuchtungen, deren Gott sie würdigte, von den höchsten Personen, selbst von dem

---

[1]) Der unglückliche Cardinal starb am 15. Mai 1868 zu Rom. Der herbeigerufene Geistliche konnte seines Amtes nicht mehr warten. Wie von guter Seite mitgetheilt wird, wurde Andrea auf dem Aborte todt gefunden. Zum letzten Male hatte der Kirchenfürst 10 bis 14 Tage vorher die h. Sacramente empfangen. Der h. Vater, dem er sich in letzter Zeit wieder genähert hatte, sprach bei seinen Exequien in der Kirche St. Giovanni de' Fiorentini die Absolution. — Der noch unglücklichere Passaglia, der kurze Zeit wie ein Meteor geleuchtet, fristet nunmehr, von Freund und Feind vergessen, sein armseliges Dasein als Professor ohne Zuhörer mit einem Gnadengehalt in Turin.

Herzoge Victor Amadeus von Savoyen, einem Vorf[illegible]s, um ihren Rath und um ihre Fürbitte gebeten.

Im grellsten Gegensatze zu obigen, drei Verklärten erwiesenen Ehrenbezeugungen steht die päpstliche Consistorial-Allocution vom 25. Sept. 1865. In ihr sehen wir den Nachfolger des Apostelfürsten, aufgefordert durch die stets kecker hervortretenden Grundsätze und Lebensäußerungen des satanischen Geistes, der im Finstern schleicht, wieder zu dem Ausgangspunkte der furchtbaren Zerstörung zurückkehren, durch welche die geheimen Gesellschaften im Laufe eines Jahrhunderts das Angesicht der Erde verändert, die bürgerliche Gesellschaft entchristlicht, den großen Abfall vorbereitet, das Geheimniß der Bosheit wirksam gemacht und das Reich des Antichrist bereitet haben, nämlich zu dem Geheimbunde der Freimaurer.

Nachdem der Papst zunächst an die Erlasse seiner Vorgänger (Clemens XII., Benedict XIV., Pius VII., Leo XII.) erinnert und die Saumseligkeit der Fürsten in Abwendung jener Gefahren beklagt hat, welche die Päpste ihnen als nothwendige Folgen des verderbenschwangern Treibens jener geheimen Gesellschaften vorhersagten, constatirt er vor Allem, daß die Freimaurer oder ehemaligen Carbonari, welche jetzt überall kecker als je ihr Haupt erheben, keineswegs, wie sie vorgeben, eine bloße Wohlthätigkeitsgesellschaft seien. Dann beklagt er, daß in manchen Staaten von Regierungswegen die frommen gemeinnützigen Genossenschaften als staatsgefährlich bekämpft und unterdrückt werden, während der in Wirklichkeit Staat und Kirche unterwühlenden Maurerei in unseliger Verblendung Anerkennung und Schutz vom Staate zu Theil wird. Weiterhin bezeichnet er es als eine verdammungswürdige Ansicht, als hätten die apostolischen Constitutionen gegen die geheimen Gesellschaften keine Gültigkeit in den Ländern, in welchen diese Gesellschaften geduldet werden, bestätigt zum Beweise des Gegentheils auf's Neue die Constitutionen seiner Vorgänger gegen die Freimaurer und schleudert schließlich sein Verdammungsurtheil gegen die Letzteren, denen er vorwarf, daß sie unter der Maske der Ehrbarkeit von glühendem Hasse gegen die Religion Christi und gegen die rechtmäßige Fürstengewalt entflammt, alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten, und bezeichnet sie als Wölfe in Schafskleidern, vor denen Christus der Herr gewarnt habe, als Leute, mit welchen man nach der Vorschrift des Apostels keinen Umgang pflegen, ja, die man nicht einmal grüßen dürfe.

Wie richtig Pius IX. darein geschaut, wie treffend er das Haupt der hundertköpfigen Hyder, der Freimaurerei, und ihre giftigen Aussprühungen bezeichnet hatte, bewies eher als er es ahnen mochte, schon gleich das folgende Jahr, das Blutjahr 1866, dessen Ergebnisse für die siegende und unterliegende Partei in Deutschland und in Italien großentheils in den Logen ihren Ausgangspunkt hatten. Auch für Rom und den Kirchenstaat war das genannte Jahr ein verhängnißvolles. War es doch dasjenige, welches nach dem Wortlaut oder vielmehr nach dem geheimen Sinne der bekannten Convention vom 15. September 1864 die Stadt der Städte in die Hände der Piemontesen sollte übergeben sehen. Gleich bei der Gratulationsaudienz der durch den Herzog von Montebello vorgestellten französischen Offiziere am Neujahrstage spielte der h. Vater darauf an. Als er nämlich unter Versicherung seines väterlichen Wohlwollens der französischen Armee in Rom seinen Dank aussprach, fügte er bei, er müsse seinen Dank dieses Jahr um so specieller betonen, als es vielleicht das letzte Jahr sei, in dem er sie in dieser Weise segnen könne. „Nach Ihrer Abreise“, fuhr er fort, „kommen vielleicht die Feinde der Kirche und des h. Stuhles nach Rom; ich werde, nach dem Beispiel Christi im Oelgarten, für die französische Armee, für die kaiserliche

Familie, für ganz Frankreich und selbst für das arme, von so vielen Uebeln niedergedrückte Italien beten." O, hätte er in diesem Augenblick die Gabe der Prophezeihung gehabt, hätte er voraus geschaut, wie ein seit Jahren vorbereiteter, in Religionshaß und Herrschsucht wurzelnder, durch erlogene Vorwände angeblasener und zum Ausbruch gekommener Bruderkrieg eine mächtige Monarchie in Trümmer schlagen, das arme Deutschland von der Schlei bis an den Mincio in eine Blutlache verwandeln und unter der Parole nationaler Einigung alle Rechtsprincipien verletzen und es innerlich mehr als jemals zerklüften und zerspalten sollte: der liebreiche Pius würde hinzugefügt haben: auch für das arme, von so vielen Drangsalen heimgesuchte, aus so vielen Wunden blutende Deutschland will ich beten. Doch ziehen wir einen Schleier über Vorgänge, die in die Wangen des Vaterlandsfreundes Schamröthe treiben und überlassen wir die Verantwortlichkeit dafür Denen, die sie hervorgerufen und zwar hervorgerufen haben unter Zulassung des allwaltenden Gottes, der sich einer Nation als Zuchtmeisterin bediente, um eine andere, ihrem Beruf untreu gewordene, von ihm abgefallene zu züchtigen, bis es ihm gefällt, die vielleicht nicht viel bessere Zuchtmeisterin seiner Zeit ebenfalls in Zucht zu nehmen und sie seine Strafgerechtigkeit empfinden zu lassen.

So lange der Bruderkrieg zwischen Preußen und Oestreich und den beiderseitigen Verbündeten tobte, bis die blutige Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) und demnächst der Prager Friede ihm ein Ende machte, waren die Augen von ganz Europa auf ihn gerichtet und die sogenannte römische Frage darüber nahezu in Vergessenheit gerathen. Als aber trotz der Niederlagen der Piemontesen: zu Lande bei Custozza und zur See bei Lissa, wie früher die Lombardei, so jetzo auch Venetien aus Napoleon's III. Hand dem Raubstaate Italien als „Siegespreis" anheimfiel und demselben einverleibt wurde, da wandten sich Aller Augen nach der Siebenhügelstadt, die nun allein noch „zur Vollendung der nationalen Einheit der Halbinsel" fehlte und (im Sinne wenigstens der Häupter der Umsturzpartei) der Vernichtung auch der geistlichen Gewalt des Papstes und der christlichen Religion im Wege stand. In Gemäßheit besagter Convention mußten, wie wir wissen, die französischen Truppen im December 1866 Rom räumen. Der Kaiser machte Ernst daraus. Die Anstalten zum allmählichen Abzug der Truppen wurden in's Werk gesetzt. Inzwischen betete der Papst, der vergebens nach Menschenhülfe sich umsah, mehr als gewöhnlich; oft hörte man ihn seufzen: Domine, defende causam tuam (Herr, vertheidige Du Deine Sache!) Und mit ihm beteten Tausende und Tausende, und für ihn stritten mächtige Kämpen namentlich im französischen Episkopat und im französischen Adel. Rührend in der That war es damals zu sehen, wie ein Bischof Frankreichs nach dem andern in klassischen Hirtenschreiben für das gute Recht des Papstkönigs vor die Oeffentlichkeit trat und zu Gebeten für ihn aufforderte. Das katholische Frankreich lag auf den Knieen. Der Kaiser in seinen Gemächern zitterte. Ihm bangte vor seinem Volke, wenn er den Papst fallen ließ; ihm bangte vor dem Dolche und vor neuen Orsini-Bomben, wenn er die Convention brach.

Dagegen bewies der Papst staunenswerthen Muth und Festigkeit. Am 29. October richtete derselbe zwei Consistorial-Allocutionen an die

Cardinäle. Die erstere beklagt, unter dem Scepter Italiens, das stets „eine freie Kirche im freien Staat" im Munde führe, die alles Maß und Ziel überschreitenden Verfolgungen der Kirche, protestirt gegen den Raub der römischen Provinzen und gegen den Beschluß, Rom zur Hauptstadt des Königreichs zu machen. Der Papst erklärt sich bereit, den Tod zu erleiden, um die Rechte des päpstlichen Stuhles aufrecht zu erhalten, und will nöthigenfalls in einem andern Lande die nöthige Sicherheit zur bessern Ausübung des apostolischen Amtes suchen. Die zweite Allocution war gegen eine andere verfolgungssüchtige Macht, gegen Rußland, gerichtet. Sie beklagt und protestirt wider die Verletzung des Concordats von 1848 auf russischer Seite, wider die Verfolgungen der Bischöfe und wider die Unterdrückungen der geistlichen Orden und die Güterconfiscation, und schließt mit dem Wunsche, daß der Czar die Verfolgung der Katholiken doch endlich aufhören lasse. Die Allocution namentlich gegen Italien rief in Florenz eine große Enttäuschung und einen unbändigen Zorn hervor. Ricasoli hatte noch immer gehofft, der Papst würde, wenn er von Frankreichs Truppen verlassen, sich allein den demagogischen Rotten gegenüber gestellt sähe, nachgeben; er würde sich fürchten; man würde ihm Millionen anbieten, ihm den Vatican als päpstliche Wohnung schenken: man wäre dann immer noch edelmüthig gewesen und hätte das so beharrlich angestrebte Ziel, des Papstes Abdankung, erreicht. Durch alle diese Berechnungen machte jedoch das große Wort: „Lieber den Tod! lieber die Verbannung!", einen Strich, der vielleicht die Civilisation für immer retten wird; denn, verhehlen wir es uns nicht, es handelte sich damals und handelt sich noch jetzt um die Civilisation; die gesellschaftliche Ordnung, das Eigenthum, die Familien wurden und werden noch fortwährend in der Person des Papstes angegriffen. „Wäre — so sprach um diese Zeit ein berühmter Mann (Pater Lacordaire) — der Stellvertreter Jesu Christi ein einziges Mal aus Schwachheit seiner Mission untreu geworden, so kann Niemand, menschlich gesprochen, sagen, was geschehen wäre. Aber in dem langen Geschlechtsregister des Papstthums ist auch nicht ein einziger, der so feige gewesen, daß er die Wahrheit an die weltliche Macht verkauft hätte." Das macht eben der Geist Gottes, der mit dem Papstthum ist, der in ganz außerordentlichem Maße mit Pius IX. ist, mit Ihm, den die Nachwelt nicht allein den Großen, sondern vermuthlich auch den Heiligen nennen wird, wenn anders heroische Tugenden, und außerordentliche, über die Natur hinausragende Handlungen berechtigen, einem Sterblichen diesen Ehrennamen für die Zukunft in Aussicht zu stellen. Und — wenn wir ja bei diesem Punkt einige Augenblicke verweilen wollen — liefert uns die bisherige Lebensgeschichte Pius' IX. nicht der Züge viele, worin ein felsenfester Glaube, eine unerschütterliche Hoffnung und eine bis zum Martertode bereitwillige Liebe sich kundgiebt, der aus diesen göttlichen Tugenden hervorquellenden sittlichen Tugenden, die an ihm ausnehmend leuchten, nicht zu gedenken? Und was die übernatürlichen Thatsachen, auf die wir hindeuteten, angeht, so erinnerst Du Dich, freundlicher Leser, wohl noch der prophetischen Worte, welche die erst unlängst erwähnte Dienerin Gottes, die ehrwürdige Anna Maria Taigi in Bezug auf den gegenwärtig regierenden Papst äußerte, als dieser noch

ein unbekannter junger Priester war. „Er ist — so sagte sie unter Anderm — der heilige Papst, der einen rasenden Sturm gegen das Schifflein Petri auszuhalten haben wird; aber Gottes Arm wird ihn aufrecht halten und gegen die Ruchlosen, die gedemüthigt und beschämt werden sollen, ihn beschirmen. Am Ende wird er die Gabe der Wunder bekommen und nach schmerzvollen Wechselfällen wird die Kirche einen derart glänzenden Sieg davontragen, daß die Völker staunen werden.“

Nun steht dermalen der ehrwürdige Priestergreis offenbar an der Neige seiner Tage und nun sind gerade aus dieser Periode aus zuverlässigen Berichten Thatsachen von ihm bekannt geworden, welche, wenn wir sie auch nicht geradezu als Wunder bezeichnen wollen noch dürfen, doch auf eine natürliche Art zu erklären selbst Kritikern, wie einem Strauß, Feuerbach und Renan, schwer werden möchte. Einige dieser Thatsachen mögen hier nur andeutungsweise eine Stelle finden. Leider gestattet der Raum nicht, sie in der Ausführlichkeit mitzutheilen, die ihren übernatürlichen Character desto unverkennbarer würde hervorleuchten lassen. Es sind meistentheils plötzliche vollkommene Heilungen von langwierigen, nach ärztlicher Aussage unheilbaren und unerklärlichen Krankheiten, oder auch Bekehrungen oder Rettungen aus Lebensgefahr, die in Folge des Gebetes oder des Segens des h. Vaters, selbst wenn dieser entfernt Wohnenden ertheilt wurde, oder in Folge der Berührung des leidenden Gliedes mit seinem Bildniß oder irgend einem von ihm herkommenden Gegenstande, oder in Folge der Anrufung Mariä in Verbindung mit dem Papste, der ihre unbefleckte Empfängniß zum Dogma erhoben, oder in Folge eines Wortes aus seinem Munde augenblicklich und vor vielen Zeugen eintraten. Solche außerordentliche Wirkungen erfuhren in den Jahren 1865 und 1866 unter andern 1) eine Ordensschwester zu Gubbio, Namens Maria Cölestina Mischianti, die von einem 7jährigen äußerst schmerzlichen Rückenmarksleiden, das sie bis zum Skelett abgemagert hatte, vollständig genas und sich gesunder und stärker fühlte als je, nachdem sie eine dreitägige Andacht zu Maria, der unbefleckten Jungfrau gehalten und sie gebeten hatte, daß sie durch die Tugenden und Verdienste des glorreichen Papstes, ihres so innigen Verehrers, ihr von Gott die Gnade der Heilung erlangen möge; 2) ein zu London bereits im Sterben begriffener 80jähriger Greis, dem man das Bildniß des Papstes an die Brust und an die Lippen brachte; 3) eine Novizin zu Digne in Frankreich, die durch den Segen des Papstes in Verbindung mit einer 9tägigen Andacht zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä ebenfalls von einer außerordentlich schmerzhaften Rückenmarkskrankheit vollkommen geheilt wurde in dem Augenblick, wo ein zur Consultation versammeltes ärztliches Collegium einstimmig erklärt hatte, es sei keine Hoffnung für sie, man möge nur für einen Sarg sorgen; 4) der beinahe 14jährige Sohn eines gewissen Charles Desperrins aus Paris. Derselbe wurde, nachdem er in Folge eines Typhusfiebers 15 Monate am rechten Bein gelähmt gewesen und solche Schmerzen gelitten hatte, daß den Zuschauern manchmal die Haare zu Berge gingen, durch Anlegung eines Strumpfes Pius' IX. an das kranke Bein unmittelbar und dauerhaft geheilt; 5) eine von unerklärbaren Leiden, wie von einer dämonischen Besessenheit geplagte, übrigens

christlich-fromme Dame; sie fühlte sich während eben der Stunde vollständig und für immer geheilt, wo Pius IX. für sie die h. Messe las und sie nach seiner Weisung unter derselben die h. Communion empfing; 6) ein gewisser Johann Albanese Arcuri zu Radicena in Italien; derselbe war in Folge eines anhaltenden, heftigen Blutbrechens so herabgekommen, daß man ihm die h. Wegzehrung hatte reichen müssen; gleichwohl ward er, nachdem er den h. Vater, den er kindlich verehrte, vertrauensvoll angerufen und auf telegraphischem Wege seinen apostolischen Segen erbeten und erhalten hatte, augenblicklich und vollkommen geheilt; 7) die Fürstin Sophia Odescalchi, geborne Gräfin Branicka aus Polen. Sie befand sich in Folge eines beinahe 12jährigen Krebsleidens am Rande des Grabes und hatte, nachdem sie seit 26 Tagen fast Nichts hatte hinunterschlucken können, bereits die Sterbesacramente empfangen. Da läßt sie den Papst um seinen Segen in der Todesstunde bitten. Kaum hat sie diesen empfangen, so verlangt sie zu essen, steht auf und geht Angesichts einer erstaunten Menge nach einer entfernten Kirche, wo man für sie eine 3tägige Andacht hielt, um Gott für ihre Heilung zu danken. Darauf begab sie sich mit ihrem Gemahl und ihren zwei Söhnen in den Vatican, um auch Ihm, dessen Segen sich an ihr so heilkräftig erwiesen, ihren Dank zu bezeigen. [1])

Einige merkwürdige Vorhersagungen Pius' IX., die trotz ihrer damaligen Unwahrscheinlichkeit in Erfüllung gingen, lassen wir unberücksichtigt und fügen, um nicht zu weit zu gehen, den obigen Begebenheiten schließlich nur noch die nachfolgenden, durch öffentliche Zeitungen berichteten, bei.

Am 17. November 1860 wurde der Augsburger Postzeitung aus München also geschrieben: Hier eingetroffene Briefe aus Rom erwähnen des Gerüchtes, daß Se. Heiligkeit der Papst durch göttliche Fügung einer Lebensgefahr entronnen sei. Man erzählt sich nämlich: ein Engländer habe sich angemeldet und um eine Privataudienz bei dem Papste gebeten. Ein Kammerdiener brachte die Bitte zur Kenntniß des h. Vaters, welcher darauf erwidert habe: „Ich spreche nicht mit Todten!" Der Kammerdiener glaubte, es liege ein Mißverständniß vor, wiederholte die Bitte des Fremden, erhielt aber dieselbe Antwort und entfernte sich sodann. Als er in das Vorzimmer trat, wo er den Fremden lebend verlassen hatte, traf er diesen als Leiche, ein Schlagfluß hatte nach ärztlichem Gutachten sein Leben plötzlich beendigt. In den Kleidern des Fremden fand man zwei scharf geladene Revolver. Es läßt sich denken, daß diese Erzählung, wie sie hier allgemein circulirt, ungeheures Aufsehen macht. Ob der Vorfall so ist, wie er erzählt wird, muß die Zukunft beweisen. Ich theilte Ihnen dieses nur mit, weil man es sich allgemein erzählt." Da, so viel bekannt, ein Widerruf dieser Mittheilung nicht erfolgt ist, muß man sie wohl als auf Wahrheit beruhend gelten lassen.

Am 17. November 1867 begab sich in Rom, wie dem „Univers" von dort ausführlich gemeldet wurde, nachstehende wunderbare Bekehrung. — Am gedachten Tage hatte Madame de Liminghe, welche als Spitalschwester die Verwundeten pflegte,

[1]) Faits surnaturels de la vie de Pie IX. par le R. P. Huguet. Lyon, Paris. Zur Erinnerung und aus Dankbarkeit für ihre durch die Gebete und den Segen Pius' IX. plötzlich erfolgte Heilung ließ die Fürstin Odescalchi ein Hospiz errichten. Ueber dem Eingangsthor desselben wurde ein Muttergottesbild angebracht, auf dessen einer Seite der h. Trinitarius, den die Fürstin angerufen hatte, auf der andern Pius IX. im Gebete dargestellt ist. Im Volksmunde heißt dieses Muttergottesbild nur die Madonna del Papa. Von diesem Bilde erzählte sich im Juni 1871 ganz Rom ein ähnliches wunderbares Ereigniß, wie jenes, das sich im Jahre 1850 an einem Marienbilde zu Rimini zugetragen.

eine Audienz beim h. Vater, und empfahl demselben einen verwundeten Schweizerschützen, welcher auf dem Todtenbett lag. Derselbe sei in der protestantischen Religion geboren und habe seinem Vater versprochen, als Protestant zu sterben, und weise deßwegen die Tröstungen der katholischen Religion zurück. „Heiliger Vater! Sie haben die Schlüsselgewalt, öffnen Sie dem armen Sterbenden den Himmel!“ flehte treuherzig die Spitalschwester. — Pius IX. war tiefgerührt und sprach: „Beten wir zu Gott“, faltete die Hände, erhob die Augen zum Himmel und betete. Als Madame de Liminghe von der päpstlichen Audienz in das Spital zurückkehrte, fand sie im Saal der Verwundeten eine Art Aufregung; der Schweizerschütze hatte sich plötzlich innerlich ergriffen gefühlt, und einen katholischen Geistlichen verlangt, um als Katholik zu sterben. Nachdem derselbe das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt und die h. Sacramente empfangen, übergab er noch in der nämlichen Nacht getrost seine Seele Gott.[1])

Im Sommer 1867 zur Zeit der Weltausstellung in Paris feuerte bekanntlich ein angeblicher Pole ein Pistol auf den Wagen ab, in welchem der Kaiser von Frankreich mit dem Kaiser von Rußland und dessen zwei Söhnen saß, die von der großen, zu Ehren des Kaisers Alexander II. veranstalteten Revue zurückkehrten. Die Kugel traf den Kopf des Pferdes, welches der am Kutschenschlage dienstthuende Stallknecht ritt. Das Gewehr zersprang in den Händen des Mörders, der von der Menge ergriffen wurde. In Bezug auf diese Begebenheit wurde dem Univers unter'm 14. Juni 1867 Folgendes von Rom aus geschrieben: „Herr Raimbaud, der Stallmeister des Kaisers, der das Glück gehabt hat, das Leben zweier Kaiser zu retten und einer Gefahr zu entkommen, der er muthig getrotzt hatte, ist der Schwager des ersten Gesandtschaftssecretärs Frankreichs zu Rom, Herrn Armand. Sonderbar! Letzterer hatte am Morgen des Tages, wo Jenes sich zu Paris ereignete, seiner Familie einen Segen des Papstes zugesandt, so daß viele Christen in dem geheimnißvollen Schutze, der das Leben zweier Machthaber und eines treuen Stallmeisters rettete, eine neuen Beweis erblicken von der Kraft, die dem Segen Pius IX. innewohnt.“ — Das katholische Wochenblatt von Rodez berichtete: „Vor beinahe zwei Jahren befand sich ein ehrwürdiger Geistlicher aus Rodez zu Rom. Er bat den h. Vater um seinen Segen für eine barmherzige Schwester, die seit Langem an einem schmerzlichen Handübel litt; auch für einen 84jährigen Priester, der damals sehr krank war und den man aufgab, erbat er den Segen. Der Segen für Beide wurde gerne bewilligt. Bei seiner Heimkehr vernahm er, daß die Schwester vollständig geheilt wurde in derselben Stunde, wo der Segen gegeben wurde, und daß in dem nämlichen Augenblick sich eine Besserung im Zustande des Greisen eingestellt, der bald seine Gesundheit vollends wieder erlangte.

Ein Mann von dem Schlage, ein Papst, dem der Geist und die Macht Gottes in solchem Grade inne wohnt, konnte ohne Zittern und Zagen dem Abzuge der französischen Besatzung, die seither ihm als Schutz gedient, entgegensehen. Und Pius zitterte und zagte nicht. Ja, während die Piemontesen unter Mithülfe Jungitaliens insgeheim ihre Ränke spannen, um ihn auch des einen Fünfttheils seiner Staaten, das man ihm noch gelassen hatte, zu berauben, und aus seiner letzten Zufluchtsstätte ihn zu vertreiben, lud Pius IX. am Vorabende des Tages, wo die französische Armee den ihr von der Vorsehung angewiesenen Ehrenposten verlassen sollte, die Bischöfe der katholischen Welt in die ewige Stadt ein, um den prachtvollen Festen beizuwohnen, die dort aus Veranlassung der 1800jährigen Feier von Petri Martertod, und der Kanonisation der Diener Gottes, welche auf die Altäre gestellt werden sollten, würden abgehalten werden. Das Einladungsschreiben, vom Cardinalpräfect der h. Congregation des Concils unterzeichnet, datirt vom Tage der unbefleckten Empfängniß.

Wenige Tage danach zog die französische Besatzung, nachdem sämmtliche Offiziere und viele Gemeine sich auf eine ehrfurchtsvolle Weise beim

---

[1]) Schweiz. K.-Zeitung.

Papste beurlaubt und von ihm mit väterlichen Worten, die Viele bis zu Thränen rührten, entlassen und mit seinem Segen, wie auch mit Medaillen, Rosenkränzen und dergleichen zum Andenken reichlich beschenkt worden, aus Rom ab und nach ihrem Abzuge war die ewige Stadt ruhiger denn je. Am 10. December 8 Uhr Morgens wurden in Folge des vollendeten Abzuges der Franzosen aus Rom statt der französischen die päpstlichen Fähnen aufgesteckt und man sah nun mit Freude auf der Höhe der Engelsburg das päpstliche Banner flattern. Sehr schwer hatten den Druck der französischen Besatzung die Klöster empfunden, in deren meisten französisches Militär einquartiert war, das sich oft sehr unziemlich und anstößig benahm. Sie waren nun fort, die unangenehmen Gäste und außer leichten Dirnen, Wirthshaus- und Kaffeebesitzern, denen sie sehr viel Geld zugebracht hatten, bedauerte Niemand ihren Abzug. Die Stimmung der Römer drückte sehr bezeichnend (am 22. December) ein berühmter Prediger aus, als er von der Canzel sagte:

„Endlich, meine Freunde, können wir in Frieden das hochheilige Weihnachtsfest feiern. Wir erblicken hier nicht mehr das französische Banner, welches uns traurig stimmte; denn obgleich dasselbe von Männern getragen wurde, die im Allgemeinen unserer Zuneigung würdig waren, so schützte es das Kirchenoberhaupt doch nur zum Vortheil der Revolution. Nachdem man unserm Feind erlaubt hat, die 4 Fünftheile des christlichen Bodens zu nehmen, zieht sich dasselbe zurück, damit jene Feinde bald auch noch den Rest nehmen können. Allein, zweifeln wir nicht daran, ein anderer Schutz, der Schutz Gottes ist mit uns und mit Pius IX."

Wie sehr diese Worte den Nagel auf den Kopf getroffen, sollte schon gleich das nächstfolgende Jahr bekunden, in das wir nunmehr übergehen und in welchem wir den Schutz Gottes sichtbarer denn je über der h. Stadt walten sehen.

Neunzehntes Capitel.

Das Jahr 1867. — Der neue Selige: Benedict von Urbino. — Völkerwanderung nach Rom: Zweck und Bedeutung derselben. — Ein Streifblick auf das Leben der Martyrer, Bekenner und Jungfrauen, die am 29. Juni heilig gesprochen wurden. — Vorbereitende Festlichkeiten. — Consistorial-Allocution, worin der Papst die Einberufung eines allgemeinen Conciliums ankündigt.

Sehr bezeichnend hob das Jahr 1867 schon im Anbeginn seines zweiten Monats mit einer erhebenden Kirchenfeier an. Am 10. Februar fand nämlich die feierliche Seligsprechung des dem Capuzinerorden angehörigen Dieners Gottes Benedict von Urbino, der als eifriger Ordenspriester in Italien und Deutschland wirkte und 1625 im Rufe der Heiligkeit starb, in Gegenwart einer großen Menge Volkes, welche eigens zu diesem Zwecke aus allen Theilen der Halbinsel — aus Neapel, Florenz, selbst Palermo und Urbino, der Vaterstadt des Seligen, wie auch des großen Malers Raphael — herübergekommen war, in der St. Peterskirche Statt. Noch in demselben Monate (26. Februar) erließ Pius IX. ein Decret, wodurch als nachträgliche Bestimmung zu dem Einladungsschreiben vom 8. December des vorigen Jahres die Seligsprechung eines ganzen Heeres von Martyrern, 205 an der Zahl, angekündigt wurde mit dem gewissermaßen als Motiv dienenden Beifügen, daß „der über alle Erwartung reichliche Segen, den die hh. Japanesischen Martyrer alsbald über die Kirche ihres Landes herabgefleht, ihn bewogen habe, diese neue Seligsprechung zu beschließen."

In Folge dieser feierlichen Einladung des römischen Papstes sah die Welt abermals das Schauspiel einer Völkerwanderung und zwar einer so großartigen, wie sie seit Jahrhunderten nimmer war gesehen worden und wie auch der vertrauensseligste Papstfreund sie nimmer erwartet hätte. Kein Eisenbahnzug langte zu Rom an, der nicht Tausende von Pilgern aus allen Ländern, unter ihnen einige Hundert Priester und ebenso viele Dutzend Bischöfe mit sich führte. Viele dieser Prälaten und Geistlichen hörte man, sobald sie von ferne der Riesenkuppel des St. Peters-Domes ansichtig wurden, begeistert das Te Deum oder das Magnificat anstimmen; viele sah man, sobald die Gondel sie zu Civita-Vecchia an's Land gesetzt, sich niederwerfen und den heiligen Boden der Kirche, diesen seit 18 Jahrhunderten mit dem Blute der Martyrer erworbenen und noch unlängst durch das Blut von Castelfidardo vertheidigten, und Gott weiß mit wie vielem Martyrerblute noch zu vertheidigenden Boden ehrfurchtsvoll küssen. Auf dem Centralbahnhofe angelangt, trafen sich, freudig überrascht, Freunde aus Osten und Westen, aus Nord und Süd, Freunde, die seit ihren Jugendjahren sich nicht wieder sahen, und da war es denn ein Herzen und Umarmen, ein Jubiliren und Jauchzen, das sich schließlich in ein weithin schallendes, lange nachhallendes Evviva Pio Nono auflöste.

Und was war es denn eigentlich, das diese Völkermassen mit ihren Ober- und Unterhirten gleich wogenden Meeresfluthen nach der Metropole der Christenheit hingeführt hatte? War es etwa auch eine Ausstellung, wie jene zu Paris, die zur selben Zeit gleich einer Sirene Fürsten und Völker in die Zauberhallen dieses modernen Babylon hineinlockte, um dem Moloch der Industrie und der Sinnenlust Weihrauch zu streuen? Freilich war es auch eine Ausstellung, aber eine Ausstellung völlig anderer Art, es war die Ausstellung — eines Grabes. „Das Grab eines Fischers", um mit dem h. Chrysostomus zu reden, und „das Grab eines Teppichmachers", denn ein solcher war der h. Paulus von Gewerbe, setzten die Welt in Bewegung. Und mehr vermochten die Reliquien dieser beiden großen Heiligen, als alle die schimmernden Erzeugnisse menschlicher Erfindungskraft und menschlichen Kunstfleißes, so bewunderungswürdig diese auch sein mochten. Wie in Paris die Welt in ihrer Größe und Pracht, so zeigte zu Rom die Kirche sich in ihrer ganzen Größe und prächtigen Einheit, „im bunten Gewande" (circumdata varietate); denn auf den Ruf, auf die einfache, keineswegs als Befehl, sondern nur als Wunsch erlassene Einladung des Einen, des 256sten Nachfolgers des h. Petrus, kamen sie alle her in größter Anzahl und aus weitester Ferne und sie kamen daher im buntesten Gemenge. Es kamen 15 Cardinäle, 465 Bischöfe, die Vertreter von nahezu 200 Mill. Katholiken, unter ihnen Griechen, Melchiten, Rumänen, Ruthenen, Syrier, Chaldäer, Maroniten, Armenier, Copten; 10,000 italienische Priester, 18,000 fremde Priester, 1200 Ordensgeistliche und 85,000 Laien. Welch eine Anhänglichkeit, welch ein liebender, entgegenkommender Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche, den Erben und Inhaber des Stuhles Petri, gab sich in diesem über alle Erwartung zahlreichen Zusammenströmen nach dem Mittelpunkt der Christenheit abermals zu erkennen? Und wenn

die Eintracht stark macht: wie stark zeigte sich hier die Kirche und in der Kirche das Papstthum, eben jenes Papstthum, gegen welches die Hölle gerade jetzt alle ihre Pforten weiter denn je losgelassen hatte! Und wie beschämend mußte diese Wahrnehmung für Die sein, welche das Papstthum als schwach und krank, ja sterbenskrank wähnten und ankündeten, just weil sie wünschten, daß es so sein möchte! Und welch eine Wuth mußte dieses Gefühl der Beschämung in ihren Drachenherzen aufstacheln! — Aber nicht allein Anhänglichkeit an den jetzt lebenden Petrus gab sich in dieser Völkerwanderung nach dem Felsensitz in der Tiberstadt zu erkennen, sondern ein tief wurzelnder, unausrottbarer, ehrfurchtsvoller, lebendiger Glaube an den ersten Petrus und an die von ihm verkündigte und mit seinem Blute besiegelte Lehre. Und gerade in der so allgemeinen, allseitigen und freudigen Kundgebung dieses Glaubens aus Anlaß der nahezu 2000jährigen Jubelfeier des Petrus und auf die einfache Anregung eines Nachfolgers dieses Petrus hin: gerade in dieser großartigen Kundgebung lag die große Bedeutung dieses Jubelfestes, lag der Triumph der Kirche und vor Allem des Papstthums, an dem sich nun buchstäblich und augenscheinlich das Wort bewährte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Dieser Triumph der auf Petrus gebauten Kirche wurde noch anschaulicher und greifbarer zur Darstellung gebracht durch die großartige Heilig- und Seligsprechung, womit Pius IX. der 1800jährigen Säcularfeier des Martyriums der Apostelfürsten so sinnvoll die Krone aufsetzte. War doch diese Einreihung so vieler Blutzeugen und Bekenner Christi unter die Zahl der Heiligen und Seligen das sprechendste Zeugniß für die dem Blute jener glorreichen Apostelfürsten innewohnende, nimmer versiegende Triebkraft, wie nicht minder von der unverwelklichen Frische und Siegeskraft des von Rom, dem Mittelpunkte des Papstthums, aus fortgepflanzten Christenthums, das nach mehr als 1800 Jahren noch ebenso gut seine Bekenner bis zur Zeugenschaft durch den Tod zu begeistern die Kraft hat, wie damals, und zwar die Kraft hat für Alle; denn alle Stände, der Priester- und der Laienstand, das Ordens- und das Weltleben finden unter den Heiligen, welchen die Kanonisation vom 29. Juni 1867, die großartigste und glanzvollste, die je stattgefunden hat, die Ehre der Altäre zuerkannte, ihre Vertretung und unter ihnen sind Sieger über eine dreifache Reihe von Feinden, mit denen das Papstthum es zu thun hat: das Schisma, die Irrlehre, der Unglaube. Repräsentanten dieser Sieger sind der h. Josaphat, die h. Märtyrer von Gorcum und der h. Petrus von Arbuez.

Ein Streifblick auf das Leben sämmtlicher am Petersfeste selbst Heiliggesprochenen wird uns das Gesagte einleuchtend machen. Es sind die nachfolgenden:

I. Der h. Josaphat, Erzbischof von Poloczk. Ihn kennen wir bereits als Märtyrer im Heldenkampfe gegen das verfolgungssüchtige russisch-griechische Schisma.

II. Der h. Petrus von Arbuez, Märtyrer und Inquisitor von Aragonien. Er war Kanonicus an der Kathedrale von Saragossa, und ward im Jahre 1485 von gedungenen Meuchelmördern getödtet, weil er seiner aus Gehorsam übernommenen Pflicht als Inquisitor oder Glaubensrichter gemäß, zu einer Zeit, wo Juden und Muselmänner das Christenthum in Spanien bekämpften, der Verführung des im

Geheimen schleichenden Unglaubens mit geziemender Strenge zu wehren suchte. So fiel er, ein Opfer seiner Pflichttreue, im Kampfe gegen den immer mehr um sich greifenden Unglauben. (Ein die wahre Kunst schändendes Tendenzgemälde aus neuester Zeit stempelt ihn zum Blutmenschen).

III. Die neunzehn hh. Martyrer von Gorcum in den Niederlanden. Sie besiegelten durch ihren Martertod den wahren Glauben gegenüber der Irrlehre. Als nämlich gegen Ende Juni des J. 1572 die Calvinisten, unter dem Namen Geusen berüchtigt, dem römischen Kaiser den Krieg angekündigt und sich bereits der Städte Briel und Dortrecht an der Maas bemächtigt hatten, richteten sie von dort aus nach allen Seiten die greulichsten Verwüstungen an. Die Kirchen und Klöster bildeten namentlich den Gegenstand ihrer Räubereien, die Priester und Mönche den Gegenstand ihres Hasses und ihrer Grausamkeit. Viele wurden hingeschlachtet oder in den Kerker geworfen; die sie nicht erhaschen konnten, mußten in der Flucht ihr Heil suchen. Unter andern wurde von Dortrecht aus ein Ueberfall auf das in der Nähe befindliche Gorcum unternommen. Ein durch den Eifer seiner Bewohner wohl bekanntes und darum den Calvinisten um so mehr verhaßtes Kloster der Franciscaner hatte die Wuth der Fanatiker besonders auf sich gelenkt. An der Spitze dieser Ordensgenossenschaft stand der würdige, weithin rühmlichst bekannte Guardian Nikolaus Pick, aus Gorcum selbst gebürtig. Oefter von seinen Freunden zur Flucht aufgefordert, konnte er sich doch, selbst bei'm Herannahen der feindlichen Horden nicht dazu entschließen, seine ihm anvertrauten Ordensgenossen im Stiche zu lassen oder auch nur minder für sie, als für sich selber besorgt zu sein. Im Augenblicke der höchsten Gefahr jedoch gab er seinen Mitbrüdern allen die volle Freiheit zur Flucht. Wenige versuchten davon Gebrauch zu machen, und als man sich weigerte, ihnen die Stadtthore zu öffnen, kehrten auch diese zu den Uebrigen zurück. Klugheitshalber jedoch verstand sich der würdige Guardian dazu, sich mit den kostbarsten Kirchensachen auf die Festung zurückzuziehen. Diese mußte sich jedoch, als die erwarteten Hülfstruppen ausblieben, ergeben. Obgleich allen in die Festung Eingeschlossenen zu wiederholten Malen das Leben und freier Abzug zugesichert worden, behielt man doch die Priester und Mönche, sie Tag und Nacht grausam mißhandelnd, zurück. Die Braven hatten das erwartet und durch Ablegung der Beicht und durch Gebet sich allesammt auf den Tod vorbereitet. In der Stadt bemühten sich gute Freunde um ihre Befreiung, was endlich den Erfolg hatte, daß man sie alle, 16 an der Zahl, über Dortrecht, wo sie noch verhöhnt wurden, nach Briel abführte, damit der berüchtigte Pfaffenhenker Lumäus über ihr Schicksal entscheide. Dort trafen sie bereits Andreas Walter, Pfarrer von Haynort, der seit einigen Tagen ebenfalls in den Kerker geworfen war. Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft wurden ihnen zwei Priester aus dem Prämonstratenser-Orden beigesellt, welche auf einer Pfarre, Münster genannt, die Seelsorge zu versehen hatten. Der Kerker war stockfinster, feucht und enge; zu essen hatten sie seit dem vorigen Tage Nichts erhalten. Im Verhöre, das sie nun zu bestehen hatten, bekannten Alle, allen Drohungen und Versprechungen zum Trotz, daß sie den römisch-katholischen Glauben als den allein wahren anerkannten. So wurde denn das Urtheil gefällt, daß Alle des Todes sterben sollten. Und das Urtheil ging aus von dem schändlichen Lumäus, einem Menschen ohne jegliche Autorität, von einem Trunkenbold, mitten unter seinem Festgelage, in der Nacht um elf Uhr und in solcher Hast, daß die Ausführung augenblicklich zu erfolgen hatte. Diese geschah zwei Stunden später in einer alten Scheune eines zerstörten Augustinerklosters, wo sie Alle, mit 3 Hinzugekommenen 19 an der Zahl, für ihre Feinde betend und sich gegenseitig zur Standhaftigkeit ermunternd, gleich Missethätern am Galgen endeten. Zahlreiche Wunder verherrlichten ihr Grab und ihre Seligsprechung erfolgte unter Papst Clemens X. am 24. Nov. 1675. Die Namen der Helden, die im Tode ein so herrliches und lautes Zeugniß ablegten, sind nachfolgende:

Aus dem Orden des h. Franciscus eilf: 1) der h. Nikolaus Pick, Guardian; 2) Hieronymus von Werden; 3) der h. Theodor von Emden; 4) der h. Nikasius Adrian, nach seinem Gönner gewöhnlich Hesius genannt; 5) der h. Wilhad, aus Dänemark gebürtig, empfing die Marterkrone als Greis von 90 Jahren; 6) der h. Gottfried Mervelle; 7) der h. Antonius, nach seiner Vaterstadt Verdanus genannt; 8) der h. Antonius, aus dem nahe gelegenen Städtchen Hornaer entsprossen; 9) der h. Franciscus Rod, aus Brüssel stammend; 10) der h. Petrus von Asch; 11) Der h. Cornelius von Dorstadt, später Wichum genannt. Aus dem Orden

des h. Dominicus: 12) der h. Johannes, Pfarrer zu Hornaer, unweit Gorcum. Aus dem Prämonstratenser-Orden: 13) der h. Hadrian aus Hilvarenbeck in Brabant; 14) der h. Jakobus Lacocius aus Oudenaarden. Er sühnte durch seinen Martertod einen kurzen Abfall zur Calvinischen Irrlehre. Aus dem Augustiner-Chorherrenstift Ruggen zu Briel: 15) der h. Johannes aus Osterwyk in Brabant. Aus dem Weltpriesterstande: 16) der h. Leonard Vechel aus Herzogenbusch, Pfarrer in Gorcum; 17) der h. Nikolaus Poppel, Hülfspriester des Vorgenannten; 18) der h. Gottfried Dunäus, aus Gorcum gebürtig; 19) der h. Andreas Walter, Pfarrer von Haynort.

Dieß ist die unsterbliche Heldenschaar von Gorcum, deren Ruhm weit über die Grenzen ihres Vaterlandes und über das deutsche Nachbarvolk hinüberstrahlt, ja, welche nun mit Liebe und Bewunderung die ganze Christenheit verehrt, weil sie für eine so heilige Sache eines so heiligen Todes zu sterben gewußt haben.

IV. Der h. Paul vom Kreuz, Bekenner und Ordensstifter. Ihn lernten wir bereits anläßlich seiner Seligsprechung kennen, die am 1. Oct. 1852 erfolgte.

V. Der h. Leonard von Portu-Mauritio, Bekenner, aus dem Orden des h. Franciscus. Derselbe erblickte im J. 1677 in der Stadt Portu-Mauritio bei Genua das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Hieronymus. Nachdem er zu Rom unter der Leitung der Jesuiten seine Studien beendigt hatte, nahm er, aller Hindernisse ungeachtet, im Kloster vom h. Bonaventura auf dem Aventin das Bußkleid des h. Franciscus. Er errichtete die erste Bruderschaft vom heil. Herzen Jesu, förderte die Andacht des h. Kreuzweges und der ewigen Anbetung Jesu Christi auf das Eifrigste und verdiente sich wegen seiner hochgesegneten apostolischen Predigt- und Missionsthätigkeit den Namen eines Apostels von Rom und Italien. Er starb den 26. Novbr. 1751 in seinem 85. Lebensjahr im Rufe der Heiligkeit. Die zahlreichen Wunder, welche sein Grab verherrlichten, bestimmten Pius VI., ihn im Jahre 1796 unter die Zahl der Seligen zu versetzen.

VI. Die h. Maria Francisca von den fünf Wunden, Jungfrau aus dem Orden des heil. Petrus von Alcantara. Sie ward schon mit dem 7. Jahre von ihrem Beichtvater für würdig erachtet, zum Tische des Herrn zugelassen zu werden. Von diesem glücklichen Tage an gehörte sie ungetheilt Gott an und trat daher, ohne durch das Zureden ihrer Eltern sich abhalten zu lassen, mit dem 16. Jahre in den äußerst strengen Orden des h. Petrus von Alcantara, welcher in Neapel, ihrer Geburtsstadt, ein Kloster besaß. Hier führte sie im sterblichen Fleische das Leben eines Seraphs und ward dafür von ihrem göttlichen Bräutigam schon hienieden mit außergewöhnlichen Gunstbezeugungen begnadigt. Sie starb in einem Alter von 77 Jahren den 6. October 1791. Durch viele Wunder, womit der Herr ihr Grab verherrlichte, weithin berühmt, ward sie von Papst Gregor XVI. im J. 1843 unter die Zahl der Seligen versetzt.

VII. Die h. Germana Cousin, Jungfrau. Von ihr war bei Gelegenheit ihrer Seligsprechung (den 1. Juli 1853) bereits die Rede.

Das waren die Auserwählten, deren Heiligsprechung den 1800jährigen Todestag der glorreichen Apostelfürsten oder vielmehr ihren Geburtstag (denn der Sterbetag der Heiligen ist ihr Geburtstag zum ewig seligen Leben) verherrlichen sollte und in Wirklichkeit auf's Glänzendste verherrlicht hat. Das waren die Feste, deren Glanz durch ihre Anwesenheit zu erhöhen und durch deren Glanz hinwiederum in ihrem Glauben gehoben und gestärkt zu werden, Hunderttausende von allen Enden des Erdkreises nach der Stadt der Städte zusammen geströmt waren. Mit heiliger Ungeduld harrten die Angekommenen des hohen Tages, dem gleichsam als Vorfeier einige rührende Festlichkeiten in schönster Reihenfolge vorangingen, z. B. die Frohnleichnamsprocession, die Einweihung der wiederhergestellten Kirche St. Maria von den Engeln und andere.

Am 25. Juni empfing der h. Vater Abends 6 Uhr in dem obern

Vorhof der vaticanischen Basilika etwa 10,000 fremde Priester und hielt in lateinischer Sprache eine Anrede voll Feuer und Salbung über die Pflichten ihres Standes zumal in jetziger Zeit an sie. — Tags darauf (26. Juni) fand im Vatican das öffentliche Consistorium unter Theilnahme von etwa 450 Bischöfen Statt. Die Allocution des h. Vaters enthielt unter andern folgende wichtige Stelle:

„Nichts wünschen wir mehr, Ehrwürdige Brüder, als jene Freiheit, welche Wir als der allgemeinen Kirche besonders heilsam und förderlich erkennen, aus dieser Eurer Verbindung mit dem Apostolischen Stuhle zu ziehen. Schon lange nämlich haben Wir im Gemüthe eine Sache erwogen, die auch vielen Unserer ehrwürdigen Brüder bereits gelegentlich bekannt wurde und auf deren Ausführung bei erster Gelegenheit Wir hofften, nämlich ein heiliges ökumenisches und allgemeines (oecumenicum et generale) Concilium aller Bischöfe der katholischen Welt zu veranstalten, damit durch dessen Rath und durch dessen vereinigte Bemühungen den vielen Uebeln, von welchen gegenwärtig die Kirche gedrückt wird, mit Gottes Hülfe die nothwendigen und förderlichen Mittel der Abhülfe verschafft würden."

Am 28. Juni, am Vorabende des großen Festes ward, was seit 200 Jahren nicht mehr geschehen, die eigentliche Cathedra — der Lehrstuhl — des h. Petrus, in feierlicher Procession von ihrer Stelle in eine Capelle getragen, woselbst sie von jetzt an zur öffentlichen Verehrung volle 7 Tage ausgesetzt blieb. — So stand man an der Schwelle des hochfestlichsten der Tage, wie einen ähnlichen die Christenheit nimmer gesehen hat und wohl nimmer wieder sehen wird.

Zwanzigstes Capitel.

Die 1800jährige Jubelfeier des Martertodes der hh. Apostelfürsten Petrus und Paulus und die damit verbundene große Heiligsprechung. — Die Feier in der Paulskirche und zu St. Peter in Montorio. — Adresse der versammelten Bischöfe an Se. Heiligkeit. — Des Papstes Antwort darauf. — Feste während und am Schlußtage der Octave. — Schlußfeier am 1. Juli und Seligsprechung von 205 japanesischen Martyrern.

Schon einige Tage vorher hatte sich der Weltdom, worin die große Feier vor sich gehen sollte, in seinen festlichsten Galaschmuck gekleidet. Die dahin ausmündenden Straßen und den St. Petersplatz sah man hier und da mit feinem, gelbem Sand, mit Laubwerk und Blumen bestreut.

Horch! da schlägt die Mittagsstunde des 28. Juni. Mit ihr beginnt das Fest. Die Geschütze der Engelsburg donnern dem Fischer aus Galiläa, Rom's König und dem geistlichen Oberhaupt der Welt mit einer Salve von 101 Schüssen ihren Gruß entgegen. Eine volle Stunde hindurch lassen sämmtliche Glocken der ewigen Stadt ihr harmonisches Geläute erschallen. Gegen Abend sang der Papst mit dem üblichen Ceremoniell die erste Vesper. — Um Ave Maria strahlten die Kuppel, die Vorderseite und die Seitenhalle von St. Peter in einem von 5000 venetianischen Lampen von weißer Farbe verschleierten Lichtglanz, den eine Stunde später 800 Brillantfeuer wie durch Zauber erhöhten. Ganz Rom drängte sich auf den nach dem Vatican ausmündenden Straßen, auf der Engelsbrücke, auf den Hügeln des Janiculus und des Pincio. Die beleuchtete Kuppel stellte sinnbildlich den Triumph des Petrus dar; sie war augenscheinlich die über der Gruft der Apostelfürsten im Glanze der Verklärung strahlende Tiara.

Am 29. Juni mit Tagesanbruch ist die Stadt bereits in ungewohnter Bewegung. Menschenmassen, von der ganzen Welt entsandt, fluthen gleich

Meereswogen nach St. Peter hin. Auf der Engelsburg wehen die Banner der h. Kirche, Roth und Gelb, Purpur und Gold. Der Himmel scheint dem Feste gewogen. Ein frischer Windhauch kühlt die Hitze und macht die von allen Balconen hängenden Fahnen leise flattern. Die Procession der Bischöfe setzt sich vom Palast aus in Bewegung und zieht quer über den Platz. Silberwölkchen gleich Engeln spannen gleichsam ein Zeltdach über die ehrwürdigen Häupter aus. — Bald erscheint, auf der Sedia getragen, das hehre Haupt mit der Mitra geschmückt, der höchste Pontifex. Beim Anblick Pius' IX. geräth die Menge in freudige Bewegung, begeisterte Zurufe werden laut, Tausende von Schnupftüchern sieht man schwenken und in der Ferne tönt das Gemurmel der Beifallsrufe wie Meeresbrausen in das entzückte Ohr. Schwer hält's, in die Basilika einzudringen. Tausende von Priestern verlieren sich in der ungeheuren Menge und Personen von Auszeichnung haben in den Tribünen keinen Platz mehr finden können. — Unter Trompetenschall und dem Gesange: Tu es Petrus, vorauf ein unendlich langer, glänzender Zug mit brennenden Wachskerzen, ist der h. Vater eingezogen. Der Totaleindruck dieses Einzuges in das ganz erleuchtete, mit Draperieen und Gemälden ausgeschmückte Hauptschiff, zumal der Kuppel, in der hoch ein goldartiger Dunst von unaussprechlichem Zauber kaum sichtbar wirbelt, ist überwältigend.

In der Basilika angekommen, ließ sich der Papst nebst den 12, aus den verschiedenen Riten ausgewählten bischöflichen Thron-Assistenten auf seinen Thronsitz nieder und nahm in üblicher Weise die Huldigung der Cardinäle entgegen.

Nachdem Alle, brennende Kerzen in der Hand haltend, Platz genommen, begann der Ritus der Kanonisation in der herkömmlichen Weise, wie wir ihn bei der Heiligsprechung der Japanesischen Märtyrer am Pfingstfest des Jahres 1862 haben vor sich gehen sehen. Danach begann mit der nämlichen Feierlichkeit das Pontificalamt, das der h. Vater selber sang und wobei ihm der Erzbischof von Toulouse (Diöcese der h. Germana Cousin), der Erzbischof von Saragossa (Diöcese des h. Petrus von Arbuez), und der aus Tarsus in Cilicien (Diöcese des Völkerapostels Paulus) gebürtige Erzbischof von Tarsus zur Seite standen. Nach Absingung des Evangeliums in lateinischer und griechischer Sprache hielt der h. Vater vom päpstlichen Thron aus eine nach Form und Inhalt den Homilien der größten h. Päpste der Vorzeit, z. B. eines Leo und Gregor des Großen, würdig zur Seite stehende, das Fest in seiner ganzen Bedeutung auf das Herrlichste illustrirende Homilie.

Unmittelbar nach dieser aus dem Munde des Nachfolgers Petri erschollenen wahrhaft apostolischen Rede ertönte aus dem nämlichen Munde das Credo, das Bekenntniß eben jenes Glaubens, für welchen, wie die nahe Confessio bezeugte, die Apostelfürsten, die dort ruhten, den Martertod erlitten und in welches zugleich mit ihm die 100,000 hier Versammelten, als die Repräsentanten von 200 Millionen Gläubigen auf dem ganzen Erdball freudig einstimmten.

Nach dem Credo begann die Opferung. Das war der Moment, wo, wie wir es früher gesehen, fünf Wachskerzen, mit dem Wappen des

Papstes und den betreffenden Ordenszeichen bemalt, zwei vergoldete und versilberte Brode, zwei, das eine mit Wein, das andere mit Wasser gefüllte Fäßchen, drei Käfige, der eine mit zwei Turteltauben, der zweite mit zwei Haustauben, der dritte mit einigen kleinen Vögeln, von den Verwandten oder den Brüdern jener Orden, dem die Heiligen angehörten, geopfert wurden. Da war es nun kindlich rührend, neben goldgestickten französischen und italienischen, mit Orden gezierten Uniformen das braune, demüthige Kleid eines Franziscaners zu sehen. Hohe Militär- und Staatsbeamte, Verwandte der eben Heiliggesprochenen, rechneten es sich zur Ehre an, die oben erwähnten Weihegeschenke zu tragen, dem h. Vater den Fuß zu küssen und diese Gegenstände darzubieten. Drei Cardinäle, ein Diakon, ein Priester und ein Bischof und dann der Cardinal-Procurator der Kanonisation begleiten die Opfernden.

Nachdem die Opferhandlung vorüber, wurde die Feier der Messe fortgesetzt. Es war ein Uhr, als der Gottesdienst endete. Der h. Vater zeigte nach demselben keine Spur von Müdigkeit. Der König von Neapel, sein Bruder, die Königin-Wittwe, die Infantin Maria Isabella von Portugal repräsentirten — sie allein — die gekrönten Häupter, die hier residirenden Minister in großer Gala die fremden katholischen und protestantischen Höfe. Eine großartige Vesper, bei welcher der schöne Hymnus „O felix Roma“ (O glückliches Rom) durch zwei Chöre musterhaft gegeben wurde, dann die girandola am Monte Pincio und eine allgemeine Beleuchtung der Stadt beschloß das hehre, das einzige Fest.

Am folgenden Tage (30. Juni) sollte auch dem Schicksalsgenossen des h. Petrus, dem Völkerapostel Paulus in der ihm geweihten Basilika außerhalb der Stadt die ihm gebührende Huldigung zu Theil werden. Zu dem Ende war der an sich herrliche Tempel, dessen zierlich-schlanke Marmorsäulen, glanzvolle Mosaikbilder und Gemälde man wohlweislich unverhüllt gelassen hatte, mit tausend und aber tausend Kronleuchtern und Lichtern, deren Glanz auf dem glatten Marmor und dem Schmelz der Mosaiken wundersam widerstrahlte, auf das Anmuthigste geschmückt worden, derart, daß die fast eben so zahlreich wie Tags zuvor in St. Peter hier erschienenen fremden Kirchenfürsten sich nicht satt sehen konnten und ein Mal über das andere verwundert ausriefen: È un paradiso, è un vero paradiso!

Nachdem die Bischöfe bereits die für sie bestimmten Sitze eingenommen, erschien gegen halb elf Uhr, von den Benedictinermönchen des Klosters, denen sich mehrere auswärtige Aebte angeschlossen hatten, umgeben, der h. Vater und ließ sich auf den in der Chorrundung für ihn angebrachten Thronsitz nieder. Der neuernannte Patriarch von Alexandrien, Msgr. Ballerini, sang das Hochamt. Nach Beendigung desselben wurde Sr. Heiligkeit und sämmtlichen Anwesenden, darunter die neapolitanische Königsfamilie, in dem geschmackvoll hergerichteten geräumigen Klostergange ein leichtes Frühstück servirt, wovon der h. Vater jedoch nur eine Tasse Chocolade und ein paar Biscuits genoß. Bei seinem Aufbruch drängten sich Alle, namentlich die französischen Bischöfe, zum Hand- oder Fußkuß, und das theils in Omnibuswagen zu Land, theils auf Dampfschiffen auf der Tiber zu Hunderttausenden nach St. Paul

geströmte Volk rief dem Abfahrenden noch lange ein nimmer enden wollendes Evviva nach. — Am nächstfolgenden Tage (1. Juli) war die Festfeier zu St. Peter in Montorio, dem Orte, wo der Ueberlieferung zufolge der h. Petrus den Martertod erlitten und wo Spaniens fromme Könige eben da, wo das Kreuz gestanden, ein wunderniedliches Kirchlein durch Bramante haben aufführen lassen. Hier feierte der h. Vater, umgeben von den Cardinälen und Hunderten von Erzbischöfen und Bischöfen, am genannten Tage ein feierliches Pontificalamt.

An dem gleichen Tage wurde Sr. Heiligkeit eine von 495 Bischöfen unterzeichnete Adresse überreicht, worin dieselben dem Statthalter Jesu Christi eine Ehrfurcht, Unterwürfigkeit, Uebereinstimmung, Anhänglichkeit und Liebe kund gaben, wie die Kirche, so lange sie besteht, Aehnliches nicht aufzuweisen hat.

Den Inhalt derselben betreffend, so erklären darin die hochwürdigsten zu Rom versammelten Prälaten dem h. Vater, mit welch' freudiger Bereitwilligkeit sie, eingedenk der Güte und Freundlichkeit, womit sie vor fünf und mehreren Jahren in der ewigen Stadt von ihm aufgenommen worden, jetzo auf seinen bloßen Wunsch zum dritten Male in so zahlreicher Menge, wie noch nie, die Reise nach Rom angetreten. Was sie vornehmlich dabei leitete, sei einestheils die Absicht gewesen, ihn, ihren heißgeliebten Vater, unter den schweren Kümmernissen, die ihn bedrängen, aber nicht erdrücken, durch das wiederholte Zeugniß ihrer Liebe und ihrer Bewunderung zu trösten, anderntheils die Hoffnung, selber durch den Anblick seines väterlichen Angesichts erquickt zu werden, die brüderliche Eintracht immer mehr zu stärken und gemeinsam Stoff zu Trost und Freude zu suchen. Diesen Anlaß biete der h. Vater dar durch Eintragung so vieler neuen Heiligen-Namen in die Jahrbücher der Kirche; aber auch das heutige Säcularfest an und für sich sei geeignet, ihre Herzen zu entflammen, da sie an selbem die unverrückte Festigkeit jenes Felsen betrachten, auf welchen Jesus Christus den Bau und die beständige Fortdauer seiner Kirche gegründet hat; denn durch göttliche Kraft sehen sie es bewirkt, daß der Stuhl Petri, das Organ der Wahrheit, der Einheit Mittelpunct, das Bollwerk der Freiheit der Kirche, der sichere Leuchtthurm im stürmischen Meere des Lebens fest und unversehrt dasteht, während Staaten und Reiche nacheinander entstehen und zusammenstürzen. Was sie in Bezug hierauf vor fünf Jahren gesprochen, das bestätigen sie vor aller Welt auf's Neue mit ergebenster Gesinnung des Herzens, neues Lob hinzufügend für das, was Se. Heiligkeit noch seit jener Zeit zum Heil der Gläubigen im Morgenlande wie im Abendlande und zum Ruhm der Kirche durch Wort und Werk mit Kraft und Eifer, als wahrhaft guter Hirt gethan. Was Petrus einst gesagt: „Wir können nicht schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben", das habe auch er befolgt. Nie habe sein Mund geschwiegen, wo es galt, die ewigen Wahrheiten zu verkünden und mit dem Schwerte des apostolischen Wortes die Irrthümer der Zeit zu treffen. Dafür wollen sie ihm jetzt und ewig danken; was er in Glaubenssachen gesagt, bestätigt, verkündigt, das sagen, bestätigen, verkünden auch sie, fest glaubend, daß es Petrus sei, der durch des Pius Mund gesprochen. Was einst die Väter von Florenz in dem Unionsdecrete einstimmig erklärt, nämlich, daß „der Römische Papst der Stellvertreter Christi, das Haupt der allgemeinen Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen sei, und daß in der Person des seligen Petrus ihm von unserm Herrn Jesus Christus die Vollgewalt gegeben worden, die allgemeine Kirche zu weiden, zu regieren und zu leiten", das sei fest und tief in Geist und Herz ihnen eingegraben. „Fahre fort", heißt es dann weiter in der Adresse, „fahre fort, Du Hirt der Hirten, in Ausübung Deiner stellvertretenden Gewalt Deines göttlichen Amtes Pflichten im Vertrauen auf Gott zu wahren; fahre fort, mit den Heilsmitteln des ewigen Lebens die Dir anvertrauten Schafe zu weiden, fahre fort, die Wunden Israels zu heilen, und die Lämmer Christi, welche verloren gegangen, zu suchen. Gebe Gott, der Allmächtige, daß Du einst zum Lohne Deiner Hirtensorge mit Christus, Deinem Herrn und Meister sagen mögest: „Alles, was mir der Vater giebt, das wird zu mir kommen." Und wahrlich, diese Anzeichen einer heilsamen und glücklicheren Zeit, fährt die Adresse fort, sie seien zu erschauen. Zeuge dessen sei die kindliche Liebe,

Ehrfurcht und Hingebung der Gläubigen aller Nationen gegen den h. Stuhl, eine Liebe, Ehrfurcht und Hingebung, die sie, die Bischöfe, mit allem Eifer in den Herzen der Gläubigen zu schüren versprechen. Besonders erfreulich und erhebend für sie sei auch die Treue, welche die würdigen Bürger der ewigen Stadt ihm, ihrem gnädigen Fürsten erweisen. Das habe der Glanz seines Pontificats bewirkt, durch welchen nicht bloß seine Stadt, sondern der ganze Erdkreis verherrlicht wird. Was aber mit höchster Freude ihr Herz erfüllt, das sei der aus seinem Munde vernommene Beschluß, das größte Hülfsmittel in den größten Gefahren der christlichen Sache, eine allgemeine ökumenische Synode zu berufen, wo die Irrenden Gelegenheit zur Rückkehr finden werden.

Möge Gott diesen von Ihm eingegebenen Vorsatz fördern; mögen auch die Fürsten zu ihrem eigenen Besten diesen Vorsatz fördern, oder mindestens der Ausführung desselben nicht entgegen wirken. Das sei ihre Hoffnung, das sei und werde sein der beständige Gegenstand ihrer Gebete.

In der Antwort auf diese herrliche Adresse der Bischöfe spricht Pius IX. vor Allem seine Freude darüber aus, daß die Bischöfe mit ihm ein ökumenisches Concil nicht nur für sehr nützlich, sondern auch für nothwendig halten. Dieß begründend, fährt Pius fort: „Der nämliche Hochmuth, welcher ein altes Wagniß erneuern will, strebt schon lange durch einen erlogenen Fortschritt eine Stadt und einen Thurm zu erbauen, dessen Spitze zum Himmel reichen soll, um von da aus Gott selbst herunterziehen zu können. Aber er scheint herabgestiegen zu sein, um das Werk zu beschauen und die Sprache der Bauleute zu verwirren, daß keiner mehr die Stimme seines Nächsten hört. Denn das führen uns die Bedrängnisse der Kirche, die erbarmungswürdige Lage der weltlichen Gesellschaft und die Verwirrung aller Dinge zu Gemüthe, in der wir schweben.“ Dann Bezug darauf nehmend, daß die Bischöfe die Idee des Concils in Verbindung mit dem Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä aufgefaßt, kündigt der h. Vater gewissermaßen zum Dank dafür nun mit Bestimmtheit an, daß das künftige allgemeine Concil unter den Schutz der makellos empfangenen Gottesmutter gestellt und am Gedächtnißtage dieses so ausgezeichneten Privilegiums eröffnet werden solle. — Schließlich wünscht er, für den Fall, daß Viele wegen der Dringlichkeit der Zeit sich nicht selber bei ihm würden beurlauben können, Allen eine glückliche Heimkehr und spendet ihnen den Apostolischen Segen.

Während der Octave von St. Peter und Paul folgten sich, wie auch in früheren Jahren, die kirchlichen Feste in ununterbrochener Reihe an allen durch die Gegenwart, die Leiden und das Martyrium der Apostelfürsten geheiligten Orten; daß aber heuer ein ganz außerordentlicher, alles Frühere überstrahlender Pomp der Ceremonieen entfaltet wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Am letzten Tage der Octave (6. Juli) sang in der lateranensischen Mutterkirche, wo die erhabenen Häupter der Apostelfürsten aufbewahrt werden und nun der Verehrung der Gläubigen ausgestellt waren, Se. Eminenz Cardinal Altieri das feierliche Hochamt, dem der Papst nebst einer großen Anzahl Cardinäle und Bischöfe beiwohnte.

Doch den eigentlichen Abschluß und gewissermaßen die Krönung dieser bewunderungswürdigen, unvergeßlichen Säcularfeier bildete am Sonntage (7. Juli) die Seligsprechung einer neuen Heldenschaar aus Japan, 205 an der Zahl, welche zwischen den Jahren 1617 und 1632, also ungefähr zwei Jahrzehnte später als jene, deren Heiligsprechung die Kirche am Pfingstfeste des Jahres 1862 feierte, unter den verschiedenartigsten und so grausamen Martern, wie nur Höllengeister sie ersinnen können, für den Glauben Christi ihr Leben ließen. Die Namen der meisten dieser großmüthigen Glaubensstreiter hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Sie gehören allen Classen und allen Lebensaltern an. Mehrere Ordensmänner starben an der Spitze der Heerde, der sie vorstanden.

Bloß ihre und noch einiger anderen Martyrer Namen sind auf uns gekommen. Es sind unter andern: der Dominicaner Alphons Navarette, der Franciscaner Peter von Avila, der Augustiner-Eremit Peter von Zuniga, die Jesuiten Leonard Chimura und Carl Spinola. Letzterer, vor Allen ausgezeichnet, bildete gleichsam die Seele der edlen Schaar und trug durch das Feuer seiner Worte nicht weniger, als durch seine unerschütterliche Standhaftigkeit, womit er in den Flammen des Scheiterhaufens siegreich endete, mächtig dazu bei, daß die Martyrer alle wie zum Triumphe in den Tod gingen.

Die Feier der Seligsprechung ging, wie gesagt, am 7. Juli, Morgens gegen 10 Uhr, unter den bereits bekannten Ceremonieen in der Peterskirche vor sich, die ihr Festgewand vom Jubeltage her noch an sich trug, nur mit dem Unterschiede, daß die auf die Kanonisation bezüglichen Gemälde durch andere, auf die zu beatificirenden Martyrer hindeutende, ersetzt wurden. Als unter dem Vorsitze des Präfecten der Congregation der Riten, Sr. Eminenz Cardinal Patrizi und des Erzpriesters der Peterskirche, Cardinal Mattei, nach einer kurzen Lobrede des Postulators auf die zu beatificirenden Martyrer, die feierliche Verlesung des betreffenden Apostolischen Breve's vollzogen war, erdröhnten die Kanonen der Engelsburg, und die Glocken der Basilika, vereint mit denen der meisten Kirchen der Stadt, tönten mit ihren ehernen Stimmen darein. Der Schleier, welcher die Bildnisse der Seligen verhüllte, fiel; die Reliquien derselben wurden auf dem Altare ausgestellt; alle Anwesenden sanken, die neuen Seligen verehrend, in die Kniee; darauf ertönte mit einer Begeisterung und Schönheit, wofür die Sprache keine Worte hat, der Ambrosianische Lobgesang durch die geräumigen Hallen. Unmittelbar danach begann das Hochamt, welches der Erzbischof von Ikonium, Msgr. Puncher-Passavalli inmitten einer zahllosen Menschenmenge feierte. — Abends gegen 6 Uhr kam der Papst mit seinem ganzen Hofstaat zur Verehrung der Seligen in den St. Petersdom hinab. Hier stellten sich die Ordensgenerale und Postulanten Sr. Heiligkeit vor, dankten ihm für das Decret der Seligsprechung, das er zu erlassen geruht und boten ihm, wie das so herkömmlich, ein, mehrere Reliquien der Seligen, ihre Portraits und die Geschichte ihres Lebens und Martyriums enthaltendes Reliquiarium, nebst einem prachtvollen Blumenstrauß aus natürlichen Blumen dar. Ehe er sich zurückzog, knieete Pius IX. eine Weile betend vor dem, 8 Tage hindurch der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt gewesenen Lehrstuhle des h. Petrus. Eine feierliche Vesper beschloß den hochfeierlichen Tag und mit ihm das in den Jahrbüchern der Kirchen- und Weltgeschichte mit goldenen Lettern eingetragene, nicht allein in Rom, sondern durch die ganze katholische Welt mit Glanz gefeierte, echt katholische Centenarium.

Einundzwanzigstes Capitel.

Racheplan der Umsturzpartei. — Abermals die Cholera im Kirchenstaat. — Christlicher Heldenmuth eines Kirchenfürsten und päpstlicher Soldaten. — Allocution vom 20. September. — Mexico und sein unglückliches Kaiserpaar. — Lug- und Trugsystem der Sardinischen Regierung. — Enthüllungen.

Die großartigen Junifeste in der Stadt der Päpste waren zu glanzvoll und fanden allenthalben einen zu lauten Widerhall, als daß sie

nicht just so wie anno 1862 den giftigsten Haß der dadurch so tief sich gedemüthigt fühlenden Aufruhrpartei sollten hervorgerufen haben. War doch seit dem Tage, wo die Kirche ihren segnenden Lauf durch die Jahrhunderte begonnen, ihrer Göttlichkeit und Unvergänglichkeit wohl noch niemals ein so glänzendes und handgreifliches Zeugniß abgelegt worden, wie eben hierdurch. Die Ruchlosigkeit wollte dafür ihre Rache nehmen. Nicht zufrieden, dem Papstkönige vier Fünftel seiner Staaten, seine schönsten Provinzen entrissen, die Welt- und Ordensgeistlichkeit beraubt, die Ordensgeistlichen aus ihren Klöstern verjagt und die gottgeweihten Jungfrauen an den Bettelstab gebracht, Frevel auf Frevel gehäuft und Pius' IX. Herz bis in den Tod betrübt zu haben, ließ nun, wie es bereits jener Warnbrief aus Sicilien andeutete, die in Italien waltende und schaltende Revolution die Garibaldischen Freischaaren gegen die päpstlichen Staaten los. Der Plan war klug überlegt. Die Garibaldianer sollten zuerst, nach ihnen die italienische Armee in den Kirchenstaat einziehen, und der älteste und ehrwürdigste Thron der Welt, er, der allen andern zur Unterlage und Schutzwehr dient, sollte fallen, um nie wieder sich zu erheben. Das war ihre verbrecherische Hoffnung; allein der Herr nahm seine Sache in die Hand und beschämte seine Feinde. Zuvörderst erweckte er für die Vertheidigung seiner Kirche heldenmüthige Krieger. Weit entfernt, vor der Ueberzahl zu erschrecken, fochten diese edlen Söhne Frankreichs und des katholischen Europa's wie Löwen, einer gegen drei, gegen zehn und warfen unter allen Umständen die Angreifer des Eigenthums des h. Petrus zu Boden. Und die einheimischen Bevölkerungen, anstatt, wie man es so oft zu behaupten beliebte, sich der väterlichen Regierung Pius' IX. zu entziehen, jubelten ihren Befreiern Beifall zu und leisteten ihnen nach Kräften Vorschub. Bevor wir jedoch den braven Vertheidigern des Papstthums auf das Schlachtfeld gegen die Garibaldianer folgen, müssen wir den Leser auf ein anderes Schlachtfeld führen, wo ein noch wilderer Feind als Garibaldi eine grausige Niederlage anrichtete und wo die so sehr verunglimpften päpstlichen Zuaven eine Bravour anderer Art an den Tag legten, die nicht minder erhaben und der Bewunderung der Engel und Menschen nicht minder würdig war, als die auf den Schlachtfeldern von Bagnorea, Monte Libretti und Mentana bewiesene. Ein Feind, furchtbarer und verheerender als die stärkste Kriegsmacht, war abermals über Italien hergefallen und hatte sich darin festgesetzt: die asiatische Cholera.

Schon während der Festlichkeiten des Centenariums, welche eine so zahllose Menschenmenge gerade in der heißesten Jahreszeit in der Tiberstadt angehäuft hatten, fürchtete man, die Seuche möchte die hehre Feier stören; allein Gott erlaubte das nicht. Aber noch waren alle Fremden nicht abgereist, als man einige Cholerafälle zu Rom und in der Umgegend zur Anzeige brachte. Niemanden betrübte diese Trauerpost tiefer als den h. Vater. Mehrere Male des Tages mußte die Sanitäts-Commission ihm über den Gesundheitszustand der Stadt Bericht abstatten. Leider fühlten die Aerzte einer, in ihrem Verlaufe so unregelmäßigen, in ihrer Wirkung so blitzschnellen Geißel gegenüber einigermaßen sich ohnmächtig. Vier Lazarethe, 2 für die Männer und 2 für die Frauen wurden in den vornehmsten Spitälern eingerichtet. Die Welt- und Ordensgeistlichen, Mönche und Nonnen, die öffentlichen Behörden, bemittelte Privatleute, Adeliche wie Bürgerliche, wetteiferten in Bethätigung einer wahrhaft staunenswerthen Nächstenliebe. Das erbauendste, rührendste Beispiel gab aber wiederum der edle Landesvater. Wohl hätte der 75jährige Greis

nach den so anstrengenden Festlichkeiten, Audienzen und Ansprachen, zumal bei der so drückenden Hitze der Jahreszeit, der Ruhe und Erholung bedurft; auch lud das schöne, hochgelegene Castell Gandolfo mit den schattenreichen Hainen und Laubgängen seiner Villa mehr denn je zu einem Ausfluge dahin und zum Verweilen daselbst auf etliche Monate ein, und an Wohlmeinenden fehlte es nicht, die den Papst aus allen Kräften dazu zu bewegen suchten. Aber der Hirt verläßt seine Heerde nicht; nur der Miethling eilt, wenn er den Wolf auf sie eindringen sieht, davon. Solch ein Miethling, nachdem er wie ein Wolf über Italien hergefallen und sich desselben bemeistert hatte, war König Victor Emmanuel. Während die Seuche, im Bunde mit der gräßlichsten Hungersnoth, auf Sicilien, im Königreich Neapel, in den nördlichen Provinzen Italiens Tag für Tag ihre Opfer zu Tausenden, ja Hunderttausenden forderte, flüchtete er, „Italiens König", der Re galantuomo, wie Garibaldi ihn betitelte, unbekümmert um den Hülfeschrei, den Hunderttausende rings um ihn her ausstießen, aus Furcht vor Ansteckung auf die Hochgebirge der Alpen, und seine würdigen Söhne, die Prinzen von Genua und Aosta reisten, seinem Beispiel folgend, über das Meer in's ferne Ausland. Nicht so Pius IX. Er bleibt auf seinem Posten, wenn es ihm auch das Leben kosten soll. Furchtlos und anspruchslos, gleich dem pflichtgetreuen Seelsorgsgeistlichen niedrigsten Ranges, mit der Gefaßtheit einer Seele, die jeden Augenblick vor ihren Schöpfer und Richter zu treten bereit ist, begiebt er sich in die von der Cholera heimgesuchtesten Stadtviertel, wandert von Spital zu Spital, steigt auf gebrechlichen Stiegen in die Dachstuben der Armen und spendet ihnen nebst geistlichem Troste alle leibliche Hülfe, deren sie bedürfen und worüber er, selber ein von Almosen lebender Armer, zu verfügen hat. Ja, ein derart leuchtendes Beispiel gab in diesen Tagen der Noth der hochherzige Priestergreis, daß selbst liberale, demokratische Tagblätter, wie beispielsweise die „Opinion nationale", nicht umhin konnten, ihm das höchste Lob zu spenden, „zumal zu einer Zeit" — das sind ihre Worte — „wo man Fürsten ihre decimirten Völker im Stiche lassen und, um der Geißel zu entrinnen, über das weite Meer setzen sieht, das ihnen vor Angst noch nicht weit genug zu sein dünkt."

Aerger noch als in Rom, aber zum Glück nur wenige Tage, wüthete die Cholera in dem nahen, gesund und paradiesisch gelegenen Albano, wohin sich von Rom aus Alles, was fliehen konnte, geflüchtet hatte, weil man hier vor der Seuche sicher zu sein glaubte. Da war es der Bischof der Stadt, Cardinal Fürst Ludwig Altieri, der einen Heroismus der Nächstenliebe entfaltete, wie man ihn nicht schöner in den schönsten Zeiten des Christenthums antrifft und der dem guten Hirten recht eigentlich das Leben kostete, indem er im Dienste der Kranken, denen er geistliche und leibliche Hülfe spendete, von der Seuche ergriffen ward und derselben am 11. August erlag. Ganz Rom staunte über diesen glorreichen Tod und nannte den Verstorbenen, der ein Fürst der Kirche und auch von Geburt ein Fürst war, einen Heiligen, einen Helden, einen Martyrer.

Wer aber neben dem verstorbenen Cardinal die Bewunderung und Verehrung nicht allein der Einwohner Albano's, sondern ganz Europa's auf sich zog, das waren die von den Garibaldianern als Unmenschen, Barbaren und Feiglinge verschrieenen päpstlichen Zuaven.

Die Abtheilung derselben, die zu Albano in Garnison lag, begann, mit Beihülfe der Gendarmen, die gänzlich aufgelöste Ordnung wieder herzustellen. Ihr Officier, Herr von Resimont, theilte die Stadt in drei Sectionen ein, und verordnete für jeden Theil einen Corporal und eine Anzahl Zuaven, um die nöthige Hülfe zu bringen. Er selber war der erste, der die Leiche eines an der Cholera Gestorbenen auf seinen Schultern zum Friedhofe trug. Die braven Zuaven folgten sogleich seinem Beispiele und machten sich zu Krankenwärtern und Todtengräbern, führten die Leichen theils auf Wagen zum Gottesacker, theils trugen sie dieselben auf den Schultern dahin. Zwei Zuaven fielen als Opfer ihrer Nächstenliebe. Wo immer diese heldenmüthigen Jünglinge erschienen, da riefen ihnen die Einwohner Segenswünsche zu. Auch wurde ihnen die volle Anerkennung des h. Vaters zu Theil, der durch einen Tagesbefehl des Generals Kanzler Allen eine Auszeichnung, den Officieren 6 Ritterkreuze, den Gemeinen 64 goldene Verdienstmedaillen zukommen ließ.

Eine noch ausgezeichnetere Anerkennung ward ihnen und den wackeren

Gendarmen durch die Erwähnung ihrer Verdienste in der geheimen Consistorial-Allocution vom 20. September (1867) zugleich mit denen des unsterblichen Cardinalbischofs Altieri, so wie auch des gesammten Welt- und Ordensklerus von Albano, welche sämmtlich der Welt ein so großes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben. In der nämlichen Allocution verurtheilte Pius IX. das Decret der italienischen Regierung bezüglich der Kirchengüter, erklärte das Decret und seine Wirkungen für nichtig und bestätigte die durch die kirchlichen Satzungen hierfür ausgesprochenen Strafen. Darnach kam er auf eine zu Paris veröffentlichte Flugschrift zu sprechen, worin auf eine schnöde und schamlose Weise den Lesern die Vermuthung beigebracht wurde, als ob der h. römische Stuhl an den beklagenswerthen Ereignissen, deren Schauplatz unlängst das Kaiserreich Mexico gewesen, einigermaßen die Schuld trage. Die ganze Welt wisse, sagt der Papst, wie falsch die Beschuldigung sei, überdies gehe das, wie aus andern Urkunden, so ganz vorzugsweise aus dem Briefe hervor, welchen der unglückliche Maximilian am 18. Juni, am Vorabende seines Todes, aus dem Gefängnisse an ihn (den Papst) geschrieben.

Um diese Stelle der päpstlichen Allocution zu verstehen, muß der Leser sich erinnern, daß der hier erwähnte Maximilian, Erzherzog von Oestreich, letzter General-Gouverneur von Lombardo-Venetien, vertrauend auf die ihm zugesicherte Unterstützung Frankreichs und Englands, im April 1864 den verhängnißvollen, von Anfang an nur Unglück verheißenden Kaiserthron der seitherigen Republik Mexico, übernahm. Unmittelbar vor seiner Abreise dahin besuchte der neue Kaiser Rom in der feierlich ausgesprochenen Absicht, dort vom Oberhaupt der Christenheit Belehrung und den ihm für seine dornenvolle Aufgabe so wünschenswerthen Apostolischen Segen zu empfangen. Auch gab der geistreiche, viel erfahrene Fürst in der ewigen Stadt ebenso, wie er es 1851 zu Jerusalem gethan, ein leuchtendes Beispiel gläubiger Andacht und verließ, wie es die von ihm selber veröffentlichten Briefe bezeugen, Rom, im Glauben gekräftigt, mit gehobenem Muthe und voll der Liebe und Ehrfurcht gegen den Priesterkönig, der sich ihm so recht als Vater gezeigt und dem er (der Kaiser) hinwiederum als Sohn zu folgen versprochen hatte. Allein zum Erstaunen Aller ließen gleich die ersten Regierungsthaten des Kaisers das gerade Gegentheil erschauen. Ein schnödes, die Religion und ihre Interessen schädigendes Gesetz folgte auf das andere. So gestattete der Kaiser, um nur Eins zu erwähnen, in dem ausschließlich katholischen Mexico zum Aergerniß der ihrem Glauben treuen Bevölkerung die frechste, herausforderndste protestantische Propaganda und zwar der Art, daß man in der Hauptstraße der Hauptstadt den Verkauf von „protestantischen Bibeln und von Büchern, welche beweisen wollten, daß Alles, was der Katechismus von der christlichen Lehre sagt, Lüge sei", ungestraft ankündigen durfte. Bei jeder Gelegenheit wurde das Ansehen des Erzbischofs von Mexico herabgedrückt und ein grundsätzlicher Haß gegen das katholische, zu Mexico in so alten, innigen Beziehungen stehende Spanien, dagegen eine befremdliche, an Zudringlichkeit grenzende Sympathie für das romfeindliche Savoyen mit sichtbarer Geflissentlichkeit an den Tag gelegt. So kam es endlich, daß der päpstliche Nuntius ein längeres Verbleiben in Mexico mit seiner Würde und amtlichen Stellung nicht mehr vereinbar fand und dem, einem Schisma zusteuernden Kaiserstaat den Rücken kehrte. Allerdings übte, wie das erwähnte Pamphlet: „Die römische Curie und der Kaiser Maximilian" sagt, die Abreise des Nuntius einen unheilvollen Einfluß auf die Ereignisse, die bekanntlich mit der Erschießung des Kaisers auf des Präsidenten Juarez Befehl endigten, allein daran war, wie die treffliche Gegenschrift: „Der Fall des Kaiserreiches Mexico" entgegnet, nicht der Nuntius, sondern Diejenigen Schuld, welche diese Abreise zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit gemacht hatten. Auch, daß die Verzweiflung der thatkräftigen, ehrgeizigen Kaiserin Charlotte und die daraus erfolgte Geisteszerrüttung derselben aus dem Verhalten des h. Vaters, der ihrem Gemahl nur Versprechungen gemacht, aber Nichts gehalten habe, entsprungen und zuerst im Vatican zum Vorschein gekommen sei, war eine niederträchtige Verleumdung. Allerdings bemächtigte sich

Verzweiflung des Gemüthes jener unglücklichen Fürstin und war Geistesstörung die Folge davon; allein das Alles kam in Folge der Unterredung, welche dieselbe mit einer andern hohen Person in einem andern Palast hatte, „eine Unterredung, welche lang und heftig und voll gegenseitiger Vorwürfe war, die schließlich in Persönlichkeiten ausliefen. Von dem Tage an datirt in Wahrheit der Wahnsinn jener interessanten Frau, deren Muth mit ihrem Verstande in gleichem Maße dahinschwand. Kaum behielt sie die Kraft, sich von Paris bis zum Vatican zu schleppen, um hier zu den Füßen des h. Vaters, dessen Hülfe und Trost anzurufen sie gekommen war, als eine Irrerededende niederzusinken."[1] Pius IX. war bereits von dem traurigen Zustande der Kaiserin benachrichtigt. Mit welcher Zartheit er, der bekanntlich Jedermann mit väterlicher Huld empfängt, Ihre kaiserliche Majestät aufnahm, beweist schon die Thatsache, daß die Fürstin mitten in ihrer Geistesnacht einzig zu dem Papst Vertrauen hatte und aus dem Vatican nicht weichen wollte.

Mit vollem Recht also konnte Pius IX. in der gedachten Allocution das erwähnte Machwerk als eine Lügenschrift verurtheilen, ja, dieß zu thun, war er seiner Ehre vor der Mit- und Nachwelt schuldig. Aber auch über Sardinien hörten wir in der Allocution vom 20. September ihn mit gerechtem Unwillen sich aussprechen und auf ein Neues die dort erlassenen kirchenräuberischen Gesetze verurtheilen. Es zeugt von großer Mäßigung und tactvoller Zurückhaltung, wenn Pius IX. es für jetzo bei dem Gesagten bewenden ließ. Denn nicht unbekannt konnte seinem Scharfblick das unaussprechlich niederträchtige Lug- und Trugsystem sein, das im Laufe dieses Jahres die sardinische Regierung im Einverständnisse mit Garibaldi dem Hofe zu Rom und Europa gegenüber beobachtete: ein Lug- und Trugsystem, welches alle Welt ahnte, das aber durch die (90) Documente des französischen Gelbbuches (vom 10. Februar bis 9. November 1867) erst recht sonnenklar an das Licht trat.

Aber auch in öffentlicher Cammer, zu Florenz, in der Parlamentssitzung vom 18. December 1867, wurde die Solidarität der subalpinischen Regierung mit Garibaldi rund heraus eingestanden. Der Abgeordnete Nicotera, einer der Vertrauensmänner Garibaldi's, war es, der da laut erklärte, „der Feldzug gegen Rom sei durch die Regierungspartei vorbereitet; seit 7 Jahren existire ein römisches Comitee, das von der italienischen Regierung monatlich die Summe von 10,000 Franken beziehe, zu dem Zwecke, in Rom die Revolution zu organisiren." Und diese römischen Verschwörer hatten allerdings ihren Plan zum Aufruhr schlau genug angelegt. Garibaldi sollte erst mit seinen 10—12,000 Mann die kleine päpstliche Armee bald hier, bald dort beschäftigen, sollte sie müde hetzen, sie, die Müdegehetzten schlagen, dann durch einen Handstreich Rom nehmen, in der ewigen Stadt plündern und morden, und dann sollten die 30,000 Mann italienischer Truppen, die an der Grenze standen, in 3 Colonnen, von Foligno, von den Maremmen und von Neapel her in Rom einrücken, „die Ordnung herstellen" (gerade so wie es in den Marken und in Umbrien geschehen war), Rom als Italiens Hauptstadt proklamiren und den Papst auf den Vatican, die Peterskirche und die Vaticanischen Gärten beschränken. Dazu — zu diesem Einrücken der Piemontesen in Rom — war Alles parat: die Kriegs-, Lebens- und Transportmittel, bis auf die Proclamation, welche Europa das große Factum verkündigen und die katholische Welt beruhigen sollte. Denn wäre

[1]) Univers.

das geglückt, so hätte man ja wieder, wie so oft, „vollendete Thatsachen" vor sich gehabt, und von keiner Macht der Welt war zu erwarten, daß sie im Namen der ewigen Gerechtigkeit dagegen protestiren würde.[1]) Man hatte in Florenz nicht den geringsten Zweifel, daß das Werk gelingen würde; war ja Garibaldi unterstützt, nicht allein von der italienischen Revolution, sondern von der Weltrevolution! Die erstere nahm des Bandenführers älterer Sohn, Menotti zu Rom, die andere der jüngere, Ricciotti zu London in Dienst, wo er Söldner warb und Gelder aufnahm, für welche er als hypothekarische Sicherheit die bei der Plünderung Roms zu erbeutenden Meisterwerke aus Museen, Palästen, Kirchen und Klöstern der ewigen Stadt darbot. — Und Frankreichs Imperator, was that denn er in dieser kritischen Lage für seinen ehemaligen Lebensretter und den Taufpathen seines Thronfolgers? Er wiederholte die Rolle der Jahre 1859 und 1860: Er secundirte fortwährend zu diesem elenden, nichtswürdigen Gaukelspiel der italienischen Regierung, ließ es immer nur bei matten Depeschen bewenden und entschloß sich erst dann zur Hülfeleistung — nachdem man Rom bis an den Rand des Verderbens hatte kommen lassen, und auch da erst dann, als der Zorn des katholischen Volkes gleich dem Brausen eines empörten Meeres dräuend an sein Ohr schlug.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Abermalige Begeisterung und Siegesmuth des katholischen Volkes. — Ein musternder Blick über das beiderseitige Heerlager. — Einige Züge zur Kennzeichnung der Garibaldianer. — Die päpstliche Armee im Allgemeinen und in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten — Unter allen Ländern zeichnet sich Holland durch seine Begeisterung und Opferwilligkeit für Pius IX. verhältnißmäßig am Meisten aus. — Freudiger Wetteifer im Beisteuern für das päpstliche Heer.

Ja, das Volk, das katholische Volk, im Anschluß an seine Oberhirten und Hirten war es auch dießmal wieder, was die Rolle der Vorsehung behufs Rettung des h. Stuhles in seine Hand nahm: das katholische Volk nicht allein in Frankreich, obwohl vornehmlich dort, sondern das auf dem ganzen katholischen Erdkreis.

Der muthige Vorkämpfer für die weltliche Herrschaft des Papstes, Bischof Dupanloup von Orleans, schilderte das treulose Treiben der italienischen Regierung und der daraus entstandenen Gefahr des apostolischen Stuhles mit so lebendigen Farben, daß seine Schrift wie eine Kriegstrompete die Streiter von Nah und Ferne zum Kampfe rief. Andere Bischöfe mahnten, jeder in seiner Weise, die Gläubigen zu eifrigem Gebete und zu thatkräftiger Unterstützung. Bald geschah dasselbe in Belgien, Holland, der Schweiz, Deutschland und England, und überall entsprachen die Gläubigen in heiligem Wetteifer und in rührender, die kühnsten Erwartungen übersteigender Opferwilligkeit, der Stimme ihrer Bischöfe und Priester. Zunächst galt es, dem Papstkönige Streiter zu verschaffen. Und siehe! kaum ist der Ruf: „der h. Vater schwebt in Gefahr; auf! ihm zu Hülfe!" über Land und Meer erschollen, da eilen sie herbei, die wackern Söhne, Jünglinge, Männer und Greise. Alles zurücklassend, was ihnen theuer, kommen sie von Frankreich, Spanien, Holland, Belgien, Irland, herüber von Nord- und Südamerica, von Canada und Peru, und in den Tagen des Monats October stehen sich die Heerlager Christi und Belials Aug in Aug gegenüber, letzteres mit der bekannten Devise: Rom oder Tod!

Halten wir einen Augenblick Heerschau! Lassen wir sie vorüberziehen, die Kämpfer für eine so ungleiche Sache und gönnen wir anstandshalber dem Feinde den Vortritt. Den Feldhauptmann desselben oder Obergeneral, wie er sich nennen ließ, kennen wir bereits. Seine zwei Söhne Menotti und Ricciotti, dieser ein

---

[1]) Frhr. v. Ketteler. Die gegenwärtige Lage des h. Stuhles. S. 15.

wahrer Grobian, jener ein feingebildeter Stutzer, sind seine Adjutanten. Nicotera ernannte er zu seinem General, Chirelli zum Major. Sie gehörten zu seinem Generalstabe. Und die Geführten oder vielmehr Verführten, wer sind sie? Einen kleinen Bruchtheil abgerechnet, bestanden die Reihen der „giovani nobilissimi e generosissimi: der edelsten und hochherzigsten Jünglinge", wie der Obergeneral sie nannte, aus dem Abschaum aller Länder, welchen die Stürme der Revolution auf die unglückliche Halbinsel geworfen haben. Ein nichts weniger als papstfreundliches Witzblatt, „Der Pariser Figaro", bestätigte, daß „ein Viertel der garibaldischen Armee aus Franzosen, Deutschen und Americanern, ein anderes Viertel aus Soldaten der regulären Armee bestand, die mit richtigen Pässen versehen, folglich mit Gutheißung der italienischen Regierung, ihre Fahnen verlassen hatten. Man brauchte sie nur zu sehen, diese Galgengesichter, diese halb nackten, in Lumpen gehüllten Gestalten, denen selbst das obligate Rothhemd auf dem Leibe, und Schuhe an den Füßen fehlten, man brauchte sie nur zu sehen, um zu erkennen, daß es Menschen waren, die mit Gott und der Welt zerfallen, vor keinem Mittel, ihre ruchlosen Pläne durchzuführen, auch nicht vor Gift und Dolch, Verrath und Brandstiftung zurückschreckten, Menschen, denen man, um sie anzulocken, für den Fall des Gelingens zwei volle Raub- und Plünderungstage versprechen mußte, wie es denn Thatsache ist, daß im übrigen Italien noch zu keiner Zeit so wenig gestohlen wurde, als während dieses Feldzuges gegen Rom, weil alles Raubgesindel sich dort zusammengefunden hatte. Einige Thatsachen, die wir aus den später zu erzählenden Ereignissen hier vorweg herausheben, mögen uns diese für die „heilige Sache der Freiheit" erglühenden Revolutionshelden näher kennen lehren. In Bagnorea zerbrachen und verunreinigten sie in der Domkirche die Kelche, Ciborien und Patenen, zerschlugen den Tabernakel, traten die heiligen Hostien mit Füßen, durchstachen mit Bayonnetten ein Crucifixbild und zerhackten es in tausend Stücke; den Heiligenbildern hieben sie die Köpfe ab, besudelten auf die unflätigste Weise die Altäre und krönten ihre Gottlosigkeit damit, daß sie einen unschuldigen Menschen auf dem Muttergottesaltare erschossen. Ebenso, ja noch ärger machten sie es in Monte Rotondo, wo sie, wie auch anderswo, überdieß Frauen und Jungfrauen, selbst gottgeweihte, auf die abscheulichste Weise mißbrauchten, so daß selbst Garibaldi acht dieser Thiermenschen erschießen ließ, und die Einwohner Recht hatten, wenn sie sagten: das waren keine Christen, nicht einmal Menschen, sondern Teufel." Der unter Garibaldi stehende Freischaaren-General Nicotera, derselbe, der später jenes wichtige Geständniß im Parlament ablegte, löste bei Mentana sein Corps auf und legte sein Commando nieder, weil er, wie er sagte, nicht länger an der Spitze einer Truppe stehen könne, die die empörendsten Ehrlosigkeiten beging, und eher den Namen einer Räuberbande, als jenen einer für die Befreiung ihrer Mitbürger kämpfenden Freischaar verdiente. — Was war von diesen entmenschten Horden zu erwarten, wenn es ihnen gelingen sollte, Rom in ihre Gewalt zu bekommen?

Das sind die „giovani generosi" (die hochherzigen Jünglinge), das die Heldenthaten der Freiheitskämpfer.

Wie ganz anders die „Schlüsselsoldaten", die „verthierten Söldlinge", wie Garibaldi die Krieger für die große, heilige Sache des Papstes und der Kirche nannte! Lassen wir auch sie zu flüchtiger Musterung an uns vorbeidefiliren. Zwar mögen auch unter ihnen etwelche unlautere Elemente sich eingeschlichen haben, aber sie verschwinden unter den wahrhaft edlen und hochherzigen Jünglingen und Männern, die, wenn sie auch nicht Alle Kronen und fürstliche Wappenschilder trugen, doch Alle mit glühender, Alles hinopfernder Begeisterung um die Fahne des Statthalters Christi sich schaarten. Wollten wir sie alle aufzählen, die Ruhmwürdigen, wir müßten, mit dem trefflichen Oberbefehlshaber General Kanzler anfangend, sie fast Mann für Mann namhaft machen und die gesammte päpstliche Armee durchgehen; denn wir finden sie in allen Waffengattungen: im Corps der Zuaven, im Jägerbataillon, in der Artillerie, unter den Gendarmen, in den Dragonerpelotons, in der

Antibes-Legion, in dem aus lauter römischen Fürsten und französischen Edelleuten bestehenden Peloton, dessen Führer der aus der Franche-Comté gebürtige Graf Theodul von Christen, einer der Tapfersten unter den Tapfern war. Nur einiger der hervorragendsten Persönlichkeiten sei hier namentliche Erwähnung gethan.

Schaut jenen jungen Mann da mit der vornehmen Haltung, der als gemeiner Zuave dient, es ist der Herzog von Chevreuse. Eben im Begriffe, seine junge, liebenswürdige Braut an den Altar zu führen, sagte er ihr Lebewohl, und sie antwortete hochherzig: „Seien Sie Ihres Namens würdig!“ An seiner Seite steht sein Onkel, der Herzog von Luynes, mit ehrwürdigem Antlitz. Ihm war es nicht genug, 50,000 Frcs. für die päpstliche Armee zu geben, sondern auch sein graues Haupt wollte er für die heilige Sache einsetzen. Und jene Fünf dort, die sich in ihren Zügen und ihrer noblen Haltung so auffallend gleichen? Es sind die Herren von Charette de la Contrie, die Nachkommen jenes berühmten Generals, der sich in den Vendeer-Kriegen (1793—1796) für Gott und Vaterland durch Kampf und Tod unsterblich gemacht hat. Der dort mit dem Ehrenkreuz auf der Brust ist Heinrich von Salmoniere; er verdiente es sich bei Castelfidardo, wo er verwundet wurde. Einer seiner Kampfgenossen bei Castelfidardo ist Jener dort, der zum Corps der Guiden gehört, Graf Philipp du Tournon. Der Zuaven-Officier dort, Herr de Karuel war eben von Rom gekommen, um sich mit einer jungen Americanerin, die katholisch geworden, zu verloben. Da erschallte der Nothschrei von der Tiber her. „Aus unserer Verlobung kann Nichts werden, meine Theure“, sagt er. „Warum denn?“ fragt sie. Er giebt ihr den Grund an. „Verloben wir uns dennoch“, war die Antwort, „und reisen Sie in Gottes Namen ab.“ Desgleichen kehrte Vicomte de Lambelly, kaum zum Besuche bei den Seinen angekommen, auf die Nachricht von dem Einfall der Garibaldianer in päpstliches Gebiet, ohne Weiteres nach Rom, das er erst vor Kurzem verlassen hatte, zurück. Die heldenmüthigste Hingebung vielleicht legte aber ein Greis von 81 Jahren, Herr de Crozes, an den Tag. Er war lange Zeit päpstlicher Cammerherr gewesen und wünschte auch in so hohem Alter noch Etwas zum Schutze des h. Vaters beizutragen und, wenn es sein müßte, seinen letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen. So reist er denn nach Rom, und bietet Sr. Heiligkeit seine Dienste an. Pius IX. nahm den Greis in seinen Ehrendienst auf.

Sehet, das sind einige von Denen, welche Garibaldi Söldlinge und Thiermenschen nennt, bloß, weil sie zu den Streitern für den Papst und die Kirche gehören.

Aber nicht allein aus Frankreich, auch aus andern Ländern eilten Tausende herbei. Und nicht Katholiken allein. Aus der Schweiz machten sich viele Offiziere auf; aus America kam der Brigade-General Caroll Levis, um als gemeiner Soldat zu dienen.

Unter den verschiedenen Nationen, die zu diesem heiligen Kriege Freiwillige gestellt, verdient in erster Reihe Holland mit Auszeichnnng genannt zu werden.

In diesem vorwiegend protestantischen Lande, wo zu Anfang des Jahrhunderts durch den unglücklichsten aber edelsten aller Bonaparte, den Vater Napoleon's III., die religiöse Freiheit wieder hergestellt worden, schien der Glaube der Märtyrer von Gorcum neu aufzuleben, das Blut derselben wirklich der Samen neuer Märtyrer zu werden. Entsendete doch dieses verhältnißmäßig kleine Land innerhalb 10 Monate nicht weniger als 1224, die Diöcese Haarlem, deren Bischof der Promotor der Heiligsprechung der genannten Martyrer gewesen, allein 639 Freiwillige zu dem Corps der Zuaven nach Rom, wovon ungefähr 100 als Todte oder Verwundete auf dem Felde der Ehre blieben, und brachte doch ein einziges katholisches Tageblatt, „de Tyd“, vom ersten Jahre an jährlich mehr denn 400,000 Franken als Neujahrsgeschenk für den Papst zusammen.[1]) Das kleine, erst jüngst dem Katholicismus

---

[1]) Mfgr. Brouwer aus Arnheim auf der Katholikenversammlung zu Mecheln im Herbst 1867. — Historisch-politische Blätter.

wiedergewonnene Königreich der Niederlande und das nicht minder kleine, trotz dem dort mächtig wuchernden Freimaurerthum, treu katholische Belgien mit seinen 500 Zuaven, sie trugen dießmal über das große, altkatholische Frankreich, das nur 700 — immerhin eine respectable Zahl — Zuaven schickte, die Palme davon.

Die 12,000 Katholiken Norwegens stellten dem h. Vater 149 Soldaten, ausgerüstet und bewaffnet zu. Das katholische Elsaß lieferte seit dem 8. November 239 Krieger, eine entsprechende Anzahl England, Schottland, Irland, Spanien. Hier stand in Folge der zuvorkommenden, eifrigen Mitwirkung der Regierung (weshalb Pius IX. der damals noch regierenden Königin Isabella zu Anfang des Jahres 1868 die goldene Rose zusandte) eine junge Schaar von Freiwilligen vollständig ausgerüstet bereit, bei erster Gefahr in See zu stechen und Gut und Blut für den h. Vater darzubringen. In Deutschland fing man nachgerade auch an, sich zu rühren. Auch das französische Canada (in Nordamerica) blieb nicht zurück. So darf es uns nicht wundern, wenn das Zuavenregiment bald über 3000 Mann zählte und ein neues Bataillon errichtet werden mußte.

Aber diese Krieger (deren Zahl nach einer Zählung vom 15. Nov. 1868 sich damals im Ganzen auf 16,334 Mann belief, nämlich 8240 Italiener, 2930 Franzosen, 678 Belgier, 1713 Holländer, 970 Schweizer, 1154 Deutsche, 88 Oestreicher, 52 Russen — in jenen verhängnißvollen Monaten war Rußland unvertreten — 234 Canadier, 184 Engländer, Iren und Schotten, 2 Schweden, 42 Spanier, 13 Portugiesen, 1 Maroccaner, 1 Mexicaner, 2 Brasilianer, 1 Peruaner, 18 Nordamericaner, 3 Türken, 3 Syrier, 4 Tuneser und 2 aus Australien[1]), — alle diese Krieger, sie wollten ausgerüstet, bewaffnet und unterhalten sein: woher die Mittel dazu? Seit so vielen Jahren schon haben die treuen Kinder den h. Vater durch den Peterspfennig unterstützt; wird diese Quelle nicht endlich versiegen? wird die Freigebigkeit nicht ermüden? O, im Gegentheil: mit des gemeinsamen Vaters Gefahr wuchs auch der Gläubigen Opfermuth. Und da zeigte sich zu ihrer Ehre die katholische Presse einmal recht auf ihrer Höhe.

Vom 14. October bis zum 30. Januar 1868 hatte der „Univers", dieses von dem eifrigen Louis Veuillot redigirte, tonangebende Tagblatt allein schon 851,545 Franken für den h. Vater und seine Armee gesammelt. Die Provinzen Frankreichs wollten nicht zurückbleiben und in jeder Hauptstadt wurden Collecten-Bureaux errichtet, deren Gesammtbetrag sich am Ende des Jahres auf mehr als 3 Millionen bezifferte. Und unter den Gebern waren alle Stände und Gesellschaftsclassen vertreten. Neben reichen Herrschaften, welche 40- bis 50,000 Franken unterzeichneten, glänzten, ja glänzten die Pfennige der Wittwen, die Heller der Armen, die bescheidenen Gaben der Taglöhner und Tagelöhnerinnen, wovon sich bis zu Thränen rührende Dinge erzählen ließen, wofern der Raum es gestattete. — Von Frankreich aus verbreitete sich diese Bewegung in alle katholischen Länder. Großes leistete auch rücksichtlich der Geldbeiträge das bereits gepriesene Belgien, wozu die, Anfangs September eben dieses Jahres zu Mecheln stattgehabte überaus glänzende Katholikenversammlung ihr gut Theil beigetragen hatte. So sandte die eine Stadt Gent mit 100,000 Einwohnern in kurzer Zeit 264,570 Franken, die Diöcese Gent allein in Zeit von 13 Monaten 389,572 Franken. In dem von Garibaldi so vielfältig

---

[1]) Auch Jünglinge protestantischer Confession dienten in der Armee des Papstes; 125 derselben hielten in der preußischen Gesandtschaftskapelle mit Erlaubniß des Generals Kanzler (1869) ihre Ostern — ein Beweis, daß sie Religion hatten und in Ausübung derselben in Rom nicht gehindert wurden.

ausgebeuteten Italien steigerten sich die Beiträge von Jahr zu Jahr; 1860 waren es 253,516 und 1867 558,151 Franken. — Auch in Oestreich hatte das wüste Zelotengeschrei gegen das Concordat den Katholiken den Schlaf aus den Augen gerieben. Auf Veranstaltung des Comitees des Wiener St. Michaelsvereins waren in einer zahlreich besuchten Versammlung (29. December) in wenigen Minuten durch Subscription 12,000 Gulden, zu Anfang des Jahres 1868 die Summe von 120,000 Gulden zusammengebracht. — Das Capitel von Großwardein in Ungarn spendete 1800 Gulden für die verwundeten päpstlichen Krieger. — Auch in Baiern fielen trotz aller polizeilichen Abmahnungen unter dem auch-katholischen Ministerium Hohenlohe die Subscriptionen für den h. Vater sehr großmüthig aus. Der edle Fürst Carl von Löwenstein sandte sein Silberzeug im Werthe von 8000 Gulden dem Grafen Arco-Valley, Präsident des Katholikenvereins in München, mit der Bitte, dasselbe für die päpstliche Armee zu verwenden. — In England und Irland waren es die Meetings zu London und Dublin, die einen Sturm der Begeisterung für die Sache des h. Stuhles mit entsprechenden Erfolgen hervorriefen. Nicht minder groß war die Begeisterung in den katholischen Gebietstheilen des norddeutschen Bundes. Auch hier waren es die, nahezu in allen größeren Städten unter zahlreichster Betheiligung abgehaltenen Katholikenversammlungen, welche, nebst Adressen mit Tausenden von Unterschriften als Proteste gegen die Vergewaltigung des Kirchenoberhauptes, Hunderttausende von Thalern als Subsidien für die päpstliche Armee in kürzester Frist zusammenbrachten. Und was besondere Erwähnung verdient — auch in der, leider fast allenthalben von Staatswegen einer kirchenfeindlichen Strömung in die Arme getriebenen Studentenwelt begann es gar wundersam für den Apostelgreis im Vatican sich zu regen. Das Verdienst dieser Anregung gebührt den Studenten der Akademie zu Münster, und was diese begonnen, fand freudigen Wiederhall und Anschluß bei den Studirenden auf den Hochschulen zu Hildesheim, Breslau, München, Freiburg und Berlin u. s. w. Selbst die Gymnasiasten wollten hier und dort dabei sein....

Doch was ging denn eigentlich vor, daß so viele Tausende von Freiwilligen nach Rom eilten, daß Länder und Völker in Bewegung geriethen, daß der ganze katholische Erdkreis so zu sagen ein Opferaltar wurde und Aller Herzen und Augen mit Angst und Hoffnung sich nach der alten Tiberstadt richteten? Die Antwort hierauf soll uns das folgende Hauptstück geben.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Waffentanz beginnt. — Erster ernstlicher Zusammenstoß bei Bagnorea, das die Garibaldianer räumen mußten, ebenso wie Subjaco. — Blutige Affaire bei Monte Libretti. — Treffen bei Vallecorsa und San Lorenzo. — Erstürmung von Nerola.

Wir haben das feindliche wie das päpstliche Heer, die neuen Seldschukken und die alten Kreuzritter vor unsern Augen Revue passiren lassen und die Theilnahme der besseren Welthälfte für die Letzteren gesehen. Folgen wir ihnen jetzo auf den Kampfplatz und erzählen wir in gedrängter Kürze die Kriegsereignisse in der Zeitfolge, wie sie sich zugetragen haben.

Durch ein Manifest vom 16. September berichtete das sogenannte Römische National-Comitee, es sei Alles in Ordnung; nur sei noch viel Geld erforderlich. Unter'm 22. September forderte daher Garibaldi im Journal de Geneve Italien's Patrioten zu reichlichen Beiträgen auf, die dann auch nicht lange ausblieben. Unter Andern soll ein neapolitanischer Marquis dem „Obergeneral" 300,000 Frcs. zugesandt haben. Jetzt flutheten die Räuberbanden, die nun wieder ihren Sold erhielten, gegen die römischen Grenzen hin und postirten sich in der Nähe von Viterbo in verschiedenen Abtheilungen auf. Am 1. October pflanzten sie die Kriegsfahne auf und drangen in drei Colonnen in die wegen ihres mit

Hügeln und Schluchten bedeckten Bodens ganz für einen Einfall geeignete Provinz Viterbo ein. An der Spitze der dritten Colonne stand Menotti Garibaldi, der von seinem (einstweilen noch zum Schein auf seiner Ziegeninsel zurückgehaltenen) Vater den Titel General-Commandant erhalten hatte und unterm 2. October ein Manifest zum Aufstand an „Italien" erließ, das viele Gemüther erhitzte und die Reihen der Empörer durch neue Zuzüge bedeutend vergrößerte.

Nachdem die Garibaldianer, 250 an der Zahl, das nur von 27 Gendarmen bewachte Städtchen Acquapendente durch einen Handstreich genommen, aber beim Herannahen des Commandanten der Besatzung von Viterbo, Hauptmann Azzanesi, sich eben so schnell daraus zurückgezogen und (am 4. October) bei Ischia und Valentano von einem Häuflein päpstlicher Truppen in die Flucht geschlagen worden, fand am 5. October der erste ernstliche Zusammenstoß bei Bagnorea Statt.

Hier hatten die Garibaldianer, 500 Mann stark, im Kloster San Francesco und auf zwei vor der Stadt gelegenen Anhöhen sich verschanzt. Oberst Azzanesi, der eben mit 4 Compagnieen Linientruppen unter dem Commando des Major Zanetti, und einer Zuavencolonne, die vom Hauptmann Legonidec befehligt wurde, von Montefiascone angekommen war, gab Befehl, unverzüglich auf den Feind einzudringen und den Platz im Sturme zu erobern. Sofort, nachdem sie einige Schüsse gefeuert, stürzten die Päpstlichen mit gefälltem Bayonnette auf den Feind, und die Zuaven erkletterten die Anhöhen, wo sie auf die Garibaldianer losstürmten, die sich zuerst mit Heftigkeit zur Wehr setzten, dann aber den Rückzug antraten. Die Zuaven sind Meister des Platzes. Kaum aber auf der Höhe angelangt, stürmte ein förmlicher Kugelregen auf sie los, der vom Walde aus, wohin sich die Garibaldianer versteckt hatten, auf sie gerichtet wurde. Da stürzten sich die heldenmüthigen Kämpfer unter dem Rufe: „Hoch Pius IX.! Vorwärts Zuaven, zum Bayonnette!" bergab auf ihre Gegner, warfen die Rothhemdler die Höhen hinab und kamen in ungeordnetem Ansturm bis zu den Weingärten vor der Stadtmauer. Da die Garibaldianer nicht länger Stand halten konnten, flüchteten sie in das Kloster San Francesco, wohin sie auch ihre Verwundeten brachten. Von den Fenstern aus und vom Glockenthurme herab schossen sie hier auf die Päpstlichen. Mit den Gewehrkolben sprengten diese die Thüren ein und stürzten mit vorgehaltenem Bayonnett in ein Gemach. Der Feind wirft vor Schrecken die Waffen weg und ruft: „Schenkt uns das Leben! wir ergeben uns." Als sie in der ersten Wuth dennoch auf sie einhauen wollten, rief der Officier, selber am Arm verwundet: „Laßt sie leben, sie sind nun einmal in unserer Gewalt." [1]) Andere wurden von den päpstlichen Grenadieren in die Stadt hineingesprengt. Sie schlossen die Thore, besetzten die ersten Häuser und schossen aus den Fenstern und von den Dächern. Nun ließ Oberst Azzanesi die Zwölfpfünder vorfahren und einige Kugeln in die Stadt werfen. Dies wirkte. Bald zeigte sich eine weiße Fahne, die Thore thaten sich auf, aus dem Munde der treugebliebenen Einwohner erscholl ein jubelndes: Evviva Pio Nono! Das Feuer wurde eingestellt, die Stadt von den Zuaven besetzt, die Garibaldianer aber, die, wie bereits oben bemerkt, in Bagnorea ärger wie die Türken gehaust hatten, suchten, so schnell sie konnten, das Weite. Sie hatten in dem dreistündigen Kampfe von 500 Mann 180 verloren, 70 waren todt oder verwundet, 110 gefangen; unter ihnen befanden sich nur 16 aus dem Kirchenstaate, die aber schon längstens ausgewandert oder wegen Verbrechen verbannt waren. Die Päpstlichen hatten nur drei Verwundete und einen Todten zu betrauern. Es war ein junger Holländer, Nikolaus Heykamp aus Amsterdam. Um seinen hinsinkenden Lieutenant (Baron von Wigier von Mirabel) den Händen der Feinde zu entreißen, stürzte er vorwärts, aber eine Kugel durchbohrte seine Brust. „Es ist aus mit mir, kämpfe tapfer! Vivat Pius IX.!" rief er einem Cameraden zu. Er konnte noch die heiligen Sacramente empfangen und hauchte dann seine Seele aus.

---

[1]) Aus einem Briefe in der „Esperance de Nantes".

Am 12. October überfielen die Garibaldianer, einen kurzen Ausflug der Zuaven nach Cervara benutzend, wo sie das päpstliche Banner wieder aufpflanzten, die kleine, durch den h. Benedict berühmt gewordene Stadt Subjaco, brandschatzten sie, drangen in die bischöfliche Wohnung und machten den Bisthumsverweser in seinem eigenen Hause zum Gefangenen. Fünf Kerle, Gewehr im Arm, bewachen sein Zimmer. Auf einmal erschallt der Freudenruf des Volkes: Es lebe Pius IX.! Dreißig Zuaven, ihrem Oberst von Charette vorausgeeilt, sind da, um Subjaco von den Eingedrungenen zu befreien. Im Kampfe, der sich nun entspinnt, haut Lieutenant Deselée deren Anführer Blenio mit eigener Hand nieder, die übrigen, zum Theil verwundet, ergeben sich oder fliehen davon. Aber die fünf Wächter des Bisthumsverwesers, was geschah mit ihnen? Die armen Tröpfe hatten, so wie sie das Siegesgeschrei der Zuaven hörten, ihren Gefangenen kniefällig um Erbarmen angefleht, und der gute Prälat, wie rächte er sich an seinen Tyrannen? — Durch Erwirkung ihrer vollständigen Freilassung von den zu seiner Beglückwünschung herbeigeeilten Siegern.

Nun täglich neue und immer ernstere und blutigere Gefechte. Ein sehr blutiges hatte gleich am folgenden Tage (13. October) bei Monte Libretti Statt.

Dieses Städtchen liegt an der Eisenbahn nach Spoleto auf steiler Höhe und sieht mit seinen Ringmauern, Brücken und Thoren einem mittelalterlichen Castell nicht unähnlich. Diesen Ort hatten die Garibaldianer besetzt; aber darin bleiben sollten sie nicht, dafür sorgte der tapfere Hauptmann Guillemin mit seinen Zuaven, obschon ihrer nur 90 waren und der Feind über zahlreiche Colonnen zu verfügen hatte. Kaum hatten diese — es war 5½ Uhr Nachmittags — die Zuaven, die bei der Brücke angekommen waren, bemerkt, so stellte sich ihnen schon ein Vorposten der Garibaldianer entgegen. Er kommandirt Feuer, die kleine Heldenschaar antwortet und stürzt dann auf die Rothhemden los. Im Nu sind diese zersprengt und fliehen in größter Eile dem Städtchen zu. Die Zuaven setzen nach; schon erklettern sie die Anhöhe — da blitzt und kracht es ihnen entgegen: 300 Garibaldianer lagen hier in den Weingärten versteckt. Behende wie Gemsen kletterten die Zuaven über Hecken und Mauern und warfen sich mit gefälltem Bayonnette auf die Freischärler, um mit ihnen gleichzeitig in den Straßen des Städtchens anzukommen. Da aber knatterte und krachte es aus allen Fenstern; die wackern Zuaven, deren Zahl zu einer Belagerung der Stadt viel zu gering war, konnten nicht voran, sie mußten zurück. Ein Trupp Garibaldianer unter Anführung des Majors Faseri setzte ihnen nach; letzterer, hoch zu Roß, seinen Degen schwingend, schrie unaufhörlich Avanti! Avanti! da bäumt sich sein Pferd, von einer Kugel getroffen; er stürzt auf den Boden, wo ein Schuß ihm den Tod giebt. Vor dem Thorbogen entstand nun ein wüthendes Handgemenge; 3 bis 4 Stunden in die Nacht hinein dauerte der gräßliche Kampf, wo ein Häuflein christlicher Helden mehr denn 1000 Cannibalen gegenüberstand. Hauptmann Guillemin, der schon vor 7 Jahren bei Castelfidardo gekämpft hatte und schwer verwundet worden war, fiel, einer der Ersten, von einer Kugel in die Brust auf den Tod getroffen, unter dem Ruf: „Es lebe Pius IX.!" Eines gleichen Heldentodes starben Colingridge, ein Engländer aus London und Zuaven-Corporal und der Unter-Lieutenant Graf Urban de Quelen, dessen Großonkel in den dreißiger Jahren Erzbischof von Paris war und dessen Ahnen schon als Kreuzfahrer glänzten. Der Schrecken der Rothhemden aber war an jenem Abende ein junger Bauernbursche aus Holland, Namens Peter de Jonghe. Als dessen Mutter eines Tages die Zeitung, „de Tyd", las, bemerkte sie mit Freuden, daß so viele junge Holländer in päpstliche Dienste traten und sprach: „Da braucht es Muth!" „Mutter", sagte Peter, „wenn's Dir recht ist, thu' ich das Gleiche; für den Glauben sterben wäre mein größtes Glück." „Es sei, mein Sohn, zieh' hin!" und der Sohn zog, nachdem er sich bei dem protestantischen Bürgermeister seines Ortes gemeldet, fort. Er war ein junger Mann von riesiger Größe und Kraft.

Beim Abschiede sagte ihm einer seiner Freunde: „Du wirst ihnen aufmessen, nicht wahr, wenn sie den Papst angreifen?“ — „Ja, das werde ich, Ihr sollt davon hören“. Und de Jonghe hielt Wort. Mit bloßem Kopf und zerfetzter Uniform arbeitete er mit seinem Gewehrkolben wie mit einer Keule. Vierzehn Rothhemden schlug er den Schädel ein, und noch hatte er keine einzige Wunde; aber erschöpft stürzte er in's Knie, als wollte er sagen: „Mein Werk ist vollbracht, jetzt darf ich sterben.“ Dann auf sein Gewehr gestützt, blickt er vertrauensvoll gen Himmel, da die Feinde auf ihn einstürzten und ihn mit ihren Bayonnetten und Dolchen durchbohrten. Einer seiner Cameraden schrieb dem Pfarrer des Ortes: „Betet nicht für unsern Jonghe, er lebte wie ein Heiliger und starb wie ein Held“.

Noch sei einer von den Tapfern genannt, der sich an diesem Tage mit Ruhm bedeckte, und zwar ein Baier, der edle Joseph Bach, der Sohn eines geachteten Steuereinnehmers aus Sulzheim in der Rheinpfalz. Nachdem Hauptmann Guillemin und Lieutenant von Quelen gefallen waren, übernahm Bach als Sergeant-Major das Commando und zeigte sich da über alles Lob erhaben, indem er mit 16 Zuaven den Rückzug seiner Leute mit solcher Bravour deckte, daß es die Feinde nicht wagten, nachzurücken, sondern sich noch in der Nacht über die Grenze zurückzogen, 30 Todte vor dem Hause, worin Bach sich verbarricadirt hatte, zurücklassend. Von den Päpstlichen waren 15 todt oder verwundet, 6 verwundete Zuaven blieben in Monte Libretti zurück.

Während man sich bei Monte Libretti schlug, rückte ein ganzes Corps Freischaaren von Falvaterra aus und zog über Castro und Vallecorsa die Straße von Sosteno entlang. Bei Vallecorsa vom General de Courten (15. October) mit Verlust zurückgeschlagen, suchten sie die Berge zu gewinnen; hier überraschte sie jedoch Oberst d'Argy mit einer Abtheilung der römischen Antibes-Legion und einer Compagnie Jäger, umzingelte sie und machte 47 Gefangene, darunter 5 Officiere. Den Päpstlichen kostete dieser Zusammenstoß 2 Todte und einige Verwundete. In der Nacht vom 15. auf den 16. October kam es bei San Lorenzo zu einem Gefecht zwischen den Rothhemden und einer Abtheilung Gendarmen, worin diese, ohne einen einzigen der Ihrigen zu verlieren, während der Feind mehrere Verwundete und Todte hatte, Sieger blieben. Dafür warf sich der Excommandant der piemontesischen Brigade Ghirelli (17. October) auf das Städtchen Orte, wo er sich sofort der öffentlichen Casse bemächtigte und der Einwohnerschaft eine Brandschatzung von 25,000 Franken auflegte; allein am folgenden Tage schon (18. October) machte Lieutenant Lallemand mit 45 Zuaven und 17 Gendarmen der kurzen Herrschaft Ghirelli's ein Ende. Am selben Tage (18. October) führte Oberst de Charette seine Truppen zur Erstürmung von Nerola, wohin sich die Garibaldianer die Nacht vom 13. auf den 14. October, nachdem sie Monte Libretti und Correse, wo Menotti's Hauptquartier war, geräumt hatten, zurückzogen.

Nerola ruht wie ein Adlerhorst auf einem Felsen; die Erstürmung desselben war mithin keine leichte Aufgabe, zumal die Rothhemden von Oben herab ein lebhaftes Geschützfeuer unterhielten. Gleichwohl war die Stadt mit Hülfe der Antibes-Legion und der Schweizer Scharfschützen unter dem Commando des Major Sirlot in anderthalb Stunden genommen, nach kurzem Kampfe die Citadelle gleichfalls von den Feinden geräumt und eine ganze Legion Garibaldianer, 160 Mann, zu Gefangenen gemacht, darunter der Commandant der Freischaaren, Conte Valentini und 3 Officiere von den „Tausend von Marsala“. Drei Kisten Munition, Pferde und 300 Gewehre waren die Beute. Zwölf Päpstliche waren todt oder verwundet. „General“ Menotti verdankte der Schnelle seines Pferdes, daß er mit heiler Haut davon kam. Ausgezeichnet beim Kampfe hatte sich der uns von Ancona her bekannte Freund Lamoricière's, Graf de Quatrebarbes; er hatte die Feldbatterie geleitet,

durch deren Feuer der südöstliche Thurm des Forts bald über den Garibaldianern zusammenstürzte. Nach einem letzten Zusammenstoß mit den Garibaldianern bei Farnese (am 19. October) wobei der allzukühne Unterlieutenant Dufournel den Bayonnetten der Rothhemden unterlag, und nachdem diese in den verschiedenen Kämpfen mehr denn 600 Mann an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, fanden ihre Führer es für gut, zum Rückzug zu blasen.

Doch verlassen wir auf einen Augenblick den Kriegsschauplatz, um einen Blick auf Denjenigen zu werfen, den die Einen mit aller Macht zu stürzen, die Andern zu retten suchen, und schauen wir dann, wie das unter St. Michaels Banner streitende Heldenheer ihn wirklich mit Glanz und Ruhm den Klauen der Satansmenschen entrissen hat.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Ein Blick vom Kampfplatz weg auf Pius IX. — Rundschreiben vom 17. October, Piemont und Rußland betreffend. — Garibaldi entweicht von Caprera. — Mordbrennerische Attentate in Rom. — Der Handstreich gegen Viterbo zurückgeschlagen. — Heldenmüthiger Kampf der Päpstlichen bei Monte Rotondo. — Späte, aber nicht zu späte Hülfe. — Entscheidungsschlacht bei Mentana. — „Niemals! Niemals!“ — Allocution vom 20. December.

Wie mag — so fragte sich damals Mancher — wie mag in dieser Bedrängniß, bei diesem Kämpfen und Blutvergießen doch wohl dem Papstkönige zu Sinn sein? Wie muth- und hoffnungslos muß er in die Zukunft schauen? Und wirklich ließen ihn wieder, wie so oftmals schon, die „freisinnigen“ Blätter und die Börsenhallen vor lauter Kummer und Verzweiflung auf den Tod krank, ja bereits todt, und mit ihm seine Sache für jetzt und immer verloren sein. Zu ihrem Verdrusse mußten sie erfahren, daß dem nicht so sei, daß Pius IX. gesund und ungebeugt allen seinen gewöhnlichen Arbeiten oblag und denselben noch eine Menge anderer beifügte, zu welchen die außergewöhnliche Lage den Anlaß bot. Alle Geschäfte der Curie hatten ihren geregelten Fortgang, und wie in den letzten Jahren, so bewirthete er auch in diesem October 54 Arme, je einen aus jeder Pfarre Roms, festlich in der Sala Ducale des Vatican, nachdem er in der Sixtinischen Capelle die bravsten Mädchen aus allen römischen Erziehungsanstalten, 21 an der Zahl, beschenkt hatte mit Doten, d. h. Anweisungen zu einer Aussteuer für den Fall der Verehelichung oder des Eintritts in ein Kloster. An dem ausgebrochenen Kampfe betheiligte er sich, wie es dem Priesterkönige ziemte, zunächst durch Gebet. Es war ein ergreifendes Schauspiel, den Papst mit seinem ganzen Gefolge vor dem bekannten Marienbilde in St. Peter auf den Knieen liegen zu sehen, während seine Freiwilligen — sein ganzes Heer zählte bis dahin noch nicht einen einzigen Conscribirten — mit dem Muthe der Martyrer das Erbgut des h. Petrus und der gesammten Christenheit gegen den Auswurf der Hölle vertheidigten. Unwillkürlich mußte man sich dabei an die Worte der h. Schrift erinnern: „wenn Moses die Hände aufhob, siegte Israel.“[1]) Dabei unterließ Pius IX. nicht, seinen Helden jede nur mögliche Unterstützung zuzuwenden; die Verwundeten besuchte er Alle und fand für jeden Einzelnen ein Wort des Trostes. Auch die Gefangenen in der Engelsburg ließ er höchst menschlich behandeln und die Reumüthigen sofort von den Strafen der Excommunication u. s. w. absolviren. Nicht einmal dem Bandenführer Graf Pagliacci

---

[1]) 2. Mos. 17, 11.

ward ein Haar gekrümmt, obgleich selbst ein revolutionäres Journal zugestand, daß er mit Recht hätte erschossen werden können.

Aber auch in die Ferne ließ der Statthalter Jesu Christi seine oberhirtliche Stimme wieder erschallen in dem Rundschreiben an alle Bischöfe der katholischen Welt vom 17. October.

In demselben macht er die Cardinäle auf die gegenwärtigen Bedrängnisse und Gefahren des h. Stuhles, worein „Menschen, von diabolischem Geiste beseelt", denselben versetzten, aufmerksam, mit Nachdruck betonend, daß die Mitglieder der piemontesischen Regierung, sie, deren Pflicht es gewesen wäre, diese Elenden zu unterdrücken, sie im Gegentheile auf jegliche Weise begünstigen, und daß die höchst traurige Lage des h. Stuhles und der Kirche hauptsächlich das Werk der subalpinischen Regierung sei. Sodann bringt der h. Vater wieder auf die Bedrängnisse der katholischen Kirche in Rußland die Rede, zu denen seit seiner Allocution vom 29. Octbr. vorigen Jahres (1866) noch neue, z. B. die Aufhebung der Diöcesen Podlachien und Kameniek in Polen, die eigenmächtige Einsetzung eines sogenannten kirchlichen, römisch-katholischen Collegiums in Petersburg, die Aufhebung der Warschauer Akademie u. s. w., hinzugekommen. Da jedes Mittel, mit den Gläubigen der aufgehobenen Sprengel zu verkehren, ihm abgeschnitten worden, so habe er sich gezwungen gesehen, jenes Actenstück, mit welchem er für die Ausführung der rechtmäßigen Jurisdiction in jenen Diöcesen und für die geistlichen Bedürfnisse der dortigen Gläubigen Fürsorge getroffen, durch die öffentliche Presse bekannt zu geben. Schließlich fordert Se. Heiligkeit zum Gebete für die bedrängte Kirche in Italien und in Polen auf.

Ein paar Tage vor Erlaß obigen Rundschreibens war der Anführer jener „von diabolischem Geiste beseelten Menschen" (in der Nacht vom 15. auf den 16. October) von seiner Ziegeninsel, wo der als Exminister noch immerfort fungirende Ratazzi ihn, um Frankreich zu willfahren, in scheinbarem Gewahrsam gehalten hatte, auf einer Gondel entschlüpft und kam am 21. October in Florenz an. Hier hatte er, wie allgemein verlautete, sofort mit Ratazzi eine Zusammenkunft und erfuhr die in Florenz entworfene Mordbrennerei, welche am folgenden Tage in Rom losgehen sollte. Er erließ eine Proclamation an Italien und sprach öffentlich zum Volke, das ihm: „Viva Garibaldi! Nieder mit dem Papstthum! Nieder mit Frankreich!" entgegenbrüllte. Darauf reiste er mit einem Extrazuge, den ihm die Regierung zur Verfügung stellte, nach Terni an der päpstlichen Grenze und erließ am 23. October von Passo di Correse aus einen Tagesbefehl an die Freiwilligen, worin er den abermaligen Beginn der Action gegen Rom auf den nächsten Morgen (24. October) ankündigte. Mittlerweile war die ewige Stadt der Schauplatz schrecklicher Vorgänge gewesen.

Es hatten sich nämlich eine große Anzahl Garibaldianer, als Mönche und päpstliche Gendarmen u. s. w. verkleidet und von der Finsterniß der Nacht gedeckt, in die Stadt geschlichen und bei Gleichgesinnten Unterschlupf gefunden. Alle Casernen, selbst das Regierungsgebäude, waren unterminirt und Pulverfässer in die Minen gebracht. Am 22. October Abends ½7 Uhr sollte auf ein Zeichen mit der Sturmglocke im Capitol das Pulver angezündet, die Casernen und ein großer Theil Roms in die Luft gesprengt und Tausende unter den Trümmern begraben werden; von Außen sollten dann die lauernden Schaaren eindringen und am Plündern, Rauben und Morden sich sättigen. Um den Papst zu nöthigen, freiwillig seiner Macht zu entsagen, wollte man ihm drohen, seine treuesten Freunde und Rathgeber — 9000 waren bezeichnet — niederzumetzeln. Wollte er auch dann nicht nachgeben, so würde ihm das eigene Haupt abgeschlagen und auf einer Stange durch die ganze Stadt getragen werden. Das war der Plan. Und wirklich: am 22. October — es war gegen 7 Uhr Abends und schon brannten die Gasflammen — vernahm man plötzlich das Krachen einer Bombe, die auf dem Platze Colonna zersprungen war, aber

glücklicher Weise Niemanden traf. Gleich darauf folgt ein noch weit stärkerer Donnerschlag, so daß die ganze Stadt bebte und die Fenster klirrten. Es war eine Mine, die unter der Caserne Serristori in der Nähe des Vatican's gesprungen war, wodurch 16 Gemächer einstürzten und ungefähr 35 Zuaven verunglückten, darunter 21 getödtet und 14 schwer verwundet wurden. Daß das Bubenstück nicht in seinem ganzen beabsichtigten Umfange zur Ausführung gelangte, hatte die Vorsehung durch zwei anscheinend geringfügige Umstände verhütet, nämlich erstens durch eine Verzögerung des Signals, und sehet, wie das kam. Der Senator Rom's war Tags vorher außer der Stadt. Da, ohne zu wissen warum, beunruhigte ihn die ganze Nacht der Gedanke: man mache in Rom Revolution, man könnte da bei seiner Abwesenheit die Schlüssel zum Capitol bekommen. Gleich des folgenden Morgens kehrte er nach Rom zurück, nahm sofort die Schlüssel zu sich, und sieh da! am gleichen Abend geschah der erste Anlauf auf den Pförtner des Capitols, um von ihm die Schlüssel zu bekommen; weil aber dieser selbe nicht mehr hatte, konnte man nicht zur Glocke gelangen; dadurch entstand unter den Aufständischen eine Verwirrung; man schickte hin, anzuzeigen, Einzelne sollten Nichts unternehmen, und so ging bloß die Mine von Serristori los. Der zweite rettende Umstand, worin Gottes Finger nicht zu verkennen, ist der. Unter der Caserne waren nicht minder als 50 Pulverfässer eingelegt worden. Wären diese Fässer entzündet worden, so wäre die ganze Caserne mit ihren 750 Soldaten in die Luft geflogen. Daß aber nur Ein Pulverfaß Feuer fing, war — eine Ratte Schuld, welche die Schwefelschnur durchbiß, wodurch die Leitung unterbrochen wurde. Die von den Garibaldianern zu der erzählten Minensprengung Gedungenen waren zwei Maurergesellen, Namens Monti und Tognetti. (Beide wurden trotz des Zetergeschreies, das Schandblätter darüber erhoben, und trotz der schamlosen Reclamationen selbst Sr. Majestät Victor Emmanuels, am 24 November 1868, nachdem sie reumüthig ihre Schuld bekannt und öffentlich Abbitte gethan, zum abschreckenden Beispiel für Andere mit dem Beil hingerichtet.)

Am nämlichen Abend bemächtigte sich Hauptmann de Veaux mit einer Compagnie Zuaven in einem Versteck bei St. Paul eines ungeheuren Waffendepots und eines zahlreichen Clubs Verschworener. Ein anderer Sammelplatz der Verschwörer und ein Waffendepot für dieselben war das in der Lungaretta belegene Haus eines wohlhabenden Seidenwebers, Namens Ajani. Hier waren am Abende des 24. October 35 Genossen versammelt, als eine Abtheilung Gendarmen erschien und eine Haussuchung vornehmen wollte. Die Versammelten glaubten sich verrathen und zogen es vor, sich zu vertheidigen. In dem Kampfe, der sich entspann, wurden 17 der Ihrigen (darunter eine Frau), mit dem Bayonnet niedergemacht. Einige entkamen, Ajani und 3 Genossen wurden gefangen genommen.

Etwa sechs Monate nach der Verhaftung derselben begann der Proceß, der im November 1868 ebenfalls mit der Verurtheilung zum Tode für alle Vier endete. So berichteten selbst Revolutionsjournale über den Hochverrath Ajani's und seiner Genossen. Wenn man aber die Proceßacten liest, so erfährt man noch als erschwerende Umstände den Mord von drei Zuaven und zwei Polizeisoldaten, der geschah, bevor es der bewaffneten Macht gelang, die Thüre zu öffnen, der übrigen Ermordeten und Verwundeten bei diesem Schießen aus dem Hause nach der Straße gar nicht zu gedenken. Auch ersieht man daraus, daß Ajani schon längst vorher zu wiederholten Malen von der Polizei ermahnt worden, von seinem Vorhaben, einen Aufruhr anzuzetteln, abzustehen, aber vergebens. Daß die schlechte Presse auch über diese Hinrichtungen ein wahres Eulengekrächze erhob, ist selbstverständlich.

Die guten Transteverianer aber, in deren Quartier jenes Haus belegen, fanden kaum Worte genug, das Attentat zu verdammen und alle Mitschuld von sich abzulehnen.

Am gleichen Tage (24. October) wurde von 1400 Freischärlern ein Handstreich gegen Viterbo versucht, derselbe jedoch nach mehrstündigem

Kampfe vom Oberst Azzanesi mit 600 Päpstlichen, unter ihnen 60 Zuaven, tapfer zurückgeschlagen.[1]) Welche Gewaltthätigkeiten die Rothhemden bei diesem Anlasse in der Stadt der h. Rosa sich erlaubten, sahen wir bereits da, wo wir eine Characterzeichnung derselben entwarfen.

Sollte überhaupt Hülfe kommen, so war es jetzo die höchste Zeit. Deßhalb erging, um noch ein Uebriges zu thun, unterm 24. October vom Vatican der Befehl an den päpstlichen Nuntius zu Paris, seine Pässe zu fordern, wenn die lang versprochene und hinausgeschobene Hülfe nicht geleistet werden sollte.

Am folgenden Tage (25. October) rückte Garibaldi mit seinen Schaaren zum entscheidenden Schlage gegen Rom aus. An seinem Wege liegt auf steiler Anhöhe, etwa 5 Stunden von Rom entfernt, das Städtchen Monte Rotondo mit 2500 Einwohnern. Das wird im Vorübergehen und gleichsam aus dem Stegreif angegriffen und dieser scheinbare Zufall war, wie die Folge zeigte, Rom's Rettung.

Das Städtchen war nur von 300 Soldaten der römischen Legion, unter dem wackern Hauptmann du Rostu, denen es selbst an ausreichender Munition fehlte, bewacht. Da glaubte also der Banditenführer leichtes Spiel zu haben. Avanti! Vorwärts! commandirt er; verjagt die feigen Söldlinge! Und die Rothhemden, weit über 5000 Mann stark, stürmen die Höhe hinan, werden aber zurückgeschlagen von den 300 „Söldlingen"; und abermals stürmen sie und abermals weichen sie zurück. Und wiederum vorwärts und wiederum zurück. Ein viermaliger Sturm war vergebens. Garibaldi schäumt vor Wuth. Es muß Verstärkung kommen, und als diese ihm in der Nacht vom 25. auf den 26. October zugeführt worden, begann er schon am Morgen um 2 Uhr den Sturm. Da endlich dringen die Garibaldianer in die Stadt; die 300 Päpstlichen ziehen sich in's Schloß zurück und vertheidigen sich, bis die letzte Kugel verschossen war. Nun vernagelten sie ihre 2 Kanonen, schlachteten ihre Pferde und zogen 10 Uhr Morgens die weiße Fahne auf. Sofort wurden die Helden, deren Tapferkeit selbst Garibaldi anzuerkennen nicht umhin konnte, mit ihren Feldgeistlichen unter den schmählichsten Beschimpfungen gefangen genommen. Sie hatten nur 5 oder 6 Verwundete und 2 Todte; Garibaldi zählte außer den Todten 600 Verwundete, aber er hatte mit Monte Rotondo auch den Schlüssel zu Rom.

Bereits hatte er seine Vorposten bis unmittelbar an die Stadt vorgeschoben, bald werden ihre Thore dem Sieger sich aufthun. Wehe dir, heilige Stadt, wenn nicht bald Hülfe kommt! Wehe deinen Tempeln und Palästen! Wehe deinen Frauen und Jungfrauen! Was dir und ihnen bevorsteht, Bagnorea und Monte Rotondo können davon erzählen, besonders letzteres, wo solche Greuelthaten geschahen, daß sogar Garibaldi 8 der Elendesten mußte erschießen lassen. Wehe besonders Dir, o Vater der Christenheit, gegen den die Wuth der Hölle, wegen der Verherrlichung Derjenigen, die das Haupt der Schlange zertritt, vollends losgelassen ist! „Auxilium meum a Domino — meine Hülfe kommt vom Herrn", spricht Pius IX.; denn von Frankreich erwartete er sie nicht mehr. Dennoch kommt Hülfe. Frankreichs Langmuth war endlich erschöpft; jetzt, da der Geächtete von Caprera an der Spitze einer Armee auf das päpstliche Gebiet übergetreten, können dem Kaiser, wenn er selber auch noch so gerne ein Auge zudrückte, keine Flausen mehr vorgemacht werden; er sieht den Septembervertrag schmählich zerrissen und wenn auch nicht dem Papst zu Liebe, schon Frankreichs Ehre verlangt des Papstes Schutz.

---

[1]) S. L'ordre du jour adressé au régiment des zouaves pontificaux par le colonel Allet.

Sofort wurde die Kriegsflotte, die, auf Alles gefaßt, schon lange in Toulon vor Anker lag, nach Rom beordert; alle Eisenbahnen beförderten Soldaten und Munition nach dem Mittelmeere und bald dampft eine stattliche Flotte mit 2 Divisionen dem römischen Gestade zu, wo sie am 29. October landete. Am 30. October rückten 1800 Franzosen in Rom ein, denen Tags darauf weitere 2500 Mann folgten. Rom war gerettet. Wie aber, wenn Monte Rotondo das Vorrücken Garibaldi's nicht gehemmt hätte? Frankreichs Heer wäre dann zu spät gekommen und Rom möglicherweise eine Beute der Freischaaren geworden. Aber auch nur möglicherweise; denn schon war General Kanzler fest entschlossen und die päpstliche Armee brannte vor Verlangen, den frechen Banditen und Umsturzmännern als Entgelt für Castelfidardo einen recht blutigen Denkzettel zu schreiben, und wohl hätte der Oberbefehlshaber zur Noth mit den päpstlichen Truppen ganz allein den Sieg erkämpfen können; allein weil Frankreichs Hülfe einmal da war und der Commandant der französischen Truppen ein Verlangen bezeigte, mit einer Abtheilung Franzosen die Päpstlichen zu unterstützen und im Rücken zu decken, so ließ General Kanzler, diesem Verlangen nachgebend, einen großen Theil der päpstlichen Truppen in Rom zurück und verstärkte dafür die ausrückenden Colonnen mit 2000 Franzosen. Die ganze päpstliche Armee bestand aus dem ganzen Zuaven-Regiment, das Oberst Allet befehligte, 3 Compagnieen Schweizer Scharfschützen, commandirt vom Oberstlieutenant Jeannerat, einem Bataillon der römischen Legion unter Oberst d'Argy, einer Artillerie-Batterie und 2 Escadronen Dragoner und Gendarmen, im Ganzen 2932 Mann. Diesen folgte noch als Reservecorps die französische Colonne unter dem Befehle des Generals de Polhès, 2000 Mann stark. Viele, wohl die meisten hatten am Allerheiligenfeste und Tages darauf die Sacramente empfangen, die für Viele die letzten sein sollten. Ach! welch' ernste Gedanken mußte vornehmlich dießmal der Allerseelentag in den Herzen Vieler erwecken!

Aber wohin geht denn der Marsch? Nach Mentana; denn hier hatte Garibaldi die Hauptmassen seiner Freischaaren für den 3. November concentrirt, und die Occupation dieses Punktes war nothwendig, um einestheils den Garibaldianern den Rückzug in's Abruzzengebirge und die Vereinigung mit der in Tivoli stehenden Bande Piancini's, so wie mit den weiter südlich bei Velletri und Frosinone vermutheten Schaaren Nicotera's abzuschneiden, und anderentheils, um einem eventuellen Angriff dieser Banden gegen den Rücken der Alliirten vorzubeugen. Bei Mentana also sollen die Würfel fallen, die über Sein oder Nichtsein der weltlichen Herrschaft des Papstes und über das Schicksal der Königin der Städte für jetzt entscheiden.

Am 3. November, Sonntag Morgens zwischen 3 und 4 Uhr zogen die Truppen, trotz herabströmendem Regen und finsterer Nacht singend und schreiend durch die Porta Pia zur Stadt hinaus, auf der alten Straße Nomentana nach Mentana, dem altberühmten Nomentum, unweit Tivoli, hin. Das Corps der Zuaven, das sich die Ehre des Angriffs erbeten, eröffnete den Marsch. Um Mittag machte man bei einer Capelle Rast, wo Pater Ligier die Messe las. Darnach ging's weiter. Gegen 1 Uhr nach Mittag war man vor Mentana angelangt.

Kaum hatten die als Wachen aufgestellten Reiter die päpstliche Avantgarde erblickt, als auf ein von ihnen gegebenes Zeichen sich die Anhöhen mit Schaaren von Rothhemden bedeckten und ein knatterndes Gewehrfeuer die mörderischen Kugeln auf die anrückenden päpstlichen Truppen herabsendete. „Vorwärts!" rief Oberst de Charette seinen Zuaven zu, „mit dem Bayonnette Bahn gemacht! Frankreichs Armee blickt auf Euch, Vorwärts!" Und vorwärts ging's unter dem begeisterten Ruf: Es lebe Pius IX.! Schon waren, ungeachtet der Schwierigkeiten des Terrains und über die Leiche des braven Hauptmanns de Veaux hinweg, die ersten Positionen im Sturm erobert, da sahen sich die Zuaven vor einer schon durch die Natur befestigten, fast uneinnehmbaren Position. Es war der, in ummauerten Terrassen schräg ansteigende Weinberg Santucci, auf dessen Höhe die Villa stand, ein Schloß, mit hohen, dicken, von Thürmen flankirten Mauern umgeben, dessen Gipfel Garibaldi als Warte diente, um von da aus das Commando zu führen. Seine Söhne und Generäle waren bei ihm. Hier angekommen und von einem senkrecht auf sie herabfallenden Kugelregen begrüßt, stutzten die Zuaven einen Augenblick. Da schwingt Held de Charette, ihr Anführer, die rothe Mütze eines Garibaldi-Offiziers, den er erlegt hatte, und eilt voran mit dem Rufe: „Vorwärts, Zuaven, oder ich will allein fallen." De Quatrebarbes, ein junger Zuave, stürzte voran. Eine Kugel streckte ihn zu Boden: „Es lebe Pius IX." ruft er, „es thut Nichts, laßt mich hier liegen! Vorwärts!" Und vorwärts gehts, die Zuaven erklimmen die Mauern, schießen darauf los, machen Bresche auf Bresche und schlagen mit dem Gewehrkolben nach allen Seiten wacker drein, während die Schweizer Scharfschützen und die römische Legion sich rechts und links in das Gehölz und daselbst auf ein großes Detachement Garibaldianer werfen, die auf einer Höhe nahe bei Mentana sich aufgestellt hatten. Aber auch diese, über 7000 Mann stark, fochten hartnäckig und tapfer, und zumal ihre Bersaglieri machten den Zuaven und Schweizern viel zu schaffen. Commandant Castellar verlor sein Pferd, durch drei Schüsse verwundet, und sein Bein ward von einer Kugel durchbohrt. Mehrere seiner Leute wurden niedergestreckt und 46 erhielten schwere Wunden. — Bis dahin hatten die Franzosen von Ferne dem Kampfe mit immer wachsender Bewunderung zugeschaut, des Augenblicks harrend, wo auch sie an die Reihe kommen würden. Nun, nachdem der mörderische Kampf über 3 Stunden gedauert und Oberst d'Argy nur noch ein Häuflein seiner Tapfern zur Verfügung hatte, ließ er den General Polhès um Verstärkung bitten. Mit einem Hurrah werfen sich seine Colonnen in den Kampf und lassen ihre Chassepotgewehre mit einer Schnelligkeit feuern und knattern, daß den Garibaldianern Hören und Sehen vergeht und sie entmuthigt sich auf Monte Rotondo zurückziehen.

In diesem Augenblick rückt auch ein Bataillon Zuaven unter de Troussures' Befehl an, die auf der Salarischen Straße heranmarschirten; auch sie wollten ihren Antheil am Kampfe haben und kamen gerade wie erwünscht, um die aus Monte Rotondo verlangte Verstärkung abzuschneiden. Allein ihre Hülfe war nicht mehr nöthig; denn bereits hatten die Freischaaren sich aufgelöst. Panischer Schrecken hatte sie alle überfallen, die meisten derselben warfen die Waffen weg. Die Nacht machte diesem ruhmvollen Kampfe vollends ein Ende. Den 4. November, Morgens um 4 Uhr, wollten die Generäle Kanzler und Polhès eben zum Kampfe commandiren, als ein Parlamentärfähnchen sich zeigte. Die Belagerten nicht allein in Mentana, sondern auch in Monte Rotondo baten um eine ehrenhafte Capitulation. Sie verstanden nämlich darunter freien Abzug, mit Waffen und allem Kriegsgepäck. „Auf Gnade und Ungnade, und das in einer Stunde", ließ ihnen General Polhès sagen. Und sämmtliche Freischaaren ergaben sich ohne die geringste Gegenwehr. Sie sahen sich überwunden und verrathen, verrathen von ihren Anführern, die ihnen den sichersten Sieg versprochen hatten und sie nun so feig im Stiche ließen. „Der Held seines Jahrhunderts", der so oft Rom oder Tod gerufen, aber da, wo es galt, sich nie in erster Linie zeigte, Garibaldi hatte — ein Spott seiner eigenen Leute — sich zuerst in Monte Rotondo in Sicherheit gebracht und dann, am selben Abend noch, mit seiner Familie in aller Eile über die Grenze davon gemacht. Hier wurde er zum Scheine einige Tage von der italienischen Regierung gefangen gehalten, die Freischaaren, die noch Tags zuvor Rom erobern wollten, wurden entwaffnet, die regulären italienischen Truppen, die einige Puncte der päpstlichen Grenze besetzt hatten, zogen sich zurück und so waren die dem Papste gebliebenen Provinzen vollständig von den Feinden der Kirche geräumt. Von ihnen

waren auf dem Schlachtfelde 600 Todte und verhältnißmäßig viele Verwundete geblieben. Die Anzahl der nach Rom abgelieferten Gefangenen belief sich auf 1600; 700 wurden über die Grenze in ihre Heimath entlassen. Aber auch die päpstliche Armee hatte schwere Verluste erlitten und es gab Arbeit die Fülle für die Feldgeistlichen, die Aerzte (Dr. Ozanam), die edlen Frauen (unter ihnen Frau Stone) und barmherzigen Schwestern, die sich der Pflege der Sterbenden und Verwundeten widmeten. Die Franzosen zählten 2 Todte, 38 Verwundete; die Päpstlichen hatten 30 Todte und 103 Verwundete, darunter besonders viele Belgier, Holländer, Franzosen, auch Deutsche, 1 Canadier, 1 aus Lima, 1 Pole. Von den Zuaven waren 24 todt, 57 verwundet. Die Schweizer Scharfschützen verloren 5 Todte und hatten 37 Verwundete. Besondere Erwähnung unter den Gefallenen oder bald nachher an ihren Wunden Verbluteten verdienen: der edle Graf Raoul von Betz, Johann Möller und Waterand von Erp, beide Studirende der Universität Löwen, der junge Herzog von Alcantara, Roland von Pluermil, Julius Henquenet von St. Omer, Sevilla aus Peru in Südamerica, der einer erlauchten englischen Familie angehörige, erst 17 Jahre alte, engelgleiche Jüngling, Julius Watts Russel, Bernhard von Quatrebarbes, Dufournel u. A. —

Mit Auszeichnung gekämpft hatten in diesem für die Armee Pius' IX. so glorreichen Kampfe, der Graf von Caserta, die Hauptleute Graf de Maistre, Graf Martini, Graf Bourbon Chalus, de Maumigny, General Courten, Escadronschef Ungarelli, Intendant Monari, Oberst Sonnenberg von der Schweizergarde, Artillerie-Oberstlieutenant Caimi und der Oberstlieutenant der Dragoner, Lepri.

Unermeßlich war der Jubel des römischen Volkes, als die Helden von Mentana am 6. November ihren Einzug in der Hauptstadt hielten. Und mit den Römern frohlockten Millionen Katholiken und priesen den Herrn der Heerschaaren, den Gott der Schlachten, daß er mit seinem mächtigen Arm die Feinde der Kirche gedemüthigt hatte.

Aber über dem Lob der heimkehrenden Sieger vergaß man der Gebliebenen nicht. Schon am 5. November wurden in vielen Kirchen Rom's Trauergottesdienste gehalten. Wie in Rom, geschah es alsbald in Paris, London, Dublin, Brüssel, Wien, München, Mainz und in fast allen Bischofsstädten der Welt. Pius IX. ließ zur Erinnerung an den glorreichen Feldzug des Jahres 1867 ein silbernes Denkzeichen in Form eines achteckigen Kreuzes prägen und gestattete allen Soldaten, auch denen des französischen Heeres, die bei Mentana für ihn gefochten, dasselbe an der linken Brust zu tragen.

Außerordentlich war der Eindruck, den der Sieg der päpstlichen Armee über die Revolution zu Gunsten des Papstthums auf die öffentliche Meinung und auf das Verhalten der Regierungen, selbst der ersten Weltmächte hervorbrachte. Das bewies unter Anderem die feierliche Erklärung, welche der Staatsminister Rouher am 5. December im Namen der französischen Regierung vor dem gesetzgebenden Körper abgab und welche von diesem mit einem donnernden Bravo aufgenommen wurde, die Erklärung nämlich, daß Frankreich niemals, niemals gestatten werde, daß Italien sich Rom's und des dermalen dem h. Stuhl unterworfenen Gebietes bemächtigen werde. Das war ein moralischer Sieg über die Revolution, von nicht geringerer Bedeutung als der materielle Sieg bei Mentana. Frankreich zeigte sich wieder einmal seines Titels als älteste Tochter der Kirche würdig und stellte sich an die Spitze des christlichen Europa. Zähnefletschend vernahm das beutegierige Italien dieses von Frankreich ausgesprochene Niemals, Niemals, wie denn auch die zur Capitulation gezwungenen Garibaldianer bei Mentana zähne-

knirschend, Stolz und Verachtung im Blick, an dem siegreichen Feinde vorübergezogen waren, gleich als wollten sie sagen: Nur Geduld, bald beginnen wir den Tanz von Neuem.

Pius IX. aber beschloß das ereignißreiche Jahr 1867 mit einem Act der Dankbarkeit, indem er in der Consistorial-Allocution vom 20. December 1867 mit tief bewegtem Herzen der Theilnahme und Hülfe gedachte, die ihm von Corporationen und Einzelnen, von Geistlichen und Weltlichen, von Hoch und Nieder auf jede erdenkliche Weise zu Theil geworden war, und dafür das heilige Collegium und alle Welt mit ihm zur innigsten Danksagung gegen den Allmächtigen und zugleich zu Gebeten um ferneren Schutz für die Kirche und den sie stützenden h. Stuhl aufforderte.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Das Jahr 1868. — Allocution vom 22. Juni, die kirchenfeindlichen Gesetze der östreichischen Regierung betreffend. — Die Ansagebulle zum allgemeinen Concil — Päpstliche Einladungsschreiben an die schismatischen Griechen, an alle Protestanten und andere Nichtkatholiken. — Was ein allgemeines Concil ist und welchen Eindruck die Kunde davon namentlich auf die dazu Eingeladenen machte.

Das ganze Jahr 1868 kann nach seinem wesentlichen Character als ein Rüstjahr bezeichnet werden; denn es verlief unter Zurüstungen und Anstalten für das allgemeine Concil des nächstfolgenden Jahres, jedoch nicht so, daß Anderes von Wichtigkeit und Bedeutung darüber vergessen worden und unterblieben wäre. So nahm Pius IX. erstens am 24. Februar in der Sacristei der Kirche al Gesù die feierliche Publication eines Decrets in Bezug auf die Selig- und Heiligsprechung des am 7. Februar 1812 zu Neapel in hohem Alter verstorbenen ehrwürdigen Dieners Gottes, Bruders Egidius Maria vom h. Joseph, Laien-Profeß aus dem Orden der unbeschuhten Minoriten von der stricten Observanz des h. Petrus von Alcantara aus der Provinz Lucca, zweitens, am 5. Mai, als am Gedächtnißtage des h. Papstes Pius' V., im vaticanischen Garten die Weihe und Zutheilung zweier kostbarer Banner, Geschenke christlicher Frauen, das eine aus Nordamerica, das andere aus Barcellona stammend, vor und hielt bei dieser Gelegenheit an das versammelte Militär eine Ansprache, worin er seine Lage mit der seines ruhmreichen Vorgängers am Vorabende des Krieges verglich und betonte, man dürfe es für ihn, den Statthalter des Gottes des Friedens, nicht unpassend finden, wenn er sie, die Soldaten, zur Tapferkeit im Kriege aufmuntere: sei er ja im Gewissen verpflichtet, die Rechte und Interessen der Kirche zu vertheidigen, und als König Gebrauch zu machen von den Waffen, um die weltliche Souveränetät der Kirche triumphiren zu lassen. Zum dritten hielt Se. Heiligkeit, durch die gebieterische Nothwendigkeit gedrungen, dem Heidenlärm und sonstigen zeitlichen Nachtheilen, die davon zu erwarten standen und auch nicht ausblieben, zum Trotz, in dem geheimen Consistorium vom 22. Juni jene Allocution, in welcher er die neueste, stets kirchenfeindlicher und concordatsstürmischer sich gestaltende Wendung der Dinge im Kaiserstaate Oestreich zur Sprache brachte.

Vornehmlich waren es die Gesetze vom 25. Mai (1868), in Bezug auf Kinder-Erziehung in Mischehen, auf Friedhöfe, Civilehe, Schule, welche der Papst als abscheuliche (abominabiles), der katholischen Lehre zuwiderlaufende, die Rechte, Autorität und göttliche Constitution der Kirche, das Concordat, ja das Naturrecht auf's Höchste

verletzend bezeichnet, verwirft und nichtig erklärt, die Urheber an die Censuren erinnert, denen sie nach den kirchlichen Bestimmungen verfallen seien. Dagegen spendete Pius IX. den Erzbischöfen und Bischöfen Oestreichs wegen ihrer Unerschrockenheit und Vertheidigung der Gerechtsame der Kirche verdientes Lob, den Wunsch hinzufügend, daß auch die Erzbischöfe und Bischöfe von Ungarn dem Beispiele ihrer Amtsbrüder nachfolgen mögen.

Eine Woche später (unter dem 29. Juni 1868) erging dann das Apostolische Schreiben Pius' IX., mit welchem das zu Rom abzuhaltende und am Tage der unbefleckten Empfängniß der jungfräulichen Gottesmutter im Jahre 1869 zu eröffnende ökumenische Concil angesagt und die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und alle Andern, die nach Recht oder Vorrecht an den allgemeinen Concilien Theil zu nehmen und in denselben ihre Stimmen abzugeben berufen sind, bei ihrem beschworenen Eide und unter Androhung der kanonischen Strafen wider die Säumigen dabei zu erscheinen aufgefordert werden. „Als die dabei der Prüfung zu unterwersenden Gegenstände werden bezeichnet: Die größere Ehre Gottes, die Unversehrtheit des Glaubens, die Zierde des Gottesdienstes, das ewige Heil des Menschen, die Zucht des Welt- und Ordensklerus und seine heilsame und solide Bildung, die Beobachtung der Kirchengesetze, die Besserung der Sitten, die christliche Erziehung der Jugend, der gemeinsame Frieden und die Eintracht Aller; auch sei dafür zu sorgen, daß mit Gottes Hülfe alle Uebel von der Kirche und von der bürgerlichen Gesellschaft entfernt, daß die unglücklichen Irrenden auf den rechten Weg der Wahrheit zurückgeführt werden, daß nach Ausmerzung der Laster und Irrthümer unsere erhabene Religion und ihre heilsame Lehre auf der ganzen Welt wieder auflebe, und täglich mehr sich ausbreite und herrsche, und so Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Gerechtigkeit, Liebe und alle christlichen Tugenden zum höchsten Nutzen der menschlichen Gesellschaft kräftig gedeihen und aufblühen.

Ein paar Monate später (8. September) erging ein „Apostolisches Schreiben Sr. Heiligkeit Papst Pius' IX. an alle Bischöfe der Kirchen orientalischen Ritus, welche nicht in Gemeinschaft mit dem h. Stuhle stehen."

Der Papst, gedrängt von der Liebe Jesu Christi, und auf die Beförderung des Heiles Aller, welche Jesum Christum erkennen und verehren, namentlich jener Kirchen, welche einst durch das Band der Einheit mit dem Apostolischen Stuhle zu Rom verknüpft waren, mit pflichtmäßigem Eifer bedacht, setzt die Bischöfe jener nunmehr unselig von demselben getrennten Kirchen von dem bevorstehenden Concil in Kenntniß und bittet, ermahnt und beschwört dieselben aus ganzem Herzen, auf diese allgemeine Synode zu kommen, wie ja ihre Vorfahren auf das zweite Concil von Lyon und auf das Concil von Florenz gekommen sind, damit nach der schwarzen Nacht langen Zwistes Allen das hellere Licht der erwünschten Einigung leuchte zum Lobe Gottes, der keine Spaltung, sondern Einheit will, dessen Sohn durch sein Blut Alles versöhnt und zum Frieden gebracht und dessen Gebet zum Vater emporstieg: „Ich bitte, daß Alle Eines seien, wie auch Wir Eins sind."

Fünf Tage später (13. September) erließ Pius IX. ein Apostolisches Schreiben an alle Protestanten und anderen Nichtkatholiken.

Auch sie, welche, obwohl sie denselben Christum Jesum als Erlöser anerkennen, doch den wahren Glauben Christi nicht bekennen und der Gemeinschaft der katholischen Kirche nicht folgen, erinnert, ermahnt und beschwört der Hirt der Hirten der gesammten Heerde Jesu Christi, aus Anlaß des künftigen Concils, „daß sie ernstlich erwägen wollen, ob sie den von Christus dem Herrn vorgeschriebenen Weg verfolgen, welcher zum ewigen Heile führt. Christus habe ja nur Eine Kirche gestiftet und diese, wie Niemand leugnen könne, auf Petrus gebaut. Einheit sei das Hauptmerkmal der wahren Kirche. Diese Einheit sei bei ihnen nicht, sie seien in verschiedene Religions-Genossenschaften gespalten, und ein Jeder, der die Lage dieser verschiedenen und unter einander uneinigen, von der katholischen Kirche getrennten Religions-Genossenschaften vorurtheilsfrei betrachtet, werde sich überzeugen müssen, daß weder eine einzelne aus ihnen, noch alle zusammen auf irgend eine Weise jene Eine und katholische Kirche bilden und seien, welche Christus der Herr gegründet hat. Auch hätten diese Gesellschaften in ihrer Lehre unablässig gewechselt, ein Umstand, der allein schon beweise, daß der h. Geist, der Geist der Wahrheit, nicht bei ihnen sei, dessen Beistand doch bei ihnen sein müsse, wenn sie die von Christus eingesetzte

Kirche wären. Aus diesem Zwiespalt der Lehren und Meinungen entstünden aber auch sociale Spaltungen, die zum großen Schaden des christlichen und weltlichen Gemeinwesens von Tag zu Tag mehr um sich greifen. „Darum mögen Alle" — heißt es dann weiter — „welche an der Einheit und Wahrheit der katholischen Kirche nicht festhalten, die Gelegenheit dieses Concils, durch welches die katholische Kirche, der ihre Vorfahren angehörten, einen neuen Beweis ihrer innigsten Einheit und ihrer unüberwindlichen Lebenskraft giebt, ergreifen und dem Bedürfnisse ihres Herzens entsprechend, aus jenem Zustande sich loszureißen trachten, in welchem sie über ihr eigenes Heil nicht sicher sein können. Und sie mögen nicht aufhören, die brünstigsten Gebete dem Gott der Erbarmungen darzubringen, daß er die Wand der Trennungen zertrümmere, die Finsterniß der Irrthümer verscheuchen, und sie in den Schooß der h. Mutter-Kirche zurückführen möge, in welcher ihre Vorfahren die heilsame Weide des Lebens hatten, und in welcher allein die ganze Lehre Jesu Christi bewahrt und überliefert wird, und die Geheimnisse der himmlischen Gnade ausgespendet werden." — Zu diesem Zwecke, schließt der Papst, erlasse er nach Gewissenspflicht, kraft des ihm von Christus übertragenen obersten Hirtenamtes dieses Schreiben an sie, zur baldigen Rückkehr zur Gemeinschaft mit der katholischen Kirche unter Zusicherung der liebevollsten Aufnahme und seines inständigsten Gebetes zu Gott für ihr Heil, sie väterlich einladend. Von dieser Rückkehr hänge nicht allein das Wohl des Einzelnen, sondern das Wohl und der Friede der ganzen Welt ab.

Wie nun wurden diese Ansage- und Einladungsschreiben des römischen Papstes von Denen, an welche sie gerichtet waren, aufgenommen?

Was zuvörderst die katholische Christenheit betrifft, die doch das allgemeine Concilium zu allermeist interessirte, so war die Sensation, welche die Kunde von der bevorstehenden allgemeinen ökumenischen Kirchen-Versammlung in ihr hervorrief, eine ungeheure. Kaum traute man seinen Ohren, als dieses Wort zuerst aus des Papstes Munde erschallte. War doch seit der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient, also seit mehr denn 300 Jahren, keine ökumenische Synode gehalten worden und schien es fast, als sei jene in früheren Zeiten so oft in Anwendung gebrachte kirchliche Heilmaßregel gänzlich in Wegfall gekommen. Es sah daher völlig einer Eingebung von Oben ähnlich, als Pius IX. mit einer Leichtigkeit, als ob es sich von selbst verstände, die Idee eines allgemeinen Concils vor den versammelten Bischöfen auf die Bahn brachte, die dann alsbald von diesen als so natürlich und zeitgemäß anerkannt wurde, daß man sich fast wundern mußte, nicht eher darauf verfallen zu sein, zumal in einer Zeit, wo die Christenheit mehr denn je zerrissen und gespalten, wo die menschliche Gesellschaft in ihren Grundlagen tiefer denn je erschüttert ist und krampfhaft zuckend, nach besserer, festerer Gestaltung ringt, in einer Zeit, wo gleichsam instinctmäßig von den Monarchen herab bis zu den niedrigsten Handwerksleuten alle Stände und Gewerke behufs Besprechung ihrer Angelegenheiten sich versammeln und in dieser Einigung ihrer zersplitterten Kräfte gleichsam das wirksamste Rettungsmittel vor dem Verfalle und der allgemeinen Auflösung und Zersetzung erkennen. Was nun weltliche Corporationen behufs ihrer Erhaltung und zur Förderung ihrer Zwecke, namentlich in kritischen Zeiten thun: warum sollte nicht auch die Kirche, diese zahlreichste, verbreitetste und wichtigste Corporation auf Erden es thun? Warum sollte nicht auch sie zur Rettung des christlichen Gemeinwesens in ihren von Gott bestellten Vertretern sich versammeln, d. h. ein allgemeines Concil halten, zumal einer solchen Versammlung außer den Vortheilen, die sie mit allen andern gemein hat, verheißenermaßen ein besonderer, übernatürlicher Beistand

zur Seite steht? Denn was ist ein allgemeines Concilium? Ein allgemeines Concilium ist eine Versammlung aller Bischöfe der Kirche als Nachfolger der Apostel, unter dem Vorsitze des Papstes als Nachfolger des h. Petrus, um über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche Gottes zu berathen.

Ein solches Concilium ist der feierlichste und entscheidendste Act des unfehlbaren apostolischen Lehramtes, das glorreichste Zeugniß für die wahre Lehre Jesu Christi, die höchste unfehlbare Autorität, durch welche der h. Geist selber, der Geist der Wahrheit zu dem Menschen redet, gemäß den Worten der h. Schrift: „Der Geist der Wahrheit wird bei euch bleiben und in euch wohnen, er wird euch alle Wahrheit lehren und euch alles in die Erinnerung zurückrufen, was ich euch gesagt habe." — „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt." „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."[1]) Schon die Apostel selber traten einmal unter dem Vorsitze des h. Petrus in Jerusalem zu einem solchen Concilium zusammen. Seitdem sind 19 (unbestritten) allgemeine Concilien gehalten worden, nämlich 1) zu Nicäa im Jahre 325; 2) zu Constantinopel (381); 3) zu Ephesus (431); 4) zu Chalcedon (451); 5) zu Constantinopel (553); 6) zu Constantinopel (680); 7) zu Nicäa (787); 8) zu Constantinopel im J. 869 (gerade vor 1000 Jahren); 9) zu Rom im J. 1123 (gewöhnlich das erste lateranensische Concil genannt); 10) zu Rom im J. 1139 (das zweite lateranensische); 11) zu Rom im J. 1179 (das dritte lateranensische); 12) zu Rom im J. 1215 (das vierte lateranensische); 13) zu Lyon in Frankreich (1245); 14) abermals zu Lyon (1274); 15) zu Vienne in Frankreich (1311); 16) zu Constanz (1414—1418); 17) zu Florenz (1439); 18) zu Rom. Dieses Concil wurde von Papst Julius II. begonnen und nach seinem Tode von Leo X. fortgesetzt. Es heißt das fünfte lateranensische Concil, und dauerte von 1512—1517. 19) Das allgemeine Concilium von Trient. Es dauerte von 1545—1563, ward von Papst Paul III. ausdrücklich zu dem doppelten Zwecke: Sicherstellung der geoffenbarten Wahrheit und Wiederherstellung der guten Sitten in der Kirche Jesu Christi berufen und nach mehrfachen Unterbrechungen durch Krieg und Seuche von Papst Pius IV. beschlossen. Die Zahl der Theilnehmer an der 25. und letzten Sitzung war 256. — Am 8. December 1869, als am Feste der unbefleckten Empfängniß sollte nun das 20. allgemeine Concil, und zwar in der Basilika des Vatican, neben der Grabstätte der Apostelfürsten eröffnet werden. Durch die genannten allgemeinen Concilien, welche in langer Reihe zwei Jahrtausende durchziehen, sind zwei große weltgeschichtliche Thatsachen vollständig klar geworden, nämlich erstens, daß das ganze Leben der Kirche ein ununterbrochener Kampf mit den mächtigsten Feinden ist, zumal mit stets neu sich erhebenden Irrlehren, welche nach und nach alle Wahrheiten des Christenthums angegriffen, ja selbst an seinen Fundamenten zu rütteln versuchten; — und zweitens, daß die allgemeinen Concilien zu allen Zeiten die hauptsächlichsten Mittel gewesen sind, wodurch die geoffenbarte Wahrheit in ihrer ganzen Vollständigkeit und Reinheit gegen alle jene Irrthümer erhalten, und die Kirche und Christenheit gegen alle ihre Feinde siegreich vertheidigt wurden. Die erste dieser Thatsachen, nämlich, daß das Leben der Kirche ein Kampf zwischen Christenthum und Antichristenthum, ein Kampf auf Leben und Tod sei, liegt dermalen so sonnenklar zu Tage, daß es auch dem kaltblütigsten Phlegmatiker einleuchten und dabei unheimlich werden muß. Aber — und dafür sind sämmtliche vorhergegangene allgemeine Concilien uns Bürge — auch die zweite Thatsache, nämlich die, daß die allgemeinen Synoden allemal dem guten Princip zum Siege über das böse verhalfen und die rettende Arche in der allgemeinen Sündfluth ihrer Zeit waren, wird mit Gottes Hülfe auch an dem Vaticanischen Concil sich bewähren.

Nicht zwar, als ob dasselbe in zauberischer Weise die Welt umwandeln würde, sondern in jener Weise, wie überhaupt die natürlichen und übernatürlichen Kräfte unter Leitung der Vorsehung und durch freie menschliche Mitwirkung thätig sind. Ja, wie nach dem Concilium von Nicäa und fast nach allen Concilien die auf denselben verurtheilten Irrlehren nicht allsogleich aufhörten, sondern erst recht übermächtig wurden und erst die größten Kämpfe heraufbeschwuren, so wird es zweifelsohne auch nach der Vaticanischen Kirchenversammlung gehen. Die dem Pantheismus,

[1]) Joh. 14, 17; 16, 13; Math. 18, 20.

Naturalismus und Indifferentismus huldigenden Urheber oder Anhänger jener im Syllabus gebrandmarkten Grundsätze, deren viele das Anathema der im h. Geiste versammelten Väter bereits traf und wohl noch treffen wird, so wie die sich selber für unfehlbar haltenden und für sich Unfehlbarkeit von Andern beanspruchenden Gegner der päpstlichen Infallibilität, der bedauernswerthe Altmeister an der Isar und seine Sippe an der Spitze, werden, nachdem der Wahrspruch der Unfehlbarkeit auf das Zeugniß der h. Schrift und beständigen Ueberlieferung hin nunmehr erfolgt ist, möglicher Weise der Christenheit ein noch ärgernißvolleres Schauspiel darbieten, als sie es bereits gethan haben. Allein nichtsdestoweniger wird, wie durch die allgemeinen Concilien überhaupt, so auch durch dieses der Wendepunct eintreten und der Grund zum sicheren Siege gelegt werden, und zwar hauptsächlich durch Dreierlei: 1) durch die klare und vollberechtigte (auctoritative) Aussprache der Wahrheit und Verwerfung des Irrthums, wodurch die Geister in der Kirche geklärt, befestigt und gereinigt werden; 2) durch die (im Falle der Wiederaufnahme des Concils) zu erwartenden Reformationsdecrete, welche eine Erneuerung und einen wesentlichen Fortschritt in der kirchlichen Zucht und dem kirchlichen Leben bewirken werden; 3) durch die zu verhoffende unberechenbare Steigerung des Gnaden- und Tugendlebens in der Kirche und durch die Erweckung einer Reihe großer und heiliger Männer, wie die großen allgemeinen Concilien aus natürlichen und übernatürlichen Ursachen sie allezeit zur Folge hatten.

Das ist die Anschauung, welche der Katholik von dem Vaticanischen Concil haben, das die Erwartung, die er von selbem hegen soll, wie denn auch die Mehrzahl der wohlunterrichteten und vorurtheilsfreien Katholiken diese Anschauung hat, diese Erwartung hegt.

Was die Fürsten, zunächst die katholischen, betrifft, so erhob — mochte ihnen dasselbe auch noch so unwillkommen sein — doch kein Kaiser und Fürst entschiedenen und förmlichen Protest gegen das ausgeschriebene Concil. Nur ein Minister in Italien — und von wem wäre solches eher zu erwarten gewesen? — Menabrea erhob in einer Flugschrift seine Stimme und protestirte gegen das Concil und gegen die Art der Berufung. Ihm secundirte ein gleichgesinnter Staatsmann in Baiern, Fürst Hohenlohe, der dadurch, so wie durch seine übrige unpatriotische und kirchenfeindliche Amtsführung in einem so alt- und treukatholischen Lande wie Baiern, seinen Namen mit unvertilgbarer Schmach beladen hat. Die Anfeindungen beider Diplomaten gleichen einer Heldenthat des bekannten spanischen Ritters, welcher gegen Windmühlenflügel zu Felde zog. Die fünf, einigen theologischen Facultäten vorgelegten Fragen des Fürsten Hohenlohe fanden eine schlagende Antwort in der Antwortschrift, welche Msgr. Nardi, Auditor der Rota, der kirchenfeindlichen Schrift des Ministers Menabrea: „Das ökumenische Concil und die Rechte des Staates" gegenüberstellte. Und mit seinem Antrage an die deutschen Höfe zu einem gemeinschaftlichen Einschreiten gegen das vorhabende Concil machte der eitle Mann so kläglich Fiasco, daß er wegen dieses und des Mißlingens so vieler anderer Pläne mit Recht den Namen principe Fiascone verdiente, der ihm in den politischen Cirkeln Rom's beigelegt ward. Und wie die Versuche des baierischen Exministers, gegen das Zustandekommen des Concils, so werden auch die feindseligen Maßregeln freimaurerischer Staatslenker, eines Bismarck, Mühler und Lutz, gegen die Ausführung der Vaticanischen Decrete an der Felsennatur der Kirche ohnmächtig abprallen und nur dazu dienen, den Glanz der Wahrheit zu erhöhen.

Doch wir sind noch die Antwort auf die Frage schuldig, wie die Griechen und die Protestanten die päpstliche Einladung zur Beschickung des Conciles aufgenommen haben.

Was erstlich die Bischöfe der seit dem Jahre 869 — mithin gerade seit 1000 Jahren — getrennten griechischen Kirche betrifft, so war, so weit die Nachrichten reichen, die Aufnahme, die das päpstliche Rundschreiben bei ihnen fand, nicht besonders erfreulich. Der griechische Patriarch von Constantinopel, der Metropolit von Chalcedon, die Bischöfe von Varna, Salonik und Adrianopel antworteten mehr oder minder entschieden und unhöflich zurückweisend. Nur der greise Bischof von Trebisonde nahm die Encyclika voll Verehrung entgegen, drückte sie an die Brust, küßte sie, legte sie auf die Stirne und rief, während er die ihm unverständlichen lateinischen Schriftzüge betrachtete, wiederholt aus: „O Rom, o heiliger Petrus!" ohne jedoch mit einem Wort das Erscheinen auf dem Concil zuzusagen oder abzulehnen. Eine freundliche Aufnahme fand das Schreiben Pius' IX. bei dem in Constantinopel residirenden schismatischen Patriarchen der Armenier, ohne jedoch eine bestimmte Antwort zu erhalten, da der Patriarch, wie er bemerkte, erst mit seinen bischöflichen Amtsbrüdern in Berathung treten wollte. —

Was sodann die Protestanten und anderen Nichtkatholiken anbelangt, so erregte das apostolische Rundschreiben vom 13. Septbr. unter ihnen, je nach der Richtung, der sie huldigten, einen Sturm entgegengesetzter Gefühle, die dann wieder in den verschiedenartigsten Beurtheilungen sich Luft machten.

In Deutschland gab der characterfeste protestantische Kreisgerichtsrath Baumstark zu Constanz den Gefühlen der besseren Hälfte des Protestantismus in einer Flugschrift, betitelt: „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, Regensburg", beredten Ausdruck, den beredtesten aber durch seinen bald darnach erfolgten Rücktritt in den Schooß der alten, von seinen Vätern mit Unrecht verlassenen Mutterkirche. — Die entgegengesetzte, dem Concil feindliche Gesinnung des Protestantismus repräsentirte der evangelische Oberkirchenrath zu Berlin. Derselbe richtete auf das offene Sendschreiben des Papstes eine Circularverfügung an die Consistorien in Preußen, worin diese aufgefordert wurden, die Geistlichen ihrer Verwaltungskreise anzuweisen, am nächsten oder an einem der folgenden Sonntage den Inhalt der Verfügung wörtlich oder in entsprechendem Sinne ihren Gemeinden von der Canzel zur Mittheilung zu bringen. Das Schriftstück drückt Freude darüber aus, „daß das päpstliche Schreiben neben ungerechten Beschuldigungen in manchen seiner Worte Achtung und Wohlwollen gegen die Protestanten in beweglicher Sprache kund gebe. Aber da das Haupt der katholischen Kirche zugleich die Aufforderung an die Protestanten richtet, von ihrem kirchlichen Bekenntnisse abzufallen, so wird darin ein unberechtigter Eingriff in die evangelische Kirche erblickt, der mit Entschiedenheit zurückgewiesen wird und zu doppelter Fürsorge für die vielen Evangelischen aufgefordert, die inmitten römisch-katholischer Umgebungen so manchen Versuchungen zur Untreue gegen ihr Bekenntniß preisgegeben seien. Insgleichen warnte eine Encyclica der Pastoren an der Kirche von Genf vor der Folgeleistung auf die päpstliche Einladung.

So stieß das Concil von vielen Seiten auf Widerspruch und schiefe Beurtheilung. Im Heerlager der Radicalen und Freimaurer erweckte es ein wahres Wuthgeheul, gleich dem Brüllen jenes Unheimlichen, der herumgeht, wie ein Löwe, suchend, wen er verschlingen möge. Und dieß ist dermaßen selbstverständlich, daß das Gegentheil Wunder nehmen müßte: war ja das ökumenische Concil der Hauptschlag, der seit 300 Jahren gegen den Erbfeind geführt ward, ein Schlag, der ihm mitten in's Herz fuhr und ihn zum Kampf auf Leben und Tod herausforderte. Wessen der endliche Sieg sein wird, kann trotz allem, allem dem nicht zweifelhaft sein.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Anstalten zur Feier des 50jährigen Priesterjubiläums Pius' IX. — Das Jahr 1869. — Breve des Papstes vom 16. März. — Einlaufende Geschenke für den Jubelgreis. — Die Festfeier in Sanct Peter und in der deutschen Animakirche. — Generalaudienz. — Wie die Stadt Rom und die ganze Welt das Jubiläum des Papstes feierten. — Geistige Bedeutsamkeit dieser Feier. — Audienzen.

Während Rom für die bevorstehende große Kirchen-Versammlung alles Erforderliche in's Werk setzte, während aus allen Sprengeln Vertrauensmänner der Bischöfe zur Berathung und Vorbereitung der dem Concilium zu unterbreitenden Verhandlungsgegenstände nach der Stadt der Päpste sich auf den Weg machten, während dort die für das Concil bestimmte Aula in dem (den Eintretenden) zur Rechten gelegenen Kreuzesarme der Riesenbasilika des h. Petrus in großartiger Weise hergerichtet wurde und aus allen Theilen der Welt Gaben und Geschenke — oft die sinnreichsten — zur Bestreitung der Concilskosten an den Vater der Gläubigen einliefen, bereitete sich ein anderes Fest vor, das noch vor Eröffnung jener Versammlung statthaben und, obwohl seiner Wesenheit nach nur ein persönliches Fest, doch zu einem Weltfeste sich gestalten sollte, wie die Erde, seit sie ihre Bahn um die Sonne rollt, kein ähnliches gesehen hat und wohl kein ähnliches wieder sehen wird: wir meinen die Secundiz oder das 50jährige Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit des Papstkönigs Pius' IX.

Der Gedanke, diesen Ehrentag des Vaters der Christenheit als ein gemeinsames Fest der großen Völkerfamilie, die sich katholische Kirche nennt, ja, als ein Weltfest feierlich zu begehen, dieser Gedanke — mit Hochgefühl sei es gesagt — ist hauptsächlich von Deutschland ausgegangen, und zwar von einer Katholikenversammlung, die im September 1868 in einer echt deutschen Stadt eines urdeutschen Landes, zu Bamberg im Baierland, tagte. Hier war es, wo ein braver Priester, der hochwürdige Herr Pancraz Martin, Stadtpfarrprediger in Friedberg bei Augsburg, den Antrag einbrachte, es möchten die katholischen Vereine Deutschlands zum Tage der Secundiz des h. Vaters eine Glückwunschadresse an Ihn nach Rom entsenden. Dieser Antrag wurde auf des edlen Freiherrn von Andlaw Vorschlag ohne alle weitere Erörterung mit allgemeinem Beifall von der Generalversammlung angenommen. Die Kunde von dem zu Bamberg gefaßten Beschlusse flog bald durch alle deutschen Gaue, durch die Schweiz, Oestreich, Ungarn, Belgien, Frankreich, nach America hinüber. Nur in Italien war die Idee, des Papstes Secundiz zum Gegenstand einer Festfeier zu machen, selbstständig, ohne Anregung von Außen, in den Herzen Einiger erwacht und zwar zunächst in den Jünglingsvereinen von Venedig und Bologna, wo bekanntlich nicht der Papstkönig herrscht, sondern wo seine Feinde die Zügel der Herrschaft in Händen haben, so daß keinesfalls gesagt werden kann, es sei eine befohlene Kundgebung gewesen. Turin, die ehemalige Hauptstadt des Sardenkönigs, der sich nunmehr König von Italien nennt, schloß sich diesen Anregungen an, breitete sich weiter aus und gab ihnen eine bestimmte Form. Und die papstfreundlichen Zeitungen: die „Gazetta uffiziale", der „Osservatore Romano", die „Correspondance de Rome", selbst die „Civilta Cattolica" — was thaten sie? Sie schwiegen und machten absichtlich und mit wahrer Klugheit nicht die

geringste Erwähnung von dieser Anregung. Dessen ungeachtet triumphirte sie, verbreitete sie sich über ganz Italien, und auch jenseits der Alpen über Deutschland, Frankreich, England und in allen übrigen Welttheilen, und bald gab es auch kein Winkelchen der Erde mehr, wo man nicht daran dachte, den h. Vater zu unterstützen, zu bewundern und für ihn und mit ihm an jenem Tage zu beten. Wie gesagt, junge Leute Italiens waren es, die zuerst diesen Gedanken faßten. Liegt nicht ein tiefer Sinn darin, daß der Gedanke, das Priesterjubiläum Desjenigen, der als Jugenderzieher, von armen Jünglingen umgeben, seine erste Messe feierte, und der auch im Schmucke des Purpurs und der Tiara stets eine besonders zärtliche Liebe für die Jugend bewahrte und an den Tag legte, als ein National- ja als ein Weltfest zu bezeichnen: liegt nicht ein tiefer Sinn darin, daß dieser Gedanke gerade von Jünglingsvereinen im Gegensatze zu dem so verrufenen und so heillos wirkenden Jugendbunde, der sich Jung-Italien nennt, seinen Ausgang nahm? Und einmal hiervon ausgegangen, übte derselbe weithin eine derart zündende Wirkung, daß bald auch in Rom selbst einige Jünglinge den Römern erklärten, für den Papst an diesem seinem Ehrentage beten und ihn unterstützen zu wollen, und ihre Stimme fand solchen Anklang, daß Rom sofort Tausende von Franken opferte, daß in wenigen Augenblicken sich in Rom mehr als 30,000 Personen unterschrieben, die am 11. April für den h. Vater die Communion empfangen und eine h. Messe anhören wollten, und daß die Jugend von ganz Italien am 11. April ein Ehrengeschenk von 250,000 Franken dem h. Vater überreichen konnte.[1])

Unter solchen, dem Oberhaupte der Kirche und dieser selbst in ihrer Vertretung durch das Concil geltenden Vorkehrungen, brach das Jahr 1869 an, das wegen der zwei großartigen Ereignisse, die am Ein- und Ausgange desselben gleich zwei riesigen Marksteinen ragen, in der Geschichte des Pontificats Pius' IX. wohl mit Recht den Namen des goldenen Jahres verdienen dürfte. Mit seinem Beginne wuchs die Thätigkeit der Einen für die Secundiz, der Andern für das Concil mit jedem Tage an Kraft und Umfang. Inzwischen machte die in Bamberg beantragte und entworfene Glückwunschadresse der Katholiken Deutschlands bald die Runde durch alle deutschen Gaue und zählte mindestens 1 Mill. und 260,000 Unterschriften deutscher Männer und Jünglinge. Unter ihnen glänzten die erlauchtesten Namen, die Namen von Fürsten und Edlen des besten Klanges, vor allen andern die Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen, Albert's, Kronprinz zu Sachsen und Georg's, Prinz zu Sachsen.

Unmöglich konnten die allgemeinen und großartigen Vorbereitungen für seine Secundiz dem Edlen, welchem sie galten, verborgen bleiben. Seine Empfindungen darüber, seine Freude und seinen Dank gegen den Allmächtigen, der ihm wider Verhoffen ein so großes Glück beschieden, wie nicht minder gegen die Gläubigen, die anläßlich dieses Ereignisses ihm abermals ihre so treue Ergebenheit und unbegrenzte Verehrung bezeigen wollten, gab Se. Heiligkeit in einem Breve vom 16. März (1869) zu erkennen, womit er zugleich, den ihm von vielen Seiten vor-

[1]) Salzb. Kirchenbl. 1869. Nr. 15.

getragenen Wünschen entsprechend, Allen, welche am 11. April dem h. Meßopfer beiwohnen, unter den sonst üblichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß gewährte, welcher auch den Seelen im Reinigungsorte im Wege der Fürbitte zugewendet werden könne.

Je näher der ersehnte Tag rückte, desto massenhafter liefen die Gaben und Geschenke ein, die von allen Seiten dem hohenpriesterlichen Jubilar dargebracht wurden. Es waren, zumal aus dem Kirchenstaate, größtentheils Boden- oder Kunst-Erzeugnisse aller Art, gewonnen in den Ortschaften selbst, die sie darbrachten und die nebst den Geschenken ähnlicher Art aus andern Ländern auf dem Hofe des Vaticans aufgestellt wurden, wo sie am Jubeltage zu sehen waren. Da sah man Fässer des köstlichsten Weines, Säcke Weizen und Mais, Körbe mit Käsen, Feigen, gebackenen Birnen, Citronen und Limonen, Päcke mit Spargeln, Tonnen Oel, Kisten mit Hüten und Seide, ganzen Haufen Eisenstangen, Ballen Leinwand und Baumwollentuch, 2000 Meter feine Leinewand für die Armen, ein Geschenk der römischen Juden, eine etrurische Vase mit köstlichem Schnupftabak und eine Säule corallenrothen Marmors aus Cori. Da sah man neben 36 Pferden aus Mecklenburg und Holstein, welche Frankreich geschenkt, bescheiden 1 junge Kuhe und 4 Ziegen, welche Terracina und Serofano dargebracht; da sah man neben den 12 Kanonen, die vom Adel verehrt wurden, gediegenes Gold aus America, Waffen aus Belgien u. s. w.

Daß die Königin der Städte, stolz auf ihren von der ganzen Welt so maßlos gefeierten Herrscher, diesen Stolz auch öffentlich darthun würde, ließ sich erwarten. In der That bot Rom schon bei'm Eintritt und weiterhin im Innern durch geschmackvoll und sinnreich angebrachte Laubgewinde, Standbilder und Gemälde den festlichsten und imposantesten Anblick dar.

Am Vorabende des hohen Tages, Samstag den 10. April, gegen 5 Uhr fuhr Se. Heiligkeit in den Lateran, um mit dem ganzen Cardinal-Collegium dem Schlusse der dort gehaltenen dreitägigen Andacht beizuwohnen, die nach Absingung der Lauretanischen Litanei und des Ambrosianischen Lobgesanges mit dem sacramentalischen Segen beschlossen ward. Der Jubel, der den h. Vater bei der Rückfahrt in den Vatican umschallte, war der Art, daß die vielen Tausende fremder Zuschauer, die so Etwas nie gesehen noch geahnt hatten, davon wirklich wie verblüfft standen. Um 8 Uhr Abends war sodann Beleuchtung der Peterskirche und ihrer weithin ragenden Kuppel.

Am Jubeltage selber, Sonntag den 11. früh 5 Uhr, verkündeten Kanonensalven die hohe Feier des Tages. Von San Calisto an bis St. Peter waren zwei fortlaufende Reihen von Wagen, von denen die einen das andächtige Volk zum Tempel führten, die andern zurückkehrten, um wieder neue Andächtige weiter zu befördern. Um $1/2$8 Uhr war die Kirche schon in allen ihren Theil voll, und man konnte nur langsam, langsam vordringen, höchstens bis zur Statue des h. Petrus, und hier war das Gedränge und die Hitze so groß, daß Viele es nicht aushalten konnten und so weit zurückwichen, bis sie wieder frei athmen konnten. Der Einzug des h. Vaters (vor 8 Uhr) war so einfach, daß nur die Nächststehenden sein Vorbeigehen bemerkten. Er las, dem vorher veröffentlichten Programm zufolge, die h. Messe über der Confessio S. Petri in Gegenwart des ganzen Cardinalcollegiums, aller Prälaten, des Hofes, der Diplomatie, des römischen Senats, des Generalstabs und des ganzen übrigen unzähligen Volkes aus allen Ländern und Zungen. O, welch' ein Unterschied, diese Secundiz Pius' IX. gegen die Primiz des Abbate Don Giovanni Maria Mastai vor 50 Jahren! damals war es die kleine,

ärmliche St. Annenkirche, jetzt ist es der größte, prachtvollste Tempel der Welt. Damals waren es 50 und einige arme Waisenknaben, die nebst ein paar Verwandten und Freunden seinem Erstlingsopfer beiwohnten. Und jetzt sind es Könige und Fürsten, jetzt ist es der höchste Adel der ganzen christlichen Welt, die sich glücklich schätzen, Zeugen dieser Feierlichkeit sein zu dürfen. Ob Pius IX. in seiner Glorie wohl noch der armen Waisenknaben von Tata Giovanni gedachte, die einst der Abbate Mastai so zärtlich liebte? O, frage nicht, schau' hinauf auf jene Sitzreihe dort: die hundert und etliche Knaben, die du da erblickest, es sind die Zöglinge von Tata Giovanni, die Nachfolger und Stellvertreter Derer, die so untröstlich waren, als ihr geliebter Director sich von ihnen losriß, um jene gefahrvolle Reise über das große Weltmeer anzutreten. So wenig hat Pius IX. ihrer vergessen, daß er selbst ihnen diesen Platz angewiesen, und so wenig schämt er sich ihrer, daß sie nach seiner Secundizmesse eben so gut wie die anwesenden Fürsten mit ihm das Frühstück theilen werden. Im Uebrigen war die Ceremonie höchst einfach und bot durch ihr Aeußeres gar nichts Besonderes dar. Und das war sehr weise bedacht; denn der erhabene Jubelgreis war durch die fast unglaublichen Beweise der Liebe, die ihm der ganze Erdkreis in der verschiedensten Weise darbrachte, die ganze Zeit hindurch so bewegt, daß es wirklich gerathen war, das allzugroße Ceremoniell zu unterlassen. Nach der Messe wurde, wiederum abwechselnd mit dem Volke, das Te Deum gesungen. Von den Gefühlen, die den Statthalter Christi während der ganzen heiligen Handlung bewegten, und von den Gebetsseufzern, die mehr aus seiner Brust als von seinen Lippen zum Throne des Erbarmers aufstiegen, schweigen wir; von ihnen reden, hieße sie entweihen. Die Thränen, die unablässig in seinen Augen perlten, der Glanz, der von seinem Antlitz strahlte, waren die beredtesten Dolmetscher seiner Empfindungen. Nach der Messe hatte das Capitel von St. Peter Sr. Heiligkeit, der neapolitanischen Königsfamilie, den Cardinälen, dem diplomatischen Körper und zahlreichen vornehmen Fremden — aber auch den Zöglingen von Tata Giovanni, ein Frühstück bereitet. Nachdem der h. Vater beiseits eine kleine Erquickung genommen und ein wenig geruht hatte, erschien er unter den Gästen mit herzgewinnender Freundlichkeit, rief Einen um den Andern zu sich heran, gab ihm die Hand zu küssen und seinen Segen. Um 10 Uhr ward, dem Programm zufolge, auf dem Vaticansplatze vom General Kanzler Revue über sämmtliche Truppen abgehalten. — Um 11 Uhr feierten die Deutschen einen eigenen Gottesdienst in der Animakirche mit Predigt, Hochamt und Te Deum, welchem Cardinal Reisach assistirte. Die Predigt hielt der Seminarregens Moufang aus Mainz über die „Eigenschaften, die Leiden und die Siege" Pius' IX. Nach 2 Uhr wogten ganze Ströme von Menschen zu Wagen und zu Fuß der Engelsbrücke zu, um an der Audienz beim h. Vater Theil zu nehmen oder um, wenn er von der Loggia der Peterskirche aus sich zeigen würde, ihm ein Evviva zuzurufen. Auf $^1/_2$5 Uhr hatte nämlich Se. Heiligkeit eine Generalaudienz für die Vertreter aller Nationen des ganzen katholischen Erdkreises zugesagt. Eine Generalaudienz für die Vertreter aller Nationen! Welch' ein großartiger Gedanke! Welch' ein

großartiges, nie gesehenes Schauspiel das! die Völker des Erdkreises in ihren Vertretern zu Füßen des gemeinsamen Hirten der Christenheit, um ihm Glück zu wünschen zu dem 50. Jahrestage eines rein persönlichen Erlebnisses, einer Religionshandlung nämlich, von der damals, als sie sich zutrug, außer einigen Nächstbetheiligten Niemand in der Welt Notiz nahm. Wo ist seit Anbeginn der Welt der Fürst, dem jemals solche Ehre widerfuhr? Wo ist, seitdem die Kirche ihren Gang von Golgatha aus begonnen, der Papst, dem eine derartige Huldigung von Völkern und Fürsten, katholischen und nichtkatholischen, ja ungläubigen, zu Theil ward? Nicht, als ob Pius IX. unter allen Päpsten der einzige wäre, der das Glück und die Gnade hatte, den 50. Jahrestag seiner Priesterweihe zu begehen; 15 Päpste (Johann XXII., Gregor XII., Calix III., Paul III., Paul IV., Innocenz X., Clemens X., Innocenz XII., Benedict XIII., Clemens XII., Benedict XIV., Pius VI., Pius VII., Gregor XVI.) theilten mit ihm dieses Glück und diese Gnade. Aber Pius IX. ist der erste mit der Tiara geschmückte Jubelgreis, dessen Secundiz die ganze katholische Welt vom Aufgang bis zum Niedergang mit herzlichem Jubel, mit inniger kindlicher Freude, mit den glänzendsten Beweisen von Liebe und Verehrung, aus eigenem Antriebe, mit freier Bewegung der Herzen und Geister mitgefeiert hat. Da zeigte es sich handgreiflich, wie unendlich lieb und werth Pius IX. allen, allen Herzen ist, da zeigte es sich recht greifbar, daß er in Wirklichkeit der verehrteste, gefeiertste Mann seines Jahrhunderts und das darum ist, weil er unter den ausgezeichnetsten Kirchenhäuptern im Verlaufe von nahezu zwei Jahrtausenden einer der ausgezeichnetsten ist. Schau' nur die Menge, die in den Vorsälen des Vaticans des Augenblickes harrt, ihm ihre Huldigung zu Füßen zu legen, zähle, wenn Du kannst, die Köpfe, betrachte die Gesichtsbildungen, in denen Du die verschiedensten Nationen Europa's herauserkennst. Aber in den meisten wirst Du Deine Landsleute, die Deutschen, erkennen; denn sie sind heute, noch einmal sei es gesagt, am zahlreichsten um den Statthalter des Gottmenschen vertreten. Das hat Pius IX. selber und mit ihm ganz Rom freudig anerkannt. Darum haben sie auch den Vortritt. Kaum hatte man dem 77jährigen Jubelgreis und seinem glänzenden Gefolge durch die dichtgedrängte, ziemlich ordnungslos durcheinander gewürfelte Menge, Spalier bildend, Bahn gemacht, kaum war das tausendstimmige, donnernde, nicht enden wollende Jubeln und Zurufen von den Anwesenden jeder Nation in ihrer Sprache und in ihrer Weise verhallt, kaum hatte unter tiefbewegtem Lächeln Se. Heiligkeit, geschmückt mit dem in Diamanten strahlenden goldenen Brustkreuz, welches Ungarn gespendet, auf seinem Throne Platz genommen, so trat sogleich Fürst Carl von Löwenstein, als Vertreter der deutschen Katholiken vor, warf sich auf die Kniee, küßte Fuß und Ring des h. Vaters und übergab die (vom Maler Steinle kunstreich und genial ausgestattete) Riesenadresse der Deutschen sammt den Liebesgaben (im Gesammtbetrage von $1\frac{1}{2}$ Mill. Franken). Ihm folgten die andern Mitglieder der Deputation.

In gleicher Weise wurde vom Generalpräses Schäffer aus Cöln und den Centralpräsides Gruscha aus Wien und Mayr aus München eine eigene, äußerst sinnig und schön ausgearbeitete Adresse des katholischen Gesellenvereins mit 60,000 Unterschriften und 8000 Franken, ebenso eine besondere Adresse von Vertretern der deutschen Studentenschaft (4000 an der Zahl), durch Studiosus Baron von Grem-

mingen übergeben. Hernach brachten die Vertreter der übrigen Nationen ihre Adressen und Gaben im Gesammtbetrage von 6 Millionen Franken dar. Unter den mancherlei Adressen, welche Sr. Heiligkeit noch nachträglich überreicht wurden, befand sich auch eine aus Kairo in Aegypten. Sie war in 5 Sprachen abgefaßt, und nicht bloß von ägyptischen Katholiken, sondern auch von Türken, Juden und Arabern unterschrieben. Eine andere Adresse stammte vom andern Ende des Continents und kam aus Lappland von den dortigen Katholiken. (Nur die Katholiken Rußlands waren auch hier wieder ohne Vertretung, nicht als ob es dort an Sympathieen für Pius IX. fehlte, sondern wegen des strenge, unter Androhung grausamer Strafen verbotenen Verkehrs mit dem Apostolischen Stuhl.) Nach beendigter Huldigung erhob sich der h. Vater und richtete eine, wohl 20 Minuten dauernde, Ansprache an die Versammelten. Wem es vorhin scheinen mochte, daß das Alter die Kraft des edlen Dulders ziemlich angegriffen habe, der mußte sich überzeugen, daß dies nicht der Fall war: so kräftig, so laut, so begeistert waren seine Worte! Am Ende der Ansprache gab er allen Anwesenden und ihren Angehörigen den Apostolischen Segen, was von Seiten der Ersteren mit einem rauschenden Jubelrufe erwidert wurde; und als sich der h. Vater von der Gallerie der Loggia aus noch dem auf dem Petersplatze versammelten Volke zeigte, flossen die beiden Ströme der Begeisterung von Unten und Oben in einander und rauschten so lange fort, bis er hinter den Gardinen des Thrones verschwand. Abends 8 Uhr war auf dem Janiculus brillantes Feuerwerk, die bekannte Girandola, und schon theilweise Beleuchtung der Stadt, bis sie nach und nach in ihrem ganzen Umfange lichthell strahlte.

Und wie das Festgeläute, das von St. Peters hohem Dom über die ewige Stadt erschallte, in den 400 Gotteshäusern derselben sein Echo fand, so drang es hinaus über Land und Meer. Und wo in den Urwäldern America's fromme Missionäre Christi Namen verkünden und wo an der heißen Küste Afrika's der Sitz des h. Augustinus von Neuem sich erhebt, und wo in dem fernen China und Japan das Blut der Martyrer die göttliche Wahrheit des Evangeliums bezeugt, da wurde der Festgruß vernommen und hat 100 Millionen Herzen mit heiliger Freude erfüllt und zu frommer Andacht vereinigt. Ja, zu Freude und Andacht. War der Ort auch noch so klein, am 11. April — diesem ewig denkwürdigen Tage, der, als hätte Gott es so gefügt, auf einen vom wonnigsten Frühlingswetter begünstigten Sonntag, den zweiten Sonntag nach Ostern, den Festtag des großen und heiligen Papstes Leo I. fiel, wo die Kirche in der Messe vom Sonntage das so einzig passende Evangelium vom guten Hirten verlesen läßt — am 11. April, da krachten die Böller, da flatterten die Fahnen, es flammten Freudenfeuer auf, Jubelgesänge und fröhliche Weisen ertönten. Und welche Feder beschriebe die großartigen Kundgebungen, Festzüge und Festreden in großen und größeren Städten? Schien es doch an selbigem Tage, als wäre der ganze Erdkreis mit einem Zauberschlage katholisch geworden und jene glückliche Zeit eingetreten, wo Eine Heerde und Ein Hirt sein wird. Das war in Wahrheit ein Triumph der so lange gedrückten und verfolgten Braut Christi, ein Triumph, zu welchem selbst die Gewalthaber des Erdkreises bewußt oder unbewußt durch ihre Glückwünsche und Angebinden ihren Tribut darbrachten: der Kaiser von Oestreich, indem er dem Jubilar eine Prachtmonstranz, der Kaiser von Frankreich, indem er ihm ein kostbares Meßgewand von Lyoner Stoffen, die Kaiserin Eugenie, indem sie selbem eine Summe von 25,000 Napoleons, der König von Preußen, indem er Sr. Heiligkeit eine kostbare, für das Jubiläum eigens gefertigte Vase verehrte, die Könige von Würtemberg und Hannover, die

Königin von England, der Kaiser von Brasilien, ja selbst der Sultan und der Czar, indem sie theils schriftlich, theils durch ihre Botschafter dem Papst ihre Glückwünsche vermeldeten; — ein Triumph, den selbst die ergrimmtesten Feinde der Kirche anerkennen und vor dem sie beschämt ihre stolzen Häupter beugen mußten. Und daß er, wenn auch unter schweren Krisen, nachhaltig sein werde, dieser Triumph, dafür sind die zahllosen h. Meßopfer, die Hunderttausende von Communionen und frommen Werken, die von heiliggesinnten Ordenspersonen und Laien für den Vater der Christen aufgeopfert wurden, die Millionen Gebete, die aus frommen Herzen und von frommen Lippen für ihn und für den Triumph der Kirche gen Himmel stiegen, die Gelöbnisse gewisser Andachtsübungen und guter Werke auf Lebenszeit — z. B. die Gelöbnisse, jeden Tag den Rosenkranz zu beten, kein schlechtes Blatt mehr zu lesen und dafür gute Zeitungsblätter zu halten, — dafür sind endlich die unzähligen, aus Anlaß dieses Tages gemachten Stiftungen, wovon ein unendlich reicher Segen für alle Zukunft ausgeht, ein sicheres Unterpfand.[1]) Gegen diese geistige, unsichtbare Seite der Secundiz vom 11. April 1869 tritt die materielle, sichtbare, so glanzvoll und erhebend sie auch war, tief in den Schatten.

Unter den zahllosen Deputationen, die der hohe Jubelgreis in jenen Tagen von Personen aller Stände, (unter andern von 300 Damen aus allen Nationen der Welt, deren Sprecherin die Herzogin von Laval-Montmorency, Tochter des berühmten Grafen de Maistre war), in Audienz empfing, sei nur die der Gioventù italiana erwähnt, jener Verein von jungen Italienern, der seinen Centralsitz in Bologna hat und im Gegensatz zu der Giovine Italia sich fest um den Stuhl Petri schaart. Diese Deputation bildete sowohl durch die große Zahl ihrer Mitglieder, als durch die reichen Geschenke, die sie mitbrachte, einen glänzenden Beweis für die wachsende Bedeutung und den wachsenden Einfluß dieses Vereines. Der h. Vater empfing die Deputation mit besonderem Wohlwollen und ergoß in rührend ermahnenden Worten die Fülle seines väterlichen Herzens, sie und die ganze Halbinsel segnend, gegen sie aus, wie denn alle Worte, welche der hohepriesterliche Jubilar bei diesen Anlässen sprach, alle Anreden, die er hielt, bei aller Kunst- und Schmucklosigkeit einen so richtigen Tact, ein so tiefes Gefühl und einen so überirdischen Schwung kund gaben, daß selbst nichtkatholische, ja katholikenfeindliche Blätter ihre Verwunderung darüber nicht verhehlen konnten. Auf schöne Redewendungen kommt es dem heiligen Greis nicht an. Noch warm von seiner Morgenbetrachtung, wozu das Evangelium des Tages ihm den Stoff geboten, flicht er, mit Anwendung auf Die, zu Denen er redet, so zu sagen einen Blumenstrauß daraus, und giebt ihn den zum Nimmerwiedersehen hienieden von ihm Scheidenden als heilsames Andenken auf die Reise mit. Einige Tage nach dem Jubelfeste begab sich der Jubilar zu der ihm unvergeßlichen St. Annenkirche neben Tata Giovanni und celebrirte in Gegenwart der Knaben dieser Anstalt die h. Messe an derselben Stelle, wo er vor 50 Jahren seine Primiz in so bescheidener Weise gefeiert.

---

[1]) Das Nähere in Betreff der aus Anlaß des Priesterjubiläums des Papstes gemachten Geschenke und Stiftungen findet sich in der Flugschrift: „Die Secundiz Pius' IX." Ein Gedenkbüchlein für das katholische Volk von A. Niedermayer. Frankfurt a. M. 1869.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Vorbereitende Anstalten zum allgemeinen Concil.

Daß Pius IX. über dem Jubel, der ihm als Oberhaupt der heiligen allgemeinen Kirche persönlich galt, das Wohl dieser Kirche keinen Augenblick außer Acht ließ, beweist das Gebetsjubiläum, das er gerade an seinem Jubeltage zu dem Zwecke ausschrieb, damit die Gläubigen desto eifriger und wirksamer den Beistand des heiligen Geistes für das bevorstehende allgemeine Concil erflehen möchten. Dasselbe sollte mit dem 1. Juni beginnen und bis zum Schlußtage des Conciles fortdauern.

So unterließ der Vater der Christenheit Nichts, was dem allgemeinen Concil, dieser erhabensten und heldenmüthigsten Handlung der Kirche und ihres Oberhauptes, einen glücklichen Erfolg zu sichern im Stande war; denn von dem Eifer, womit dieses Gebetsjubiläum begangen würde, sollte vielleicht mehr als von allem Anderen die gesegnete Wirksamkeit des Concils abhängen.

Im gewohnten Wechsel zwischen Freud' und Leid hatte Pius IX., kaum zwei Monate nach der jubelreichen Secundiz, wieder sein Kreuz an drei kirchenfeindlichen Staaten, zwei katholischen und einem schismatischen, nämlich an Sardinien, Oestreich und Rußland; gegen sie insgesammt erhob er in dem geheimen Consistorium vom 25. Juni klagend seine Stimme: gegen Sardinien, weil es zu den übrigen feindseligen Maßregeln gegen die Kirche noch die der Heranziehung der Geistlichen zum Militärdienste hinzugefügt; gegen Oestreich und Ungarn: wegen der unaufhörlichen, stets ärger werdenden Verletzungen der kirchlichen Rechte und Interessen; gegen Rußland, wo die Bischöfe aus ihren Diöcesen hinweg und in die Verbannung geschickt, dagegen dem Rufe des Papstes zur Theilnahme an der allgemeinen Kirchenversammlung zu folgen auf jegliche Weise verhindert worden.

Mit immer rascheren Schritten nähern wir uns nun dem großen Zeitpunkt, der einen neuen Abschnitt der Kirchen- und Weltgeschichte zu eröffnen bestimmt und daher wohl würdig war, daß er durch eine Denksäule inaugurirt würde. Die Grundsteinlegung dieser Gedenksäule fand denn auch, obschon das Concil noch nicht eröffnet war und möglicherweise Manches der Abhaltung desselben sich in den Weg legen konnte, trotz alledem — so sicher war und ist Pius IX. seiner Sache — am 14. Octbr. auf dem sehr sinnvoll dazu ausersehenen Platze vor der Kirche S. Pietro di Montorio auf dem Janiculus durch Se. Eminenz Cardinal Berardi unter Assistenz des Capitels der St. Peterskirche Statt.

Der October ist, wie wir wissen, die Ferienzeit der Römer, die Zeit der Ausflüge für die Großen. Auch der Papst war Willens, einige Tage auf dem Lande in Castell Gandolfo zuzubringen; doch gab er dieses Vorhaben auf, eines Theils, weil ihn die Vorbereitungen jeder Art für das Concil in Anspruch nahmen, andern Theils, weil er, da bereits Bischöfe angekommen und die Ankunft anderer für den laufenden Monat angesagt war, nicht wünschte, von Rom abwesend zu sein, wodurch deren erste Audienz eine Verzögerung erleiden würde. In gleicher Fürsorge ernannte der h. Vater eine eigene Commission von Prälaten,

welche für das Unterkommen der in großer Anzahl erwarteten Bischöfe zu Rom Vorbereitungen zu treffen und später die Pflichten der Gastfreundschaft zu üben haben würden. Auch ließ Se. Heiligkeit nach den Grenzstationen des römischen Gebietes den Befehl ertheilen, daß sogleich nach dortiger Ankunft eines oder mehrerer Bischöfe nach Rom deren Namen telegraphisch angezeigt würden, damit sich die Hof-Galawagen in gehöriger Zahl nach dem Bahnhofe verfügen könnten, um sie abzuholen und nach ihren Wohnungen zu führen. Insgleichen wurde verordnet, daß jedem Bischof von der päpstlichen Cavallerie vom Bahnhofe bis zu ihren Wohnungen ein Ehrengeleite gegeben werde, was sonst nur bei fürstlichen Personen in Anwendung gebracht wird.

Je näher übrigens die Zeit des Concils heranrückte, desto mehr nahmen an allen Orten und Enden, zum besten Beweis für die hohe Wichtigkeit, die auch im feindlichen Lager der weltgeschichtlichen Thatsache beigelegt ward, welche am 8. December in der Vaticanischen Basilika in's Leben treten sollte, die Kundgebungen gegen das Concil zu. Von Ricciardi's Gegenconcil in Neapel angefangen bis herab in die kleinsten Nester, rührten sich die Gegner des Concils und thaten alles Mögliche nicht nur, um dasselbe durch Schrift und That in Mißcredit zu bringen, sondern auch um die Zusammenkunft der Väter zu verhindern, oder die Versammelten wieder auseinander zu sprengen. Es waren daher Sicherheitsmaßregeln erforderlich und solche wurden auch ergriffen. Für die ganze Zeit des Concils nämlich erhielt Rom eine Garnison von ungefähr 10 Bataillonen Infanterie, und unter diesen 3 starke Bataillone Zuaven; von 3 Batterieen und 4 Schwadronen Cavallerie nebst 1000 Mann Gendarmen und einige Hunderte von Sicherheitswachen. Den Rittern des Johanniter-Ordens, die sich angelegentlich um diese Ehre beworben hatten, wurde gemeinschaftlich mit der päpstlichen Nobelgarde, die sich dieselbe nicht wollte nehmen lassen, die Bewachung des Eingangs zur Conciliums-Aula anvertraut. Ueber diesem Eingang las man die inhaltschweren Worte der h. Schrift: docete omnes gentes — „Lehret alle Völker!"

Das Geschäftliche betreffend, so wurde den betheiligten Vätern, wie es auch mit den früher nach Rom entbotenen Consultoren der Fall gewesen, über die Verhandlungen des Concils strenge Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht, eine sehr weise Maßregel, deren Nichtbeachtung, sei es durch Unvorsichtigkeit mancher Concilsmitglieder, sei es durch Gewissenlosigkeit der Drucker oder anderen von Feinden erkauften Späher, die sich ihr Vertrauen zu erschleichen wußten, sich leider sehr unheilvoll erwiesen hat. Zu seinen Legaten ernannte der h. Vater 5 Cardinäle als Vorsitzende bei'm Concil, nämlich 1) Cardinal Reisach, und als dieser zum großen Leidwesen des h. Vaters und des ganzen Episcopats bald darauf mit Tode abging, an dessen Stelle Cardinal de Angelis, 2) de Luca, den Wienern noch in gutem Andenken von der Zeit seiner Nuntiatur am kaiserlichen Hofe, 3) Bilio, Verfasser des Syllabus und ausgezeichneter Dogmatiker, 4) Bizarri, Präfect der Congregation der Indulgenz, 5) Capalti, der Ernennung nach einer der jüngsten Cardinäle und früher Professor des kanonischen Rechtes an der Sapienza. Sodann wurde

die Bildung von 4 Commissionen oder Deputationen angeordnet: 1) für die Glaubenssachen unter dem Vorsitze des Cardinals Bilio; 2) für die kirchliche Disciplin (Präsident Cardinal Caterini); 3) für die Ordens-Angelegenheiten (Präsident Joseph Andreas Bizarri); 4) für die Angelegenheiten der verschiedenen orientalischen Riten und der apostolischen Missionen, unter dem Vorsitze des Cardinals Barnabò.[1]) Als Wächter des Concils wurden ernannt die Fürsten Colonna und Orsini, und die Rolle des ersten Sekretärs fiel — was eine nicht zu unterschätzende Ehre — einem Deutschen, nämlich dem Bischofe Joseph Feßler von St. Pölten, die des Untersecretärs dem Msgr. Jacobini zu. Außerdem wurden Notare, Scrutatoren oder Stimmensammler, Promotoren, Ceremonieenmeister, Anweiser der Plätze ernannt, und sämmtlich am 2. December in der Sixtinischen Capelle vor dem h. Vater in Gegenwart von beinahe 500 Bischöfen, die bereits eingetroffen waren, vereidet. Aus letzteren wurden behufs Beurtheilung der vorgebrachten Entschuldigungen und Urlaubsgesuche, so wie der Beschwerden und Zwistigkeiten, behufs Entgegennahme und Prüfung der Anträge der Väter des Concils Commissionen niedergesetzt, deren Mitglieder, um selbst den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, aus allen Nationen erwählt waren. In der That waren bald alle Nationen vertreten, denn massenweise trafen in den letzten Tagen die Bischöfe zu Rom ein. Betrug doch, laut dem zu Anfang des Jahres 1870 in Rom selbst gedruckten Verzeichniß, die Zahl der damals bei'm Concil anwesenden Väter 764.[2]) An der Spitze besagten Verzeichnisses thront Pio Nono mit folgenden Titeln: Statthalter Jesu Christi, Nachfolger des Apostelfürsten, oberster Pontifex der allgemeinen Kirche, Patriarch des Abendlandes, Primas von Italien, Erzbischof-Metropolit der Römischen Provinz, Bischof von Rom. Die in dem Verzeichniß aufgeführten Väter sind aus Europa, Asien, Africa, America und Oceanien. Aus Europa, und zwar aus Belgien 6; aus Deutschland 19; aus Frankreich 84; aus Griechenland 5; aus Großbritannien 35 (England 13, Irland 20, Schottland 2); aus Holland 4; aus Italien 276 (Lombardei 3, Neapel 65, Sardinien 25, Sicilien und Malta 13, Kirchenstaat 143, Toscana und Modena 19, Venetien 8); aus Portugal 2; aus Rußland 1 (Mgsr. Sosnowki, Bisthumsverweser von Lublin;) aus Spanien 41; aus der Schweiz 8; aus der europäischen Türkei 12. Aus Asien: China und Japan 15; aus Hindostan und Indochina 18; aus Persien 18; aus der asiatischen Türkei 49. Aus Africa: Algier 3; aus den canarischen und azorischen Inseln 3; aus Aegypten und Tunis 3; aus Central-Africa 5. Aus Amerika: 113; aus Oceanien, Australien und Manila 13.

Nach Riten waren die Väter folgendermaßen vertheilt: Armenier 21; Bulgaren 1; Caldäer 10; Cophten 1; Griechen 3; Lateiner 704; Maroniten 4; Melchiten 10; Rumänen 2; Ruthenen 1; Syrer 7.

Nach Titeln unterschieden sich die Conciliumsväter wie folgt: Car-

---

[1]) Für die der lateinischen Sprache nicht kundigen orientalischen Mitglieder des Concils war durch beeidete Dolmetscher Fürsorge getroffen.

[2]) Die Gesammtzahl der Väter, welche auf Grund ihrer Würden berufen worden, dem Concil beizuwohnen, belief sich auf 1037. Die nicht erschienenen erhielten auf Grund ihrer Entschuldigungen vom Papst Dispensation.

dinäle 49; Patriarchen 10; Primaten 4; Diöcesan-Erzbischöfe 105; Erzbischöfe in partibus 22; Diöcesan-Bischöfe 424; Bischöfe in partibus 98; Aebte nullius d. h. unabhängige Aebte 6; Aebte mit Miter und Stab 18; Ordensgenerale 27; Prälat 1; im Ganzen 764 Väter, die an der allgemeinen Kirchenversammlung Theil hatten, von denen freilich Einige, die theils bereits krank die weite Reise über Land und Meer antraten, theils in Folge hohen Alters und der Mühseligkeiten der Reise das Zeitliche verließen. Die Strapazen, welche viele Oberhirten, die aus dem tiefen Orient oder von den Polargegenden hergereist kamen, zumal im Spätherbst und Winter und bei geringen Mitteln, zu erdulden hatten, sind unbeschreiblich. Daß sie dennoch kamen, zeugt von ihrer großen Liebe zur Kirche und von ihrer Folgsamkeit gegen das Oberhaupt derselben. Und ihrer viele kamen, gleich den Weisen des Morgenlandes, mit Schätzen und kostbaren, zum Theil sehr sinnigen Geschenken, als Peterspfennige zur Deckung der Kosten des Concils beladen, welche letztere um so erheblicher waren, als der h. Vater einen großen Theil der Bischöfe, namentlich Missions- und Ordensbischöfe wegen ihrer Dürftigkeit aus eigenen Mitteln unterhalten mußte. Daß trotz der außerordentlichen Beisteuern und der ungeschwächt fortdauernden Opferwilligkeit der katholischen Völker der h. Vater dieserhalb nicht ohne Sorge war, braucht kaum erwähnt zu werden.

Während die Oberhirten aus allen Theilen des Weltalls, von den Segenswünschen und Gebeten ihrer Diöcesanen begleitet, auf der Wanderung nach der Metropole der Christenheit begriffen waren, zeigten die Bewohner der letzteren, daß sie den Ruhm, welchen die Vorsehung durch Abhaltung des ökumenischen Concils in ihren Mauern ihrer Heimath zugedacht, vollkommen zu würdigen wußten, und bereiteten sich, einer Einladung des Cardinalvicars zufolge, einen ganzen Monat lang durch besondere Andachtsübungen und Anhörung von Predigten und Christenlehren, welche in der Kirche del Jesù gehalten wurden, und durch eine würdige Feier des Jubiläums auf die Gnaden vor, welche das Concil in Hülle und Fülle über sie würde herabfließen lassen. Daß bei nicht wenigen die Freude einen etwas materiellen Beigeschmack haben mochte, liegt in der Natur der Sache.

Am 2. Dezember fand eine Prosynodal-Versammlung Statt, worin der h. Vater die auf das Concil bezügliche Allocution verlas und in Gegenwart sämmtlicher Väter des Concils die Vereidung der höheren Beamten des Concils vornahm.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Die Eröffnungsfeier der allgemeinen Vaticanischen Kirchenversammlung.

Auf den Vorabend des Eröffnungstages der ökumenischen Kirchenversammlung hatte der Papst, wie auf die Vigilien der höchsten Festtage, ein Fasten ausgeschrieben, so daß derselbe für die Römer ein Tag der Buße und der Freude zumal war. In allen Gotteshäusern wurden besondere Andachten zur Erflehung des göttlichen Geistes unter Anrufung der Fürbitte aller Heiligen gehalten.

Um Mittag kündigte das Geläute sämmtlicher Glocken, das eine

Stunde lang andauerte und in der Morgenfrühe des nächsten Tages sich erneuerte, die Eröffnung der Vaticanischen Kirchenversammlung an. Nachmittags fuhr der h. Vater mit glänzendem Gefolge nach der Apostelkirche, um in diesem ausgezeichneten Tempel, wo Söhne des h. Franziscus den Gottesdienst besorgen, der Jungfrau ohne Makel seine Verehrung darzubringen.

Am Morgen des 8. December hatten ein paar tausend Wagen vollauf zu thun, um die Conciliumsväter und ihre Begleitung aus den verschiedenen Theilen der Stadt nach dem Vatican zu bringen, und neben der glänzenden Cardinalsequipage, von stolzen Rossen gezogen, sah man einen armen Einspänner fahren, in dem ein Bischof aus Asien oder Africa oder einem anderen Missionslande saß. . . . Die Reihe der Patres Concilii wurde von zwei Aebten eröffnet. Die Bischöfe und Erzbischöfe, nach der Zeit ihrer Präkonisation geordnet, schienen kein Ende zu nehmen; die morgenländischen waren unter sie eingereiht. Sie erregten in ihren eigenthümlichen, aber höchst reichen und kostbaren Gewändern besondere Aufmerksamkeit. Unter ihnen erschienen die drei Patriarchen von Antiochien, die von Jerusalem, Constantinopel, Babylonien, Alexandrien, Indien, (Venedig) und Cilicien. Diese Patriarchen tragen meist langwallende, weiße, wunderschöne Bärte. Bei ihrem Anblick glaubt man die ihren Grüften entstiegenen Gestalten der Erzväter aus der alttestamentalischen Vorzeit an sich vorüberwallen zu sehen. Einer der morgenländischen Oberhirten ging an der Seite des Bischofs von Osnabrück. Es war ein Mann von dunkler Gesichtsfarbe, mit schönem, wallendem Bart: auf dem Haupte trug er eine Art Barret mit langem Schleier von violetter Farbe; sein Gewand war hellblau, mit Goldblumen durchwirkt, mit gestickten Sternen besäet und mit einer ebenfalls gestickten, goldenen Verbrämung geschmückt. Ein anderer trug statt der Mitra eine Krone: sein Mantel war von rosenrother Farbe mit nicht weniger reichem Goldschmuck. Weiterhin kam Einer, dessen Kleid unten ringsum, gleich dem des Hohenpriesters im Alten Bunde, mit kleinen Glöckchen behängt war, die bei jedem Schritte leise anschlugen. Von den 700, die den Zug mitmachten, waren 600 in Mitra und Pluviale. Aber auch die Generaläbte und die Ordens-Generale in ihren vielfarbigen Trachten boten ein bewunderungswürdiges Schauspiel dar. Einzig, unvergleichlich, unvergeßlich für Jeden, der das Glück hatte, es zu sehen, war der Einzug der Väter des Concils am 8. December nach St. Peter und in die Conciliumshalle. So Etwas war in Wirklichkeit noch niemals da gewesen! So viele Oberhirten hatte selbst St. Peters Dom noch nie gesehen. Die Procession allein dauerte eine ganze halbe Stunde, obwohl sie wegen des herabströmenden Regens den kürzesten Weg genommen. Zwei und zwei schritten die Väter ernst und feierlich, zwischen einem Doppelspalier von Soldaten, und dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geschütze, und dem in langen Zwischenpausen sich feierlich respondirenden Gesange des veni Creator durch die mit stummer Verwunderung darein schauende, dichtgedrängte Menschenmasse daher. Das Gefühl, eine der feierlichsten, folgenschwersten Stunden der Weltgeschichte sei jetzt da, dieses Gefühl schien sich Allen und jedem Einzelnen sichtbar aufzuprägen.

Als nach kurzer Adoration vor dem auf der Confessio ausgestellten Sacramente die Väter in der prachtvollen, mit kostbaren Teppichen und Gemälden geschmückten Conciliums-Aula angelangt waren, und dort in den zu beiden Seiten amphitheatralisch aufgestellten, je 8 Reihen mit 11 bis 12 numerirten Sitzen, der Rangordnung nach Platz genommen hatten, wurde das h. Sacrament vom Altare der Confessio weggehoben, und der Cardinal Vicedecan (Patrizi) begann das Pontificalamt an dem in der Mitte der Aula errichteten Altare. Nach der Messe hielt der unter dem Namen Padre Luigi da Trento durch seine hervorragende Beredsamkeit bekannte Msgr. Passavalli aus dem Capuzinerorden, Bischof in partibus und Vicar an der St. Peterskirche, die Eröffnungsrede. Er sprach über den Text: „Euntes ibant et flebant mittentes semina sua etc.[1]) (Mühselig gehen und weinen, die ihren Samen säen; leichten Schrittes aber kommen in Frohlocken, die ihre Garben tragen.)" Nach vollendeter Predigt ertheilte Se. Heiligkeit unter Assistenz der Cardinäle Antonelli und Grasselini den päpstlichen Segen, worauf die Obedienzleistung statthatte.

Als sie beendigt war — es war bereits 2 Uhr — legte der h. Vater die Casel an und nun erst begann die eigentliche Eröffnungsfeier des Concils. Auf die Aufforderung des Cardinal-Diakons warfen sich alle Väter auf die Kniee und beteten eine Weile still für sich; dann erhob sich der Papst allein und sprach, so bewegt, daß seine von Thränen erstickte Stimme nicht immer zu Allen drang, jenes feierliche Gebet, das wir, so matt es sich in der Uebersetzung ausnimmt, unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben:

„Sieh' uns hier vor Dir, Herr, heiliger Geist! sieh' uns hier vor Dir; obschon arme, schuldbeladene Sünder, sind wir gleichwohl in Deinem Namen allhier besonders versammelt. O, sei mit uns und würdige Dich, in unsere Herzen herabzukommen. Lehre uns, welchen Weg wir einschlagen, was wir thun müssen, damit wir vermittelst Deiner Hülfe in Allem Dir gefallen mögen. Sei unser Heil und unserer Beschlüsse Urheber, Du, der Du allein mit Gott dem Vater und seinem Sohne glorreich und herrlich bist. Laß nicht zu, daß wir Störer der Gerechtigkeit seien, Du, der Du die höchste Billigkeit bist, laß nicht zu, daß Unkunde uns auf falsche Fährten verleite, daß sündlicher Zorn uns vom rechten Pfade abweichen mache, daß wir durch Geschenke und Ansehen der Personen uns bestechen lassen; sondern vereinige uns mit Dir auf wirksame Weise, einzig durch Deine Gnade, damit wir Eins seien in Dir, daß wir in keinem Stücke uns von der Wahrheit entfernen, daß wir, in Deinem Namen versammelt, in Allem der Gerechtigkeit im Bunde mit der Barmherzigkeit folgen, der Art, daß hienieden unser Ausspruch sich in Nichts von Deinem Willen entferne und daß wir im zukünftigen Leben den ewigen Lohn für das empfangen mögen, was wir dahier Gutes gethan haben werden."

Nach diesem schönen Gebete standen die Concils-Väter auf, die Sänger stimmten einen Vers an; darauf knieeten Jene von Neuem zum Beten nieder, standen auf und der Papst sang noch einmal mit mächtiger, weithin tönender Stimme eine Oration, Erleuchtung von Oben über das Concil herabflehend. Zum dritten Male warfen sich die Bischöfe und der Papst auf die Kniee nieder und der feierliche Gesang der Litanei von allen Heiligen hob an. Zwei Choristen der Sixtina sangen die Anrufungen und alles Volk sang die Antworten. War das eine

[1]) Ps. 125, 6.

Begeisterung in der Menge, zumal in dem Augenblick, wo der Papst sich erhob und gegen die auf den Knieen liegende hochheilige Versammlung sich wendend, zu dreien Malen die ernst feierliche Bitte sang: „Daß Du, o Herr, diese heilige Synode und alle Stände der Kirche segnen wollest! Daß Du diese h. Synode und alle Stände der Kirche segnen, regieren und erhalten wollest!“ und dann aus 100,000 Kehlen die Antwort erschallte: Wir bitten Dich, erhöre uns!

Jetzt sang der Cardinaldiakon Borromeo das Evangelium aus dem h. Lukas (X); es war jenes, welches die Aussendung der Jünger und Vorschriften für ihr Apostolat zum Gegenstande hat. Nachdem er das Evangelienbuch geküßt und den Weihrauch empfangen, ließen sich der Papst und die Väter des Concils nieder und bedeckten sich mit ihren Mitren. Hierauf begann Pius IX. die Lesung seiner Allocution. Ein Prälat in knieender Stellung hielt ihm die gedruckte Rede vor.

Der h. Vater beglückwünschte darin die Prälaten wegen ihrer so herrlichen und innigen Einigung mit dem h. Stuhle, eine Einigung, die nie größer erschienen als in diesen letzten Zeiten, die der Welt, den Engeln und den Menschen zum Schauspiel geworden, die aber auch nie nothwendiger gewesen und von welcher eine wundersame Kraft auf die Kirche des Herrn ausströme. Er erinnerte in wenigen Worten an den Endzweck des Concils: „Lehret mit uns den Weg, die Wahrheit und das Leben, wonach dieses von so vielen Kümmernissen beunruhigte Menschengeschlecht doch wohl lange schon sich sehnen muß; bemühet Euch mit uns, daß der Friede den Staaten, das Gesetz den Barbaren, den Klöstern Ruhe, der Kirche die Ordnung, den Klerikern die Zucht, Gott ein wohlgefälliges Volk wiedergegeben werden könne.“ Gegen das Ende hin erhob sich der h. Vater und die ganze Versammlung mit ihm und richtete mit einer Rührung, die in diesem feierlichen Augenblick alle Anwesenden wie ein Schauer durchrieselte, Flehgebete an den heiligen Geist, an die heilige Jungfrau, an die heiligen Engel, die heiligen Apostel Petrus und Paulus und an alle seligen Himmelsbewohner, besonders die, deren Reliquien in der Basilika ruhen.

Die Lesung der Allocution hatte ungefähr 20 Minuten gewährt. Nach einer kleinen Pause erhob sich der Papst, knieete nieder und stimmte in dem Augenblicke, wo das Decret der Eröffnung verkündigt werden sollte, das Veni Creator an, welches abermals abwechselnd von den Sängern der Sixtinischen Capelle und dem ganzen Volke gesungen ward. Nach Beendigung desselben stieg Se. Heiligkeit auf ihren Thron zurück und nun begann — auf besonderen Befehl des h. Vaters — bei offenbleibenden Thüren — die eigentliche Concils-Eröffnung.

Der Bischof von St. Pölten, als erster Secretär des Concils, bestieg die Canzel und las das Eröffnungsdecret vor, die Frage beifügend, ob solches den Vätern genehm sei, worauf sofort zur Abstimmung geschritten ward. Als Alle mit dem Worte placet ihr Ja gesagt, erhob sich der h. Vater, verkündigte das Resultat der Abstimmung und proclamirte mit lauter Stimme das Decret mit der für alle Beschlüsse des Concils feststehenden Formel: Nosque, sacro approbante concilio, ita decernimus, statuimus, atque sancimus ut lecta sunt. (Und Wir, unter Zustimmung des heiligen Concils, beschließen, setzen fest und genehmigen die Decrete so wie sie vorgelesen worden.) Darnach ward in der nämlichen Weise, nach eingeholter Zustimmung aller Betheiligten, vom heiligen Vater die nächste öffentliche zweite Sitzung auf den 6. Januar des nächsten Jahres, das Fest der h. drei Könige, anberaumt. Die erste feierliche Sitzung war zu Ende. In das Te Deum, welches der Papst

intonirte und womit die Feier schloß, stimmten begeistert die versammelten Tausende ein. Und wie hätten sie dießmal nicht mit ganz absonderlicher Macht ergreifen sollen, die von der goldenen Wölbung des St. Petersdomes wiederhallenden Worte: „Dich, Ewiger, bekennt über den weiten Erdball hin die heilige Kirche..... Du, Christus, bist der König der ewigen Glorie..... Du erschlossest, nachdem Du des Todes Stachel zerknickt, Denen, die an Dich glauben, das Reich der Himmel..... Rette, o Herr, Dein Volk und segne Dein Erbe..... Hernieder zu uns komme Dein Erbarmen, wie wir gehofft zu Dir. Ja, auf Dich, o Herr, habe ich gehofft, ewig werde ich nicht zu Schanden werden.“....

Diese letzteren Worte tief im Herzen, zog sich der Hirt der Hirten nach beinahe 8stündiger Anstrengung in das Innere des Vaticans zurück, ohne daß er, wie er Msgr. Ricci versicherte, die geringste Ermüdung fühlte.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Das Jahr 1870. — Die zweite, dritte und vierte Sitzung des Vaticanischen Concils. — Der deutsch-französische Krieg. — Vertagung des Concils. — Räuberischer Einfall der Piemontesen in Rom. — Das Jahr 1871. — Des Papstes 25jährige Amtsfeier. — Victor Emmanuels Einzug in Rom. — Scheinbarer Sieg des Bösen. — Ueberblick über Pius' IX. Thätigkeit als Papst. — Ende.

Am 28. December, also 20 Tage nach der Eröffnung, nahmen die eigentlichen Verhandlungen des Concils ihren Anfang.

Am 6. Januar 1870 fand die zweite öffentliche feierliche Sitzung statt. Die Väter legten das tridentinische Glaubensbekenntniß ab; der h. Vater ging voran. Für die Väter las Bischof Valenziani die Glaubensformel, welche die Prälaten, zum päpstlichen Throne vortretend, einzeln beschworen, die Orientalen in ihrer Landessprache. Den Schluß machte das Te Deum und der päpstliche Segen.

Am 14. Januar 1870 begannen die Verhandlungen des Schema über die kirchliche Disciplin, nachdem Tags zuvor in der Kirche des deutschen Hospizes „Anima“ ein feierliches Requiem für den am 26. Dec. v. J. verstorbenen Cardinal Reisach war gehalten worden.

Mittlerweile leistete die kirchenfeindliche Presse ihr Möglichstes, das Concil und namentlich diejenigen Bischöfe, die der päpstlichen Unfehlbarkeit sich zugeneigt erklärten, in den Augen der Welt verhaßt und lächerlich zu machen. Unter den Vorwürfen, welche dieselbe gegen das Concil erhob, stand der des Mangels der Redefreiheit oben an. In Bezug hierauf ist das Zeugniß eines abgefallenen Priesters, des wegen seines Bücherdiebstahls in Petersburg nach Sibirien verbannten Dr. Pichler, gewiß von schlagender Wichtigkeit. Derselbe äußerte sich in der Wiener „Presse“ (8. April) darüber folgendermaßen: „Bezüglich des Hauptvorwurfs, der gegen das Concil erhoben wird, nämlich des Mangels an Freiheit, haben wir uns in Rom selbst ein ganz anderes Urtheil gebildet. Es will uns scheinen, daß noch kein Concil freier und unabhängiger gewesen sei, als das gegenwärtige. Die constitutionelle Minorität hat zu allen Zeiten über Mangel an Freiheit geklagt. Die Infallibilisten verdienen nicht die Herabsetzung, welche in den „Römischen Briefen“ ihnen zu Theil wird. Wir gehören wahrlich nicht zu denselben, aber „Suum cuique (Jedem das Seine)“.

Am 19. April hatte die 46. General-Congregation und am 24. desselben Monats die dritte öffentliche Sitzung des Concils bei geöffneten Thüren, angesichts eines zahlreichen, tief ergriffenen Publicums Statt. In ihr kam die dogmatische Constitution über den katholischen Glauben und zwar das 1. Hauptstück: Von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, das 2.: Von der Offenbarung, das 3.: Von dem Glauben, das 4.: Von dem Glauben und von der Vernunft — zur Verlesung. Darauf erfolgte die feierliche Anfrage an die Väter und die Einsammlung der Stimmen. Alle anwesenden Mitglieder des Concils, 667 an der Zahl, stimmten ohne Ausnahme mit Placet.

Am 1. Mai traten diejenigen Väter, welche die Adresse gegen die in Aussicht stehende Unfehlbarkeits-Erklärung unterzeichnet hatten, zusammen und beschlossen, eine Commission an den Papst zu senden, die ihn bewegen solle, die Vorlage des Decretes der Unfehlbarkeit zurückziehen zu lassen. Dieselbe wurde in den Nachmittagsstunden vom Papste empfangen. Pius IX. erklärte, auf solche Weise keinen Machtspruch gegen die bedeutend größere Anzahl, welche die Discussion über die Unfehlbarkeit verlangt habe, thun zu dürfen und die Angelegenheit vor das Concil gelangen lassen zu müssen. Diese Erklärung war correct und macht dem persönlichen Glauben, wie der amtlichen Stellung des obersten Lehrers der Christenheit alle Ehre.

Am 18. Juli hatte die 4. öffentliche Sitzung des vaticanischen Concils Statt. In ihr wurde die dogmatische Constitution über die Kirche Christi und zwar das 1. Hauptstück: Von der Einsetzung des apostolischen Primates in der Person des h. Vaters, das 2.: Von der immerwährenden Fortdauer des Primates des h. Petrus in den römischen Päpsten, das 3.: Von der Bedeutung und Beschaffenheit des Primates des römischen Papstes, das 4.: Von dem unfehlbaren Lehramte des römischen Papstes — verlesen. Von den anwesenden 535 Vätern stimmten 533 mit Placet, 2 (aber nur für den Augenblick) mit non placet. Nahezu 200 Bischöfe waren vorher vom Concil abgereist. Die große Mehrzahl derselben hielt jedoch an der feierlich erklärten Lehre fest und die verschiedenen Bischöfe, die aus rechtmäßigen Ursachen der Sitzung nicht beiwohnen konnten, hatten zuvor ihre Zustimmung zu derselben schriftlich erklärt, so daß am 18. von den circa 900 stimmberechtigten Concilsmitgliedern nur noch etwa 70 ihre Zustimmung nicht erklärt hatten; sie sandten dieselbe jedoch ohne, oder wenigstens mit ganz geringer Ausnahme, bald nach ihrer Rückkehr in ihre Sprengel, der Eine früher, der Andere später, aber alle in obsequium fidei — in schuldiger Unterwerfung unter den Ausspruch des h. Geistes — dem h. Vater zu Rom nach, so daß, was ein wahrhaft erhebendes und tröstendes Schauspiel ist, nunmehr der gesammte katholische Episkopat, die uralte, nur in ihrer dermaligen Fassung neue Lehre der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes gläubig und rückhaltslos als Offenbarungslehre anerkennt.

Die Vorsehung fügte es, daß die Dogmatisirung dieser Wahrheit eben jetzt, so zu sagen noch vor Thorschluß geschah, und beurkundete die so vielfach bestrittene Opportunität derselben auf das Schlagendste durch die unmittelbar darauf folgenden Ereignisse, nämlich den Abfall einiger

Dutzende sich selbst für unfehlbar haltenden Professoren, den eitlen Hoftheologen Ignaz v. Döllinger an der Spitze, den deutsch-französischen Krieg und die Einnahme Rom's durch den Raubkönig von Italien, Ereignisse, die, wie sie die Vertagung des Vaticanischen Concils auf unbestimmte Zeit nothwendig machten, auch das Zustandekommen fernerer allgemeiner Kirchenversammlungen höchst problematisch erscheinen lassen.

Gleichzeitig mit der verhängnißvollen, unter zuckenden Blitzen und rollendem Donner verlaufenen 4. Sitzung des Vaticanischen Concils, am 18. Juli, erklärte Napoleon III. aus einem Anlaß, über den noch ein Dunkel schwebt, dem Könige von Preußen den Krieg, der von vorneherein, wie es den das Regiment führenden Freimaurern im beiderseitigen Lager gewiß erwünscht war, für den heil. Stuhl das Allerschlimmste befürchten ließ. Der nunmehrige Exkaiser, der wider Erwarten den Kampf mit ganz Deutschland, Oestreich ausgenommen, aufzunehmen hatte, rief das französische Besatzungsheer aus Rom und dem römischen Gebiete ab und überantwortete den Papstkönig der bekannten Ehrlichkeit des Re galantuomo, den er zum Scheine an die durch die September-Convention eingegangenen Verbindlichkeiten erinnern ließ, dem er jedoch in Wahrheit für den Fall seines Sieges über Preußen, woran er nicht zweifelte, insgeheim Rom als Hauptstadt Italiens zugesichert hatte. Am 4. Aug. 1870 verließen die ersten Soldaten Napoleons den Kirchenstaat und — an demselben Tage ward die erste Schlacht von Weißenburg verloren; am 6. Aug. verabschiedete sich der Commandant der Schutztruppen, General Dumont, bei'm Papst, und — an dem selbigen Tage ward die Schlacht von Wörth verloren; am 14. Aug. schifften sich die letzten Soldaten in Civita-Vecchia ein, und — es ward die erste der drei entscheidenden Schlachten bei Metz verloren. Am 2. Sept., demselben Tage, wo Napoleon zehn Jahre vorher in einer geheimen Zusammenkunft mit den Agenten des Sardenkönigs seine Zustimmung zur Beraubung des Papstes gegeben hatte, ging die Entscheidungsschlacht bei Sedan und mit ihr für Napoleon III. Krone, Reich und — Ehre verloren.

Anstatt in allem Diesem ein Gottesgericht zu erblicken, überschritten in der Nacht vom 10. auf den 11. Sept. italienische Soldaten, auf Befehl ihrer Regierung, unter dem erlogenen Vorwande, die Garibaldianer (die als solche nicht da waren) abzuhalten und die Ordnung wiederherzustellen (die trotz ihrer Aufreizungen nirgends gestört war) das bisher noch dem Papste gebliebene Gebiet und zogen, 60,000 gegen 14,000 Mann, am 20. Sept. Vormittags 10 Uhr in Rom ein. Die päpstlichen Truppen leisteten mannhaften Widerstand und zogen sich nur auf den ausdrücklichen Befehl des Papstes, der unnützes Blutvergießen verhindern wollte, aber kräftig gegen die Gewaltthat Italiens protestirte, zurück. Eine auffallend perfide Rolle spielte bei den Capitulationsverhandlungen der preußische Gesandte, Graf von Arnim. Dagegen zeigten die Bewohner der Hauptstadt, wie der h. Vater es ihnen wiederholt bezeugte, eine ehrenwerthe, nur allzu thatlose Anhänglichkeit an ihr rechtmäßiges Oberhaupt. Pius IX. bewahrte auch in dieser Katastrophe die an ihm gewohnte, fast übermenschliche Seelenruhe. Als am 10. Sept. der Graf Ponza di San Martino ihm ein Schreiben des Königs überreichte, sagte er, nachdem

er es gelesen, bloß dieses: „Schöne Worte, aber häßliche Thaten!" Und als der Graf von den Garantieen sprechen wollte, die Italien ihm für den Glanz und die Unabhängigkeit seiner geistlichen Stellung zu bieten bereit sei, unterbrach ihn der Papst mit den Worten: „Ihr seid übertünchte Gräber, ich glaube und vertraue Euch nicht und kann und werde mich in keine Discussion der mir gemachten, ganz unannehmbaren Vorschläge einlassen. Ich bin zu Allem bereit, nur nicht zum Verrath meiner Pflichten."

Um die Welt glauben zu machen, daß Rom, des päpstlichen Joches überdrüssig, freiwillig sich dem „Könige von Italien" in die Arme geworfen, wurde am 2. October das Possenspiel eines Plebiscits, einer sogenannten Volksabstimmung, in Scene gesetzt. Unter den in Rom wohnenden Römern männlichen Geschlechts votirten nur 6000. Die 40,856 Ja wurden durch 20,000 Emigrirte, entlassene Sträflinge, Juden, und was am Lächerlichsten ist, durch die in Rom anwesenden Fremden, wie Franzosen, Engländer, Schweizer, Deutsche und andere Nationen ergänzt. Im Ganzen fanden sich nur 46 Nein. Mancher votirte 12 Mal, indem er an jedem Platze (es waren deren 12) sein Votum abgab. So fanden sich leicht 40,856 Ja.

Wie bei den früheren Angriffen auf das Gebiet des Kirchenstaates, durchhallte auch dießmal, aber viel lauter und nachhaltiger, ein Schrei der Entrüstung den ganzen katholischen Erdkreis. Katholiken-Versammlungen (z. B. in Mecheln, Fulda, Genf), Bittgänge, Adressen an die Fürsten, vor allem an Preußens sieggekrönten, mächtigen König und demnächstigen Kaiser — Alles vergeblich. Die nämlichen Monarchen, die im Jahre 1849 eine lobenswerthe Bereitwilligkeit zur Wiederherstellung der Souveränetät des Papstes an den Tag gelegt: jetzt scheint aller Rechtssinn in ihnen erloschen, alles Gefühl für Ehre in ihnen erstorben, alle Einsicht von ihnen gewichen. Nur eine einzige Republik in Südamerica, Ecuado, hatte den ehrenvollen Muth, gegen den das Jahrhundert entehrenden Raub Einsprache zu erheben. Die unparteiische Geschichte wird diesen Einspruch mit unvertilgbaren Lettern in ihren Jahrbüchern vermerken.

Unter so traurigen Umständen nahete ein Fest, das, so lange die Welt steht, nicht dagewesen und das der Volksglaube schier für unmöglich hielt, das Fest eines 25jährigen Papstjubiläums. Am 16. Juni 1871 waren es nämlich volle 25 Jahre, seitdem Johann Maria Mastai als Pius IX. das Kreuz des Pontificats auf seine Schultern genommen. Obwohl gewissermaßen ein Gefangener in seinem eigenen Palast, war er dennoch an diesem und den nachfolgenden Tagen, wie 3 Jahre zuvor, der Gegenstand der wärmsten, ehrfurchtvollsten Huldigungen der ganzen katholischen Welt in einer Weise und in einem Maße, wie man es bei solcher Zeitlage kaum hätte erwarten dürfen. Die Katholiken Preußens, obwohl die Regierung, d. h. Fürst Bismarck, in unbegreiflicher Rücksichtslosigkeit Alles aufbot, die religiöse Festfreude in eine politisch-soldatische, die mit Rom Nichts gemein habe oder geradezu gegen Rom gerichtet sei, zu ersticken, blieben dennoch in ihren Kundgebungen hinter keiner Nation zurück; ja, Deutschland, das dem Herzen des apostolischen Greises so tiefe Wunden geschlagen, Deutschland legte auch diesmal wieder einen lindernden Balsam über dieselben. Nur das aus Blut und Trümmern kaum

wieder zu sich gekommene Frankreich war wider Willen im Reigen der Glückwünschenden nur spärlich vertreten; am zahlreichsten Italien und zwar durch Italiens Jugend.

Wenige Tage nach dieser Feier (am 2. Juli) hielt, unfähig, der stets reißender werdenden revolutionären Strömung länger zu widerstehen, der subalpinische König, umgeben von fast allen Vertretern der europäischen Mächte, der Botschafter des neuen deutschen Reiches an der Spitze, seinen Einzug in das zur Hauptstadt Italiens erhobene oder vielmehr herabgewürdigte Rom, um es nach 36stündigem Aufenthalte wieder zu verlassen. Der Jubel, mit dem der Eindringling empfangen wurde, war kein Jubel römischer Bürger, sondern bezahlter Piemontesen oder römischen Gesindels, wie es dessen in allen Großstädten die Menge giebt. Die eigentlichen Römer haben erst unlängst in einer Adresse mit 27,000 Unterschriften ihrem geliebten Herrscher ihre Herzenswünsche kundgethan.

So hat denn die in der Loge ausgebrütete und großgezogene Revolution ihr nächstes Ziel erreicht: Das Papstthum ist seiner zeitlichen Unterlage beraubt, der Papst ein Gefangener im Vatican; dicht neben ihm, im entweihten Quirinal, thront sein Bedränger; anstatt des heiligen allgemeinen Conciliums hat das Central-Comité aller Freimaurer Italiens seinen Sitz in der Stadt der Apostel aufgeschlagen. Ob auch das fernere Ziel der mit dem deutschen Protestantismus enge verbündeten, in allerhöchster Gunst sich sonnenden Freimaurerei, die Vernichtung der geistlichen Macht und des verfehmten „Ultramontanismus", gelingen wird? Uns ist nicht bange, ebenso wenig wie unserm glorreichen Vorkämpfer auf St. Petri Stuhl, dessen Muth und Zuversicht, wie gewisse Aeußerungen von ihm glauben lassen, in Offenbarungen wurzeln, die sich der gemeinen Kenntniß entziehen. Uns genügt an der bekannten göttlichen Verheißung: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.[1])

Ueberblicken wir schließlich die Thätigkeit, welche Pius IX. während seines 25jährigen Pontificats in der dem Papstthum eigenen dreifachen Kraft, schaffend, erhaltend und heiligend entfaltet hat, so werden sie finden, daß er in jeder dieser Beziehungen groß, ja unübertroffen dasteht.

Was seine schöpferische Thätigkeit angeht, so erstreckte sie sich nicht bloß auf ein Land der Erde oder auf einen Zweig seiner Amtsführung. Während wir ihn im fernsten Asien und Australien, in Süd- und Nord-America und selbst in den unzugänglichsten Wüsten Africa's nicht weniger als 15 Apostolische Vicariate, 1 Apostolische Delegation und 6 Apostolische Präfecturen, somit 22 oberhirtliche Missionsstätten errichten sehen, finden wir ihn beinahe beispiellos schöpferisch thätig in Errichtung neuer Erzbisthümer und Bisthümer, ja ganzer Kirchenprovinzen. In den fremden Welttheilen allein schuf Pius IX. 6 Erzbisthümer (wovon 5 frühere Bischofssitze waren) und 67 neue Bisthümer, somit nebst den 22 Apostolischen Vicariaten nicht weniger als 90 oberhirtliche Stühle bloß für die außer-europäischen Länder.

Und wie in dem fernen Ausland, so in den einheimischen Reichen

[1]) Math. 16, 18.

Europa's, in Oestreich, in Frankreich, in Spanien, in Italien, in Holland und England, wo er zusammen 19 Erzbisthümer neu gründete (wovon 12 vorher schon Bischofssitze waren) und denselben 40 neue Bisthümer beigesellte, so daß, wenn man sämmtliche durch Pius neuerrichtete oberhirtliche Stühle zusammennimmt, sich mit den zu Erzbisthümern erhobenen Bischofssitzen als neu errichtet ergeben: 25 Erzbisthümer, 107 Bisthümer, 22 Apostolische Missionsstätten mit bischöflichen Oberhirten, Gesammtsumme 154 neue oberhirtliche Stühle. Schätzt man die erzbischöflichen und bischöflichen Stühle, die in partibus mit eingerechnet, im Ganzen auf 1000, so kann man wohl sagen, daß Pius IX. während seines 25jährigen Pontificats bereits nicht weniger als zwei Drittheile derselben, theilweise wohl zum zweiten Male besetzt hat; denn die Anzahl der von ihm ernannten Bischöfe beläuft sich auf weit mehr denn 800. — Von den gegenwärtig lebenden 53 Cardinälen verdanken 41 dem jetzt regierenden Papste ihren Purpur; 89 sah er vor sich her in die Gruft sinken.

Die erhaltende Kraft des Papstthums äußert sich hauptsächlich auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitten —, denn hier wird nichts Neues geschaffen, sondern das bereits Vorhandene und von Alters her Ueberlieferte nur von Neuem in Erinnerung gebracht, den Verhältnissen angepaßt und neuerdings sicher gestellt. In dieser Beziehung hat Pius IX., abgesehen von den mit nicht weniger als 9 Regierungen abgeschlossenen Concordaten, von den vielen zur Regelung der wechselseitigen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, mit gutgesinnten und feindseligen Staatsregierungen, wie denen von Piemont und Rußland, gepflogenen Verhandlungen, abgesehen ferner von den zahllosen Schreiben an die Bischöfe der verschiedensten Länder, so wie von der Gründung einer eigenen Congregation für die Angelegenheiten der orientalischen Kirchen — seine oberhirtliche Thätigkeit hauptsächlich durch drei feierliche Acte von unberechenbarer Tragweite dargethan, nämlich durch die am 8. December 1854 erfolgte dogmatische Entscheidung und Feststellung der Glaubenslehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, durch die berühmte Encyclica vom 8. December 1864 und zu allerletzt durch die Einberufung des allgemeinen Vaticanischen Concils, das seiner wesentlichen Aufgabe gemäß keineswegs eine neuschaffende, sondern nur eine erhaltende, den göttlich überkommenen Glauben wahrende, gegen die Angriffe der Neuzeit schirmende und sicherstellende, die alte Kirchenzucht durch neue oder erneuete Decrete den dermaligen Zeitverhältnissen anpassende Thätigkeit in Anspruch nahm und bis zu seiner Vertagung (20. October) wirklich entfaltete.

Was endlich die heiligende Kraft des Papstthums angeht, wie großartig und erfolgreich wirkend tritt uns Pius IX. auch hier entgegen! Steht er nicht selber als ein Heiliger vor uns? Uebt nicht jedes Wort, das er spricht, jede Allocution, die er hält, jedes Jubiläum, das er ausschreibt, jede Bannbulle, wodurch er das Böse und die Bösen verurtheilt, eine heiligende Kraft auf die Glieder der Kirche aus? Und sind nicht die nahezu 300 Martyrer und Bekenner, welche Pius IX. in 18 Kanonisationen und 14 Seligsprechungen unter die Zahl der Seligen und Heiligen aufgenommen hat, ebenso viele lebendige, aus unserer Mitte herausgehobene und uns zur Nachahmung vorgestellte Beispiele, um das

sittliche Gefühl zu heben und für das Streben nach vollendeter Heiligkeit zu begeistern? Und daß diese Beispiele nicht vergebens aufgestellt worden, ja, daß diese von der Person des Papstes, gewissermaßen als eines Martyrers und Bekenners selber, ausstrahlende Heiligkeit nicht ohne Einfluß bleibt, beweisen im fernen Asien, in Tonkin und Cochinchina, in Korea und China die neuen und zahlreichen Schaaren von Blutzeugen, die für den Glauben ihr Leben geopfert, das bezeugen die Tausende, die für den Glauben und des Glaubens Sache auf dem blutigen Felde der Ehre ihre Tapferkeit und ihren Heldenmuth bewährt, das bezeugen die verschiedenen Orden, die auf den Schlachtfeldern, in Spitälern und Schulen unzählige Helden und Heldinnen christlicher Liebe geliefert, das bezeugt das Wiederaufleben der Glaubensflamme in Frankreich, in Oestreich, in Belgien, in allen katholischen Ländern, zumal in Italien, wo die Verfolgung die bewundernswürdigsten Tugenden an's Licht bringt, das bezeugen die zahllosen Rücktritte aus dem seiner Auflösung mit Riesenschritten entgegengehenden Protestantismus in den Schooß der katholischen Einheit. England, wo binnen 5 Jahrzehnten die Zahl der Katholiken von 60,000 auf 2 Millionen gestiegen, Deutschland, (trotz der neuprotestantischen Bewegung, die sich hier und dort, von verblendeten Staatslenkern geschürt, kundgiebt), Holland berechtigen zu den erhebendsten Hoffnungen. Das stramm lutherische Schweden sieht sich, wenn auch widerstrebend, genöthigt, die despotischen Staatsgesetze, welche die Ausbreitung des Katholicismus daselbst verfehmen, wenigstens in etwas zu mildern. Das russische Schisma, das den Glauben Rom's in Polen mit Stumpf und Stiel vernichten will, wird durch der Polen und Litthauer Standhaftigkeit in Schach gehalten. Das griechische Schisma vermag weder die sich bekehrenden Bischöfe, noch die Nationalitäten, die, wie die der Bulgaren und Armenier, sich von ihm trennen, um zur Römischen Einheit zurückzukehren, zurückzuhalten. In Africa vervielfältigen sich die Missionen; Algerien und Senegambien gehören einer katholischen Nation; Marocco wurde von Spanien zu größerer Duldung gegen die Christen genöthigt, und die Glaubensboten verdoppeln ihre Thätigkeit, um unter den Bevölkerungen Central-Africa's, die der Erkenntniß der Wahrheit so lange unzugänglich gewesen, dem Evangelium Raum zu schaffen. In Asien ist Indien für die Lehre Jesu gewonnen, Cochinchina, das unlängst dem Glauben so viele Blutzeugen geliefert hat, findet die Freiheit des christlichen Bekenntnisses wieder; gleiche Freiheit sichern Friedensverträge den Christen in China zu; Japan steht an der Schwelle einer neuen, christlichen Aera. In America, namentlich in den Vereinigten Staaten, nimmt — Dank der dort zur Wahrheit gewordenen „freien Kirche im freien Staate" — die Zahl der Diöcesen und der Katholiken so reißend zu, daß der Heidenstämme nur noch wenige übrig bleiben. In Oceanien endlich, in Neu-Holland, auf den kleinsten Inseln begegnen wir blühenden Christengemeinden. Und dieses Alles, nebst des Allmächtigen Obhut, unter dem Hirtenstabe, unter der schaffenden, erhaltenden und heiligenden Thätigkeit des in seiner Schwäche so starken, in seiner Demuth so erhabenen, in seiner Geduld so unüberwindlichen, in seiner Liebe so himmlischen Papstes und Herrschers.

Pius' IX.!

Ihm daher ertöne aus der Tiefe jeder katholischen Brust Lob, Preis und Dank, und jeder katholische Mund stimme freudig ein in den schönen, von einem bereits heimgegangenen Kirchenfürsten gedichteten Hymnus, dessen Segenswunsch wir tiefbewegt zum unsrigen machen, und der also lautet:

Wo sich Petri Dom erhebet,
Roma ew'ger Ruhm umschwebet,
Tönt's aus frommer Brust gesungen,
Tönt's in aller Völker Zungen:
    Segen Pius, unser'm Vater,
    Gottes Segen, langes Heil!

Und die sieben Hügel schallen
Mit des Vaticanes Hallen,
Selbst der Heil'gen stumme Grüfte
Rufen weithin in die Lüfte:
    Segen Pius, unser'm Vater,
    Gottes Segen, langes Heil!

Und es schallt in gleicher Weise
Auf dem ganzen Erdenkreise,
Von den Bergen, Eb'nen, Meeren
Tönet es in Andachtschören:
    Segen Pius, unser'm Vater,
    Gottes Segen, langes Heil!

Engel, mischet in die Klänge
Uns'res Sang's auch eure Sänge,
Daß es fort begeistert schalle,
Bis vom Sterngewölbe halle:
    Segen Pius, unser'm Vater,
    Gottes Segen, langes Heil!



Inhalt.

Erstes Buch.

Von Johann Maria Mastai-Ferretti's Geburt bis zu dessen Erwählung als Papstkönig. 1792—1846.

Zweites Buch.

Von Mastai's Thronbesteigung als Papst Pius IX. bis zu dessen triumphirender Rückkehr aus Gaëta und Portici. 1846—1850.

Drittes Buch.

Von der triumphirenden Rückkehr Pius' IX. aus Portici bis zur Feier seines 25jährigen Papstjubiläums als entthronter, von allen Fürsten im Stiche gelassener Monarch. (1850—1871.)



Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Berichtigungen.

Seite	35	Zeile	7	von	unten	statt	„welchen“	lies	„dessen Schöpfung“.
=	=	=	6	=	=	=	„Borgi“	=	„Der Direktor“.
=	=	=	5	=	=	=	„seiner“	=	„Borgi's“.
=	=	=	3	=	=	=	„Wohlthäter“	=	„Berichterstatter“.
=	140	=	7	=	oben	=	„1667“	=	„1655“.
=	191	=	12	=	unten	=	„12. Juni“	=	„14. Juni“.
=	213	=	11	=	oben	=	„der Predella“	=	„dem sog. Suppedaneum“.

